NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08176145 8

Digitized by Google

*D1
GRENZBOTEN

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

62. Jahrgang

Zweites Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1903

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1903 L

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1903. Zweites Vierteljahr

Politik, Kolonialwesen, Geschichte, Heer und Marine

Seerüstungen. S. 9.
Judentum und Christentum im Römischen Reiche. S. 14. 73.
Nationalität und Kultur. Von Otto Kaemmel. S 57.
Bismarck in Varnhagen v. Ensrs Tagebüchern. S. 81.
Deutschland vor der Reichstagswahl. S. 117.
Bewußtes und unbewußtes Streben im staatlichen Leben des Reichslandes. Von Richard Seeft. S. 124. 185.
Die Sprengung der Dresdner Brücke durch Davoust am 19. März 1813. Von Gustav Buchholz. S. 141.
Die politische Zukunft der amerikanischen Staatenwelt. S. 181.
Roon. Zu seinem hundertsten Geburtstage. S 245. 382.
Zollvereine. Von L. O. Brandt. S. 317. 391.
Der Malmöer Pfandvertrag von 1803. S. 324.
Nochmals die Reichstagswahlen. S. 435.
Gibraltar und Marokko. Von Otto Schulz. S. 441.
Wie Hawaii den Vereinigten Staaten einverleibt wurde. Von Wilhelm Strigrrwald. S. 497.
Das Emporkommen Bonapartes. Von Gottlob Egrlhaaf. S. 523.
Villa Glori. Von Otto Kaemmrl. S. 681. 763.
*Die maritime Entwicklung der Vereinigten Staaten. Von Rogallavon Biebrrstein. S. 743.

Volkswirtschaft, Rechtspflege, Kirche, Universität und Schule

Deutsch-preußische Kirchenpolitik. S. 1.
Der Seemann und seine soziale Lage. Von E. Fitgrr. S. 67.
Das englischr Rechtswesen. Von Hugo Bartrls. S. 132. 192.
Katholisch und Römisch. S. 241.
Die Bauernzustände im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. S. 256.
Der deutsch-evangelische Kirchenbund. S. 307.
Die Landflucht der Richter. S. 401.
Zur Reform des philosophischen Doktorats. Von Magnus Freiherrn v. Welck. S. 405.
Lex Douglas und Gasthausrrform. Von W. Plessing. S. 448.
Die englischr Strafrechtspflegr. Von Hugo Bartrls. S. 502. 572.
Ein böhmisches Klerikerleben. S. 514.
Der Protestantismus in Italien. Von Wolfgang C. L. Stein. S. 558.
Der Arbeiter und der Getreidezoll. Von Robrrt Wuttke. S. 621.
Frömmigkeit und Religionsunterricht. Von Heinrich Bassrrmann. S. 638.
Parlamentarischr Experimentaljurisprudenz. Von Eugen Josrf. S. 681. 755.
Haftpflichtversicherung. Von Alfrrd von Weinrich. S. 750.

Literatur und Kunst

Über den Einfluß der Wissenschaft auf die Literatur in der lrzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Von Grrhard Grau. S. 201.
Maria von Magdala. S. 458.
Leipziger Dramaturgie. 1. Maria Stuart. S. 464. 528.
Die Medici bis zum Tode Lorenzos des Prächtigen. S. 589. 650.
Kunstbetrachtungen. S. 701. 771.

Verschiedenes

Vom Hohenstaufen zum Hohrnzollern. Eine Fußwanderung. S. 23. 88.
Dein Wort soll uns genügen. S. 29.
Das wundertätigr Schlangenkraut in Sagen, Myten und Märchen. S. 85.
Allerhand Sprachdummhrtten. S. 214.
Die Kantorrigesellschaft zu Oschatz. Von Johannrs Rautrnstrauch. S. 264.
Die Frauenbewegung während der französischen Revolution. Von M. Thamm. S. 332.
Männerbünde. S. 373.
Ein neuer wertvoller Bundesgenossr im Kampfr gegen die Tuberkulose. S. 583.
Zur Geschichte des Rettungswesens an der deutschen Küste. Von Ludwig Krmmrr. S. 628.
Eine Übersiedlung vor hundert Jahren. Von C. F. Specht. S. 657.
Bilder von der Röder und der Pulsnitz. Von O. E. Schmidt 3. Zabeltitz. S. 709. 779.
Alte Redensarten neu erklärt. S. 721.

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben. Von Fritz Anders. Drittr Rrihe. 11. Der Mutterwitz. S. 31. 12. Dornen. S. 412.
Feuer. Erinnerung aus dem russischen Polizeileben. Von Alexander Andreas. S. 40. 100. 160. 222. 284. 348.
Im Lazarett. 1. S. 153. 2. Ars moriendi. 218. 3. Erzählung des Mobilgardistrn. S. 276. 4. Dir barmherzigr Schwrstrr. S. 340.
Der Marquis von Marigny. Einr Emigrantengeschichte. Von Julius R. Haarhaus. S. 473. 538. 588. 662. 724. 787.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Von der Krisis des Christentums. S. 50. — Etwas von Houston Stewart Chamberlain. S. 52. — Ein katholischer Priester übrr wriblichr Erziehung. S. 54. — Frei zum Dirnst. S. 55. — Finnland. S. 108. — Zwei Rabbiner über den Talmud. S. 109. — Illusion moderner Kinder. S. 111. — Vom neuesten Turmbau zu Babrl. S. 169. — Die Polrnnot im deutschen Osten. S. 173. — Schlechte politische Sittrn. S. 173. — Drr Wachsstock. S. 232. — Kulturprobleme. S. 286. — Dir Erdr und das Leben. S. 298. — Eine Frage an dir Literaturtechniker. S. 298. — Geschichte der Wandalrn. S. 300. — Englische Macht- und Finanzpolitik. S. 358. — Bismarcks Briefr an seinr Gattin aus dem Kriege 1870/71. S. 360. — Adlichr

und bürgerliche Landräte in Preußen. S. 363. — Noranarrheit. S. 364. — Geschichte der Familie von Kalb. S. 365. — Ein deutsches Kaisergrab in Rom. S. 366. — Jaurès und Vandervelde. S. 425. — Die Trusts und die Zukunft der Kulturmenschheit. S. 428. — Der Kaiser im Vatikan. S. 481. — Das Widerstreben Englands gegen Deutschland im mittlern Orient. S. 483. — Politische Lyrik. S. 486. — Zu der Frage des deutsch-evangelischen Kirchenbundes. S. 490. — Unsere Stellung zum Vatikan einst und jetzt. S. 546. — Der gegenwärtige Stand der Schulfrage. S. 548. — Die Bekämpfung der Trunksucht in einer deutschen Volksheilstätte für Trinker. S. 550. — Moritz Lazarus. S. 605. — Kartelle oder Monopole. S. 607. — Die Sage vom Rodensteiner. S. 609. — Schülerreisen. S. 612. — Makedonien. S. 669. — Über die Lage im Jangtsekiangtal. S. 673. — Vom neunten internationalen Kongreß gegen den Alkoholismus. S. 674. — Die Bärte vor und nach dem Jahre 1848. S. 677. — Deutschland und Italien. S. 733. — Obrenowitsch und Karageorgiewitsch. S. 735. — Deutscher Parnaß in Berlin. S. 738. — Der Untergang des Hauses Obrenowitsch. S. 796. — Das Diensteinkommengesetz der preußischen evangelischen Pfarrer. S. 799. — Die Seele des Negers. S. 802. — Ein französischer Historiker. S. 804.

Aus Landwirtschaft, Industrie und Handel.

S. 113. 175. 236. 301. 367. 429. 491. 553. 615. 678. 739. 805.

Literatur

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt oder erwähnt worden)

Achelis, Thomas. Die Ekstase in ihrer kulturellen Bedeutung. S. 296.
Algenstädt, Luise (L. Annshage). Frei zum Dienst. S. 55.
*Arndt, wirtschaftliche Folgen der Entwicklung Deutschlands zum Industriestaat. S. 317.
*Baumgarten, Otto. Neue Bahnen. S. 645.
Bismarcks Briefe an seine Gattin aus dem Kriege 1870/71. S. 360.
Budde, Karl. Das Alte Testament und die Ausgrabungen. S. 169.
Chamberlain, Houston Stewart. Dilettantismus, Rasse, Monotheismus, Rom. S. 52.
*— Grundlagen des neunzehnten Jahrh. S. 241.
Creuzwieser, die Zeitlose. S. 487.
Damaschke, Adolf. Die Bodenreform. S. 296.
*Darstellung der Ereignisse i. J. 1813. S. 144.
*Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarschalls, Kriegsministers Grafen von Roon. S. 251. 384.
Dingelstedt, Franz. Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters. S. 488.
*Eckert, A. Der erziehende Religionsunterricht. S. 642.
*Ferrari, P. B. Villa Glori. S. 692.
*Frenkel, J. G. Diptycha Ositiensia. S. 265.
Gesetze, die, Hammurabis. S. 169.
Gutzkow, Karl. Gesammelte Werke. S. 487.
*Hahn, griechische u. albanesische Märchen. S. 97.
*Harnack, Adolf. Die Mission und Ausbreitung des Christentums. S. 14. 73.
*Heyse, Paul. Maria von Magdala. S. 453.
*Hoffmann, C. S. Geschichte der Stadt Dschatz. S. 265.
Hommel, Fr. Die altorient. Denkmäler. S. 169.
Jaurès. Aus Theorie und Praxis. S. 425.
Jeremias, Alfred. Im Kampfe um Babel und Bibel. S. 169.
Kaufmann, C. M. Das Kaisergrab in den Vatikanischen Grotten. S. 366.
Klaar, Alfred. Wir und die Humanität. S. 297.
Klarmann, Johann Ludwig. Geschichte der Familie von Kalb auf Kalbsrieth. S. 365.
*Knapp, Theodor. Gesammelte Beiträge zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte. S. 256.
Kulturprobleme der Gegenwart, herausgegeben von Leo Berg. S. 296.
*Lange, Julius. Briefe. S. 771.
*Laß u. Maier. Haftpflichtrecht. S. 753.
Lasson, Georg. Zions Sieg über Babel. S. 169.
Lazarus, Moritz. Der Prophet Jeremias. S. 607.
— Ethik des Judentums. S. 607.
Lewitschnigg, Heinrich Ritter v. Gedichte. S. 490.
Lorentzen, Th. Die Sage v. Rodensteiner. S. 609.
*Manes. Haftpflichtversicherung. S. 750.
Massow, W. v. Studien zur Polenfrage. S. 173.
*Mill, J. St. Logik. S. 607.
*Molt. Haftpflichtversicherung. S. 752.
*Mutheſius, Stilarchitektur u. Baukunst. S. 701.
Neumann, Karl Georg. Gedichte. S. 487.
*Obrist, Hermann. Neue Möglichkeiten in der bildenden Kunst. S. 704.
*Orsi, Pietro. L'Italia moderna. S. 691.
Petzet, Christian. Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850. S. 486.
*Philippi, Adolf. Florenz. S. 589. 650.
*Ranke, L. von. Die römischen Päpste. S. 2.
Ratzel, Friedr. Die Erde u. das Leben. S. 298.
*Schleicher, Litauische Märchen. S. 97.
Schmidt, Ludw. Geschichte d. Wandalen. S. 300.
*Schurtz, Heinrich. Altersklassen und Männerbünde. S. 374.
*Sorglich, G. Jesus Christus und das gebildete Haus unsrer Tage. S. 644.
Spider, Gideon. Versuch eines neuen Gottesbegriffs. S. 51.
Stern, Simon. Der Kampf des Rabbiners gegen den Talmud im siebzehnten Jahrh. S. 110.
Storm Theodor. Sämtliche Werke. S. 489.
Trümpelmann, August. Die moderne Weltanschauung. S. 50.
Vandervelde, Emile. Die Entwicklung zum Sozialismus. S. 427.
*Varnhagen von Ense. Tagebücher. S. 81.
*Verkenstedt. Die Mythen, Sagen und Legenden der Zamaiten. S. 98.
*Vertrauensgesellschaften für Gasthausverwaltung. S. 451.
*Vollmann, L. Erziehung zum Sehen. S. 708.
*Wahrmund, Ludwig. Das deutsche Reich und die kommenden Papstwahlen. S. 4.
*Washington, B. T. Vom Sklaven empor. S. 802
*Weinrich, v. Die Haftpflicht. S. 753.
*Wolff, F. Verantwortung u. Kunstkritik. S. 771.
*Wustmann, Gustav. Allerhand Sprachdummheiten. 3. Aufl. S. 214.
*Ziegler, Ignaz. Die Königsgleichnisse des Reidrasch. S. 14.

Deutsch-preußische Kirchenpolitik

Wie weit sind wir doch von der Stimmung entfernt, die aus den Worten Rankes in der Vorrede zur ersten Auflage seiner „Päpste“ (von 1834) spricht: „Was ist es noch, das uns — den protestantischen Deutschen — die Geschichte der päpstlichen Gewalt wichtig machen kann? Nicht mehr ihr besondres Verhältnis zu uns, das ja keinen wesentlichen Einfluß mehr ausübt, noch auch Besorgnis irgendwelcher Art.“ Als er vierzig Jahre später, 1874, die sechste Auflage veranstaltete, mußte er gestehn, „daß eine neue Epoche des Papsttums eingetreten ist.“ In der Tat eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Geschichte, diese uralte, übernationale, doch im wesentlichen geistige Macht, wie sie sich aus tiefem Fall, aus allgemeiner Geringschätzung, inmitten zu starkem Selbstbewußtsein aufsteigender Nationen wieder aufrichtet, mit Benutzung aller modernen Mittel die katholischen Völker ihrer straffen Herrschaft unterwirft, aller „Aufklärung“ zum Trotz ihre mittelalterlichen Gedankenreihen den modernen Ideen schroff entgegensetzt und von allen Staaten als eine höchst wirksame Macht anerkannt wird. Seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sind die kirchenpolitischen Fragen nicht mehr von der Tagesordnung verschwunden, am wenigsten in Deutschland, und wieder hat kein Land schwerer unter diesen Gegensätzen gelitten, als Deutschland im Kulturkampf. Seine Nachwirkungen beeinflussen noch heute die preußisch-deutsche Kirchenpolitik. Daß er ebenso unvermeidlich wie verhängnisvoll war, wird heute niemand mehr bestreiten, unvermeidlich, weil der preußische Staat zu den Grundlagen der Zeit vor 1840 notwendig zurückkehren mußte, wenn er nicht seine Souveränität der römischen Kirche gegenüber preisgeben wollte, verhängnisvoll, weil die Maigesetzgebung von 1873 in den meisten Gesetzen nur vorübergehend anzuwendende Kampfmittel sah, sie deshalb weit über das eigentliche Ziel hinaus schärfte, schwere geistliche Notstände heraufführte und deshalb, auch als sie diese vorgeschobnen Positionen aufgab, Verbitterung und Mißtrauen unter den katholischen Deutschen zurückließ, die doch das Reich mit erstritten hatten. Nichts hat das Zusammenwachsen des Reichs so gehemmt als diese Empfindungen, die der Kulturkampf hervorrief, und sie sind noch heute nicht völlig überwunden.

Daß diese Lage die heutige preußisch-deutsche Kirchenpolitik aufs äußerste erschwert, das sollte ohne weiteres klar sein. Gewalten stehn hier einander gegenüber, die prinzipiell einander ausschließen, hier der moderne Staat, der keine Souveränität neben der seinigen anerkennen kann, und die Regierung eines protestantischen Staatsoberhaupts, das sich von der römischen Kirche innerlich und persönlich frei fühlt, ihren Anspruch als die alleinseligmachende zurückweist, dort das Papsttum nicht nur mit diesem Anspruch, sondern auch mit der Forderung, in absoluter Freiheit vom Staate, das heißt souverän die kirchlichen Verhältnisse selbständig zu ordnen. Zwischen diesen Prinzipien gibt es keine Versöhnung. Der moderne Staat kann sich wohl gefallen lassen, daß die römische Kirche auf der Unterordnung der Laien unter den Klerus als die Gemeinschaft der Wissenden und der Geweihten beruht, so unbequem ihm diese Hierarchie sein mag, denn das ist eine innerkirchliche Sache, aber von dem Rechte, diese mächtige Organisation, die auf seine ihr angehörenden Untertanen den stärksten Einfluß ausübt, unter Umständen ihr ganzes Fühlen und Denken richtet, zu beaufsichtigen und nötigenfalls zu beschränken, kann der Staat niemals lassen, und die Kirche wird ihm grundsätzlich dieses Recht, das ihre Freiheit einschränkt, niemals zugestehn. Dazu kommt in Deutschland als eine Frucht des Kulturkampfes die parlamentarische Machtstellung des Zentrums, und ohne das Zentrum ist im Reichstag eine Mehrheit nicht möglich, kann die Reichsregierung also nicht regieren, während die preußische Regierung im Abgeordnetenhause davon nicht abhängig ist. Nicht also die besondern preußischen Verhältnisse bestimmen ihre Kirchenpolitik, sondern die Rücksicht auf die deutschen. Ein autonomes Preußen könnte unter Umständen römischen Ansprüchen energischer begegnen als das Preußen, das an der Spitze des Reichs steht, beiläufig eine lehrreiche Betrachtung für die Partikularisten in Bayern und anderswo, die zuweilen über preußische Herrschsucht jammern und gar nicht sehen, daß Preußen mit der Gründung des Reichs einen Teil seiner an sich völlig haltbaren Selbständigkeit aufgegeben hat um der andern Deutschen, um Deutschlands willen, das ohne Preußen nicht bestehn könnte.

In dieser schwierigen Lage, die Graf Bülow nicht gemacht, sondern vorgefunden hat, ist nur ein modus vivendi zwischen Staat und Kirche möglich, eine Verständigung von Fall zu Fall, andrerseits ist eine feste Wahrung der Staatshoheit, wo sie verletzt wird, nötig. Dazu ist der richtige Weg die unmittelbare Verhandlung mit Rom, wie sie Fürst Bismarck mit der Einrichtung der preußischen Gesandtschaft beim Vatikan wieder ermöglicht und auch bei der Beendigung des Kulturkampfes mit Erfolg geführt hat, und wie jetzt Graf Bülow den Rückzug des Bischofs von Trier kurzerhand durch direkte Verständigung mit Rom erreicht hat, nicht durch unstatthafte Verhandlungen mit einem widerspenstigen Untertanen. Diese Beziehungen sind auch dem Zentrum gegenüber unentbehrlich, das an Macht noch gewinnen würde, wenn sie nicht bestünden, während es jetzt bei zu weitgehenden Ansprüchen riskieren muß, daß sich die Regierung über seinen Kopf weg mit Rom einigt und ihm dadurch den Rückhalt, den es nicht entbehren kann, entzieht. So hat auch Fürst Bismarck die militärische Septennatsvorlage im März 1887 durchgesetzt.

Aber das sind mehr negative Mittel, das ist nur eine Abwehr kirchlicher Ansprüche im Interesse des Staats. Positive Leistungen müssen dazukommen, eine ehrliche, wohlwollende Förderung geistlich-religiöser Interessen unsrer katholischen Landsleute. Daß dies das ernste Bestreben des Kaisers und sein persönliches Verdienst ist, das könnte nur ein Blinder leugnen, nur ein Tor ihm zum Vorwurf machen. Er hat den Schutz der deutschen Katholiken im gesamten Orient, allen französischen Protesten zum Trotz, kraftvoll übernommen, er hat bei seiner Anwesenheit in Jerusalem 1898, als er die protestantische Erlöserkirche einweihte, den katholischen Deutschen das ihnen heilige Grundstück der Dormition de la Vierge geschenkt, er hat die Bischofsstühle von Metz und Köln nicht mit stolzen Hierarchen, sondern mit Seelenhirten besetzt, er hat die gerade von der katholischen noch immer französierenden Geistlichkeit des Elsasses hartnäckig bekämpfte Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät an der Universität Straßburg erreicht und damit dem Einfluß deutscher Wissenschaft auf die Bildung der katholischen Geistlichkeit eine Bahn geöffnet. Dies wird auch der innerkatholischen Bewegung, die man als den „religiösen Katholizismus" bezeichnet, zugute kommen, und eben auf deren Fortschritte kommt es nicht zum wenigsten an, denn sie faßt, kurz gesagt, die katholische Kirche vor allem als Heilsanstalt, nicht als ein Herrschaftsmittel im Interesse der Hierarchie, und sie will den kränkenden, aber bisher nicht unberechtigten Vorwurf wissenschaftlicher Inferiorität von den deutschen Katholiken nehmen. Das ist zugleich der richtige Weg zu einer Annäherung, weniger der Konfessionen, als ihrer Bekenner, die doch alle religiösen Grundlagen gemeinsam haben und beide Deutsche, Bürger desselben Staatswesens, Söhne desselben Volkes sind. Darauf kommt es an, nicht auf die Propaganda der einen Kirche unter den Genossen der andern, die doch immer nur kleine Gruppen gewinnt und an dem Besitzstande beider im großen und ganzen nichts ändert. Auch die sogenannnte Los-von-Rom-Bewegung in Österreich hat sich bisher in bescheidnen Grenzen gehalten. Zu einem Abfall weiter Kreise bietet eben heute die römische Kirche unendlich weniger Veranlassung als vor vier Jahrhunderten, ein Luther wäre heute ganz unmöglich. Es ist deshalb töricht, wenn protestantische Blätter dem einen oder dem andern Führer des „religiösen Katholizismus," der sich der höchsten Glaubensautorität seiner Kirche unterwirft, indem er anstößig befundne Sätze einer Schrift zurückzieht, daraus einen Vorwurf machen und ihn wegen Mangel an Überzeugungstreue verhöhnen. Wenn Männer wie Schell, Ehrhardt, Kraus das nicht täten oder getan hätten, so würden sie einfach aus ihrer Kirche ausgestoßen worden sein, also allen Einfluß auf ihre Glaubensgenossen verlieren und doch dem Protestantismus nicht das mindeste nützen. In ihrer Kirche müssen sie wirken, nicht außerhalb.

Auf eins freilich werden die deutschen Katholiken viel energischer hinarbeiten müssen als bisher, auf die Verstärkung ihres Einflusses in der Zentralleitung ihrer Kirche, und sie werden das um so freudiger und um so wirksamer tun, je mehr sie sich als Deutsche fühlen. Gegenwärtig ist der einzige Vertreter des reichsdeutschen Klerus im Kardinalkollegium, von dem hier nicht in Betracht

kommenden bayrischen Jesuiten Steinhuber, dem Präfekten der Indexkongregation abgesehen, der Fürstbischof Kopp von Breslau. Daß das viel zu wenig, ja beschämend wenig für die zwanzig Millionen deutscher Katholiken ist, beginnen diese selbst zu empfinden. Einer ihrer freimütigsten Vertreter, Dr. Ludwig Wahrmund, Professor der Rechte in Innsbruck, fordert deshalb mindestens sechs Kardinäle für das Deutsche Reich.*) Nur deutsche Kardinäle sind imstande, in Rom die deutschen Verhältnisse klar zu machen und für ihre Berücksichtigung einzustehn. Nicht etwa, um schließlich einen Deutschen zum Papst zu wählen, das wäre heute nicht einmal im deutschen Interesse, denn ein deutscher Papst würde (so gut wie ein französischer oder ein spanischer) notwendigerweise ein ultramontaner Fanatiker sein müssen, weil er sonst niemals das Mißtrauen des heiligen Kollegiums überwinden würde; er würde deshalb in Deutschland nur störend wirken und das unendlich schwierige Verhältnis des Papsttums zu Italien, das heute auf einem stillschweigend von beiden Seiten anerkannten modus vivendi beruht und durchaus im deutschen Interesse liegt, völlig verderben. Der Papst kann auch heute, wie seit 1523 immer, nur ein Italiener sein, der sich trotz seiner universalen Würde und trotz des Verlustes seiner weltlichen Gewalt ein Herz für sein Heimatland bewahrt hat und in der klaren Verständigkeit seiner Nation dem Fanatismus weniger zugänglich ist. Nur in der italienischen Prälatur lebt heute die traditionelle Weltklugheit, die die Weltkirche leiten kann; ihr schwerster Mangel ist, daß sie, ausschließlich in Priesterseminarien erzogen, der modernen Geistesbildung viel zu fern steht. Eben darum bedarf sie auswärtiger Hilfskräfte.

Eine preußisch-deutsche Kirchenpolitik, die alle diese verwickelten Verhältnisse berücksichtigen muß, verlangt viel Umsicht, viel Geduld, viel guten Willen auf beiden Seiten. Sie kann, wie Graf Bülow, der den heißen römischen Boden aus eigner Erfahrung kennt, im Reichstag gesagt hat, Deutschland nicht behandeln, als wenn es nur von Protestanten bewohnt würde, und ebenso wenig, als wenn es ganz katholisch wäre. Sie wird deshalb von beiden Seiten oft mißverstanden, von ultramontanen Katholiken der Gleichgiltigkeit gegen katholische Interessen, von einseitigen Protestanten schwächlicher Nachgiebigkeit gegen Rom und sträflicher Lauheit gegen protestantische Interessen bezichtigt. Sie kann deshalb nur von einer starken Monarchie geführt werden, mit einer parlamentarischen Regierung wäre sie ganz unmöglich.

Nichts hat begreiflicherweise die protestantischen Kreise Deutschlands jüngst mehr aufgeregt, als die Erklärung des Grafen Bülow im Reichstage, die (17) Stimmen Preußens im Bundesrat würden für die Aufhebung des Paragraphen 2 des Jesuitengesetzes vom 4. Juli 1872 abgegeben werden, also der Bestimmung, daß die Jesuiten, wenn sie Ausländer sind, aus dem Gebiet des Deutschen Reichs ausgewiesen werden können, wenn sie Inländer sind, ihnen an bestimmten Bezirken oder Orten der Aufenthalt versagt oder angewiesen werden kann. Bei den Vorwürfen, die deshalb gegen den Reichskanzler wegen schwächlicher Nachgiebigkeit gegen das Zentrum, Preisgebung protestantischer Interessen,

*) Vergl. seine sehr beachtenswerte kleine Schrift: Das Deutsche Reich und die kommenden Papstwahlen. Frankfurt a. M. 1903, Neuer Frankfurter Verlag.

Gefährdung des konfessionellen Friedens und dergleichen mehr erhoben werden, pflegt man manches Wichtige zu vergessen. Zunächst hat sich doch der Reichstag mehrmals, am 1. Dezember 1893 (mit 172 gegen 136 Stimmen), am 20. Februar 1895 und am 25. Januar 1899 für die Aufhebung nicht etwa nur des Paragraphen 2, sondern des ganzen Jesuitengesetzes ausgesprochen, wobei demokratische und andre Doktrinäre einträchtiglich mit dem Zentrum zusammenwirkten, weil sie kein „Ausnahmegesetz" mehr wollten. Fiat iustitia, pereat mundus ist allerdings ein juristischer, aber kein staatsmännischer Satz. Für die Aufhebung des Paragraphen 2 aber sind 1896 und 1902 auch Konservative und Nationalliberale (R. von Bennigsen) eingetreten. Der Reichstag oder vielmehr seine Mehrheit bringt doch nun eben verfassungsmäßig den Willen der deutschen Nation zum Ausdruck, und wenn der höchste Beamte des Reichs diesem Willen Rechnung tragen zu wollen erklärt, so sollte er doch wohl vom parlamentarischen Standpunkt aus ebenso Lob und nicht Tadel verdienen, als wenn er etwa den ebenfalls mehrmals wiederholten Reichstagsbeschluß über die Gewährung von Diäten zur Ausführung bringen wollte, ein Lob, das ihm gewiß die ihn jetzt tadelnden Stimmen am wenigsten vorenthalten würden. Sodann hat er nur von der Aufhebung des Paragraphen 2 gesprochen, der die Ausweisung oder Internierung einzelner Jesuiten nicht etwa anordnet, sondern nur erlaubt und tatsächlich sehr selten angewandt worden ist, keineswegs von der Aufhebung des ganzen Gesetzes, also namentlich nicht von der des entscheidenden Paragraphen 1*); jesuitische Niederlassungen würden also auch in jenem Falle verboten bleiben und bedürften unter allen Umständen der Genehmigung der Landesregierungen. Endlich sind die siebzehn Stimmen Preußens bekanntlich noch lange nicht die Mehrheit des Bundesrats, und mehr als die preußischen Stimmen hat der Reichskanzler für die Revision des Jesuitengesetzes nicht versprochen. Er wird Preußen auch schwerlich in die unbequeme Lage versetzen, im Bundesrat überstimmt zu werden. Denn die häufigere Anwendung einer rein formellen Mehrheit, in der die preußischen zwei Drittel Deutschlands den Stimmen des außerpreußischen einen Drittels, der Mittel- und Kleinstaaten erliegen können, ist im Interesse weder der einen noch der andern Seite, Preußens nicht, weil dessen Ansehen dadurch geschädigt würde, der übrigen Staaten nicht, weil auf Preußens Ansehen das Reich beruht, das am wenigsten sie entbehren können. Der Bundestag und somit der Deutsche Bund ist doch seinerzeit durch den Mißbrauch einer formellen Mehrheit gesprengt worden, und im Bundesrat ist es seither Übung gewesen, formelle Majorisierungen größerer Staaten möglichst zu vermeiden. Es könnte also auch kommen, daß der Antrag auf Aufhebung des Paragraphen 2 dem Bundesrat überhaupt gar nicht vorgelegt wird, falls keine sichere Mehrheit für ihn zu erwarten ist. Und ob der Reichskanzler, auch wenn Preußen wirklich bei einer Abstimmung in der Minderheit bliebe, darin eine persönliche Niederlage sehen würde, oder nicht vielmehr etwas ganz andres? Kluge Leute würden dann

*) „Der Orden der Gesellschaft Jesu und die ihm verwandten Orden und ordensähnlichen Kongregationen sind vom Gebiet des Deutschen Reichs ausgeschlossen. Die Errichtung von Niederlassungen derselben ist untersagt."

freilich über eine solche triumphieren, klügere würden vielleicht über eine solche Ansicht lächeln.

Jedenfalls aber kann hier das deutsch-protestantische Volk auch außerhalb des Reichstags viel dazu beitragen, die Entscheidung in seinem Sinne zu beeinflussen, wenn es sich, wie es tatsächlich vielfach geschieht, kräftig rührt, wenn es in Wort und Schrift, in Versammlungen und in der Presse nicht so sehr gegen die Aufhebung des Paragraphen 2, sondern gegen die zwar keineswegs vom Reichskanzler, wohl aber vom Zentrum betriebne Zulassung der Jesuiten überhaupt protestiert und damit den ihr abgeneigten Regierungen zeigt, daß sie in der Volksstimmung einen starken Rückhalt haben. Nur würde den Herren, die dabei Reden halten und Resolutionen beantragen, zu raten sein, sich und ihren Zuhörern ganz klar zu machen, worauf es jetzt vom Grafen Bülow abgesehen ist und worauf nicht, und sich vor ebenso geschmacklosen wie ungerechten Übertreibungen zu hüten, die ihrer Sache nur schaden, wie die abgeschmackte Bezeichnung des Reichskanzlers als „Hausmeier des Ultramontanismus," oder das wegwerfende Urteil, daß kein Mann weniger geeignet sei, den Reichskanzlerposten zu bekleiden als er. Protestantischen Geistlichen, die doch hier in höchstem Grade Partei sind, stehn solche Ungereimtheiten besonders übel zu Gesicht.

Wollen sich aber die protestantischen Deutschen für alle Zukunft gegen ihnen mißfällige Konzessionen an das Zentrum sichern, dann müssen sie eben für eine andre Reichstagsmehrheit sorgen, für eine Mehrheit, die nicht von der Stellung des Zentrums abhängt. So lange das nicht erreicht ist — und auch die nächsten Wahlen werden dieses Ziel nicht erreichen —, so lange wird die parlamentarische Macht des Zentrums dauern, so lange wird die Reichsregierung zuweilen in der Lage sein, auf Wünsche des Zentrums mehr Rücksicht zu nehmen, als den Protestanten lieb ist, so lange sind alle ihr deshalb gemachten Vorwürfe grundlos und zwecklos. Es gibt freilich genug Protestanten, die meinen, die Regierung müsse auf die Auflösung des Zentrums hinarbeiten, da dieses aus sehr verschiednen politischen und wirtschaftlichen Parteien zusammengesetzt sei. Aber diese Hoffnung auf den Zerfall des Zentrums hegt man schon seit dreißig Jahren, ohne daß sie sich erfüllt hätte, und es wäre eher zu befürchten, daß eine schroff ablehnende Haltung der Regierung es nur noch fester zusammenschweißte. Ehe eine solche Parteibildung den katholischen Wählern nicht als unnötig für den Schutz ihrer kirchlichen Interessen erscheint, wird sie sich gewiß nicht auflösen. Daß durch die Politik des do ut des gegenüber dem Zentrum politische und kirchliche Angelegenheiten oft vermischt werden, ist richtig, aber wie soll das vermieden werden? Hat es etwa Fürst Bismarck vermieden? Ebenso unberechtigt ist der Vorwurf, die Regierung gebe um „Augenblickserfolge" wichtige dauernde Interessen preis. Schon Fürst Bismarck hat nur durch Konzessionen an das Zentrum seine neue Steuer- und Wirtschaftspolitik seit 1879 und das militärische Septennat von 1887 ermöglicht; waren das etwa „Augenblickserfolge," und waren sie nicht im nationalen Interesse? Daß Graf Bülow wichtige Interessen dem Zentrum geopfert habe, müßte erst noch bewiesen werden.

Der Staatsmann muß eben mit der tatsächlichen Macht rechnen. Deshalb muß die preußisch-deutsche Kirchenpolitik auch mit Rom rechnen, sie muß mit dem Vatikan ein möglichst gutes Verhältnis behaupten, und das wird bekanntlich am besten durch ruhige Festigkeit erreicht, die ebensoweit von schwächlicher Nachgiebigkeit wie von polternden, leeren Drohungen entfernt ist. Ob das Papsttum den Protestanten als eine unberechtigte, in der Heiligen Schrift nicht begründete Gewalt gilt, kann hierbei gar nicht in Betracht kommen. (Oder ist etwa das landesherrliche Kirchenregiment in der Heiligen Schrift begründet?) Diese Macht besteht und macht sich uns höchst fühlbar. Eine solche Macht aber schafft man nicht dadurch aus der Welt, daß man sie ignoriert. Auch Fürst Bismarck hat doch danach gehandelt, er hat sogar dem Papste 1885 den Schiedsrichterspruch in dem Streite Deutschlands und Spaniens um die Karolinen übertragen, was ihm von protestantischer Seite damals sehr verdacht wurde und gewiß nicht gerade nötig war. Will und muß das Deutsche Reich im Interesse des modernen Staats und des konfessionellen Friedens den Ultramontanismus bekämpfen, so muß es ihm auch im Zentrum der römischen Kirche, in Rom, entgegentreten; es muß dort dem deutschen Geiste den Einfluß verschaffen, der ihm gebührt, aber bis jetzt fehlt. Dazu gibt es, wie Ludwig Wahrmund ausführt, zwei besonders wirksame Mittel: die Verstärkung des deutschen Elements im Kardinalkollegium, wo jetzt unter 58 Mitgliedern — 12 Hüte sind augenblicklich erledigt — 36 Italiener und 7 Franzosen sitzen, also des deutschen Einflusses auf die Regierung der Kirche, und für den Fall einer neuen Papstwahl die Erneuerung des alten Rechts der Exklusion eines nicht genehmen Kandidaten für den heiligen Stuhl, des Rechts, das bis 1806 vom römisch-deutschen Kaiser anstandslos ausgeübt worden und dann stillschweigend auf den Kaiser von Österreich übergegangen ist, vom deutschen Kaiser aber als dem höchsten Oberhaupte von zwanzig Millionen Katholiken eben schon deshalb in Anspruch genommen werden darf. Unter solchen Voraussetzungen könnte die konfessionelle Spaltung unsrer Nation, die uns so unsäglich viel Unheil gebracht hat, geradezu eine Quelle ihrer Stärke werden, denn auf der einen Seite wäre der Deutsche Kaiser der mächtigste Schirmherr des Protestantismus, als der er 1898 in Jerusalem aufgetreten ist, andrerseits würde er einen gewissen Einfluß auf die Leitung der römischen Kirche ausüben können, namentlich soweit sie Deutschland betrifft. Daß er persönlich der evangelischen Kirche angehört, wäre kein Hindernis, denn die Krone, die Staatsgewalt als solche gehört keiner Konfession an. Eine Aussicht derart hat schon letzthin ein Artikel des Mailändischen Corriere della Sera eröffnet, und ebenso haben die Preußischen Jahrbücher gelegentlich darauf hingewiesen, daß das deutsche Kaisertum Rom gegenüber allmählich in die alte Stellung Frankreichs einzurücken scheine, da dieses jetzt durch die Aufhebung der Ordensschulen sein Verhältnis zum Vatikan erschüttert habe.

Keine Frage, daß eine solche seltsame Wendung der Dinge die Masse der protestantischen Deutschen, auch der Gebildeten, zunächst verblüffen und beunruhigen würde. Luther hat ihnen den Grundsatz, daß in religiösen Fragen nur die Gewissensüberzeugung gelten dürfe, durch sein eignes Beispiel viel zu

tief eingeprägt, als daß sie sogar dann, wenn es sich um äußere Verhältnisse der Kirche handelt, Zweckmäßigkeitsgründen einen entscheidenden Einfluß einzuräumen geneigt wären. Sie haben sich auch allzusehr daran gewöhnt, immer nur zu protestieren, also immer nur im Zustande der Abwehr, um nicht zu sagen der Notwehr zu sein, sie sind in eine Menge größerer und kleinerer, der Organisation und sogar dem Bekenntnis nach sehr verschiedner Landeskirchen geteilt, über deren Schranken die wenigsten hinaussehen, ohne jede gemeinsame Organisation, und sie sind im allgemeinen, soweit sie kirchlich empfinden, von historisch sehr begreiflichem, tiefem Mißtrauen gegen alles erfüllt, was mit Rom zusammenhängt, von dem sie doch meist recht wenig wissen. Daß die deutsche Nation mit der Reformation die Glaubens- und die Geistesfreiheit, die Voraussetzung der modernen Kultur, begründet hat, das ist ihr berechtigter Stolz; daß sie damals mit der Trennung ihrer Mehrheit von Rom ihre kirchliche Weltstellung, den Anteil an der Regierung der römischen Weltkirche, und damit ihren erdumspannenden Gesichtskreis verloren hat, das wird nicht beachtet. Auch hier wird der Übergang zu einer Weltpolitik, das heißt zu einem weitern Horizont unvermeidlich sein. Es ist, trotz alles Widerstrebens, auch wohl nur eine Aufgabe der nähern Zukunft, den deutschen evangelischen Landeskirchen irgend eine gemeinsame Organisation zu geben. In der Verfassung und in äußerlichen Zuchtmitteln hat freilich niemals ihre Stärke beruht und soll sie nicht beruhen, sondern im Geist; aber wenn sie dem Katholizismus, dessen Stärke eben in der Organisation liegt, oft genug zum Schaden des innern Lebens, die Wage halten sollen, dann werden sie das Bewußtsein der Gemeinsamkeit lebendiger entwickeln müssen, als es jetzt ist, und dazu genügen nicht Verbindungen wie der Gustav-Adolf-Verein oder der Evangelische Bund, so wertvoll sie sind, dazu sind irgendwelche gemeinsame Organe nötig, nicht hierarchischer Art, sondern solche, die auf dem Grunde tatkräftiger Teilnahme der Gemeinden erwachsen. Einmal ausgesprochen, wie das vom Kaiser am 26. Dezember 1901 in Gotha geschehn ist, kann diese Idee nicht wieder verschwinden, denn sie kommt einem unleugbaren Bedürfnis entgegen, das nur die Engherzigkeit verkennen kann. Die deutschen Landeskirchen waren das Ergebnis der territorialen Zersplitterung des alten Reichs; dem neuen im Bundesstaat geordneten Reich würde eine föderative Zusammenfassung seiner evangelischen Landeskirchen entsprechen. Die mannigfach gehegte Befürchtung vor einer zu weit gehenden Zentralisation und Unifizierung unsers so reich und vielseitig entwickelten kirchlich-evangelischen Lebens ist ganz gewiß gegenstandslos. Denn weder die Verfassung noch der Bekenntnisstand der einzelnen Landeskirchen soll in Frage gestellt werden, und schon der ganze Charakter unsers Volks, dessen einzelne Gruppen viel mehr zum Abschluß als zum Zusammenschluß neigen, bietet gegen die geträumte Gefahr eine wahrhaftig genügende Bürgschaft. *

Seerüstungen

„Sollte Deutschland wirklich außer stande sein, eine Seemacht zu halten, die allen übrigen Mächten außer England und Frankreich gegenüber die See halten kann, letztern gegenüber sie auch halten wird nach dem Geiste, den ich in unsern Seeleuten kenne, entweder über der See oder unter der See?"

Fürst Bismarck im Reichstage, am 10. Januar 1885

m englischen Unterhause ist von der Opposition jüngst angeregt worden, die Regierung von Großbritannien möge mit Deutschland, Rußland und Frankreich in Verhandlungen treten, um die allseitigen Seerüstungen und namentlich die Kriegsschiffbauten einzuschränken. Die englische Regierung hat darauf mit Recht erwidert, daß es nicht Sache Englands sei, in dieser Richtung eine Initiative zu ergreifen, und als Bestätigung dieser Antwort hat das Unterhaus das größte Marinebudget votiert, das England je gehabt hat.

Die Organisation der Landarmee eines Staates richtet sich in Umfang und Gliederung nach seinen politischen und den daraus sich ergebenden militärischen Interessen, sowie nach den Aufgaben, die seiner auf den möglichen oder wahrscheinlichen Kriegsschauplätzen der Zukunft harren. Hierfür die nötige Truppenzahl, ihre taktische Gliederung und strategische Aufstellung im Frieden zu schaffen, sodaß im gegebnen Falle die Mobilmachung und Versammlung möglichst schnell und leicht vor sich gehn kann, ist die gemeinsame verantwortliche Aufgabe der Kriegsministerien und der Generalstäbe. Die Volkszahl, die finanzielle Leistungsfähigkeit in der Friedensausbildung, die für die Versammlung und die Nachschübe vorhandnen und in Betracht kommenden Eisenbahnen, im eignen Lande wie in den Nachbarstaaten, bieten für die Organisation die nötigen Unterlagen. Ganz abgesehen von dem Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht, das nicht durchbrochen werden darf, gibt es für jeden kontinentalen Großstaat ein Minimum von Streitkräften, unter das er nicht hinunter gehn kann, will er sich nicht durch Schwächung seiner Wehrkraft freiwillig zur Beute seiner stärkern Nachbarn machen. Aus diesem Grunde hatte auch der russische Abrüstungsvorschlag seinerzeit keinen praktischen Wert. Es bleibe dahingestellt, ob Rußland selbst die Absicht hatte, ihn zu befolgen, oder ob es nur in Europa abrüsten wollte, um in Asien desto stärker rüsten zu können, oder ob es ihn nur stellte, weil es der Ablehnung im voraus sicher war. Denn da nach dem bekannten Worte von Clausewitz der Krieg nur die Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln ist, so müßte Rußland auf seine asiatische Politik verzichten, wenn es wirklich seine asiatischen Rüstungen einstellen wollte. Zu diesen gehören nicht nur Truppen, Festungen, Flußkanonenboote usw., jede neue Eisenbahnstrecke, jede neue fahrbare Landstraße, jede neue Stadtgründung vervollkommnet dort die kriegerische Leistungsfähigkeit. In unserm Zeitalter ist eben die gesamte Kultur in den Dienst ihres ärgsten Feindes und Zerstörers, des Krieges, getreten; vor allem die Technik, die, indem sie in friedlicher Arbeit ungeheure Werte schafft, zugleich die Mittel bereit stellt, sie wieder zu vernichten.

Was von dem Landheer und den Landrüstungen gilt, gilt in eher erhöhtem als vermindertem Maße auch von den Rüstungen zur See. Die Seerüstungen eines Landes hängen zunächst von seiner Küstenausdehnung und

deren Schutz gegen Blockade und Landung ab, sodann von seinen Interessen auf dem Weltmeer und in fernen Erdteilen. Maßgebend für den Umfang wird dabei die Stärke der voraussichtlichen Gegner, die größere oder die geringere Nähe ihrer Stütz- und Ausrüstungspunkte sein. Aber in Betracht gezogen werden muß unabhängig von der jeweiligen politischen Konstellation jede vorhandne Flotte, selbst z. B. die dänische, die bei einem russisch-französischen Koalitionskriege gegen Deutschland schwerlich neutral bleiben würde. Wie jede neue Eisenbahn für den Landkrieg, fällt jede neue Dampferlinie, jeder neue Hafen für den Seekrieg ins Gewicht, nicht nur wegen der von ihnen geschaffnen neuen kommerziellen Interessen, sondern auch wegen der Bedeutung, die den Dampfern der neuen Linie als Hilfskreuzern und Transportmaterial zukommt, sowie dem neuen Hafen als Ausrüstungspunkt für Kohlen, Proviant, Reparaturen usw. Die Abmessung der maritimen Wehrkraft einer Großmacht wird also nie willkürlich sein können, sie muß sich genau nach den zu erfüllenden Aufgaben richten, und diese werden immer sein: die Hauptmacht des Gegners zu schlagen, seinen Handel zu schädigen, den eignen zu decken. Daneben kommt der überseeische Besitz in Betracht, der eigne wie der feindliche. Man kann hierbei sehr wohl mit der Theorie rechnen, daß die Entscheidung doch immer in der Vernichtung der feindlichen Hauptkräfte zu suchen sein werde. Aber es darf doch nicht aus den Augen gelassen werden, daß in den Kriegen großer Mächte das uti possidetis bei den schließlichen Friedensverhandlungen eine große Rolle spielt. Der überwundne Gegner kann beim Friedensschlusse gezwungen werden, weggenommene Kolonien usw. wieder herauszugeben, aber es wird ihm das doch als ein Kreditposten, als ein Guthaben bei der Schlußabrechnung anzurechnen sein. Aufgabe der fern von der Heimat tätigen Flottenabteilungen wird es deshalb immer bleiben, solchen partiellen Niederlagen und Nachteilen nach Kräften vorzubeugen. Diese Aufgabe ist nun freilich sehr erschwert dadurch, daß sich neuerdings ganz neue Kräfte auf dem Weltmeere Platz errungen haben. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die man noch vor zehn Jahren als einer rein defensiven Politik ergeben ansah, sind durch ihre Besitzergreifung von den Philippinen nicht nur plötzlich eine Kolonialmacht geworden, sondern sie haben ihre Interessensphäre auch auf China und das chinesische Meer ausgedehnt. Kein Geringerer als der bekannte amerikanische Marineschriftsteller Kapitän Mahan hat im Februarheft der National Review ausgeführt, daß das Korrelativ für die Monroedoktrin in der Enthaltung Amerikas von europäischen Territorialfragen liege. „Diese umfassen nicht nur Europa im engern Sinne, sondern die Gegenden, in denen sich durch Nachbarschaft, Kontinuität, lange anerkannte Okkupation, eine Priorität europäischen Einflusses und europäischer Interessen begründet hat, ganz wie die Monroedoktrin es für die amerikanischen Inseln und Kontinente in Anspruch nimmt.“ Nach Mahans Meinung würde nach dieser Doktrin Europa in sich schließen: „Afrika, die Levante, Indien und die dazwischen liegenden Länder. Japan, China und überhaupt den pazifischen Ozean nicht. Die Vereinigten Staaten mögen ausgezeichnete Gründe haben, sich einer Aktion in den letztgenannten Gebieten zu enthalten, aber die Monroedoktrin in ihrer legitimen Auslegung könnte sie davon nicht abschrecken.“ Bekanntlich hat sich Amerika an der Intervention bei den chinesischen Wirren beteiligt und bei diesem Anlaß zum erstenmal Truppen auf den asiatischen Kontinent gesandt. Nach Mahans Auslegung, die wohl als kompetent angesehen werden darf, werden somit die europäischen Mächte und Japan bei allen künftigen Ereignissen in China darauf zu rechnen haben, daß Amerika seine Mitwirkung als eine Geltendmachung legitimer Interessen betrachtet. Vielleicht hat also nicht nur das russische, sondern auch das amerikanische Vordringen die englisch-japanische Allianz zeitigen helfen. Japan hat sein Auge auf die

Philippinen gerichtet und hofft, daß Amerika, des dortigen Kampfes eines Tages müde, sie wieder aufgeben, und daß dann Japan der Erbe sein werde. Es ist dabei nicht ausgeschlossen, daß die Tagalen in ihrem Widerstande gegen die Amerikaner auch von Japan allerlei Förderung erfahren. Die Annahme, daß Amerika diese Beute jemals fahren lassen werde, ist freilich gewagt, eher erscheint es möglich, daß die Philippinen eines Tages den Preis eines japanisch-amerikanischen Bündnisses darstellen könnten, namentlich wenn einmal die Frage von Kanada reif wird. Kanada, dieser englisch-amerikanische Zankapfel der Zukunft, ist es vor allem, was die großen Seerüstungen der beiden Mächte diktiert. Deutschland dient dabei für die Presse beider Länder nur als der bequeme Vorhang, hinter dem sich allerlei vorbereiten läßt. Es ist auf den ersten Blick erkennbar, daß Englands gewaltige Flottenrüstung nicht den bescheidnen Seestreitkräften des deutschen Vetters gelten kann, und auch im Weißen Hause zu Washington weiß man ganz genau, daß Deutschland seine Schlachtflotte nie über den Ozean senden wird. Die Fragen „Kanada“ und „Indien“ könnten für England einmal zu gleicher Zeit auftauchen. Um den mächtigen, englandfeindlichen irischen Einfluß in Amerika zu entwaffnen und der Notwendigkeit enthoben zu sein, im Kriegsfalle starke Kräfte auf die Niederhaltung Irlands verwenden zu müssen, hat die englische Regierung dem Unterhause soeben die irische Landbill vorgelegt, die in Wahrheit als ein Stück Kriegsvorbereitung Großbritanniens angesehen werden muß.

Aber ist Deutschland vor beiden Mächten so sicher, wie sie es vor ihm sind? Ist es für immer ausgeschlossen, daß nicht in einem der beiden Länder gelegentlich eine Stimmung der Rücksichtslosigkeit durchbricht, die im Vertrauen auf gewaltige Überlegenheit brutal auf einen verhältnismäßig leicht zu erringenden Erfolg ausgeht? Ist überhaupt eine solche starke Macht oder gar Übermacht vorhanden, so müssen wir mit ihr rechnen, wie immer die zeitweilige politische Konstellation auch sein möge. Preußen hat 1850 gegen Österreich gerüstet und 1854 mit ihm ein Abkommen gegen das russische Vorgehn in den Donaufürstentümern getroffen. Zehn Jahre später war Österreich trotz aller Fehde am Bundestage und trotz des Frankfurter Fürstentags Preußens Waffengenoß im Kampfe gegen Dänemark, zwei Jahre darauf waren beide Gegner auf Tod und Leben. Dann folgte im Jahre 1879 endlich das Bundesverhältnis, das im nächsten Jahre sein fünfundzwanzigjähriges Bestehn feiern kann. Frankreich und England haben jahrhundertelang die schwersten Kämpfe gegeneinander ausgefochten; nach 1815 begann eine gegenseitige Annäherung, die um die Mitte des Jahrhunderts zum Waffenbündnis gegen Rußland führte, und die seitdem trotz aller afrikanischen Spannungen, trotz des französisch-russischen Einvernehmens und ungeachtet gelegentlichen Mißtrauens dennoch bestehn geblieben ist, weil Frankreich außer Deutschland keinen andern Gegner in Europa haben darf und will. Unanfechtbar bleibt auch für maritime Verhältnisse das Wort Moltkes: „Ein starker Staat steht nur sicher auf sich selbst,“ oder wie es uns schon Schiller im Wilhelm Tell gelehrt hat: „Der Starke ist am mächtigsten allein.“

Wir haben diese Beispiele herausgegriffen, um die Wandelbarkeit politischer Beziehungen darzutun. Wenn sich Preußen seine Stellung in Deutschland hat erobern müssen, sind wir da sicher, daß das Deutsche Reich die seinige in der Weltpolitik nicht gleichfalls wird mit den Waffen behaupten müssen, wo so viele und kaum übersehbare Interessen der verschiedensten Nationen mitwirken? Sind wir sicher, daß es nicht eines Tages unsern Nachbarn auf dem Kontinent gelingt, uns mit Amerika oder England in einen Streit zu verwickeln, bei dem sie sich dann als Bundesgenossen anbieten können? War das nicht schon zur Zeit des Krügertelegramms der Fall? Und wenn sich England damals ablehnend verhielt — es waren eben noch die Zeiten der Königin

Viktoria —, wer bürgt uns, daß das immer so sein werde? Hierzu kommt in Ostasien das englisch-japanische Bündnis, das soeben durch die noch nicht widerrufne Meldung erläutert wird, ein japanisches Geschwader werde im Sommer nach Portsmouth kommen, zusammen mit dem britischen Kanalgeschwader manövrieren und dann gemeinsam mit diesem vom Könige bei Spithead besichtigt werden. Zugleich sollen englische Offiziere in die japanische Armee eintreten. Außerdem ist bekannt, daß Japan eine Vermehrung seiner Panzerflotte um die Hälfte beabsichtigt. Der japanische Reichstag hat sich zu diesen Absichten zwar einstweilen ablehnend verhalten und ist deshalb im Dezember vorigen Jahres aufgelöst worden. Die ostasiatischen Blätter nehmen jedoch an, es werde der Regierung des Mikado gelingen, die neue Volksvertretung diesen Wünschen geneigter zu machen. Japan hat zur Zeit sechs große Linienschiffe und sechs Panzerkreuzer erster Klasse zusammen von 145000 Tonnen zur Verfügung. Es will außer einigen Torpedodivisionen noch acht neue große Schiffe zusammen von 85000 Tonnen bauen. Mag man immerhin annehmen, daß diese japanischen Rüstungen zunächst Rußland gelten — es bleibe dahingestellt, ob sie nicht eine vertragsmäßige Konsequenz des englisch-japanischen Bündnisses sind —, so bedeuten sie immerhin das Heranwachsen einer starken asiatischen Seemacht für alle Zukunftsfragen, die sich dort zweifellos entrollen werden, sie bedeuten ferner eine entsprechende indirekte Verstärkung der englischen Seemacht, die eine gleiche Anzahl von Schiffen zu Hause behalten kann, also in Europa um so viel stärker wird. Deutschland steht zu Japan bis jetzt in keinerlei Gegensatz, es herrscht vielmehr, und zwar wohl auf beiden Seiten, der Wunsch ehrlicher dauernder Freundschaftsbeziehungen. Ob der Wunsch für alle Zeit erfüllbar sein wird, dürfte von der beiderseitigen Interessenentwicklung abhängen. Der Besitz von Kiautschou und die an die Entwicklung der chinesischen Verhältnisse geknüpften Erwartungen weisen Deutschland darauf hin, in Ostasien zur See nicht quantité négligeable zu sein. Wir haben dort Saaten in die Zukunft zu streuen. Als die Engländer Hongkong bauten und befestigten (Victoria Station), es mit Schiffen und Landtruppen ausstatteten und bis auf den heutigen Tag so erhalten haben, hat schwerlich jemals ein Unterhaus ausgerechnet, ob die Sache sich auch sofort rentiere. Wenn jüngst im deutschen Reichstag ein Antrag auf Absetzung der für 1903 geforderten neuen Linienschiffsbauten gestellt werden konnte, so beweist das, daß manche unsrer Reichsboten die Eierschalen der jungen deutschen Großmacht noch nicht abgestreift haben und es ablehnen oder unfähig dazu sind, einen Blick in die großen Weiten der Zukunft zu tun. Der diesmalige Antrag Richters aber war um so auffälliger, als kurz zuvor die amerikanischen und die englischen Flottenpläne bekannt geworden waren. Der Ausschuß für Marineangelegenheiten des amerikanischen Senats hat die Regierungsvorlage, die den Bau von 3 Linienschiffen zu 16000 Tonnen vorsah, in 4 Linienschiffe zu 12000 Tonnen umgeändert, hierzu 2 Panzerkreuzer von 9500 Tonnen und 4 kleinere Kreuzer. Es ist nicht ohne politische Bedeutung, daß man es vorzieht, die Zahl der Linienschiffe auf Kosten der Tonnenzahl zu vergrößern. In England sollen zu Ende dieses Monats März fertig sein und zur Flottenreserve übertreten: 4 Linienschiffe, 5 Panzerkreuzer erster Klasse, 2 Kanonenboote. Am 1. April verbleiben im Bau: 11 Linienschiffe, 19 geschützte Kreuzer, 2 Kreuzer zweiter Klasse, 4 Kreuzer dritter Klasse, 2 Kanonenboote, 4 Avisos, 19 Torpedozerstörer, 8 Torpedoboote, 3 unterseeische Boote. Hiervon sollen im Laufe des Jahres bis zum 31. März 1904 fertig werden: 6 Linienschiffe, 11 geschützte Kreuzer, 1 Kreuzer zweiter Klasse, 2 Kanonenboote, 4 Torpedozerstörer, 8 Torpedoboote, 3 unterseeische Boote. Während des Etatsjahres 1903/04 soll beginnen der Bau von 3 Linienschiffen, 4 Panzerkreuzern erster Klasse, 3 Kreuzern dritter Klasse, 4 Avisos, 15 Torpedozerstörern, 10 Unterseebooten. Was wollen

diesen Zahlen gegenüber die bescheidnen Festsetzungen unsers Flottengesetzes bedeuten! Man wurde durch den Antrag Richters demgegenüber unwillkürlich an Schulze-Delitzsch erinnert, der vor 1866 „Preußen den Großmachtskitzel austreiben“ wollte, oder an den Virchowschen Abrüstungsantrag von 1869. Es ist immer dieselbe politische Kurzsichtigkeit. Fraktionsliebhabereien und politische Eitelkeiten anstatt der Interessen des Landes!

Sehen wir uns die Franzosen an. Die Regierung hatte, um größere Summen für die Flottenstützpunkte, namentlich für Biserta, verfügbar zu machen, Reduktionen vorgeschlagen, die darin bestanden, daß der Bau von drei Linienschiffen um ein Jahr verschoben, die Besatzungsstärke des Mittelmeergeschwaders verringert werde, ferner sollten die Geschwaderübungen beschränkt und die Fahrten der Schiffe auf auswärtigen Stationen verringert werden. Die Kammer hat im Gegensatz zum Marineminister den Bau der drei Linienschiffe für 1903 beschlossen, die Besatzungsstärke von 50200 Köpfen beibehalten und die Beschränkung der Geschwaderübungen abgelehnt. An den Ausgaben für die Stützpunkte wurden 1200000 Mark gestrichen, dagegen ist durch die Bewilligungen der Etat des Marineministeriums um acht Millionen Mark auf 253½ Millionen Mark erhöht worden. Allerdings scheint der Senat diesem Beispiel nicht folgen zu wollen. In der Sitzung vom 25. März hat der Berichterstatter über das Marinebudget, Méric, die vom Marineminister vorgeschlagne Herabsetzung des Mannschaftsstandes auf 40000 Mann für gerechtfertigt erklärt. Marineminister Pelletan fügte hinzu, sie sei nach den Gutachten der hervorragendsten Offiziere vorgenommen worden, und die Schiffsbesatzungen blieben damit noch stärker als die der Vereinigten Staaten und Deutschlands. Er werde sich bemühen, noch weitere Herabsetzungen durchzuführen. England halte im Frieden fast denselben Mannschaftsstand wie im Kriege, weil es nur ungenügende Reserven habe. Das nachzuahmende Muster werde das von Deutschland sein, das im gegebnen Zeitpunkt starke Reserven einziehn könne. Auch Pelletan scheint demnach einen Konflikt mit England ziemlich außer Ansatz zu lassen. Denn wenn die englische Marine schon im Frieden mit ihren Kriegsbesatzungen versehen ist, die französische aber erst mindestens 25 Prozent Reserven einberufen soll, so würde sich daraus eine Überlegenheit der englischen Flotte ergeben, die bei der nahen Nachbarschaft und dem wahrscheinlich sehr schnellen Verlaufe des Kriegsausbruchs und der ersten Aktionen nicht ohne Gefahr wäre.

In Rußland sind fünf Linienschiffe zu je 16000 Tonnen geplant, sowie eine Anzahl von Kreuzern. Genauere Angaben sind noch nicht bekannt, die Kosten für Neubauten sollen sich auf mehr als 93 Millionen Mark im vorliegenden Budgetentwurf belaufen.

Diese Hinweise genügen, jedem nachdenkenden Deutschen klar zu machen, daß neben der Schlachtflotte, deren Ausbau auf der gesetzlichen Grundlage langsam fortschreitet, auch für die Auslandflotte mehr geschehn, und daß namentlich eine Verstärkung an großen gefechtsfähigen Schiffen für sie vorgesehen werden muß. Zum wenigsten eine Liniendivision in Ostasien erscheint neben der Kreuzerdivision unumgänglich notwendig, und der „Ostasiatische Lloyd“ ist nur zu sehr im Recht, wenn er jüngst den Wunsch aussprach, daß die Brandenburgdivision, die augenblicklich im Umbau begriffen ist und erst 1905 wieder dienstfähig wird, dann nach Ostasien entsandt werden möge. Ob sie zu der Zeit in der Heimat entbehrt werden kann, wird von den politischen Verhältnissen abhängen, jedenfalls müßte dann für die Schlachtflotte eine neue Division innerhalb des jetzigen Flottenplans bewilligt werden. Unsre Werften und unsre deutsche Industrie könnten das Doppelte und das Dreifache von dem leisten, was jetzt von ihnen verlangt wird, und aus statistischen Veröffentlichungen der letzten Zeit ist bekannt geworden, daß schon heute für die Zukunftsflotte

von zwei Doppelgeschwadern das Dreifache an Besatzungsmaterial vorhanden ist. Mögen immerhin die großen Entscheidungen in der Nordsee oder im Atlantischen Meere fallen, in Ostasien, dem großen Rendezvousplatz aller Flotten der Welt, müssen wir stark sein.

Unsre Flottenbauten sollen niemals politisch offensiven Zielen dienen, aber sie müssen so bemessen sein, daß wir jeder fremden, offensiv gegen Deutschland gerichteten Politik defensiv gewachsen sind und unsrer Schiffahrt die Meere frei halten können. Selbstverständlich werden wir nie die Kreuzerzahl Englands, auch nicht die Frankreichs erreichen können. Aber es wird nicht einmal diesen Marinen möglich sein, jeden Teil der Weltmeere durch Kreuzer zu decken oder jedem Handelsschiff, das sich hinauswagt, ein Geleitschiff mitzugeben. Bei einem ausbrechenden Kriege mit einer Seemacht wird immer ein Teil unsrer Handelsflotte stark gefährdet sein; einen wirklichen Stützpunkt können wir ihr zunächst nur in Ostasien schaffen, und dieser ist im besten Werden. Aber die schließliche Entscheidung für das Meer liegt immer in der Seeschlacht, für sie möglichst stark zu sein, bleibt die Hauptaufgabe der deutschen Marine. Dem Sieger steht das Meer offen, und er kann jedes verlorne Handelsschiff zum Schluß mit in seine Rechnung aufnehmen. Der Weg von Wilhelmshaven bis Kiautschou kann unter Umständen lang und schwierig sein, aber nie so lang und nie so schwer, wie der, den wir von Tilsit bis Versailles gegangen sind. H. J.

Judentum und Christentum im Römischen Reiche

Ein Talmudgelehrter, Rabbiner Dr. Ziegler, hat sich durch seine sehr mühsame Arbeit seine Glaubensgenossen, uns Christen und die Geschichtsforscher gleich sehr verpflichtet. Jedermann weiß aus dem Neuen Testament, daß Jesus seine Lehre mit Gleichnissen zu beleuchten oder wohl auch darein zu verhüllen pflegte, die er der Natur, dem gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und häuslichen Leben, jedenfalls aber immer der seinen Zuhörern vertrauten Umgebung und wohl auch Gegenständen entnahm, die man am Orte der Lehrversammlung vor Augen hatte, indem er am See von Fischen und Perlen, auf der Flur von Blumen und Vögeln, vom Säen und Pflanzen sprach. Das war nun die bei den Rabbinen allgemein übliche Lehrweise, und zwar haben sie in der Zeit von Augustus bis Konstantin mit ihrer Haggada, wie die talmudische Schrifterklärung genannt wird, gewöhnlich an den König angeknüpft, womit manchmal auch nur ein reicher Privatmann gemeint war. Auch Jesus veranschaulicht ja das Walten Gottes in seinem Reich öfter an dem eines Königs oder eines Hausvaters, unter dem wir uns einen mit einer Schar von Sklaven wirtschaftenden Oikenherrn zu denken haben. Nun zeigt der Verfasser an 165 solchen Königsgleichnissen,*) die er im hebräischen Wortlaut als Anhang bei-

*) Die Königsgleichnisse des Midrasch beleuchtet durch die römische Kaiserzeit. Von Dr. Ignaz Ziegler, Rabbiner in Karlsbad. Breslau, S. Schottländer, 1903. (Midrasch ist die rabbinische Schriftforschung und Schrifterklärung.) — Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten von Adolf Harnack. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1902.

fügt, und deren Übersetzung er dem Text einflicht, daß sie nur aus den politischen, wirtschaftlichen, Verfassungs- und Verwaltungszuständen und den häuslichen Gewohnheiten des damaligen römischen Reichs verstanden werden können, zugleich aber diese gewissermaßen vor unsern Augen lebendig machen und somit in nicht geringem Grade das Verständnis der Geschichtschreiber und Sittenschilderer der Zeit fördern. In elf Abschnitten werden mit Hilfe der Königsgleichnisse die Amtszeichen und Ehrungen der Kaiser, die prokonsularische Gewalt und das Heer, die Jurisdiktion der Kaiser, die Beamten, die Freunde des Kaisers, die Freigelassenen und Sklaven, der Bau- und Gartenluxus der Kaiser, das Panem et Circenses, der Staatsbesitz und der kaiserliche Familienbesitz, die Augusta, die Söhne und Töchter des Kaisers abgehandelt. Nur aus dem Abschnitt über die Freunde mögen einige von den vielen Untertiteln genannt werden: Notwendigkeit, Entstehung und Entwicklung des Instituts der Freunde; die Freunde als Ratgeber; die Freunde erhalten die höchsten Beamtenstellen; Freigelassene als Freunde; die Kaiser beschenken ihre Freunde; Rückforderung der Geschenke; die Kaiser speisen bei ihren Freunden; Benehmen der Kaiser beim Mahle; die Kaiser verheiraten ihre Kinder mit Kindern der Freunde; Freunde als Reisebegleiter; Einfluß der Freunde auf die Reichsverwaltung usw.

So wird denn Friedländer für eine Neubearbeitung seiner römischen Sittengeschichte auch die rabbinische Literatur benutzen können. Uns ist das Buch aus einem andern Grunde willkommen. Indem es uns eine Menge rabbinische Gleichnisse durch die Übersetzung zugänglich macht, setzt es uns in den Stand, die Lehrweise der Rabbiner mit der des Heilands zu vergleichen. Ziegler schreibt richtig (einige anfechtbare Sätze übergehn wir): „Wenn Jesu Gleichnisse Ähnlichkeiten aufweisen mit Gleichnissen und Aussprüchen, die im Talmud und Midrasch vorkommen, so ist das wohl auf die Tatsache zurückzuführen, daß gewisse Gedanken [vielmehr sprichwörtliche und bildliche Redensarten] Gemeingut des ganzen Volks geworden sind, und wie wir heute von geflügelten Worten sprechen, so wird es in Judäa geflügelte Gleichnisse gegeben haben, die allgemein verbreitet und viel gebraucht waren." Vor etwa fünfzig Jahren hat der gelehrte Kardinal Wiseman einen Essay über die Gleichnisse des Herrn geschrieben, der das ausführlich zeigt. So ist das Gleichnis vom Splitter und Balken den Rabbinen geläufig gewesen. Rabbi Tarphon spricht: „Ich würde mich wundern, wenn in dieser Zeit noch jemand einen Verweis annähme, denn sagt einer zum andern: Ziehe den Splitter aus deinem Auge, so wird der andre antworten: Ziehe den Balken aus deinem eignen." Jesus hat die volkstümliche Redensart in einer Absicht angewandt, die der jenes Rabbi gerade entgegengesetzt war. Die Redensart vom Kamel und vom Nadelöhr wurde im ganzen Orient gebraucht, um eine Behauptung als unmöglich zurückzuweisen, nur daß östlich vom Euphrat statt des Kamels der Elefant genannt wurde. In einer talmudischen Abhandlung wird einem Menschen, der an Wunder glaubt, geantwortet: Du bist wohl aus der Stadt Pumbeditha, wo sie einen Elefanten durch ein Nadelöhr gehn lassen? Ähnlich spricht man in Indien. (Neuere Orientreisende haben gefunden, daß an manchen Orten

das neben dem Haupttor angebrachte kleine Tor für die Fußgänger das Nadelöhr genannt wird. Hat man dieſe Bezeichnung der alten Redensart entnommen, oder iſt ſie älter als dieſe, und liegt ſie ihr zu Grunde? Beides iſt denkbar.) Die Anwendung, die Jeſus davon macht, wäre ſicherlich keinem Rabbinen eingefallen; die Reichen vom Himmelreich ausſchließen, das iſt zwar der Lehre der Propheten angemeſſen, aber kein jüdiſcher Gedanke. Jeſus mildert ihn bekanntlich durch den Zuſatz, was nach menſchlicher Schätzungsweiſe unmöglich ſei, das könne Gott immer noch möglich machen. Alſo die Lehrweiſe Jeſu war durchaus rabbiniſch; ſchon Hieronymus bemerkt, die Syrer und namentlich die Paläſtinenſer pflegten jeden Vortrag mit Gleichniſſen zu ſchmücken. Um aber die Leſer ſelbſt beurteilen zu laſſen, wie groß der Unterſchied iſt zwiſchen den rabbiniſchen Gleichniſſen und den Parabeln des Neuen Teſtaments, ſchreiben wir aus Zieglers Buche eine Anzahl ab.

„Eine Provinz war dem König mit der Steuer rückſtändig, und da ging der König, ſie ſelber einheben. So in der Entfernung von zehn Meilen zogen ihm die Großen der Provinz entgegen und rühmten ihn, und er erließ ihnen ein Drittel ihrer Steuer; in einer Entfernung von fünf Meilen kamen ihm die Mittelklaſſen entgegen und rühmten ihn, und er erließ ihnen ein weiteres Drittel der Steuer; als er in die Provinz einzog, kamen ihm alle Bewohner: Männer, Frauen und Kinder entgegen und rühmten ihn, worauf er ihnen alles erließ. Dann ſprach der König: Was vorüber iſt, iſt vorüber, von jetzt ab beginnen wir mit der Rechnung [der Sinn iſt wohl: wir rechnen nur die Steuern, die von jetzt ab fällig werden]. So auch hier. Am Vorabende des Neujahrsfeſtes kaſteien ſich die Vornehmen, und Gott erläßt ihnen ein Drittel ihrer Sünden; vom Neujahrstage bis zum Verſöhnungsfeſte faſten die einzelnen, und Gott erläßt ihnen ein weiteres Drittel ihrer Sünden; am Verſöhnungstage faſten alle, und Gott ſagt zu Israel: Was vorüber iſt, iſt vorüber; von jetzt ab beginnen wir mit der Rechnung. — Ein König ſprach zu ſeinen Dienern: Gehet und verkündet in meinem ganzen Reiche, daß ich jetzt in Geldangelegenheiten zu Gericht ſitze. Wer einen Prozeß mit ſeinem Nächſten hat, komme vor mich, und ich richte ihn mit Milde, ſolange ich nicht in Kriminalangelegenheiten zu Gericht ſitze. So ſprach auch der Heilige, gelobt ſei er, zu Israel: Meine Kinder, wiſſet, daß ich die Welt an folgenden vier Terminen richte: am Überſchreitungsfeſt über die Feldfrüchte, am Wochenfeſt über die Baumfrüchte, am Neujahrstage ziehn alle Menſchenkinder an mir vorüber, am Hüttenfeſte werden ſie gerichtet in Beziehung auf das Waſſer. An drei Terminen urteile ich über Zivilſachen, aber am Neujahrstage iſt die Sitzung für Kriminalangelegenheiten. — Eine ſchwangere Frau war im Gefängnis eingeſperrt und gebar dort einen Sohn. Das Kind wuchs heran. Eines Tags ging der König an dem Gefängnis vorüber; da fing das Kind an zu ſchreien: Mein Herr und König, warum bin ich im Gefängnis eingeſchloſſen? Da erwiderte der König: Wegen der Sünde deiner Mutter. So ſprach auch Moſes: Herr der Welt, ſechsunddreißig Todſünden gibt es. Wenn der Menſch eine begeht, iſt er des Todes ſchuldig. Wenn ich nun nicht eine davon begangen habe, warum verhängſt du den Tod über mich? Da erwiderte er

ihm, wegen der Sünde des ersten Menschen. — Der Sohn eines Königs wurde gefangen genommen. Da ging der Vater, rettete ihn von den Räubern und tötete sie. Und der Sohn sprach zu seinem Vater: Das und das taten sie mir, so und so schlugen sie mich und ließen mich Sklavendienste verrichten. Selbst nachdem er sie getötet hatte, war er nicht getröstet, sondern rief: So und so taten sie meinem Sohne! So haben die Ägypter gehandelt. Sie ließen Israel Sklavendienste verrichten. Da brachte der Heilige, gelobt sei er, zehn Plagen über sie und befreite seine Söhne. Dennoch sprach er: Ich bin nicht getröstet, bis ich alle werde getötet haben."

Eine andre Gruppe! „Ein König hatte einen Freigelassenen, dem er die Herrschaft über alles gab, was er besaß. Da ging der Freigelassene und lieh den Leuten auf Bürgschaft. Dem einen lieh er fünfzig Goldstücke, dem zweiten hundert, dem dritten zweihundert. Die Schuldner flüchteten. Nach einiger Zeit erfuhr es der König, und es mißfiel ihm; er sprach: Habe ich dich über das Meinige gesetzt, um es zu verlieren? Da sprach der Freigelassene: Ich habe Bürgen: der eine zahlt fünfzig, der andre hundert, du sollst das Deinige nicht verlieren. So sprach auch Moses zu dem Heiligen — gelobt sei er: Was zürnst du? Nicht wegen der Thora? Unter meiner Bürgschaft steht sie, denn ich und meine Genossen werden sie halten. — Ein König hatte einen armen Freund. Da sprach der König: Mir liegt es ob, dich zu bereichern. Und er gab ihm Geld, daß er damit Geschäfte mache. Nach einiger Zeit kam dieser in den Palast. Da rief man: Wie kommt der dazu, hier einzutreten? Der König erwiderte ihnen: Weil er mein treuer Freund ist. Da antworteten sie ihm: Sage ihm doch, daß er dir dein Geld zurückerstatte. Da sprach zu ihm der König: Gib mir zurück, was ich dir gegeben habe. Er säumte nicht, und die Palastleute schämten sich. Da schwor der König, ihm noch mehr Reichtum zu geben. Der Heilige, gelobt sei er, sprach zu den Engeln des Dienstes: Hätte ich auf euch gehorcht, als ihr mir sagtet: Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkst? wo wäre da Abraham, der mich verherrlicht in meiner Welt? — Woher entnehmen wir, daß die Kinder Israels niemals die Hölle sehen werden? Wem gleicht die Sache? Einem Menschenkönige, der ein steiniges Feld hat. Es kamen Leute und pachteten es um zehn Maß Weizen des Jahres. Sie düngten, hackten, bewässerten es, dennoch ernteten sie nur ein Maß im Jahre. Da sprach der König zu ihnen: Was ist das? Sie erwiderten: O König, unser Herr, du kennst ja das Feld, das du uns übergeben hast, daß es dir früher gar nichts gebracht hat; nun wir es bearbeitet haben, gewinnen wir davon nicht mehr als ein Maß Weizen. So wird Israel sprechen: Herr der Welt, du kennst den bösen Trieb, der uns betört." — In der Leichenrede auf einen Rabbi wird gesagt: „Wem glich Rabbi Bun? Einem Könige, der viele Tagelöhner gedungen hatte, unter denen er einen fand, der außerordentlich tüchtig war. Was tat der König? Er nahm ihn und lustwandelte mit ihm kreuz und quer. Als es Abend wurde, kamen die Arbeiter, sich ihren Lohn holen, und er gab auch jenem den vollen Lohn. Da murrten die andern und sprachen: Wir haben uns den ganzen Tag geplagt, dieser aber plagte sich nur zwei Stunden, und er bekommt den vollen Lohn.

Da sprach der König: Dieser mühte sich in zwei Stunden mehr ab, als ihr den ganzen Tag lang. So hat Rabbi Bun in 28 Jahren in der Thora mehr gearbeitet, als ein andrer in 100 Jahren fertig brächte. — Was ist der Unterschied zwischen Liebe und Furcht? Wem gleicht die Sache? Einem König, der zwei Sklaven hatte. Der eine liebte den König und fürchtete sich vor ihm, der andre fürchtete sich vor ihm, liebte ihn aber nicht. Einst reiste der König in eine Gegend des Meeres [die stehende Bezeichnung für eine weit entlegne Gegend]. Der den König liebte, pflegte Zier- und Obstgärten und alle Arten Edelfrüchte, der aber bloß Furcht hatte, setzte sich hin und tat nichts. Als der König zurückkehrte, sah er Zier- und Obstgärten und alle Arten edler Früchte geordnet vor sich, und als der ihn Liebende eintrat, war sein Bewußtsein befriedigt durch die Freude des Königs. Was dagegen den anlangt, der den König nur fürchtete aber nicht liebte, so sah er beim Eintritt [in den Königspalast?] allerhand Schwerter geordnet und erschrak über den Zorn des Königs."

Noch zwei Gastmahlgleichnisse! „Ein König veranstaltete ein Gastmahl und lud dazu die Gäste ein. Es war vier Uhr am Tage, sie kamen nicht, es war fünf Uhr, sechs Uhr, sie kamen nicht. Am Abend kamen sie endlich langsam einhergewackelt. Er sprach zu ihnen: Ich bin euch zu großem Danke verpflichtet, denn wäret ihr nicht gekommen, so hätte ich die ganze Mahlzeit den Hunden vorgeworfen. So sprach auch der Heilige, gelobt sei er, zu den Frommen: Ich bin euch zu viel Gutem verpflichtet; denn euretwegen habe ich die Welt erschaffen, und wäret ihr nicht, wem hätte ich alles Gute gegeben?" Um den Spruch: Jederzeit seien weiß deine Kleider, und Öl fehle nie auf deinem Haupte, zu erklären, erzählt ein Lehrer von einem König, „der ein Gastmahl veranstaltet und Gäste einladet. Er sprach zu ihnen: Gehet, waschet und säubert euch, untersucht und waschet eure Kleider und bereitet euch zum Mahle vor. Er bestimmte ihnen jedoch keine Zeit, wann sie kommen sollten. Die Klugen gingen auf und ab am Eingange des Palatiums. Die Dummen aber trafen keine Vorsorge. Sie dachten: Wir werden schon wahrnehmen das Mahl des Königs; es gibt kein Mahl ohne Mühe, und ohne daß man einander Nachricht gäbe. Und der Kalkanstreicher ging zu seinem Kalke, der Töpfer zu seinem Lehme, der Schmied zu seiner Schmiede, der Wäscher in sein Waschhaus. Plötzlich verkündigte der König, daß alles zum Mahle komme. Man trieb sie an. Jene kamen in ihrer Herrlichkeit, diese in ihrem Schmutze. Da freute sich der König mit den Klugen, den Dummen aber zürnte er, weil sie seinen Befehl nicht beachtet hatten und seinen Palast beschmutzten. Sollten sie unbestraft davonkommen? Nein! Der König sprach: Jene sollen sitzen, essen und trinken, diese sollen stehn, Stockschläge bekommen, zusehen und sich kränken."

Die Leser kennen die sämtlichen Gleichnisse Jesu, an die diese jüdischen Parabeln anklingen. Sie wissen, daß die Gleichnisse Jesu dem Kinde und dem Volke gefallen, daß sie aber auch der gebildete Mann immer wieder gern liest und hört, weil ihn die Form bezaubert,*) und weil ihm wachsende Er-

*) Die protestantischen Bibelbearbeiter wenden freilich allen erdenklichen Fleiß darauf, zu verhindern, daß diese wahrhaft und im höchsten Sinne klassische Form wirksam werde. Man

fahrung immer neue Seiten ihres unerschöpflichen Inhalts enthüllt. Und nun mögen sie entscheiden, ob unter den mitgeteilten rabbinischen Gleichnissen eins ist, das sich dazu eignen würde, Jahr um Jahr auf der Kanzel verlesen und der Erbauung einer vernünftigen Gemeinde zu Grunde gelegt zu werden! Nur eins haben wir gefunden unter den hundertfünfundsechzig, das zu solchem Dienste allenfalls tauglich und solcher Ehre würdig wäre. „Ein König hatte einen armen Freund, der ein Gastmahl veranstaltete und seine Söhne dazu einlud. Da kam der König aus freien Stücken, stellte sich in die Mitte des Hauses und sprach zu dem Armen: Alle deine Kinder hast du eingeladen, mich aber hast du nicht eingeladen, bin ich denn nicht dein Freund? Er erwiderte: Ich bitte dich, ich bin arm, habe es nicht deiner Würde entsprechend veranstaltet und schämte mich, dich einzuladen. Da sprach zu ihm der König: Bei deinem Leben, schäme dich nicht; viel lieber ist mir dein Mahl als das, das man mir in meinem Palaste herrichtet." Abgesehen davon, daß die Form die Schönheit der von Manier, Papierstil und geschmacklosen Wendungen völlig freien neutestamentlichen Gleichnisse noch nicht ganz erreicht, hätte diese anmutige Erzählung der Geschichte vom Scherflein der Witwe als Ergänzung beigefügt werden können. Von ihrem Autor aber ist sie zuletzt noch durch die angehängte abgeschmackte Nutzanwendung verdorben worden: Jakob habe, als er sein Testament machen wollte, nur seine Söhne, aber nicht Gott eingeladen. Die bei weitem meisten der von Ziegler übersetzten Parabeln haben gar keine Berührung mit dem Gedankenkreise und mit den Bildern des Neuen Testaments. Wir geben von dieser Mehrzahl nur drei zur Probe. „Ein König verlobte seine Tochter und veranstaltete ihr ein großes Verlobungsfest. Da haftete an ihnen [so!] der böse Blick. Als der König später seine Tochter verheiraten wollte, was tat er? [Diese Art Frage ist eine Manier der rabbinischen Parabeln.] Er gab ihr eine Gemme. Er sprach zu ihr: Diese

empfindet Pein, wenn man in dem (herrlichen, hätten wir beinahe gesagt, aber jedes schmückende Beiwort wäre in unsrer mit „göttlich" und „reizvoll" um sich werfenden Zeit an dieser Stelle eine Verunehrung) Gleichnisse vom barmherzigen Samariter liest: „Lukas 10 V. 32. Desselbigen gleichen auch ein Levit, da er kam bei die Stätte, und sahe ihn, ging er vorüber; V. 35. Des andern Tages reisete er und zog heraus zween Groschen, und gab sie dem Wirt und sprach zu ihm: Pflege sein, und so du was mehr wirst dartun, will ich dirs bezahlen, wenn ich wiederkomme." Können die Herren nicht mit dem katholischen Allioli in vernünftigem Deutsch schreiben: „Desgleichen ein Levit; er kam an den Ort, sah ihn und ging vorüber ... Des andern Tags zog er zwei Denare heraus, gab sie dem Wirte und sprach: Teage Sorge für ihn, und was du noch darüber aufwendest, will ich dir bezahlen, wenn ich zurückkomme." Dem griechischen Text schmiegt sich diese gut deutsche Übersetzung ganz genau an. Noch dazu sind die zwei Groschen Unsinn; die würde der Wirt dem Samariter ins Gesicht geworfen haben. Der Denar war ungefähr ein Frank und der damalige Tagelohn. Da der Samariter ohne Zweifel am andern Tage zurückzukommen gedachte — denn in Jerusalem hielt sich ein in Geschäften reisender Samariter nicht länger auf, als unbedingt nötig war —, so entspricht ein Vorschuß von zwei Denaren den einfachen orientalischen Verhältnissen. Höchst unpassend ist auch, daß immer noch in dem Gleichnisse von den Talenten (bei Lukas Minen) die Übersetzung: Zentner und Pfund statt Talent beibehalten wird. Nur die zweite wäre allenfalls in England und in der Türkei zulässig, wo das Pfund noch als Rechnungsmünze bekannt ist. Noch dazu hat von der Fassung bei Matthäus das Wort Talent in den Sprachen aller christlichen Völker die Bedeutung Naturanlage bekommen, die Jesus doch hauptsächlich meinte.

Gemme sei an dir, damit nicht mehr der böse Blick an dir haste. So machte auch der Heilige, gelobt sei er, als er auf den Sinai gekommen war, den Israeliten die Lehre zu geben, eine große Feierlichkeit für sie, das war die Verlobung. Da kam der böse Blick, und die Tafeln zerbrachen. Was tat er? Wie sie daher kamen und das Zelt vollendeten, gab ihnen der Heilige, gelobt sei er, vorher den Segen, damit der böse Blick über sie nicht komme. — Ein König verheiratete seine Tochter. Da sprach einer von den Großen des Königs: Es würde sich ziemen, die Königstochter aus der Sänfte emporzuheben und auf einen Elefanten zu setzen. Ein andrer meinte: Der Elefant sei ja hoch, habe aber keine Vornehmheit und keine Anmut; es zieme sich, sie auf das Roß zu setzen und ihre Schönheit inmitten aller Großen zu zeigen. Ein andrer wieder entgegnete: Der Elefant ist zwar groß, das Roß schön, doch haben sie keinen Mund zu sprechen, keine Hände zu klatschen, keine Füße zu tanzen; man müßte sie auf Schultern setzen, ihre Schönheit zu zeigen. So gab der Heilige, gelobt sei er, die Thora nicht im Monat Nisan und nicht im Jjar, weil der Stern des Nisan das Schaf, der des Jjar der Ochs ist; es ist nicht anmutig, wenn die rühmen und preisen. Darum gab Gott die Thora im Siwan, weil der Stern des Siwan das Zwillingspaar ist, und das ist ein Mensch, und der Mensch hat einen Mund zum Sprechen, Hände zum Beifallklatschen und Füße zum Tanzen." Als drittes wählen wir eine Probe rabbinischen Humors. „Ein König sprach zu seinem Sklaven: Gehe, bringe mir einen Fisch vom Markte. Er ging und brachte ihm einen stinkenden Fisch. Da sprach er zu ihm: Ich befehle: entweder ißt du den Fisch, oder du bekommst hundert Stockschläge, oder du gibst mir hundert Goldstücke. Er sprach: Wohlan, ich esse ihn. Er begann zu essen, konnte jedoch nicht vollenden, sodaß er sprach: Ich will Stockschläge. Er bekam sechzig, konnte es jedoch nicht mehr aushalten, sodaß er rief: Ich gebe hundert Goldstücke! Er hat also den Fisch gegessen, Schläge bekommen und hundert Goldstücke gezahlt. So geschah es auch den Ägyptern: sie wurden geschlagen, ließen die Israeliten frei, und ihr Geld wurde ihnen weggenommeu."

Ziegler stellt mit Recht den Vorträgen der griechischen Philosophen, die unwirksam blieben, weil sie teils schwer verständlich teils leeres Geschwätz waren, diese höchst volkstümliche, an die Begebenheiten des täglichen Lebens anknüpfende und alle Verrichtungen regelnde Rabbinenlehre als höchst wirksam gegenüber und schreibt ihr das Verdienst zu, inmitten des Ansturms von griechischen, orientalischen und christlichen Verführern und Bekehrern dem Judentum zu seiner splendid isolation verholfen zu haben. (Nebenbei bemerkt: die nichtzionistischen Juden finden heute diese Absonderung gar nicht glanz- und ruhmvoll.) Aber daß sie eben ihrer Absonderlichkeit wegen das Gegenteil von der Lehre einer Weltkirche war und keine Bekehrungskraft haben konnte, liegt klar zutage. Vor Christus konnten die Juden eine großartige Missionstätigkeit entfalten — mit dem Bibelwort — und durch die Gründung von Proselytengemeinden, die über das ganze Römische Reich zerstreut waren, den Aposteln den Boden bereiten. Die rabbinische Verballhornung des Alten Testaments dagegen konnte auf Nichtjuden keine Anziehungskraft ausüben. Die

vorgelegten Proben werden hinreichen, Wiſemans Urteil zu rechtfertigen. „Die Lehrweiſe der jüdiſchen Geſetzausleger war frivol, trivial und kindiſch und enthielt die kleinlichſten Unterſcheidungen und Streitigkeiten in Beziehung auf das Geſetz, das Zeremonienweſen und die Sittenlehre. [Daß die katholiſchen Kaſuiſten in dieſe talmudiſche Kleinkrämerei zurückgefallen ſind, erwähnt der Kardinal natürlich nicht.] Wir erinnern uns keines einzigen Beiſpiels, wo wichtige Grundſätze gut erläutert würden, wo das ganze Geſetz oder eine einzelne Vorſchrift von einem erhabnen Standpunkt aus geiſtreich und organiſch behandelt würde. Dieſe Lehrweiſe kann nicht treffender charakteriſiert werden als mit den Worten des Herrn, daß ſie Krauſeminze und Kümmel verzehnten, dagegen die Hauptſache, Gerechtigkeit, Nächſtenliebe und Treue beiſeite ſetzen, daß ſie Mücken ſeihen und Kamele verſchlucken.“ (Auch dieſen Vorwurf verdienen die hierarchiſch geſinnten und die bigotten unter den katholiſchen Theologen.)

Sehr gut legt Wiſeman dar, daß ſich Jeſus, weil er zu paläſtinenſiſchen Juden ſprach, der paraboliſchen Lehrweiſe bedienen mußte, deren meiſterhafte Handhabung ihm ſofort ſolches Anſehen verlieh, daß ihm das Volk und die Schriftgelehrten ohne weiteres den Ehrennamen Rabbi bewilligten, den ihm keine Behörde verliehen hatte. Aber während er ganz ſo wie die Rabbiner ſprach, klang doch zugleich ſein Wort ganz anders: „Das Volk verwunderte ſich, denn er lehrte wie einer, der Macht hat, und nicht wie die Schriftgelehrten und Phariſäer.“ Die Apoſtel dann, die vor einem andern Publikum und unter ganz andern Umſtänden lehrten, bedienten ſich nicht dieſer Redeweiſe. Sie verkündeten nur, wie auch Harnack wiederholt hervorhebt, daß der Sohn Gottes als der von den Propheten verheißene Meſſias gekommen ſei, die Menſchen den einen wahren Gott kennen zu lehren, und daß er wieder kommen werde, die Welt zu richten und die Gläubigen ſelig zu machen. „Die Wirkung zuſammenhängender Predigten, ſchreibt Harnack, darf nicht überſchätzt werden: eine erſchütternde, das Herz bewegende Einzelheit iſt zu allen Zeiten ein ſtärkerer Hebel geweſen als eine lange Predigt. Die Apoſtelgeſchichte berichtet uns von der Bekehrnng vieler auf einmal gleichſam im Sturme; das wird nicht unhiſtoriſch ſein. Paulus iſt ohne einen Miſſionar bekehrt worden durch eine Viſion. Der Kämmerer aus dem Mohrenland iſt durch Jeſajas 53 zum Glauben an Jeſus gebracht worden. Wie vielen mag dieſes Kapitel die Brücke geworden ſein! Thekla, die Heidin, iſt [nach den in der erſten Hälfte des zweiten Jahrhunderts verfaßten apokryphen Acta Pauli et Theclae] durch das Wort von der Jungfräulichkeit und dem Gebet gewonnen worden. Eine kurze, inhaltreiche Miſſionspredigt eines gebildeten Chriſten iſt in den Akten des Apollonius enthalten. (Der Richter hatte ihn aufgefordert, die chriſtliche Lehre kurz vorzutragen.) „Dieſer unſer Heiland Jeſus Chriſtus hat, Menſch geworden, in Judäa, in allem gerecht und voll göttlicher Weisheit, uns menſchenfreundlich gelehrt, wer der Gott des Alls iſt, und welches das Ziel der Tugend: nämlich die Einordnung der Menſchenſeelen in eine erhabne Gemeinſchaft; durch ſein Leiden hat er die Antriebe zur Sünde zur Ruhe gebracht.“ Nun folgt der ganze Tugendkatalog. Hier findet ſich auch die

schuldige Ehrerbietung gegenüber dem Kaiser, der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele und an die Vergeltung; dies alles habe Jesus in vielen Vorträgen gelehrt. Dann wurde er, wie die Gerechten und die Philosophen vor ihm, von den Ungebildeten verfolgt und getötet. Apollonius erinnert an den Tod des Sokrates und an das Wort vom gekreuzigten Gerechten in Platos Republik.

Jesu Parabeln wurden erst durch die Evangelien bekannt, die vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts nicht allgemein verbreitet waren. Für die Zuhörer des Lebenden waren sie gar nicht bestimmt gewesen. So großes Entzücken sie erregen mochten — verstanden werden konnten sie nicht oder nur zum kleinsten Teil, wie Jesus ja selbst oft sagte — denn sie waren Prophetien. Erst nach dem Ablauf von neunzehn Jahrhunderten vermögen wir zu ermessen, in welchem Grade Jesus selbst der barmherzige Samariter ist, der geleistet hat und fort und fort noch leistet, was weder das jüdische Levitentum noch die heidnischen Priestertümer zu leisten vermocht haben, indem die von ihm erweckte Liebestätigkeit mit dem Wandel der Zeiten immer neue Gestalten annimmt, die seelischen und die leiblichen Wunden des immer wieder unter die Räuber geratenden Menschen zu heilen. Erst heute vermögen wir die Gleichnisse, die von der Verwerfung der Juden und der Erwählung der Heiden, von der Ausbreitung und Wirkungsweise des Reiches Gottes handeln, in ihrer vollen Bedeutung zu verstehn. Auf eine der merkwürdigsten, vielleicht die allermerkwürdigste und für die Göttlichkeit Jesu beweiskräftigste Prophezeiung macht Wiseman aufmerksam. Alle Sektenstifter, Schwarmgeister, religiösen und politischen Weltverbesserer verheißen einen Himmel auf Erden, worin es kein Leiden, keine Sünden und Verbrechen, keine Unvollkommenheiten mehr geben wird. Jesus allein sagt ausdrücklich voraus, daß es in seinem Reiche bis ans Ende der Zeiten immerdar Unkraut unter dem Weizen und faule Fische geben werde. Als die Evangelien bekannt wurden, hatten diese Prophetien angefangen, sich zu erfüllen, und es begann also auch das Verständnis. Da mag denn die Schönheit der Parabeln auch der Missionstätigkeit und der Erbauung der Gemeinden zu gute gekommen sein. Bei Harnack finden wir zwei Zeugnisse, die das andeuten. Der große Arzt Galenus (geboren 131 n. Chr.) schreibt: „Zusammenhängenden langen Lehrvorträgen vermögen die meisten Menschen nicht zu folgen, daher sind Gleichnisse notwendig. Wie wir denn in unsrer Zeit jene Menschen, die Christen genannt werden, ihren Glauben auf Parabeln stützen sehen." Und Origenes meint, derselbe Nahrungsstoff könne auf zweierlei Weise zubereitet werden: so, daß die Speise einem verwöhnten Gaumen, und so, daß sie dem derben Geschmack des gemeinen Mannes zusage. Da nun die Zahl der Armen groß und die der verfeinerten Vornehmen klein sei, so müsse der Volkslehrer, der dem allgemeinen Wohl dienen wolle, die gröbere Zubereitung wählen. Allerdings erwähnt er die Parabeln nicht, aber da sie zu einer volkstümlichen Vortragsweise gehören, wird er sie mit im Sinne gehabt haben; wobei freilich zu beachten ist, daß die Parabeln Jesu unbeschadet ihrer Volkstümlichkeit und Kindlichkeit auch dem verwöhntesten Gaumen noch munden, darum eigentlich nicht unter die derben und groben Speisen gerechnet werden können. An einer andern Stelle schreibt Harnack selbst: „Professoren wie Liba-

nius oder wie seine Kollegen an der Hochschule zu Athen sind freilich unsterblich, und sie können sich, wesentlich unverändert, in allen Jahrhunderten erhalten; aber Völker leben nicht von der Kost der Rhetoren und Philosophen."

(Schluß folgt)

Vom Hohenstaufen zum Hohenzollern

Eine Fußwandrung

Wenn im Sommer so manchen Deutschen die alte frohe Wanderlust in ferne Länder treibt, so scheint es wohl am Platze, daran zu erinnern, wie viel Schönes sich doch auch in unserm deutschen Vaterlande findet. Von den vielen, die alljährlich zwischen Schwarzwald und Vogesen das Rheintal aufwärts ziehn, hat es ja wohl manchen gereizt, in deren Wälder und Berge einen Blick zu tun; aber weiter nach Osten, in die an den Schwarzwald grenzende Schwäbische Alb dringt der Reisestrom nur wenig. Sehr zu Unrecht; denn tatsächlich bietet die Schwäbische Alb, das Herz Schwabens, auch für ein kritisches Auge so große, eigentümliche Schönheiten und so mannigfaltige Anregungen, daß es wohl angezeigt erscheint, ihr Lob auch weitern Kreisen zu verkünden.

Wer nur für einen kurzen Besuch Zeit übrig hat, findet dazu schon durch die Benutzung der Bahnlinie Stuttgart-Tübingen-Singen Gelegenheit, denn er kommt dadurch den wichtigsten Punkten nahe; viel lohnender ist natürlich der Fußmarsch, auf dem man Land und Leute ganz anders kennen lernt, und der durch die immer leicht erreichbare Eisenbahn nach Belieben abgekürzt werden kann. Als Ausgangspunkt wählt man am besten Stuttgart, und niemand wird es bereuen, dort von der Uhlandshöhe einen Blick auf die so anmutig im weiten Talkessel liegende württembergische Residenz zu werfen, die sich mit hell leuchtenden Villen die grünen Rebhügel hinaufreckt, sowie den prächtigen Schloßplatz und den Schloßgarten zu bewundern, die sowohl in der Großartigkeit wie in der Schönheit der Anlage ihresgleichen in Deutschland suchen. Von da empfiehlt sich folgender Reiseweg: über Gmünd im Remstal auf den Hohenstaufen und die Teck ins Lenninger Tal; dann auf den Hohenneuffen, über Urach nach Reutlingen mit einem Abstecher auf die Achalm und Schloß Lichtenstein; dann nach der alten Musenstadt Tübingen mit dem Kloster Bebenhausen, auf den Hohenzollern, die Schalksburg und die Lochen; endlich über Sigmaringen und Kloster Beuron nach Singen, wo eine Besteigung des Hohentwiels den schönen Abschluß der Reise macht. Diese Orte bezeichnen zugleich die Punkte, die am sehenswertesten sind, und die am besten einen Einblick in die Art der Landschaft gewähren.

Die Schwäbische Alb, deren Hauptmasse zwischen Neckar und Donau liegt, ist abweichend von den meisten deutschen Gebirgen ein zusammenhängender Gebirgsstock, der eine sich von Südwesten nach Nordosten hinziehende 180 Kilometer lange und 20 bis 40 Kilometer breite Hochebne bildet. Im Norden

und im Westen fällt das Gebirge nach dem Neckar zu steil ab; es hat hier zahlreiche Kuppen und Vorberge, die 800 bis 1000 Meter über dem Meere doch das angrenzende Flachland nur 400 bis 500 Meter überragen und also leicht in einer oder zwei Stunden zu ersteigen sind. Die südlich liegenden Kuppen sind die höchsten; sie sind wilder und romantischer, während die nördlichen Kuppen niedriger, aber anmutiger sind. Die Abhänge im Süden nach der Donau zu sind viel flacher, schon deshalb, weil deren Bett viel höher liegt als der Neckar. Der Grundstock des Gebirges besteht aus Jurakalk mit eingestreuten vulkanischen Gebilden, er ist außerordentlich reich an Versteinerungen, Seeigeln, Ammoniten, Belemniten und birgt in sich eine große Anzahl Höhlen aus Tropfstein und Kalktuff; bis jetzt sind schon über siebzig aufgedeckt, die bekannteste und größte ist die Nebelhöhle in der Nähe des Lichtensteins mit mächtigen Hallenbildungen, die aber leider durch den Gebrauch von Fackeln zur Beleuchtung geschwärzt und deshalb unscheinbar geworden sind. Leicht zugänglich ist z. B. die Olgahöhle bei Honau am Fuße des Lichtensteins und das Sibyllenloch an der Teck. Sehr sehenswert sind unter andern die neuerdings entdeckte Tropfsteinhöhle bei Gutenberg und dann die Falkensteiner Höhle mit hohen Hallen und Wölbungen und einem tiefen See im Innern; in ihr entspringt auch die Elsach aus einer Felsspalte, versinkt dann mit mächtigem Tosen in einer Kluft und tritt erst außerhalb der Höhle wieder ans Tageslicht. Findet so der Geologe reiche Ausbeute für seine Interessen, so gilt dies nicht minder für den Botaniker, der in den Niederungen manche sonst selten vorkommenden Arten finden wird und auf höhern Punkten schon vielfach der subalpinen Flora begegnet, so z. B. einer Gentianaart, deren tiefes leuchtendes Blau auch den Nichtfachmann erfreuen wird.

Das wesentlichste Interesse aber wird der Fußwandrer doch immer wieder den landschaftlichen Schönheiten dieses alten deutschen Landstrichs zuwenden, an denen besonders die nördlichen und die westlichen Steilabfälle der Alb so reich sind; sie liegen vor allem in der großen Mannigfaltigkeit der Formen: bald breite Wände mit herrlichem Buchenwald dicht bewachsen und von lieblichen Tälern vielfach durchbrochen, bald senkrecht aufragende Felsen und dann wieder vielgestaltige Vorberge, darunter diese schlanken, einzeln vorspringenden Bergkegel, eine besondre Eigentümlichkeit der Alb, mit Reben und grünen Matten bedeckt und mit Burgen oder Ruinen gekrönt, die stumm und doch so beredt die Geschichte des Landes verkünden. Und ebenso abwechselnd ist von den Höhen der Ausblick nach der einen Seite auf die Alb mit ihren Abhängen und Vorbergen, hinter denen von den höchsten Punkten die Tiroler und die Schweizer Alpen in langer leuchtender Kette sichtbar werden; auf der andern Seite fast unabsehbar weit hinaus über ein herrliches Hügelland, dicht zu Füßen freundliche, meist altertümliche Städte mitten in der fruchtbaren Talsenkung zwischen grünen Wiesen, üppigem Rebengelände und reich gesegneten Frucht- und Obstfeldern. Das Produkt der Reben wird freilich nicht jedermanns Geschmack sein; mehr Anerkennung wird der Segen der Obstbäume finden, unter denen besonders eine schwarze Waldkirsche zahlreich vertreten ist, die zur Herstellung eines trefflichen Kirschgeistes dient. Besonders anmutig

sind die Quertäler; so das enge, waldreiche Tal von Urach mit seiner Fortsetzung nach Seeburg hin, und dann das breitere wohlbebaute Echatztal, das von Reutlingen nach Schloß Lichtenstein führt. Dieses Schloß, leicht und luftig auf einen schmalen, steilen Fels gestellt, gilt landschaftlich als der schönste Punkt Schwabens, und in der Tat sieht es von seiner Höhe herunter wie die verkörperte Poesie; es bietet auch selbst von seinem schlanken, das Hochplateau überragenden Turm die herrlichste Aussicht.

Ruht deshalb das Auge mit vollem Genuß auf dem schönen Landschaftsbilde, so wächst das Interesse noch, wenn so mancher Punkt uns erzählt, daß hier eine uralte Stätte deutschen Volkstums vor uns liegt, und uns Namen nennt, die einen hellen Klang in der deutschen Geschichte haben. Die ältesten Spuren von Leben zeigen die Höhlenfunde; so das Sibyllenloch an der Teck, das Reste vorsündflutlicher Tiere enthielt, während die Tropfsteinhöhle bei Gutenberg neben Fossilienresten schon Werkzeuge der Steinzeit aufweist, die ersten Zeichen menschlicher Tätigkeit. Die ältesten geschichtlich nachweisbaren Einwohner des Landes waren keltischen Ursprungs; dann herrschten jahrhundertelang die Römer, bis sie von den Alemannen verdrängt wurden, als diese aus den langen, erbitterten Grenzkämpfen schließlich als Sieger hervorgegangen waren. Aus der keltischen Zeit stammen noch einige Reste von Erdwällen, die zu Verteidigungszwecken dienten und auch im übrigen Deutschland mit als die ältesten Arbeiten von Menschenhand gelten; eine solche Anlage ist z. B. die Befestigung auf dem Hochplateau des Hohenneuffen, die also eine der ältesten und auch größten Festungen Deutschlands darstellt. Sie hat nämlich einen Durchmesser von anderthalb Stunden, und noch jetzt sind bedeutende Stücke des Walles und des Grabens — im Volksmunde der Heidengraben genannt — vorhanden. Es darf hier daran erinnert werden, daß die Volksüberlieferung mit der Vorsetzung des Wortes „Heiden" ein fast untrügliches Zeichen vorchristlichen Ursprungs für solche Überreste liefert. Aus der Römerzeit sind weit zahlreichere Werke erhalten geblieben, Grabdenkmäler, Altarsteine, besonders aber die alte Grenzbefestigung, deren noch vorhandne Reste im Volksmunde „die Teufelsmauer" genannt werden. Das Nordende der Alb war auch die Nordgrenze des römischen Reiches, und in der Nähe von Gmünd liegt der Punkt, wo die Mauer des rätischen Limes, die Nordgrenze, mit dem Pfahlgraben des rechtsrheinischen Limes, der Ostgrenze, zusammenstieß. Durch die neue Limesforschung sind die Einzelheiten dieser Befestigungen, insbesondre die Lage der dazu gehörenden Kastelle näher festgestellt worden. Ein solches lag z. B. in dem Dorfe Lorch im Remstal; es liegt innerhalb des Dorfes, und zwar so, daß die Dorfkirche die Mitte des Kastells bezeichnet. Auch noch weitere römische Bauten sind in dieser Gegend nachgewiesen worden; unsre deutschen Vorfahren haben sie aber, da sie das Wohnen in Steinbauten verschmähten, sämtlich zerstört und sich ihre Wohnsitze aus Holz und Erde gebaut.

Das ist auch der Grund, weshalb aus der Alemannenzeit weniger Überreste zurückgeblieben sind. Als solche sind zu nennen: mehrere alte Ringwälle, so auf dem Ipf, dem Gräbelesberg und andre; ferner die alemannischen Gräber-

felder bei Pfullingen und bei Kirchheim unter Teck, in denen schon reicher Goldschmuck gefunden worden ist. Endlich sind aus der vorchristlichen Zeit noch zahlreiche alte Kultstätten nachgewiesen, so auf dem Lochenstein, und mehrere, deren Stelle jetzt durch alte Kapellen bezeichnet wird. Als eine solche kennzeichnet sich durch ihre ganze Lage wie durch die Volksüberlieferung z. B. die vielbesuchte Belsener Kapelle bei Mössingen, im Volksmunde die Heidenkapelle genannt. Der jetzige Bau stammt aus dem elften Jahrhundert; in ihr sind einige ältere bearbeitete Steine eingemauert, Widderköpfe darstellend, die für römischen Ursprungs angesehen werden, ohne daß dies jedoch mit Bestimmtheit nachgewiesen werden könnte. Auch die Michaelskapelle auf dem Hohenzollern gilt für eine solche Kultstätte. Es bestätigt sich also hier die auch sonst in Deutschland gemachte Beobachtung, daß gerade Michaelskapellen die ältesten christlichen Kultstätten darstellen; sie wurden besonders an solchen Orten errichtet, die bis dahin dem Wotan geweiht waren. Offenbar hat die Gestalt des Erzengels mit dem flammenden Schwert unsre kriegerischen Vorfahren besonders angesprochen und war so geeignet, sie christlichen Anschauungen zugänglich zu machen, indem sie an Wotanvorstellungen anknüpfte.

Das Christentum ist ziemlich früh in diese Gegenden gedrungen, schon im fünften Jahrhundert vorwiegend durch irische Glaubensboten, deren Niederlassungen sich bald zu größern Klöstern auswuchsen; und zwar sind es besonders die Klöster von St. Gallen und von der Insel Reichenau im Bodensee, die bis hierher ihre Wirksamkeit ausdehnen und hier schon frühzeitig Besitzungen erwerben. Diese Klöster sind dann die Träger der Kultur, die allmählich die Sitten unsrer Vorfahren ändert. Die neue Kultur zeigt sich in Steinbauten, in Klöstern, Kirchen und Burgen, deren Anlage hier mit dem neunten Jahrhundert beginnt. Von den Kirchen ist neben der in Oberlenningen wohl die älteste die aus dem zwölften Jahrhundert stammende romanische Johanniskirche in Gmünd; sie ist, nach den aufgedeckten Fundamenten zu schließen, über einer ältern kleinern Kirche erbaut. Bemerkenswert sind auch die Marienkirche in Reutlingen aus dem dreizehnten und die Heiligkreuzkirche in Gmünd aus dem vierzehnten Jahrhundert; beide in gotischem Stile, jetzt sehr gut restauriert, auch innen mit beachtenswerten Skulpturen, z. B. dem sogenannten Heiligen Grab, einer figurenreichen Darstellung der Grablegung Christi. Von den Klöstern ist das sehenswerteste die jetzt als Königliche Sommerresidenz dienende ehemalige Cisterzienserabtei Bebenhausen aus dem zwölften Jahrhundert, eines der schönsten gotischen Bauwerke in Schwaben. Die Zahl alter Burgruinen ist sehr groß; und an sie knüpfen sich die Namen zahlreicher alter Geschlechter, die in der deutschen Geschichte vielfach genannt werden. So begegnen wir auch unter den Rittern des Deutschen Ordens zahlreichen schwäbischen Namen; aber diese tapfern Geschlechter sind fast alle ausgestorben, und nur sehr wenige sind noch in dem alten Besitz. Als die ältesten Burgen gelten die Teck, die Achalm und die Schalksburg. Die glänzendste Zeit der schwäbischen Gaue war die Zeit der Hohenstaufen, aus der die meisten Burgbauten stammen. Als dann das Haus der Hohenstaufen erlischt, hebt sich der Stern der Hohenzollern; am meisten verwachsen durch Geschichte und Sage aber ist die Landschaft mit dem württembergischen Königshause, und

die Bewohner der württembergischen Gebietsteile halten diese Erinnerungen sehr in Ehren, da sie die schöne Eigenschaft in hohem Maße haben, die man mit dem gut deutschen Worte: Heimatsinn bezeichnet — das Fremdwort Lokalpatriotismus kommt glücklicherweise mit seiner tadelnden Nebenbedeutung mehr und mehr in Abnahme.

Von den Burgbauten ist im allgemeinen nicht mehr viel zu sehen; die bedeutendste Ruine ist die des Hohenneuffen. Erhalten und restauriert sind eigentlich bloß die Schlösser Hohenrechberg und Tübingen; jüngere Schlösser des württembergischen Königshauses sind noch mehrfach vorhanden, so in Göppingen, Kirchheim, Urach und andre. Ganz neu ist das Schloß Lichtenstein, das, eine Viertelstunde von dem alten Schloß entfernt, an neuer vortrefflich gewählter Stelle erbaut ist; wer angeregt durch das daneben errichtete Büstendenkmal des Dichters W. Hauff dessen Erzählung Lichtenstein am Abend des Wandertages durchblättert, wird sich freuen, festzustellen, wie sehr die Romantik der Dichtung mit dem Stimmungsbild der Landschaft zusammenfällt. Die Burg Hohenzollern ist auch ein Neubau, aber dem alten Grundriß entsprechend. All diesen Burgen und Ruinen hat unsre vaterländische Geschichte vielfach ihre Merkmale aufgedrückt, so Rudolf von Habsburg, der auch hier Raubritter zu Gericht zog, dann der Bauernkrieg, der hier besonders heftig gewütet hat, der Dreißigjährige Krieg, dem viele Burgen zum Opfer gefallen sind, und der österreichische Erbfolgekrieg, wo sowohl die Österreicher wie die Franzosen eine Zeit lang die Zollernburg besetzt hatten. Daß endlich in die alten geschichtlichen Erinnerungen auch ein Abglanz der neusten Zeit fällt, dafür sorgen Büstendenkmale Kaiser Wilhelms des Ersten in Reutlingen und Bismarcks in Urach und auf dem Hohentwiel.

Aus der Fülle der Bilder, die sich dem Wandrer bieten, seien zur nähern Beschreibung nur zwei ausgewählt, die auch für weitere Kreise von Interesse sein dürften, die beiden Kaiserberge der Schwäbischen Alb, der Hohenstaufen und der Hohenzollern. Den Besuch des Hohenstaufen unternimmt man am besten von Lorch aus, einem freundlich im reben- und obstreichen Remstal liegenden sehr alten Ort, den wir schon als den Punkt eines römischen Kastells kennen gelernt haben. Sein Hauptinteresse erhält er durch das auf dem nahen Marienberge liegende Benediktinerkloster, das im Jahre 1102 der erste Hohenstaufe als Begräbnisstätte seines Hauses gestiftet hat. Nachdem es aus kleinen Anfängen zu größerer Bedeutung emporgewachsen war, wurde es im Bauernkriege 1525 teilweise zerstört, dann aber wiederhergestellt und zuletzt im Jahre 1884 gründlich restauriert. Wenn man die alte, ernste Kirche betritt, so fesselt den Blick zunächst eine große Tumba mit dem Hohenstaufischen Wappen, die im Jahre 1475 dem Stifter des Klosters Herzog Friedrich und seiner Gemahlin Agnes errichtet wurde, die beide hier begraben sind. Auch sonst ruhen hier zahlreiche Mitglieder des Hohenstaufenhauses, so die Mutter Barbarossas. Wendet sich das Hauptinteresse auch den zahlreichen Hohenstaufengräbern zu, über die man wegschreitet, so verdienen doch auch die Seitenkapellen, wie die des Wöllwarthschen Geschlechts mit schönen Ritterfiguren, eine kurze Besichtigung. Von der ernsten Grabstätte des Hohenstaufen führt unser Weg dann das freundliche Beuthental aufwärts zu der Wiege des

Geschlechts, dem sogenannten Wäscherschlößle, von dem noch die Mauern erhalten sind; man hat diese eine Zeit lang für römischen Ursprungs gehalten, aber neuere Untersuchungen haben ergeben, daß sie erst aus dem zehnten Jahrhundert stammen und zweifellos den alten Stauferschen Edelhof darstellen. Auch der naheliegende Wäscherhof und der Burren sind alte Höfe der Stauser, die, so lange sie hier hausten, den Namen von Büren führten. Ein Friedrich von Büren war es, der das Geschlecht zu seiner geschichtlichen Höhe erhob; er stand bei Kaiser Heinrich dem Vierten in hohem Ansehen, sodaß dieser ihm seine Tochter Agnes zur Gemahlin gab und ihn 1090 zum Herzog von Schwaben ernannte. Er ist es, der die Burg auf dem Hohenstaufen erbaut und dann von ihr auch den Namen angenommen hat und somit als Ahnherr des Hauses gilt. Man begreift es, wenn man am Wäscherschlößle steht, wohl, daß er gerade auf diesem schlank und kühn aufsteigenden Berge seine Stammburg bauen wollte, da sich der Berg von hier aus in seiner schönsten Gestalt zeigt.

Zu ihm wenden wir uns nun und erreichen seine Spitze in einer Stunde tüchtigen Steigens. Für die Mühe belohnt oben zunächst ein herrlicher Rundblick; der Kaiserberg, wie er auch genannt wird, ist einer der wenigen in der Alb, der ringsum einen freien Ausblick gewährt. Nach Norden schweift der Blick weit über das deutsche Land bis zum Odenwald und zu den Vogesen, nach Süden über die Kuppen und Abhänge der Alb, die Teck, die Achalm, den Farrenberg, hinter dem die burggekrönte Spitze des Hohenzollern sichtbar wird; hier begrenzt der Schwarzwald den Horizont, während im Vordergrunde das Auge auf den freundlichen Tälern der Rems und der Fils und den alten Hohenstaufenstädten Gmünd und Göppingen mit Freude ruht. Der Gipfel des Berges ist kahl, und nur ganz wenig Mauerreste geben Kunde von der stolzen Burg die hier gestanden hat, deren Grundriß man jedoch noch verfolgen kann. Wie sie ausgesehen hat, davon gibt ein altes Bild in der Johanniskirche in Gmünd Kenntnis. Es ist nicht ohne Interesse, daß die Burg in dem Vermächtnis von Konradin nicht erwähnt ist und deshalb als kaiserliche Krondomäne an das Reich fiel. Im Jahre 1378 kam sie an Württemberg und wurde bewohnt bis 1525, wo sie im Bauernkriege erstürmt und verbrannt wurde. Herzog Christoph von Württemberg ließ 1562 die schönsten Quadern ausbrechen und benutzte sie zum Bau seines Schlosses in Göppingen. Die Ruine diente dann der umwohnenden Bevölkerung als Steingrube, eine Unsitte, der hier so viele Burgen zum Opfer gefallen sind.

In neuerer Zeit ist wiederholt angeregt worden — und es haben sich auch schon Komitees dazu gebildet —, hier ein Nationaldenkmal oder doch wenigstens einen monumentalen Aussichtsturm, würdig der Bedeutung des Ortes, zu errichten, aber bis jetzt haben diese Bemühungen keinen Erfolg gehabt; und man sollte fast meinen, es wäre auch besser so, weil der Geist der vergangnen Zeit so viel ernster und dadurch mächtiger zu uns spricht. Wenn etwas geschehn soll, so möchte man am ersten wünschen, daß die alte Barbarossakapelle, die in dem eine halbe Stunde abwärts liegenden Dorfe Hohenstaufen liegt, der einzige Überrest aus der glorreichen Kaiserzeit, würdig wiederhergestellt werde. Erzählen uns somit nur wenige äußere Zeichen von der Größe und Herrlichkeit der Stauser, so wirkt doch die Erinnerung mächtig auf jeden

Besucher. Wie lebendig sich diese im Herzen des deutschen Volks erhalten hat, beweist am besten die Tatsache, daß der Hohenstaufen weitaus der besuchteste Punkt von den Bergen der Alb ist. Bilder voll stolzer Freude, aber auch voll Wehmut sind es, die hier vor unserm geistigen Auge vorüberziehn. An die Hohenstaufen, das letzte große Königshaus des Mittelalters, an die hohen Gestalten Barbarossas und des zweiten Friedrichs knüpft sich für uns Deutsche die Erinnerung an die alte hehre Kaisergewalt, wo der Herrscher in Deutschland auch der Gebieter des Abendlandes und der Schirmherr der Christenheit war. Man hat den Hohenstaufen wohl ihre Herrschaftsbestrebungen über Italien zum Vorwurf gemacht und darin den Grund ihres Untergangs suchen wollen; doch urteilt die Geschichte jetzt richtiger: die Herrschaft über Italien gehörte nach den Anschauungen dieser Zeit notwendig zum Begriff des abendländischen Kaisertums und war ein Grund und eine Bedingung seiner Stärke. Wenn man nach einem Verschulden der Hohenstaufen forschen will, so wird man es eher darin finden müssen, daß sie über dem größern Herrschaftsbereiche das engere Vaterland, wo doch die Wurzeln ihrer Kraft lagen, vernachlässigt und es versäumt haben, ihm ein festes nationales Gefüge zu geben; und daß sie auch selbst ihr deutsches Wesen verändert haben. Darin liegt das tragische Geschick der Hohenstaufen, wie so vieler deutscher Stämme und gerade der kräftigsten, wie der Goten, Vandalen usw., daß der lachende Süden mit seinen leichtern Lebensbedingungen und freudigerm Lebensgenusse sie lockte und dann festhielt, aber allmählich ihr Wesen zerstörte. So ist es geschehn, daß sie in der Weltgeschichte verschwinden, während die Geschlechter und Stämme, die sich nach Norden wenden, in ihrer Art beharren und sich an der salzigen Luft des nordischen Meeres, an stetiger, schwerer Arbeit abhärten und stählen. Diese nordischen Deutschen sind es, die dort die alten ursprünglichen Wohnsitze der deutschen Nation zurückgewonnen haben; von ihnen ist auch später der Sturz des übermächtigen Korsen und die Wiedergeburt Deutschlands ausgegangen. Durch ein schwäbisches Geschlecht im deutschen Norden ist denn auch die alte Kaisergewalt dem Vaterlande wiedergewonnen; und damit gehn unsre Gedanken von selbst zu dem andern Kaiserberg der Schwäbischen Alb, zum Hohenzollern.

(Schluß folgt)

Dein Wort soll uns genügen

Wochenschriften können die Flut der Tagesgespräche vorüberrauschen lassen, und da der Kummer, der über das sächsische Königshaus und das sächsische Volk gekommen war, auch durch die aufrichtigsten Beileidsbezeigungen der Presse kaum gemildert werden konnte, so war Schweigen um so mehr am Platz, je größern Wert man darauf legte, sich nicht den Anschein zu geben, als habe man irgend welche Berechtigung, da zu richten, wo man weder zuständig noch unterrichtet war.

Aber der Erlaß des Königs Georg an sein Volk, gegen den von der Seite der staatsfeindlichen Parteien sofort lebhafter Protest erhoben worden ist, legt jedem im Königreich Sachsen erscheinenden Blatte den Wunsch nahe, sei es auch nur mit ein paar schlichten Worten Farbe zu bekennen. Wir schließen uns denen an, die in der Erklärung des Chefs der Albertiner aus dem Hause Wettin einen neuen Beweis seines edelmütigen Vertrauens zu seinem Volke sehen und aus tiefstem Herzen die Machenschaften beklagen, die ihn gezwungen haben, feierlich eine für alle Beteiligten so schmerzliche Erklärung abzugeben.

Zwar darf man hoffen, daß es nach dem Bekanntwerden der richterlichen Entscheidung für die große Mehrzahl des sächsischen und des deutschen Volks der Erklärung, das über das Königliche Haus und das Land hereingebrochne Unglück sei nur der Leidenschaft zuzuschreiben, kaum bedurft hätte, aber die Stimmen derer, denen die Gelegenheit erwünscht kam, die Dynastie in ihrem wertvollsten Besitz, dem Vertrauen und der Liebe des Landes, zu bedrohn, waren so laut und so ungestüm gewesen, daß die Regierung wohl zu der Überzeugung kommen mußte, ein allzu langes und allzu rücksichtsvolles Schweigen könne das Wohl des Staats und der Dynastie gefährden, wie man ja auch, wenn der Schwamm in den Fundamenten eines sonst gesunden Gebäudes auftritt, zu einer energischen Maßregel zu greifen gezwungen ist. Daß diese dem König Georg, der sich mehr als einmal, wenn die Kümmernisse andrer Familien in Frage kamen, im höchsten Grade nachsichtig, billig und rücksichtsvoll gezeigt hat, blutsauer geworden ist, und daß er ohne Zweifel jedes persönliche Opfer leichter gebracht hätte als sich in die Notwendigkeit dieses über alle Maßen schmerzlichen Bekenntnisses zu schicken, ändert nichts an der bedauerlichen Tatsache, daß auf diese Weise gerade die, denen es darum zu tun war, in mitunter mißverstandner Ritterlichkeit der schwächern Seite zu Hilfe zu eilen, ihr die schwerste Schädigung zugezogen haben, eine Schädigung, die sicher vermieden worden wäre, wenn man vertrauensvoll geschwiegen und so dem König freie Hand gelassen hätte.

Die Schriftgelehrten des „Vorwärts“ beziehn sich in ihrem Protest auf die Heilige Schrift und können sich über die Gefahr byzantinischer Fürstenverehrung, die ihnen ein besondrer Greuel ist, nicht beruhigen. Die Guten! Die Heilige Schrift hat zu vielem dienen müssen, und die byzantinische Fürstenverehrung wird ja, was sie zu übersehen scheinen, von ihnen und ihren Anhängern weder erwartet noch geleistet. Wer im Großen Garten zu Dresden den König Albert in Interimsuniform freundlich und ohne daß er dabei etwas Besondres zu finden schien, auf die Fahrstraße hat ausweichen sehen, damit drei junge ihm entgegenkommende Arbeitsburschen ungestört auf dem Bürgersteige bleiben konnten, dem muß über die unerträgliche Anmaßung der Mitglieder des sächsischen Hofes und über das dem Arbeiterstand von ihnen auferlegte Joch ein sehr helles Licht aufgegangen sein. Den Genossen des Vorwärts verwehrt es ja niemand, ihre Familienverhältnisse nach eignem Geschmack zu gestalten und das, was sie Wahrhaftigkeit nennen, dadurch zu bezeugen, daß sie sich in Herzensangelegenheiten vom jedesmaligen Drange des wechselnden Augenblicks leiten lassen; aber uns, die wir weniger modern sind und daran zu denken haben, wie dem bestehenden gesellschaftlichen Gebäude Grundlage

und Stützen bewahrt bleiben können, damit es nicht mit einemmal über Nacht zuſammenſtürze, müſſen auch ſie die Betätigung unſrer Anſchauungen nicht verwehren wollen. Solange wir unter bürgerlichen Verhältniſſen in einem chriſtlichen Staate leben, iſt es in der Ordnung, daß nach chriſtlichen und bürgerlichen Anſchauungen empfunden, gehandelt und regiert wird. Wenn, was der Himmel verhüten wolle, der Vorwärts und ſeine Freunde je ans Regiment kommen ſollten, ſo wird dabei ſo vieles in die Brüche gehn, daß der Verluſt von Staat, Kirche und Familie ohnehin nur einen Teil der von der Geſellſchaft erlittenen Einbuße ausmachen wird.

Und nun noch ein Wort an die Klatſchſüchtigen. Daß Dresden als ein elendes, ſeit der Zeit der Polenkönige unverbeſſerliches Klatſchneſt bezeichnet wird, iſt ja allerdings ein zu hartes Urteil, da auch dort die Zahl derer, denen jede über Hintertreppen hinab und hinauf gelangte, ins Ohr geblaſene Nachricht ſüßer ſchmeckt als hymettiſcher Honig, doch nur eine Minderheit iſt. Freilich, in dieſem beklagenswerten Falle reichten die Urteilsloſigkeit und die Verwirrung des ſittlichen Gefühls bis in die höchſten Kreiſe der Reſidenz hinauf, und was die Senſationsluſternheit in den Schaufenſtern Dresdens ungehindert leiſtete, das war ebenſo beſchämend wie unbegreiflich. Dieſe Stimmung ſeiner Hauptſtadt, die im Lande keineswegs die herrſchende war, iſt es beſonders geweſen, was dem König Georg ſeinen Erlaß abgezwungen hat. Es fehlt eben vielen das rechte Rückgrat, das uns unter Brühl und Konſorten abhanden gekommen iſt, und das wir brauchen, um jedem, der uns gemeinen Klatſch auf irgend welche Weiſe, geſchrieben, gedruckt oder geſprochen, zuträgt, zu zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelaſſen hat. Wenn einmal nicht mehr jede, auch die unwahrſcheinlichſte Verdächtigung mit gläubigem Entgegenkommen und höflicher Freundlichkeit aufgenommen werden wird, dann werden auch peinliche Berichtigungen, deren Freimut Wunden ſchlägt, entbehrlich ſein.

Skizzen aus unſerm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Dritte Reihe

II. Der Mutterwitz

Gibt es wohl einen troſtloſern Anblick als den einer kleinen Eiſenbahnſtation beim Anbruch eines trüben Wintertags? Ich denke dabei beſonders an den Bahnhof zu Sägebock, einem großen Dorfe, das in der Nähe von Maßenburg liegt. An andern Tagen mag es vielleicht anders ausſehen, aber an einem ſolchen Morgen liegen die Schienen ſo zwecklos und verloren am Boden, als hätte ſie jemand vor tauſend Jahren liegen laſſen. Die Weichenlaternen haben nicht ausgeſchlafen und blicken mit trüben Augen in den grauen Morgen. Das Stationsgebäude, wo noch Licht vom Nachtdienſt her brennt, gleicht einer verglimmenden großen Nachtlampe bei Tagesanbruch. Und alles rings umher macht einen fröſtelnden und verdroſſenen Eindruck.

Ebenſo unzufrieden ſehen auch die paar Beamten aus, die auf dem leeren Bahnhofe herumſtehn, als ſeien ſie mit ſich noch nicht im klaren, ob ſie ans Tage-

werk gehn oder sich wieder in die Federn legen sollten. Endlich erscheint der Mann mit der Knipszange; er überzeugt sich, daß der Bahnhof noch steht, stellt einen Hebel um, und so muß denn die Maschine allmählich in Gang kommen. Auf dem Bahnsteige sangen etliche Menschen an sich zu sammeln, farblos und schweigsam, ein paar Streckenarbeiter mit Schaufel und Hacke, ein paar Marktweiber mit Körben beladen wie Kamele, ein paar kleine Jungen mit fröstelnd zusammengezognen Knieen, die auch lieber im Bette geblieben wären, als vor Tage nach Maßenburg in die Schule zu fahren. Nun kommt Else Grumpkow mit ihrem dicken Zopfe, ihrer verwegnen roten Mütze, ihrem kurzen Kleidchen und ihren strammen Beinen an (wie nur Grumpkows ein so großes Mädchen so zum Skandal herumlaufen lassen können!) und schlägt im Vorüberbummeln dem einen der Schüler die Mütze über die Augen, und dem andern haut sie aufs Tornister, daß es knallt; worauf ihr eine Salve von Kraftworten nachgesandt wird, was aber keinen Eindruck auf sie macht. Vielmehr schwingt sie sich auf das eiserne Geländer neben der noch geschloßnen Tür zum Bahnsteig und beißt so kräftig in einen Apfel, daß eine der Marktfrauen erschrocken nach ihren drei wackelnden Zähnen greift. Das kleine Gesindel mehrt sich, und dann erscheinen zwei höhere Töchter, die sich bemühen, Eindruck zu machen, und die ihre Bücher so nebensächlich tragen, als wären das Dinge, die ihnen nur aus Versehen in die Hand gekommen seien. Endlich taucht auch eine Sekundanermütze auf. In Summa ist es ein ganzer Haufen von Schülern und Schülerinnen, die nicht gerade freudig in den Tag hineinsehen. Nur Else Grumpkow ist bei guter Laune, hat dem Kulpsonkel die Zange weggenommen und durchlocht die Karten der Marktfrauen, was diese nur mit offenbarem Mißtrauen geschehn lassen.

Endlich, nach mehrfacher Erinnerung entschließen sich die beiden Arme der Schranke des benachbarten Bahnübergangs hinter einem dürren Busche unterzutauchen, und der Zug läuft ein.

Sägebock, ei—ne Minute!

Die kleine Gesellschaft nimmt ein paar Wagenabteile mit Sturm. Eine schüchterne Frau, die unvorsichtigerweise in einem der Abteile sitzt, die unsre Rotte als ihr Eigentum ansieht, wird in die Ecke gequetscht und mit Geringschätzung behandelt. Die beiden jungen Damen, Suse Heinze, die Tochter des Besitzers einer Fabrik in Sägebock, und Mimi Rastendorf, die Tochter des dortigen Oberamtmanns, steigen in gemeßnem Zeitmaß ein, beanspruchen aber auch ihren vollen Platz, und so geht es noch enger zu, und die schüchterne Frau wäre gern ausgestiegen, wenn Zeit dazu gewesen wäre.

Suse nahm sogleich ihr Geschichtsbuch vor und fing an zu lernen.

Du, Suse, sagte Mimi, weißt du was?

Hm?

Paul hat heute seine neue Mütze auf. — Gemeint war der Sekundaner, der übrigens ein Vetter von Suse war und für den Ritter von Mimi galt.

Ist mir schnuppe, erwiderte Suse.

Natürlich, sagte Mimi. Was nicht deinen Schorsch angeht, das interessiert dich nicht.

Unsinn! Schorsch ist gar nicht mein Schorsch.

Tu doch nicht so! Als ob ich vorigen Mittwoch nicht gesehen hätte, wie du ihm zu Gefallen über den Wall gegangen bist. — Sag gar nichts — habe ich gesehen. Und Schokolade hast du dir auch von ihm schenken lassen. Und wenn ich von Pauls neuer Mütze rede, dann ist es dir natürlich schnuppe.

Weil ich noch lernen muß. Heinrich der Achte 1509 bis 1547, Eduard der Sechste 1547 bis 1553, Maria — tiefer Seufzer — Maria 1553 bis 1558. Lieber Gott, warum man nur solches altes Zeug lernen muß! Es ist doch ganz egal, ob Heinrich der Achte 1509 oder 1519 zur Regierung gekommen ist. Und was den Menschen interessiert, davon hört man kein Wort.

Was denn? fragte Mimi.

Ich möchte zum Beispiel gern wissen, warum die Erde nicht runterfällt, und warum die Männer Bärte haben und die Frauen nicht. Aber niemand sagt es einem.

Hierauf vertiefte sich Suse wieder in ihr Geschichtsbuch.

Suse! sagte nach einer Weile Mimi.

Was ist denn schon wieder los? erwiderte diese.

Heute kriegen wir einen neuen Literaturlehrer.

Was wirds denn auch sein? Wieder so ein alter Schwede, dem die Tabakskrümel im Barte hängen. Pfui Kuckuck!

Gott bewahre. Es ist ein Doktor Schneidewind. Mary sagt, er wäre himmlisch.

Mary findet alles himmlisch. Nun aber bitte ich dich dringend, störe mich nicht, sonst falle ich bei Fräulein Klops in Ungnade.

Aber das nützte nun nichts mehr. Die Wagen rumpelten schon über die Weichen des Maßenburger Bahnhofs, und bald hielt der Zug in der Halle, die voll Dampf war.

Maßenburg, alles aussteigen!

Die kleine Gesellschaft, besonders die Kinder, deren Schulen in der Unterstadt lagen, liefen im Trabe davon; die höhern Töchter setzten sich in Promenadenschritt und nahmen mit gehobner Nase die Grüße der Herren Gymnasiasten entgegen.

In der Sophienschule herrschte nicht geringe Aufregung. Aus der ersten Klasse erklang ungewöhnlicher Lärm, da alle Mädchen in erregten Worten zu gleicher Zeit sprachen, und die Aufregung dauerte noch fort, auch nachdem Herr Professor Kaulbarsch seinen Religionsunterricht begonnen hatte. Auf der ersten Bank, wo die Paula Kniebitz und die Hanne Memmleben und andre Lämmer saßen, merkte man auf und gab Antwort; aber auf den hintern Bänken stieß man sich an, steckte die Köpfe zusammen, und Mary Tröndler hatte auf ein weißes Blatt ihres Diariums ein Bild von Doktor Schneidewind gezeichnet, ein Menschenkind von idealer Schönheit, der reine Lohengrin. Das Buch zirkulierte und erregte, wo es hinkam, solche Sensation, daß der alte gute Professor von seinem Buche aufsah, die Brille an die Augen drückte, mit dem Finger auf das Katheder tippte und sich streng räusperte.

In der Zwischenstunde strich man sich die Haare glatt und die Kniffe aus den Kleidern. Das Katheder wurde sorgfältig abgestäubt, und der Toni Kranzler wurde eröffnet, wenn sie sich einfallen lasse, sich wieder rüpelhaft zu betragen, so werde man ihr nie wieder Bonbons geben, sondern ihr Pech in die Zöpfe schmieren. Man habe keine Lust, sich vor Herrn Doktor Schneidewind zu blamieren. Die Toni versprach ihr möglichstes.

Da tat sich die Tür auf, und der gestrenge Herr Direktor trat herein, und hinter ihm — den Mädchen stockte der Odem — Herr Doktor Schneidewind. — Bildschön! sagte weltvergessen Mimi zu ihrer Nachbarin. In der Tat, der neue Literaturlehrer übertraf alle Erwartungen. Ein schöner Mann, brauner Vollbart, feurige Augen, schwarzer Gehrock, Zylinder und Handschuhe. Daß ein Lehrer mit Handschuhen in die erste Klasse getreten wäre, war etwas Unerhörtes. Nun hielt der Herr Direktor eine Ansprache an die Schülerinnen, auf die freilich keins der Mädchen achtete. Aller Augen und Sinne waren auf den Herrn Doktor gerichtet. Hierauf machte der Herr Doktor den jungen Damen eine regelrechte Verbeugung, schritt mit dem schönen Anstande des angehenden Dozenten zum Katheder und hielt einen Vortrag, wie er im Wissenschaftlichen Klub nicht schöner hätte gehalten werden können. Nur ab und zu richtete er eine allgemeine Frage über selbstverständliche Dinge an seine Zuhörerschaft, indem er den Damen freistellte, zu antworten oder zu schweigen. Die Stunde verging im Fluge, und als sich die Tür hinter dem Doktor schloß, herrschte atemlose Stille. Die Mädchen saßen da mit glänzenden Augen und roten Wangen, und jede war bereit, jeder ins Gesicht zu fahren, die es wagen würde, an Doktor Schneidewind irgend eine Ausstellung zu machen.

Was weiter an diesem Vormittage geschah, konnte keinen Eindruck mehr

machen, weder Fräulein Dumonts Bosheiten, noch die Geschichte von Heinrichs des Achten sechs Frauen, was sonst ein Glanzpunkt im Geschichtsunterricht war.

Der Nachmittagszug stand zur Abfahrt bereit. Die Schüler stellten sich wieder ein, dieses mal in größerer Schar, da alle zugleich einstiegen, die sich auf verschiedne Stationen verteilten. Die Kleinen hatten ihr Abteil eingenommen und suchten fremde Reisende wegzugraulen.

Wißt ihr was? sagte Else Grumpkow, ich werde wimmern wie ein Säugling, dann traut sich kein Mensch herein.

Dies geschah. Da aber alle in das Wimmerkonzert einstimmten, so kamen Schreckenstöne zum Vorschein, als werde der Bethlehemitische Kindermord aufgeführt. Ein Reisender ging vorüber, blieb entrüstet stehn und fragte den Zugführer, was da los sei, und ob es erlaubt sei, das Publikum in solcher Weise zu belästigen. Der Zugführer machte eine strenge Miene, die jedoch nicht ernst gemeint war, und gebot Ruhe. — Ach Onkelchen, sein Sie gut, rief Else Grumpkow, wir sind ja so froh, daß wir aus dem alten Marterkasten heraus sind. Darauf machte sie sich aus dem Ende ihres Zopfes einen Schnauzbart und sah den Zugführer ebenso finster an, wie dieser es versucht hatte. Der schmunzelte und ging weiter. Wer hätte auch der Else böse sein können!

Unsre beiden höhern Töchter saßen im Nebenabteil, hatten sich die Hand gegeben und schwärmten. Sonst war ihnen der Lärm der Rasselbande schnell auf die Nerven geschlagen, und sie hatten mehr als einmal die Herren Gymnasiasten ersucht, Ordnung zu stiften, aber dieses mal wurden sie von solchen irdischen Tönen nicht berührt. Ihre Gedanken waren weit, weit entfernt. Ja, wo waren sie? Im letzten Augenblick — so forderte es der gymnasiale Anstand — stieg bewußter Paul ein und nahm den Mädchen gegenüber Platz. Gleich darauf gab es über die Schranke des Abteils hinweg ein paar Kopfnüsse, und es wurde Friede. Die beiden Mädchen waren noch immer geistesabwesend, sie nahmen nicht einmal von der schönen bunten Mütze Notiz. Paul sah die Mädchen verwundert an und sagte:

Was sitzt euch denn wieder einmal im Kopfe?

Euch? erwiderte Suse, wie oft habe ich schon gesagt, du sollst uns Sie nennen. Doktor Schneidewind nannte uns auch Sie.

Aha, der schöne Franz! Da seid ihr Mädchen natürlich alle verliebt wie die Ratten.

O pfui, Paul! rief Mimi. Aber er war himmlisch, er war bildschön, sage ich dir.

Und Handschuhe, fügte Suse hinzu, gewiß siebendreiviertel.

Und so ein eleganter Vortrag!

Was hat er euch denn vorgetragen? fragte Paul.

Von — von — ja wie hieß er denn gleich? Von Vogel von Falkenstein.

Kriegsgeschichte?

Ach was, Kriegsgeschichte! Vogel von Falkenstein war ein Minnesänger aus dem Mittelalter.

Was wäre er?

Jawohl, ein Minnesänger aus dem Mittelalter. Der Herr Doktor hat uns das Bild von seinem Vogelherde da irgendwo in Tirol gezeigt.

Ach, ihr meint Walter von der Vogelweide! Paul brach in ein überlegnes Gelächter aus, worüber sich die Mädchen ärgerten. Was hat er euch denn vorgetragen?

Weißt du es noch, Suse? O, es war wundervoll! Von — Kaisern und Rittern und Frauen.

Ja, ich weiß noch, sagte Suse: Beblümelt und bekrümelt sind die holden Frauen!

Was wären sie?

Beblümelt und bekrümelt sind die holden Frauen. So sagte man im Mittelalter. Sagte man nicht so?

Jawohl, bestätigte Mimi, so sagte man im Mittelalter. Und Doktor Schneidewind sagte auch, der Dichter habe hier an eine Torte gedacht. Und du verstehst das nur nicht, Paul.

Paul lachte Tränen. Ihr Mädchen seid doch aber zu dumm. Euch sollte man so was gar nicht vorlesen.

Paul, mach dich nicht, entgegnete Suse, ihr seid auch nicht die Klügsten, ihr bildet euch nur mehr ein als wir.

Das Ende war ein ernstliches Zerwürfnis, an dem freilich die Mädchen mehr schuld hatten als ihr Freund, der Sekundaner. Was konnte sie, nach den Erlebnissen dieses Tages, noch ein Sekundaner interessieren, und wenn er auch ihnen zuliebe seine neue Mütze aufgesetzt hatte.

* * *

Jahre vergingen. Suse und Mimi hatten mit der obligaten Nummer eins in der Zensur ihre höhere Töchterschule verlassen, hatten beim Abgange die ebenso obligaten Tränen geweint und waren mit dem ernsten Vorsatze, zu beglücken und beglückt zu werden, ins Leben hinausgetreten. Oder vielmehr nicht ins Leben, sondern auf die höhere Stufe der noch höhern Mädchenbildung. Suse und Mimi fuhren nach wie vor in die Stadt, jedoch nunmehr zweiter Klasse, um sich in der Fähigkeit zu vervollkommnen, in einem halben Dutzend französischer und englischer Wendungen Unbedeutendes zu sagen. Außerdem lernte Suse für vieles Geld und mit viel Mühe fünf Salonstückchen zum Vorspielen, und Mimi nahm bei Fräulein Schnabel Malstunden. Natürlich bei Fräulein Schnabel. Denn diese Lehrerin war sehr beliebt, weil sie es verstand, aus den Kleckfereien ihrer Schülerinnen etwas zu machen, das nach was aussah, und ihnen zu suggerieren, daß sie es selbst gemacht hätten. Und darauf war Suse in eine große wohlrenommierte Pension gegangen und hatte gelernt, die Dame zu spielen, über Theater und Musik, das heißt über Schauspieler und Musiker zu reden, sich in wissenschaftlichen Vorträgen mit Anstand zu langweilen und zu versuchen, wieviel gesunde Augen bei Plattstichstickereien und ähnlichem Augenpulver aushalten können. Und Mimi war in eine Oberförsterei in Pension gegangen, hatte gelernt für den Wald und einen jungen Forstassessor zu schwärmen, hatte sich eifrig um die Wirtschaft gekümmert und zahlreiche Freundschaften geschlossen. Darauf waren beide als „fertig" in das elterliche Haus zurückgekehrt.

Da ereignete sich etwas, was in der Stadt das größte Aufsehen hervorrief, in der Sophienschule aber einen wahren Paroxysmus erregte. Doktor Schneidewind verlobte sich mit seiner frühern Schülerin Suse Heinze. Doktor Schneidewind war inzwischen Direktor der Sophienschule geworden und wohnte nun hinter den schönen, rundbogigen Fenstern des Schulhauses, nach denen die Mädchen so oft mit neugieriger Scheu aufgeschaut hatten. Er war ein vorsichtiger Mann gewesen, er hatte nicht die erste beste Chance ergriffen, zu einer Frau zu kommen. Er hatte sich klüglich zurückgehalten und sich nach Herzenslust anschwärmen und feiern lassen. Er hielt es für durchaus nicht unstatthaft, seinen Idealen in Sachen der höhern Mädchenerziehung eine sichre finanzielle Unterlage zu geben. Da nun die Heinzeschen Elektrizitätswerke einen hohen Aufschwung genommen und ihren Besitzer zu einem reichen Manne gemacht hatten, da Suse Heinze ein hübsches, anmutiges und gewandtes Mädchen geworden war, da er durch seinen Freund, den Pastor und Kreisschulinspektor von Sägebock, in dem Heinzischen Hause eingeführt worden war, so machte sich das übrige leicht genug, und die Verlobung war fertig, ehe es jemand gedacht hatte. Und dies geschah, weil Suse ihren schönen Doktor, die erste Flamme ihres Mädchenherzens, noch immer verehrte. Suse Heinze wurde also Frau Suse und noch dazu Frau Direktor und stand ihrem jungen Haushalte mit Würde und Grazie vor.

In dieser Zeit erschien Herr Ministerialdirektor Grotjahn am Horizonte. Er war ein alter Gönner von Direktor Schneidewind, und so durfte dieser es wagen, den hohen Vorgesetzten nach beendeten Geschäften zum Abendessen einzuladen — das heißt zu „einem ganz einfachen Butterbrote" im Kreise einiger geladner Herren, was Austern und eine Rehkeule bedeutete. Der hohe Vorgesetzte nahm freundlichst an und sagte scherzend: In der Schule sei es gut gegangen, jetzt komme es darauf

an, zu zeigen, was die Schule für das Leben leiste. Worauf der Herr Direktor gleichfalls scherzend antwortete, der Herr Ministerialdirektor möchte nur ein strenges Examen anstellen, und er müsse sagen, daß er stolz auf seine Frau sei.

Frau Suse sah dem bevorstehenden Examen ohne Herzklopfen entgegen. Sie hatte von ihrem Herrn Vater gelernt, Leute anzustellen und für sich arbeiten zu lassen, und so machte es mit Hilfe der perfekten Köchin und eines ad hoc angenommnen Lohndieners wenig Schwierigkeiten, ein kleines, feines Abendessen in Schick zu bringen. Eine Stunde vor der angesetzten Zeit war alles fertig, und Frau Suse und Mimi, die gerade zu Besuch da war, saßen in ihrem Schmollwinkel und häkelten. Und der Direktor saß gegenüber am Tische und las aus einem Manuskripte vor.

Er schrieb nämlich ein Buch, von dem er einen großen Erfolg erwartete, über die wissenschaftliche Fortbildung der jungen Mädchen. Er beabsichtigte darin in großen Zügen über das Gebiet des menschlichen Wissens hinzugleiten und das Material, das die Schule geboten hatte, im Bewußtsein methodisch zu zentralisieren und auf eine höhere Stufe der Erkenntnis zu erheben. Hierzu verband er Geschichte, Literatur, Länderkunde und Kulturgeschichte zu einer Darstellungseinheit, und dann ließ er von gewissen Standpunkten aus Schlaglichter nach vorwärts und rückwärts fallen. Die Arbeit stand eben bei der Darstellung des frühen Mittelalters, jener Zeit, die von den Trümmern der zusammengestürzten antiken Welt zehrte, und die sich darstellt als eine tausend Jahre lang währende Dämmerung vor dem Aufgehn der Sonne der Renaissance und des Humanismus. Verfasser ließ also die Hunnen aus den unerforschten Tiefen Asiens auftauchen, durch das bewußte Völkertor an der Scheide zweier Kontinente hereinfluten und das statische Gleichgewicht der Völker stören. Der Zusammenstoß der heidnischen Barbaren mit der christlichen Welt wurde in Ausdeutung des Kaulbachschen Bildes von der Völkerwandrung im Neuen Museum zu Berlin dargestellt. Die Seelen der Erschlagnen setzen den Kampf fort. Tiefsinniger Gedanke! Blick auf Lenaus drei Grenadiere. Heroische Zeit! Bedeutsame Gestalten tauchen auf. Dietrich von Bern, der Diomedes der deutschen Heldensage, Siegfried, das ritterliche Ebenbild des nordischen Sommertages, zu schön und zu mild, als daß er lange hätte dauern können. Blick auf Felix Dahns Kampf um Rom, noch ein Blick auf Hildebrand und Hadubrand. Und inmitten der sinkenden römischen Provinzen erhebt sich in trotziger Jugend das aufstrebende fränkische Reich. — Aber schon nahen sich die römischen Sendboten, Demut in den Mienen, Herrschsucht in den Herzen. Weh dir, stolzer Sigambrer! dein trotzig Haupt, du wirst es beugen müssen vor dem Krummstabe des Papstes in Rom, du wirst lernen müssen, zu verbrennen, was du angebetet hast, und anzubeten, was du verbrannt hast.

Suse und Mimi sahen fragend von ihrer Häkelei auf.

Sie wissen doch, sagte der Direktor zu Mimi gewandt, wer mit dem Sigambrer gemeint ist?

Sigambrer? antwortete Mimi, warten Sie mal, das ist doch ein „Mohr aus die Afrika."

Der Direktor glaubte nicht recht zu hören und wandte sich an seine Frau: Weißt du, Suse, wer der Sigambrer war?

Genau weiß ich es nicht, entgegnete Frau Suse, aber ich denke, es war der alte Mohr, der seine Frau umgebracht hat.

Der Direktor wollte antworten, aber der Mund blieb ihm offen stehn. Ich bitte Sie um Gottes willen, sagte er endlich zu Mimi, wie kommen Sie denn auf den Mohren?

Nun, erwiderte diese, Sigambien liegt doch da irgendwo in Afrika. Ich denke da an der großen Ecke herum.

Dem Direktor ging ein Licht auf. Ah, Senegambien! Nein, meine Damen, mit dem Sigambrer ist Chlodwig gemeint.

Aber warum ſagen Sie denn das nicht? meinte Mimi.

Der Direktar fuhr in ſeiner Lektüre fort und kam auf die Hausmeier zu ſprechen. Blick auf Richelieu, Blick auf Bismarck, Blick auf die allmächtigen Miniſter des Kaiſers van Karea. Aber er war mißtrauiſch gewarden und ſchaltete die Frage ein: Wiſſen Sie, Fräulein Mimi, wa Karea liegt? Eigentlich lag ihm mehr daran, es van ſeiner Frau zu erfahren, aber er ſcheute ſich, die Frage an ſie zu richten in der Furcht, eine ſeiner Frau unwürdige Antwart zu erhalten.

Karea? erwiderte Mimi, das muß da ſa um Griechenland herum liegen.

Aber Mimi, ſagte Frau Suſe, du weißt dach, daß es keinen Kaiſer von Griechenland mehr gibt.

Nicht? fragte Mimi in valler Harmlaſigkeit.

Nein, fuhr Suſe fort, in Griechenland herrſcht doch der Türke.

Suſe, du ſcherzeſt, rief der Direktar in tragiſchem Tone. Haſt du nie den Namen Miſſalunghi gehört ader den Alexander Ypſilantis ader den jenes edeln bayriſchen Prinzen —

Frau Suſe lachte vergnüglich und ſagte: Iſt wahl möglich, aber heute habe ich keine Ahnung mehr davan. Überhaupt, wazu braucht man das alles zu wiſſen?

Der Direktar ſprang auf, warf ſein Manuſkript auf den Tiſch, ging erregt im Zimmer auf und ab und rief: Schrecklich! ſchrecklich!

Was iſt ſchrecklich? fragte ein älterer Herr, der unhörbar eingetreten war.

Ah, Onkel Paſtor, rief Frau Suſe, gut, daß Sie kammen. Mein ſchöner Franz fing eben an, ungemütlich zu werden.

Der Eingetretne war der Paſtor von Sägebock und Kreisſchulinſpektar des Landbezirks van Maßenburg, ein immer gern geſehener Hausfreund bei Direktars, der dieſes mal mit zur Geſellſchaft geladen war und dazu die Weiſung erhalten hatte, gleich vam Bahnhaf aus varzuſprechen, er ſtöre niemals.

Sa? erwiderte der Herr Paſtar und Schulmann, was hat denn den direktorialen Zorn des ſchönen Franz erregt?

Er hat eben herausbekammen, ſagte Frau Suſe, daß wir, die Schülerinnen ſeiner berühmten Saphienſchule, gar nichts wiſſen.

Oha, ſa ſchlimm wirds dach nicht ſein, meinte Onkel Paſtar.

Ja, ſa ſchlimm iſt es, ſagte Frau Suſe. Uns liegt auch gar nichts daran, es zu verbergen, wie wenig wir gelernt haben. Examinieren Sie uns, wenn Sie Luſt haben.

Schön, meine Damen. Aber bitte ehrlich! Nicht ſchwindeln! Und nun — ſtille ſitzen! Hände zuſammen! Mich anſehen! Wer war Blücher? Mimi.

Blücher war, entgegnete Mimi im Schultan, Huſarengeneral.

Schön, Mimi. Können Sie mir, Frau Suſe, etwas van dieſem Huſarengeneral erzählen? Van ſeinen Siegen zum Beiſpiel.

Frau Suſe ſuchte mit den Augen in der Luft herum und ſagte dann gleichfalls im Schultan: Blücher war mit Ligny verbündet, und als die Franzaſen immer auf des Königs Pferd ſchaſſen, beſtieg er es und ſtürzte mit ihm und hatte tags darauf ein lahmes Bein.

Sa? Welcher König war denn das, auf den man ſchaß?

Das war, das war doch wahl Friedrich der Graße. Stimmt es?

Frau Suſe, ſagte der Onkel Paſtar, jetzt ſchwindeln Sie.

Wahrhaftig nicht! Aber fragen Sie doch nicht immer blaß nach ſalchen alten Geſchichten. Geſchichte iſt mir gräßlich.

Schön, meine Damen, ein Rechenexempel. Wenn Sie mit anderthalb Pfund Tee bei ſechs Perſanen ſieben Manate reichen, wie lange reichen Sie bei zehn Perſanen?

Stummes Kapfzerbrechen. Ach, Onkel Paſtar, ſagte Frau Suſe, ſalch ein Exempel kommt ja in Wirklichkeit gar nicht var. Man wird dach nicht ſa eine Hausunke ſein, ſo etwas auszurechnen.

Aber Sie müssen es doch im voraus wissen, sagte Onkel Pastor, wie lange der Tee reichen wird.

Natürlich. Aber das rechnet man doch an der Teebüchse aus.

Ausgezeichnet, sagte Onkel Pastor. Nun, Fräulein Mimi, wie machen Sie es?

Ja, wie war das doch gleich, sagte Mimi, a verhält sich zu x wie p zu nach was.

Lassen wir die höhere Mathematik beiseite, sagte Onkel Pastor. Ich will Ihnen helfen. Wenn man mit anderthalb Pfund Tee bei sechs Personen sieben Monate reicht, dann reicht man bei einer Person —?

Den sechsten Teil, sagte Mimi.

Sehen Sie, Fräulein Mimi, sagte Onkel Pastor, nur Mut, es wird schon schief gehn. Ja, ad vocem Unke. Was ist denn eigentlich eine Unke?

Die beiden Damen sahen sich erstaunt an. Unke — na, das weiß doch jedermann, was eine Unke ist — sagte Mimi.

Ja, was ist es? erwiderte Onkel Pastor, ein Insekt? eine Schlange? ein Säugetier?

Eine Unke, sagte Frau Suse mit schöner Bestimmtheit, ist so etwas wie eine Ratte, nur mehr vogelartig. Sie sehen, Onkel Pastor, fügte sie lachend hinzu, was wir können, wenn Sie wollen, haben wir eine Kunst. Ist es nicht großartig?

Wo hätten wir es denn auch lernen können? meinte Mimi. Bei Fräulein Klaps? die uns jeden Tag zwei Seiten des Lehrbuchs auswendig lernen ließ? oder bei dem alten guten Professor Kaulbarsch, in dessen Stunden wir unsre französischen Übersetzungen machten? Und unsre Eins kriegten wir doch.

Sie haben aber doch auch gute Lehrer gehabt, wandte der Onkel Pastor ein, zum Beispiel hier meinen Freund, den Direktor.

Frau Suse machte eine schalkhafte Miene und sagte: Ach, gehn Sie mit meinem Mann, bei dem waren wir ja viel zu verliebt, als daß wir hätten zuhören können.

Hier steckte die perfekte Köchin den Kopf durch die Tür und meldete, daß der Korb aus dem Delikateßgeschäft angekommen sei, worauf beide Damen verschwanden.

Der Direktor stand am Fenster und starrte in das Dunkle hinaus, er war niedergeschmettert.

Freund Schneidewind, sagte der Pastor, deine Sache steht böse. Was deine Damen nicht wissen, sind Dinge, die jedes Kind einer Dorfschule weiß.

Und auch wieder vergißt, erwiderte der Direktor, wenn es achtzehn Jahre alt ist.

Zugegeben, sagte Pastor Teichler, obwohl ich glaube, daß bei unsern Elementarschülern schließlich doch nach etwas mehr sitzen bleibt als bei euern höhern Töchtern. Wenn aber das das Ende sein soll, daß mit achtzehn Jahren alles wieder weggewischt ist, was gelernt worden war, wozu dann die ganze Quälerei?

Es liegen hier besondre Umstände vor, sagte der Direktor erregt. Die beiden Mädchen haben die Schule per Eisenbahn von Sägebock aus besucht, was ich immer für verderblich gehalten habe.

Und doch sind die beiden Mädchen mit ihrer Eins in der Zensur entlassen worden. Nein, lieber Freund, ihr müßt, was ich schon oft gesagt habe, euern Stoff beschränken, vertiefen und interessant machen, das heißt dem Vorstellungskreise eurer Schülerinnen anpassen.

Der Direktor machte eine abwehrende Handbewegung und sagte: Undenkbar, undenkbar. Was mich hierbei am peinlichsten berührt, ist dies: ich habe den Ministerialdirektor aufgefordert, er möge sich bei meiner Frau überzeugen, was die Schule für das Leben leistet. Und wenn er nun findet — ich muß meiner Frau sogleich sagen —

Nein, sage ihr lieber nichts. Deine Frau findet sich allein durch.

Aber der Direktor nahm doch seine Frau mit wichtiger Miene beiseite und machte ihr von dem bevorstehenden Examen einige Andeutungen.

Und du meinſt, ich laſſe mich von fremden Leuten ausfragen? erwiderte Frau Suſe lachend, ich denke nicht daran.

Die Gäſte kamen, der Herr Miniſterialdirektor kam. Der hohe Herr war ſehr gnädig, küßte der gnädigen Frau die Hand und führte ſie ſpäter am krummen Arm zu Tiſch.

Wiſſen Sie auch gnädige Frau, ſagte er ſcherzend, daß Sie heute Abend ein Examen abzulegen haben?

Vor wem? fragte Frau Suſe mit großen Augen.

Vor mir.

Sie wollen mich alſo ausfragen?

Jawohl, meine gnädige Frau, nach allen Regeln der Kunſt.

Wiſſen Sie auch, Herr Miniſterialdirektor, daß man dazu eine Vollmacht haben muß?

Natürlich.

Darf ich um Ihre Vollmacht bitten?

Der Herr Miniſterialdirektor war höchlichſt beluſtigt, griff in ſeine Taſche und legte ein großes amtliches Schreiben vor. Frau Suſe nahm den Bogen in die Hand und prüfte Schrift und Siegel durch die Lorgnette. Darauf gab ſie das Schreiben kühl lächelnd zurück und ſagte: Herr Miniſterialdirektor, dieſe Vollmacht gilt nur eine Treppe tiefer.

Und hier nicht?

Nein, hier nicht.

Man hatte ſich geſetzt, und der hohe Vorgeſetzte glänzte vor Vergnügen über das ganze Geſicht. Alſo, ſagte er, das Geſpräch wieder aufnehmend, meine miniſterielle Würde gilt hier nichts. Ich habe ſie draußen bei den Überziehern mit abzulegen. Wie fange ich es denn nun an, mich bei Ihnen, gnädige Frau, als Kommiſſarius hoher Behörden einzuführen.

Ja, ſagte Frau Suſe ſcheinbar ernſt, doch ſpielte ein neckiſcher Zug um ihren Mund, der Herr Miniſterialdirektor werden ſich wohl einer kleinen Prüfung unterziehn müſſen.

Der Miniſterialdirektor lachte hell auf. Und wer wird dieſe Prüfung anſtellen?

Ich. Es iſt doch klar, daß über meine Angelegenheiten niemand beſſer unterrichtet ſein kann, als ich ſelber.

Sehr richtig. Alſo bitte, ich ſtehe zur Verfügung.

Frau Suſe nahm die Würde eines Konſiſtorialrats an, lehnte ſich zurück und fragte, ihre Lorgnette bewegend: Herr Miniſterialdirektor, wo ſind die Auſtern beſſer, bei Klemme oder bei Diterici?

An der Seite der Tafel, an der der Ehrengaſt ſaß, gab es eine überaus angeregte Unterhaltung. Man erinnerte ſich nicht, den geſtrengen Herrn Schulmonarchen je ſo guter Laune geſehen zu haben. An der andern Seite der Tafel aber ſaß der Direktor Schneidewind und erduldete Seelenqualen. Er achtete nur halb auf rechts und links und ſuchte zu verſtehn, wovon da oben geſprochen wurde. Und jedesmal, wenn dort ein Heiterkeitsausbruch ſtattfand, erſchrak er und ſagte zu ſich: Jetzt hat die Unglückliche ſich und mich rettungslos blamiert.

Die Tafel ging zu Ende, man erhob ſich, die Herren ſtanden in Gruppen und beſchäftigten ſich mit Zigarre und Kaffee.

Der Herr Miniſterialdirektor aber ſuchte den Direktor auf und ſagte: Lieber Direktor, ich beglückwünſche Sie von ganzem Herzen. Sie haben mir nicht zuviel in Ausſicht geſtellt, Ihre Frau Gemahlin iſt eine überaus kluge und wohl unterrichtete Dame.

Der Direktor war perplex und ſtammelte einige unzuſammenhängende Worte.

Nun, Franciſce, ſagte Onkel Paſtor bald darauf, was ſagte der Herr Miniſterialdirektor von deiner Frau?

Er nannte sie eine überaus kluge und wohl unterrichtete Dame. Und sie hält den Sigambrer für einen Mohren aus Afrika. Begreifst du das?

O ihr Meister von der Schul, erwiderte der Onkel Pastor, was seid ihr für kuriose Leute! Ihr plagt euch und eure jungen Mädchen mit tausend Dingen, die ihnen nichts helfen, und übersieht dabei das kostbare Geschenk, das der liebe Gott unsern Mädchen als besondre Gabe in die Wiege gelegt hat.

Der Direktor machte eine verwundert fragende Miene.

Den Mutterwitz, Franciſce. Glaube mir, mein Sohn, wenn ihr mit eurer höhern und höchsten Bildung diesen Mutterwitz nicht totgeschlagen habt, dann ist schon viel gewonnen.

Feuer!

Erinnerung aus dem russischen Polizeileben

von Alexander Andreas

(Fortsetzung)

Die Sfawinskis besuchte ich, so oft es mir irgend möglich war, aber fast immer nur auf kurze Zeit. Es war im höchsten Grade unangenehm, daß sie so weit, und hauptsächlich, daß sie in einem fremden Stadtteile wohnten, in der Gegend, die von meiner Sandseite am entferntesten lag. Erstens war ich dadurch der Möglichkeit beraubt, im Vorübergehn einmal hinaufzuspringen und Mascha einen Guten Morgen oder Guten Abend zu wünschen, wie ich gern getan hätte, und wie es leicht ausführbar gewesen wäre, wenn sie, wie früher, in der Steinstraße gewohnt hätte. Zweitens fürchtete ich, daß Jemeljan Afanasjewitsch meine häufige Entfernung aus dem Stadtteile mißbilligen würde. Daß er von meinen Gängen zu den Sfawinskis unterrichtet war, daran hegte ich keinen Zweifel. Ich suchte dem schlechten Eindruck vorzubeugen, indem ich gelegentlich davon sprach, daß ich mit dem benachbarten Stadtteil ziemlich gut bekannt sei, da ich manchmal, wenn es in meinem Bezirk oder überhaupt in unsern Straßen nichts zu tun gebe, bei Bekannten hinter dem Markt ein Stündchen zubrächte. Er verzog keine Miene dabei.

Mein Verhältnis zu den Sfawinskis gestaltete sich so angenehm, wie ich es nur wünschen konnte. Die größte Einfachheit und Vertraulichkeit herrschte zwischen uns. Die Mutter behandelte mich, als ob ich ein Familienglied wäre, beriet sich mit mir über alle möglichen wirtschaftlichen Kleinigkeiten und gab mir nicht selten kleine Aufträge. Mascha stellte sich kameradschaftlich zu mir, fragte mich um meine Meinung, ehe sie sich an eine neue Arbeit machte, wählte mit mir zusammen die Muster und Farben zu ihren Stickereien und Häkeleien, plauderte, während sie die Nadel handhabte oder im Zimmer mit Aufräumen beschäftigt war, über alles, was ihr durch den Kopf ging, ließ sich erzählen, was in der Stadt passierte, und machte Anmerkungen dazu, die von ihrem raschen Begriffsvermögen Zeugnis ablegten, aber auch zur Genüge dartaten, daß es ihr an beißendem Spotte und gewisser schadenfroher Bosheit nicht fehlte. Sie mochte jedoch sagen was sie wollte, mochte gut oder schlecht von den Menschen reden, es klang aus ihrem Munde so hübsch und drollig, daß ich viel darum gegeben hätte, wenn ich sie für jede Stichelei hätte küssen dürfen. Das ging nun leider nicht an. Ich mußte mich damit begnügen, auf dem Sofa zu sitzen, mich an jeder ihrer Bewegungen, an jedem ihrer Worte zu entzücken, und namentlich, wenn ihre Freundinnen zugegen waren und Gelegenheit zum Vergleich boten, zu der Überzeugung zu kommen, daß ich ein ähnliches Mädchen noch nicht gesehen hätte und auch schwerlich wieder zu Gesicht bekommen würde.

Es war nicht mehr als natürlich, daß sich mir allmählich der Gedanke aufdrängte, mein Glück wäre vollständig, wenn ich Maſcha einſt mein nennen könnte. Ich kämpfte die erſten Regungen dieſes Wunſches als etwas Unerfüllbares nieder. Ich nannte mich einen Narren und den Gedanken eine Tollheit. Ich hatte nichts als meinen Gehalt, der bei meinen geringen Anſprüchen für meine Lebensbedürfniſſe mehr als hinreichend war, mir aber durchaus nicht erlaubte, eine Frau anſtändig zu ernähren. Mit der Zeit betäubten das häufige Zuſammenſein mit Maſcha und der Zauber, den ſie auf mich ausübte, die Stimme der kalten Vernunft, und ich begann an Auswege zu denken. Freilich fand ich keine und klammerte mich ganz an die Hoffnung, die Jemeljan Afanasjewitſch in mir erweckt hatte, als er davon ſprach, daß mir die Ausſicht winke, bald Aufſeher zu werden. Wäre das der Fall geweſen, ja dann hätte ich dem lieben Mädchen eine Exiſtenz bieten können, die freilich nicht glänzend, aber doch für ein genügſames Gemüt — das hatte Maſcha — zufriedenſtellend geweſen wäre. Zuletzt war ich im klaren und ganz mit mir darüber einig, daß Maſcha meine Frau werden müſſe, und ich betrachtete es nur als eine Frage der Zeit.

Die wichtigſte Frage, nämlich die, ob Maſcha einwilligen werde, meine Frau zu heißen, machte mir keine beſondre Unruhe. Seit dem Tage, wo ſie mich mit dem Haken geritzt hatte, ſagte mir eine innere Stimme, daß ſie mir gut ſei, und ihr ſpäteres Benehmen ſchwächte dieſen Eindruck nicht ab. Anfangs hatte mir der Ausſpruch der Freundin, daß Maſcha in ein Kloſter gehn werde, zu denken gegeben; doch darüber hatte Maſcha mich ſelbſt beruhigt.

Sie hatte das an einem Sonntagmorgen getan, als ich mich gleich nach meinem Tee bei ihr einfand, ſodaß ich ſie mit der Mutter noch bei dem Kaffee antraf. Die Mutter ging bald aus, um die zum Mittageſſen nötigen Einkäufe zu machen, und ich ſaß auf dem Sofa, rauchte und labte mich an dem Anblick Maſchas, die im Morgenkleid, mit einem Lappen bewaffnet, die Möbel, Bilder und ſonſtigen Wandverzierungen vom Staube ſäuberte. Die Kloſterfurcht ging mir gerade im Kopfe herum, und ich grübelte darüber nach, welche Sünde es wäre, wenn ſich ein ſo vollendetes Geſchöpf von der Welt zurückziehn, ſich ſozuſagen lebendig begraben möchte, und was in einem ſolchen Fall wohl aus mir werden ſollte, aus mir, dem das Zuſammenſein mit dem Mädchen ſchon zum Lebensbedürfnis geworden war.

Jetzt reden Sie aber endlich etwas, Alexander Andrejewitſch, ſagte Maſcha und ſtellte ſich ſoldatiſch gerade vor mir auf. Ich habe mehrmals zu Ihnen hingeſehen, erſt fragend, dann bittend, zuletzt drohend. Sie nehmen nicht die geringſte Rückſicht darauf und tun, als ob ich für den Herrn Gehilfen gar nicht auf der Welt wäre. Woran denken Sie? Ich glaube, Sie ſitzen mit dem Körper auf dem Sofa und klettern mit den Gedanken irgendwo auf Ihrer Sandſeite in Schornſteinen herum und unterſuchen den Ruß.

Marja Iwanowna, erinnern Sie ſich noch? Als ich Ihnen meine erſte Viſite machte — es war auch am Sonntag —, waren drei Ihrer Freundinnen da. Zwei habe ich ſpäter in dieſer Wohnung wiedergeſehen, aber die dritte, die redſeligſte von ihnen habe ich noch nicht wieder getroffen.

Sie haben Sehnſucht, ſie wiederzuſehen! fiel Maſcha ein. Ich kann Ihnen gleich die Adreſſe angeben. Sie wohnt ...

Marja Iwanowna, erinnern Sie ſich noch, wie ſie ſagte, Sie würden zuletzt in ein Kloſter gehn? Sie ſagte das natürlich im Scherz, aber es klang ſo, als ob möglicherweiſe auch etwas Ernſt dahinterſtecken könnte. Ich habe ſeitdem viel an dieſe Worte gedacht. Auch eben ...

Kurz und gut, Sie können meine Freundin nicht aus dem Kopfe kriegen und möchten ſie wiederſehen. Das wird ſich einrichten laſſen. Warten Sie, wie könnte man das doch am beſten ...

Sie legte die Hand mit dem Staubtuche an das Kinn und neigte den Kopf nachdenklich gegen die Schulter, aber in den Augen lachte der Schalk.

Marja Iwanowna, darf ich eine Frage an Sie richten?

Wegen der Freundin? Seien Sie so freundlich, fragen Sie, fragen Sie. Zu zweien ersinnen wir vielleicht schneller ein Mittel, Sie zusammenzubringen.

Marja Iwanowna, sagen Sie aufrichtig, wären Sie wirklich imstande, in ein Kloster zu gehn?

Sie näherte sich und bemühte sich, recht zutraulich und hingebend auszusehen.

Alexander Andrejewitsch, wir sind doch gute Freunde. Wozu die Umstände und krummen Wege! Sie wollen meine Freundin sehen. Warum sprechen Sie es nicht offen aus? Ich bin ja mit Leib und Seele dabei und bereit, Ihnen zu helfen. Warten Sie, lassen Sie mich ausreden! Ich werde ihr sagen lassen, sie solle zu mir kommen, und so wie sie hier ist, schicke ich gleich nach Ihnen. Ja, aber wen schicken? Darin liegt . . .

Marja Iwanowna, ich frage in allem Ernste. Wenn ich vielleicht einen Punkt berühre, über den Sie nicht sprechen wollen, so entschuldigen Sie mich, aber ich bitte, scherzen Sie nicht.

Ich erkläre Ihnen ja, daß ich Ihnen alle Hilfe, die . . .

Marja Iwanowna!

Hu, sind Sie heute aber eigensinnig! Weder rechts noch links! Nicht vom Fleck! Wissen Sie, daß das recht langweilig ist, Alexander Andrejewitsch!

Sie warf die Lippen schmollend auf.

Ich bitte Sie in aller Demut, Marja Iwanowna. Ich frage gewiß nicht aus unnützer Neugier.

Sie zog die Brauen etwas zusammen und sah mich finster an. Dabei erhielt ihr Gesicht einen ganz neuen, zum Tollwerden schönen Ausdruck. Dann öffnete sie die Augen weit und immer weiter, sah erschrocken aus und wich langsam zurück.

Alexander Andrejewitsch! rief sie, ich ahne Schreckliches. Haben Sie den Auftrag, mich polizeilich auszuforschen? Soll das ein Verhör sein, was Sie mit mir beginnen?

Marja Iwanowna! rief ich vorwurfsvoll.

Sagen Sie es, ich bitte, sagen Sie es, rief sie dringend, indem sie das Staubtuch fallen ließ. Sie eilte zu mir und faßte mit beiden Händen krampfhaft meinen Arm.

Ich beschwöre Sie bei unsrer Freundschaft, bei der geheilten Wunde an diesem Arm, den ich halte, fuhr sie fort und sah scheu um sich, als ob sie sich fürchte, sagen Sie mir, bin ich verdächtigt worden, angeklagt? sollen Sie mich verhören, verhaften?

Sie spielte die Szene so gut, so wahr, daß sie mich irre gemacht hätte, wenn ich nicht schon mit ihrem Talent zu necken und zu spotten bekannt gewesen wäre, und wenn in den Augenwinkeln nicht der Schelm gesessen hätte. Sie war mit ihrem Gesicht dem meinen ziemlich nahegekommen. Ich fühlte ihren Atem. Es war mir, als ob ich das Schlagen ihres Herzens vernähme, obgleich ich Besinnung genug behielt zu wissen, daß es mein eignes war, das so pochte.

Sie ließ mit einem Ruck meinen Arm los, raffte das Staubtuch von der Diele auf und wischte abgewandt an einem Bilde herum.

Ich schüttelte unwillig den Kopf. War ich ein Kind, war ich ein Narr, daß ich mich immer und immer wieder aus der Fassung bringen ließ? Ich gehörte ihr an, das wußte ich, und darein hatte ich mich schon ergeben, aber deshalb brauchte ich doch nicht bei jeder Gelegenheit von ihrer Berührung zu schmelzen wie Wachs am Licht oder Butter in der Sonne.

Marja Iwanowna, sagte ich so ruhig und so kalt wie möglich, ich möchte Sie gern nach etwas fragen.

Wonach, Alexander Andrejewitsch? antwortete sie in freundlichem Gesellschaftston und näherte sich mir zuvorkommend.

Wie denken Sie, wären Sie wohl jemals imstande, in ein Kloster zu gehn?

Wie meinen Sie, in ein Kloſter? Meinen Sie, ob ich ganz, für immer eintreten, Nonne werden möchte?

Ja.

Sehen Sie, ſagte ſie ernſt, während ſie ſich auf einen Stuhl niederließ, ich habe die Sache viel überlegt. Meine Freundin hat oft davon geredet und darüber gelacht, und ſie iſt ſchuld daran, daß ich mich überhaupt mit dem Gedanken befaßt habe. Zuerſt wollte mir der Schritt ſchrecklich vorkommen. Später ſah ich es ruhiger an. Noch ſpäter fand ich ein ſolches Verlaſſen der Welt und alles deſſen, was einem lieb und teuer iſt, erhaben und wohl geeignet, als Sühne für die Sünde und Gottloſigkeit des bisherigen Lebens zu dienen. Zuletzt ...

Sie machte eine Pauſe. Sie hatte langſam geſprochen, die Augen niedergeſchlagen und den Kopf geſenkt. Sie ſchien bei dieſer Gelegenheit noch einmal Einkehr in ſich zu halten und jedes Wort genau abzuwägen. Jetzt ſchlug ſie die Augen auf. Etwas wie Verzücktheit leuchtete in ihnen. Ich erſchrak. Dieſer Blick ſchien deutlich zu ſagen, daß ſie ſich entſchieden hatte, daß die Welt, in der ſie ſich einſtweilen noch bewegte, ihr nichts mehr gelte.

Zuletzt, fuhr ſie fort, und in ihrem Tone lag eine gewiſſe Begeiſterung, wurde ich klar über mich. Ich kann nicht ſagen, daß es mir große Kämpfe gekoſtet hätte, aber geprüft habe ich mich, genau geprüft. Ich bin im reinen. Mein Entſchluß iſt gefaßt und unumſtößlich. Ich ...

Marja Iwanowna! rief ich entſetzt. Ich fühlte, daß mir das Blut in den Adern ſtockte. Ich wurde wahrſcheinlich bleich.

Ich werde den Schritt nie tun, nie nie! Ich bin dazu nicht geeignet, und — ich geſtehe, ich ſehe überhaupt den Nutzen eines ſolchen Schrittes nicht ein.

Sie ſchob die Finger beider Hände ineinander und ſah mich harmlos lächelnd an, als ob ſie fragen wollte: Was ſagen Sie zu dieſer Neuigkeit?

Es währte viele Minuten, ehe ich mich von dem Schreck erholte, der mir bei der boshaften Neckerei Maſchas in die Glieder gefahren war. Sie lachte nicht. Sie ſchien zu merken, daß ſie mir weh getan habe. Sie plauderte ernſt weiter und zeigte dabei, daß ſie zum Teil die Wahrheit geſprochen und wirklich über das Nonnewerden ihre Gedanken gehabt und ihre Meinung gebildet hatte.

Welches junge Mädchen gehe ins Kloſter? ſagte ſie. Sie ſpreche natürlich nicht von denen, die durch ihre Erziehung und ihre Umgebung von klein auf dazu vorbereitet und geneigt ſeien, von der Welt aber ſo wenig wüßten, daß Selbſtprüfung und Erwägung dabei keine Rolle ſpielten. Sie ziehe auch die nicht in Betracht, die infolge von plötzlichen Ereigniſſen hilflos und verlaſſen daſtünden und das Kloſter als Zufluchtſtätte aufſuchten, um dort die Möglichkeit der Exiſtenz zu finden, zu der ihnen ſonſt nur der Weg des Laſters freigeſtanden hätte. Von dieſen beiden Arten abgeſehen ſeien es meiſt nur unbändige, exaltierte Naturen, die nach dem Fehlſchlagen unberechtigter Hoffnungen, nach dem Schwinden unerreichbarer Ideale aus Verzweiflung, Trotz oder Erbitterung Ruhe und Befriedigung hinter den Kloſtermauern ſuchten und — ſie zuckte die Achſeln — nach langem vernichtendem Kampfe mit ſich ſelbſt vielleicht auch fänden. Sie für ihre Perſon, meinte ſie, ziehe es vor, in der Welt zu bleiben wie andre Leute, und fühle ſie das Bedürfnis, allein zu ſein, nun, dann brauche ſie nur die Tür zu ſchließen und niemand einzulaſſen. Sie müſſe jedoch geſtehn, und ſie glaube, ſie dürfe es, da niemand es höre, ſie fühle das Bedürfnis allein zu ſein nicht beſonders ſtark, ſehe vielmehr ziemlich oft nach der Tür, ob ſie ſich nicht öffne, um einen guten Bekannten einzulaſſen, zum Beiſpiel den Herrn Gehilfen, an den ſie ſich leider ſchon ſo gewöhnt habe, daß ſie Langeweile empfinde, wenn er einige Tage nicht komme.

In dieſer Weiſe trieb ſie es beſtändig mit mir. Kein längerer Beſuch verging, ohne daß ſie mich in irgend einer Weiſe erſchreckt, geärgert oder in Erſtaunen geſetzt hätte. Nie unterließ ſie es aber auch mir zum Schluß wieder Angenehmes zu ſagen und Zuneigung an den Tag zu legen. Ich ging jedesmal

mit wachsender Hoffnung fort und schloß das mutwillige Mädchen immer tiefer in mein Herz.

Marja Iwanowna, fragte ich eines Tags, als sie fleißig mit der Nadel arbeitete, und ich in Unordnung geratne Seidenfäden entwirrte und nach den Farben sonderte; haben Sie die Absicht, sich zu verheiraten?

Ich glaubte sie in Verlegenheit zu setzen, denn wir hatten über dieses und jenes geplaudert, was mit der Frage in keinem Zusammenhange stand und keine Veranlassung zu ihr gab. Ich freute mich im voraus auf ihr verblüfftes Gesicht.

Ich sah mich getäuscht. Sie ließ die Hände mit der Stickerei sinken, machte schmachtende Augen und antwortete mit einem Seufzer, ohne sich zu bedenken:

Ach ja. Mama hat es ja auch getan!

Ich mußte laut lachen. Das Gesicht und die Worte wirkten zu komisch. Ich sah es ihr an, daß auch sie im Begriff war mitzulachen, aber sie bezwang sich, blieb ernst und schien sich über meine Lustigkeit zu wundern.

Das ist freilich ein triftiger Grund, sagte ich. Aber Mama hatte sich doch auch jemand ausgesucht, mit dem sie sich dann verheiratete. Haben Sie dafür schon Sorge getragen?

Wieder zuckte es ihr um die Lippen, und die Augen lachten ganz offen. Doch gleich sah sie nachdenklich, sogar etwas einfältig aus, legte den Zeigefinger an das Kinn und sagte altklug:

Das ist leichter gesagt als getan, Alexander Andrejewitsch. Wenn man sich jemand aussucht, mit dem man sich verheiraten will, so heißt das, man hat die Absicht, mit ihm das ganze Leben zusammen zu verbringen, und wenn man begreift, was das bedeutet, so wird man schwerlich leichtsinnig dabei zu Werke gehn. Man hat da so vielerlei zu bedenken, zu beobachten, zu prüfen . . .

Ich denke, man nimmt den, den man liebt, fiel ich ein.

Und ist später, wenn die Liebe verraucht ist, ergänzte sie, an einen Menschen gebunden, an dem man mit jedem Tage neue Untugenden, neue abstoßende Seiten entdeckt, an einen Menschen, der einem Abscheu einflößt, den man verachtet, sogar haßt, von dem man sich aber nicht befreien kann, schon um des leidigen täglichen Brotes willen, dessen man für sich selbst oder gar für etwa vorhandne Kinder bedürftig ist. Ich danke für solches Heiraten aus schnell entflammter Liebe, Alexander Andrejewitsch.

Ich saß eine Zeit stumm da. Aus dem Scherz war sie in bittern Ernst übergegangen. Die Stimme klang fest und sogar einigermaßen rauh. Und wie grell, wie treffend malte sie mit wenig Worten in seiner ganzen Nacktheit das Elend, das so vielfach vorhanden ist, das zu beobachten ich schon so oft Gelegenheit gehabt hatte!

Sie begann von andern Dingen zu reden. Auch ich berührte an diesem Tage den Gegenstand nicht mehr, doch kam ich bei einem meiner folgenden Besuche darauf zurück, und wir behandelten noch manchmal dieses Thema. Sie sprach sich frei aus. Nach ihrer Ansicht kam es bei einer Ehe vor allem darauf an, daß die Bedingungen zu sorgenlosem, friedlichem Zusammenleben vorhanden seien. Daß die Leute sich gern sähen, gern beieinander wären und einander nichts anmerken könnten, was später Widerwillen erwecken möchte, das hielt sie für genügend. Liebe — meinte sie mit einem Seufzer — sei ohne Zweifel ein schönes Wort und ein schöner Begriff, aber sie ziehe doch die Art der Liebe vor, die sich allmählich während der Ehe auf der Grundlage wachsender Achtung und steigenden Vertrauens ausbilde.

Ich konnte dieser praktischen Auffassung meine Zustimmung nicht versagen. Ich sah ein und gestand ihr auch auf ihre Frage, daß sie ohne Zweifel Recht hätte. Aber ganz nach meinem Geschmack war diese Philosophie nicht. Ich hätte es vorgezogen, sie so, wie sie da saß und kluges Zeug redete, in die Arme zu schließen

und mich den Kuckuck um das zu kümmern, was später daraus entstehn konnte. Aber das ging natürlich nicht an, und sie brachte es durch ihre nüchterne Auffassung endlich dach dahin, daß auch ich ruhiger wurde und mich daran gewöhnte, während unsers Zusammenseins sie weniger heißblütig mit den Augen zu verschlingen und mich brüderlicher zu ihr zu stellen als in der ersten Zeit.

17

Unterdessen fiel mir auf, daß mich Guiba, mit dem ich mich selten in ein Gespräch einließ, spöttisch lächelnd betrachtete, wenn er mir begegnete. Ich bin mein ganzes Leben lang nicht sehr empfindlich gewesen, und es hat mich nie beleidigt, wenn Leute van dem Schlage meines Kollegen Guibo mir Gesichter schnitten. Aber damals ärgerte mich sein hämisches Verziehn der Lippen, denn ich fühlte heraus, daß mein Verhältnis zu Mascha die Veranlassung war. Ich warf mir die Frage nicht auf, wie und durch wen er davan Kunde erhalten haben kannte. Ich hatte Erfahrung genug gesammelt, zu wissen, daß den Palizeibeamten vielerlei bekannt wird, was scheinbar in undurchdringliches Geheimnis gehüllt ist. Ich hatte auch schan aufgehört, mich darüber zu wundern, daß Jemeljan Afanasjewitsch so genau davon unterrichtet war, was Guiba trieb.

Nun hätte ich mich über Guibas stillen Hahn umsamehr hinwegsetzen können, als man es ja als etwas ganz natürliches betrachten mußte, daß er als Abgewiesner sich bemühte, dem glücklichern Nachfolger, sa gut er kannte, und da er es nicht besser verstand, durch Fratzen die Meinung beizubringen, er habe freiwillig verzichtet. Sa mag der Fuchs, der die Trauben nicht erreichen kannte, verächtlich und auch drohend die Lippen verziehen und das Gebiß sehen lassen, wenn er einem Kameraden begegnet, der eine zu seinem Bau trägt. Etwas drahendes trug Guiba freilich nicht zur Schau, aber er war auch palierter und zivilisierter als Reineke im Urzustande. Innerlich machte er dieseiben Gefühle hegen. Wenn ich ihm die Ehre antat, mich zu ärgern, sa war das der beste Beweis dafür, daß ich selbst mich nicht ganz sicher fühlte, und daß traß aller Zuneigung, die Mascha mir zeigte, seit der Enthüllung ihrer Ansichten über das Heiraten in meinem Innern hin und wieder Zweifel auftauchten, ab sie mich im entscheidenden Augenblick als den anerkennen werde, mit dem sie Glück und Liebe in ihrem Sinne zu erreichen haffe.

Ich kam an einem Feiertagvarmittag ärgerlicher als je im Stadtteilhause an. Ich hatte Mascha mehrere Tage nicht besucht, weil ich zuviel zu tun gehabt hatte. Heute war ich auf einige Minuten zu ihr gekommen und hatte kein vertrauliches Wort mit ihr wechseln können, da ich eine ganze Schar junger Mädchen bei ihr angetroffen hatte, darunter auch die drei mir schan bekannten Freundinnen. Ich war nicht nur enttäuscht wieder weggegangen, sondern auch entrüstet, denn ich hatte in den Blicken der Freundinnen nur zu deutlich dieseibe spöttische Vertrautheit mit meinem Verliebtsein gelesen, die mir in gröberm Maßstabe aus den Mienen Guibas bekannt war.

Guiba, den ich varfand, schien in der rasigsten Laune zu sein. Er spazierte im Dienstzimmer auf und nieder, wa sich außer ihm kein Beamter aufhielt, wiegte sich geckenhaft und ungeschickt in den Hüften und pfiff aus Leibeskräften. Als Iwan mir den Mantel abgenammen hatte, unterbrach er sein Pfeifen, verzog das Gesicht wieder zu dem mir sa verhaßten Lächeln und bat mir die Hand.

Unserm verehrten Kallegen Gruß und Glückwunsch und meinen aufrichtigen Segen zu allen seinen Unternehmungen, welcher Art sie auch sein mögen, sagte er und betante dabei das Wart allen.

Was wallen Sie mit allen Unternehmungen sagen? fragte ich barsch.

Er kniff die Augen falsch und pfiffig zusammen.

I nun, sagte er, ich meine es wörtlich. Jeder Mensch hat so verschiednes, was er unternimmt, sehr Nötiges und nicht sehr Nötiges, außerordentlich Gutes

und weniger Gutes, Angenehmes und nicht so Angenehmes. Ich fasse alles das zusammen und wünsche, daß Ihnen alles, alles wohl und erfreulich von statten gehe und gelinge.

Ich hoffe, Sie wissen, fuhr ich ihn an, daß ich nur unternehme, was der Dienst verlangt. Bei der Arbeitslast, die jetzt auf der Polizei liegt, bleibt zu andern Unternehmungen keine Zeit, wenn man seine Pflicht nach Möglichkeit erfüllen und sich ihr nicht entziehn will wie ein Schuljunge.

Guibo war boshaft und bissig. Wäre er nicht in außergewöhnlich guter Stimmung gewesen, hätte er mir wohl scharf und grob geantwortet. Ich erwartete, ja ich wünschte es sogar. Freilich schoß aus seinen Augen ein giftiger Strahl auf mich, aber er trat unbeholfen einen Schritt zurück, sah zu dem Krüppel hinüber und deutete mit dem Daumen auf mich.

Iwan, beißt Alexander Andrejewitsch manchmal? fragte er.

Ich kann es nicht wissen, Euer Wohlgeboren, beeilte sich das Stelzbein zu antworten.

Lassen Sie die kindischen Witze, sagte ich, indem ich an ihm vorüber zum Tische ging. Wenn jemand nach mir schnappt, kann ich auch beißen.

Ich schämte mich schon, daß ich so hitzig geworden war.

Während ich in den Papieren auf dem Tische kramte, schlenderte Guibo wieder hin und her. Er machte einen neuen Versuch zu pfeifen, brachte es aber doch nicht übers Herz, die Sache ruhn zu lassen. Der Ärger über meine Schroffheit kam nach. Vielleicht hatte er auch einen andern Grund, sich aussprechen zu wollen.

Alexander Andrejewitsch, redete er mich an, indem er sich ebenfalls an den Tisch setzte, daß Sie Ihre Pflichten nach Möglichkeit und auch über die Möglichkeit hinaus erfüllen, wird jeder Schutzmann bestätigen. Aber daß es Beamte gibt, die sich wie Schuljungen ihrer Pflicht entziehn, müßten Sie doch erst beweisen. Kennen Sie solche Beamte?

Ich hatte den Beschluß gefaßt, es nicht im Ernst zum Zank kommen zu lassen, und die Sache, wenn möglich, ins Scherzhafte zu ziehn. Seine Frage war übrigens so unverschämt, daß sie nur als Scherz betrachtet werden konnte.

Einen kenne ich, sagte ich und lachte ihm gerade ins Gesicht, und seinen Namen dürfte ich wohl von Ihnen erfahren.

Er mußte selbst lachen.

Ja, sagte er, Peter Arkadijewitsch Guibo hat besseres zu tun, als des Aufsehers gehorsamer Sklave zu sein. Aber — der boshafte Zug kam wieder zum Vorschein — derselbe Alexander Andrejewitsch, der unter der Arbeitslast fast erliegt, fängt auch an, in den Fußtapfen Guibos zu wandeln. Wir notieren es mit großem Vergnügen. Wir sind zufrieden.

Peter Arkadijewitsch, wandte ich ein, um über den gefährlichen Punkt wegzukommen, auf den er eben lossteuerte, seien Sie ehrlich. Sie sind nicht imstande, mir vorzuwerfen, daß ich in irgend einer Hinsicht den Dienst vernachlässige. Alles, was mir zu tun obliegt, wird prompt besorgt.

Er gähnte. Dasselbe könnte ich von mir sagen, sagte er, indem er sich zurücklehnte und die Beine ausstreckte. Meine Verkündigungsstraße ist gefegt. Die Schornsteine an besagter Straße sind rein. Mit dem Aufseher stelle ich mich gerade so, wie es mir paßt. Was wollen Sie mehr? Aber Sie stehn mit dem Aufseher nicht mehr so, wie Sie es gern möchten, setzte er schadenfroh hinzu. Es ist schon vorgekommen, daß er nach Ihnen fragte und zur Antwort erhielt, Sie seien in den ersten Stadtteil gegangen. Gesagt hat er nichts dazu, aber daß ich nach seinem Gesicht beurteilen kann, wann er unzufrieden ist, das dürfen Sie mir glauben.

So war es! Ich hatte also nicht ohne Grund gefürchtet, daß Jemeljan Afanasjewitsch schief auf meine Besuche sehe. Oder log der schlechte Mensch, um mich zu erschrecken?

Peter Arkadijewitsch, sprechen Sie die Wahrheit?

Ich spreche die Wahrheit! Ich freue mich, daß es die Wahrheit ist. Der anständige Mensch freut sich immer, wenn ein eigenwilliger Kamerad, und vollends ein so hartnäckiger wie Sie, zu Verstand kommt, die Mucken läßt und zu leben anfängt wie ein Mensch. Nur eine schlechte Gegend haben Sie sich zu Ihrem ersten Debüt ausgesucht. Das ist Ihnen aber ganz recht. Wer den Rat erfahrner Leute verachtet und von vornherein auf eignen Füßen zu stehn denkt, muß Lehrgeld zahlen.

Ich verstehe Sie nicht, sagte ich kurz abweisend und tat, als ob ich mich in ein Papier vertiefte. Es begann wieder in mir zu kochen.

Es wird die Zeit kommen, wo Sie mich verstehn werden, sagte er selbstgefällig, hängte beide Arme zurück über die Stuhllehne und stützte den Hinterkopf auf den obern Rand der Lehne. Sie werden sich dann gebrannt fühlen wie eine Kartoffel in heißer Asche. Aber das schadet nichts. Hinterher werden Sie noch einen ganz guten Kameraden abgeben und begreifen, wie man leben muß, um sich als Menschen betrachten zu dürfen.

Die grenzenlose Frechheit des verdorbnen Gesellen half mir den aufsteigenden Zorn nochmals niederkämpfen. Es war auch gar zu lächerlich. Er, Peter Arkadijewitsch Guibo, betrachtete sich seiner Liederlichkeit und Nichtsnutzigkeit wegen als Menschen, und uns, das heißt, die Leute, die gewissenhaft arbeiteten, als etwas andres, wahrscheinlich als Lastvieh.

Gewiß, es wäre unverantwortlich gewesen, sich einem solchen Subjekt gegenüber dem Unwillen hinzugeben. Er mußte als Unzurechnungsfähiger behandelt werden. Ich sah ihn an. Er verharrte in der fast unmöglichen Lage, die er während seiner letzten Worte eingenommen hatte, und schien sich unvergleichlich klug vorzukommen.

Was mochte er mit Mascha vorgehabt haben, und wie mit ihr auseinander gekommen sein?

Peter Arkadijewitsch, wir wollen nicht Versteckes spielen. Sie deuten auf meine Bekanntschaft mit Marja Iwanowna Sjawinski? Ja?

Er nickte. Hm, sagte er, wobei er hörbar den Hinterkopf an der harten Stuhllehne scheuerte, mit Maschenka Sjawinski.

Er dehnte die Namen höhnisch.

Es zuckte mir in den Fingern, aber ich hielt an mich und beschloß den Zusammenhang von ihm zu erfahren, es koste, was es wolle.

Sie haben ihr einen Heiratsantrag gemacht? fragte ich langsam, indem ich sein Gesicht scharf beobachtete.

Er schnellte den Oberkörper wie eine Feder auf.

Ich! der Sau? rief er entrüstet.

Ich stand schon auf den Beinen und hatte den aus einem Schienenstück bestehenden Papierbeschwerer des Aufsehers in der Hand.

Noch ein beleidigendes Wort, und ich zerschmettere Ihnen den Schädel! sagte ich zitternd vor Grimm.

Er sah mich einige Augenblicke starr an.

Iwan! rief er.

Was belieben Sie? fragte das Stelzbein und trat aus der Fensternische neben der Tür.

Bringe meinen Revolver her! dort! neben dem Paletot!

Wie Sie befehlen, Euer Wohlgeboren, aber das werde ich nicht tun, entgegnete der Alte fest, indem er uns mit vorwurfsvollen Blicken betrachtete.

Nun, dann packe dich zum Teufel, Dummkopf! sagte Guibo und ließ sich wieder an die Stuhllehne zurücksinken.

Ich hatte das Eisenstück aus der Hand getan, wie der Krüppel sich nur zeigte. Ich bemühte mich, das Beben meiner Glieder zu unterdrücken. Ich ging zum Fenster, wo der Wasserfilter stand, und trank. Ich kehrte zurück und setzte mich. Guibo hielt die Augen ausdruckslos auf mich geheftet.

In ihm steckte doch mehr, als ich geglaubt hatte. Furcht kannte er nicht. Wenige hätten sich einem solchen Wutausbruche gegenüber, der noch dazu von einem so gewichtigen Mordstück unterstützt war, wie es ein Schienenende ist, so kaltblütig benommen. Nicht mit der Wimper hatte er gezuckt.

Ich wollte für den Fall, daß wir fortfahren, uns freundschaftlich zu unterhalten, begann Guibo nach einer Pause und verzag spöttisch die Lippen, den Revolver neben mich auf den Tisch legen. Aber der Esel, der Iwan bringt ihn nicht, und ich bin zu faul, ihn zu holen. Da weiß ich denn nicht, ob wir unser Gespräch fortsetzen sollen oder nicht.

Ich erwiderte nichts. Ich war noch immer nicht imstande, ruhig zu sprechen.

Wissen Sie, Alexander Andrejewitsch, sagte Guibo von neuem, Sie müssen sich gewöhnen, mehr an sich zu halten. So ist die Sache zu ungemütlich. Man spricht von diesem, von jenem — Gotti wovon spricht man nicht, wenn man mit einem Kollegen zusammensitzt und gerade nichts Besseres zu tun hat! Und nun gleich Schädel zerschmettern! Ich danke verbindlichst.

Peter Arkadijewitsch, brachte ich mit Anstrengung hervor, es ist nicht einerlei, wie man spricht. Es gibt für alles gewisse Schranken.

Hören Sie, Alexander Andrejewitsch, fragte er, indem er die Brauen in die Höhe zog, mit welchem Rechte denken Sie sich befugt, sich zum Verteidiger der — Maschа Sſawinski aufzuwerfen?

Marja Iwanowna Sſawinski, wenn es beliebt, warf ich drohend ein.

Also Marja Iwanowna! Wie kommen Sie darauf, Marja Iwanowna mit Eisenbahnschienen zu verteidigen? Sind Sie mit ihr verlobt? Sind Sie ihr Bräutigam?

Sie haben kein Recht zu dieser Frage.

So? Habe ich nicht? Aber Sie haben das Recht zu fragen, ob ich ihr einen Heiratsantrag gemacht habe? Jüngling, Jüngling! möchte ich sagen wie der Brandmeister zu Prorwin. Nehmen Sie sich in acht, Jüngling, die Liebe macht Sie blind. Und Blindheit ist eine unvorteilhafte Eigenschaft. Wenn man blind ist, liebt man leicht etwas, was nicht verdient, geliebt zu werden.

Peter Arkadijewitsch, Sie kommen wieder auf das Thema zurück!

Jetzt tragt aber die Heiligen hinaus! rief er zornig. Haben Sie denn nicht angefangen, von Marja Iwanowna zu sprechen? Haben Sie nicht zuerst gefragt? Sie haben doch die ganze Unterhaltung nur deshalb begonnen, um zu erfahren, wie ich zu ihr gestanden habe. Glauben Sie wirklich, ich sei so dumm, das nicht zu begreifen?

Gewiß, in Guibo steckte viel mehr, als ich je geahnt hatte. Was für einen tüchtigen Polizeibeamten hätte dieser langbeinige, schlattrige Geselle mit seiner Unerschrockenheit und seinem schnellen Fassungsvermögen abgeben können, wenn er gewollt hätte!

Ich kann es nicht leugnen, sagte ich aufrichtig, ich möchte gern wissen, was zwischen Ihnen und Marja Iwanowna vorgefallen ist, jedoch nicht anders als unter Wahrung des Anstands.

Da nimm meinen Finger, aber rühre ihn nicht an! sagte Guibo mit höhnischem Lächeln. Gut, ich will Ihnen erzählen. Aber denken Sie nur nicht, daß ich Sie warnen will. So menschenfreundliche Gefühle erwecken Sie nicht in mir. Im Gegenteil, ich werde mich freuen, wenn Sie sich gründlich verbrennen. Ich will Ihnen die Wahrheit mitteilen, damit Sie den Sachverhalt kennen, falls man Ihnen von andrer Seite etwas aufbürden will. Tragen Sie aber erst das Schienenstück auf den Schreibertisch. So lange das Ding neben Ihnen liegt, rede ich keine Silbe.

Ach, lassen Sie die Dummheiten, sagte ich beschämt und schob den Beschwerer weiter weg.

So! Sie hoffen, für sich bürgen zu können! sagte Guibo und lächelte. Gut,

ich will es darauf hin wagen. Ich brauche auch gar nicht viel zu reden. Wenig Worte genügen. Wir wechselten einige Silben auf der Straße. Es war in einem Gedränge, und ich schaffte ihnen Platz, daß sie durch konnten. Die Alte lud mich gleich zum Tee ein. So war die Bekanntschaft fertig. Ich wurde jederzeit freundlich empfangen. Ich kam immer häufiger und zu jeder Tageszeit. Ich fühlte mich bald wie ein Kind des Hauses und wurde auch so behandelt. Mascha — verzeihn Sie, Marja Iwanowna, benahm sich wie eine Schwester, genierte sich gar nicht, zeigte sich im Hausanzuge, ja fast im Nachtanzuge. Nun, und ich! Sehen Sie, hübsch ist die Kanaille — Pardon, die sehr achtungswerte Marja Iwanowna. Ich fing Feuer wie ein Kienspan und loderte zuletzt in lichten Flammen. Auch sie schien zu schmelzen wie Frühlingsschnee. Es fanden sich allerlei Anfachungen, wissen Sie, kleine Zufälligkeiten, unwillkürliches Knieberühren, nicht beabsichtigtes Taillenumfassen und so weiter. Sie gab zu verstehn, daß ihr der Heiratgedanke nicht fern liege. Die Mutter kam gelegentlich auf meine Einnahmen zu sprechen. Sehen Sie, ich habe reiche Verwandtschaft. Jetzt bekomme ich nichts, weil ich — so heißt es — ein liederliches Leben führe. Wenn ich aber heiratete, würde es an Zuschuß nicht fehlen. Kurz, die Mittel genügten, und nun begann der Zwiespalt. Ma — Pardon, Marja Iwanowna wollte mit mir zärtlich tun und mich heiraten. Ich wollte umkommen vor Sehnsucht nach Zärtlichkeit, aber heiraten — nein, das wollte ich durchaus nicht. So zerrten wir uns hin und her, und — ich will aufrichtig sein — ich weiß nicht, was zuletzt doch geschehn wäre, denn hübsch ist sie wie — ein Satan. Gott sei Dank! jetzt kenne ich Leute — er dehnte sich geckenhaft —, die nicht weniger hübsch sind und nicht gleich heiraten wollen. Also ich begann zu merken, daß sie gegen mehrere der Offiziere — es wimmelte im Hause von Offizieren — ebenso zutraulich und zärtlich war wie gegen mich und mit ihnen ebensolche Zufälligkeiten durchmachte. Mit einem Wort, ich begriff, daß sie sich um das Wer? gar nicht kümmerte, sondern nur einen Mann suchte, der sie ernähren könnte. Anbeißen wollte aber niemand, denn jeder sah deutlich, daß sie nach der Hochzeit das Spiel mit jedermann weiter treiben werde, weil sie schon zu sehr daran gewöhnt war. So ging ich denn eines Tages fort, als sie mich geradezu fragte, wann ich Hochzeit mit ihr zu halten gedächte, und — kam nicht wieder. Da haben Sie die ganze Geschichte.

Ich saß auf meine Arme gestützt und atmete schwer. Er malte meine eigne bisherige Bekanntschaft mit den Sswinskis. Nur die Offiziere fehlten bis jetzt, fehlten — weil es im Augenblick keine in der Stadt gab. Und doch log der nichtswürdige Mensch! Ich war überzeugt, daß er log.

Ich kann mich nicht rühmen, setzte er nach einer Weile hinzu, daß ich mit leichtem Herzen wegblieb. Hübsch ist sie, verflucht hübsch, und die zufälligen Umarmungen — bleiben Sie ruhig, ich sage ja, daß es zufällige waren — hatten mein Blut gewaltig zum Sieden gebracht. Aber, Gott sei Dank! der Verstand behielt die Oberhand, denn die ehrenwerte Marja Iwanowna hat keinen Funken von wirklicher Zuneigung. Sie weiß zudem gar nicht, was An — nun, bei ihr ist alles nur Berechnung, schlaue, vor nichts zurückbebende Berechnung. Sie versteht es, wie man Männer toll und zum Heiraten geneigt macht. Wir haben unterdessen bessere, wirklich hingebende, aufopfernde Naturen kennen gelernt.

Er zündete sich zierlich eine Papiros an, blies den Rauch gegen die Zimmerdecke und lächelte selbstgefällig.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Van der Krisis des Christentums. Zwei beachtenswerte Versuche, den Zwiespalt zwischen Glauben und modernem Wissen zu heben, liegen uns heute vor. Das Buch des Magdeburgischen Superintendenten **August Trümpelmann: Die moderne Weltanschauung und das apostalische Glaubensbekenntnis** (Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn, 1901) hat in den theologischen Kreisen eine lebhafte Erregung hervorgerufen und wird vielen nach einem festen Halt suchenden Laien diesen bieten. Trümpelmann berichtigt zunächst einen falschen Sprachgebrauch. Die von christlicher, pantheistischer, materialistischer Weltanschauung sprechen, meinen Welterklärung oder Weltwertung; Weltanschauungen gibts nur zwei: die antike von der Erdscheibe und der darauf gestülpten Himmelsglocke oder von der Erdkugel, die im Mittelpunkt einer Kristallkugel schwebt, und die von Kopernikus begründete moderne. Der christliche Glaube verträgt sich mit beiden Anschauungen; aber die patristische und die scholastische Theologie hatten ihn mit der antiken so unlösbar verflochten, daß er mit dieser in Stücke gegangen wäre, wenn ihn nicht Luther (der übrigens, wie Trümpelmann selbst hervorhebt, das kopernikanische System abgelehnt hat) auf seinen geistigen Kern: die Rechtfertigung durch Christus, zurückgeführt hätte. Die Verschmelzung des Christentums mit der neuen Weltanschauung ist bis heute noch nicht vollzogen. Für solche, die an der Verschmelzung arbeiten wollen, erhebt sich zunächst die Frage: **Welches Christentum** sollen wir in das neue Weltbild einfügen? Die Antwort lautet: Weder das römisch-katholische, noch das evangelische in seiner orthodoxen oder in irgend einer freien Form, noch das Christentum Christi, von dem jetzt so viel gesprochen wird. Dieses nicht, weil wir es vorderhand nicht kennen, obwohl es der sich stetig läuternde christliche Geist in Zukunft wahrscheinlich einmal erkennen wird, denn dieser Geist allein, sofern der Geist des Herrn in ihm mächtig wird, ist Richter über die Schrift und sondert in ihr das Göttliche vom Zufälligen und Menschlichen ab. Unzweifelhaft fest steht nur **ein** Christentum: das des apostolischen Glaubensbekenntnisses, von dem Trümpelmann die zwei anstößigen Artikel: die Jungfrauengeburt und die Höllenfahrt preis gibt, während er die übrigen in einer Weise erklärt, die sich mit der heutigen Weltanschauung verträgt. Er ruft: „In die Gemeinde muß endlich die volle Wahrheit hinein; nur die volle Wahrheit bewahrt sie davor, ein Raub des Unglaubens zu werden. Fort namentlich mit der Inspiration!“ Es müsse auf jeden Versuch verzichtet werden, die unerbaulichen Teile der Bibel zu retten und die Wahrheit zu verhüllen, daß sich ihre Verfasser mit allen ihren Zeitgenossen in so ziemlich allem, was die Natur betrifft, geirrt haben. Einen kurzen Abriß der Metaphysik, der Kosmologie und der Erlösungslehre, die sich der Verfasser mit Hilfe der Entwicklungstheorie gebildet hat, findet man Seite 195 bis 198. Der wichtigste Satz daraus lautet: „Eben darin liegt das Wunder, und eben das ist die Offenbarung der Herrlichkeit Gottes, eine Welt aus sich hervorgehn oder sein zu lassen, deren Daseinswurzeln unlöslich in ihm ruhn, und dennoch der so gebundnen Welt eine solche Bewegungsfreiheit zu geben, daß aus ihr ein Geschöpf erstehn kann, das sich zum Selbstbewußtsein und damit zur Freiheit erhebt: der Mensch.“ Die Sünde erklärt Trümpelmann als Atavismus, als Rückfall in das tierische Triebleben. Wir zweifeln nicht daran, daß solcher Rückfall Sünde ist, leugnen aber, daß sich der Umfang dieses Begriffs mit dem der Sünde deckt. Sünden und Verbrechen, die wir diabolisch nennen, haben gar nichts Tierisches an sich. Wenn ein Intrigant aus Rachsucht oder aus reiner Bosheit einen rechtschaffnen Menschen zu Grunde richtet, so gehören die drei Bestandteile seiner Untat: der feine Plan, das ästhetische Wohlgefallen am Plan und an seiner gelungnen Durchführung und die Freude am Schmerz des Besiegten nicht dem tierischen Triebleben, sondern dem Geistesleben an und setzen sogar einen hohen Grad der geistigen Entwicklung voraus. Die Unmöglichkeit, das Sündenbewußtsein und überhaupt das Gewissen entwicklungs-

theoretisch befriedigend zu erklären, macht es zweifelhaft, ob der von Trümpelmann eingeschlagne Weg einer mit dem Christentum vereinbaren modernen Welterklärung zum Ziele führt. Damit wollen wir aber die vielen nicht abschrecken, die wahrscheinlich, wenn sie das schöne Buch lesen, von der darin gebotnen Lösung der schwierigen Aufgabe befriedigt sein werden. Was der Darstellung Wärme, Lebendigkeit und Überzeugungskraft verleiht, ist der Umstand, daß sich der Verfasser seine Ansichten nicht ausschließlich in der Studierstube, sondern weit mehr im Verkehr mit den Gemeinden und in einer langjährigen, vielseitigen Seelsorgetätigkeit gebildet hat.

Ihm geistesverwandt ist Dr. Gideon Spicker, Professor der Philosophie an der Königlichen Akademie zu Münster. In dem Buche: Versuch eines neuen Gottesbegriffs (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag, 1902) führt er den Beweis, daß die Materie ewig und eine Eigenschaft, oder Erscheinungsform oder der Leib Gottes sei. Wenn wir sein philosophisches System richtig verstehn, ist es im Grunde genommen die Leibnizische Monadologie, die er sonderbarerweise heftig bekämpft. Ganz so wie Trümpelmann will er, daß das Christentum die Eierschale der biblischen Mythologie abstoße, in der es sich entwickelt hat. Sehr gut hat uns die Abrechnung mit den modernen Catanen gefallen, die den Unsterblichkeitsglauben als egoistisch verwerfen, die das Gute nur um seiner selbst willen üben und jeden himmlischen und irdischen Lohn dafür verschmähn (wenn sie Theaterdichter sind, sogar die Tantiemen; ohne Zweifel schenken sie diese heimlich weg), und denen es, wenn sie nicht jede Wonne verabscheuten, Wonne bereiten würde, sich von einem Krokodil oder Haifisch fressen und sich so ins geliebte All auflösen zu lassen. Wir heben aus Spickers Beweisen für das Dasein des persönlichen Gottes und für die persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode drei Stellen hervor. Seite 280 gelangt er zu dem Schluß, „daß der nationale Selbsterhaltungstrieb die wahre, ursprüngliche und tiefste Quelle war, aus der die Idee der absoluten Vollkommenheit hervorging. Kein Zweifel, daß viele sich gegen die Behauptung sträuben werden, der idealste Sinn sei der Ausfluß eines egoistischen Motivs. Allein wir dürfen nur fragen: Was würdet ihr euch aus euerm Gott machen [die Herren, die es am meisten angeht, haben ja gar keinen Gott], wenn er sich gar nicht um euch kümmerte, und ihr weder hier noch dort das geringste von ihm zu erwarten hättet? Nur weil ihr glaubt, die Existenz samt allen Bedingungen, die zum Leben erforderlich sind, ihm verdanken zu müssen, wird er mit Recht von euch verehrt, geliebt, angebetet." Seite 310: „Der Schluß aus der Idee des Guten sowohl von seiten Gottes als auch des Menschen scheint einer der wichtigsten, wo nicht der einzige stichhaltige Grund für die Annahme der Unsterblichkeit zu sein. Gott kann nichts andres wollen als das Gute; dies ist jedoch nur denkbar auf Grund der Möglichkeit des Bösen; somit sind nur moralische Wesen, d. h. Wesen, die das Vermögen haben, sich nach der einen oder der andern Richtung hin frei zu entscheiden, fähig, das sittlich Gute hervorzubringen. In der Verwirklichung des Ideals besteht ihre Bestimmung und zugleich ihre Glückseligkeit; sie wird aber in diesem Leben nie erreicht; folglich muß es noch ein andres geben, in dem unser Wille mit dem göttlichen zugleich erfüllt wird." Seite 333 ff. endlich weist er die Behauptung, der Glaube an eine jenseitige Vergeltung verunreinige die Tugend durch selbstsüchtige Beweggründe, als eine Absurdität zurück und sagt unter anderm: „Wir brauchen nur zu fragen, was das Gute an sich, die selbstlose Tugend, noch für einen Zweck hätte, wenn es keinen Gott und keine Unsterblichkeit gäbe." Aus der Auseinandersetzung mit der Orthodoxie führen wir nur folgendes an: „Wir sind durchaus nicht berechtigt, dem Christentum einen Vorwurf daraus zu machen, daß seine Dogmatik so sehr mit mythischen und mystischen Vorstellungen durchsetzt und erfüllt ist. Die antike Mythologie war gleichsam der Mutterschoß, in dem sich die neue Weltreligion gebildet hat, und die Tochter braucht sich der Züge ihrer schönern Mutter durchaus nicht zu schämen. Mit zunehmendem Alter werden aber bekanntlich die Töchter nicht schöner; treten dann allgemach die weniger schönen Eigenschaften immer deutlicher

hervor, dann bekammt das Gesicht einen harten, abstoßenden Ausdruck, der es mitunter bis zur Karikatur entstellt. Die weise Vorsehung hat jedoch dafür gesorgt, daß neben dem absterbenden Alter zugleich eine aufblühende Jugend heranwächst, die in neuer Form das Alte fortsetzt. Aber die grämliche Alte sitzt noch immer gewohnheitsmäßig in ihrem wurmstichigen Lehnstuhl und kann sich in der neuen Umgebung nicht zurechtfinden. Herrschsüchtig, wie sie immer war, möchte sie alles nach ihrem Kopfe lenken, obgleich ihr sowohl die Einsicht als auch die Kraft, zu herrschen, immer mehr abhanden kammt. Was wir dem Christentum ernstlich zum Vorwurf machen müssen, ist nicht der poetisch-religiöse Ursprung, sondern das gewaltsame Erhaltenwollen des mythologischen Bestandteils." Ja, wenn nur die Töchter der Tochter, also die Enkelkinder der antiken Mythologie, erst fertig wären! Vorläufig sind all die unzähligen modernen Religionen und Philosophenbünde noch im embryonenhaften Zustand, und Embryonen sind weder schön noch regierungsfähig. Man kann es also der Alten nicht verargen, wenn sie auf dem Throne sitzen bleibt, bis eine der Töchter geboren und herangewachsen sein wird. Lebendig läßt sich doch niemand gern begraben, und die Alte lebt noch in Millionen Seelen.

Etwas von Houston Stewart Chamberlain. Vor einiger Zeit bekam ich einen Brief zu lesen, den ein Gelehrter an einen seiner Freunde geschrieben hatte. Der Gelehrte lehnte es ab, sich mit einer Zeitschrift zu befassen, auf die der Freund seine Aufmerksamkeit zu lenken versuchte; er lese grundsätzlich weder Zeitschriften noch Zeitungen, nicht einmal die Zeitschriften seines Fachs; eine erhalte er umsonst zugeschickt, aber er staple die Hefte, ohne hineinzusehen, in der Rumpelkammer auf. Wenn es alle Gelehrten so machten, dann würde aus der Gelehrtenrepublik ein Zellengefängnis: die Arbeiten jedes einzelnen wären für die übrigen, die Arbeiten aller wären für das Volk nicht vorhanden; dazu müßte die Tätigkeit der isoliert Arbeitenden immer unfruchtbarer werden, weil jedem das meiste und das beste von dem, was seine Fachgenossen schaffen, unbekannt bliebe, denn kein Gelehrter kann heute mehr alle gelehrten Werke seines Fachs lesen, oder auch nur alle Werke des Zweiges seines Faches, der seine Spezialität ist, und orientieren ihn nicht Zeitschriften einigermaßen, so hängt die Auswahl dessen, was er liest, ganz vom Zufall ab. Aus diesem Grunde, und damit sich nicht die geistige Einheit der Nation in eine Vielheit unzusammenhängender Gedankenkreise und Bestrebungen auflöse, sind nicht allein Zeitungen und Zeitschriften nötig, sondern auch Dilettanten; d. h. Männer, die darauf verzichten, Fachgelehrte zu werden, und sich dafür aus allen Gebieten des Wissens so viel Kenntnisse aneignen, daß sie imstande sind, in der eignen Seele die Forschungsergebnisse der verschiednen Gebiete zur lebendigen organischen Einheit zu verschmelzen, und indem sie die Fühlung zwischen den verschiednen Gelehrtenkreisen nicht abreißen lassen, die Möglichkeit einer solchen Einheit auch ihrer Nation zu erhalten. Das ist der erste der vier Gedanken, die der Verfasser der Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts im Vorwort zur vierten Auflage dieses Werkes begründet, das er unter dem Titel: Dilettantismus, Rasse, Monotheismus, Rom bei F. Bruckmann in München (1903) als besondre Schrift herausgegeben hat.

Der zweite ist sein Rassenbegriff, den er den Mißverständnissen und den Mißdeutungen der Rezensenten gegenüber noch einmal entwickelt. Und hier nun habe ich dem Verfasser etwas abzubitten. In einer Anzeige des vierten Bandes von Gobineaus Rassenwerk in der Wiener Zeit habe ich Chamberlain zu den Apasteln Gabineaus gerechnet. Chamberlain hat aber wiederholt sehr entschieden gegen die Verwechslung seiner Rassenthearie mit der des phantasievollen Franzosen protestiert. Nicht Gobineau sondern Darwin sei sein Lehrmeister, und zwar nicht der Darwin der Darwinianer, die phantastische Stammbäume des Menschengeschlechts entwerfen, sondern der Darwin, der in den Pferdestall geht, um die Ergebnisse der Züchtung zu studieren. Er weise die unbeantwortbare Frage nach den Ursprüngen ausdrücklich

ab, ermittle nur die Eigenschaften der Rassen, die wir vor Augen haben, und untersuche, auf welche Weise gute Rassen rein erhalten und vor Verschlechterung bewahrt werden können. Im Jahrgang 1899 der Grenzboten habe ich (Seite 192 des dritten Bandes) geschrieben: „In diesem Kapitel liefert der Verfasser eine ausgezeichnete, der Gobineauschen schroff entgegengesetzte Theorie der Rassenbildung, die wir als die Vollendung unsrer eignen begrüßen." Das hatte ich, in der Zwischenzeit mit vielen andern Dingen beschäftigt, vergessen, als ich Schemanns Gobineau in der Zeit anzeigte; außer interessanten Einzelheiten war mir nur der Umstand im Gedächtnis geblieben, daß auch bei Chamberlain Rassencharaktere die stärksten Träger und Beweger der Weltgeschichte sind. In einem andern Punkte — um das bei dieser Gelegenheit ins reine zu bringen — glaube ich gegen Chamberlain Recht zu haben. Im Vorwort zur dritten Auflage seines Werkes schreibt er Seite 30: „Da meine Behauptungen in Bezug auf Pânini und die indische Philologie von ignoranten Rezensenten (siehe z. B. die Grenzboten, 1900, Nr. 14, S. 23) in Frage gestellt worden sind, gebe ich noch zwei Zitate." Auch zweihundert Zitate würden die Wahrheit dessen nicht umstoßen, was ich über die Behauptung Chamberlains, daß Pâninis Grammatik „bekanntlich" die größte philologische Leistung der Menschheit sei, gesagt habe, nämlich: „Ohne auch nur eine Spur von Scham zu empfinden, bekennen wir, daß wir, ehe wir diesen Satz gelesen hatten, nicht einmal den Namen dieser Grammatik gewußt haben. Aber selbst wenn wir Bensey gelesen hätten, auf dessen Urteil dieses »bekanntlich« beruht, würden wir immer noch nicht wissen, ob Pâninis Grammatik wirklich die größte philologische Leistung der Menschheit ist, sondern nur, daß sie Bensey dafür hält; denn so wenig wir von den asiatischen Sprachen und der Sprachwissenschaft im allgemeinen verstehn mögen, so viel wenigstens wissen wir, daß in allen Wissenschaften, die sich der Kontrolle durch das Publikum entziehn, der Fachmann von morgen umstößt, was der Fachmann von heute als unbezweifelbares Ergebnis der Forschung verkündigt." Eine hübsche Bestätigung des im letzten Satze Ausgesprochnen liefert Chamberlain selbst in einer höchst interessanten Auseinandersetzung mit Friedrich Delitzsch. Dieser hat in „Babel und Bibel" die Babylonier zu Urhebern der mosaischen Legenden gemacht. Chamberlain, der von der Unfähigkeit aller Semiten, philosophisch zu denken, überzeugt ist, kritisiert die Darstellung des Assyriologen im einzelnen, verwirft namentlich seine Erklärung des Wortes El und macht im allgemeinen geltend, daß ja die von Delitzsch so hoch gerühmte babylonisch-assyrische Kultur gar nicht babylonischen, d. h. semitischen Ursprungs, sondern der verdorbene Rest einer nicht semitischen, der verschollenen sumerischen gewesen sei. Er führt die Warnung Goethes vor „den jüdischen Pfiffen" Moses Mendelssohns an: „O du armer Christe, wie schlimm wird dir es ergehn, wenn er (der Jude) deine schnurrenden Flüglein nach und nach umsponnen haben wird," und sieht in dem Versuche, nach Preisgebung der jüdischen Offenbarung das Verdienst der Urheberschaft einer würdigen Gottesidee einem andern semitischen Volke zuzueignen, ein solches Umspinnen der sich regenden Flüglein des deutschen Geistes.

Das dritte, was Chamberlain in seiner Schrift erklärt, ist seine Unterscheidung zwischen dem arischen „Monotheismus aus Reichtum des Gemüts" und dem alttestamentlich-jüdischen „Monotheismus aus Armut des Gemüts." Die Darlegung und die Kritik dieser Unterscheidung würden sehr viel Raum erfordern. Das vierte endlich ist seine Thesis, daß man den Katholizismus als daseinsberechtigt und als eine Kulturmacht anerkennen, Rom aber bekämpfen müsse. Gleich den Altkatholiken und manchen Protestanten schließe ich mich dieser Ansicht an — mit zwei Vorbehalten. Bekämpft werden muß das Streben Roms, den deutschen Katholiken immer wieder angeblich zum Wesen des Katholizismus gehörende Vorstellungen, Gebräuche und Einrichtungen aufzudrängen, die aus dem romanischen Volkscharakter hervorgegangen oder im hierarchischen Interesse ausgebildet worden sind. Dagegen wäre es töricht, die deutschen Katholiken von Rom losreißen zu wollen, denn der Primat des römischen Bischofs reicht tatsächlich beinah bis auf das apostolische Zeit-

olter zurück, ist also tiefer und fester gewurzelt als irgend eine andre historische Macht, und die einheitliche Verfassung der Kirche bleibt ein Gut, das zwar die Protestanten, nachdem sie darauf verzichtet haben, nicht wiedergewinnen können, dessen Preisgebung aber man denen, die sich seiner noch erfreuen, nicht zumuten kann. Nicht weniger töricht ist es freilich, wenn protestantische und paritätische Staaten durch unnötige Zugeständnisse die Macht des Papstes erhöhen. Die richtige Politik ist kühle, aufmerksam beobachtende Zurückhaltung, die sich gleich weit entfernt hält von Einmischungs-, Reglementierungs- und Unterdrückungssucht, wie von zudringlicher Liebenswürdigkeit und Dienstbeflissenheit gegen die Hierarchen und von dem Bestreben, deren Freundschaft für politische Zwecke auszunutzen.

Der zweite Vorbehalt betrifft die Orden. Chamberlain sieht in ihnen, gleich vielen Protestanten, nur Werkzeuge Roms zur Lähmung der größtenteils national und patriotisch gesinnten Pfarrgeistlichkeit. Das sind sie zum Teil. Aber so weit darf trotzdem der Staat nicht gehn, daß er alle Orden ausrottet oder verbietet. Denn die Gottwohlgefälligkeit des Klosterlebens ist katholischer Glaubenssatz, der unwiderstehliche Drang zu solchem Leben in vielen katholischen Seelen unzweifelhaft vorhanden, ein unbeschränktes Verbot der Orden also ein Eingriff ins Gewissen; noch dazu beweisen die evangelischen Diakonen und Diakonissen die soziale Unentbehrlichkeit der Orden. Der Staat hat meines Erachtens nur folgende Pflichten: 1. Orden nicht zu dulden, die keine gemeinnützige Tätigkeit üben. 2. Der Zahl der Niederlassungen und der Ordensmitglieder sowie dem Wachstum des Ordensvermögens Grenzen zu setzen. 3. Die Leitung von Schulen durch Ordensmitglieder entweder überhaupt nicht oder nur in engen Grenzen und unter strenger Aufsicht zu dulden. 4. Orden auszuweisen, die sich in die Politik mischen oder sonst Unordnung stiften, z. B. die Bigotterie fördern durch Veranstaltung von Wallfahrten nach sogenannten Gnadenorten und durch ein Übermaß von Andachtsübungen. Wenn in Österreich die Knaben der Mittelschulen zu sogenannten geistlichen Übungen kommandiert oder auch nur angehalten werden, so ist das sträfliche Nachgiebigkeit der Regierung gegen den mit seiner mönchischen Bigotterie die Jugenderziehung verderbenden Klerikalismus. Die berechtigte Reaktion gegen diesen schießt dann wieder übers Ziel hinaus und verhilft den entschieden kirchenfeindlichen Elementen zur vorübergehenden Herrschaft, sodaß das Volk aus dem unerfreulichen Schwanken zwischen gleich ungesunden Extremen nicht herauskommt. C. J.

Ein katholischer Priester über weibliche Erziehung. Monseigneur Dodolle schreibt in den Annales de Sainte Solange eine Reihe von Studien über den Feminismus, in denen er sein Verlangen nach einer gleich selbständigen Erziehung von Mann und Weib mit folgender schönen und tiefgedachten Anrede an das weibliche Geschlecht begründet: „Gott hat euch eine Seele gegeben: erst die Erziehung setzt euch in ihren Besitz, vorausgesetzt, daß die Erziehung weit genug geführt wird, die schöne Definition von Kant zur Wirklichkeit zu machen, wonach Erziehung die Entwicklung all der Vollkommenheit in jedem Individuum ist, deren dieses fähig ist. Die Kirche hat diese Formulierung gern acceptiert; denn die Vollkommenheit, von der hier die Rede ist, ist die in einer Seele zur Wirklichkeit gewordne göttliche Idee und die in dem Seelenleben real gewordnen Fähigkeiten der Seele. Vollkommenheit heißt für ein menschliches Wesen die volle und harmonische Entwicklung von all dem, was den Reichtum, die Kraft und die Schönheit seiner Natur ausmacht. Die Erziehung, die zur Vollkommenheit führt, ist somit eine Fortsetzung des Schöpfungsaktes. Wenn die Kirche ein Kind in der Schwachheit der Wiege aufnimmt, wo seine Seele noch im embryonischen Zustand ist, hat sie die Absicht, aus dieser Seele alles, was Gott in sie gepflanzt hat — und das ist nur Schönes —, herauszuholen. Ja das, was Gott gerade so gut in die Seele des Weibes wie in die des Mannes gelegt hat, das sind Fähigkeiten, die nicht nur in dem Stadium der Möglichkeit — Madame Necker hat es »ein versiegeltes Buch« bezeichnet — verharren sollen. Öffnet das Buch! Auf jeder Seite

steht der Name Gottes; Gott hat diese Eigenschaften gegeben, damit wir das Schöne, Wahre und Gute, deren Quelle er ist, und die zu ihm führen, erfassen. Ihr müßt von diesen großen Dingen, die als Eigenschaften in euch schlummern, Besitz ergreifen; ihr müßt die Eigenschaften aufgreifen, die eure Seele bilden. Erst wenn sie ihre eignen Kräfte entwickelt hat, wird eure göttliche Seele mit vollem Bewußtsein »Ich« sagen können.“ Und Monseigneur Dadolle verlangt bei der Erziehung der Mädchen zuerst die Entwicklung dieser Eigenschaften, weil die Mädchen Créatures raisonnables et responsables seien, und dann erst ihre Erziehung für die Mission des Weibes als Gattin und Mutter. — In der Anerkennung der Prinzipien sind wir mit dem französischen Prälaten vollständig einig; aber mit dem Wege, den er als allein richtigen eingeschlagen haben will, die Entwicklung durch den Unterricht in der katholischen Philosophie in den Mädchenschulen herbeizuführen, ist uns nicht gedient. Was bei dem männlichen Geschlechte versucht wird, um die kantische höchste Entwicklung zur Vollkommenheit herbeizuführen, sollte bei dem weiblichen Geschlecht in ähnlicher Weise angewandt werden. M.

Frei zum Dienst!*) Die Geschichte eines jungen Mädchens von starkem Geist Glauben und Charakter, das trotz eines Herzens voll kindlicher Liebe aus dem mutterlosen Vaterhaus im Kampfe scheidet, um sich im Diakonissenberuf ein tätiges Leben zu schaffen. Man fühlt es an einer Menge von Einzelzügen, die nur erlebt sein können, und an der lebenswarmen Stimmung, in der die Erinnerung an eigne Kämpfe stark nachbebt, daß in diesem Buche nicht von außen her berichtet wird. Die Tragik eines jungen Lebens, das rein und edel aus unedler oder gleichgültiger Umgebung herauswächst, von der es sich nicht ganz losmachen kann und darf, ergreift und erschüttert uns umsomehr, als wir den Irrtum miterleben, worin das Mädchen an der Meinung hinstreift, die Familienbande, „die die Gelenke blutig scheuern,“ hielten die Menschen nur in ihrer Entwicklung zurück, nagelten sie unter lauter Kleinigkeiten und Engheiten fest. Ihr trotz alledem richtig fühlendes Herz erkennt mit der genialen Schärfe des Blicks, die dem aufrichtigen Menschenkind zu eigen ist: „Wir sind eben keine rechte Familie;“ und während sie einen Bruder in die Verbrecherlaufbahn hinabgleiten und jäh zerschellen sieht, kehrt sie zeitig genug zum Vater zurück, daß sie seine letzten Lebenswochen mit der hingebenden Pflege verschönen kann, die sie bis dahin den Kranken im Hospital gewidmet hatte. Und nun erst stellt sie sich in andrer Weise ganz frei in den Dienst der leidenden Menschheit, indem sie sich zur Ärztin ausbildet, eine der ersten, die in deutschen Landen dieses Wagnis unternahmen. Zugleich hat sich eine Jugendliebe, die früh durch eine elementare Kraft zerrissen worden war, zur Freundschaft geläutert. Wir sehen am Schluß in ein Leben, worin sich die Heldin frei zum Dienst stellt und allem Anschein nach ihr Glück findet, weil sie dienen darf, ohne daß ihr der Dienst von außen her auferlegt und in allen kleinsten Einzelheiten bestimmt worden wäre. Dieses starke Mädchen beugt sich willig ihrer hohen Aufgabe, die, wie der Geistliche ihr beim Eintritt sagte, Dienst und abermals Dienst und immerfort Dienst ist, und zwar bedingungslos und peinlich gehorchender Dienst, aber sie kann sich nicht damit abfinden, daß es nur ein Dienstverhältnis und kein andres in dem Kreise der Schwestern gibt. Sie fühlt Kräfte in sich, die in den Arbeiten, die man ihr überträgt, nicht zur Anwendung kommen; sie fühlt sich den meisten andern Schwestern überlegen, nicht bloß an Bildung, sondern auch an Einsicht in das, was in der Krankenpflege nötig ist, und gerade daraus entwickelt sich ihr Konflikt. Die in Diakonissenkreisen gebräuchliche Rede: eine Schwester soll ein Drittel Arzt, ein Drittel Pfarrer, ein Drittel Magd sein, findet auf sie in einem unerwarteten Sinn Anwendung. Auch machen auf sie die weiblichen Kranken einen tiefen Eindruck, die zu spät ärztliche Hilfe suchen, weil ihr Schamgefühl sie verhinderte, sich einem Mann anzuvertrauen; eine Fremde, die als Ärztin ausgebildet, ihre letzte Schulung in der Krankenpflege

*) Eine Diakonissengeschichte von Luise Algenstädt (L. Annshage). Leipzig, Kommissionsverlag von Ernst Bredt, 1903. III.—IV. Auflage.

neben Gabriele empfängt, weist ihr unbewußt den Weg in den neuen Tätigkeitskreis der freien medizinischen Praxis. Wenn man sich aber frägt, ob die Diakonissen-Probeschwester auch dann ihren selbstgewählten Beruf verlassen hätte, wenn sie Ärztin und Diakonissin zugleich hätte sein können, wird die Antwort „Nein" lauten müssen. Gabrielens Widerspruch gegen die Einrichtungen des Mutterhauses wird hauptsächlich durch ihre Befürchtung rege erhalten und immer mehr gesteigert, daß die Erziehung der Diakonissen auf die Vernichtung der Persönlichkeit, statt auf ihre Heiligung und Entwicklung ziele. Dürfen sich aber die Menschen Gottes Pädagogik anmaßen? Den äußern Anlaß zum Ausscheiden gibt Gabrielens lauter Widerspruch gegen den Riß, den sie zwischen den Entsagungslehren des Diakonissenpfarrers und seiner weltlichen Lebensführung klaffen sieht. Mit dem Bibelwort „Wehe euch Schriftgelehrten! Denn ihr beladet die Menschen mit unerträglichen Lasten, und ihr rührt sie nicht mit einem Finger an" tritt sie ihm entgegen und — tritt aus.

Die meisten Leser und Leserinnen werden in diesem fesselnden Buch eine Tendenzschrift gegen das Klösterliche der Diakonissenhäuser sehen; das ist ja schon in manchen Besprechungen laut geworden. Viele billigen auch sicherlich die Handlungsweise der jungen Probeschwester. Wir möchten uns aber nicht ohne weiteres auf ihre Seite stellen, denn sie ist Partei und vertritt nur eine Art oder Richtung des Diakonissenwesens.

Gabrielen fehlt die mystische Anlage, und da sie aus einem ganz weltlichen Hause stammt, auch die religiöse Erziehung, die schon die junge Seele befähigt, so hoch zu fliegen, daß sie das Leben nur noch in seinen großen Zügen und Zielen sieht. Sie ist bei aller Gläubigkeit eine praktische weltliche Natur. Sie will „ein schönes, freies Menschentum" festhalten; das ist im Grunde doch nur die bekannte Forderung des Sichauslebens, wenn auch in edler Gesinnung. Aber gerade die schönste Partie dieser Erzählung, nämlich die Schilderung ihres Lebens und Wirkens im Mutterhaus und im Krankenhaus, zeigt klar, daß auch nicht die tiefste Menschenliebe dazu hinreicht, alles das zu leisten, was die ernste Pflege der Kranken, die ja nicht bloß leiblich sein kann, fordert. Der ganze Mensch muß da in jedem Augenblick eingesetzt werden, das ganze Wollen muß nur noch den schwersten Pflichten gehören, die demütige Hingebung muß unbedingt sein. Dazu passen aber nur Seelen, die mit Entschlossenheit alle Forderungen an das Weltleben hinter sich geworfen haben. Gabriele tritt nach einer Krisis des äußern Lebens in das Mutterhaus; die Krisis des innern Lebens, die einen neuen, rücksichtslos opferbereiten Menschen schafft, dem Not und Tod das gewisseste in der Welt sind, hat sie nicht erlebt. Sie gehört innerlich beständig der Welt an, ihre anderthalb Jahre Diakonissenleben bleiben im Grunde auch nur ein äußeres Erlebnis; sie geht nur hindurch. Darum können wir uns auch an den Schilderungen des Diakonissenlebens nicht so rückhaltlos freuen, denn es ist in ihnen ein Zug weltlicher Kritik, die gar zu oft an Einzelheiten, Kleinigkeiten haftet, wenn sie auch wieder manchen großen Zug fromm und freudig anerkennt.

Es wäre wohl auch mancherlei gegen die Komposition der Erzählung zu sagen, besonders wegen der allzu großen Deutlichkeit der Fäden, an denen die Menschen, die da auftreten, auseinander und zusammengeführt werden. Wir ziehen es aber vor, einem so ernsthaften Buche, mehr Bekenntnis als Buch, gegenüber keine Kritik technischer Mängel zu versuchen, sondern jedem Leser und besonders jeder Leserin der Grenzboten zu empfehlen, es selbst zur Hand zu nehmen. Es ist ein Buch, das fesselt und vertieft. Es führt uns an einen Strom von religiösem Empfinden, der, vielen unbewußt, mitten durch unser Leben wallt und rechts und links befruchtet; es lohnt sich, auch nur die Hände darin genetzt, ja, es lohnt sich, ihn leuchten gesehen zu haben. †*

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. With. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Nationalität und Kultur

Von Otto Kaemmel

Als Napoleon der Dritte das Nationalitätsprinzip proklamierte, den Grundsatz, daß jede Nation das Recht auf eigne politische Existenz habe, daß also zerspaltene Völker sich einigen, von Fremden unterjochte Völker sich befreien müßten, da erfand er nichts Neues, sondern er gab nur dem, was längst in den Völkern Europas bewußt oder unbewußt lebte, einen scharfen, knappen Ausdruck und zog sich selbst die Richtschnur seiner auswärtigen Politik, im Widerspruch freilich mit der Selbstgefälligkeit und Eitelkeit, ja mit der ganzen Tradition des von ihm beherrschten Volks. So hat er der Einheit Italiens nur die Bahn gebrochen, sie aber nicht geschaffen, und als er der aufsteigenden deutschen Einheit in den Weg treten mußte, ging er zu Grunde. Im Zeichen der Nationalitätsidee steht seitdem alle Welt. In diesem Zeichen haben die Völker der Balkanhalbinsel das türkische Joch abgeworfen, unter diesem Banner fechten die Polen, wenn sie der deutschen Kultur widerstreben und noch immer singen: „Noch ist Polen nicht verloren," die Tschechen, wenn sie in Böhmen ihrer Sprache die Gleichberechtigung mit dem Deutschen erringen wollen, die Italiener Südtirols, wenn sie nach der „Autonomie" dieses Landesteils streben, die tapfern Sachsen in Siebenbürgen, wenn sie der Magyarisierung widerstehn. Aber die Fahne der Nationalität muß auch Bestrebungen decken, die andern Völkern ihre Nationalität verkümmern wollen, um die eigne zur Alleinherrschaft zu bringen: die magyarische Politik, die allen Völkern in den weiten Ländern der Stephanskrone die isolierte Sprache dieses finnisch-ugrischen Stammes aufzwingen möchte, wie die russische, die Deutsche, Polen, Finnländer zu Gliedern der „großen russischen Familie" zu machen strebt. National nennt sich schließlich eine Richtung, die alle fremden Bildungselemente möglichst ausstoßen möchte. Wird auch hier das tiefsinnige Wort des Goethischen Faust wahr:

Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage,
Weh dir, daß du ein Enkel bist!

Ein seltsamer Widerspruch in der Tat in unsrer an Widersprüchen so reichen Zeit! Auf der einen Seite diese Absonderungsbestrebungen, die die Schranken zwischen den Völkern immer höher auftürmen möchten, auf der andern der wachsende Verkehr, der keine Entfernungen und keine Grenzen mehr kennt, der uns in einer Nacht durch das ganze Gebiet einer selbstbewußten Völkerschaft trägt, ohne daß wir es merken, der auch die geistigen Erzeugnisse aller Nationen zum Gemeingut ihrer Gebildeten macht. Hier das allgemeine Bedürfnis nach Frieden, der von den meisten als der Güter höchstes gepriesen wird, und ein Friedenszustand von solcher Dauer, wie ihn die Welt noch niemals erlebt hat, dort die ungeheuern Heere und Flotten der Gegenwart, die doch diesen Frieden sichern sollen und ihn in der Tat erhalten, weil jeder, auch der mächtigste Staat den riesigen Einsatz bei einem Kriege scheut. Nationalität und Kultur widerstreiten nicht selten einander; was jener förderlich erscheint, das ist dieser oft feindlich; was die Kultur fordert, das stößt häufig auf den Widerstand nationaler Interessen. Wie ist solcher Widerspruch zu lösen? Wie weit reicht das Recht der einen und der andern Seite? Wo fängt das Unrecht an? Oder liegt etwa das Recht ganz auf der einen, das Unrecht ganz auf der andern Seite?

So viel kann jeder aus der Geschichte gelernt haben, daß der Begriff der Nationalität sehr jung, sehr modern ist, ein Begriff, der sich aus der Bedeutung des Wurzelworts, einer durch die gemeinsame Abkunft verbundnen großen Menschengemeinschaft, nicht ohne weiteres entwickeln läßt. Diese gemeinsame Abkunft und die daraus folgende Gemeinschaft der Sprache und Sitte machen allerdings die Grundlage einer Nation im modernen Sinne aus, aber sie erschöpfen keineswegs den Begriff. Hinzu kommen muß die Gemeinsamkeit der historischen Erinnerungen und der sittlichen Grundanschauungen, endlich das sich daraus ergebende Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, der Verschiedenheit von andern Nationen und der gemeinsamen Ziele. Also ist die Nation im modernen Sinne weder eine rein natürliche, noch vollends eine künstliche, sondern eine historische Bildung; sie kann deshalb nur unter mannigfachen Schwierigkeiten, in langer Zeit und unter bestimmten Voraussetzungen zustande kommen, und sie ist erst dann ganz vollendet, wenn sie auch einen nationalen Staat, der Seele den Leib geschaffen hat; sie ist demnach selbst ein Kulturerzeugnis.

Nationen in diesem Sinne sind erst in der neuern Zeit entstanden, und im Grunde fast nur in Europa. In England, Frankreich, Spanien hat erst der nationale Staat, der die verwandten Stämme zusammenfaßte, und indem er sie auf gemeinsame Ziele hinwies, ihnen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit anerzog, die Nation geschaffen; in Deutschland und Italien erwuchs umgekehrt der nationale Staat aus diesem Bewußtsein, das er nun wieder vertiefen und erweitern muß. Im ganzen Orient gibt es nationale Staaten noch heute nur im äußersten Osten, in China und Japan; sonst sind dort nicht nur Völker sondern auch Rassen meist so in- und übereinander geschoben, daß die Anwendung des Nationalitätsprinzips nicht staatenbildend sondern

ſtaatenauflöſend wirken würde, daß dort Staaten nur möglich ſind in der Form der Unterwerfung der Maſſen unter eine herrſchende ihnen ſtammfremde Schicht, die aber darauf verzichtet, ſich die andersſprachigen Stämme innerlich zu aſſimilieren, ſie alſo in ihrer Eigentümlichkeit nicht ſtört. So herrſchen die Türken, die Ruſſen, die Engländer, die Franzoſen in Aſien, ſo haben dort einſt die Perſer, die Araber, die Mongolen geherrſcht, wie auf der andern Halbkugel die Spanier und Portugieſen, ſo müſſen auch wir Deutſche heute in Afrika und in der Südſee herrſchen. Dort wirkt zuſammenſchließend und hat von jeher dort ſo gewirkt nicht der Staat, ſondern der religiöſe Glaube, eine kirchliche Organiſation, die freilich auch Stammesverwandte innerlich voneinander ſcheiden kann. Der Islam iſt immer national völlig indifferent geweſen; wer zu ihm übertritt, der wird für die Türken noch heute gerade ſo gut Genoſſe der Herrſchaft, wie er es für die Araber wurde, und trennt ſich von ſeinen Volksgenoſſen. Mohammedaniſche und chriſtliche, orthodoxe und katholiſche Albaneſen ſtehn trotz der gemeinſamen Sprache und Abkunft einander wie fremde Völker gegenüber, und die Türken, denen Öſterreich Bosnien entriß, waren keine Türken, ſondern der zum Islam übergetretne ſerbiſche Adel des Landes. Ebenſo galt den chriſtlichen Rajahvölkern der Türken die ſie alle umſchließende orthodoxe Kirche weit mehr als die Stammeszugehörigkeit, und in dem griechiſchen Patriarchen von Konſtantinopel ſahen ſie alle nicht nur ihr geiſtliches, ſondern in mancher Beziehung auch ihr weltliches Oberhaupt. Noch heute wirkt dieſe Anſchauung nach in dem Verhältnis der Ruſſen zu den griechiſch-orthodoxen Südſlawen; mögen die gebildeten Ruſſen die Gemeinſamkeit des Stammes, das panſlawiſtiſche Prinzip betonen, die Maſſen des ruſſiſchen Volks ſehen in dieſen Stämmen vor allen Glaubensgenoſſen, denen ſie Hilfe leiſten müſſen gegen jede Bedrückung, und denen ſie in der Tat das türkiſche Joch vom Nacken genommen haben. Ruſſiſch und rechtgläubig fällt für ſie zuſammen, wie im Mittelalter dem Byzantiner griechiſch und orthodox; ein echter Ruſſe muß der orthodoxen Kirche angehören, deren Oberhaupt der Zar gerade ſo gut iſt wie das des Staats. Wer ihr angehört und ruſſiſch verſteht, der iſt ihm aber auch ſoviel wie ein Landsmann, ein Bruder, er mag ſtammen, woher er will. Rußland iſt ihm deshalb das „heilige Rußland," und jeder Krieg, der ſich gegen andersgläubige Völker richtet, wird für ihn zum heiligen Kriege, wie noch der Feldzug gegen Napoleon im Jahre 1812, der es wagte, die Hand nach der heiligen Stadt, nach dem „Mütterchen Moskau" auszuſtrecken.

Gerade darin zeigt ſich der tiefe Gegenſatz zwiſchen dem halborientaliſchen Oſten Europas und dem germaniſch-romaniſchen Abendlande, aber er iſt erſt wenig Jahrhunderte alt. Auch das abendländiſche Mittelalter kannte wohl Sprachgenoſſen, aber keine Nationalitäten. Es wurde beherrſcht von internationalen oder beſſer geſagt von übernationalen geiſtigen Mächten. Die römiſche Kirche ſtand — und ſteht noch heute — über den Nationalitäten, ihre Sprache, das Lateiniſche, erhob ſich als Weltſprache, als die Sprache des Kultus, der Kirchenverwaltung, der Schule, der Wiſſenſchaft, des Staats über

alle Volkssprachen, die erst in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters zu literarischer Ausbildung kamen und noch bis tief in die Neuzeit hinein weder im Völkerverkehr noch in der Wissenschaft das Lateinische zu verdrängen vermochten; das deutsch-römische Reich wollte gar kein Nationalstaat sein und war auch keiner, sondern die Frieden gebietende und Frieden erzwingende Macht, die Erbin des römischen Weltreichs, das in andrer Beziehung, als die höchste Kulturmacht, von der römischen Kirche fortgesetzt wurde, und die ritterliche Sitte vereinigte die reisigen Schildträger des ganzen Abendlandes zu einer großen, nach denselben Gesetzen, in denselben Anschauungen lebenden Genossenschaft, das Gegenstück des römischen Klerus. Nur in solcher Zeit waren die Kreuzzüge möglich, Unternehmungen der größten internationalen Kulturmächte des Mittelalters, der Kirche und des Rittertums.

Und wie stand es im Altertum? Es kannte nur Stadtstaaten oder Weltreiche, keine nationalen Staaten. Eine national-politische Einheit auch nur in der Form der Föderation haben die Griechen nur einmal ernsthaft zu gründen versucht, im athenischen Reich des Perikles, aber niemals wirklich gegründet, sie zerfielen immer in zahllose πόλεις, weil für sie die Begriffe Freiheit und Demokratie zusammenfielen und der einzelne Bürger seinen Anteil an der Souveränität des Demos nur durch persönliche Teilnahme an den Volksbeschlüssen, nicht durch Vertretung, ausüben konnte. Deshalb konnten sie ihre nationale Unabhängigkeit nur so lange behaupten, als sich keine starke Macht neben ihnen erhob. Auch Rom war nur eine πόλις, ein Stadtstaat, der sich allmählich die andern Stadtstaaten Italiens und endlich der Mittelmeerländer unterwarf. An dem Versuch, diese Stadtverfassung über ganz Italien auszudehnen, d. h. allen freien Männern der Halbinsel das Bürgerrecht der Stadt Rom zu geben, ohne die Möglichkeit, es wirklich auszuüben, es sei denn in Rom, ging die Republik zu Grunde. Erst die Monarchie, die dem Unfug souveräner Volksversammlungen, wo bestechliche und ungebildete großstädtische Pöbelhaufen über die Angelegenheiten eines Weltreichs beschließen sollten, ein Ende machte, gab Italien und den Mittelmeerländern eine vernünftige und brauchbare Organisation, aber die Grundlagen des Reichs, die πόλις und im Norden der Alpen der Gau, wurden nicht zerstört; das römische Reich war gewissermaßen eine ungeheure Föderativrepublik von Stadtgemeinden, an deren Spitze mit unumschränkter Gewalt der Kaiser als Chef der Provinzialverwaltung und des Heeres stand.

Was die Griechen trotz aller Zersplitterung und aller Stadtfehden zusammenhielt, das war das stolze Bewußtsein einer überlegnen Bildung, für das Kultur und Hellenentum in einen Begriff zusammenfielen, und nur daraus, nicht aus ihrer politischen Macht, nicht aus ihrer hellenischen Nationalität leiteten sie auch das Recht ab, die „Barbaren" zu beherrschen, ein Recht, das Aristoteles als etwas Selbstverständliches für sie in Anspruch nimmt. Nur deshalb, nicht durch politischen Zwang, nicht durch politische Zugehörigkeit wurde seit Alexander dem Großen das Griechische zur Weltsprache, eroberte die griechische Bildung die Mittelmeerländer und den weiten Osten, unterwarf sich endlich das römische Herrenvolk.

Digitized by Google

Graecia capta ferum victorem cepit et artes
Intulit agresti Latio

ſagt Horaz, oder wie C. Barth, in poeſievoller Nachdichtung das Original übertreffend, die berühmte Stelle überſetzt:

Hellas, bezwungen, zwang den wilden Sieger,
Zahm vor der Schönen kniet der rauhe Krieger,
Und ſie füllt Herz und Haus dem armen Wilden
Mit hoher Schönheit göttlichen Gebilden.

Was den Römer beſeelte, war zunächſt der Stolz auf die politiſche Macht; ſein Selbſtbewußtſein beruhte nicht auf der Abkunft, ſondern auf ſeinem Bürgerrecht, das er bald weitherzig allen Reichsgenoſſen, Italikern wie Provinzialen öffnete, ſobald ſie ſich die lateiniſche Bildung angeeignet hatten, und ſo wurde das Reich beherrſcht nicht von einer geſchloſſenen Nationalität, ſondern von einer aus ſehr verſchiednen Nationen zuſammengefloſſenen bevorzugten Rechtsgenoſſenſchaft. Dieſe Empfindung drückt Vergil, der Dichter des jungen Weltkaiſertums, in den berühmten Verſen aus:

Tu regere imperio populos, Romane, memento —
Hae tibi erunt artes — pacisque imponere morem,
Parcere subjectis et debellare superbos.

Du, Römer, ſei der Herr den Völkern allen,
Dein iſt die Herrſcherkunſt, ſo übe ſie,
Und zwing die Welt, den Frieden zu ertragen,
Dem Trotzgen furchtbar, mild den Überwundnen.

Soviel ſteht alſo feſt: der Begriff der Nationalität und des Nationalſtaats iſt ſehr jung, praktiſch faſt ganz beſchränkt auf Europa; im größten Teil der Welt gilt er nicht und wird er niemals gelten, weil die Verhältniſſe anderwärts ganz andre ſind als in Europa. Und ob er hier das Ende aller Entwicklung iſt? Jedenfalls iſt er dem Begriff der Kultur nicht übergeordnet, nicht einmal beigeordnet, ſondern untergeordnet, denn die Nationalität iſt ſelbſt erſt ein Produkt der Kultur.

In welchem Verhältnis ſteht nun die Nationalität zur Kultur, und was iſt überhaupt Kultur?

Der Ausdruck Kultur bezeichnet den Geſamtbeſitz eines Volks an materiellen und geiſtigen Gütern, ſie iſt alſo das Ergebnis einer langen wirtſchaftlichen und geiſtigen Arbeit. Kulturlos im vollen Sinn des Worts iſt kein Volk, auch das roheſte nicht; auf dieſem Gebiete gibt es nur Gradunterſchiede. Nun iſt es wohl möglich, die materiellen Güter eines Volks auf ein andres, das ein ſchwächeres überwältigt hat, zu übertragen durch gewaltſame Beraubung oder allmähliche Ausſaugung, wie es oft genug geſchehn iſt und noch geſchieht; aber ſchon die geiſtigen Kräfte, die jene Güter erzeugt haben, laſſen ſich nicht übertragen, und geiſtige Güter ſind noch weniger ſchlechthin übertragbar; ihre Übertragung auf ein andres Volk ſetzt eine lange Erziehung eben dieſes Volks voraus. Politiſche Formen laſſen ſich aufzwingen, weil ſie das innere Leben eines Volks nicht unmittelbar berühren; Sprache, Religion, Kunſt, Sitte, Tradition wollen angeeignet, erarbeitet ſein, und das iſt gegen

den entschiednen Willen eines Volks niemals möglich; es ist nur dann möglich, wenn ein solches Volk sie annehmen will, weil es den Widerstand für vergeblich hält, oder weil es von den Vorzügen dieser fremden Kultur überzeugt ist, Vorzüge, die übrigens häufig genug nicht in ihrem Inhalt, sondern in einer anziehenden Form liegen. Ist aber jede Kultur das Ergebnis der Arbeit eines ganzen Volks — der vereinzelte Mensch ist oder wird immer ein kulturloser Wilder sein oder werden —, so wird sie um so reicher, kraftvoller und wertvoller sein, je kraftvoller und leistungsfähiger das Volk ist, das sie trägt, um so schwächer und von um so geringerm Wert, je schwächer und kleiner das Volk ist, aus dem sie hervorgegangen ist. Von dem Werte ihrer Kultur hängt also am Ende der Wert einer Nationalität für die Entwicklung der Menschheit ab, während ihr Recht auf eine selbständige staatliche Existenz in ihrer politischen und militärischen Kraft, d. h. in der Kraft ihres Willens ruht. Wahrhaft groß und wahrhaft wert zu dauern ist nur ein Volk, das militärisch-politische Stärke mit einer reichen und eigentümlichen Kultur vereinigt. Die militärisch-politische Kraft allein kann höchstens kurzlebige Reiche schaffen, wie die Mongolen in Asien zweimal getan haben, keine dauernden Gebilde von wirklichem Kulturwert, und die Kultur allein ohne jene verbürgt nicht die politische Selbständigkeit, wie nicht nur die Griechen, sondern auch die Deutschen bitter erfahren haben; am liebsten folgt sie der nationalen Flagge, so gut wie der Handel, der eine ihrer Lebensäußerungen ist. Ein Recht ohne die Kraft, es zu behaupten, ist unhaltbar.

Deshalb hat eine kleine, schwache Nationalität, die unfähig ist, eine selbständige Kultur aus sich zu erzeugen, weder das Recht, sich gegen eine fremde, große Kultur künstlich abzusperren, indem sie sich auf ihre eigne Sprache zurückzieht, sich gewissermaßen selbst in einen Sprachkäfig einschließt, noch vollends das Recht, diese Sprache, die nur als Verständigungsmittel Wert hat, nicht, weil sie den Zugang zu einer großen Kultur eröffnet, als gleichberechtigt ihren fremden Mitbürgern aufzuzwingen. Es mag für Tschechen, Magyaren und Slowenen bitter sein, einem kleinen Volke anzugehören, das rings von großen fremden Völkern umgeben und deshalb von ihrer Kultur innerlich trotz aller Überhebung abhängig ist; aber so lange die Sprache eines Stammes von sechs Millionen einer Sprache, die von sechzig bis siebzig Millionen gesprochen wird und die Schätze einer alten, hohen Kultur erschließt, nicht ebenbürtig ist, so lange ist es Unrecht und eine Sünde wider die Kultur, die Gleichberechtigung mit ihr in Anspruch zu nehmen und zu fordern, daß alle Bewohner Böhmens tschechisch, alle Bürger Ungarns magyarisch lernen. Wer als Deutscher diese Sprachen nicht beherrscht, der hat im Lande selbst gewisse Unbequemlichkeiten, draußen nützen sie ihm nicht das Geringste, und für seine Bildung kommen sie gar nicht in Betracht; für diese sind sie wertlos. Wer aber als Tscheche oder Magyare kein Deutsch versteht, der hat keinen Anspruch auf höhere Bildung, denn er kann eine solche nur durch Vermittlung des Deutschen erwerben, wie früher der Deutsche, Franzose, Italiener, Engländer nur durch die Vermittlung des Lateinischen. Die obern Schichten solcher Völker müssen also um ihrer selbst willen, um ihrer eignen Bildung

willen in eine fremde Kultur eingehn. In jener unberechtigten, kulturfeindlichen Forderung der Gleichberechtigung von Sprachen höchst verschiednen Kulturwerts liegt der Grund des Nationalitätenstreits in Österreich, und nur deshalb wirkt der Sprachenzwang beinahe so gehässig wie der Religionszwang. Spätere Zeiten werden ihn genau so wenig begreifen, wie wir den Religionszwang früherer Jahrhunderte begreifen. Die Schweiz kennt ihn nicht und kennt keinen Nationalitätenhader, nicht, weil sie „frei" ist, sondern weil hier Teile großer, innerlich gleichwertiger Kulturvölker nebeneinander wohnen, und jedem dieser deutschen, französischen und italienischen Volksgenossen, der die Sprache einer andern dieser Nationalitäten lernt, damit der Zutritt zu einer großen Kultur eröffnet wird, die kennen zu lernen sich auch dann lohnt, wenn er die erlernte Sprache nicht im alltäglichen Verkehr braucht. Wenn sich das Deutsche in den spätern Jahrhunderten des Mittelalters über das ganze weite Land jenseits der Elbe und der Saale, des Böhmerwalds und der Enns, bis an den Finnischen Meerbusen und die Karpathen ausgebreitet hat, so hängt das natürlich zunächst mit der Ausbreitung der deutschen Kolonisation und mit der Begründung deutscher Herrschaft in diesen Gegenden zusammen, die das Deutsche dort auch zur Staatssprache machte, aber die Hauptsache war doch die Überlegenheit der deutschen Kultur, zu der die Sprache den Zugang öffnete, und deshalb gelangte sie auch in Ländern zur Herrschaft, die nicht unter deutschen Fürsten standen, in Böhmen, Mähren, Schlesien, dem westlichen Polen. Gewalt wurde dabei nirgends angewandt, um den Slawen die deutsche Sprache aufzuzwingen, nicht einmal der Sprachzwang der deutschen Schule, über die der mittelalterliche Staat ja gar nicht verfügte, und die heute, wo sie in den Händen des Staats ist, in unserm halb polnischen Osten den Polen zwar die deutsche Sprache beibringt, aber, wie wir schmerzlich erfahren, keineswegs die deutsche Gesinnung, den Willen, in die deutsche Nationalität einzugehn. Unter allen europäischen Völkern haben es nur die Russen an binnenländischer Kolonisation und Ausbreitung ihrer Sprache den Deutschen gleich oder noch zuvor getan, indem sie ihr im östlichsten Europa und Nordasien weite tatarische, mongolische und türkische Gebiete unterwarfen als die Bringer einer höhern Kultur. Wenn wir ihre Bestrebungen auch im Westen, in Polen, in den deutsch-baltischen Provinzen, in Finnland, auf dasselbe Ziel gerichtet sehen, so erscheint uns das leicht als Unrecht, nicht nur, weil sich diese Russifizierungspolitik auch gegen unsre eignen Volksgenossen richtet, gegen das Ergebnis unsrer eignen mittelalterlichen Kolonisationsarbeit, sondern auch, weil wir die Empfindung haben, daß hier eine höhere Kultur einer tiefer stehenden weichen soll. Immerhin dürfen wir nicht vergessen, daß die russische Kultur eine sehr eigentümliche und energische, daß sie die Kultur eines selbstbewußten großen Volks von achtzig Millionen ist, und daß die russische Sprache vom Finnischen Meerbusen bis an den Großen Ozean, vom Eismeer bis zum Hindukusch verstanden wird, also dem Deutschen, der sie lernt, ein ungeheures Gebiet erschließt.

Sollen sich nun aber etwa große Nationen mit einer selbständigen, eigentümlichen, reichen Kultur gegen fremde Kultureinflüsse abschließen im Namen

des Nationalitätsprinzips? Das ist auch in Europa unmöglich. Denn auch hier existiert zunächst kein Volk, das nicht stark mit fremdem Blute gemischt wäre; die sogenannte Rassenreinheit gibt es in Europa nicht. Die Deutschen haben im Westen eine starke keltische, im Osten eine noch stärkere slawische Beimischung, ganz abgesehen noch von dem jüdischen Zusatz; die Franzosen und Italiener haben einen reichlichen Zufluß germanischen Bluts erfahren, die Engländer sind aus einer Verbindung germanischer, romanischer und keltischer Bestandteile hervorgegangen, die Russen haben starke tatarische, also sogar rassenfremde Elemente in sich aufgenommen. Am wenigsten gemischt sind wohl die Nordgermanen, aber ihre Bedeutung für die Weltkultur ist nicht groß. Noch viel mehr fällt ins Gewicht, daß die europäischen Kulturen auf einer allen gemeinsamen Grundlage beruhn, einerseits auf der arischen Rasseneinheit, andrerseits auf dem klassischen Altertum und auf dem Christentum, das ihnen allen als eine ihnen zunächst fremde Religion von auswärts, eben von den antiken Kulturvölkern als deren Erbe zugekommen ist und einen großen Teil Europas noch heute in den Formen der römischen Weltkirche vereinigt. Und niemals ist seitdem dieser Austausch der Kulturgüter unterbrochen worden. Die Germanen haben das ganze Abendland durch das von ihnen getragne Lehnswesen politisch germanisiert; die Franzosen haben das Rittertum und seine Sitte über ganz West- und Mitteleuropa und bis Syrien getragen; die Italiener haben ihre Renaissance überallhin verbreitet und sind deshalb ein Jahrhundert lang das führende Kulturvolk gewesen; die französische Bildung, Sprache und Literatur haben fast zweihundert Jahre lang die höhern Gesellschaftsschichten ganz Europas bis nach Rußland hinein beherrscht und gerade dadurch die politische Machtstellung Frankreichs begründen helfen, wie sie umgekehrt von ihr Vorteil gezogen haben. Alle Literaturen Europas haben einander fortwährend beeinflußt, einander gegeben und voneinander empfangen. Unsre eigne deutsche Dichtung hat zweimal, im dreizehnten Jahrhundert wie im siebzehnten und achtzehnten, den stärksten Einfluß der französischen erfahren, dann wieder der englischen, vor allem Shakespeares. Noch in ganz anderm Sinne ist die Entwicklung der bildenden Kunst allen Völkern des Abendlandes gemeinsam; sie gliedert sich nach großen Zeiträumen, die überall dieselben Stileigentümlichkeiten aufweisen, nicht nach den Nationen, wenngleich diese nach ihrer eignen Art diese Formen eigentümlich gestalten. In derselben Zeit haben der romanische Stil, die Gotik, die Renaissance, das Barock, der Klassizismus überall in Europa geherrscht, nur durch nationale Eigentümlichkeiten und Bedürfnisse modifiziert. Niemals hat irgend ein europäisches Volk eine Kunst hervorgebracht, die der eines andern Volks so geschlossen und selbständig durch alle Jahrhunderte gegenüber gestanden hätte, wie die griechische der ägyptischen oder der babylonischen. Die Wissenschaft endlich ist immer international gewesen und ist es heute mehr als je.

Solchen Tatsachen gegenüber ist der überspannte „Nationalismus," wie man wohl heute sagt, und wie er, als eine zu weitgehende Reaktion gegen die frühere Schwäche des Nationalbewußtseins, gerade auch in Deutschland auftritt, unberechtigt und kulturwidrig. „Das aufdringliche Pochen auf die eigne

Nationalität hat nie und nirgends wahres Leben erschaffen, oft Leben getötet.“ Ergänzen sollen die europäischen Völker einander, sich nicht abschließen. Uns formlosen Deutschen tut die Anschauung südländischer Schönheit ebenso not, wie den Südländern deutscher Ernst und deutsche Tiefe. Und wozu müßte die konsequente Verfolgung nationalistischer Tendenz schließlich führen! Wenn unsre Kunst ganz und gar national sein, alle „fremden“ Einflüsse ablehnen wollte, dann müßte sie zu dem altgermanischen Blockhaus, zu den geschnitzten und bemalten Truhen der Bauernstube zurückkehren. Wenn unsre Dichter streng national sein wollten, dann müßten sie an das Hildebrandslied und die Nibelungen anknüpfen und die gestaltlosen, schattenhaften Götter der germanischen Urzeit wieder einführen, von denen wir nicht viel mehr wissen, als die Namen und einzelne Züge; so früh sind die Kultureinflüsse der Mittelmeerländer in unserm Volke mächtig geworden. Ebenso unsinnig, aber viel gefährlicher, weil ernster sind die Bestrebungen ähnlicher Art auf dem Gebiete des höhern Unterrichts, die unter den billigen, tönenden Schlagworten „national,“ „modern,“ „praktisch“ mit großem Geräusch und nicht ohne Erfolg auftreten, denn wer möchte nicht „national,“ „modern,“ „praktisch“ sein! Diese „Reformer“ wollen weniger die modernen fremden Kulturelemente, die unsre höhere Bildung in sich aufgenommen hat und verwertet, wieder ausstoßen — im Gegenteil, diese sind ja „modern“ und „praktisch“ —, als vielmehr diese Bildung von ihrer alten Grundlage, dem klassischen Altertum, möglichst losreißen. Das Altertum ist ja nicht nur unleugbar etwas Fremdes, sondern rückt uns auch in immer größere Zeitenferne, und es wird doch auch in seinen Leistungen von unsrer (deutschen) Gegenwart unendlich weit übertroffen. Jede deutsche Kompagnie, heißt es, tut es dem Leonidas gleich, und in der Wissenschaft wie vollends in der Technik waren die Griechen, mit uns verglichen, Kinder. Das ist alles ganz richtig, und doch ist der Schluß daraus so falsch wie möglich.

Der Wert des Altertums, und besonders des griechischen Altertums, ist deshalb unvergleichlich und also unvergänglich, weil es niemals sonst eine solche Kultur gegeben hat und wieder geben kann. Sie ist zeitlich abgeschlossen, in ihrer Entwicklung typisch, unendlich reich und vor allem ursprünglich. Die Griechen haben die europäische Menschheit zuerst von den Götterfratzen des Orients befreit und ihre Götter zu sittlichen Wesen, in ihrer Erscheinung zu schönen, idealen Menschen gemacht, sie haben die grundlegenden Bauformen gefunden, ohne die keine spätere Kunst ausgekommen ist, sie haben zuerst alle Gattungen der poetischen und der prosaischen Darstellung aufs reichste durchgebildet und mit dem tiefsten Inhalt, den Taten und Empfindungen wahrer Menschen, erfüllt; sie zuerst haben frei, ungebunden durch Konvention und Tradition, zu denken gewagt und damit die Wissenschaft geschaffen, an die dann anderthalb Jahrtausende später die moderne überall anknüpfen mußte, sie haben alle Formen des Staats und der Gesellschaft durchgebildet und sich ehrlich bemüht, als die ersten, sie nach dem, was Vernunft und Sitte zu fordern schienen, zu ordnen, die Freiheit des Einzelnen mit der Allgewalt des Staats, der als solcher vor allem Macht ist, zu versöhnen; sie haben endlich

in ihren edelsten Vertretern nicht nach dem äußerlich Nützlichen gestrebt, sondern nach dem Guten und dem Schönen und so zuerst die freie, auf sich selbst ruhende Persönlichkeit ausgebildet. Darin liegt der Wert des Altertums, darin sein Recht, die eine Grundlage unsrer höhern Bildung auch heute noch zu sein und zu bleiben, nicht, weil es uns Vorbilder liefert, sondern als eine einzige historische Erscheinung, als die historische Grundlage unsrer Kultur.

Wer diese Bildung von dieser Grundlage losreißen will, wer sie und unsre ganze Kultur auf eine rein „nationale" Basis stellen will, der will sie von ihrer eignen Geschichte losreißen, der handelt also unhistorisch und revolutionär, der faßt den Begriff des Nationalen viel zu eng, also falsch. Denn national ist alles, was unsre Kultur im Laufe der Jahrhunderte wirklich in sich aufgenommen hat, es mag gekommen sein, woher es will. National deutsch sind Parzival und die Nibelungen, die Epistolae obscurorum virorum und Sebastian Brants Narrenschiff, Goethes Iphigenie und Faust, Albrecht Dürer und Rafael Mengs, Asmus Carstens und Moritz von Schwind, die Walhalla und der Kölner Dom, denn durch das alles weht doch deutscher Geist. Wie arm würden wir werden, wenn wir alles, was die Kenntnis fremder Kulturen voraussetzt, nicht mehr verstehn könnten, wenn unsre Gebildeten dereinst so „national" würden, daß ihnen Goethes Tasso oder Schillers „Eleusisches Fest" als etwas Fremdartiges erschiene! Dann müßten sich ernste Männer mit Widerwillen von Bestrebungen abwenden, die unter der Flagge des „Nationalen" uns edle Güter entreißen und uns zu Barbaren machen würden. Eine höhere Bildung ist nun einmal ohne Kenntnis fremder Kulturen und ihrer Sprachen heute nicht möglich, und unser deutsches Bildungsideal muß doch die Verbindung der Pflege nationaler Art mit dem Altertum auf dem sittlich-religiösen Boden des Christentums bleiben. Ein starkes, selbstbewußtes Volk wird durch Aufnahme fremder Kulturgüter nicht schwächer, sondern reicher und stärker, nur ein schwaches, widerstandsunfähiges kann daran zu Grunde gehn. Daß wir ein solches sind, dieses Armutszeugnis werden wir Deutschen uns doch wohl nicht selbst ausstellen wollen. Nicht fremde Kultureinflüsse gefährden die eigne Nationalität, sondern die Schwäche des Nationalbewußtseins, die nationale Charakterlosigkeit.

Der Seemann und seine soziale Lage

Von E. Fitger

Bei den Verhandlungen des Reichstags über die neue Seemannsordnung sind von sozialdemokratischer Seite lebhafte Klagen über die wirtschaftlichen Verhältnisse der seemännischen Bevölkerung laut geworden. „Die Ärmsten der Armen“ nannte ein Redner die Matrosen und die Heizer. Das mag dem Verein für Sozialpolitik den letzten Anstoß gegeben haben, eine Untersuchung über die Lage der in der Seeschiffart beschäftigten Arbeiter anzustellen. Es ist ein Vorzug unsrer Zeit, daß sie einen Areopag hat, dem für solche Untersuchungen das nötige Ansehen zu Gebote steht, weil er sich von allen Interessententendenzen vollständig fern hält und nur einen Zweck im Auge hat: die Ermittlung der Wahrheit. Das erkennt man in beiden Lagern an.

Natürlich haben die Hochschulprofessoren, die doch die geistigen Potenzen des Vereins sind, wenig Beziehung zu „Jan Maat“ und zu seiner Lebensweise an Bord und am Land. Aber es fehlt ihnen nicht an Gelegenheit, sich mit einem großen Kreise von Sachkennern in Verbindung zu setzen, mit ihnen die Methode der Untersuchungen zu vereinbaren und geeignete Männer auszulesen, um dem, was unbekannt ist, nachzuforschen und das Ermittelte mit dem Altbekannten zu einer Reihe lebensgetreuer Bilder zu verarbeiten und dadurch Kenntnis des Ganzen zu schaffen. Das hat der Verein für Sozialpolitik getan. Er hat dabei seine Mitarbeiter ausdrücklich darauf verwiesen, auch die Ansichten der in der Seeschiffahrt tätigen Arbeiterbevölkerung, eben der Matrosen, Bootsleute, Segelmacher, Schiffszimmerleute, Köche, sowie des Maschinenpersonals, der Heizer und Kohlenzieher und auch der Kajütendienerschaft zu erforschen. Andrerseits haben die großen Reedereien und die Unternehmervereine bereitwillig ihre Unterstützung zugesagt und geleistet. Es ist ein sehr ins Einzelne gehender Fragebogen aufgestellt worden, und zwar ist an diesem hauptsächlich der Professor Tönnies beteiligt, der beim Hamburger Hafenarbeiterstreik geradezu als Vertrauensmann der Streikenden angesehen werden konnte. Auch in Reederkreisen hat man dem Fragebogen viel Aufmerksamkeit gewidmet und manche Frage hinzugefügt. Der Apparat ist also wohlgeeignet gewesen für seinen Zweck.

Der schon vor Jahresfrist erschienene erste Band des vom Verein für Sozialpolitik herausgegebnen Werkes „Die Lage der in der Seeschiffahrt beschäftigten Arbeiter“ brachte eine Abhandlung über die wirtschaftliche und die technische Entwicklung der Seeschiffahrt von der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. Er berührte, um den Erhebungen in keiner Weise vorzugreifen, die Lage der Seeleute nur äußerlich, historisch und in nicht streitigen Angelegen-

heiten. Jetzt ist der zweite Band erschienen, der acht Abhandlungen enthält.*) Zwei von ihnen gelten der Lage der englischen und der französischen Schifferbevölkerung und haben Macrosty in London und de Seilhac in Paris zu Verfassern. Eine dritte behandelt die geschichtliche Entwicklung des Seehandels und seines Rechts mit besondrer Berücksichtigung des Arbeitsvertrags von Professor M. Pappenheim in Kiel. Die fünf andern sind schon Ergebnisse der deutschen Erhebungen. Man hat die deutsche Küste in einzelne Sektionen zerlegt und unter die Mitarbeiter verteilt. Zuerst kommen natürlich die zum Wort, deren Objekte klein und einfach waren; die entscheidenden Züge des Bildes müssen Hamburg und Bremen liefern. Über ihre Verhältnisse enthält der neue Band noch nichts.

Der Leser möge sich vergegenwärtigen, daß der Seemann in mancher Beziehung ganz anders lebt und leben muß als der am Lande wohnende Arbeiter der Industrie und der Landwirtschaft. Er ist ein Zugvogel auf seiner Arbeitstätte. Einige Tage bevor das Schiff abfahren will, „mustert" der Kapitän seine Leute „an." Der Kontrakt muß vor dem Seemannsamt abgeschlossen werden. Ehe der Kapitän so weit ist, muß er seine Leute gewinnen; mitunter hat er unter vielen sich anbietenden zu wählen, mitunter ist es schwierig, Leute aufzufinden. Um beide Teile zusammenzuführen, ist meist eine Mittelsperson nötig, der „Heuerbaas," von Haus aus ein freier Makler, der jedoch mehr und mehr unter obrigkeitliche Aufsicht gestellt und neuerdings häufig zum Beamten eines von der Reederei gebildeten oder gemeinnützig organisierten Nachweisungsbureaus geworden ist. Der „Heuerbaas" ist einer der wichtigsten Beschwerdepunkte des Seemanns, und auch die Reeder haben unter Entartungen und Mißbräuchen schwer zu leiden gehabt. Denn dieser Vermittler ließ sich nicht nur manchmal von beiden Teilen abnorme Gebühren bezahlen, sondern er unterhielt auch oft Wirtschaft und Schlafgelegenheit und verdiente umso mehr, je länger er den Mann an der Erlangung eines Engagements verhinderte. Diese Verhältnisse sind besonders arg in allen amerikanischen Häfen, denn dort besteht keinerlei obrigkeitliche Aufsicht über den „Heuerbaas" und „Schlafbaas." Aber auch in Deutschland hatten sich viele Mißbräuche eingeschlichen.

Der Seemann war dem Heuerbaas die milchende Kuh, sagt der Hafenmeister Duge in der Schilderung der Seefischerei in Geestemünde. Er wurde von dem einen Schiff auf das andre geschoben und mußte dafür seine Gebühr zahlen (je häufiger er wechselte, desto mehr). Er wurde von Bord gebracht, wenn er Geld verdient hatte, und lag solange stellenlos an Land, bis sein Verdienst in die Tasche seines Gastwirts und Heuerbaasen geflossen war und er bei diesem noch Schulden hatte, die er wieder abbezahlen mußte, wenn er durch dessen Gnade eine neue Stelle bekam. Zwar bestand eine Taxe für die Stellenvermittlung, doch wurde sie nicht beachtet; wer dem Heuerbaas am meisten zahlte, bekam eine Stelle, andre, die nicht zahlen konnten oder wollten, blieben unberücksichtigt, kurz, es herrschten die unerhörtesten Zustände, die nur möglich waren infolge einer unglaublichen Gleichgiltigkeit der Seeleute selbst.

*) Leipzig, Duncker und Humblot.

Digitized by Google

Auch die Behörde, der die Mißwirtschaft bekannt war, konnte nichts zu ihrer Beseitigung tun, da sich nicht einmal arg Betroffne bereit fanden, entsprechende Angaben zu machen, weil sie fürchteten, und zwar mit Recht, daß sie bei der Stellenvermittlung später noch mehr als bisher zu Schaden kommen würden. Das ist denn glücklich in den letzten Jahren an vielen Orten beseitigt worden. Teils haben die großen Reedereien eigne Heuerbureaus gegründet, teils die Reedereivereine, teils die Behörde.

Entscheidend aber greift das neue Gesetz, das am 1. April dieses Jahres zusammen mit der neuen Seemannsordnung in Kraft getreten ist, über die Stellenvermittlung der Seeleute ein. Es macht das Gewerbe der Heuerbaase konzessionspflichtig und verbietet seinen Inhabern die Unterhaltung einer Wirtschaft wie auch das gewerbmäßige Vermieten von Logis.

Im Auslande — der Seeschiffer steht ja fast immer „mit einem Fuß im Ausland" — war und ist es noch viel schlimmer, nicht nur weil dort die obrigkeitliche Aufsicht fehlt, sondern weil der in der Heimat fast gänzlich ausgeschlossene Kontraktbruch hinzukommt. Den mit Urlaub an Land gehenden Seemann verfolgen gewissenlose Heuerbaase, Kneipwirte und liederliche Frauenzimmer wie Harpyen. Man sucht ihm sein Geld abzunehmen und ihn zur Desertion von seinem Schiff zu verleiten, weshalb man ihm die glänzendsten Anerbietungen macht. Bestenfalls beschränkt sich der fremde Heuerbaas darauf, seine Vermittlungsgebühr zu verdienen. Oft genug hält er den Gast fest, bis eine hohe Zeche entstanden ist, die dann aus dem Vorschuß gedeckt wird, den der Seemann von seinem neuen Kapitän erhält. „Landhaie" nennt der Matrose bezeichnenderweise diese Sorte von Beutejägern.

Kommt der Seemann mit seinem Schiff in der Heimat an, so wird er entlassen. Beim Engagement wußte er oft nicht, ob er auf Monate oder auf Jahre wegging; nach der Entlassung weiß er nicht, wann er wieder in See geht. Der eine wünscht ja auch vielleicht ein halbes Jahr an Land zu sein; er hat schon Frau und Kinder, die ein Häuschen bewohnen und etwas Land bestellen, das von der heimgebrachten Löhnung allmählich bezahlt werden soll. Der solide Seemann kehrt eiligst heim und schont jeden Groschen. Leute dieser Art gibt es immer noch, namentlich in den Ostseegegenden, während im Westen in neuerer Zeit die Industrie eine große Anziehungskraft ausübt. Aber es gibt auch viele enfants perdus, die bis zum nächsten Engagement in den Wirtschaften der Hafenstädte herumlungern, die richtigen Opfer der „Landhaie." Den hier obwaltenden Übeln tritt man nun endlich wieder mit Gründung von „Seemannsheimen" entgegen, die, als gemeinnützige Unternehmungen eingerichtet, nicht auf Gelderwerb ausgehn, sondern nur dem Seemann zu niedrigem Preise Wohnung, Verpflegung, Gelegenheit zum Lesen und zum Briefschreiben, auch zu Geldsendungen nach der Heimat und zu Einzahlungen in Sparkassen geben wollen. Auf diesem Gebiete muß noch viel mehr geschehn als bisher. Es gilt, nicht nur den Seemann vor „Landhaien" zu bewahren, sondern auch vor den Folgen eignen Überschäumens bei der Ankunft nach langer Seefahrt, die ihn auf einmal in den Besitz ungewohnter Summen bringt. Wie mancher hat nicht in den Exzessen einer Nacht den Lohn der ganzen Reise eingebüßt!

Der Seemann lebt, wie schon mehrfach bemerkt worden ist, unter andern Bedingungen als der Arbeiter in der Fabrik oder auf dem Acker oder in der Werkstatt des Handwerkers. Dieser kann, wenn ihm Unbill widerfahren ist, sofort Hilfe bei Nachbarn, bei der Obrigkeit, beim Gericht finden. Jener muß an Bord bleiben, wochen-, monatelang. Unterwegs aussteigen kann er nicht. Er begibt sich seiner persönlichen Freiheit, denn die Disziplin an Bord muß unbedingt aufrecht erhalten werden. Um Schiff und Menschen gegen die Gefahren der See zu verteidigen, muß sich der Einzelne ohne Widerrede dem Willen des Kapitäns unterordnen, sogar bis zur unmittelbarsten Lebensgefahr. Bei der Beratung der Seemannsordnung haben die Sozialdemokraten Neigung gezeigt, dem Kultus der Koalitionsfreiheit die Strammheit der Disziplin zu opfern. Koalitionsfreiheit mag am Lande am Platze sein, aber an Bord kann nur die Unterordnung nützen. Das sehen auch die Schiffer selbst wohl ein, denn andernfalls sind Schiff und Besatzung in größter Gefahr. Obgleich sich die Sozialdemokratie die erdenklichste Mühe gegeben hat, die Seeleute für das Koalitionsrecht an Bord — das am Lande wird selbstverständlich nicht bestritten — zu begeistern, hat sie doch wenig Erfolg damit gehabt.

Ein andrer wichtiger Unterschied zwischen Seemann und Landarbeiter liegt darin, daß der Seemann von seinem Arbeitgeber, dem Reeder, Kost und Wohnung erhält. Nur wenig Schiffer, nur solche in regelmäßiger kleiner Küstenfahrt, machen eine Ausnahme davon, indem sie sich selbst beköstigen. Natürlich kann der Matrose vor der Abfahrt nicht die Menge und Güte des mitgenommenen Proviants und Wassers prüfen. Auch kann er die gehörige Verpflegung bei genügendem Proviant an Bord nicht erzwingen, wenn ihm der Staat nicht mit obrigkeitlicher Verordnung beisteht. Seit undenklichen Zeiten gibt es solche Verordnungen, die den Schiffer sichern, ihm einen festen Anspruch geben sollen, dessen Nichterfüllung er hernach durch das Gericht ahnden lassen kann. Nach den bis jetzt vorliegenden Berichten gibt die Verpflegung selten Grund zur Klage, und wenn man solche hört, ist der Koch daran schuld, nicht der Kapitän oder die Reederei. Gute Schiffsköche zu bekommen ist für die Reederei schwer. Sehr oft vermieten sich Leute als Köche, um den etwas bessern Lohn zu bekommen, die von ihrer Aufgabe keine Ahnung haben. Ein Reeder erzählte mir kürzlich, sein Kapitän stellte einen Mann, über dessen Küche die Mannschaft bitter klagte, zur Rede, und dieser gestand ein, daß er noch nie als Koch gefahren sei. Auf die Frage, wie er sich denn als Koch vermieten könne, antwortete er ganz treuherzig: „Kaptein, ick hebb jo en Kockbook!“

Bei längern Reisen, hauptsächlich auf Segelschiffen, wird das Essen sehr bald einförmig, das frische Fleisch, die frischen Gemüse gehn aus, mehr und mehr sieht sich die ganze Besatzung auf Salzfleisch, Hülsenfrüchte, Hartbrot und Schiffszwieback angewiesen. Das verstimmt, ist aber auf Segelschiffen wenig zu ändern, höchstens durch Benutzung der Konserven, die ja unsre Zeit so viel besser und wohlfeiler herzustellen weiß als die Vergangenheit. Dem Dampfer bieten sich bessere Gelegenheiten, da die Reisen viel kürzer sind und auf längern immer Gelegenheit zum Anlaufen eines Zwischenhafens ist. Klagen in dieser Beziehung kommen in dem englischen Gutachten zutage. Ein

englischer Seemann erzählte vor dem Arbeitsausschuß: „Kaum sind wir ein paar Tage auf See, so wird die Mannschaft auf Mindestration gesetzt, und wenn sie dann über alles gesprochen hat, und jeder hat seine Leidensgeschichte erzählt, dann wird einem jeden die Gesellschaft des andern langweilig, einfach weil man keine Abwechslung hat, keine Veränderung beim Mittagessen oder beim Tee. Man weiß genau, was es nächsten Dienstag zum Tee, zum Mittagessen oder zum Frühstück gibt. Jedermann wird auffässig, jeder wird der Gesellschaft des andern überdrüssig, und die geringste Anforderung, die ein Offizier an einen Mann stellt, macht diesen, alles infolge der Einförmigkeit des Essens, verdrießlich. Er ist nicht aufgelegt, seine Arbeit so zu tun, wie er sollte, und wenn er auch nicht widerspricht, so zeigt er sich doch wenig bereitwillig und tut die Arbeit nicht mit der nötigen Lust und Liebe, und dann beschwert sich der Offizier darüber. Ich habe verständige Kapitäne gekannt, die bemüht waren, wenn sie irgend konnten, in die Verpflegung an Bord eine Abwechslung zu bringen, weil sie die Notwendigkeit erkannten, es den Leuten ein wenig angenehm zu machen."

Ein ähnlich interessantes Kapitel ist der Urlaub am Lande in fremden Häfen, der eng mit der Frage der Desertion zusammenhängt. Der britische Konsul in Nagasaki, der sich lebhaft für die Abstellung mancher Mißbräuche interessiert, schreibt, daß die Mannschaft der in Japan ankommenden Kriegs- und Handelsdampfer es in dieser Beziehung gut habe. Die der ersten habe zweimal wöchentlich Nachmittags, die Nacht eingeschlossen, und den ganzen Sonntag frei, die der Handelsdampfer einen Tag um den andern von 6 Uhr Nachmittags an und den ganzen Sonntag. „Die Folge davon ist, daß die Leute sowohl auf der Kriegs- wie auf der Handelsflotte alle Ursache haben, mit ihrem Dienste zufrieden zu sein, und da es ihnen im ganzen weder an Geld noch an ausreichendem Urlaub fehlt, sie keines von beiden mißbrauchen.... Auf den meisten Segelschiffen herrschen jedoch andre Gewohnheiten. In den japanischen Häfen langen z. B. die von Cardiff oder Philadelphia kommenden Schiffe häufig erst nach vier- bis sechsmonatiger Fahrt an und bleiben dann einen oder zwei Monate lang im Hafen liegen. Während dieser Zeit hängen Löhnung (d. h. Vorschuß auf die Löhnung) und Urlaub ganz von dem Ermessen des Kapitäns ab.... Das Leben in der Back eines Segelschiffes entbehrt auch des geringen Behagens, dessen sich sogar der ärmste englische Landarbeiter erfreut, mit der einzigen Ausnahme, daß des Seemanns Kost, wenn auch rauh und einförmig, so doch immer ausreichend ist. Die Leute sind auf kleine, schlecht gelüftete Räume beschränkt, die bei hochgehender See noch dazu dicht geschlossen gehalten werden müssen. Unter den Tropen muß die Luft in diesen Kojen, zumal wenn sie voll nasser Kleider und Wachstaffete hängen, geradezu abscheulich sein. Die Beleuchtung ist so spärlich wie möglich, Tische und Tischgerät gibt es nicht, der Mann hält auf einem Kasten sitzend seinen Speisenapf zwischen den Knieen. Bücher und Zeitschriften sind unbekannte Dinge an Bord, und es fehlt den Leuten jede Zerstreuung, mit der sie die wenigen Mußestunden ausfüllen könnten. Kann man sich da wundern, daß die menschliche Natur sich gegen die unnötige Verlängerung solcher Zustände auf-

bäumt? Kann man sich wundern, daß der Matrose, dem Geld und Urlaub verweigert werden, den Lockungen der Schnapswirte und der Seelenfänger ein williges Ohr leiht, und daß er, auch wenn er nicht Reißaus nimmt, seinen ganzen Lohn daran gibt, um eine Woche lang an Land ein lustiges Leben zu führen, das dann aus den Vorschüssen bestritten wird, die er für den nächsten Eintritt auf einem andern Schiff erhält? Und ist es schließlich nicht begreiflich, daß er die Gefahr auf sich nimmt, für Ausbleiben über den Urlaub bestraft zu werden, und daß er sich durch Verkauf seiner ganzen Ausrüstung für den zehnten Teil ihres Wertes Geld verschafft?" — Wir möchten nicht, wie der Konsul, die Bejahung jeder dieser Klagen als selbstverständlich ansehen. Die Verlockung ist allerdings drastisch geschildert.

Es ist sehr leicht zu ermitteln, wie viel Lohn der Seemann im Arbeitsmonat verdient. Denn alle Mannschaften werden von den Seemannsämtern angemustert und abgelohnt. Viel schwieriger ist aber der Jahresverdienst desselben Mannes zu ermitteln, denn der Mann pflegt immer einen Teil der Zeit an Land zu sein, sei es freiwillig, sei es unfreiwillig, sei es mit, sei es ohne Nebenverdienst. Das Kaiserliche Statistische Amt hat ermittelt, daß der Monatslohn der Vollmatrosen in ganz Deutschland im Jahre 1900 durchschnittlich 60,27 Mark betrug. In dem französischen Gutachten verzeichnet man, jedoch ohne eine derartige amtliche Unterlage, daß die großen Dampfergesellschaften 80 Franken gleich 64 Mark bezahlen. Noch etwas höher sind die Löhne in England, wo ja auch der allgemeine Arbeitslohn höher steht. Verzeichnet werden für Segelschiffe in großer Fahrt 60 bis 65 Schilling (62,40 bis 67,60 Mark), auf Dampfschiffen 60 bis 90 Schilling, meist jedoch 80 bis 90 Schilling (83,20 bis 93,60 Mark). Dazu kommt nun die Beköstigung. Der Berichterstatter über die Seefischerei in Geestemünde erzählt uns, daß die Fischdampfreeder die Beköstigung gewöhnlich an Spezialgeschäfte zu 1,20 Mark für Mann und Tag vergeben. Doch pflegen die Fischer gern einen Teil ihrer Nahrung durch die soeben gefangnen frischen Fische zu bestreiten. 1,20 Mark für den Tag scheint deshalb ein niedriger Satz zu sein. Das wären 36 Mark für den Monat; in Verbindung mit dem Lohn in Deutschland reichlich 96 Mark oder für den Tag 3,20 Mark. — Doch sei wiederholt darauf verwiesen, daß sich daraus noch kein Schluß auf die Jahreseinnahme des Seemanns ziehen läßt. — Die deutsche Unfallversicherung verzeichnet für die Seeberufsgenossenschaft als anrechnungsfähige Löhne für 53236 versicherte Personen (Schiffsjungen, Kellner, Kohlenzieher usw. eingeschlossen) die Summe von 32566000 Mark. Das wären 612 Mark auf den Kopf. Die 6928894 Versicherten aller Berufsgenossenschaften, ausgenommen die der Landwirtschaft, sind mit einer Summe von 5399149900 Mark an anrechnungsfähigen Löhnen verzeichnet. Das macht auf den Kopf 778 Mark. Der Unterschied in der jährlichen Beschäftigungszeit ist dabei unberücksichtigt geblieben.

Die Unfallhäufigkeit ist viel geringer, als man nach den allgemeinen Vorstellungen von den Seegefahren denken sollte. Während die gewerblichen Berufsgenossenschaften im Durchschnitt auf 1000 Vollarbeiter im Jahre 1900 8,6 und im Jahre 1901 8,5 Unfälle hatten, kommen auf die Seeberufsgenossen-

schaft 8 oder 9 Unfälle. Bergbau, Steinbrüche, Holzindustrie mit 12,1 bis 13 Unfällen stehn viel ungünstiger da. Andrerseits sind natürlich die Unfälle mit tödlichem Ausgang in der Seeschiffahrt viel häufiger als im Durchschnitt.

Die Gesamtlage darf man so bezeichnen, daß sich die vorhandnen Schatten durch die Untersuchung bis jetzt nicht als schwärzer erwiesen haben, als vorher bekannt war, daß jedoch zur Besserung des Loses der Seeleute auf dem erfolgreich beschrittnen Wege noch viel mehr geschehn kann als bisher.

Judentum und Christentum im Römischen Reiche

(Schluß)

Daß Adolf Harnack nicht zu den zerstörenden, sondern zu den aufbauenden Geistern gehört, beweist er wieder durch sein neuestes Werk, das die Begründung und die Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten darstellt, und das man eine glänzende Apologie des Christentums nennen kann. Es hat an verneinenden und auflösenden Elementen nicht gefehlt in der protestantischen Theologie; sie sind besonders in der Bibelkritik tätig gewesen, und Harnack hat sich von dem Vorurteil, das sie im Dienste einer Tendenz verbreitet haben, noch nicht ganz frei gemacht. Die Tendenz war: den Glauben an Gott und an die Gottheit Christi zu zerstören, und darum wurde als unumstößliche Wahrheit gepredigt: Spuren einer Einwirkung Gottes auf die Weltgeschichte könne es nicht geben. Zu den deutlichsten Merkmalen einer solchen Einwirkung gehören erfüllte Prophezeiungen, darum — folgern diese „Voraussetzungslosen“ — müßten alle Schriften und Schriftsteller, die erfüllte Prophetien, klare Blicke in die Zukunft enthalten, nach der Erfüllung gefälscht sein. Es ist wohl Nachwirkung dieses Vorurteils,*) wenn Harnack nicht glauben kann, daß Jesus über die Grenzen des Judentums hinausgeschaut und das Heil, das er verkündigte, den Heiden zugedacht habe. Darum mag er die Gleichnisse, die die Pharisäer und Schriftgelehrten so übel nahmen, wie das von dem Weinberge, der den bösen Winzern genommen und andern gegeben wird, nicht auf die Verwerfung der Juden und die Erwählung der Heiden deuten; darum meint er, weil es doch zur Zeit der Abfassung des ersten Evangeliums schon Heidenchristen gab, habe sein Verfasser den Befehl, in alle Welt zu gehn und allen Völkern zu predigen, wenigstens dem Auferstandnen in den Mund legen müssen, da er es den noch im Fleische Wandelnden nicht sprechen lassen konnte; darum zweifelt er auch die Echtheit der Matthäusstellen an, in denen das Wort Ekklesia vor-

*) Das war geschrieben, ehe im Märzheft der Preußischen Jahrbücher Harnacks Bemerkungen zum Kaiserbriefe an Hollmann erschienen. Dieser Kundgebung nach, mit der übrigens der Vorwärts noch lange nicht zufrieden ist, scheint sich doch das Negative in dem berühmten Dogmenhistoriker nicht auf bloße Nachwirkungen zu beschränken, sondern der Ausfluß einer zweiten, einer negativen Seele zu sein, die mitunter über die positive Schwester das Übergewicht gewinnt.

kommt, denn an eine ſolche Schöpfung habe Jeſus nicht gedacht (S. 26 bis 28 und S. 292). Aber er widerlegt ſelbſt aufs gründlichſte ſolche Bedenken. Vor allem dadurch, daß er die hohe Meinung darlegt, die die Chriſten von ihrer eignen Bedeutung, von ihrem Beruf, von ihrer Zukunft, von ihrer Stellung in der Weltgeſchichte ſchon im zweiten Jahrhundert hegten. Sie fühlten ſich als das wahre Israel, als das älteſte, das urſprüngliche und doch zugleich als ein neues Volk, als das dritte Volk gegenüber den Juden und der geſamten Heidenwelt, als das Volk der Zukunft. „In dieſer Selbſtſchätzung war man gegen alle Einwürfe und Wendungen der Polemik geſichert. Lautete der Vorwurf: Ihr ſeid abgefallne Juden, ſo entgegnete man: Wir ſind die Gemeinde des Meſſias, alſo die wahren Israeliten. Hieß es: Ihr ſeid nur Juden, ſo lautete die Antwort: Wir ſind eine neue Schöpfung, ein neues Volk. Im beſondern aber waren es noch einige ganz beſtimmte Überzeugungen univerſaler Art, die ſchon die älteſten Chriſten aus dem Schatze der judäozentriſchen Geſchichtsbetrachtung übernahmen und auf ſich anwandten: 1. Unſer Volk iſt älter als die Welt. 2. Die Welt iſt um unſertwillen geſchaffen. 3. Die Welt wird um unſertwillen erhalten — wir verzögern das Weltgericht. 4. Alles in der Welt iſt uns untertan und muß uns dienen. 5. Alles in der Welt — Anfang, Mitte und Ende der Geſchichte — iſt uns offenbart und für uns durchſichtig. 6. Wir werden am Weltgericht beteiligt ſein und ſelbſt ewige Freude genießen. In verſchiednen urchriſtlichen Schriften, noch vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts, ſind dieſe Überzeugungen zum Ausdruck gekommen, und Celſus hat ſeine grimme Verachtung der unverſchämten und lächerlichen Anmaßungen der Chriſten an keinem andern Punkte ſo ſchneidend zum Ausdruck gebracht wie hier. . . . Das Bewußtſein, ein Volk zu ſein, und zwar das uralte und zugleich neue Volk, blieb in der Kirche nicht abſtrakt und unfruchtbar, ſondern wurde nach den verſchiedenſten Richtungen hin entfaltet; überall war auch hier die Synagoge die Vorgängerin, aber man beſtritt ihren Anſpruch, indem man ihn ſelbſt übernahm, und erweiterte ihn womöglich noch über die Grenzen hinaus, die jene inne gehalten hatte. Drei Richtungen ſind es vornehmlich geweſen, in denen die Kirche das eigentümliche Bewußtſein, das uralte Volk zu ſein, zur Darſtellung brachte. 1. Sie wies nach, daß ſie, wie jedes Volk, ihre eigentümliche Lebensweiſe habe; 2. ſie ſuchte zu zeigen, daß die philoſophiſchen Erkenntniſſe, die Kulte und Politien der andern Völker, ſoweit ſie Beifall verdienten, Plagiate an der chriſtlichen Religion ſeien; 3. ſie begann politiſche Erwägungen anzuſtellen über ihre eigne Bedeutung innerhalb des römiſchen Weltſtaats und über das poſitive Verhältnis zwiſchen dieſem und ihr ſelbſt als der neuen Weltreligion.“

Man braucht noch kein heroworshipper in dem bekannten Sinne zu ſein und zu behaupten, daß die großen Männer alles und die Völker gar nichts leiſten, und man wird doch fragen müſſen: Wie kamen dieſe über das Reich verſtreuten Häuflein armer Leute zu ſo gewaltigem Selbſtgefühl und zu einer Vorausſagung ihrer eignen Zukunft, der die Geſchichte der ſeither verfloſſenen zwei Jahrtauſende im weſentlichen Recht gegeben hat, während das ſtolze Hellenentum und das noch ſtolzere Römertum in nichts verſunken ſind — bis

auf das, was die Kirche davon gerettet und uns überliefert hat? Man wende nicht ein, die heutigen Proletarier hegten ähnliche Hoffnungen. Die Zahl der Christen war, wie Harnack ausführlich beweist, noch im dritten Jahrhundert klein im Verhältnis zur Einwohnerzahl des Römischen Reichs. Die Lohnarbeiter dagegen, die der Sozialismus, als er politische Partei wurde, vollzählig zu gewinnen hoffen durfte, machen in manchem Lande nahezu die Hälfte der Einwohnerschaft aus und würden bei längerm Fortgang der kapitalistischen Entwicklung in der Kulturwelt bald die Mehrheit haben. Und die Hoffnungen der Urkirche haben sich erfüllt, den sozialdemokratischen Zukunftsstaat aber haben schon die drei Jahrzehnte seiner vermeintlichen Vorbereitung ins Land Utopia verwiesen. Schon die kirchliche Organisation an sich, wie sie Harnack beschreibt, das einzige lebensfähige und lebenskräftige Gebilde einer Zeit, die sonst nur Absterbendes und Verwelkendes neben Mumien und Versteinerungen sah, der junge Sproß, aus dem der größte, heute noch lebendige Gesellschaftsorganismus der Weltgeschichte erwachsen ist, schon diese kirchliche Organisation ist ein Wunder.

Nun war es der Glaube an den Gottsohn, der Mensch geworden sei, um dieses Wunder zu wirken, was das Wunder tatsächlich gewirkt hat. Wird das Doppelwunder, die Entstehung der Kirche und ihr Vorauswissen der eignen Zukunft, dadurch kleiner, daß wir den Gottmenschen eliminieren und nur einen guten und weisen Mann übrig lassen, auf den die Phantasie der Evangelisten alles reflektiert hat, was in der Kirche Großes, Neues und Wunderbares zur Erscheinung kam? Wird das Wunder dadurch vermindert, daß wir die größte und wohltätigste Schöpfung der Weltgeschichte auf eine Einbildung, auf einen Selbstbetrug zurückführen, dessen rasche Verbreitung über das Römische Reich als eine geistige Epidemie bezeichnet werden müßte? Ist es nicht natürlicher, einfacher, weniger wunderlich, wenn wir die Gesundung des Menschengeschlechts auf den Urgesunden zurückführen und glauben, daß der auch gewußt hat, was er tat, daß er die Berufung der Heiden und die Gründung der Kirche, die später in seinem Namen vollzogen wurde, gewollt und vorausgesagt hat?

Und um die handgreifliche Erfüllung alter Weissagungen, an die wir schon öfter erinnert haben, kommt kein Bibelkritiker herum. Wo gibt es außer den Juden ein Volk, das nach dem Verlust seines politischen Daseins und seines Heimatlandes, unter alle Völker zerstreut, seine Nationalität, seinen physischen und geistigen Rassencharakter, seine Religion und alle seine Eigentümlichkeiten bewahrt hätte? Ein Volk, das unter den andern Völkern seine geschlossene Einheit zweitausend Jahre lang bewahrt hätte, das so lange unverändert fortbestünde, nicht gleich den Zigeunern oder den nordamerikanischen Rothäuten als ein dem Untergange geweihtes armseliges Gesindel, sondern als eine Weltmacht? Ein Volk, dem das alles seine Propheten vorausgesagt hätten? So lange die Bibelkritiker nicht beweisen, daß das Buch Jesaja, die Evangelien und der Römerbrief erst im neunzehnten Jahrhundert geschrieben worden sind, nützt ihnen ihre ganze mühevolle Arbeit nichts, wofern sie dabei den Zweck verfolgen, zu beweisen, daß es nur Prophezeiungen ex eventu gibt. Diesen

oder jenen Vers für ein Einschiebsel erklären, dieses Buch fünfzig, jenes fünfhundert Jahre herabrücken — was will das besagen gegenüber der Beglaubigung, die der Lauf der Weltgeschichte der Wahrhaftigkeit der Bibel im großen und ganzen gebracht hat! Diese kritischen Arbeiten sind höchst interessant, und manches ihrer Ergebnisse mag richtig sein — für das Verständnis und die Würdigung des Christentums haben sie teils wenig teils gar nichts zu bedeuten.

Sehr viel dagegen hat das Positive zu bedeuten, das Harnacks mühsame und scharfsinnige Untersuchungen zutage fördern, zum Beispiel — wir können ja aus den in diesem Werke aufgehäuften gelehrten Schätzen nur ein paar dürftige Proben vorlegen — über den merkwürdigen Prozeß der Ablösung der jungen Christengemeinde vom jüdischen Mutterleibe. Das jüdische Proselytenwesen und die Fortbildung des jüdischen Monotheismus zu einer den griechischen Lehren ähnlichen Philosophie sind „für die der jüdischen Mission nachfolgende christliche von höchstem Belang gewesen; aber mindestens ebenso belangreich für sie war die empfindliche Lücke, welche die jüdische Missionspredigt ließ: ein wahrer Sohn Abrahams kann doch der Nichtjude wenigstens in der ersten Generation nicht werden, sein Rang vor Gott bleibt ein untergeordneter, und darum bleibt es auch zweifelhaft, in welchem Maße der Proselyt an den herrlichen Zukunftsverheißungen teilhaben wird. Die Religion, die diese Lücke ausfüllen wird, wird die jüdische Mission aus dem Felde schlagen. Und wenn sie vollends verkündigt, die Letzten würden die Ersten werden, wenn sie die Freiheit vom Gesetz für das Normale und Höhere erklärt, die Gesetzesbeobachtung aber — im günstigsten Falle — für das eben noch zu Duldende, wird sie Tausende gewinnen, wo die frühere Missionspredigt nur Hunderte gewann. Eine bemerkenswerte weltgeschichtliche Parallele zu der Predigt des Paulus im Verhältnis zur Judenpredigt ist die Verkündigung Luthers, daß nicht der Mönch der wahrhaft Vollkommene sei, sondern der im tätigen Beruf lebende Christ. ... Die Umwandlung einer Volksreligion in eine Weltreligion kann auf doppelte Weise geschehen: durch Reduktion auf große Hauptpunkte, und durch Aufnahme einer Fülle neuer Elemente aus andern Religionen. Beides ist im Judentum gleichzeitig eingetreten." Die Reduktion des ganzen mosaischen Gesetzes auf den Glauben an den einen Gott und auf die Gottes- und Nächstenliebe findet Harnack am klarsten, bündigsten und entschiedensten ausgesprochen in dem Wechselgespräch Jesu mit einem Schriftgelehrten Markus 12, 28 bis 34. Übrigens ist der Fall, daß eine Volksreligion Weltreligion wurde, eben nur dieses eine mal eingetreten, sodaß sich also Harnack nicht korrekt ausdrückt, wenn er den unbestimmten Artikel gebraucht, anstatt zu sagen: die jüdische Volksreligion. Und auch das wäre noch nicht ganz genau; man müßte sagen: die dem jüdischen Volk gegebne Religion der Propheten. Das jüdische Volk hat weder die Reduktion noch die neuen Elemente angenommen. Harnack selbst schreibt: „Welche Kraftprobe aber hat die neue Religion im zartesten Kindesalter zu bestehn gehabt! [Wie dem Abraham wurde der jungen Gemeinde befohlen:] Gehe aus deinem Vaterlande und aus deiner Verwandtschaft in ein Land, das ich dir zeigen werde, und ich will dich zum großen Volke machen.

Der Islam iſt in Arabien entſtanden und überall arabiſche Religion geblieben; die Kraft ſeiner Jugend war auch die Kraft ſeines Mannesalters. Die chriſtliche Religion iſt faſt unmittelbar nach ihrer Geburt aus dem Volke vertrieben worden, dem ſie angehörte [anzugehören ſchien!]. Sie mußte ſogleich anfangs unterſcheiden lernen, was Kern und was Schale ſei."

Und dieſe Unterſcheidung war eine Lebensfrage! Weil der kleinſte Reſt jüdiſchen Volkstums das Chriſtentum unfähig gemacht hätte, Weltreligion zu werden, mußte die Scheidung durch einen ſcharfen Schnitt ſo vollzogen werden, daß jeder Zuſammenhang gelöſt wurde. Mutter und Tochter mußten einander haſſen. Wir haben die weltgeſchichtliche Notwendigkeit des Haſſes für Neubildungen zu ihrem Schutz vor Zurückbildung ſchon zweimal hervorgehoben: in Beziehung auf den Proteſtantismus in ſeiner Jugendzeit, und in Beziehung auf die junge Kirche dem Hellenentum gegenüber. Für deren Verhältnis zum Judentum gilt nun dasſelbe. Dieſes hat denn auch das Notwendige gründlich geleiſtet, wie jedermann aus den pauliniſchen Briefen und aus der Apoſtelgeſchichte weiß; beſonders charakteriſtiſch iſt die Geſchichte der Gefangennehmung des Paulus im 22. Kapitel der Acta, und hier wieder beſonders der 22. und 23. Vers. Weil er erzählt, Gott habe ihn zu den Heiden geſandt, ſchreien ſie: „Weg von der Erde mit einem ſolchen; es iſt nicht in der Ordnung, daß er noch lebt." Und weil ſie die römiſche Wache an den Mann, den ſie zerreißen möchten, nicht heranläßt, ſo reißen ſie ſich ſelbſt in ihrer Raſerei die Kleider vom Leibe und werfen Staub in die Luft. Sie haben, ſchreibt Harnack S. 40, „das Werk des Paulus unter den Heiden auf Schritt und Tritt zu hemmen geſucht; ſie haben die Maſſen und die Obrigkeit in allen Ländern aufgehetzt; ſie haben die furchtbaren Vorwürfe gegen die Chriſten, die ſchon im Zeitalter Trajans eine Rolle ſpielten, ſyſtematiſch und offiziell in die Welt geſetzt und die Verleumdungen über Jeſus aufgebracht; ſie haben den heidniſchen Chriſtenfeinden das literariſche Material geliefert; ſie haben, wenn nicht alles täuſcht, die neroniſche Chriſtenhetze inſpiriert [das wiederholt Harnack S. 381] und faſt überall bei den ſpätern blutigen Verfolgungen im Hintergrunde oder im Vordergrunde der Aktion geſtanden." Ihre Synagogen und Patriarchen ſandten „Apoſtel" mit Hetz- und Verleumdungsbriefen, auch mit Vollmachten zu Gewalttaten in alle Lande aus, ſodaß alſo, wie Harnack S. 41 und S. 239 bemerkt, Paulus, der auf ſeine Bitte vom Hohenprieſter mit ſolchen Briefen nach Damaskus geſchickt wurde (Apoſtelgeſchichte 9, 2), vor ſeiner Berufung zum chriſtlichen Apoſtolat ein Judenapoſtel geweſen iſt. In der Chriſtenverfolgung mögen die Juden einen Teil des Grimms entladen haben, den die gegen ſie ſelbſt in Umlauf geſetzten Verleumdungen erzeugt haben müſſen. Wer Hausraths Neuteſtamentliche Zeitgeſchichte geleſen hat, der weiß, daß der Judenhaß im Römiſchen Reiche viel allgemeiner verbreitet war als heute der Antiſemitismus, und daß die heute mehr theoretiſch gepflegte als im Leben wirkſame ariſche Raſſenabneigung gegen die Semiten harmlos erſcheint im Vergleich mit dem intenſiven Widerwillen und der tiefen Verachtung gegen die Juden, die damals das Volk überall ungeſcheut kundgab.

Die Chriſten vergalten nun zwar nicht die Verleumdung mit Verleumdung,

aber doch den Haß mit Haß. Die Heidenchristen gingen weit über den Standpunkt des Paulus hinaus, der wie Gott selbst dem erwählten Volke trotz seiner providentiell auf Jahrtausende verhängten Verstockung seine Liebe bewahrte. Sie erklärten die Juden für das gottloseste und von Gott verlassenste unter allen Völkern, für ein Teufelsvolk, für die Genossenschaft der Heuchler, die Synagoge des Satans; das auserwählte Volk seien sie überhaupt niemals gewesen. Über die Schwierigkeiten, die dieser Auffassung das Alte Testament bereitet, das doch die Heilige Schrift der jungen Christenheit war (ein neues Testament existierte noch gar nicht), half die allegorische Schriftdeutung hinweg. Am weitesten ist darin der Verfasser des dem Barnabas zugeschriebnen Briefes gegangen, der zu den Apostolischen Vätern gerechnet wird. Die Beschneidung, die Speisegesetze, die Opfer, alle Zeremonialgesetze sind nur allegorisch zu verstehn, und es war ein böser Engel, der ihnen eingegeben hat, solche Vorschriften wörtlich zu nehmen, die doch Paulus als eine pädagogische Maßregel gerechtfertigt hatte. (Aus der allegorischen Deutung der Speisegesetze im 10. Kapitel des genannten Briefes erfahren wir die wunderlichsten naturgeschichtlichen Kuriositäten.) Nachdem der Lösungsprozeß vollzogen war, kehrte man auf den Standpunkt des Paulus zurück. „Um das Jahr 140 war der volle Übergang der christlichen Mission zu den Heiden und die Loslösung von dem Judentum perfekt. Nur gelehrte Gegner unter den Griechen und die Juden selbst erinnerten die Christen daran, daß sie eigentlich Juden sein müßten. Eine jüdische Gegenmission hat es aber seit dem Falle Jerusalems — lokale Versuche ausgenommen — nicht mehr gegeben, vielmehr setzten sich die Christen in die Burgen der jüdischen Propaganda und der jüdischen Proselyten: Japheth bezog die Hütten Sems (1. Mose 9, 27), und Sem mußte weichen."

Zweierlei, war oben gesagt worden, gehörte dazu, die mosaische zur Universalreligion zu erweitern: die Reduktion auf ihren religiösen Kern, also die Abstreifung der zeitgeschichtlichen und der nationalen Hüllen, und die Aufnahme von neuen Elementen, durch die sie auf die andern Völker Anziehungskraft auszuüben vermochte. Über diesen Synkretismus, wie es Harnack nennt, und namentlich über die Aufnahme der Ergebnisse der griechischen Philosophie und des römischen Kultus ist bei andern Gelegenheiten schon genug gesagt worden. Harnack zitiert eine gut orientierende Stelle aus seinem Lehrbuche der Dogmengeschichte, die wir als Abschluß unsrer eignen Betrachtungen über den Gegenstand hersetzen wollen. „Drei große Religionssysteme haben seit dem Ausgange des dritten Jahrhunderts in Westasien und Südeuropa einander gegenübergestanden: der Neuplatonismus, der Katholizismus und der Manichäismus. Alle drei dürfen als die Endergebnisse einer mehr als tausendjährigen religiösen Entwicklung der Kulturvölker von Persien bis Italien bezeichnet werden. In allen dreien ist der nationale und partikulare Charakter der Religionen abgestreift; es sind Weltreligionen mit universalster Tendenz [d. h. sie erhoben den Anspruch, Weltreligionen zu werden, zwei davon sind solche jedoch nicht wirklich geworden] und mit Anforderungen, die in ihrer Konsequenz das gesamte menschliche Leben, das öffentliche und private, umgestalten. An die Stelle des nationalen Kultus ist hier ein System getreten, das Gotteslehre, Weltanschauung

und Geschichtsbetrachtung sein will und zugleich eine bestimmte Ethik und ein gottesdienstliches Ritual umfaßt. Formal sind sich also die drei Religionen gleich, und auch darin sind sie einander ähnlich, daß sich jede von ihnen die Elemente verschiedner älterer Religionen angeeignet hat. Ferner zeigen sie sich darin gleichartig, daß die Ideen der Offenbarung, der asketischen Tugend und der Unsterblichkeit in allen dreien in den Vordergrund treten. Dem Manichäismus fehlt jedoch das hellenische Element, dem Katholizismus das chaldäisch-persische fast ganz [leider ist dieses in der Gestalt des Teufels- und Hexenglaubens später in der Kirche beider Konfessionen mächtig geworden]. Überlegen aber sind sie beide dem Neuplatonismus schon deshalb, weil dieser keinen Stifter besessen hat [und mehr Philosophie als Religion war]; er hat deshalb keine elementare Kraft entfaltet und den Charakter einer künstlichen Schöpfung nicht verloren. Der Katholizismus aber ist wiederum — von seinem religiösen Inhalt noch abgesehen — dem Manichäismus überlegen, weil in ihm der Stifter nicht nur als Offenbarungsträger, sondern auch als die persönliche Erlösung und als Sohn Gottes verehrt wird." (Wenn er nicht beides wäre, würde das Verehrtwerden nicht viel genutzt haben.) Der Synkretismus hat sich bekanntlich nicht auf die Aneignung philosophischer und theologischer Gedanken beschränkt. „Heilige und Nothelfer, also Halbgötter, dringen in die Kirche ein; Lokalkulte und lokale heilige Stätten werden gegründet; aufs neue werden die verschiednen Lebensgebiete an Schutzgeister verteilt; die alten Götter ziehn ein, nur mit neuen Masken; rauschende Jahresfeste werden gefeiert; Amulette und Sakramentalien, Reliquien und heilige Knochen werden begehrenswerte Gegenstände. Die Religion, einst als streng geistige jede Materialisierung verbietend und bekämpfend, materialisiert sich in jeder Beziehung. Sie hat die Welt und die Natur getötet, nun aber beginnt sie, sie wiederzuerwecken, freilich nicht die ganze, sondern Partikeln und Ausschnitte, und zwar die häßlichen. Die Wunder in den Kirchen werden zahlreicher, äußerlicher und plumper. Diese Kirche hat in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts missioniert, und sie hat gesiegt; aber hätte man sie vor Gericht gefordert und sie gefragt, mit welchem Rechte sie die Neuerungen zugelassen habe, so hätte sie antworten können: Ich bin unschuldig; denn ich habe nur Keime zur Entfaltung gebracht, die man in mich eingesenkt hat von Beginn meines Daseins an! [Das scheint den Vorgang doch ein wenig schief darzustellen.] Den übrigen Religionen hat erst diese Religion den Boden entzogen [also hätte es die Religion Jesu in ihrer ursprünglichen Reinheit nicht vermocht], und ihre Religionsphilosophie hat als Kulturmacht die antike Philosophie ersetzt. Aber das, was der christlichen Religion damals zum Siege verholfen hat, verbürgt nicht die Dauer dieses Sieges in der Geschichte. Diese Dauer ruht vielmehr auf den einfachen Elementen, auf der Predigt von dem lebendigen Gott als dem Vater und auf dem Bilde Jesu Christi. Sie ruht eben deshalb auf der Fähigkeit, jenen gesamten Synkretismus auch wieder abzustreifen und sich mit andern Koeffizienten zu verbinden. Damit hat die Reformation den Anfang gemacht," wird aber damit nicht zu Ende kommen, soweit die alten Koeffizienten in unaustilgbaren nationalen Eigentümlichkeiten oder in den Bedürfnissen einer niedrigen Bildungsstufe wurzeln.

Und die Aufnahme des volkstümlichen Aberglaubens und der Volksbräuche hat doch das Wesen des Christentums nicht zerstört und seine Bestimmung nicht vereitelt. „Diese Kirche wirkt durch ihr bloßes Dasein missionierend, weil sie als der zusammenfassende Abschluß der bisherigen Religionsentwicklung erscheint. In diese Kirche gehörte die Menschheit am Mittelmeerbecken um das Jahr 300 einfach hinein, sofern ihr Religion, Sittliches und höhere Erkenntnis überhaupt Werte waren. . . . Die christliche Religion ist von Anfang an mit einer Universalität aufgetreten, kraft deren sie das ganze Leben in allen seinen Funktionen mit seinen Höhen und Tiefen, seinen Gedanken, Gefühlen und Taten mit Beschlag belegte. Das sicherte ihr den Sieg. Daß der Jesus, den sie verkündigte, der Logos sei, die Weltvernunft, das war der kräftigste und deutlichste Ausdruck ihrer Universalität. Von hier aus empfängt auch die Einbeziehung des Hellenismus in ihr Lehrgebäude eine neue Beleuchtung und erscheint fast [dieses »fast« würden wir weglassen] als etwas notwendiges. Sünde und Schmutz hielt sie fern; aber sonst hat sie sich selbst mit allem ausgebaut, was des Lebens noch irgend fähig war: neben sich hat sie es zertreten, in sich hat sie es konserviert. Und diese Religion hätte nicht siegen sollen? Neben andern konnte sie auf die Dauer nicht bestehn, und untergehn konnte sie noch weniger. Also mußte sie siegen. Alle Umstände, die zu ihrer Verbreitung gewirkt haben, wären als einzelne unwirksam gewesen ohne die Propaganda, die sie dadurch übte, daß sie sich von Paulus zu Origines selbst entwickelte und dabei doch mit Entschiedenheit allen Polytheismus und Götzendienst von sich ausschloß."

Harnacks quellenmäßige Darstellung erhebt die beiden Tatsachen über jeden Zweifel, daß trotz der mit der Ausdehnung fortschreitenden Verweltlichung und Materialisierung der Kirche ihre Angehörigen in sittlicher Beziehung über dem Durchschnitt der Heiden gestanden haben, und daß die von ihr begründete Sozialpolitik, ihre organisierte Armen- und Krankenpflege (zur Armenpflege gehörte auch der Arbeitnachweis) den Ruhm verdient, den sie bei den Gläubigen genießt. Von großem Gewicht ist das schon erwähnte (wie es scheint, den Gelehrten erst vor kurzem bekannt gewordne) Zeugnis des Galenus. Nachdem er von der paraboliſchen Lehrweise der Christen gesprochen hat, fährt er fort: „Diese Leute benehmen sich mitunter als echte Philosophen. Daß sie den Tod verachten, wissen wir ja alle aus eigner Anschauung, ebenso, daß sie aus frommer Scheu auf die sexuellen Genüsse verzichten; es gibt unter ihnen Frauen und Männer, die ihr ganzes Leben lang Enthaltung üben. In der Selbstbeherrschung und Rechtschaffenheit nehmen es manche von ihnen mit den wirklichen Philosophen auf." Da Harnack die Vorzüge und Leistungen der Kirche der ersten Jahrhunderte, die er ja selbst die katholische nennt, so unbefangen würdigt, kann er auch dem mittelalterlichen und dem heutigen Katholizismus gerecht werden, was das orthodoxe Luthertum, das übrigens unter den Gelehrten wohl nicht mehr viele Vertreter hat, natürlich nicht kann. Harnack setzt damit nur die Arbeit der von Herder eingeleiteten echt protestantischen (nicht lutherischen oder kalvinischen) Philosophie und Geschichtsforschung fort, deren Charakter die von beiden Seiten verschuldeten konfessio-

nellen Streitigkeiten der letzten dreißig Jahre einigermaßen getrübt haben. Von Harnack hat die Kölnische Volkszeitung die historische Gerechtigkeit wiederholt anerkannt. Aus dieser Erkenntnis erwächst aber ihren Mitarbeitern und allen wissenschaftlich gebildeten deutschen Katholiken die Ehrenpflicht, auch ihrerseits gerecht zu urteilen und solchen Fanatikern, auch wenn sie, wie Herr Korum in Trier, Bischöfe sind, entschieden abzusagen, die den evangelischen Glauben immer noch als eine Ketzerei und jede Berührung mit Protestanten als eine Vergiftungsgefahr behandeln. (An diesem Urteil über Herrn Korum würde es auch nichts ändern, wenn die Trierer Katholiken, wie sie behaupten, begründete Paritätsbeschwerden haben sollten; die Abstellung solcher muß in zivilisierten und landesüblichen Formen angestrebt werden, nicht mit Maßregeln, die allenfalls vor 250 Jahren als ordnungsgemäß gelten konnten.)

Bismarck

in Varnhagen von Enses Tagebüchern (1835 bis 1858). 14 Bände

Nebst einem Ausspruche Bismarcks über diese Tagebücher

21. April 1849. (Bericht über die Sitzung der zweiten Kammer.) „Hr. von Bismarck-Schönhausen in seiner Stellung nicht ohne Talent." (T. 6. B. S. 133.)

2. Februar 1850. „Artikel in der Kreuzzeitung: Unsere Lage. (Von Bismarck-Schönhausen.) Heftige Ausfälle gegen den Mann, der an allem Schuld ist; nicht Graf Arnim, der sei ein blindes Werkzeug, sondern der Mann, welcher — man glaubt es sei der König selbst gemeint, aber die Rede biegt ab und läßt sich etwas auf Radowitz deuten! Ein Mitverbündeter, ein Mitarbeiter wird so preisgegeben?" (T. 7. B. S. 48.)

3. Februar 1850. „Der Artikel in der Kreuzzeitung (von Bismarck-Schönhausen) ist gegen Bodelschwingh gerichtet. Prinz Friedrich von Preußen versichert, General von Prittwitz habe ihm selbst gesagt, daß Bodelschwingh den Befehl zum Abzug der Truppen am 19. März gegeben, das heißt ausgefertigt habe. Eigentlich geht alles gegen den König selbst." (T. 7. B. S. 49. 50.)

8. Februar 1850. „Die scharfen kleinen Artikel der Kreuzzeitung sind von Herrn von Bismarck-Schönhausen. —" (T. 7. B. S. 55.)

18. Februar 1850. „Die zweite Kammer macht doch noch Häkeleien wegen des Preßgesetzes, und Graf von Schwerin greift die Kreuzzeitung an, die von Bismarck-Schönhausen vertheidigt wird, — er schreibt nämlich für sie. —" (T. 7. B. S. 70.)

29. April 1850. (Bericht über die Sitzung des deutschen Parlaments in Erfurt.) „Noch zuletzt der elende Streit des Präsidenten Simson und des Herrn von Bismarck-Schönhausen gegen die Zeitungsberichter und deren öffent-

liche Erklärung! Jene beiden Herren haben nicht nur völlig Unrecht, sondern ihr Benehmen ist albern und lächerlich. — Kläglicher als dieser Handel kann nichts sein. —" (T. 7. B. S. 152.)

15. Juli 1850. „Die Neue Preußische Zeitung hat Spottlieder gegen Hannover und Sachsen. Gerlach, Bismarck, Pierfig, Huber, Goedsche, Leo, — wer ist der Poet unter diesen Gesellen?" (T. 7. B. S. 248.)

3. August 1850. (Über die Verlogenheit des Kreuzzeitungsschreibers Goedsche.) „Die unverschämte Lüge ist da! Recht gut, freut euch, ihr Gerlach's, Bismarck's, und wie ihr alle heißt, des würdigen Partheigenossen!" (T. 7. B. S. 273.)

5. Dezember 1850. „Die Kreuzzeitung ist gemein und pöbelhaft, und in ihrer grenzenlosen Hoffahrt ebenso niederträchtig. Leopold von Gerlach, Bismarck-Schönhausen, Graf von Krassow und Andre dieser Art sind fleißige Mitarbeiter nebst Goedsche, Huber, Stahl. Eine kleine Parthei, die aber am Hofe mächtig ist, die den König haßt und ihn einschüchtert und beschmeichelt." (T. 7. B. S. 443.)

15. Januar 1851. „Herrn von Hänlein gesprochen. Herr von Bismarck-Schönhausen hat ihm gesagt, der Minister müsse die Kammern auflösen, sie seien gar zu widerspenstig! Diese gefügigen Lumpenkammern, deren Opposition aus Betrübniß weint, daß sie Opposition ist! Diese Beamtenkammern, diese Schweinställe, wie Herr von * — selbst eines der Schweine — sie zu nennen pflegt!" (T. 8. B. S. 22.)

7. Februar 1851. „Man sagt, der König habe schon daran gedacht, sein Ministerium zu wechseln, aber er finde keine Leute, die ihm lieb seien — —" „Reactionair soll das Ministerium sein, aber ohne andre Farbe, als in der persönlichen Ergebenheit, die findet er in der Kreuzzeitungsparthei am wenigsten, die Herren von Gerlach, Goedsche, Bismarck-Schönhausen, Wagener, Kleist-Retzow usw. haben sich starker Angriffe auf den König schuldig gemacht ..." (T. 8. B. S. 51. 52.)

8. Februar 1851. „Denn jesuitisch sind sie wohl, unsere Gerlach's, Goedsche's, Huber's, Bismarck's, Kaiser usw., aber Jesuiten nicht, so wenig wie Affen Menschen." (T. 8. B. S. 53.)

14. Februar 1851. „Die zweite Kammer bewilligt Einkommen- und Klassensteuer. Bismarck-Schönhausen sagt ihr dabei in's Gesicht, sie vertrete nichts. Der Präsident weist ihn zur Ordnung ..." (T. 8. B. S. 60.)

25. Februar 1851. „Die Rundschau der Kreuzzeitung wünscht einiges demokratische Element in den Kammern, um die Aristokraten, die ihr zu lau sind, zu stacheln. Sie jammert sehr über Österreich, und dieselben Leute, die vor längerer Zeit scharf und treffend schrieben, bringen jetzt nur dummes Zeug zu Markte. Gerlach, Bismarck-Schönhausen, Stahl, Huber, — Goedsche nicht zu vergessen! —" (T. 8. B. S. 77.)

12. März 1851. (Bericht über eine Flugschrift gegen Goedsche.) „Der Schust erklärt heute in der Kreuzzeitung ... es für seine Pflicht, bis zur richterlichen Entscheidung seine persönliche Sache von der Sache der Zeitung zu trennen ... Die Herren scheinen sich endlich der Gemeinschaft zu schämen,

aber zu spät! Die Namen Gerlach, Bismarck, Ohm, Krassow, Huber, Goedsche, Stahl usw. sind fest verbunden! Sie wußten's schon lange, daß sie Schuste unter sich hatten. —" (T. 8. B. S. 97. 98.)

19. März 1851. „Eine zweite Abtheilung der Schrift gegen Goedsche ist erschienen und enthält arge Dinge ... Was sagen die andern Freunde Goedsche's, die Herren von Gerlach, Stahl, Huber, von Bismarck, Graf von Krassow usw. dazu?" (T. 8. B. S. 105. 106.)

23. März 1851. „An der Kreuzzeitungsparthei ist gar nichts, auch hier stehen die talentlosen, die bloß dreisten und übermüthigen Mitglieder voran, die Bismarck-Schönhausen, die Kleist-Retzow, nun gar ein Buddenbrock!" (T. 8. B. S. 110.)

18. April 1851. „Der Gesandtschaftsposten beim Bundestage ist unter der Hand dem Herrn von Bismarck-Schönhausen angetragen worden; er hat geantwortet, so lange Manteuffel Minister sei, nein! So wird erzählt. Ganz so wird es wohl nicht sein. —" (T. 8. B. S. 143.)

22. April 1851. „Die Neue Preußische Zeitung empfiehlt fortwährend auf das nachdrücklichste ihren Mann für den Posten eines Bundesgesandten. Daß sie den Herrn von Bismarck-Schönhausen meint, ist nun wohl ausgemacht, und alle früheren Angaben sind hiernach zu berichtigen." (T. 8. B. S. 147.)

24. April 1851. „Alle Mittwoch versammeln sich beim General Grafen von Finckenstein eine Anzahl von Personen zum Thee, sie nennen sich selber den reactionairen Thee. Gerlach's, Stahl, Adolph von Kleist, Bismarck-Schönhausen usw. finden sich dort regelmäßig ein ..." (T. 8. B. S. 149. 150.)

27. April 1851. (Wuth der Junkerparthei gegen die Unruh'sche Schrift.) „Warum schreiben nicht die Herren von Gerlach, die doch so schöne Rundschauen machen, warum nicht Herr von Bismarck-Schönhausen, nicht Herr von Kleist-Retzow?" (T. 8. B. S. 154.)

30. April 1851. „Herr von Bismarck-Schönhausen wird dem Herrn von Rochow beigegeben in Frankfurt am Main, man weiß nicht, ob als Lehrling oder als Aufpasser. Der Minister ist also so weit, daß er seine Feinde anstellen muß!" (T. 8. B. S. 157.)

6. Mai 1851. „Der Zuschauer der Kreuzzeitung wird wieder recht gemein und frech. Die Parthei zeigt sich in ihrer ganzen Roheit. Sie freut sich der Anstellung des Herrn von Bismarck-Schönhausen. Sie vergißt nur dabei, daß dieser durch seine Anstellung ein Untergebener, ein abhängiger Diener des Ministers geworden ist, dem er bisher als Gegner die Spitze bot." (T. 8. B. S. 164.)

10. Mai 1851. „Herr von Kleist-Retzow wird Regierungspräsident. Er wie Bismarck duckt unter in die Bureaukratie!" (T. 8. B. S. 168.)

29. Juli 1851. „Der Minister von Manteuffel zeigt starke Neigung, den Herrn von Bismarck-Schönhausen in seiner jetzigen untergeordneten Stellung zu belassen, sodaß entweder Rochow noch längere Zeit in Frankfurt am Main bliebe, oder der ehemalige Justizminister Uhden — den die Königin so gern hat, — Bundesgesandter würde. Die Parthei ist sehr aufgebracht, und speit Feuer und Flammen." (T. 8. B. S. 276.)

10. September 1851. „Herr von Bismarck-Schönhausen ist am 23. August als wirklicher Bundesgesandter aufgetreten. Rochow geht ab. Ein Dummer für den andern. Aber es geht recht gut!“ (T. 8. B. S. 327.)

29. September 1851. „Der König muß alles, was er gethan, zurückthun! Ob er ein Gefühl davon hat? Bismarck-Schönhausen, Werkzeug der Schande Preußens! — Was die Provinzen dazu sagen werden? Sagen nichts. Aber die Zukunft!“ (T. 8. B. S. 354.)

6. October 1851. „Preußen hat seine Ostseeprovinzen mit schimpflicher Hast und wie in drängender Noth aus dem Bund herausgezogen, der Gesandte von Bismarck hat erklärt, Preußen werde sich an die Abstimmung der Bundesglieder nicht kehren, sondern die Sache thun. Wirklich, ein elendes Ausscheiden, wie in Angst und Noth, es möchte einem sonst übel gehen!“ (T. 8. B. S. 363.)

30. November 1851. „Den Geh. Legationsrath von Gruner, der jetzt seinen Abschied genommen, fragte jemand, wieso er es über sich habe gewinnen können, mit Bismarck-Schönhausen an den Bundestag zu gehen? Er sagte, er habe es aus Pflichtgefühl gethan, es sei niemand anders da gewesen, der etwas von den deutschen Sachen gewußt. Er habe jedoch für seinen guten Willen hart gebüßt, und es endlich vor Ekel. nicht mehr aushalten können; diese Erniedrigung Preußens, dieses im Staube liegen, diese Unterwürfigkeit gegen Österreich, alles übersteige jede Vorstellung.“ (T. 8. B. S. 448.)

25. Dezember 1851. „Der Graf von Alvensleben und Herr von Bismarck-Schönhausen behandeln den Minister Manteuffel wie einen Bedienten; er nimmt es demüthig hin. Bismarck hat ihn erst kürzlich ernsthaft heruntergemacht wegen der Dummheiten, die er durch Ryno Quehl schreiben läßt.“ (T. 8. B. S. 488.)

15. Januar 1852. „Herrn Bismarck-Schönhausen wird es als ein großes und feines Stück angerechnet, daß er, weil Graf Thun ihn im Schlafrock empfangen, den Besuch von diesem im Garten angenommen und eine Cigarre dabei geraucht hat! — Großer Staatsmann! — Hier sagt man, Bismarck habe bei dem Streit im Bundespalast von Thun eine Ohrfeige bekommen; was nicht wahr ist.“ (T. 9. B. S. 21. 22.)

17. Februar 1852. „Es ist auch die Rede, daß Herr von Bismarck-Schönhausen nicht Bundesgesandter bleiben könne.“ (T. 9. B. S. 72.)

20. März 1852. (Bericht über die Sitzung der zweiten Kammer.) „Bismarck-Schönhausen will die Städte, wenn sie sich wieder empören, von dem Erdboden vertilgen, was aber nur ein schallendes Gelächter hervorruft. Vincke verspottet ihn wegen seines Witzes, seiner diplomatischen Erfolge usw. . . . Natürlich bewilligt die Mehrheit alles Geforderte! Doch sind Worte und Bemerkungen gefallen, die kein Bismarck-Schönhausen vertilgt!“ (T. 9. B. S. 125.)

22. März 1852. „Spitze Reden zwischen Bismarck-Schönhausen und Vincke, ersterer bekommt scharfe Stiche und wird lächerlich gemacht; auch mit Harkort hat Bismarck einen Strauß. Man erwartet Zweikämpfe. Der hohe Ton, den sich Bismarck herausnimmt, paßt nicht zu seinen vielen erlittenen Niederlagen.“ (T. 9. B. S. 127.)

26. März 1852. „Bismarck-Schönhausen, die brennende Cigarre, bekommt den Beinamen Poliorketes, der Städtevertilger. — Er soll gestern mit Harkort einen Zweikampf gehabt haben, bei dem aber niemand verwundet wurde. (Der Zweikampf war mit Vincke. Sie wechselten zwei Kugeln, worauf Bismarck-Schönhausen erklärte, er habe sich übereilt. Herrn Harkort hatte er schon früher durch eine Ehrenerklärung zufriedengestellt. Vincke hatte seinen Namensvetter, den Olbendorfer, zum Sekundanten, Bismarck einen Stolberg.)“ (T. 9. B. S. 133.)

27. März 1852. „Vortrefflicher Kladderadatsch! Bismarck-Schönhausen wird in allen Richtungen verlächerlicht.“ (T. 9. B. S. 136.)

28. März 1852. „Die Blüthe unsrer Diplomaten besteht am Bundestag aus Bismarck-Schönhausen, in St. Petersburg aus Theodor von Rochow.“ (T. 9. B. S. 138.)

31. März 1852. „Der König ist wüthend ergrimmt gegen die Kreuzzeitungsparthei ... Er schimpft auf sie, — aber — die Gerlachs bleiben, Bismarck-Schönhausen bleibt usw.“ (T. 9. B. S. 143. 144.)

3. April 1852. „Der Präsident Bloch war steif und fest der Meinung, der Sommer werde Krieg bringen; plötzlich nahm er die entgegengesetzte an. Darüber gefragt, sagte er: »Hat doch Herr von Bismarck in der Kammer gesagt, es wird Krieg! So'n Beheime kann doch nicht recht haben?«“ (T. 9. B. S. 149.)

7. Juni 1852. „Herr von Bismarck-Schönhausen ist aus Frankfurt am Main hierher berufen und darauf nach Wien geschickt worden. Nach Wien, nicht nach Olmütz, aber im Sinne gleichbedeutend, es wird neue Schande für Preußen geben.“ (T. 9. B. S. 243.)

8. Juni 1852. „Bismarck-Schönhausen nach Wien gesandt, damit er am Bundestage unschädlich werde und in Wien sich die Finger verbrenne; das, meint man, sei Manteuffels Absicht.“ (T. 9. B. S. 245.)

8. Juli 1852. „Herr von Bismarck-Schönhausen ist von Wien zurück und hat nichts mitgebracht als Höflichkeiten. Ausgerichtet hat er nichts. Weder war die Sache darnach, noch der Mann, wie konnte man irgend einen Erfolg hoffen!“ (T. 9. B. S. 284.)

11. Juli 1852. „Daß Bismarck-Schönhausen in Wien auch gar nichts ausgerichtet, wird jetzt von allen Seiten eingestanden. Die Parthei merkt es endlich, daß man ihn absichtlich für die Sendung ausgewählt, weil sie eine vergebliche sein würde. Er fand sich, mit Neulings-Ehrgeiz, geschmeichelt und war gefoppt. Der König möchte sie alle unter die Füße treten.“ (T. 9. B. S. 287.)

10. August 1852. „Wenn nicht alle Zeichen trügen, so hat die Kreuzzeitung ihren Höhepunkt schon überschritten und geht stark abwärts. Das Junkerthum der märkischen und pommerschen Ritterschaft hält nicht lange Stand; die Zeit ist schon vorüber, wo ein solcher Rothfrack und Aristokratenbart als Gebieter auftrat, und Bismarck-Schönhausen und Kleist-Retzow den glücklichen Sprung in hohe Ämter machten. Die Minister fürchten sich nicht mehr vor ihnen, der König noch weniger, im Militär bedeuten sie nicht viel, und vor der Demokratie sind sie völlig null. Ränke und Schleichwege sind wieder ihre

Zuflucht, und nehmen sie das Maul zu voll, so schlägt man ihnen drauf. Sie lebten von der Revolution, sowie diese weniger sichtbar ist, müssen sie abzehren, verhungern." (T. 9. B. S. 326.)

6. September 1852. „Heute gesteht die Kreuzzeitung ein, daß Preußen im Auslande sehr an Achtung und Ansehen verloren habe, und in Deutschland entschieden nur die zweite Stelle einnehme; dies komme daher, daß es nur Österreich in dessen plumper Reaction und noch ungeschickt nachgeahmt habe, es sei Österreich nicht gewachsen usw. Diese mittelbare Anklage des Königs und der Minister ist die Folge des doch noch verbissenen Grolles gegen beide, die nicht fortfahren, die Bismarcks und Retzows der Parthei zu hohen Posten zu erheben, sondern im Gegenteil wieder einen Radowitz hervorsuchen." (T. 9. B. S. 361.)

5. September 1853. „Man sagt mir, alles sei vorbereitet, um in Preußen baldigst ein neues Ministerium einzusetzen, Bismarck-Schönhausen soll Präsident desselben werden." (T. 10. B. S. 250.)

7. November 1853. „Die Neue Preußische Zeitung beginnt mit einem heftigen Ausfall gegen den österreichischen Bundestagsgesandten Freiherrn von Prokesch ... Man sieht, wie der preußische Bundestagsgesandte Herr von Bismarck-Schönhausen mit ihm steht." (T. 10. B. S. 336.)

5. Januar 1854. „Als Herr von Bismarck-Schönhausen nach Frankfurt am Main als Bundestagsgesandter kam, bemerkte er sehr mißfällig, daß die preußischen Geldgeschäfte durch Rothschild besorgt würden, und er verlangte, daß es durch Bethmann geschehen solle. Der Jude war ihm verhaßt; er machte eine Gesinnungssache daraus, mit diesem nichts zu thun haben. Die Behörden in Berlin wollten aber seine Weisungen nicht annehmen. Nach einiger Zeit bemerkte man, daß Herr von Bismarck seine Besoldung durch Rothschild beziehe, daß er dies Haus warm empfehle, und in großer Vertraulichkeit mit den Häuptern desselben verkehre." (T. 10. B. S. 400.)

2. März 1854. „Großes Aufgehebe wegen des Entschlusses des Königs, nicht mit Rußland, sondern mit England und Österreich zu gehen, und mit Frankreich. Der Entschluß ist noch nicht so ganz vollständig ... auch hofft die Kreuzzeitungsparthei — Kleist-Retzow, Gerlach, Bismarck-Schönhausen usw. — noch immer ihn umzustoßen." (T. 10. B. S. 455.)

7. Mai 1854. „Manteuffels Wirksamkeit soll sehr beschränkt werden, durch Dohna und durch Bismarck-Schönhausen, der eben hier angekommen ist." (T. 11. B. S. 69.)

8. Mai 1854. „Manteuffel soll zwar Ministerpräsident bleiben, aber die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten an Bismarck-Schönhausen abgeben. Das wird schön werden!" (T. 11. B. S. 61.)

31. August 1854. „Unsre preußischen Russen, Stahl, Gerlach, Bismarck, Königsmarck und wie die Schaar von Junkern und Höflingen sonst heißen mag, sind nicht einmal eigentlich russisch gesinnt, denn sie wollen keine Kaiserherrschaft, so wenig sie Volksherrschaft wollen, sondern ihr Zweck ist Adelsherrschaft, Oligarchie; sie würden entsetzlich gestraft sein, unter russische Herrschaft zu kommen, wo der vornehmste Fürst ein rechtloser Sklave ist vor dem Kaiser. Sie sind russisch, weil sie sich auf eine auswärtige Macht stützen müssen,

Digitized by Google

die das Vorurtheil der Könige für sich hat, und Rußland für ihre Heuchelei am bequemsten ist. Diese Parthei ist bei dieser Bewandtniß der Dinge nur um so nichtswürdiger, um so verwerflicher, weil ihr schändliches Treiben nicht einmal Ernst, sondern nur Lüge und Verrath ist." (T. 11. B. S. 210. 211.)

7. September 1854. „Preußen war vielleicht nie so arm an Leitern und Führern wie gerade jetzt! Kein gesunder Kopf ist vorhanden, kein Staatsmann, der nur über das Mittelmäßige wäre, die meisten sind tief drunter. Und welche Diplomaten! Die trübseligsten aller Schächer!" (T. 11. B. S. 221.)

13. September 1854. „Der Bundestagsgesandte Herr von Bismarck-Schönhausen führte hier die wohlfeile Klage, daß unsere diplomatischen Schriftstücke so jämmerlich abgefaßt würden, und uns überall Schande machten. Herr von Manteuffel nahm ihn beim Wort, und ersuchte ihn, selber eine jetzt eben nöthige Depesche abzufassen. Bismarck mußte wohl oder übel dran gehen, und lieferte die vom 3. September, die unter allen schlechten die schlechteste geworden, und nun auch nur verächtlich die Bismarcksche heißt." (T. 11. B. S. 231.)

25. Januar 1855. „In Frankfurt a. M. offener Streit zwischen Österreich und Preußen! Bismarck-Schönhausen gegen Prokesch-Osten! Wenn Preußen nicht nachgiebt — warum sollt es nicht? es ist dessen ja gewohnt —, so wird der Bund gespalten . . ." (T. 11. B. S. 410.)

27. Januar 1855. „Auf die preußischen Diplomaten wurde geschimpft, auf ihre Unfähigkeit, Unwissenheit, Schwäche. Zugegeben, es ist eine armselige Zucht, eine jämmerliche Gesellschaft." (T. 11. B. S. 414.)

17. März 1855. „Der Moniteur in Paris erklärt, daß Preußen die von seinem Bundestagsgesandten ausgesprochenen Worte, die gegen Österreich hemmend, und drohend gegen Frankreich waren, mißbilligt hat, es denke an keine Frontstellung gegen Frankreich, an keine Bewaffnung der Bundesfestungen. Dem Herrn von Bismarck-Schönhausen und dem General von Reitzenstein kann es wenig gefallen, sich so aufs Maul geschlagen zu sehen!" (T. 12. B. S. 6.)

21. März 1855. „Manteuffel hat eine Depesche ergehen lassen, worin er der Angabe des Moniteurs, Bismarck-Schönhausen sei mißbilligt und getadelt worden, widerspricht, auch verneint, daß Preußen solche Anträge gestellt habe, wie dort behauptet worden. Trügerischer Wortschein! Setzt man statt Anträge »Äußerungen«, und sagt genauer, Preußen habe in Paris verneint, was Bismarck-Schönhausen in Frankfurt a. M. geäußert, so ist alles wahr und richtig." (T. 12. B. S. 11. 12.)

26. Januar 1856. „Man will hier wissen, Österreich sucht mit Hülfe Frankreichs eine stärkere Stellung im Deutschen Bunde zu erlangen, ein noch entschiedneres Vorherrschen, als jetzt schon stattfindet. — Man fürchtet, weder Manteuffel noch Bismarck-Schönhausen werden den schwierigen Umständen gewachsen sein." (T. 12. B. S. 371.)

23. Mai 1858. „Sollten einst unsre diplomatischen Depeschen gedruckt werden, da würde man die ganze Erbärmlichkeit unsrer Minister sehen! Und andre Minister kann diese Regierung nicht haben." (T. 14. B. S. 278.)

* * *

In seinem Buche „Graf Bismarck und seine Leute“ verzeichnet Moritz Busch unter dem 5. Dezember 1870 in Versailles nachstehende Äußerungen Bismarcks über Varnhagen von Ense und dessen „Tagebücher“ (Ausgabe von 1884, II. Band, Seite 79):

— — „Das hinderte nicht, daß er (Alexander von Humboldt) hernach mit Varnhagen über den Hof räsonnierte und allerlei schlechte Geschichten von ihm erzählte. Varnhagen hat dann Bücher daraus gemacht, die ich mir auch gekauft habe. Sie sind erschrecklich teuer, wenn man die paar Zeilen bedenkt, die eins großgedruckt auf der Seite hat.“

Keudell meinte, aber für die Geschichte wären sie doch nicht zu entbehren.

„Ja — erwiderte der Chef —, in gewissem Sinne. Im einzelnen sind sie nicht viel wert, aber als Ganzes sind sie der Ausdruck der Berliner Säure in einer Zeit, wo es nichts gab. Da redete alle Welt mit dieser malitiösen Impotenz!“ — „Es war eine Welt, die man sich ohne solche Bücher jetzt gar nicht mehr vorstellen kann, wenn man sie nicht selber gesehen hat. Viel auswendig, nichts Ordentliches inwendig.“

Georg Böttticher

Vom Hohenstaufen zum Hohenzollern

Eine Fußwandrung

(Schluß)

Wenn man das Steinlachtal aufwärts von Tübingen zum Hohenzollern wandert, ist es nicht ohne Interesse, sich zu erinnern, daß dies die alte Heerstraße nach der Schweiz ist, die vor hundert Jahren auch Goethe einschlug, und über die er in seiner „Reise in die Schweiz“ manche scharfen, auch jetzt zum Teil noch zutreffenden Bemerkungen niedergelegt hat. Als er die Grenze von Württemberg und Hohenzollern überschreitet, erkennt er das alsbald an der großen Verschlechterung der Wege; tatsächlich ist damals und auch noch lange nachher die Verwaltung in Württemberg viel besser gewesen, jetzt ist ein Unterschied nicht mehr bemerkbar. Auch Goethe findet das Landschaftsbild, das der Hohenzollern mit seiner nächsten Umgebung bietet, entzückend; man gewinnt den Überblick verhältnismäßig spät, erst von der letzten Anhöhe von Hechingen, mit der Bahn kommend erst unmittelbar vor der Einfahrt in den Bahnhof. Um so mächtiger und überraschender ist dann aber der Eindruck. Zur Linken zieht sich waldbewachsen der Höhenzug der Alb; im Vordergrunde liegt, sich an einem Abhang hinaufziehend, freundlich die alte Stadt Hechingen mit dem eigentümlichen Turmhelm ihrer Pfarrkirche, und dahinter schließt das Bild ganz freistehend der sich auf breiter Basis schlank aufbauende Kegel des Hohenzollern, gekrönt von seiner prächtigen, turmreichen Burg. Charakteristisch und reizvoll für das Bild ist auch das Kirchlein Mariazell, das in dem Sattel zwischen dem Zollern und dem Gebirgsstock mit seinen hellen Wänden gar

freundlich aus dem Waldesgrün herausleuchtet. Auf dem Wege durch die Stadt findet man auf der Starzelbrücke einen heiligen Nepomuk, der schon Goethe darüber beruhigte, daß ihn auf dem schlechten Wege kein Unfall treffen werde. Sodann rühmt auch Goethe, allerdings mit einem scharfen Seitenhieb, die hellen, lichten Verhältnisse der Pfarrkirche, sodaß sich ein kurzer Besuch wohl lohnt. Das merkwürdigste darin ist eine Reliefgrabplatte des Grafen Eitelfriedrich des Zweiten und seiner Gemahlin Magdalene von Brandenburg, ein hervorragendes Kunstwerk des Nürnberger Meisters Peter Vischer. Ursprünglich war es die obere Platte eines großen Grabmonuments, das mitten im Chor stand und von acht Engeln flankiert wurde, deren schöne Ausführung in den Chroniken besonders gerühmt wird. Später wurde es, Platz zu gewinnen, abgebrochen, und die Platte in die Seitenwand der Kirche eingelassen; die Engel aber wurden zu Leuchtern umgegossen. Wieviele solcher Leuchter man wohl jetzt für einen dieser Engel bekäme, wenn sie erhalten geblieben wären?

Von Hechingen führt ein angenehmer Fußweg über die Heilige Kreuzkapelle direkt durch den Wald zur Spitze des Zollern. Auf dem Wege ist es eigentümlich, zu beobachten, wie sich die Burg, die zunächst so zierlich von oben herabschaut, allmählich reckt und dann mächtig in die Höhe wächst, je mehr man sich ihr nähert, bis man dann endlich vor ihrem Eingang steht, dem Adlertor. Kraftvoll und stolz baut es sich auf; die Füllung des gotischen Spitzbogens ziert ein Reliefreiterbild des Kurfürsten Friedrich des Ersten von Brandenburg; hoch darüber prangt der preußische Adler mit dem von Friedrich Wilhelm dem Vierten stammenden Wahrspruch: Vom Fels zum Meer. Der Spruch zeigt nicht nur den Weg, den die Herrschaft der Hohenzollern gegangen ist, sondern auch die wesentlichste Grundlage ihrer Macht: Festhalten an dem Fels der Heimat — und doch auch das Hinausstreben bis an und über das Meer. Friedrich Wilhelm der Vierte ist es auch, dem die Burg ihren Wiederaufbau verdankt; schon als Kronprinz hatte er sie im Jahre 1819 besucht und sich lebhaft für die Wiederherstellung interessiert. Aber erst im Jahre 1850 konnte mit dem Bau begonnen werden, der im Äußern 1858, im Innern erst 1867 vollendet worden ist.

Wenn man das Tor durchschritten hat, steigt man schon innerhalb der Festungsmauer auf einem äußerst kunstreich angelegten Wege in vier Windungen noch zwanzig Meter höher zur eigentlichen Spitze und gelangt zunächst zu dem äußern Schloßumgange, der dem alten Grundriß entsprechend von sieben Bastionen flankiert wird und mit einigen alten Geschützen, darunter auch einer französischen Mitrailleuse, ausgerüstet ist. Von ihm aus hat man einen herrlichen Rundblick auf die Alb und weit über das fruchtbare Hügelland mit seinen unzähligen Ortschaften, die alle gar hell und freundlich aus ihrer grünen Umgebung heraufwinken. Dann aber wenden wir uns dem prächtigen Schloßbau selbst zu, der nicht nur durch seinen Namen und seine Lage unser Interesse ganz in Anspruch nimmt, sondern in seiner Ausführung auch wirklich ein Meisterwerk darstellt. Er ist im gotischen Stile nach den Formen des vierzehnten Jahrhunderts errichtet und wird auch dem kritischen Auge wohl gefallen. Der Grundriß entspricht der alten Form eines Hufeisens mit Flügeln

verschiedner Länge. Der nördliche größere Flügel beginnt mit der evangelischen Kapelle, daran schließt sich das Wehrhaus mit den Wohnräumen für die Besatzung. Dann folgt der eigentliche Schloßbau, zu dem aus dem Hofe eine besondre breite Freitreppe führt. Man betritt zunächst einen Vorraum, die Stammbaumhalle, deren Bemalung die Verzweigung des Hauses mit den verschiednen Verwandtschaften und das Wachstum seines Besitzes darstellt: „Jahr und Namen, da Land und Leut' an Zollern kamen," wie die Inschrift besagt. Es folgt dann der Festraum, der sogenannte Grafensaal, der mit seinen Säulen von rotem Marmor, dem schönen Spitzbogengewölbe und der reichen Goldverzierung einen überaus prunkvollen Eindruck macht. Mit ihm hängen zusammen zwei Hallen, Teile der gleichnamigen Türme, die sich über ihnen erheben: die Kaiserhalle mit den Bildnissen der deutschen Kaiser, die dem Hause der Zollern nahe standen, und die Bischofshalle mit zwei Statuen und 27 Wandbildern berühmter Kirchenfürsten, die aus dem Geschlecht der Hohenzollern hervorgegangen sind. Von dem Grafensaal gelangt man in die Bibliothek, die mit reizenden Fresken aus der hohenzollerischen Geschichte geziert ist. So ist die Sage dargestellt, wie Engel das Kirchlein Mariazell an seine so schön liegende Stelle tragen. Zwei Bilder erzählen von der Belagerung und der Zerstörung der Burg im Jahre 1423, als Graf Friedrich, genannt der Öttinger, sie beherrschte. Es war ein gewalttätiger, streitsüchtiger Herr, der mit allen seinen Nachbarn, sogar mit dem eignen Bruder, in steter Fehde lag, bis sich seine Gegner, hauptsächlich die schwäbischen Städte, unter Führung seiner erbittertsten Feindin, der Gräfin Henriette von Württemberg, zusammentaten und sich durch die Zerstörung der Burg Frieden verschafften. Nur einer war der wilde Graf zugetan, einem Mädchen aus dem Steinlachtal, und die sehen wir auf dem ersten Bilde, wie sie als weiße Frau verkleidet in der hohen, schlanken Gestalt, die noch jetzt den wohlgebildeten Bewohnern des Steinlachtals eigen ist, furchtlos und unbehelligt durch die erschrocknen Wachen der Belagerer geht und dem Grafen Wundsalben und Pulver zuträgt. Das zweite Bild zeigt uns den kraftvollen Öttinger selbst, wie er sich auf seinem Streitroß durch die Reihen des Feindes durchschlägt, um für die bedrängte Burg Hilfe herbeizuholen. Die fand er aber nirgends, sodaß die Verteidiger, es waren nur noch 32 übrig geblieben, von Hunger völlig entkräftet, endlich die Burg übergeben mußten, die dann gründlich zerstört wurde. Obwohl nun Kaiser Sigismund wiederholt das Verbot erlassen hatte, die Burg je wieder aufzubauen, gelang doch schon nach 31 Jahren, 1454, dem Grafen Jos Niklas die Wiederaufrichtung, mit der Hilfe der fränkischen und der brandenburgischen Verwandten, die, wie ein weiteres Bild zeigt, mit starker Macht herbeigeeilt waren, um den Bau zu schützen. Das letzte Bild zeigt dann den Besuch des Kaisers Friedrich des Dritten, der mit seiner schönen portugiesischen Gemahlin der Einweihung des Neubaus beiwohnte.

An die Bibliothek stößt der Markgrafenturm mit den einfach gehaltnen Wohnräumen des Kaisers, an die sich dann im südlichen Flügel die reich und geschmackvoll eingerichteten Gemächer der Kaiserin anschließen. In dem Stockwerk darüber liegen die fürstlichen Wohnräume. Dieser Flügel heißt der Michaelsbau und trägt auch äußerlich das Erzstandbild des Erzengels Michael.

Den Schluß des südlichen Flügels bildet sodann der älteste Teil der Burg, die katholische Michaelskapelle mit uralten Steinskulpturen, alten Glasfenstern und andern interessanten Denkzeichen. An sie stößt, den östlichen Teil der Bergspitze einnehmend, der Burggarten mit dem Erzstandbild Friedrich Wilhelms des Vierten. Treten wir dann in den innern Schloßhof zurück, so verdient die alte prächtige Linde, die ihn ziert, noch einen Blick; unter ihr stand Friedrich Wilhelm, als er 1851 die Huldigung der Hohenzollerischen Lande entgegennahm, und deshalb heißt sie seither die Königslinde. Selbst noch aus alter Zeit stammend, ist sie in dem neuen Schloßbau gewissermaßen ein Wahrzeichen, daß der alte Hohenzollernstamm noch kräftig weiter grünt und seine Äste immer noch weiter ausdehnt.

Erzählt uns so die Burg vieles aus der Geschichte der Zollern, so ist doch manches in dieser noch dunkel, wie z. B. die Zeit ihrer Erbauung. Man nimmt sie an um das Jahr 1000, als die edeln Geschlechter des Landes allgemein ihre Sitze auf die Berghöhen verlegten. Urkundlich genannt werden zuerst im Jahre 1061 zwei Grafen de Zolorin, die in einem anscheinend siegreichen Kampf um die Burg gefallen sind. Sodann wird 1095 ein Zoller als Stifter des Klosters Alpirsbach im Schwarzwald genannt. Zollre oder Zolr bleibt dann der Name, und gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts kommt der Name: Von der Hochen Zolr und dann Hohenzoller auf. Noch unsichrer ist die Frage, wo der ursprüngliche Edelhof des Geschlechts gestanden hat; sicher ist nur, daß das nicht in dem jetzigen Hohenzollern war. Die Stadt Hechingen am Fuße des Zollerberges ist älter als die Burg und die Herrschaft der Zollern dort; sie wird schon 786 erwähnt, wo sie zeitweise in den Besitz des Klosters St. Gallen überging. Am frühesten nachgewiesen ist die Herrschaft der Zollern in der Gegend von Balingen im Scherragau, dessen Grafen sie also gewesen sind; es hat auch später noch längere Zeit eine Linie Hohenzollern-Balingen bestanden, die 1403 ausstarb, nachdem der Letzte der Linie die Grafschaft an Württemberg verkauft hatte. Deshalb ist neuerdings die Vermutung aufgestellt worden, die in der Tat eine große Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß die Schalksburg der älteste Stammsitz der Zollern war, und sie also der Familie der Burkhardinge angehören, die dort als Grafen des Scherragaues hausten und zeitweilig auch die Herzogswürde in Schwaben hatten. Dafür spricht besonders auch die Tatsache, daß nachweisbar das Kloster Reichenau mit den Herren der Schalksburg in nahen Verbindungen stand, die nachher auf die Grafen der Zollernburg übergingen. Es lohnt sich deshalb nicht nur geschichtlich sondern auch landschaftlich ein Besuch der Ruine Schalksburg sehr, sowie auch des nahe liegenden kleinen Ortes Burgfelden mit seiner Kirche, die ebenso wie die darin neuerdings entdeckten Fresken ein sehr hohes Alter aufweist, und in der man die älteste Grabstätte der Burkhardinge und der spätern Zollern sehen will.

Bietet also das Land durch seine Schönheit und durch seine Geschichte jedem Besucher mannigfaltige Anregung, so hat es gerade für den Norddeutschen auch viel Reiz, die Bevölkerung in ihrer Art kennen zu lernen; denn diese ist ja ein echter deutscher Stamm, der vielfach bestimmend in die deutsche Geschichte eingegriffen und sein eigenstes Wesen zäh festgehalten hat.

Es sind treuherzige, kernige Menschen, die dem Fußwandrer freundlich entgegenkommen und z. B. auch als Begleiter zu einem längern Wege gern bereit sind, wenn man um Auskunft fragt. Eine kleine Schwierigkeit, die sich der Landbevölkerung gegenüber anfangs ergibt, der stark ausgesprochne Dialekt, ist schnell überwunden; der Norddeutsche wird dort überall verstanden, aber er wird sich auch selbst bald an die dortige Ausdrucksweise gewöhnen Das Eigentümliche des Dialekts liegt in dem breit betonten „scht" statt st, der häufigen Endsilbe „le" und der Aussprache der Doppellaute, besonders des „ei," was vielfach wie oi oder oa klingt. Für die frische Ursprünglichkeit der Einwohner bezeichnend sind manche Redewendungen, besonders solche, die sich an die Naturbeobachtung anschließen, sowie daß man manche Sprichwörter noch im Volksmunde findet, die man sonst nur in Büchern liest, z. B.: Mir ist so wohl, als wie dem Spatz im Hanfsamen. Für einen unverhofften Glücksfall braucht man wohl überall das derbe Wort: Ein gesundnes Fressen, was man auch hier hört; daneben wird der Ausdruck gebraucht: A g'mähts Wiesle, in dem Sinne, daß man eine beabsichtigte Arbeit schon getan oder gegen Erwarten leicht beendet findet. Sehr draftisch war auch die Antwort eines Bauern auf die Frage, wie es denn im Winter auf der Alb sei, nämlich: So kalt, daß einem 's Vater unser im Maul g'friert. Anmutend klingt der Gruß: Grüß Gott! der einem überall, besonders von der Jugend zugerufen wird.

Die Volkstracht verschwindet leider auch hier, wie wohl meist in Deutschland, mehr und mehr; doch sieht man sie noch an einzelnen Stellen, so z. B. zwischen Reutlingen und Tübingen, wo sie den hohen schlanken Mädchengestalten sehr gut steht. Man kann überhaupt die Beobachtung machen, daß es ein schöner Menschenschlag ist, der diese schwäbischen Gaue bewohnt; und zwar ist es eine Eigentümlichkeit, daß der weibliche Teil meist hochgewachsen ist, die Männer dagegen mehr von gedrungner Gestalt sind, während z. B. in dem angrenzenden Schwarzwald das Verhältnis umgekehrt ist. Wenn man mit den Männern ins Gespräch kommt, muß es einem auffallen, wie richtige und vernünftige Ansichten über öffentliche Angelegenheiten, besonders auch in nationalen Fragen, man meist zu hören bekommt; es mag einerseits eine Folge der Volksschule sein, deren Leistungen sich auch in der sehr geringen Zahl der Analphabeten zeigen, andrerseits zeugt es doch auch von eignem Nachdenken. Das Bild verschiebt sich allerdings ein wenig, wenn dabei mehrere zugegen sind. Da muß man die Erfahrung machen, die man ja in allen demokratischen Ländern macht, daß der Einzelne vor allem Wert darauf legt, mit dem, was als allgemeine Meinung gilt, nicht in Widerspruch zu stehn. Denn demokratisch, aber meist im guten Sinne des Wortes, ist man dort offenbar fast durchweg; und der Geist, der sich gerade in diesen Gegenden im Bauernkriege so stark geltend machte, ist auch jetzt noch dort rege, mag man ihn Opposition und Neigung zur Kritik oder Freiheitsdrang und Nackensteifheit nennen.

Daneben herrscht aber eine große Anhänglichkeit an das Altgewohnte und Altbewährte, und das gibt dem demokratischen Geiste ein gewisses Gegengewicht. Wenn dies von allen Bewohnern der Alb, die zweifellos ein einheitlicher Volksstamm sind, gleichmäßig gilt, so zeigen sich daneben in den einzelnen Landstrichen doch sehr starke Verschiedenheiten. Zunächst machen sich diese

bemerkbar zwischen den Bewohnern der obern Alb, des sogenannten Oberlandes, und der Niederungen, des sogenannten Unterlandes; es scheint fast, als ob die rauhe Natur, die auf der Alb auch die Bäume in ihrer vollen Entwicklung hindert, ebenso auf die Menschen einwirke, die kleiner, weniger gesund und lebensfreudig aussehen als unten im Flachland. Mehr aber hat zu diesen Unterschieden die Buntscheckigkeit beigetragen, die hier die Landkarte noch vor hundert Jahren zeigte, besonders wo sie mit dem Unterschiede der Konfession Hand in Hand ging. So knüpfen z. B. die früher österreichischen Besitzungen hier im Westen und die sich daran anlehnenden kleinen Gebiete noch jetzt in ihrer ganzen Denkungsart vielfach an die vergangne Zeit an und unterscheiden sich dadurch von den altwürttembergischen in manchen Beziehungen. Dadurch treten denn auch an einigen Orten die Gegensätze zwischen den Konfessionen stärker hervor; es ist ja noch gar nicht lange her, daß sie sich dort schon im Anzug öffentlich unterschieden, indem die Evangelischen für die Farbe der Strümpfe und die eigentümliche Kopfhaube der Frauen schwarz, die Katholischen dagegen blau wählten. Man kann im Gespräch mit ältern Leuten die Entwicklung, den der nationale Gedanke hier genommen hat, noch deutlich verfolgen. Danach haben die napoleonischen Erinnerungen und der Gegensatz zwischen Süddeutschen und Norddeutschen, wie sie z. B. in der aus dem Ende der zwanziger Jahre stammenden Novelle von W. Hauff: Das Bild des Kaisers, erscheinen, hier noch lange nachgewirkt. Nach dem Kriege von 1866 konnte man in Württemberg in den verschiedensten Kreisen des Volks die Ansicht aussprechen hören, daß man die Niederlage in Verbindung mit den Franzosen „wett machen" werde. So schlimm war das nun freilich nicht gemeint, aber es hat doch noch 1868 im ersten deutschen Zollparlament ein württembergischer Abgeordneter darauf hingewiesen, daß die Franzosen einen Anschluß des Südens an Norddeutschland gewaltsam verhindern würden. Darin hat sich nun, und zwar im Sinne des nationalen Zusammenschlusses, eine große Änderung vollzogen, wie sie einem auf Schritt und Tritt sichtbar wird, und sich z. B. auch jüngst bei den Verhandlungen über die Einheitsmarke der Postverwaltung im württembergischen Landtage gespiegelt hat. Immerhin bleiben auch jetzt noch, und zwar nicht bloß in katholischen Bezirken, gewisse großdeutsche Wünsche und Sympathien lebendig; aber sie sind nicht mehr schädlich.

Von besonderm Interesse ist es, die Wandlungen zu verfolgen, die dabei zwischen den angrenzenden Teilen von Württemberg und Hohenzollern vor sich gegangen sind. Zwischen beiden hat lange Zeit ein starker Gegensatz bestanden, der schon bei der Zerstörung der Burg im Jahre 1423 zutage trat, wie es ja überhaupt in Deutschland nicht selten war, daß man für das große gemeinsame Vaterland schwärmte, sich aber mit dem nächsten Nachbar sehr schlecht vertrug. Dadurch sind denn allmählich Unterschiede entstanden, die auch jetzt noch zwischen den beiden Bevölkerungen, die doch einem Volksstamm angehören, deutlich hervortreten, und zwar mehr an der nördlichen als an der südlichen Grenze. Hierzu trägt auch mehrfach der Unterschied der Konfession bei, indem Hohenzollern durchweg katholisch, Altwürttemberg aber meist protestantisch ist. Auch der Fußwandrer kann in den Grenzdörfern die

Bemerkung machen, daß die Leute in Hohenzollern meist etwas entgegenkommender und lebensfreudiger, in Württemberg etwas nüchterner, aber auch praktischer sind und deshalb zum Teil besser vorwärts kommen. Als Hohenzollern 1850 in preußische Verwaltung überging, glaubte man vielfach, es würde, gewissermaßen als eine Mainbrücke, zwischen Nord- und Süddeutschland wirken. Diese Erwartung, auf der einen Seite könnte man es Hoffnung, auf der andern Furcht nennen, hat sich nicht verwirklicht; und zwar deshalb, weil dafür Hohenzollern zu klein war, es hat im ganzen nur 66000 Einwohner. Vor allem fehlte eine größere Stadt, in der sich ein regeres, geistiges Leben und eine Presse hätten entfalten können, die dann eine Wirkung auf weitere Kreise auszuüben vermocht hätten; es sind überhaupt nur zwei Städte vorhanden, die beiden ehemaligen Residenzen Hechingen und Sigmaringen, die nur je 4000 Einwohner haben. Die Bewohner von Hohenzollern haben damals den Übergang an Preußen ohne Begeisterung aber auch ohne Widerspruch hingenommen; sie hatten im Jahre 1848 auch ihr Revolutiönle gehabt, das sich in Hechingen mehr als in dem besser verwalteten Sigmaringen geltend machte, und das den Gedanken des Zusammenschlusses zum großen Ganzen wachgerufen, andrerseits das Verhältnis zu den eignen Herrschern etwas getrübt hatte. Für die Stimmung damals ist die Antwort bezeichnend — sie wird einem noch jetzt erzählt —, die der Vogt, das ist der Bürgermeister, einer Landgemeinde dem ersten preußischen Regierungspräsidenten bei dessen Rundreise auf die Frage gab, ob sie auch gern preußisch geworden seien: Jo freili, aber denne Württemberger, denne verflixte, hätte mers au gonnt (hätten wirs auch gegönnt).

Im Jahre 1859 und sogar 1866, wo doch die Landessöhne gegen Österreich zu Felde zogen, war die Stimmung in Hohenzollern meist großdeutsch und deshalb für Österreich. Dies änderte sich aber, als Württemberg Hohenzollern militärisch besetzte und es zu annektieren Lust zeigte; das ging den Hohenzollern denn doch über den Spaß, und so bewirkte nach dem Kriege das Bewußtsein, gerade Württemberg gegenüber auf der siegreichen Seite zu stehn, einen entschiednen Umschwung, der dann auch deutlich bei der Einweihung der Zollernburg im Jahre 1867 zum Ausdruck kam, wo dem König Wilhelm eine wirkliche und aufrichtige Begeisterung entgegengebracht wurde. Noch größer waren die Folgen der Jahre 1870 und 1871, besonders auch in dem Verhältnis zu Württemberg. Bis dahin hatte an manchen Orten der Grenze eine solche Gegnerschaft bestanden, daß z. B. Heiraten zwischen beiden Ländern sehr selten waren — ein Mädchen, das mit einem Burschen jenseits der Grenze ging, wurde in ihrem Dorfe unmöglich —; auch die Handelsbeziehungen wurden möglichst eingeschränkt, obgleich das bei der unregelmäßigen Form der Grenze, wobei mehrfach schmale Landzungen des einen Gebiets in das andre hineinragen, mit manchen Unbequemlichkeiten verknüpft war. Der Umschwung vollzog sich aus dem innersten Volksempfinden heraus; in die Wege geleitet wurde er besonders durch die Kriegervereine, die hier wie überall, wo sie sich vom eigentlichen Parteitreiben fern halten und nur national wirken wollen, einen sehr günstigen Einfluß ausgeübt haben. Die jungen Männer, die im

Kriege zusammen im Felde gestanden hatten, tauschten zuerst an den Erinnerungstagen gegenseitig Besuche aus, und daraus hat sich in verhältnismäßig kurzer Zeit das jetzt bestehende gute freundnachbarliche Verhältnis entwickelt. Das zeigt sich z. B. auch darin, daß, während früher die Burg Hohenzollern von Württemberg aus eher gemieden wurde, sie nunmehr gerade von dort sehr zahlreich besucht wird.

So ist es denn neben den Eindrücken der schönen Natur eines der angenehmsten Ergebnisse, die man von solchen schwäbischen Wanderungen mitbringt, daß man dabei beobachten kann, wie sogar in kleinen abgelegnen Orten der nationale Gedanke, das Gefühl und das Verständnis für die Gemeinsamkeit der Interessen kräftig Wurzel geschlagen haben, und wir so trotz der politischen Fehler vieler Jahrhunderte doch auf dem Wege sind, durch das neue Reich eine wirkliche Nation, ein großes, einiges Volk zu werden.

Das wundertätige Schlangenkraut in Mythen, Sagen und Märchen

Die Lebensbedingungen aller Menschen sind im wesentlichen gleich. Jahrtausende, Abstammung und klimatische Einflüsse können wohl Sitten und Anschauungen, aber niemals die Grundbedingungen ändern, unter denen sich das Leben abspielt. Die Triebe, die in den Menschen gelegt sind, bleiben dieselben ebenso wie die Tätigkeit der Phantasie. Liebe und Haß und alle Regungen der Seele sind noch heute das treibende Element im Leben der Menschen wie vor Tausenden von Jahren und zeugen laut von der Einheit des Menschengeschlechts. Alle diese Regungen finden ihr treues Abbild in Mythen, Sagen, Märchen und in jeder Richtung der Poesie. Die Phantasie der Völker ist die frische Quelle, der dieser Schatz entströmt, darum finden wir trotz der Verschiedenheit des Himmelsstrichs und der Zeiten bei verschiednen Völkern merkwürdig ähnliche Gebilde, und doch sind sie, obwohl durch Ort und Zeit getrennt, aus eigner Kraft emporgewachsen; die Phantasie war ihre Mutter, unter derselben Sonne gediehn sie, verlockend schön oder einfach, düster und wild oder heiter und lieblich. An der Wahrheit dieses Satzes wird nichts geändert, wenn man auch zugeben muß, daß einzelne Züge in den Mythen, Sagen und Märchen als gemeinsames Erbgut mit den Völkern aus ihren Stammsitzen in alle Welt hinaus wanderten, dann verschwanden und zuweilen erst nach Jahrhunderten wieder auftauchten, gefärbt nach dem Boden, auf dem sie Wurzel schlugen.

Die Phantasie der Völker hat sich kaum mit einem andern Tiere so lebhaft beschäftigt wie mit der Schlange. Fast alle Völker sahen in ihr das Bild eines rätselhaften und geheimnisvollen Geschöpfes, die Verkörperung eines dämonischen und unheimlichen Wesens. Deshalb war der Volksglaube von jeher bemüht, die Schrecken und die Wunder ihrer Erscheinung ins ungemessene auszuschmücken. Bei den alten Griechen stellten die Schlangen ursprünglich unterirdische Gottheiten dar. Später sah man in ihnen die Seelen der abgeschiednen Heroen und glaubte, daß die Toten durch ihre Verwandlung in Schlangengestalt zu den Seligen entrückt würden. So wurden Kadmos und Harmonia, nachdem sie in Illyrien Herrscher geworden waren, zuletzt von Zeus in Schlangen verwandelt und nach dem Elysion

gesandt. Darum war es eine allgemein verbreitete Volksanschauung, daß der zum Heros gewordne Tote Schlangengestalt annahm, oder daß nach dem Tode des Heros eine Schlange an seinem Grabe zurückblieb, die den Leichnam als Genius beschützte und den Totenkult entgegennahm. Aber die Schlange hütete nicht nur das Grab, sondern jeden geweihten Ort, vor allem die Stätten des den Ahnen gewidmeten Kultus, nämlich den Altar und den Herd des Hauses und darum auch das Haus selbst. Als unterirdischer Dämon hat die Schlange ein übermenschliches Ahnungsvermögen, oder sie verleiht, wem sie wohl will, die Sehergabe, die den Schleier der Zukunft lüftet oder die Sprache der Tiere versteht. Ebenso gebietet sie über die geheimnisvollen Schätze und Kräfte des Innern der Erde. Daher stammen die Vorstellungen von den ortshütenden und schätzehütenden Schlangen, die Fabeln von den Wundersteinen, die sie verleihn oder auf ihrem Kopfe tragen. Darum kennen sie auch das Kraut, das gegen den Tod gewachsen ist.

Die meisten dieser Züge kehren in den Mythen und den Märchen nicht nur der alten Griechen, sondern fast aller Völker wieder. In den Märchen, die uns hier beschäftigen, ist der mythologische Charakter der Schlange niemals ganz geschwunden, er tritt vielmehr überall zutage. In andern Märchen haben die Tiere, die darin vorkommen, wohl auch menschliche Empfindung und Sprache, aber weiter hinaus zeigen sie selten einen übernatürlichen Charakter, während man bei den Schlangen noch deutlich ihr ursprünglich dämonisches, übernatürliches Wesen erkennen kann.

Nach einem uralten Sehermärchen von der Insel Kreta bei Apollodor III, 3, 1. 2 verfolgt Glaukus, ein Sohn des Königs Minos und der Pasiphae, als Kind eine Maus, fällt dabei in ein Honigfaß und stirbt. Der Seher Polyidus findet den toten Knaben, aber der König ist damit nicht zufrieden, er will den Sohn lebendig wieder haben und schließt den widerspenstigen Seher mit dem Leichnam in die Grabkammer ein. Hier sieht Polyidus, wie eine Schlange dem toten Knaben naht, er erschlägt sie; aber eine zweite kommt heran, sieht die Gefährtin tot, entfernt sich wieder und kommt mit einem Kraute wieder, das legt sie auf die tote Schlange, und diese erwacht. Sofort erweckt Polyidus mit demselben Kraut auch den Knaben.

Eine ganz ähnliche Geschichte wird von Plinius 25. Kap. II 5. 6 über den Wunderknaben Tylos in Lydien erzählt. Der Knabe wird von einem Drachen getötet. Man sieht, daß eine kleine Schlange von ihrer Mutter durch das Wunderkraut Balis ins Leben zurückgerufen wird, und belebt mit demselben Kraut auch den Tylos. Auch in Arabien und andern Gegenden erzählte man von derselben Wunderkraft gewisser Kräuter.

Dieselben Züge finden wir in dem bekannten Grimmschen Märchen Nr. 16 „Die drei Schlangenblätter" wieder. Der einzige Sohn eines armen Mannes verläßt das Elternhaus, um dem Vater nicht weiter zur Last zu fallen. Im Dienst eines mächtigen Königs besiegt er das feindliche Heer, kommt zu großen Ehren und wirbt um die Königstochter. Aber die Prinzessin, die sehr schön, zugleich aber auch sehr wunderlich ist, will keinen zum Herrn und Gemahl nehmen, der nicht verspräche, wenn sie zuerst stürbe, sich lebendig mit ihr begraben zu lassen. Dagegen will sie dasselbe tun, und wenn er zuerst stürbe, mit ihm in das Grab steigen. Die Liebe des Jünglings ist so groß, daß er der Gefahr nicht achtet und das Versprechen abgibt. Die Hochzeit wird mit großer Pracht gefeiert. Nun leben sie eine Zeit lang glücklich und vergnügt miteinander. Aber die junge Königin fällt in eine schwere Krankheit und stirbt. Ihrem Gemahl graut es davor, sich lebendig in das Grab zu legen, kann jedoch seinem Schicksal nicht entgehn. Als der Tag kommt, wo die junge Königin im Gewölbe beigesetzt wird, da wird er mit hinabgeführt und dann das Tor verschlossen. Da sitzt er nun voll Schmerz und Trauer und sieht doch, wie der Tod immer näher heranrückt. Indem er so vor sich hinstarrt, sieht er aus der Ecke des Gewölbes eine Schlange hervorkriechen, die sich

der Leiche nähert. Um sie zu schützen, zieht er sein Schwert und schlägt die Schlange in drei Stücke. Über ein Weilchen kriecht eine zweite Schlange hervor, als sie aber die andre tot liegen sieht, geht sie zurück, kommt aber bald wieder und hat drei grüne Blätter im Munde. Dann nimmt sie die drei Stücke van der Schlange, legt sie, wie sie zusammen gehören, und tut auf jede Wunde eins von den Blättern. Alsbald fügt sich das Getrennte aneinander, die Schlange regt sich und wird wieder lebendig, und beide eilen fart. Der junge König hebt die Blätter auf und legt eins davon auf den Mund der Taten, die beiden andern auf ihre Augen. Kaum ist das geschehn, so bewegt sich das Blut in den Adern. Frisch und gesund verlassen beide die Grabkammer. Die drei Schlangenblätter aber nimmt der junge König mit und gibt sie einem Diener, daß er sie sorgfältig verwahre. Es ist aber in der Frau, nachdem sie wieder ins Leben erweckt warden ist, eine Veränderung vargegangen: es ist, als ab alle Liebe zu ihrem Gemahl aus ihrem Herzen gewichen sei. Als sie bald darauf mit ihm eine Fahrt über das Meer macht, vergißt sie seine Liebe und Treue und faßt eine böse Neigung zu dem Schiffer, und während der junge König im Schlafe liegt, wirft sie ihn mit Hilfe des Schiffers ins Meer. Der treue Diener aber findet seinen Herrn und bringt ihn durch die drei Schlangenblätter, die er auf die Augen und den Mund des Taten legt, wieder glücklich ins Leben zurück.

Nach einem neugriechischen Märchen bei Hahn*) hört eine Mutter, daß ihr Sahn getötet sei. Sie macht sich auf, um ihn zu suchen, und erschlägt unterwegs eine Schlange. Eine andre Schlange kommt heran, legt ein Kraut auf die tote Gefährtin und belebt sie wieder. Die Mutter nimmt das Kraut und erweckt damit ihren Sahn zum Leben. Nach einem andern neugriechischen Märchen bei Hahn II, 260 findet der riesenstarke Sahn eines Priesters in der Fremde seinen Tad. Die Eltern gehn aus, um den Sahn zu suchen. Als sie Rast halten, sehen sie, wie zwei Schlangen miteinander kämpfen und die eine die andre tötet. Da sagt der Priester zu seiner Frau, sie solle die Schlange mit Blättern zudecken, damit man sie nicht sehe. Als die Frau das iut, wird die Schlange von den darauf gelegten Blättern wieder lebendig. Mit diesem Kraute beleben sie ihren Sohn. Dasselbe wundertätige Schlangenkraut findet sich noch in zwei andern neugriechischen Märchen (bei Hahn II, 220 und 274).

Nach einem litauischen Märchen bei Schleicher Seite 57 ff.**) sieht ein Jüngling auf seiner Wandrung in die weite Welt zwei Schlangen, die in furchtbarer Wut gegeneinander kämpfen und sich schwer verwunden. Als sie mit dem Kampfe zu Ende sind, kriechen sie zu einem Strauche; van dem pflücken sie Blätter ab, legen sie auf ihre Wunden und werden sagleich wieder heil. Der Jüngling geht weiter, befreit eine Königstochter van einem Drachen, wird aber van den neidischen Dienern des Königs erschlagen. Vier Tiere, denen der Jüngling das Leben geschenkt hatte, der Bär, der Löwe, der Wolf und der Hase, finden seine Leiche, das Häschen halt schnell eine Anzahl Blätter van dem Strauche. Dann nehmen sie die Blätter, belegen die Leiche damit, und der Jüngling wacht auf mit den Warten: „Warum habt ihr mich denn aufgeweckt, ich habe so sanft geschlafen.“ Nach der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (1886 Seite 394 ff.) hatte im Kraichgau das Märlein Umgang, daß Natburga, König Dagaberts Tachter, in einer Höhle auf Hochhauser Gemarkung als Einsiedlerin lebte, wohin ihr ein Hirsch insgeheim von des Königs Tisch Speise trug. Dagabert will sie mit Gewalt aus der Höhle ziehn und reißt ihr dabei einen Arm aus. Die Wunde wird durch eine Schlange geheilt, die ihr ein wundertätiges Kraut bringt. Auf ihrem Denkmal in Hachhausen ist Natburga als Patranin gegen Verwundungen dargestellt, wie sie mit dem Kraut, das eine Schlange herbeibringt, ihre eigne Wunde heilt.

*) Griechische und albanesische Märchen, II, 204.
**) Litauische Märchen, Sprichwörter, Rätsel und Lieder.

An Stelle des Krautes erscheint mitunter eine Salbe, mit der die Wunde geheilt wird. In der Geschichte des Königssohnes von Bábil im Papageienbuche (Tuti Nahmeh) des Nachschebi, das auf altindischen Ursprung zurückführt, sitzt der Königssohn Ferruch-Bacht am Ufer eines Flusses und bemerkt im Wasser eine große Schlange mit einem Frosch im Rachen. Der Königssohn hat Mitleid mit dem armen Frosch und nähert sich der Schlange. Diese aber fürchtet einen Angriff von ihm und läßt ihren Fang fahren. Kaum sieht sich der Frosch frei, so taucht er im Wasser unter, aber die Schlange macht dem jungen Helden Vorwürfe, daß er sie ihrer Nahrung beraubte. Da sieht er ein, daß es nicht edel ist, die Schlange hungern zu lassen, und schneidet von seinen Gliedmaßen soviel Fleisch ab, als zu ihrer Sättigung genügt. Schlange und Frosch sind von seiner Großmut entzückt, nehmen menschliche Gestalt an, treten bei ihm in Dienst und begleiten ihn auf seiner Reise durch die Welt. Er kommt mit seinen Genossen zum König von Ägypten nach Kairo. Die Tochter des Königs wird eines Tags in den königlichen Gärten von einer Schlange gebissen und liegt schwer krank danieder. Die Schlange in Menschengestalt hat nun Gelegenheit, dem Königssohn die Großmut zu vergelten, sie geht zur Königstochter und saugt das Gift aus der Bißwunde, dann reibt sie eine Salbe in die Wunde. Die Prinzessin ist geheilt und wird dem Königssohne zur Gemahlin gegeben.

Das Schlangenkraut hat aber auch noch andre geheimnisvolle Macht.

Ein slawisches Märchen (bei Wenzig im Westslawischen Märchenschatz S. 116 ff.) erzählt: Es war ein Schafhirt, und als Schafhirt weidete er Schafe. Wenn er die Schafe weidete, blies er gewöhnlich ein Liedchen auf seiner Hirtenpfeife oder lag auf dem Boden und sah nach dem Himmel, nach den Bergen, auf die Schafe und auf den grünen Rasen. Eines Tags — es war im Herbst, zu der Zeit, wo die Schlangen in die Erde schlafen gehn — lag der liebe Schafhirt auf dem Boden, den Kopf auf den Ellbogen gestützt, und schaute vor sich hin den Berg hinab. Da sah er sein Wunder. Eine große Menge Schlangen kroch von allen Seiten zu dem Felsen heran, der gerade vor ihm stand; als sie vor dem Felsen angekommen waren, nahm jede Schlange ein Kraut, das dort wuchs, auf die Zunge und berührte damit den Felsen; dieser öffnete sich, und eine Schlange nach der andern verschwand im Felsen. Der Schafhirt erhob sich vom Boden, befahl seinem Hunde die Schafe zu weiden und ging zu dem Felsen, indem er bei sich dachte: „Mußt doch sehen, was das für ein Kraut ist, und wohin die Schlangen kriechen.“ Es war ein Kraut, das er nicht kannte; als er es aber abriß und den Felsen damit berührte, öffnete sich der Felsen auch ihm. Er ging hinein und stand in einer Höhle, deren Wände von Gold und Silber strahlten. In der Mitte der Höhle stand ein goldner Tisch; auf dem Tische lag kreisförmig in sich gewunden eine ungeheure alte Schlange. Um den Tisch herum lagen lauter Schlangen, alle schliefen so fest, daß sie sich nicht rührten, als der Schafhirt eintrat.

Als er sich alles angesehen hat, will er wieder hinaus, aber der Felsen bleibt verschlossen, so legt er sich hin, um zu schlafen. Es schien ihm, daß er nicht lange geschlafen habe, als ihn ein Rauschen und Flüstern weckt. Da sieht er die strahlenden Wände, den goldnen Tisch, auf dem Tische die alte Schlange und um den Tisch eine Menge Schlangen, die den goldnen Tisch lecken, indem sie dazwischen fragen: „Ist es schon Zeit?“ Die alte Schlange läßt sie reden, bis sie langsam den Kopf erhebt und sagt: „Es ist Zeit.“ Die Schlangen kriechen zum Felsen, der sich öffnet und hinter ihnen schließt. Der Schafhirt kann nicht eher aus der Höhle, als bis er einen dreifachen Eid geschworen hat, keinem zu sagen, wo er gewesen und wie er hineingekommen sei. Als er im Freien ist, erkennt er, daß es Frühling anstatt des Herbstes ist.

Eine Sage der Zamaiten (Litauer) nennt die Art des Schlangenkrauts und erzählt, daß es den Besitzer weise macht. Nach dieser Sage*) blüht das Farn-

*) Bei Veckenstedt, Die Mythen, Sagen und Legenden der Zamaiten, II. 180.

kraut in der Johannisnacht einige Minuten um Mitternacht. Der Schlangenkönig holt sich dann diese Blüte für seine Krone. Wer diese Blüte hat, der ist allwissend. Einmal hatte ein junger Rinderhirt seine Herde verloren, es war gerade Johannisnacht, da sah er im Mondschein eine Blume blühn, er pflückte sie, ohne sich etwas dabei zu denken. Bald wurde ihm eigentümlich zu Mute, denn er wußte alles, was er wissen wollte. Nun wurde es ihm auch leicht, seine Herde zu finden. Die Blume behielt er immer bei sich, eines Tages aber begann er sie zu zerpflücken. Als er das letzte Stück vom Stengel gelöst hatte, wurde er wieder so dumm, wie Rinderhirten zu sein pflegen.

Eine burleske Wendung desselben Volksglaubens zeigt ein altes neapolitanisches Märchen im Pentamerone II, 5. Eine Schlange bietet sich einem Ehepaare, das keine Kinder hat, als Sohn an und verlangt dann die Tochter des Königs zur Gemahlin. Der König willigt unter der Bedingung ein, daß alle Früchte des königlichen Gartens golden werden, daß die Mauer und der Boden des Gartens in kostbare Edelsteine verwandelt und der ganze Palast bis oben hinauf mit Gold angefüllt wird. Sogleich läßt die Schlange Obstkerne und zusammengekehrte Scherben in den Garten säen. Aus den Kernen wachsen die goldnen Bäume auf, aus den Scherben werden herrliche Edelsteine, die den Boden bedecken, den Palast aber läßt sie mit allen Arten von Gartenkräutern bestreichen, und er wird zu Gold. Die Schlange holt des Königs Tochter in einem goldnen, von vier goldnen Elefanten gezognen Wagen, legt die Schlangenhülle ab und wird ein schöner Jüngling.

Zuweilen erscheint anstatt des Krauts ein wundertätiger Edelstein. Der Rabbi Jehuda Hindoa erzählt im Talmud (vergleiche Eisenmenger, Entdecktes Judentum, Königsberg i. Pr., 1711, S. 408 f.): Wir fuhren einmal in einem Schiff, da sahen wir einen Edelstein, den eine Schlange umringelte, und als sich einer, der wohl rudern konnte, hinab begab, den Stein zu holen, da kam die Schlange und wollte das Schiff verschlingen. Es kam aber eine Rabin und biß ihr den Kopf ab. Als nun die Gefährtin der Schlange kam, nahm sie den Stein und hängte ihn der toten Schlange an; da wurde sie wieder lebendig, und sie kam wieder, das Schiff zu verschlingen. Es kam aber wieder ein Vogel und biß ihr den Kopf ab. Da nahm der Rudermeister den Edelstein und warf ihn in das Schiff. Wir hatten eingesalzne Vögel bei uns, und als man den Edelstein auf diese gelegt hatte, wurden sie lebendig, nahmen den Stein und flogen damit fort.

Dasselbe Kraut erscheint auch im Besitze andrer Tiere. In der Völsunga-Saga Kapitel 8 streifen Sigmund und Sinfiötli im Walde, um sich Beute zu verschaffen. Sie finden Wolfsbälge, legen sie an und werden in Wölfe verwandelt. So jagen sie weiter durch die Wälder, aber jeder für sich. Als Sinfiötli elf Männer siegreich bekämpft und sich dessen rühmt, springt Sigmund so heftig gegen ihn los, daß jener zurücktaumelt und fällt; dann beißt er ihn in die Gurgel und trägt den schwer verwundeten Sinfiötli heim in seine Hütte. Dort saß er bei ihm und verwünschte die Wolfsbälge zu allen Teufeln. Da sah er einmal, wie ein Wiesel das andre in die Gurgel biß; schnell lief es zum Walde, brachte ein Blatt und legte es auf die Wunde. Alsbald sprang das andre auf und war geheilt. Sigmund ging nun hinaus, da sah er einen Raben, den Boten Odins, mit einem Blatte auf ihn zufliegen. Das legte er auf Sinfiötlis Wunde. Da sprang dieser auf und war gesund, als hätte er niemals eine Wunde gehabt. Etwas ähnliches findet sich in einem armorikanischen Märchen. Ein Teil der keltischen Kimbern, die van den Angelsachsen bedrängt aus Britannien nach Armorika, in die spätere Bretagne flüchteten, führten ihre Sagen und Märchen in ihre neue Heimat mit. Ein Teil dieser Märchen ist durch die französischen Gedichte der Marie de France, die im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts lebte, bekannt geworden. In dem Lai d'Eliduc I, 401 ff. kammt dasselbe Schlangenkraut vor, nur werden die Schlangen auch hier durch zwei Wiesel ersetzt.

Auch in der byzantinischen Zeit finden wir Anklänge an diese Form des

Märchens, doch ist hier in einer romanhaften Erzählung eine Bärin im Besitze des Wunderkrauts. Der Dichter Theodorus Prodromus, der in Konstantinopel zur Zeit der Kaiser Johannes und Manuel Kamnenos zwischen 1118 und 1180 lebte, verfaßte einen Roman Rhodanthe und Dosikles, worin er folgendes erzählt: Als Dosikles und sein Genosse Kratander einst in Cypern auf der Jagd sind, gibt Myrilla, die Schwester des Kratander, die den Dosikles liebt, ihrer Nebenbuhlerin Rhodanthe einen Trank, der sie in einen todähnlichen Starrkrampf versetzt. Dosikles sieht auf der Jagd, wie eine Bärin ein erstarrtes Glied durch Auflegen eines Krauts heilt, nimmt das Kraut an sich und macht damit die Rhodanthe wieder gesund.

Wir haben in diesen Märchen verschiedner Völker gleiche oder ähnliche Anschauungen jahrtausendelang verfolgen können und stehn vor der Frage, wie man solche merkwürdigen Erscheinungen erklären kann. Daß die Völker, die miteinander in Berührung kamen, einzelne Züge der Märchen von den Nachbarn übernommen und dann mit den eignen Gebilden verschmolzen haben, ist klar. Aber wo man die Grenze des eignen und des fremden Besitzes suchen muß, bleibt uns meist verborgen. Deshalb lassen wir uns auch bei dem geheimnisvollen Schlangenkraute mit der oft erprobten Wahrnehmung genügen, daß dieselbe Beschaffenheit der Natur und des menschlichen Geistes zuweilen ähnliche Gebilde hervorbringt.

Köln a. Rh. K. Ohlert

Feuer!

Erinnerung aus dem russischen Polizeileben

von Alexander Andreas

(Fortsetzung)

Ich aß an diesem Tage nicht zu Mittag und besuchte die Ssawinskis die ganze Woche nicht. Ich konnte nicht mit mir einig werden. Einerseits lockten mich, abgesehen von der Schönheit, die Einfachheit und Natürlichkeit Maschas, die Geradheit ihres Wesens, die Kindlichkeit gepart mit Überlegung und gesundem, praktischem Verstand. Andrerseits summten mir die Worte des verhaßten Gulbo in den Ohren und weckten Zweifel an der Wahrheit alles dessen, gaben auf Augenblicke dem Verdacht Raum, daß alles das nur gemacht, nur Maske und Hinterlist sei. Ich verlor den Appetit. Ich schlief schlecht. Burin, der mir auf der Straße begegnete, sah mich besorgt an und erkundigte sich dringend nach meiner Gesundheit.

Alexander, sagte er vorwurfsvoll, fern sei es von mir, Ihren Diensteifer tadeln zu wollen. Mühen und Plagen ist das Los des Menschen, der nicht unnütz auf der Welt leben will. Sie wissen, ich habe auch nach Kräften gearbeitet und tue es noch. Aber zu viel ist ungesund. Seine Ruhe muß der Mensch haben. Um dienen zu können, muß man leben. Gönnen Sie sich Erholung. Hole der Teufel den Dienst, wenn Sie dabei so herunterkommen!

Das Zusammentreffen mit ihm kam mir vor wie ein Fingerzeig zur rechten Zeit. Warum hatte ich nicht früher an ihn gedacht! Da war endlich ein kluger und guter Mensch, der zudem der nächste Nachbar Maschas gewesen war. Seinem alles beobachtenden Scharfblick und Künstlerinteresse konnte eine Persönlichkeit wie Mascha nicht gleichgiltig geblieben sein. Er mußte von ihr wissen und sich über sie ein richtiges Urteil gebildet haben. Ich begleitete ihn nach Hause.

Ich sprach mit ihm von den Leuten im Stadtteile, kam auf die Bewohner der Steinstraße, auf Abramow, die Schtschepin, den Richter und seine Agafja. Er

lachte, ergänzte meine Bemerkungen, erzählte Schnurren und Anekdoten. Er war heiter und luſtig, aber es war immer nicht das Rechte, denn er ſah mich von Zeit zu Zeit beſorgt an, und ich merkte, daß er ſich Mühe gab, mich zu zerſtreuen und zu unterhalten. Er ſchien es ſich in den Kopf geſetzt zu haben, daß ich krank ſei. Ich erzählte, wie ich gefunden hätte, daß man ſich leicht über Menſchen täuſchen könne. So hätte ich den Händler Abramow, als ich ihn zum erſtenmal bei dem Richter ſah, für einen rohen Poſſenreißer gehalten, und ſpäter habe ſich herausgeſtellt, daß er ein guter, gefühlvoller Mann ſei.

Wenn ich beide Eindrücke zuſammengöſſe und das Gefühlvolle ſtriche, meinte darauf Burin, dann käme wohl der richtige Abramow zum Vorſchein. Es ſei bei ſolchen ungebildeten Leuten immer gewagt, von Gefühl zu reden. Gefühl hätten ſie ja ohne Zweifel, ſogar mehr als nötig; nur ſei ihr Gefühl ſehr kurzdauernd und unberechenbar, und im Grunde liege doch gewöhnlich, wenn auch unbewußt, die ausgeprägteſte Selbſtſucht.

Ich führte als Gegenbeweis den Kuchen an, den Abramow, wenn man ſeinen Worten glauben dürfe, zu den Sſawinskis gebracht habe, obgleich alle Beziehungen zwiſchen ihnen aufgehört hätten, ſodaß er nicht erwarten könnte, ferner Nutzen von ihnen zu ziehn. Das zeuge doch ſicher von ſeiner uneigennützigen Dankbarkeit und Anhänglichkeit.

Wahr werde es ſchon ſein, meinte Burin, aber da ſpiele das Gefühl wieder keine Rolle. Das ſei ſo Brauch von Vater und Großvater her und zeuge nur von gedankenloſem Hängen am alten Herkommen.

Beiläufig, die Sſawinskis, ſagte ich ſo unſchuldig wie möglich. Da gibt es auch zwei Auffaſſungen. Einerſeits ſpricht man ſehr ſchlecht von ihnen und andrerſeits ſehr gut. Was mag an den Leuten ſein?

Das heißt, an der Mutter oder an der Tochter? fragte er zögernd und ſah mich ſcharf an.

Nun — ich bemühte mich zu ſcherzen — wir wollen zuerſt die Tochter nehmen. Das iſt jedenfalls die Hübſchere und Intereſſantere.

Ja, gab er zu, ein ungewöhnlich hübſches Mädchen.

Sie ſagen das ſo ernſt, Waſſili, ſagte ich lachend. Haben Sie ihr vielleicht zu tief in die Augen geguckt? Heraus damit! Wie ſteht es? Beichten Sie?

Auch er lachte.

O ja, antwortete er luſtig, geguckt habe ich nach ihr genug, um — ſie zu zeichnen. Stellen Sie ſich vor, daß es mir lange nicht gelingen wollte. Es war eine ſchwere Arbeit, ihr wirklich ſchönes Geſicht auf das Papier zu bringen.

Als Hund, ſagte ich, in der Straßenſzene, die Sie mir gezeigt haben? Sie iſt da flüchtig aber gut dargeſtellt.

Ach nein, ich habe ſie auf einem beſondern Bild als Hauptperſon, ſagte er wieder zögernd.

Zeigen Sie her, Waſſili, zeigen Sie her.

Er zupfte an ſeinem Schnurrbart und ſah ſchief auf mich, als ob er ein böſes Gewiſſen hätte.

Zeigen Sie mir das Bild, Waſſili.

Alexander, ſagte er unſicher, ich weiß nicht, ich glaube — mir kommt es ſo vor, als ob Sie mit mir Komödie ſpielten. Sind Sie — haben Sie — wie ſoll ich ſagen — haben Sie einen Zweck dabei, daß Sie mich nach den Sſawinskis fragen, ein Intereſſe?

Ich mußte die Augen vor ſeinem forſchenden Blick niederſchlagen.

Ich beſuche ſie manchmal, erwiderte ich möglichſt unbefangen. Ich bin nicht imſtande, mir eine Meinung über das Mädchen zu bilden. Bald ſcheinen die einen Recht zu haben und bald die andern. Darum frage ich nach Ihrer Anſicht. Zeigen Sie mir das Bild.

Ich möchte lieber nicht. Ich bin böſe auf mich, daß ich es Ihnen geſagt habe.

Wenn ich Sie bitte, Wassili!

Er stand widerwillig auf, kramte eine Weile im Nebenzimmer und kam mit einem großen Velinbogen zurück, den er schweigend vor mich auf den Tisch legte.

Ja, sie war die Hauptperson auf dem Bilde. Sie war als Bacchantin dargestellt, halbnackt, trunken, wollüstig. Sie tanzte. Sie sah sinnverwirrend schön aus. Um sie herum hüpften und sprangen in den ungeschicktesten Stellungen ebenso trunkne Satyrn, in deren Gesichtern und Augen sich die gröbste Sinnlichkeit kundgab. Ich konnte einen Ausruf nicht unterdrücken und lachte laut auf, denn der hagere, steifbeinige Faun, der seitab im Gebüsch einen Sprung versuchte und mit den tierisch lüsternen Augen das tanzende Weib zu verschlingen schien, war ein gelungnes Konterfei meines Kollegen Guibo.

Burin betrachtete mich ernst und prüfend, während ich mich in das Bild vertiefte, wobei mein Blick sich nur auf Sekunden von der Hauptfigur entfernte. Was waren die Abbildungen klassischer Schönheiten, die ich bis dahin gesehen hatte, was war die Venus der Medici gegen dieses vollendete, in den kleinsten Einzelheiten vollkommne Weib!

Die Satyrn sind Porträts der Offiziere, die ich in den ersten Tagen sah, nachdem die Sfawinskis bei der Schtschepin eingezogen waren, erklärte Wassili. Gleich darauf wurde die Brigade versetzt.

Auch Guibo besuchte sie damals?

Nein. Ich hörte nur oder hatte vielmehr vordem gehört, daß er ebenfalls unter den Verehrern gewesen sei, und brachte ihn zur Vervollständigung an.

Sagen Sie mir, Wassili, wurden Sie bei dem Entwerfen des Bildes von einer Idee geleitet?

Nun ja, sagte er gedehnt, wie ja jedes Bild aus einer Idee entstehn muß. Die Gestalten, die Gesichter, sie paßten so zu dem mythischen Thema. Der Hang des Militärs zu überlauter Fröhlichkeit, zu Tanz und Gesang und ...

Nein, ich meine, ist in dem Bild Ihr Urteil über Marja Iwanowna ausgedrückt?

Er riß am Schurrbarte.

Wer A gesagt hat, soll vor dem B nicht zurückschrecken. Ich will Ihnen die Szene in andrer Auffassung vorführen, ohne den Mantel klassischer Beschönigung.

Er holte einen zweiten Bogen.

Es war dasselbe Bild, dieselbe Gruppierung der Personen, derselbe Ausdruck in den Gesichtern, aber — es war eine Hundegesellschaft. Die schlanke, ungewöhnlich schöne Hündin von gemischter Rasse, halb Ulmer Dogge, halb krushaariger Wasserhund, in der Mitte, die stattlichen gestreiften Doggen umher, der lahmbeinige, magre Fleischerhund, der aus dem Busche hervorlugte — es waren alles überaus gelungne Zeichnungen von der Ähnlichkeit in den Gesichtern bis zu dem wollüstigen, selbstgefälligen Zuge in den Augen der Hauptfigur, der bestialischen Wut in denen der Doggen und der teuflischen Mißgunst in denen des Köters im Busche. Es war eine als Hundegruppe unnachahmlich wahrheitgetreue, als Allegorie unaussprechlich entwürdigende Szene.

Wassili! rief ich entsetzt, ist das Ihr Urteil über die Sfawinski!

N—ein, sagte er bedächtig. Das Bild ist entstanden, als sie mit der Mutter eben eingezogen war, und ich mich mehrere Tage über das beständige Vorüberlaufen der Offiziere an meinen Fenstern ärgerte, da ich durch ihr lautes Lachen aber vielmehr Wiehern und Schreien gestört wurde. Als das Militär weg war, habe ich nichts als Gutes bemerkt, genauer beobachtet und die Bacchantin als Verbesserung und Milderung gezeichnet.

Von Burin war also auch kein Trost und keine Aufklärung zu holen. Ich quälte mich noch einige Tage und konnte mich endlich nicht mehr überwinden. Ich ging in der Abenddämmerung zu den Sfawinskis. Der Entschluß bewirkte, daß ich mich erleichtert fühlte. Ich machte mir unterwegs sogar Vorwürfe, daß ich so

Digitized by Google

lange weggeblieben war. Maſcha hatte mir keinen Anlaß dazu gegeben. Was konnte ſie für die Blicke ihrer Freundinnen und für das boshafte Geſchwätz Guibos! Und wenn alles wahr geweſen wäre, was Guibo erzählte, ſo waren das abgetane Sachen, mit denen ich perſönlich eigentlich nichts zu tun hatte. Daß es mir nicht ginge, wie es Guibo gegangen war, dafür mußte ich ſelbſt ſorgen, und — ich hatte ja ganz andre Gefühle und Abſichten als der liederliche Patron.

Die Mutter empfing mich freundlich ſcheltend, Maſcha ſtiller und zurückhaltender als gewöhnlich. Nachdem die Lampe angezündet war, ſagte die Mutter mir ins Geſicht, ich ſei krank, und empfahl mir ein ganzes Dutzend vorzüglicher Heilmittel und eine Menge Verhaltungsregeln. Maſcha ſchwieg und zeigte wieder einmal den bittenden, angſtvollen Blick, vor dem ich die Augen niederſchlagen mußte, um nicht die Herrſchaft über mich zu verlieren.

Die Mutter entfernte ſich, um die Teemaſchine zu beſorgen. Da trat Maſcha auf mich zu, legte beide Hände auf meine Schultern und ſah mich flehend an. Es war vollſtändig vorbei mit meiner Faſſung.

Alexander Andrejewitſch, klang ihre Stimme weich und traurig, ich fühle es, Sie zürnen mir. Ich bin doch nicht verantwortlich für meine Gänſe von Freundinnen.

Das war richtig, und das hatte ich mir ſchon ſelbſt geſagt, und mit dieſem Gedanken hatte ich ſie ſchon umfaßt und an mich gezogen. Sie ſträubte ſich nicht und ſank auf meine Kniee, und als ſie erſt dort ſaß, umfaßte ſie meinen Nacken mit den Armen und barg den Kopf an meiner Bruſt.

Gerade wie mit Guibo, fuhr es mir durch den Sinn, und in dem Augenblick ging die Küchentür. Maſcha glitt von meinem Schoß. Die Mutter trat ein. Das Decken des Tiſches begann.

Ich kam ſeitdem wieder ſo oft wie vorher. Der Umgangston wurde der frühere. Die zu große Vertraulichkeit des Verſöhnungsabends wiederholte ſich nicht. Wir taten beide, als ob wir uns verabredet hätten zu vergeſſen, daß wir uns hatten hinreißen laſſen. Ich lag feſter als je im Banne der grauen Augen, aber — wenn Maſcha am liebenswürdigſten und berückendſten war, kam mir Guibos verhaßtes Lächeln in die Erinnerung und verbitterte mir den Genuß ihres Anblicks und ihrer mutwilligen Unterhaltung.

Als eines Abends von der Zeit geſprochen wurde, wo die jungen Dienſtgenoſſen des Vaters im Hauſe verkehrt hatten, benutzte ich die Gelegenheit zu der Bemerkung, daß ich, wenn ich nicht irrte, gehört hätte, auch mein Kollege Guibo ſei früher hier bekannt geweſen. Ich mußte über die Wirkung erſtaunen, die meine Worte hervorbrachten. Maſcha errötete erſt und machte dann ein ſo böſes Geſicht, wie ich es gar nicht für möglich gehalten hätte. Die Augen ſprühten förmlich Funken. Die Mutter ſchüttelte mißbilligend den Kopf.

Ja, ſagte ſie, ein ſaubrer Patron! Er hat uns nicht wenig Ärger verurſacht. Maſcha konnte lange Zeit ſeinen Namen nicht hören, ohne zu weinen.

Mama, ich bitte dich! rief das Mädchen.

Warum? meinte die Mutter. Alexander Andrejewitſch iſt zu uns wie ein Verwandter. Ihm könnte Falſches zu Ohren kommen. Vielleicht hat man ihm ſchon darüber erzählt. Warum ſoll er nicht den Sachverhalt von uns ſelbſt erfahren?

Mir iſt es einerlei, ſagte Maſcha trotzig und wandte ſich halb ab.

Die Bekanntſchaft machte ſich zufällig, erzählte die Mutter. Er kam immer häufiger und ſchien ſich wohl bei uns zu fühlen. Mir gefiel er von vornherein nicht. Aber er iſt ein junger Mann aus guter Familie, und wenn er auch keine Karriere macht, denn er iſt faul im Dienſt, was ich gleich merkte, ſo hat er doch Erbſchaften in Ausſicht. Da dachte ich denn — Sie wiſſen, Alexander Andrejewitſch, wie die Mütter ſind —, wenn es Beſtimmung wäre, daß er Maſcha heiratete, hätte ich nichts dagegen. Wenn ſie glaubte mit ihm auskommen zu

können, so war ich natürlich Nebenperson. Es kam mir vor, als ob sie ihm gut sei, und er ...

Nie! rief Mascha dazwischen.

Er schien im höchsten Grade in sie verliebt zu sein, fuhr die Mutter fort. Ich erwartete täglich einen Antrag von ihm. Es war im Sommer. Das Militär war auf lange Zeit zum Manöver ausgerückt, und er saß fast immer allein bei Mascha, während sie arbeitete. Da hörte ich einmal eigentümlichen Lärm. Ich eilte ins Zimmer, und — wissen Sie, Alexander Andrejewitsch, ich habe als Soldatenfrau manches Unerwartete erlebt, aber so starr vor Verwunderung und Entsetzen bin ich nie vordem und nie nachdem gewesen — Mascha ohrfeigte ihn ...

Ich bin ein Soldatenkind und kann kräftig zuhauen, rief das Mädchen entschlossen dazwischen und nickte herausfordernd mit dem Kopf.

Sie ohrfeigte ihn, aber nach Militärmanier mit der Faust, und er war froh, daß er die Tür erwischte. Die Mütze und den Säbel warf sie ihm durch das Fenster nach.

Ich sah Mascha fragend an.

Er wollte zudringlich werden, sagte sie errötend und sah zur Seite.

Handgreiflich, gewalttätig, zudringlich! setzte die Mutter erregt hinzu. Alexander Andrejewitsch! Ich bin mit meinem Manne in den wildesten Gegenden in Garnison gewesen. Offiziere von allen Gattungen sind bei uns aus- und eingegangen, darunter schlechte Subjekte, Säufer, Halbwilde; aber von dergleichen hatte ich bis dahin nicht gehört. Nie hätte ich einen solchen Überfall für möglich gehalten. Mir wird noch jetzt unheimlich zu Mute, wenn ich daran denke.

Mascha hatte den Kopf niedergebeugt. Ich bemerkte eine Träne, die über ihre kreideweiß gewordne Wange niederrollte.

Das war also der Sachverhalt. Darum war der Elende so aufgebraust und hatte gemein geschimpft, als ich ihn wegen des Heiratantrags gefragt hatte!

18

Ich behandelte von jetzt ab Mascha noch achtungsvoller als zuvor. Sie hatte in meinen Augen durch ihre entschlossene Selbstverteidigung gewonnen. Daß es sich wirklich so verhalte, wie die Mutter erzählt hatte, daran zweifelte ich keinen Augenblick. Die Erzählung stimmte vollkommen mit der Art und Weise, wie Guibo von den Frauen sprach, und wie er das weibliche Geschlecht betrachtete. Und doch — wenn er Mascha nie, wie sie behauptete, nie Neigung eingeflößt, wenn sie an ihm nie Gefallen gefunden hatte, warum war ihm dann erlaubt worden, täglich zu kommen? Warum hatte sie erlaubt, daß der widerliche Mensch beständig bei ihr saß und ihr mit seiner Zärtlichkeit lästig wurde? Von Zärtlichkeiten hatte er mir gesprochen. Daß er als gute Partie betrachtet wurde, hatte die Mutter angedeutet. Das Blut stieg mir zu Kopf, wenn ich dachte, daß es wirklich dergleichen Zufälligkeiten mit ihm gegeben haben könnte wie mit mir, und daß Mascha das geduldet hatte, weil — er als gute Partie betrachtet wurde. Aber ich war doch einstweilen keine gute Partie! Ich hatte nichts als die unbestimmte Aussicht, Aufseher zu werden. Freilich hatte ich von dieser Aussicht gesprochen, vielleicht vertrauensvoller gesprochen, als ich durfte. Sollte bei Mascha wirklich alles Berechnung sein? Sollte sie Neigung gegen mich heucheln, weil ich genügende Aussicht bot, eine Familie ernähren zu können?

Ich quälte mich mit diesem Gedanken manche Nacht statt zu schlafen, und dabei benutzte ich jeden freien Augenblick, zu ihr zu eilen. In ihrer Gegenwart schwanden meine Zweifel an ihrer Geradheit und Aufrichtigkeit. Aber wo einmal Verdacht Fuß gefaßt hat, bedarf es eines geringfügigen Anlasses, ihn neu zu wecken und zu verstärken. Als sich Mascha — vielleicht aus Teilnahme — erkundigte, ob ich etwas über meine Beförderung zum Aufseher in Erfahrung gebracht hätte, ging ich mehrere Tage nicht hin. Freilich schämte ich mich dann,

denn die Frage konnte möglicherweise gerade aus wachsender Neigung zu mir entsprungen, konnte dem Mädchen als Andeutung ihrer Sehnsucht nach der Vereinigung mit mir entschlüpft sein. So stand ich beständig, wie der Franzose sagt, zwischen dem Waif und dem Hunde. Ich hatte meine Ruhe, mein Gleichgewicht verloren. Ich merkte, daß dieser Zustand sogar Einfluß auf meinen Dienst übte, denn ich ertappte mich mehrmals dabei, wie ich Leute, die gar keinen Anlaß dazu gaben, unfreundlich behandelte, und — ich schickte manchmal Jegorow, wo ich selbst hätte die Aufsicht führen sollen, und saß unterdessen bei Mascha.

Die Folgen blieben nicht aus. Ich saß einmal auf dem mir schon vertraut gewordnen Sofa und verfolgte mit den Augen die bewunderungswürdig feinen Finger, die eben eine Arabeske in die Ecke eines Tuches stickten, als schwere Stiefel im Vorhause den Schnee abstampften, und ein Schutzmann eintrat.

Der Aufseher hat befohlen, Sie möchten belieben gleich zu kommen.

Die Worte des Schutzmanns verursachten mir ein höchst unangenehmes Gefühl. Ich stellte mir sofort vor, daß Jemeljan Afanasjewitsch nach mir nicht hierher geschickt hätte, wenn ihm meine Abwesenheit aus dem Stadtteile nicht schon gar zu häufig vorgekommen wäre. Er hatte wahrscheinlich die Geduld verloren und begann rücksichtslos vorzugehn, wie er gegen Guibo vorging. Auch Mascha mußte ähnliches denken, denn sie sah mir besorgt in die Augen, während ich den Mantel umwarf.

Euer Wohlgeboren, sagte draußen der Schutzmann, befehlen Sie vielleicht dem Aufseher zu melden, daß ich Sie hier nicht gefunden habe und darauf in Ihre Wohnung gegangen bin, wo Sie zu sein beliebten?

Ich begriff ihn im Augenblick nicht.

Wie? Was heißt das? fragte ich.

Peter Arkadijewitsch befiehlt jedesmal, wenn der Aufseher ihn bei seinen Bekannten suchen läßt, zu sagen, ich hätte ihn zu Hause in seiner Wohnung gefunden.

Jetzt verstand ich, was er meinte. Scham und Ekel ergriffen mich. So weit war es mit mir gekommen, daß sogar die Schutzleute mich auf eine Stufe mit Guiba stellten! Ich öffnete den Mund, um den Mann hart anzufahren, aber ein Blick auf sein gutmütiges Gesicht, worin sich nichts als Bereitwilligkeit spiegelte, machte, daß ich den aufladernden Zorn unterdrückte.

Was Peter Arkadijewitsch treibt, Bruder, belehrte ich ihn, geht mich nichts an. Wenn du aber mit mir zu tun hast, befehle ich dir ein für allemal, nur die Wahrheit zu sprechen, sowohl zu mir wie auch über mich. Ich dulde keine Lügen. Merke dir das.

Zu Befehl, Euer Wohlgeboren.

Ich warf mich in den ersten Droschkenschlitten, der mir zu Gesicht kam, und befahl schnell zu fahren. Im Stadtteilhause eilte ich die Treppe hinan, warf meinen Mantel Iwan zu und trat festen Schrittes vor den Aufseher, der am Tische saß.

Ich bitte um Verzeihung, Jemeljan Afanasjewitsch, falls Sie auf mich gewartet haben, sagte ich laut und deutlich, sodaß auch der Schriftführer und der Schreiber am andern Tische es klar verstehn konnten. Ich bin freilich gleich gekommen, aber ich weiß nicht, wie lange der Schutzmann mich gesucht hat. Ich war bei Frau und Fräulein Sawinski zu Besuch. In meinem Bezirk ist alles für den heutigen Tag besorgt. Jegorow macht eben die Runde, und ich sollte schlafen, war aber nicht aufgelegt dazu.

Der Aufseher schien etwas sagen zu wollen, unterließ es aber und trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte. Es war sichtbar, daß meine Meldung ihm das Wort abgeschnitten hatte. Endlich deutete er mit der Hand auf den Stuhl vor dem Tische.

Schnell sind Sie gekommen, Alexander Andrejewitsch, sagte er, als ich mich gesetzt hatte, schnell und pünktlich wie immer, und wo Sie zu finden waren, wußte ich — zufällig.

Er blinzelte bei den letzten Worten unwillkürlich mit den Augen und bewirkte dadurch, daß ich mich mehr schämte und ärgerte, als wenn er mir einen förmlichen Verweis erteilt hätte, gegen den möglicherweise dieses oder jenes einzuwenden gewesen wäre.

Er teilte mir darauf mit, daß er mich habe rufen lassen, um mit mir Rücksprache darüber zu nehmen, wie wir in unserm Stadtteile am besten die Entfernung des Eises und Schnees zustande bringen möchten. Der Winter gehe auf die Neige, und sobald das erste Tauwetter eintrete, sei der Befehl zur Frühjahrsreinigung vom Polizeimeister zu erwarten.

Ich achtete anfangs kaum auf seine Worte und überlegte, wie ich mit ihm wegen meiner Gänge zu den Sfawinskis endgiltig ins reine kommen könnte, denn ihn bei dem vielleicht wachsenden Argwohn zu lassen, daß ich geheim tun und mich von meiner Pflicht wegstehlen wolle wie Guibo, davor schauderte mir.

Er verlangte meine Meinung und meinen Rat zu hören. Ich konnte ihm leider damit nicht dienen, weil ich mit der Sache ganz unbekannt war und noch nie mit dergleichen Dingen zu tun gehabt hatte. In dem Kreisstädtchen, wo ich bisher gedient hatte, war es nie jemand eingefallen, der Sonne und der Wärme ins Handwerk zu pfuschen. Der Schnee und das Eis waren geschmolzen, wo sie lagen, und die Pfützen dort verdunstet, wo sie sich gebildet hatten. Ich konnte mich nur verpflichten, auf meiner Sandseite mit der Reinigung zur rechten Zeit fertig zu werden und von ihm dabei keine Unterstützung zu fordern. Ich versprach ihm das im Vertrauen auf mein gutes Einvernehmen mit den Einwohnern. Ich war überzeugt, daß die bessern Hausbesitzer selbst mir angeben würden, wie die Sache am zweckmäßigsten einzuleiten und vorzunehmen sei.

Jemeljan Afanasjewitsch war über mein Versprechen sehr erfreut.

Ah, Alexander Andrejewitsch, sagte er, wenn doch Ihre Kollegen Ihnen glichen! Der Aufseher könnte dann die Hände in die Taschen stecken und spazieren gehn.

Da Sie das Spazierengehn erwähnen, Jemeljan Afanasjewitsch, begann ich und sah mich um — der Schriftführer drehte sich eine Papiros, und der Schreiber hielt Mauiaffen feil —, da Sie vom Spazierengehn sprechen, wiederholte ich mit gedämpfter Stimme, so möchte ich mir die Frage erlauben — es ist mir nämlich vorhin vorgekommen, das heißt, ich habe geglaubt, aus Ihrem Tone entnehmen zu müssen, daß . . .

Grigori Sfemenytsch! rief der Aufseher, seien Sie so freundlich, holen Ste mir aus dem Archiv das Rundschreiben über Kiriiow — Sie wissen, über den Einbrecher, den Alexander Andrejewitsch in diesem Herbste arretiert hat — von, ja, in weichem Jahre war es doch? Suchen Sie nach, Grigori Sfemenytsch. Es muß vor etwa elf oder zwölf Jahren gewesen setn. Sie werden es schon finden.

Der Schriftführer war aufgestanden und schaute fragend auf den Vorgesetzten. Er erwartete genauere Auskunft. Da der Aufseher ntchts mehr hinzufügte, sondern sich wieder mir zuwandte, kratzte er sich hinter dem Ohre und ging ungewiß und kopfschüttelnd in das Archivzimmer.

Der Schreiber hatte begonnen fleißig mit der Feder hin und her zu fahren. Als er aber sah, daß der Aufseher ihn nicht beachtete, legte er die Feder wieder aus der Hand und starrte ins Blaue.

Was wollen Sie sagen, Alexander Andrejewitsch? fragte Jemeljan Afanasjewitsch.

Ich möchte Sie um die Erlaubnis bitten, mir ein kurzes außerdienstliches Gespräch zu gestatten, sagte ich entschlossen.

Seien Sie so freundlich, entgegnete er zuvorkommend und knöpfte wie zum praktischen Belege der Gewährung meiner Bitte seinen Rock auf.

Belieben Sie zu sehen, Jemeljan Afanasjewitsch, Guibo steckt oft bei verschiednen Bekannten. Der Stadtteilaufseher sieht schief deswegen und weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er nach ihm schickt und ihn holen läßt.

Wobei Guibo den Boten anbefiehlt, dem Aufseher vorzulügen, er sei in seiner eignen Wohnung angetroffen worden, schaltete Jemeljan Afanasjewitsch ein.

Ich besuche oft — recht oft meine Bekannten, die Sfawinskis, meine einzigen Bekannten, beiläufig gesagt, sehr anständige Leute, über welche Guiba . . .

Von deren Anständigkeit ich überzeugt bin, fiel er ein und winkte abwehrend mit der Hand, weil Guibo aufgehört hat, bei ihnen zu verkehren, und schlecht von ihnen spricht.

Ich verneigte mich.

Guibo hat mir mitgeteilt, der Aufseher mißbillige diese Besuche — Jemeljan Afanasjewitsch sah erstaunt auf —, weil die Wohnung der Sfawinskis weit hinten in einem fremden Stadtteile läge.

Guibo weiß soviel davon wie das Schwein vom Sonntage, sagte er, aber lieber wäre es dem Aufseher, wenn die Damen Sfawinski näher wohnten.

Heute ließ der Aufseher mich aus der Wohnung der Sfawinskis holen. Mir kam gleich der Gedanke, der Aufseher beginne mich mit Guibo und seine Besuche mit meinen Besuchen über einen Kamm zu scheren, und — ich habe gegenwärtig diesen Gedanken halb aufgegeben, wünschte aber doch, der Aufseher sagte mir seine Ansicht von der Sache gerade heraus.

Er trommelte einige Sekunden auf dem Tische.

Alexander Andrejewitsch, sagte er dann, ehe der Aufseher redet, möchte der Mensch Ihnen gern erst einen Rat geben. Es läßt sich nicht annehmen, daß Sie viel mit Marja Iwanowna Sfawinski zusammen sein können, ohne in intimere Verhältnisse als bloße Bekanntschaft oder Freundschaft zu geraten. Marja Iwanowna ist ein schönes Mädchen — ich habe sie mir zeigen lassen — und ich will hoffen, auch ein gutes Mädchen. Übrigens gefiel mir die, wissen Sie, die uns bei dem letzten Brande half, doch nach mehr. Na einerlei, Marja Iwanowna ist so schön, daß Sie bei dem häufigen Zusammenkommen mit ihr wohl kaum kalt bleiben werden. Junger Freund, ich bin auch in Ihren Jahren gewesen und rate Ihnen aufrichtig und wohlmeinend, halten Sie an sich, und binden Sie sich nicht, ehe Sie Aufseher geworden sind. Heiraten können Sie doch nicht. Ich weiß, daß Sie nichts haben, und daß auch die Sfawinskis nichts haben. Treffen Sie keine Abmachung, geben Sie kein Versprechen, ehe Sie so gestellt sind, daß Sie gleich die Tat folgen lassen können. Der Mensch weiß nie vorher, was kommt, und was geschieht, und Abmachungen auf blauen Dunst hin bringen häufig unendliches Leid.

Jemeljan Afanasjewitsch sprach hier das aus, was ich mir schon selbst überlegt hatte. Der Beschluß stand in mir schon fest, Mascha nicht zu einem Versprechen zu drängen, ehe ich Aufseher geworden sei. Diese Art des Handelns stimmte mit den von Mascha mehrmals ausgesprochnen Ansichten überein, und ich zweifelte nicht, daß sie mein Verhalten begriff und billigte.

Als Aufseher, fuhr Jemeljan Afanasjewitsch fort und knöpfte den Rock zu, habe ich Ihnen zu sagen, daß ich mich auf Sie verlasse und glaube, Sie werden sich aus dem Stadtteile nicht entfernen, wenn Sie darin nötig sind. Ich habe dabei nur eine Bitte. Es kann unvorhergesehene Fälle geben, und darum seien Sie so freundlich, jedesmal, wenn Sie auf mehr als ein Stündchen in den Nachbarstadtteil gehn, es mir zu wissen zu tun oder wenigstens Ihrem Burschen, oder noch besser hier dem Stelzbeine Iwan die Benachrichtigung zu hinterlassen, daß ich immer weiß, wo ich Sie finden kann.

Er schüttelte mir die Hand und ging. Ich aber blieb nicht ganz befriedigt zurück. Einerseits war ich froh, daß ich die Sache zur Sprache gebracht hatte, und es kein Mißverständnis mehr zwischen mir und dem Aufseher gab. Andrerseits sah ich ein, daß er mir einen tüchtigen Riegel vorgeschoben hatte, und zwar — ich zweifelte nicht daran — mit reiflicher Überlegung. Er hatte mir wieder einmal gezeigt, daß er kein Interesse kannte, als das des Dienstes, und daß er auch die unangenehmsten Seiten des Dienstes in milde, nicht beleidigende Formen zu kleiden wußte. Es verstand sich von selbst, daß ich hinfort nur selten längere Besuche bei den Sfawinskis abstatten konnte, denn jedesmal erst Anzeige davon zu machen, wäre es auch nur in der Form eines Auftrags an meinen eignen Gerassim — das wäre einem Guibo freilich nicht als etwas besondres erschienen,

mir aber war es höchst unangenehm. Ich kannte mir lebhaft vorstellen, wie der anhängliche, aber immerhin rohe Mensch auf die Fragen seiner Bekannten oder Kameraden mit der Hand wegwerfend winken und sagen würde:

Wieder schon dahin, in den ersten Stadtteil!

Auch die kurzen Visiten wurden seltner als früher. Jemeljan Afanasjewitsch hatte es richtig vorausgesehen. Südwinde begannen zu wehen. Tauwetter trat ein. Sprang der Luftzug dann und wann auch wieder nach Norden um, und fror es dann auch in der Nacht, so wärmte am Tage die Sonne schon kräftig. Der Schnee schmalz und verwandelte sich auf den Straßen und an betretenen Stellen in marsches Eis, dessen Oberfläche sich mit Mist und all den Unreinlichkeiten bedeckte, die im Laufe des Winters nicht sichtbar gewesen waren.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Finnland. Wenn Pius der Neunte den Grundsatz der Nichtintervention verdammte, so geschah es zu einem verwerflichen Zweck: er wollte, daß Österreich und Frankreich die Italiener zwingen sollten, sich den elenden Kirchenstaat und die elende Baurbonenherrschaft gefallen zu lassen. Jedoch abgesehen davon, daß ihm selbst gegenüber dieser Grundsatz des modernen Staatsrechts schlecht genug beobachtet worden war — denn die internationale Revolution arbeitete in Italien unter englischem Schutz, und die europäische Diplomatie setzte den Regierungen der italienischen Mittelstaaten mit unerbetnen Ratschlägen zu —, abgesehen von dieser Inkonsequenz, die ihn berechtigte, die Verkündiger des neuen Grundsatzes der Unaufrichtigkeit zu zeihen, hatte er, wie jedermann, auch das Recht, diesen Grundsatz selbst anzufechten. Oder vielmehr er hätte es gehabt, wenn er nicht selbst den allerüberspanntesten Souveränitätsbegriff für das Papsttum in Anspruch genommen hätte. Es gibt keine absolute Gewalt auf Erden, keine Gewalt, die sich nicht unter Umständen von andern Gewalten müßte zügeln und zurechtweisen lassen, und höher als die Idee des souveränen Staats steht die mittelalterliche — freilich ihrerzeit recht elend verwirklichte — Idee der christlichen Völkerfamilie, deren Glieder die Pflicht haben, einander zu Hilfe zu kommen — auch gegen schlechte Regierungen; gerade in Italien hatten das ja die Völker Europas getan, freilich nicht im Namen des Christentums, sondern im Namen der Humanität, aber auf den Namen kommt so viel nicht an. In Barbaren- und Halbbarbarenstaaten jedoch zögern die europäischen Regierungen auch heute nach keinen Augenblick, sich einzumischen, wenn ein wichtiger Anlaß vorliegt; wenn man glaubt, daß Geldforderungen die Einmischung rechtfertigen, die Niedermetzlung christlicher Untertanen eines mahammedanischen Herrschers dagegen nicht, so ist das nicht gerade geeignet, uns mit Ehrfurcht vor der allermodernsten Kultur zu erfüllen. China gegenüber, wo die Sache ein wenig anders lag, ist ja sogar die Idee der Solidarität der Christenvölker wieder erweckt worden. Also der Grundsatz der Nichteinmischung soll nicht gelten, wenn die Interessen von Angehörigen der christlichen Staatenfamilie durch einen Barbarenstaat verletzt werden. Aber auch die Südamerikaner scheint man, und wohl nicht ganz mit Unrecht, vorkommendenfalls als Barbaren behandeln zu wollen, und auch die kleinen Christenstaaten der Balkanhalbinsel ruft man zur Ordnung, wenn sie sich lästig machen. Der Christenname tuts also nicht allein; es wird der Rang eines Kulturstaats verlangt, wenn die Souveränität respektiert werden soll. Aber stehn das russische Volk und das russische Staatswesen wirklich in der Kultur so hoch über Griechenland und Bulgarien, daß ihnen gegenüber der Grundsatz der Nichtintervention gelten müßte? Oder ist es bloß die russische Armee und Flotte, was den Unterschied ausmacht? Nehmen wir an, das zweite sei der Fall, und weil

Rußland übermächtig sei, müsse Europa schweigend zusehen, wie das Volkstum der baltischen Deutschen und der Finnen abgeschlachtet wird, und wie zwei wahrhaft kultivierte und wahrhaft christliche Völkchen, die das Mark zu einer politischen Neubildung im barbarischen Osten abgeben konnten, in den ekeln Brei russischer Unkultur eingestampft werden — so ist das freilich eine Tatsache, die sich nicht ändern läßt, aber eine der Unabänderlichkeiten, die einem das Herz abfressen. Und dabei bleibt der Zweifel bestehn, ob eine solche Lage an sich unabänderlich sei, oder ob es nur an einem leitenden Geiste fehlt, der, wenn er vorhanden wäre, die wahrhaft kultivierten Völker Europas über ihre Interessen aufklären und ihren Willen zur Abwehr von Barbareien einigen würde, die unter dem Schirm der Souveränität verübt werden.

Einige Hefte der bei Duncker und Humblot erscheinenden Finnländischen Rundschau, die uns zugegangen sind, haben uns zu dieser Betrachtung veranlaßt. Die Zeitschrift enthält Aufsätze von allgemeinem Interesse und solche, die über finnländisches Volkstum und über die Schicksale des Volks belehren. Selbstverständlich nehmen die traurigen Schicksale der letzten Jahre einen breiten Raum ein. Unsre Zeitungen haben keineswegs so ausführlich darüber berichtet, wie es die große Volkstragödie verdient hätte. Wir empfehlen besonders den Bericht über die Reise der aus 500 Finnländern bestehenden Deputation nach St. Petersburg im März 1899 („Aus den Februar- und Märztagen des Schwarzen Jahres" von Z. Konrad im 4. Heft des Jahrgangs 1901). Beim Schlußakte des vergeblichen Versuchs wurde eine Rede gehalten, die alle größern deutschen Zeitungen hätten wörtlich abdrucken sollen. Der finnländische Ministerstaatssekretär Procopé empfing die Abgesandten, um ihnen den Bescheid des Kaisers mitzuteilen, daß er ihnen die nachgesuchte Audienz nicht bewillige. Da trat, wie von den darauf Vorbereiteten verabredet worden war, der Konsul Eugen Wolff vor und hielt eine erschütternde Ansprache, aus der wir nur folgende Stelle mitteilen. „Der Frost hat unzähligemal unsre kargen Felder verheert, aber wir haben demütig diese Prüfungen ertragen, uns gegenseitig unterstützend und der Zukunft vertrauend; denn immer ist irgend einer von uns von diesen Verheerungen verschont geblieben. Eine solche Frostnacht wie den 15. Februar [an dem der Zar das »Staatsstreichmanifest« unterzeichnete] hat Finnlands Volk nie zuvor erlebt. Mit einem Federstrich ist damals das Kostbarste vernichtet worden, was wir besessen haben, und das wir gehofft hatten, unsern Kindern unvermindert, wenn nicht vermehrt, zu hinterlassen. Hier steht keiner unberührt. Hoch und Niedrig, Arm und Reich, alle werden wir in gleichem Maße getroffen von dieser Heimsuchung. Wir können ihre Folgen gar nicht absehen: der Gedanke bebt zurück vor der Aussicht, die sie eröffnet. Unsre Kinder, denen wir ein sittliches Ideal, höher, besser als das unsrige, als Erbe zu hinterlassen wünschten, werden vielleicht, wenn sie die Grundpfeiler unsers politischen Daseins wanken sehen, eine Schar von Heuchlern werden, mit Falschheit im Herzen. Der Ruf des finnländischen Volks wegen seiner Treue und Redlichkeit wird vielleicht zu einer verklungnen Sage." Gewiß wird es so kommen! Der Despotismus, von dem unberührt zu leben die Finnländer bis dahin das Glück genossen hatten, erzieht verlogne Sklaven und tückische Verschwörer. Die Finnen sind keine Germanen, aber sie haben alle germanischen Tugenden erworben — mit Hilfe des evangelischen Christentums und einer aus diesem hervorgegangnen Volkserziehung, deren Geschichte im ersten vorjährigen Hefte der Zeitschrift erzählt wird. Der Volksunterricht steht auf der Höhe des skandinavischen; merkwürdig, wie er gerade in den Ländern am tiefsten gegangen ist, wo er die größten geographischen Hindernisse zu überwinden hatte! Die äußerlichen Veranstaltungen sind infolge dieser Hindernisse in Finnland auch heute noch sehr unvollkommen; das beste muß das Haus, müssen die Eltern tun. Also die Finnen sind dank ihrem evangelischen Christentum Deutsche geworden in Gesinnung, Bildung und Sitte. Damit ist es nun vorbei, wenn nicht Ereignisse eintreten, die dem Walten des zarischen Despotismus Einhalt tun.

Zwei Rabbiner über den Talmud. Für einen, dem weder philosemitische noch antisemitische Leidenschaft den Blick trübt, bleibt das Judentum eine in histo-

rischer, ethnologischer, anthropalagischer und valkswirtschaftlicher Beziehung hachinteressante Erscheinung. Nicht am wenigsten interessant ist die Art und Weise, wie gebildete Juden das rätselhafte Wunder ihres eignen Daseins auffassen. Im siebzehnten Jahrhundert hat ein gelehrter und feingebildeter venetianischer Rabbi dem Talmud schon so ziemlich alles nachgesagt, was ihm heute die Antisemiten nachsagen, nur die Aufforderung zum Ritualmard nicht; der Glaube an diesen beruht wirklich auf ganz grundlaser Verleumdung. Dr. Simon Stern, Rabbiner in Saaz, gibt die alte Anklageschrift in deutscher Übersetzung heraus und widerlegt sie; nicht Punkt für Punkt, sandern durch eine positive Darstellung der Talmudlehre, die den Talmud als die Frucht edelster Humanität und reinster, höchster Sittlichkeit hinstellt. (Der Kampf des Rabbiners gegen den Talmud im siebzehnten Jahrhundert. Varhergeht: Religian des Individuums und Religion des Valkes. Breslau, S. Schottlaender, 1902.) Die Abhandlung Sterns enthält gute religionsphilasaphische Betrachtungen. Der Glaube wird aus dem tiefsten Bedürfnis des Menschenherzens abgeleitet. Er stille die Sehnsucht der Menschen, aus der platten Alltäglichkeit hinauszukammen in eine bessere Welt; denn in unsrer schlechten Welt ergehe es dem Guten selten gut, dem Ruchlasen selten schlecht, weil dieser der Rücksichtslasere und darum der Stärkere sei. Ohne den Glauben an Übervernünftiges gebe es keine Religian. Den Völkern sei ihre Religian eine Waffe und Rüstung zur Selbstbehauptung im Kampfe ums Dasein. Der Judenhaß unterscheide sich nicht seinem Wesen nach von jedem andern Natianalitäts- und Religionshaß, sondern nur dadurch, daß er allgemein sei, weil die Juden mit allen Völkern unmittelbar in Berührung kammen, während von den andern Völkern immer nur je eins ader zwei als Grenznachbarn Gegenstand des Hasses werden. Was die Kasuistik des Talmud betreffe, sa sei sie in der mosaischen Religion begründet, weil diese eine Gesetzesreligion sei, jedes Gesetz aber zu kasuistischer Auslegung einlade. Im Judentum sei diese Tendenz durch den Gegensatz zum Christentum verstärkt worden, das als Erlösung vam Gesetze austrat. Gerade weil das Christentum die jüdische Religion und das jüdische Volkstum durch die Aufhebung des Gesetzes zerstören wallte, wurde im Judentum auf den Ausbau des Gesetzes das Hauptgewicht gelegt, und so fällt denn in die ersten christlichen Jahrhunderte die Blütezeit des Talmudismus. (Darin tritt eine sehr wichtige Wahrheit von allgemeiner Bedeutung hervor. Will man einem Menschen, einer Gemeinschaft, einem Valke ein Besitztum entreißen, so wird dieses auf einmal sein Teuerstes. Bei Erlaß des Jesuitengesetzes schrieen Weiber, die in ihrem Leben keinen Jesuiten gesehen und nach nie ein Buch van einem gelesen hatten, man raube ihnen ihr Teuerstes; und Leute polnischer ader tschechischer Abstammung, die ein sehr gutes Deutsch sprechen und schreiben, ihre sagenannte Muttersprache aber kaum radebrechen können, fühlen sich im Lebensmark getraffen, wenn man ihnen verbietet, ihre slawische Sprache überall zu gebrauchen, wo es ihnen beliebt.) Stern wirft zwei interessante Fragen auf. „Das Christentum ist mehr als antitraditionell; es bedeutet die Aufhebung des Gesetzes und ist nicht nur der talmudischen Tradition, sondern dem ganzen Judentum, der Religion des Gesetzes entgegengesetzt. Dadurch trägt es zur Verwirklichung des prophetischen Ideals bei, daß der Gatt Israels van allen Völkern anerkannt werde. Zugleich wurden aber die Religion Israels und sein Gattesbegriff vam Christentum allen äußern Einflüssen preisgegeben, indem es die das Judentum schützende Scheidewand zu einer Zeit eingerissen hat, als die reine Gottesidee und das jüdische Sittengesetz nach gar sehr des Schutzes bedurften. Welchen Verlauf aber die Geschichte des Judentums genammen hätte, wenn schon zur Zeit der Entstehung des Christentums das jüdische Valk an eine maßvalle und zweckentsprechende Umfarmung des Zeremanialgesetzes gegangen wäre, anstatt aus Oppasition gegen das Christentum sein Zeremanialgesetz noch weiter auszubauen, das läßt sich nicht ausdenken. Vielleicht wäre dadurch das Judentum gänzlich aufgelöst worden, vielleicht aber hätte es viele Völker zu seinem reinen Manatheismus und seinem erhabnen und dach praktischen Sittengesetz und zu seinem Optimismus bekehrt und das Propheten-ideal des friedlichen messianischen Reichs verwirklicht, das allen Kämpfen ums Dasein

ein Ende macht. Nein, das wäre nicht geschehn. Der jüdische Optimismus hat die Daseinsbedingungen des Erdenlebens nicht tief genug erkannt, und darum war das Christentum nötig, das dieses glückselige Reich ins Jenseits verlegt. Dann wirft er die zionistische Frage auf. Die beengenden Fesseln des Gesetzes sollen einmal fallen; die Religion soll dem Geiste Schwingen verleihn, sich über alle Kläglichkeiten des Daseins zu erheben. Vom Wege zu diesem Ziel sei das Judentum durch die Entstehung des Christentums abgelenkt, sei gezwungen worden, sich hinter dem Stachelzaun der Gesetzlichkeit zu verschanzen. (Kann man den Gang der Weltgeschichte ärger mißverstehn? Aber man sieht aus dieser Auffassung, daß die Juden außer ihrem Reichtum noch einen idealen Grund haben, sich über die andern Völker erhaben zu dünken.) Und nun fragt er: „Ist das große Ziel leichter zu erreichen, wenn die Juden zerstreut unter den Völkern oder auf eignem Boden in ihrem eignen Staate leben? Man kann annehmen, daß es dem neuen jüdischen Staate vielleicht so ginge wie dem frühern in Palästina. (Ganz gewiß würde es ihm so gehn, auch wenn nicht, was Stern für wahrscheinlich hält, stärkere Völker über ihn herfallen, weil der talmudisch geschulte jüdische Geist ein kritisch zersetzender, kein erbauender und schaffender ist.) Man muß aber wieder zugeben, daß die Kraft eines Volkes wächst, und daß es seiner Aufgabe besser gerecht werden kann, wenn es einen eignen Staat bildet, als wenn es nur geduldet, vorurteilsvoll behandelt wird, alle seine Bestrebungen falsch ausgelegt sieht, sich auf Schritt und Tritt gegen giftige Verleumdungen verteidigen muß, sehr wenig Freunde und zahllose Feinde hat und in allen Berufsarten als überflüssiger Konkurrent betrachtet wird. Ärger könnte es nicht werden, wenn der jetzige Versuch, einen jüdischen Staat zu gründen, mißlänge."

Der Rabbi, dessen Schrift Stern herausgibt, ist Leon da Modena, so genannt, weil seine Familie lange in Modena gelebt hat. Er wurde 1571 in Venedig geboren, verdiente als angesehener Lehrer, Schriftsteller, Dichter, Korrektor, Notar, Buchhändler ein schönes Geld, starb jedoch 1648 arm, weil er der Leidenschaft des Spiels ergeben war, die er beklagte, für die er aber seine Planetenkonstellation verantwortlich machte. Im Glauben an das mosaische Gesetz und die Propheten hatte er niemals gewankt, aber von der talmudischen Überlieferung und der Kasuistik war er überzeugt, daß sie dem Geiste der Heiligen Schrift widersprächen. Seine Glaubensgenossen zu diesem zurückzuführen, war seine Absicht, als er die Schrift: Stimme des Toren (Kol sakhal) verfaßte. Er erwähnt die Reformation nicht, aber Stern wird Recht haben mit der Vermutung, daß er durch sie angeregt worden ist; er will dem Judentum denselben Dienst leisten, den die Reformatoren der christlichen Kirche geleistet haben. Über die kasuistische Behandlung geschlechtlicher Dinge im Talmud urteilt er genau so wie die heutigen Protestanten über die Anweisungen, die Liguori gibt. Die Leser erinnern sich wohl, daß vor einiger Zeit ein Jurist in den Grenzboten die sogenannte Jesuitenmoral auf den Talmud zurückgeführt hat. — Druckfehler sind verzeihlich, aber so dick wie in dem folgenden Büchertitel (S. 2, Anm. 2) darf man sie sich nicht häufen lassen: Examen traditionis [fehlt das Komma] duo indedita [inedita] et poene [paene] incognita Leonis Mutinensis opuscula compietens [complectens].

Illusionen moderner Kinder. Der Prozeß gegen das Blumenmedium hat dem Vorwärts und einigen bürgerlichen Blättern, die auf derselben wissenschaftlichen Höhe stehn, erwünschten Anlaß gegeben, wieder einmal zu predigen, der Aberglaube könne nicht wirksam bekämpft werden, solange in der Schule statt der Naturkausalität der kirchliche Wunderglaube, und statt der natürlichen die mythische mosaische Schöpfungsgeschichte gelehrt werde. Schon vorher hatten einige liberale Kinder, die deshalb von den altklugen sozialdemokratischen verspottet wurden, die Hoffnung ausgesprochen, jetzt endlich, da der Kaiser zu Herrn Delitzsch in die Schule gehe, werde der Tag anbrechen und die heißersehnte große Schulreform bringen. Diese Kinder haben weder von der Naturkausalität und den Naturwissenschaften, noch von den Aufgaben der Schule, noch von der christlichen Religion

einen Begriff und leben in nebelhaften Einbildungen. Sie wissen nicht, daß das Gebiet der Naturkausalität und das Gebiet des Geistigen zwei verschiedne Gebiete sind. Sie wissen nicht, daß die exakten Wissenschaften nicht einmal das Wesen der Materie erschließen, von deren Veränderungen sie handeln, geschweige denn das Wesen des Geistes. Sie wissen nicht, daß die exakten Wissenschaften über die Entstehung der Welt und der Geschöpfe gar nichts aussagen und niemals werden etwas aussagen können. Sie wissen nicht, daß der Darwinismus von der Wissenschaft aufgegeben ist. Sie wissen nicht, daß man Kindern nur lehren darf, was man — sei es auf Grund einer exakten Wissenschaft oder auf Grund eines allgemein anerkannten Glaubens — selber genau und bestimmt weiß, und daß man also weder die natürliche Schöpfungsgeschichte noch ein philosophisches System den Kindern vortragen darf; jene nicht, weil sie von der exakten Wissenschaft in das Reich der Phantasiegebilde verwiesen worden ist, dieses nicht, weil es soviel philosophische Systeme gibt wie selbständig philosophierende Köpfe. Sie wissen nicht, daß es Frevel wäre, die kindliche Phantasie mit den Bildern der Molche und der Würmer anzufüllen, von denen die sogenannte natürliche Schöpfungsgeschichte ausgeht, und daß die Bildung der kindlichen Seele mit dem Aufblick zu dem Gott beginnen muß, von dem sie stammt, und mit dem Einblick in das Paradies, in das sie gehört. Sie wissen nicht, daß es kein sichreres Mittel gegen den Aberglauben gibt, als den christlichen Glauben, und daß außerhalb seines Einflusses überall wüster Aberglaube herrscht.

Freilich: es ist leider wahr, daß die Kirche zu Zeiten den Aberglauben begünstigt hat, und daß die jesuitische Richtung innerhalb der katholischen Kirche, die eine ungesunde Mystik pflegt, noch heute darin sündigt. Aber diese Verschuldung liegt nicht im Wesen des Christentums, sondern ist darin begründet, daß auch die Theologen Kinder ihres Volkes und ihrer Zeit sind und an den Unvollkommenheiten beider leiden. Gerade indem das Christentum den Glauben für die Substanz der Religion erklärt, den Glauben an eine jenseitige höchste Vernunft, Güte und Schönheit, von der alle irdische Vernunft, Güte und Schönheit ein Ausfluß und ein Abbild ist, gerade dadurch verbietet es jeden törichten Versuch, das Jenseits mit Augen sehen und mit Händen tasten zu wollen. Der Christ weiß, daß es im Diesseits keine andre Erkenntnis Gottes gibt als die durch Schlüsse aus der irdischen Erscheinungswelt vermittelte, daß er sich durch demütigen Glauben und treue Pflichterfüllung auf die höhere Erkenntnisstufe vorzubereiten und geduldig zu warten hat, bis im Tode der Vorhang des Sinnenscheins fällt, der ihm das Innerste der Welt verbirgt. Nicht alle gläubigen Christen sind eines reinen und vernünftigen Glaubens fähig; viele bleiben zeitlebens Kinder, Kinder mit einem kindischen Glauben, geradeso wie auch andre Leute, zum Beispiel die Häckellaner und die Marxisten, Kinder mit einem kindischen Glauben andrer Art sind. Aber so tief sinkt auch der abergläubischste Katholik nicht, daß er die geistigen Wesen, an die er glaubt, zu schauspielerischen Produktionen und Taschenspielerkunststückchen herabzuwürdigen versuchte und in dem Geschwätz eines Weibes, das sich für Geld sehen läßt, Stimmen aus dem Jenseits zu vernehmen glaubte. Daß der Religionsunterricht einer gründlichen Reform bedarf, daß auf seinen höhern Stufen der heutigen Naturerkenntnis und historischen Einsicht Rechnung getragen, und daß der Elementarunterricht mit dem angemessen umgestalteten höhern Unterricht organisch verbunden werden muß, das ist eine Sache für sich.

Berichtigung. In dem Artikel „Das Krebsbüchlein“ (Heft 12, Seite 747 Zeile 6 v. u.) ist in dem Citat ein Satzfehler stehn geblieben; es muß statt „Boden und Himmelsstrich sind hieran schuld“ heißen „unschuldig.“

Aus Landwirtschaft, Industrie und Handel

Aus der deutschen Landwirtschaft. Wenn irgend ein Erwerbstand im Deutschen Reiche Grund hat, mit den wirtschaftspolitischen Entschoidungen des letzten Winterhalbjahrs zufrieden zu sein, so ist es die deutsche Landwirtschaft. Der Kapitalgewinn, der den landwirtschaftlichen Grundbesitzern allein durch die Festlegung der Mindestzölle für die vier Hauptgetreidearten im Zolltarifgesetz gesichert ist, beläuft sich auf eine ganz ungeheure Summe und wird es vielen Tausenden nicht ganz sicher auf den Füßen stehenden Existenzen schon durch Festigung der Güterpreise und der Kreditfähigkeit möglich machen, sich aufrecht zu erhalten. Daß auch was ihre übrigen wichtigen Erzeugnisse anlangt die Landwirtschaft bei dem Abschluß neuer Handelsverträge besser als bisher gestellt werden wird, kann im Ernst kein Mensch bezweifeln. Die verbündeten Regierungen und die leitenden Staatsmänner des Reichs haben doch wahrhaftig auch dafür alle erdenkliche Garantie geboten. Bei nüchtern geschäftlicher Beurteilung der Lage sagt sich das die große Mehrzahl der intelligentern Landwirte auch wohl selbst, und es ist eigentlich kaum zu begreifen, wie trotzdem die Möglichkeit vorhanden ist, daß sich die landwirtschaftlichen Wähler am 16. Juni durch ihre eigne Torheit dieser überaus günstigen Chance für lange Zeit, vielleicht für immer berauben könnten. Wenn die deutschen Landwirte durch die Wahlen zum Reichstag die von den verbündeten Regierungen zu vereinbarenden neuen Handelsverträge zu Fall bringen sollten, so werden sie sich selbst die schwerste Wunde schlagen und neben dem Schaden den verdienten Spott der grundsätzlichen Agrarschutzfeinde der Linken ernten. Der 16. Juni droht für die deutsche Landwirtschaft ein kritischer Tag erster Ordnung zu werden. Nur bei gründlicher Umkehr zu Ruhe und Besonnenheit wird eine der folgenschwersten Torheiten vermieden werden.

Daß durch den von den Regierungen hinreichend garantierten höhern Agrarzollschutz die Notlage der deutschen Landwirtschaft mit einem Schlage in sorgenfreie Behäbigkeit umgewandelt werden wird, oder daß gar die unvergleichlichen Gewinnchancen der sechziger Jahre für das landwirtschaftliche Gewerbe zurückgezaubert werden können, erwartet niemand. Aber man soll nun wenigstens aufhören, von dem Ruin der deutschen Landwirtschaft zu reden. Diese Redereien sind auch heute schon schnöder Undank gegen das Geschick und gegen die Regierung. Trotz der zwanzigjährigen Agrarkrisis ist der deutsche Getreidebau auch nicht um ein Hektar eingeschränkt worden, hat die deutsche Viehzucht einen geradezu glänzenden Aufschwung genommen, ist die deutsche Forstwirtschaft fortlaufend lohnender geworden. Das sollte am 16. Juni in Riesenlettern über jedes ländliche Wahllokal geschrieben werden, damit die künstliche Aufregung und Unvernunft nicht einen tief zu beklagenden Sieg über den gesunden Menschenverstand erringt. Auf einzelne Tatsachen einzugehn wird sich in nächster Zeit Gelegenheit finden.

Am Effektenmarkt. Die neue 3prozentige Deutsche Reichsanleihe im Betrage von 290 Millionen Mark ist an das sogenannte große Preußenkonsortium begeben worden und wird in allernächster Zeit zu einem Zeichnungspreise von 92 Prozent aufgelegt werden. Obgleich an dem 3prozentigen Zinssatz festgehalten worden ist — woran übrigens von keiner Seite ernsthaft gezweifelt wurde —, kann man einen guten Erfolg erwarten. Wenn die 3prozentigen Anleihen des Reichs und Preußens im Jahre 1892 fünfzigfach überzeichnet wurden, so wollen solche Überzeichnungsgrade für den Sachkundigen nicht allzuviel sagen. Sollte auch die Überzeichnung von 1903 niedriger ausfallen, so kann trotzdem der Erfolg nicht weniger groß und erfreulich sein als 1892. Klar kommt einem bei dieser Gelegenheit wieder der rein formelle Charakter der sogenannten Reichsfinanznot zum Bewußtsein. Die Finanzlage und die Kreditfähigkeit des Deutschen Reichs, die wesentlich auf der Lage der Einzelstaaten beruht, ist sachlich so vorzüglich, daß

nur völlige Unkenntnis sie nicht der Finanzlage der bestsituierten europäischen Kulturstaaten als gleich oder überlegen anzuerkennen vermöchte, wenn es auch den heutigen steuerpolitischen Gesetzgebern aus ganz unsachlichen Gründen augenblicklich nicht leicht wird, die reichlich vorhandnen Schätze für die laufenden Bedürfnisse des Reichs zu heben, und sie deshalb vielleicht mehr als nötig zur Anleihedeckung zu greifen geneigt sind. Die Finanzstatistik des Reichs und der Einzelstaaten, die in den Grenzboten vom 12. Februar dieses Jahres in einem Aufsatz über den „Reichshaushalt und die Finanzen der Bundesstaaten“ eingehender gewürdigt worden ist, zeigt handgreiflich, daß sich das deutsche Volk vor allem einer in hohem Grade geschonten Steuerkraft erfreut, und daß die scheinbare Höhe der natürlich verhältnismäßig schnell gewachsnen Reichsschulden durch die einfache Tatsache jeder unerfreulichen Bedeutung beraubt wird, daß Preußen — bei einem selbst in schlechten Zeiten großen Eisenbahnüberschuß — überhaupt nur Eisenbahnschulden aufzuweisen hat, und auch fast in allen übrigen Bundesstaaten die Verzinsung der Staatsschulden bei weitem nicht der Höhe der Erwerbseinkünfte — im Unterschiede von Steuern aller Art — gleichkommt. Schon in dieser Beziehung ist Deutschland verhältnismäßig sehr günstig situiert im Vergleich mit Frankreich und auch mit England, die — bei einem freilich größern Nationalreichtum — zehn- und fünfmal mehr Schulden haben als das Deutsche Reich. Bei dem gegenwärtigen Stande der Geldflüssigkeit haben wir absolut kein Bedürfnis und Verlangen nach der Beteiligung ausländischen Kapitals an der neuen Reichsanleihe, wie dies — wenigstens nach Ansicht der maßgebenden Kreise — vorübergehend unter den abnormen Verhältnissen des Sommers 1900 der Fall war, wo 80 Millionen deutscher Schuldverschreibungen mit einem Zinsfuß von 4 Prozent im Ausland untergebracht wurden. Jedenfalls ist die Deutsche Reichsanleihe ein Rentenpapier allerersten Ranges, und der deutsche Kapitalmarkt ist durchaus in der Lage, den jetzt aufgelegten Betrag von 290 Millionen Mark bereitwilligst aufzunehmen.

Der Stand der Dividendenpapiere, namentlich der Industriepapiere, könnte dabei vielleicht etwas in Betracht kommen. Der „Deutsche Ökonomist“ sagte in seiner letzten Nummer nicht mit Unrecht, daß sich die Kurse der Rentenpapiere und die der Dividendenpapiere im allgemeinen zueinander verhielten wie die beiden Schalen einer Wage; stiegen jene, so sänken diese; das Sinken der Kurse der Dividendenpapiere sei in der Regel die Bedingung für das Steigen der festverzinslichen Werte. Nun haben wir zur Zeit — kaum ist der Jammer über den schweren Rückschlag verhallt — in den wichtigsten Industriepapieren schon wieder eine reguläre „Hausse,“ die in mehr als einer Beziehung zu denken gibt, und mit der, mag sie vernünftig oder unvernünftig sein, bei der zu erwartenden „Überzeichnung“ der neuen Reichsanleihe zu rechnen ist. Unstreitig muss nach dem ganzen Verlauf des letzten Wirtschaftshalbjahrs angenommen werden, daß der schwere Rückschlag, der im Jahre 1901 für die Industrie und den Handel Deutschlands in besonderm Grade nach dem übertriebnen „Anschwung“ des vorhergehenden Jahrfünfts zur augenfälligen Tatsache wurde, nicht zu einem dauernden Siechtum geführt hat, sondern schon einem Stillstand im Niedergang, wenn nicht einer neuen Aufwärtsbewegung Platz gemacht hat. Stillstand bedeutet in solchen Krisen in der Regel den Anfang des Fortschritts, nur darf der Rekonvaleszent nicht vorzeitig über die Schnur hauen. Das tut nun die deutsche Industrie selbst keineswegs, aber die Spekulation in deutschen Industriepapieren tut es ganz entschieden, und wenn diesen Dummheiten nicht bald ein Dämpfer aufgesetzt wird, so werden nicht nur die Herren Spekulanten über kurz oder lang eine Masse Geld verlieren — worüber sie sich nicht zu beklagen haben werden —, sondern auch die Wiedererstarkung unsers ganzen Wirtschaftslebens kann dadurch arge Nackenschläge und Störungen bekommen. Ganz besonders lebhaft ist die neue „Hausse“ in den Dividendenpapieren der Eisenindustrie und den damit zusammenhängenden Montanwerten, und zwar, wie fast alle Fachleute und Fachblätter wissen, hauptsächlich auf Grund der starken Ausfuhr. Es verlohnt sich, daraufhin die Statistik unsers auswärtigen Handels etwas genauer anzusehen.

Die deutsche Handelsbilanz ist in den „schlechten“ Jahren nach 1900 „besser“ geworden, wenn man, wie landläufig, unter Besserung die Zunahme der Ausfuhr im Verhältnis zur Einfuhr versteht. In Heft 47 der Grenzboten vom 20. November vorigen Jahres ist diese Erscheinung bis Ende September 1892 verfolgt und beleuchtet worden, hier mögen folgende auf die Eisenindustrie bezüglichen Zahlen herangezogen werden.

An Eisen- und Eisenwaren überhaupt betrug in den Jahren

	1902	1901	1900	1899	1898
			(Millionen Doppelzentner)		
die Einfuhr	2,69	4,01	9,83	8,40	5,24
die Ausfuhr	33,09	23,47	15,49	15,10	16,26
Mehrausfuhr	**30,40**	**19,46**	**5,66**	**6,70**	**11,02**

In den Monaten Januar und Februar 1903 hat sich die eigentümliche Bewegung der Zahlen weiter fortgesetzt. Um die Natur dieser Erscheinung zu verstehn, sind noch folgende Zahlen zu beachten. Es betrug in den Jahren

	1902	1901	1900	1899	1898
			(Doppelzentner)		
			an Brucheisen und Eisenabfällen:		
die Einfuhr . .	319503	263629	1003832	631408	233278
die Ausfuhr . .	1689088	1533987	610956	531027	850954
Mehreinfuhr	—	—	**492876**	**100381**	—
Mehrausfuhr	**1369585**	**1270358**	—	—	**617676**
			an Roheisen:		
die Einfuhr . .	1430400	2675033	7267119	6126518	3845607
die Ausfuhr . .	3472563	1504475	1294086	1820907	1873751
Mehreinfuhr	—	**1170558**	**5973033**	**4305611**	**1971856**
Mehrausfuhr	**2042163**	—	—	—	—
			an Eck- und Winkeleisen:		
die Einfuhr . .	1841	6707	8271	8984	2073
die Ausfuhr . .	3821217	3424471	2156413	2211649	2047053
Mehrausfuhr	**3819376**	**3417764**	**2148142**	**2202665**	**2044980**
			an Eisenbahnschienen:		
die Einfuhr . .	1359	5449	3428	13186	2669
die Ausfuhr . .	3668147	1809775	1556564	1098131	1238287
Mehrausfuhr	**3666788**	**1804326**	**1553136**	**1084945**	**1235618**
			an schmiedbarem Eisen in Stäben u. dergl.:		
die Einfuhr . .	245788	225176	378092	371793	260142
die Ausfuhr . .	3612156	3295132	1725326	1939328	2636980
Mehrausfuhr	**3366368**	**3069956**	**1347234**	**1567535**	**2376838**
			an Kuppeneisen, Rohschienen, Impols:		
die Einfuhr . .	15486	16656	27776	13412	15534
die Ausfuhr . .	6364267	2017163	336270	234379	349636
Mehrausfuhr	**6348781**	**2000507**	**308494**	**220967**	**334102**

Die aus diesen Zahlen hervorgehende gewaltige Steigerung der Mehrausfuhr von Rohmaterialien und groben Halbfabrikaten der Eisenindustrie, die sich übrigens in den Monaten Januar und Februar 1903 fortgesetzt hat, hat von vornherein das Gepräge der Unnatürlichkeit und Unbeständigkeit an sich. Bei allen übrigen Fabrikaten dieser Industrie zusammengenommen ist eine ähnliche Erscheinung nicht annähernd zu erkennen, obgleich auch bei ihnen zum Teil die Ausfuhr etwas zugenommen hat. Es besteht kein Zweifel darüber, daß diese abnorme Bewegung der Mehrausfuhr die Folge einer im Verhältnis zu der in den Anfschwungsjahren übermäßig gesteigerten Erzeugung und Verarbeitung von Eisen stark geschwundnen Aufnahmefähigkeit des Inlandsmarkts ist, gefördert durch eine außerordentliche und nicht vorauszusehende Steigerung des Bedarfs im Auslande, an deren Bestand nicht zu denken ist. Wirkte dieser abnorme Export bisher günstig, weil er den innern Markt entlastete und größerer Arbeitlosigkeit vorbeugte, so erfolgte er doch vielfach zu kaum noch Gewinn bringenden Preisen, und es würde geradezu als ein Unglück angesehen werden müssen, wenn die deutsche Eisenindustrie selbst so töricht wäre, auf seine Dauer zu rechnen. Wir trauen ihr das nicht zu, mag die Spekulation in den betreffenden Industriepapieren auch im Augenblick daran zu glauben scheinen. Namentlich muß diese Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten von Amerika durchaus nur als ein vorübergehendes Gelegenheitsgeschäft angesehen werden, das man faute de mieux mitnimmt. Ja wir werden uns glücklich schätzen müssen, wenn nicht in naher Zukunft dem übertriebnen Einfuhrbedürfnis der Union an Eisen und Halbfabrikaten daraus ein noch gewaltigeres Ausfuhrbedürfnis folgte, das uns mit Eisenfabrikaten zu Schleuderpreisen zu überschwemmen versucht. Jedenfalls ist dem größern Publikum die äußerste Zurück-

haltung der Hausse in Eisenindustriepapieren zu empfehlen, wie ja überhaupt nur der wohlhabende Privatmann Industriewerte kaufen soll, der sich entweder über Geldverluste nicht ärgert, oder sich unausgesetzt durch das Studium zuverlässiger Fachblätter über den innern Wert der einzelnen Unternehmungen vor allzu großen Verlusten bewahren kann. Aber wer tut das heute in Deutschland? Nicht einmal die Mehrzahl der kleinen und mittlern Bankiers. Wenn sie die „Meinung" an der Börse halbwegs kennen, so genügt ihnen das, mag diese Meinung auch nur bis morgen oder übermorgen reichen und sachliche Gründe überhaupt nicht haben. Es ist ein Krebsschaden unsers Effektenmarkts, daß das spekulierende und ebenso das auf dauernde Kapitalanlagen bedachte Publikum sich blindgläubig so sehr jeder eignen Prüfung entschlägt, zu der doch Blätter, wie beispielsweise der schon oben genannte „Deutsche Ökonomist," im allgemeinen eine ausreichende Unterlage bieten.

Was die Banken anbetrifft, so bieten die in den letzten Wochen erschienenen Jahresberichte zahlreicher Aktienunternehmungen ein im ganzen recht erfreuliches Bild, wenn die Erträge auch vielfach gegen die der „Aufschwungsperiode" bis 1900 zurückstehn. Es soll heute auf einzelne Unternehmungen noch nicht eingegangen werden. Jedenfalls ist jetzt so viel klar, daß die deutschen Bankinstitute, vor allem die großen Berliner Gesellschaften, eine ungeheure und nicht zum geringsten Teile segensreiche Bedeutung für das deutsche Wirtschaftsleben gewonnen haben. Gerade der Verlauf der jüngsten Krisis hat gezeigt, daß nichts ungerechter ist, als die schweren Vergehungen, deren einzelne zu Unrecht in leitende Stellungen gelangte Persönlichkeiten sich zum Schaden vieler Unschuldiger schuldig gemacht haben, zur Diskreditierung unsrer Banken und ihrer Leiter überhaupt auszubeuten. Und nichts ist törichter, als durch ab irato verlangte und leider teilweise auch durchgesetzte unnötige gesetzliche Fesseln das deutsche Bank- und Börsenwesen in seinen wesentlichsten Funktionen lähmen zu wollen. Man sollte sich in dem auf die Ehre geradeso bedachten Kreise der Bank- und Börsenfeinde etwas mehr bewußt werden, daß der Neid, auch da, wo er wirtschaftspolitische Gehässigkeit gegen Personen und Einrichtungen erzeugt, wahrhaftig nicht schön ist.

Die Handelsvertragsfrage scheint vorläufig auf dem Effektenmarkt so gut wie gar keine Rolle zu spielen, wenn auch in den an ihm vorwiegend interessierten Blättern gelegentlich immer wieder einmal gesagt wird, daß der Markt unter der in Bezug auf diese Frage herrschenden Unsicherheit sehr leide. Unzweifelhaft ist es für alle Teile unsers Wirtschaftslebens in hohem Grade wünschenswert, daß wir möglichst bald zu neuen langfristigen Handelsverträgen gelangen. Aber ebenso wie für die Landwirtschaft erwächst auch für Handel und Industrie daraus die Aufgabe, bei den Wahlen am 16. Juni dem Abschluß neuer Handelsverträge keine unnötigen Hindernisse zu schaffen. Sie werden gut tun, den Gedanken, daß auf Grund des neuen Tarifs abgeschlossene Handelsverträge mit dem Gedeihen der deutschen Industrie und des deutschen Handels unvereinbar wären, endlich als absurd nicht nur fahren zu lassen, sondern auch nach Kräften bei den städtischen Wählermassen zu bekämpfen. Daß die Ablehnung der von den Regierungen vereinbarten neuen Verträge die mit Recht schon jetzt beklagte handelspolitische Unsicherheit gewaltig steigern und ins Unabsehbare verlängern würde, darüber können doch die Kaufleute nicht im unklaren sein. Und doch ist bei ihnen die Gefahr, daß sie am 16. Juni Torheiten begehn und begehn lassen werden, ebensowenig ausgeschlossen wie bei den Ultraagrariern.

Zum Schluß sei es als ein besonders erfreuliches Anzeichen registriert, daß die leidige Währungsfrage, die bisher in den wirtschaftspolitischen Programmen der zur Zeit mächtigsten Parteien regelmäßig eine Rolle spielte, in den zahlreichen Kundgebungen dieser Parteien aus der jüngsten Zeit so gut wie gar nicht erwähnt wird. Der Bimetallismus, der früher als eins der „großen Mittel" von den Parteiagrariern betont wurde, scheint endlich, wie sichs gehört, der Rumpelkammer überwiesen zu sein.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

Deutschland vor der Reichstagswahl

Acht Wochen trennen uns noch von der Reichstagswahl. Soweit sich die Verhältnisse bis jetzt übersehen lassen, ist kein einziger Wahlkreis vorhanden, wo sich Mangel an Kandidaten zeigte. Im Gegenteil: wohl für die meisten Wahlkreise sind drei oder vier Männer vorhanden, die als Kandidaten auftreten, und außerdem noch ein halbes Dutzend, die gern auftreten würden, wenn sie irgend welche Aussichten hätten, Stimmen zu erhalten. Wiederum einmal ein Beweis, daß die wesentlichsten Argumente für die Diätengewährung aus einem leeren Faß geschöpft waren, und daß in Deutschland auch ohne Diäten die Zahl solcher nicht gering ist, die als Abgeordnete zu wirken bereit sind, und solcher, die sich mit dem Mandat einen Freibrief für einen vergnügten Winteraufenthalt in Berlin erwerben möchten. Selbstverständlich sind unter den Bewerbern die bisherigen Mandatsinhaber in der großen Mehrzahl. Aber den Wählern dürfte doch wohl zu empfehlen sein, die Präsenzlisten zur Hand zu nehmen und die bisherigen Träger ihres Vertrauens zu fragen, weshalb sie gar so selten auf ihrem Posten gewesen sind. Nachdem der Reichstag in der letzten Session ein so beschämendes Bild geboten hat, ist es unmöglich, daß die Wähler daran gleichgiltig vorübergehn können. Ein Abgeordneter, dem ein Jagdtag wichtiger ist als die Erfüllung seiner Mandatspflicht, ist des höchsten Ehrenamts, das der deutsche Bürger zu vergeben hat, nicht würdig. Ein Reichstagsmitglied, das nur wenig Stunden von Berlin wohnt, und dem von berufner Seite wiederholt und noch auf dem Bahnhofe gesagt wird, es möge in Berlin bleiben, weil es am nächsten Tage auf jede einzelne Stimme ankomme — und das dennoch abfährt, „weil einmal der Wagen bestellt und zuhause alles vorbereitet sei," sollte damit das Vertrauen seiner Mitbürger verwirkt haben, und eine Wiederwahl sollte hier ausgeschlossen sein. Aber in ähnlicher Lage ist leider ein sehr großer Teil des Reichstags. Abgesehen von den Vorgängen bei den Zolltarifdebatten war z. B. — wie leider schon im Jahre vorher — die Verhandlung über den Etat des Reichsamts des Innern geradezu ein öffentlicher Skandal. Wird eine Rede des Reichskanzlers über Venezuela angekündigt, so kommen die Herren von allen Seiten in Scharen herbei, nicht etwa aus Höflichkeit gegen den obersten Beamten des Reichs, den sie in andern

Stücken im Stiche lassen, sondern weil sie sich den prickelnden Reiz einer Debatte über auswärtige Politik nicht versagen wollen. Man kommt sich so erhaben vor in der Rolle, ein wenig europäischen Areopag spielen zu können. Nun ist es ja gewiß sehr wünschenswert und notwendig, daß wenn der Reichskanzler das Wort in Fragen der auswärtigen Politik ergreift, ein möglichst voll besetzter Reichstag ihn seiner Zustimmung versichert. Das ist dem Auslande gegenüber von Wichtigkeit. Man kann zwar, wie Bismarck es bis 1866 getan hatte, die auswärtige Politik eines Landes auch dann führen, wenn man die öffentliche Meinung, wie sie durch die Volksvertretung zum Ausdruck gelangt, nicht hinter sich hat, oder diese sich gleichgiltig verhält. Aber für unsre heutige Zeit kommt dabei doch der Unterschied zwischen Bundesstaat und Einheitsstaat, richtiger einheitlichem Staat, wie Preußen es damals war, in Betracht; selbst in diesem konnte das Wagnis nur unternommen werden, weil die vom Parlament nicht unterstützte Politik in der Richtung der großen nationalen Idee lag, und der leitende Staatsmann infolgedessen der Unterstützung künftig gewiß sein konnte, sobald sich die Volksvertretung oder die Nation auf sich selbst besann. Immerhin verliert das Interesse und die Teilnahme eines Parlaments an der auswärtigen Politik wesentlich an Wert, wenn diese Volksvertretung in Lebensfragen der innern Politik so vollständig versagt, wie es beim Etat des Reichsamts des Innern zur verhängnisvollen Regel zu werden scheint. Und doch handelt es sich bei der innern Politik des Reichs um mehr als um Etatsfragen, es handelt sich um die Frage der Monarchie und um den sozialpolitischen Aufbau unsrer gesamten heutigen bürgerlichen Gesellschaft. Kann es da wirklich in deren Interesse liegen — von der Monarchie ganz zu geschweigen —, wenn der Etat des Innern, also die gesamte innere Politik des Reichs, volle vierzehn Tage den Hetzreden der Sozialdemokratie preisgegeben bleibt, die andern Parteien aber durch völlige Abwesenheit glänzen und nur durch wenige Schildwachen vertreten sind? Wäre es nicht die heilige Pflicht der die bürgerlichen Parteien vertretenden Fraktionen, durch gegenseitiges Übereinkommen eine so starke Zahl auf dem Platze zu halten, daß dem sozialdemokratischen Mißbrauch der Rednertribüne durch Schlußanträge ein Ende gemacht werden kann? Anstatt die sozialdemokratische Hetz- und Minierarbeit auf jede zulässige Weise einzuschränken, wird ihr das weite Feld der innern Verwaltung, der in alle bürgerlichen Verhältnisse tief einschneidenden innern Reichspolitik, wochenlang schutzlos überlassen, als ginge das eigentlich den ganzen übrigen Reichstag nichts an. Es ist das ein Vertrauensbruch schwerster Art gegen die Wähler. Diesen, von der freisinnigen Volkspartei bis zum rechten Flügel der Konservativen, kann nicht dringend genug empfohlen werden, sich die Kandidaten daraufhin anzusehen und keinem ihre Stimme zu geben, der nicht gerade in diesem Punkte die absoluteste Pflichttreue gelobt. Die Wochen, wo der Reichstag nicht mehr eine deutsche Volksvertretung, sondern eine Art französischer Konvent ist, worin die Herren Bebel und Singer dominieren, sind geradezu eine Schmach für unser parlamentarisches Wesen, und jeder nicht sozialdemokratische Wähler sollte an einen solchen Vertreter die Frage richten, wozu er sich überhaupt wählen lasse. Diese Frage gilt aber freilich leider mindestens drei Vierteln der Mitglieder des Hauses. Abgeordnete wie Graf Roon auf der rechten Seite, der

seinem berühmten Namen alle Ehre macht, und Eugen Richter auf der linken, der nach wie vor wohl das fleißigste Mitglied des Hauses ist, sind bedauerlicherweise außerordentliche Seltenheiten. In einem Parlament kann nicht jeder Führer sein, keiner aber soll politischer Dilettant sein. Das freiwillig übernommene Ehrenamt verpflichtet zu einem Vertiefen in die gestellten Aufgaben. Wie viele Abgeordnete aber kommen nur nach Berlin, um von den Ministern oder sonst in angesehenen Häusern eingeladen und fetiert zu werden, die Theater oder sonstigen Genüsse der Reichshauptstadt auszukosten, nehmen sich aber nicht einmal die Mühe, die Vorlagen durchzulesen oder den Etat anzusehen! Daher kommt es, daß alle Entscheidungen immer mehr und mehr aus dem Plenum an die Kommissionen übergehn und von einer kleinen Zahl von Abgeordneten abhängen, denen alle andern als Stimmvieh folgen, sofern sie überhaupt in die Sitzungen kommen. Wenn statt der 397 Abgeordneten deren 36 im bisherigen Verhältnis der Parteien gewählt würden, so würde dies den Gang der Abstimmungen und damit den Gang der Gesetzgebung kaum beeinflussen. Früher wurde zur Entschuldigung angeführt, der Reichstag habe Bismarck gegenüber keinen Willen, der mache doch, was er wolle, da sei es ganz unnütz, nach Berlin zu gehn. Jetzt ist schon der dritte Nachfolger Bismarcks im Amt, und das Niveau des Reichstags sinkt immer tiefer. Man gewinnt den Eindruck, als ob er von Jahr zu Jahr unbedeutender werde und an Ansehen einbüße, je weiter wir uns von der Bismarckischen Zeit entfernen. Welche Überproduktion von geistig bedeutenden, hoch begabten, fleißigen und patriotischen Männern in den ersten Legislaturperioden von 1867 bis in die achtziger Jahre hinein; dann für die Ausscheidenden und Absterbenden immer geringerer Ersatz! Ehedem die Blüte deutschen Geisteslebens umfassend, ist der Reichstag heute ein Marktplatz roher wirtschaftlicher und politischer Interessenkämpfe geworden. In demselben Parlament, das ehemals die Ächtung der Sozialdemokratie ausgesprochen hatte, dominiert diese heute als Herrscherin über den Unverstand, die Gleichgiltigkeit, das Schlaraffentum und die Feigheit der andern. „Wenn heut ein Geist herniederstiege" — würde er zum Reichstage sprechen: Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht! Ja, fürwahr ein Bethaus! Ein Bethaus im Sinne von Ernst Moritz Arndt, ein Haus, wo sich täglich das Gebet um des deutschen Volkes Glück, Weihe und Größe, um unsre nationale Zukunft erneue! Wie wenig aber gleicht dieses Parlament dem Bilde, das sich einstmals das vor uns dahingeschiedne und auch das heute ergraute Geschlecht von dem deutschen Reichstage gemacht haben, so lange er als unerreichtes Ideal in unsern nationalen Träumen lebte! Der Reichstag, dessen Mehrzahl pflichtlos der parlamentarischen Schlacht fernbleibt, der schweigen konnte, als Bismarck von ihm schied, dessen Mehrheit es fertig brachte, seinem Schöpfer zu dessen achtzigstem Geburtstage den Ehrengruß zu versagen — dieser Reichstag sah die Gestalt der Geschichte nicht, die in seiner Mitte stand und über ihn den Stab brach! Undeutsches Wesen, undeutsche Art!

Aber weshalb den Reichstag schelten? Sehen wir nicht die Mehrzahl seiner Mitglieder von einer Wahl zur andern wiederkehren? Repräsentieren sie nicht die Mehrheiten oder die Minderheiten der Wähler, aus denen sie immer wieder hervorgegangen sind? Das Wort ist gesprochen worden: Jedes Volk

hat die Regierung, die es verdient. Noch viel richtiger ist die Lesart: Jedes Volk hat das Parlament, das es verdient! Auf die Regierung ist der Einfluß immer nur ein indirekter, wohl aber empfängt der Wähler aller fünf Jahre den Einfluß zurück, der ihm gesetzlich auf die öffentlichen Angelegenheiten direkt zusteht, damit er ihn durch die Wahl von neuem geltend machen kann. Ist nun aber wirklich die große Mehrheit der deutschen Wähler, soweit sie den bürgerlichen Parteien angehören, einverstanden oder zufrieden mit einer Volksvertretung, die von Jahr zu Jahr mehr den Boden unterwühlen läßt, auf dem Kaiser und Reich, auf dem unsre deutsche Monarchie steht? Die von Jahr zu Jahr mehr die allen bürgerlichen Parteien gemeinsamen Grundlagen und Interessen der sozialdemokratischen Minierarbeit überläßt und darauf verzichtet, ihr Halt zu gebieten, so lange es noch an der Zeit ist? Aus Furcht, als „reaktionär" verschrieen zu werden, aus Bequemlichkeit, Gleichgiltigkeit und Feigheit stecken sie wie der Vogel Strauß den Kopf in den Sand, im bequemen Vertrauen auf die Machtmittel des Staates, der schon dafür sorgen werde, daß der sozialdemokratische Strom hübsch in seinem Bette bleibt. Aber glauben diese bequemen Schläfer, die sich noch beim Feuerlärm die Nachtmütze nur fester über die Ohren ziehen, daß die fort und fort geschwächten Machtmittel des Staats wirklich auf die Dauer vorhalten? Daß das Schwert nicht doch vom sozialdemokratischen Rost zu stark angefressen werden könnte? Daß der fort und fort systematisch unterwühlte Bau nicht doch eines Tages über die Ahnungslosen zusammenstürze? Muß das deutsche Bürgertum wirklich erst durch das schwere Läuterungsfeuer äußerer oder innerer, vielleicht äußerer und innerer Verwicklungen gehn, bevor es sich auf seine Pflicht, auf seine Selbsterhaltung besinnt? Ist die Nation so sicher, immer wieder den Führer zu finden, der seinem Volk in der feurigen Wolke voranschreitet, wenn dieses Volk ohne große Ziele, ohne Ideale, ohne das Gefühl einer erhebenden, ernsten, sittlichen Pflicht kurzsichtig seinem Wohlbehagen und dem Geldgewinn lebt? Das deutsche Bürgertum muß sich klar darüber sein, daß es heute schon in einer belagerten Festung ist, in die ein rücksichtsloser Feind nicht nur seine Brandbomben schleudert, sondern die er auch durch seine vorschreitenden Minengänge bedroht. Die Minierarbeit ist heute schon erkennbar genug und hörbar für jeden, der Ohren hat zu hören. Der Deutsche hat einen Fetisch, den er in allen Nöten anruft, und den er prügelt, wenn er ihm nicht gefällt. Dieser Fetisch ist die Polizei. Sie soll dem braven Philister auch die Sorgen um die Sozialdemokratie abnehmen. Aber die Hilfeleistung der Polizei kann sich doch nur im Rahmen ihrer gesetzlichen Obliegenheiten, Machtvollkommenheiten und Machtmittel bewegen. Diese werden durch den gesamten Zug unsrer Gesetzgebung mehr und mehr eingeengt; zugleich wächst die Scheu vor der Verantwortlichkeit bis in die untersten Organe. Diese wachsende Scheu auf der einen, der um sich fressende Rost der Sozialdemokratie auf der andern Seite vermindern die Stärke der Exekutive empfindlich. Die hoch bedauerliche Behandlung der Arbeitswilligenvorlage durch den Reichstag im Jahre 1899 hat für jedermann erkennbar gemacht, daß der Reichstag für Maßnahmen gegen die Sozialdemokratie nicht zu haben ist. Das wirkt lähmend auf alle Organe des Staates zurück. Bei dem demnächst zu wählenden Reichstag wird es nicht anders sein. Im Juni 1899 durfte Herr Bebel es wagen, die vom Bundesrat

einstimmig beschlossene Vorlage als Schmach und als Schande für Deutschland zu bezeichnen, ohne daß ihm ein Ordnungsruf des Präsidenten zu teil wurde, das Zentrum machte gemeinsame Sache mit der Sozialdemokratie, nachdem diese in geschickter Weise das Wort „Ausnahmegesetz" in die Debatte geworfen hatte, und Herr Bassermann erfand die schöne Wendung von den „zwei Weltanschauungen," die sich in der Behandlung der Sozialdemokratie gegenüberstünden. Die Arbeiter würden mit einem solchen Gesetz den Glauben an die Monarchie verlieren! Im Gegenteil, jeder Arbeiter, dem der Staat den Streikern und Hetzern gegenüber den Schutz versagt, muß notwendig den Glauben an die Monarchie verlieren, die ihn dem Terrorismus gegenüber schutzlos läßt! Das monarchische Empfinden der breiten Massen wird jederzeit wachsen bei einer starken, verständigen Betätigung der Monarchie; es wird nachlassen, wo diese fehlt oder versagt. Bleibt der Reichstag dabei, den einsichtigen und verständigen Arbeitern nach wie vor den Schutz und die Hilfe des Staats zu versagen — hat doch der verstorbne Abgeordnete Dr. Lieber bei dieser Gelegenheit sogar die deutschen Gerichte unter der lebhaftesten Zustimmung der Sozialdemokraten „einer himmelschreienden Parteilichkeit" geziehen —, so schafft er damit nur ein „Bahn frei!" für die Sozialdemokratie, gibt er die Massen immer mehr in die Hand der Führer, die nie ein Hehl daraus gemacht haben noch machen werden, daß die wirtschaftlichen Kämpfe politische Kämpfe, politische Machtfragen sind. Glaubt Herr Bassermann wirklich, daß zwei Dienstjahre im Heere nachher genügen werden, die jungen Leute, die sozialdemokratischen Eltern entstammen, in einer entsprechenden Häuslichkeit herangewachsen sind, dann jahrelang den sozialdemokratisch organisierten Massen angehört und blindlings dem Wort dieser Führer zu gehorchen gelernt haben — mit monarchischem, nationalem Sinn zu erfüllen und sie zu starken Stützen des Staats zu machen? Es steht im Gegenteil zu befürchten, daß das erziehende Gegengewicht des Heeres gleichfalls von Jahr zu Jahr schwächer wird, wie dies leider bei der Schule heute schon der Fall ist.

Nun soll ja die Abhilfe offenbarer Mißstände keineswegs vom Staate allein geleistet werden. Auch die Selbsthilfe kann gewiß viel tun. Wenn sich das Bürgertum aufrafft und sich auf die eigne Kraft besinnt, wird es immerhin noch manches vermögen. Ein glänzendes Beispiel, vorbildlich für alle deutschen Unternehmer und Arbeitgebergruppen, hat soeben der Norddeutsche Lloyd geboten, als er in Bremerhaven den Verband der Hafenarbeiter und den von diesen begonnenen Streik zerbrach. Wenn sich die Unternehmer zu großen kapitalkräftigen Verbänden zusammenschließen — sie sind ja durch die Versicherungsverbände schon organisiert —, müßte es ihnen verhältnismäßig leicht werden, unberechtigte Arbeitseinstellungen niederzuhalten. Wenn der aus 80000 Maurern bestehende „Deutsche Maurerbund" aus den Beiträgen der Arbeiter mehr als $1^1/_4$ Millionen für seinen Kriegsschatz angesammelt hat, welche Leistung müßten die Unternehmer, die diese 80000 Maurer beschäftigen, aufbringen können, wenn sie von den Gegnern lernen wollten, wie stark Eintracht macht! So gut wie der Norddeutsche Lloyd würden mit einer entsprechend dotierten Pensionskasse, bei reichlichen Leistungen, noch viele deutsche Unternehmer und Unternehmervereinigungen die sozialdemokratischen Verbände sprengen können; sie kämen mit dergleichen Taten jedenfalls sehr viel weiter als mit dem ängstlichen Aus-

schauen nach Polizei und Gericht. Die Sozialdemokratie nur repressiv bekämpfen wäre ebenso falsch, als ihr gegenüber die Hände in den Schoß legen und auf die bessere Einsicht der Massen warten. Beides muß Hand in Hand gehn, ebenso wie dem Sozialistengesetz seinerzeit die großen Arbeiterschutzgesetze folgten. Über die segensreichen Folgen dieser Gesetze werden die Massen absichtlich im unklaren gehalten. Die Beträge der alljährlich gezahlten Unfall-, Alters- und Invalidenrenten sollten regelmäßig, mindestens dreimal im Jahre, durch alle Zeitungen und alle Kreisblätter amtlich bekannt gemacht werden, die Organe der Sozialdemokratie müßten diese Bekanntmachungen erst recht erhalten. Dazu die jährlichen Leistungen der Arbeitgeber an Beiträgen. Es würden da vielleicht doch manchem die Augen aufgehn! Alle Fabriken und Werkstätten müßten zum Aushängen mindestens an der Lohnauszahlungsstätte verpflichtet sein. Freilich auf die junge Welt, die sich um Alter und Invalidität noch keine Sorgen macht, werden auch diese Zahlen ohne Eindruck bleiben, nicht aber auf die verheirateten Arbeiter und Arbeiterinnen. Auch sie werden deshalb nicht sofort monarchischer und nicht nationaler gesinnt werden, aber der Sinn für geordnete Verhältnisse wird allmählich eine wesentliche Stärkung empfangen. Daraus wird dann weiter die Empfindung gestärkt werden, daß es kein Recht auf der Welt gibt ohne entsprechende Pflicht, und daß mit den Rechten der Natur nach auch die Pflichten zunehmen, weil der Staat sonst zu einem Zustande der Schrankenlosigkeit und damit der Auflösung gelangt, unter dem die Masse am schwersten leiden würde.

„Gegen die Sozialdemokratie" ist im Beginn der Wahlbewegung manches gesprochen und geschrieben worden. Aber das war vor fünf Jahren ebenso. Deutlicher und verständiger konnte kaum etwas über dieses Thema gesagt werden, als es der im Juni 1898 veröffentlichte Brief des Staatssekretärs Grafen Posadowsky tat. „Gegen die Sozialdemokratie" hat sich der konservative Parteitag ausgesprochen, die Kreuzzeitung hat die Parole aufgenommen. Aber die Parole allein macht es nicht. Ist es den Konservativen ernst um diesen Kampf — und sie werden ihn in wenig Jahren am eignen Leibe zu spüren bekommen —, so heißt es Taten tun. Dann müssen die Herren vor allem im Reichstage auf dem Posten sein und nicht durch ihre Abwesenheit dazu beitragen, daß das Haus wochenlang den rednerischen Orgien der Sozialdemokraten ausgeliefert wird; sie müssen eingedenk sein, daß Adel verpflichtet; sie müssen den andern Parteien des Hauses das Beispiel der Pflichttreue und der Pflichterfüllung geben. Sie müssen außerdem da, wo sich wirklich bessern läßt, mit starker Initiative hervortreten. Eins dieser Gebiete ist die Wohnungsfrage, die ja auf dem Lande anders liegt als in den Städten, aber auch auf dem Lande vielfach einer energischen Abhilfe bedarf. Möge sich der deutsche Adel in einer groß gedachten Initiative dem englischen Adel ebenbürtig erweisen, dessen Unterhausmitglieder, obwohl sie nicht vom allgemeinen Stimmrecht abhängen, für das Wohl „ihrer Wähler" in der weitestgehenden Weise bedacht sind. Und die Mitglieder des Oberhauses greifen helfend mit ein. Das sollte man bei uns den Lehrern gegenüber und in der Aufbesserung der untern Beamtenkategorien betätigen. Unklugerweise haben viele Konservative nicht nur immer der Linken die Initiative in dieser Beziehung überlassen, sondern es haben sich nur zu oft die Gutsbesitzer z. B. den Lehrern direkt feindlich gegen-

übergestellt. Anstatt diese an sich heranzuziehn, haben sie sie zu Wahlagenten der politischen Gegner gemacht. Alle diese Fehler müssen vermieden werden, will die konservative Partei wirklich den Kampf „gegen die Sozialdemokratie“ nicht nur in Wahlreden, sondern auch in politischen Taten nach den Wahlen aufnehmen.

Für alle auf dem Boden der heutigen bürgerlichen Gesellschaft stehenden Parteien muß ohne Ausnahme als Regel gelten, daß sie da, wo der sozialdemokratische Kandidat irgend welche Aussicht hat, durch die Uneinigkeit der bürgerlichen Parteien zu siegen, auf alle Sonderbestrebungen verzichten und ihre Stimmen dem nichtsozialdemokratischen Kandidaten zuweisen, der die meisten Aussichten hat. Gerade so müssen im Osten die Deutschen den Polen gegenüber zusammenstehn. Das sollte aber nicht erst in der Stichwahl, sondern schon beim ersten Wahlgange geschehn. Freilich müßte es ein Kandidat sein, der treu und entschlossen gegen die Sozialdemokratie Stellung nimmt und sich zu derselben Haltung auch für den Reichstag verpflichtet. Die Frage: Staatserhaltung oder Staatsauflösung? muß den Ausschlag geben; in dieser Hinsicht ist nur eine Weltanschauung möglich, nur ein Weg zum Ziele. Das haben uns die Vorgänge in den Niederlanden in ihrem schweren Ernste deutlich genug gezeigt.

Ob aber unser Bürgertum, der Adel mit inbegriffen, soviel politische Reife und Einsicht bekunden wird? Ob sich nicht der Fraktionsgeist und der Parteihaß, die Kirchturmsinteressen und die ererbten Gegensätze stärker erweisen werden, als alle Mahnungen zur Eintracht? Mühsam genug ist dem Auslande gegenüber die politische Einheit errungen worden. Im Innern lähmen die Zwietracht, die Kurzsichtigkeit der Parteien uns noch immer, alle unsre politischen Untugenden ringen in den Parteikämpfen innerhalb wie außerhalb des Reichstags um Geltung. Möge endlich unser Volk sich aufraffen und seiner Zukunft eingedenk sein!

Man wird solchen Vorschlägen die Frage entgegenhalten: Und das Zentrum? Wir rechnen das Zentrum, so demokratisch ein Teil seines Bestandes auch sein mag, zu den bürgerlichen Parteien. Es kann bei einer weitern Zunahme der Macht der Sozialdemokratie nicht gewinnen. Ausnahmegesetze, denen gegenüber die Herren Bebel und Singer wertvolle Bundesgenossen wären, hat das Zentrum nicht zu befürchten. Wohl aber scheint es an der Zeit, daß diese Partei an ihrem Teile den großen Riß allmählich überbrücken helfe, der als Folge des Dreißigjährigen Kriegs durch unser Volk geht. Möge das Zentrum auch fernerhin in konfessionellen Fragen zusammenstehn, das ist sein gutes Recht, aber es muß aufhören, politische und nationale Fragen konfessionellen Interessen unterzuordnen. Durch weite protestantische Kreise geht die Meinung, daß die Zentrumsgefahr größer und bedenklicher sei als die sozialdemokratische. Diese Meinung wird nur das Zentrum selbst tilgen können, wenn es in allen großen Fragen auch der innern Gesetzgebung, und insbesondre in solchen, die unsre Wehrkraft berühren, eine starke und unbedingt zuverlässige nationale Mehrheit bilden hilft. Es würde dem konfessionellen Frieden in Deutschland, und nur um diesen kann es sich handeln, damit den allergrößten Nutzen erweisen, ohne selbst irgendwie zu kurz zu kommen. Die gemeinsame Arbeit würde der gegenseitigen Achtung und Anerkennung nur förderlich sein.

Möge sich diese Erkenntnis endlich im Zentrum, namentlich im preußischen Zentrum, verallgemeinern, an tüchtigen Männern, die innerlich längst auf diesem Standpunkt stehn, fehlt es nicht. Dann wird endlich auch in Deutschland die Zeit heraubrechen, wo weniger geredet und mehr gehandelt wird. Nehmen wir uns die Engländer in der Kunst des politischen Schweigens und dabei kräftigen, klaren Handelns zum Vorbild. Sie sind uns ohnehin weit voraus, weil sie nach großen, festen Zielen streben, und weil, von den Iren abgesehen, alle Parteien von einem starken Gefühl für die Macht und die Größe des Landes beseelt sind. Nur in diesem Vorbilde wird unser Volk zu politischer Reife, nur so zu fernen Zielen gelangen und nicht von einer Gesetzgebungsperiode zur andern aus der Hand in den Mund leben, während es die reichen Früchte einer großen opfervollen Zeit in innerm Hader vergeudet.

Es gibt ernste Patrioten genug, die in der Ansicht verharren, daß das Zentrum in den Anfängen des Kulturkampfs den bissigen Köter Sozialdemokratie auf den Staat losgelassen habe, das Zentrum oder die hinter ihm stehenden Kräfte. Richtig ist, daß Bebel und Hasenclever aus katholischen Schichten hervorgegangen sind, und daß beide Parteien bis in die neueste Zeit sorglich vermieden haben, einander wehe zu tun. Jede war der andern sicher. Erst seit dem Zolltarif ist in diesen Zweibund ein Riß gekommen. Die weitere Entwicklung liegt bei der Stellung, die das Zentrum in den Wahlen nehmen wird. Unterstützt es ehrlich jeden antisozialdemokratischen Kandidaten, der die meisten Stimmen auf sich vereinigt, so bekundet es damit, daß es fest auf dem Boden unsers nationalen Staates steht, und es hat vollen Anspruch auf die Gegenleistung der andern Parteien. Nur so werden wir wieder zu vollem Frieden gelangen. Der Zentrumswähler darf nicht mehr den sozialdemokratischen Kandidaten als das kleinere von zwei Übeln bevorzugen, der liberale Wähler nicht den Gefolgsmann Bebels vor dem Zentrumsmann. Erst wenn ein solches Gemeingefühl, ein derartig ausgeprägter Staatssinn die Mehrheit der Wähler erfüllt, werden wir auch im Reichstage wieder vorwärts kommen. *s*

Bewußtes und unbewußtes Streben im staatlichen Leben des Reichslandes

Wie einzelne Menschen werden auch Volksmassen sichrer an einem Faden von Hoffnung als an einem Seile von Dankbarkeit geleitet. Die Hoffnung des Reichslandes, den Diktaturparagraphen fallen zu sehen, ist erfüllt: es gilt also dort für staatliche Fortschritte weitere Ziele aufzustellen. Am schnellsten ist hierfür das Zentrum auf den Plan getreten. Es sagt zu den Elsaß-Lothringern: Werdet nur rasch stramme Zentrumsleute, so wird euch alles andre zufallen. Zentrum ist im innern deutschen Parteigetriebe Trumpf, und mit ihm muß jede Regierung rechnen. Die Aussichten auf einen Zuwachs an Reichstagsmitgliedern aus dem Reichslande sind für das Zentrum nicht ungünstig, denn die Klerikalen

Digitized by Google

sind hier, im Grunde genommen, deutschem Wesen nicht so feindlich, wie ihre Gegner, ja wie sie selbst vielfach glauben. Man muß nur ihr Wollen und Walten geschichtlich und psychologisch richtig zu verstehn suchen.

Die alten deutschen Kaiser wollten statt der unbotmäßigen Laien, die die großen Staatsämter in ihren Familien erblich zu machen strebten, die Bischöfe und durch sie die Pfarrgeistlichen im wesentlichen zu direkten kaiserlichen Beamten machen. Diese Art Staatskirchentum vereitelte in offnem, erbittertem Kampfe das römische Papsttum. Es war ein Glück für Deutschland, dem dadurch die Pflege des religiösen Sinnes innerhalb der Kirche erleichtert wurde. Den allerchristlichsten Königen in Frankreich dagegen gelang es, die Geistlichkeit in vorsichtiger Weise auf mehr friedlichem Wege allmählich von sich abhängig und ihren Staatszwecken dienstbar zu machen. Hier glaubte die Kurie, eher ein Auge zudrücken zu können, weil sie in einem romanischen Staate antirömische Neigungen des Klerus weniger zu befürchten brauchte. Die Revolution mit ihren Tempeln der Vernunft hätte zeigen sollen, welche Gefahren eine zu enge Interessengemeinschaft zwischen Königtum und Kirche für beide Teile heraufbeschwört. Napoleon der Erste handelte nach seinem berühmten Ausspruch: „Mit einer guten Polizei und einem guten Klerus kann der Kaiser in Bezug auf die öffentliche Ordnung unbesorgt sein, denn ein Erzbischof ist auch ein Polizeipräfekt.“ Alle folgenden schwächern Regierungen nahmen sich dieses Rezept zum Muster, auch glaubten sie, des geistlichen Einflusses umsoweniger entraten zu können, als die Kammerwahlen ihre beständige Sorge waren. Wie sollte der Parlamentarismus in den notwendigen Schranken gehalten werden, wenn der Pfarrer nicht gute Wahlen machte?

Aber um der Pfarrer sicher zu sein, mußte man sie auch belohnen und strafen können. Mit Gehaltserhöhungen oder dergleichen ging das nicht, das hätte zu häßlich ausgesehen. Außerdem jedoch wäre der satte Pfarrer nicht mehr tätig geblieben, der vernachlässigte hätte sich mit der Strahlenkrone der Uneigennützigkeit schmücken können. Man mußte ihnen anders beikommen. Man rechnete auf ihr Streben nach Macht. Freilich hat die Macht des Pfarrers auch in weltlichen Dingen viel Bedenkliches, aber welcher Politiker griffe in der Not nicht auch zu bedenklichen Mitteln? Machte der Pfarrer gute Wahlen, so gewährte man ihm also Einfluß. Seine Empfehlung wurde maßgebend in allen persönlichen und materiellen Fragen, über die die Regierung zu entscheiden hatte. Das gab ihm dann ein vermehrtes Ansehen in der Gemeinde, und um so größer wurde seine Fähigkeit, bei den Wahlen bestimmend einzugreifen. Die Bitten oder die Vorstellungen eines politisch untätigen Pfarrers dagegen schadeten nur der von ihm vertretenen Sache.

Solche Erziehungsgrundsätze wurden natürlich auch auf den elsaß-lothringischen Klerus angewandt, und sie wurden um so wirksamer, je mehr das politische Papsttum in Rom auf den guten Willen der französischen Regierung als Stütze seiner Macht angewiesen wurde. Ja sogar auf die evangelischen Geistlichen verfehlte das Verfahren seinen Eindruck nicht. Wenn Taine im allgemeinen behauptete, die Priester seien die tatsächlichen Herren in der Provinz, so ist es gewiß auch nicht ohne sehr triftige Gründe, daß er in seinen Carnets de voyage gerade in Straßburg 1865 schrieb: „Der hervor-

stechende Zug in der französischen Kirche besteht darin, daß sie eine weltliche Einrichtung, eine Regierungsmaschine ist. Das eigentlich religiöse, genauer gesagt mystische, moralische oder künstlerisch gefärbte Gefühl, wie man es in Deutschland, Italien oder England findet, ist hier fast null, höchstens sporadisch und verkümmert." Wie tief solche Verhältnisse in das Empfinden des Volkes eingedrungen waren, kann man aus folgender Äußerung eines lothringischen Bürgermeisters heraushören. Ein Forstrat hatte ihn gefragt, wie es komme, daß der Gemeindewald ganz unverhältnismäßig gering zur Steuer eingeschätzt sei, da erwiderte er treuherzig: „Wir hatten zur Franzosenzeit einen sehr ordentlichen Pfarrer, und weil wir immer gut gewählt haben, hat er die kleine Steuer durchgebracht."

Nur in einem Punkte blieb die katholische Pfarrgeistlichkeit meist taub für die Wünsche der Regierung. Wenn auch im Seminar eifrig französisch gelernt und den jungen Klerikern das Französische als Umgangssprache eingeimpft wurde, so blieb sich der Klerus doch dessen bewußt, daß er als Mittelsmann zwischen Regierung und Volk um so schwerer wog, je weniger das Volk französisch verstand. Aber Napoleon der Dritte hatte schließlich doch lieber deutschsprechende gute Wähler, als französischredende Regierungsgegner, er sagte einmal in Straßburg: „Man kann ein guter Franzose sein, ohne die deutsche Sprache aufzugeben, in den Gefühlen liegt die Treue, die man Frankreich schuldig ist"; und so trübte auch der Schutz, den die Geistlichkeit der Landessprache angedeihen ließ, niemals ernstlich das gute Einvernehmen mit der Regierung des französischen Kaisers, der immer gern seinen Katholizismus beteuerte.

Die Herrschaft eines evangelischen deutschen Kaisers mußte deshalb zunächst auf Abneigung stoßen, und der katholische Pfarrer verhehlte diese umsoweniger, als er, wie alle Welt im Reichsland, von dem Wahne einer baldigen Rückkehr der Franzosen befangen war. Aber wie nun die Wahlen zum deutschen Reichstag kamen, und ein Umschwung der Verhältnisse in immer weitere Ferne gerückt erschien, mußte man außer dem Gefühl der Abneigung doch auch den Verstand zu Rate ziehn. Eins war ganz klar. Beteiligen mußte man sich an der Wahl, sonst verlor man den Einfluß auf die Wählermassen. Man rechnete nun, je französischer die Wahlen unter Leitung der Geistlichkeit ausfielen, einen um so höhern Preis würde man von der Regierung für eine etwaige Bundesgenossenschaft fordern können. Nur müßte die Wahl auf solche Personen gelenkt werden, die unbedingt der klerikalen Führung folgten.

Der Wahlfeldzug gelang so ziemlich. Der Erfolg wäre auch bei einer französischen Regierung nicht ausgeblieben. Sie hätte schrittweise das Land dem Klerikalismus überlassen unter der Bedingung einer allmählichen Bekehrung zu den Regierungsinteressen. Aber in Berlin war man im wesentlichen noch der altevangelischen Auffassung, daß die christlichen Kirchen nur Heilsinstitute für die fragende und suchende Menschenseele seien, und man scheute sich, sie als politische Maschinerien zu benutzen; außerdem zog der Kulturkampf seine Kreise, kurz es machte keinen Eindruck, daß der alte Straßburger Bischof sagte, er stehe auf dem Boden des Frankfurter Friedens, und Neigung zum Verhandeln zeigte. Zwar konnte bei der allseitigen Vorsicht im Reichstag der Mißerfolg der klerikalen Rechnung verdeckt werden, aber im

Reichslande selbst konnte man die Folgen nicht überall zurückhalten. Die Pfarrer, bei ihrer französischen Seminarerziehung mit deutschem Wesen unbekannt, glaubten, daß die Beamten für die schlechten Wahlen verantwortlich gemacht worden seien, und traten im Vollgefühl ihrer Wahlmache mit mehr oder weniger geschickten Zumutungen an sie heran, sie würden sich bei künftigen Wahlen gegen die bisher üblichen Berücksichtigungen zu Verständigungen bereitfinden. Die Beamten aber waren an so etwas nicht gewöhnt und klopften deshalb den Leuten, die ihre Hände ausstreckten, um aus der Schüssel der Regierung mitzuessen, bisweilen nicht ganz sanft auf die Finger, weil sie durch die Wahlhetzen doch etwas verbittert waren. Darüber entstanden nun tiefer Groll und heftiger Haß gegen den Kreisdirektor, den Schulinspektor, den Oberförster usw. Selbstverständlich wurde die angebliche Unverschämtheit der deutschen Beamten den befreundeten Amtsbrüdern zur Nachachtung mitgeteilt, und man regte sich dann gegenseitig immer mehr auf. Nun schien ja Feldmarschall von Manteuffel andre Saiten gegen die Geistlichkeit aufziehn zu wollen, wie seine berühmten Briefe an den Metzer Bischof bewiesen, allein eine ganze große Regierungsmaschine kann einen völligen Frontwechsel nicht rasch ausführen, und so blieb es zunächst im allgemeinen bei der Abneigung des katholischen Klerus gegen die deutschen Beamten, die natürlich teilweise auch auf die jüngern Geistlichen übertragen wurde. Nur sehr allmählich gelang es in diesen Kreisen der Überlegung Eingang zu verschaffen, daß ein maßgebender Einfluß des Pfarrers auch in dem Kleinkram der weltlichen Geschäfte oft dem religiösen Leben in der Gemeinde nachteilig sei. Im großen und ganzen freilich machten die Geistlichen, wie die ganze Bevölkerung, einen langsamen Übergang zur ruhigen Duldung, ja zur gelegentlichen Anerkennung der guten Seiten der deutschen Herrschaft mit. Man gab zu, daß man finanziell besser stehe als die Amtsbrüder jenseits der Grenze; man räumte ein, daß die gebildeten Deutschen der geistlichen Amtstracht mehr Ehrerbietung bewiesen als die Franzosen; man brauchte sich nicht mehr so anzustrengen mit einem eleganten Französisch, wie früher im Verkehr mit den französischen Beamten — kurzum im ganzen, meinte man, es ließe sich ja auch mit den Deutschen leben. Besonders rasch hat man sich mit dem deutschen Offizier abgefunden. Ich habe in acht reichsländischen Garnisonen gestanden, bin viele Dutzend mal beim Pfarrer einquartiert gewesen, habe oft auf Reisen Gespräche mit Geistlichen angeknüpft, ich bin aber niemals ohne ein gutes Wort von ihnen geschieden. Der amtlichen Berührungspunkte sind ja freilich auch nicht viel. Bei der Mitbenutzung der Kirchen in der Garnison und im Manöver kommen für die Kirche nur Vorteile heraus. Wenn aber einmal ein Pfarrer versucht, dem aushebenden General eine Reklamation eines Stellungspflichtigen besonders dringlich zu machen, so ist der wohl meist human genug, darauf hinzuweisen, daß er in diesen Dingen nur erstes Mitglied einer größern Kommission sei. Es geht also meist alles in Liebe und Friede zwischen Pfarrer und Offizier ab.

Nicht angenehm berührt es allerdings, daß viele und häufig auch junge Geistliche sogar im deutschesten Elsaß das Kirchenlatein noch französisch aussprechen, obwohl jetzt in allen bischöflichen Lehranstalten die deutsche Aussprache eingeführt ist, die sich überdies von der in Rom selbst gebräuchlichen

nur unwesentlich unterscheidet. Auch sonst findet sich vielfach die Neigung, den Gebrauch der französischen Sprache bei sich wie bei den Pfarrkindern für weiter verbreitet darzustellen, als es tatsächlich der Fall ist. Aber wer viel an der Sprachgrenze gelebt hat, weiß, daß sich alle Pfarrer gern als die berufensten Dolmetscher zwischen dem Volke und der Staatssprache zu betrachten pflegen. Bretonisch predigende Pfarrer haben auch der französischen Regierung jederzeit Widerstand entgegengesetzt, und wenn man lauter deutsche Pfarrer nach Posen versetzte, so würden sie rasch polnisch lernen und der Ausbreitung der deutschen Sprache entgegenwirken. Man muß also eine gewisse Französelei des Klerus nicht allzu tragisch nehmen. Die katholische Fakultät in Straßburg wird ja bald erkennen lehren, wie geschmacklos es ist, wenn ein deutschpredigender Pfarrer das Lateinische „französisch" ausspricht, und wenn er im Umgange zum Beweise, daß er ein gebildeter Mann ist und auch etwas von einer fremden Sprache versteht, möglichst viel französische Phrasen anbringt. Solche Äußerlichkeiten werden sich mit der Zeit schon geben.

Nun sind aber für den schnellern Übergang der Geistlichkeit zu wirklich deutschem Wesen kürzlich zwei günstige Umstände eingetreten. Man beginnt jetzt auch in Frankreich, den lokalen Einfluß des Klerus tatsächlich aufzuheben, und zweitens haben die letzten Gemeinderatswahlen in Mülhausen, Kolmar und an andern Orten gezeigt, daß die Bevölkerung der Bevormundung durch eine den Franzosenkult pflegende Geistlichkeit überdrüssig zu werden beginnt. Mehrere alte Vorkämpfer traten deshalb zurück, und die jüngern können und werden noch umlernen. Zunächst kommt es ihnen zwar etwas sauer vor, da sie sich für ihre publizistischen Leistungen noch der französischen Sprache bedienen, aber wenn sie sich auch noch etwas sperren, so werden sie doch einlenken in der Erwartung, daß auch beim deutschen Zentrum mehr Freude ist über einen Sünder, der Buße tut, als über neunundneunzig Gerechte. Auch sie müssen sich eben sagen: Wenn wir unsre Macht über die Wähler politisch ausnützen wollen, so läßt sich das in der alten angenehmen französischen Weise des direkten Einflusses bei den Lokalbeamten nicht mehr machen. Die deutsche Verwaltung ist dafür nun einmal nicht zu haben, und wir müssen jetzt endgiltig mit ihr allein rechnen. Springen wir in das Zentrum ein, so haben wir die ganze Macht einer großen Partei hinter uns und können sowohl der Regierung allgemeine uns günstige Maßnahmen abhandeln, als auch uns gegen zu wenig wohlwollende Lokalbeamte durch Interpellationen im Reichstag Gehör verschaffen.

Das Aufgehen der ganzen reichsländischen klerikalen Partei in das Zentrum muß man deshalb in kurzer Zeit erwarten. Aber wenn man das auch vom nationalen Standpunkt aus als einen Fortschritt betrachten kann, so sind es doch noch viel größere Hoffnungen, die man für das deutsche Kulturleben auf die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens gesetzt hat. Dem rassereinen Germanen ist die Religion nur ein Herzensbedürfnis; er ringt danach, selbständig ein persönliches Verhältnis zu seinem Gott zu gewinnen, und wenn er sich auch in seinem religiösen Gefühl gern eins weiß mit seinen Stammesgenossen, so widerstrebt es ihm doch, sein Heiligstes auf den Markt des politischen Parteigetriebes zu zerren, denn er fühlt Christus das Wort nach: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt."

Aber im Zentrum herrschen die in Rom neu geprägten Gedanken der semitischen Theokratie vor, die der germanischen Gefühlsweise immer fremd waren und fremd bleiben werden. Wenn man behauptet, daß bei dem nicht von Germanen erfundnen sogenannten allgemeinen gleichen Wahlrecht im Kampfe gegen die Sozialdemokratie, die mit dem Fanatismus des Neides und des Hasses arbeite, die christliche Religion auf dem Plan nicht fehlen dürfe, so mag zugegeben werden, daß ein großer Teil der Wähler noch immer ohne ernste Überlegung den aufgehetzten Leidenschaften folgt, aber es bleibt darum nicht minder wahr, daß nur durch eine sachliche Erörterung die Menschen überzeugt werden müssen, daß eine rücksichtslose Gleichmacherei, die nur Trägheit und Scheelsucht empfehlen können, der die Anlagen ungleich verteilenden Natur nicht entspricht und gerade für den freiheitlichen germanischen Geist den unerträglichsten Zwang bedeutet, und daß der christliche Glaube der Welt nicht als politisches Erziehungsmittel gegeben ist. Es gilt also auch im Reichsland theokratischen Anschauungen entgegenzuarbeiten, und glücklicherweise lehrt die Geschichte, daß gerade das Elsaß, so lange es deutsch war, in diesem Punkte vorbildlich für ganz Deutschland gewesen ist. Günstige Anlagen im Stammescharakter sind also vorhanden, es fehlt nur eine gesunde Organisation, die Macht des Zentrums im Reichslande niederzuzwingen.

In Bayern und in Baden schützt gegen eine klerikale Hochflut die Dynastie. Eine solche im Elsaß neu einzupflanzen, widerstrebt dem Zeitgeist. Eine Erbstatthalterschaft der Hohenlohes hat trotz deren verständnisvoller Liebenswürdigkeit und sorgsamer Pflichttreue zu wenig Boden in der Bevölkerung. Diese sieht in ihnen im allgemeinen doch nur die Beamten des Königs von Preußen und würde jeden andern deutschen Fürstensohn mit denselben Augen ansehen. Dagegen liegt in einer möglichst weitgehenden Autonomie der beste Schutz gegen theokratische Übergriffe. Bismarck sagte schon am 25. Mai 1871: „Die Elsässer haben sich in ihrer zweihundertjährigen Zugehörigkeit zu Frankreich ein tüchtiges Stück Partikularismus nach guter deutscher Art erhalten, und das ist der Baugrund, auf dem wir meines Erachtens mit dem Fundament zu beginnen haben werden." Am 21. März 1879 äußerte er: „Ich bin ganz bereit, bei den verbündeten Regierungen zu befürworten, daß wir dem Reichslande das höchste Maß von Selbständigkeit gewähren, das mit der militärischen Sicherheit des Reichs auf dieser Seite verträglich ist."

Diese Worte können uns auch heute noch als Leitsterne dienen. Es hat sich überall und jederzeit im Elsaß ein starker Lokalpatriotismus, ein alemannischer Kantönligeist in gutem Sinne gezeigt, der mit der immer zentralistisch gerichteten klerikalen Staatsanschauung leicht fertig werden würde, wenn er sich frei entfalten könnte. Den Beweis dafür liefern die ähnlichen Schweizer Verhältnisse. Aber ein spezifisches Elsässertum gibt es nicht. Es ist ja auch in der ganzen deutschen Geschichte das Elsaß in seinem jetzigen Umfang niemals unter einer Herrschaft vereint gewesen. Seit der Hohenstaufenzeit ist es in immer kleinere Territorien zersplittert worden. Woher sollte also ein besondres, scharfbegrenztes elsässisches Stammesbewußtsein kommen? Sogar im Landesausschuß, wo doch vornehmlich die gebildeten, weiter schauenden Stände vertreten sind, gibt es neben einer lothringischen eine oberelsässische Gruppe, und infolgedessen auch eine unterelsässische, die eifersüchtige Hüter der lokalen

Intereſſen ſind. Im Lande ſelbſt reicht der Blick natürlich noch weniger über den heimiſchen Gau hinaus, und auch die Sprache der einzelnen Gaue iſt dialektiſch ſehr deutlich unterſcheidbar.

Ganz abgeſehen von den kleinern Eigentümlichkeiten, wie ſie etwa in der Kochersberger oder der Hagenauer Landſchaft hervortreten, kann man fünf Bevölkerungsgruppen ziemlich ſcharf auseinanderhalten. Das ſogenannte krumme Elſaß weſtlich von den Vogeſen, die Kantone Saarunion, Drulingen und der größere weſtliche Teil des Kantons Lützelſtein, hat eine faſt rein fränkiſche Bevölkerung und gehört ſo zu Lothringen, nur ſein Proteſtantismus hat es bei der franzöſiſchen Departementseinteilung in Verbindung mit Straßburg gebracht. Zweitens iſt auch die Weißenburger Gegend, beſonders das ganze Lautertal, weſentlich fränkiſch. Dieſes Gebiet gehörte früher immer zum Bistum Speier, und die dort geſprochne Mundart beweiſt, daß es eigentlich zur Pfalz gehört. Seitdem dieſer Zuſammenhang zerriſſen wurde, iſt Weißenburg trotz aller künſtlichen Erhaltungsmittel fortwährend an Bedeutung zurückgegangen. Weiter ſchiebt ſich zwiſchen die mit fränkiſchem Blute nur wenig gemiſchten Alemannen vom Hagenauer Walde bis Schlettſtadt und die Alemannen des Sundgaues und der Umgebung Mülhauſens eine deutlich unterſchiedne Mundart, das Kolmarer Dietſch, ein, die etwa von Schlettſtadt bis Enſisheim reicht. Auch der Menſchenſchlag iſt im allgemeinen etwas größer und breitſchultriger als die Alemannen. Man hat in zahlreichen dialektiſchen Wortſtämmen und Beugungsformen der gebräuchlichſten Zeitwörter eine Verwandtſchaft mit den ſkandinaviſchen Sprachen gefunden und darauf die Vermutung geſtützt, daß die den Sueven zugeſellten Haruder, ein normänniſcher Volksſtamm, den Arioviſt, durch Cäſar daran verhindert, den Sequanern nicht aufzudrängen vermochte, hier mit ſeinem Volksreſte Wohnſitz genommen habe. Wie dem aber auch ſei, es muß jedem auffallen, daß die Bevölkerung der Straßburger, der Kolmarer und der Mülhäuſer Gegend ſowohl in der Sprache wie in vielen Zügen des Volkscharakters mannigfache Unterſchiede aufweiſt.

Es kommt hierzu die Wahrnehmung, daß wie in der ganzen germaniſchen Kulturwelt, ſo beſonders im Elſaß eine Abneigung gegen die mehr ſchematiſch und ſchablonenhaft regierende Beamtenhierarchie und ein ſtarker Perſönlichkeitsdrang auch in politiſchen Angelegenheiten zutage tritt. Man will vielfach gern ſeine Perſon einſetzen in harter politiſcher Arbeit, aber man will, um mit Nietzſche zu reden, ein Herrenmenſch bleiben und ſich nicht in Beamtenkaſten einſchachteln laſſen. Eine politiſche Tätigkeit jedoch, bei der der Wert der ganzen Perſönlichkeit, das Heldenhafte, Gehorſamheiſchende des überlegnen Menſchen zur vollen Geltung kommt, iſt nur möglich im kleinern Kreiſe, wo jeder jeden von Angeſicht zu Angeſicht kennt. Aus ſolchen Erwägungen heraus iſt es mir unumſtößlich gewiß: die Elſäſſer würden in Wirklichkeit ihr Herz entdecken, wenn ſie als Ziel der politiſchen Entwicklung die Bildung von möglichſt ehrenamtlich verwalteten kleinern Freiſtaaten, die ſich etwa um Straßburg, Kolmar und Mülhauſen zu gruppieren hätten, ins Auge faßten.

Man erſchrecke nicht vor dem Wort Freiſtaat. Gibt es wohl kaiſertreuere Städte als Hamburg, Bremen und Lübeck, und ich frage getroſt jeden Kenner

des Elsasses, würde sich heutzutage in einem Freistaat Straßburg, Kolmar und Mülhausen auch nur ein Atom mehr Neigung zeigen, zentralistisch von Paris regiert zu werden, als in Basel, Bern oder Zürich? Die kleinen elsässischen Freistaaten würden, wie die norddeutschen Kleinstaaten, manche Einrichtungen wie Universität, Oberlandesgericht usw., gemeinschaftlich haben, und daß die Militär-, Großeisenbahn-, Post- sowie alle äußern Angelegenheiten Reichssache bleiben, ist selbstverständlich. Aber die ganze innere Verwaltung, Rechtspflege, Schulen, Kirchen, Landwirtschaft, Bauten u. dgl., könnten gerade so gut, wie in den Hansastädten, gewählten Körperschaften und von ihnen ernannten Beamten anvertraut werden. Es würde dadurch ein regeres politisches, wissenschaftliches und künstlerisches Leben in den alten Pflanzstätten deutscher Kultur am Oberrhein hervorgerufen werden, und alle Elsässer, denen das Erwerbsleben Zeit läßt zur Wahrnehmung sozialer und politischer Ehrenämter, würden Gelegenheit finden, ihre Kräfte einheimischer Kulturarbeit zu widmen und so immer mehr welscher Geistesrichtung entzogen werden, die immer zur Gleichmacherei drängt und jedes Sonderleben unterdrückt.

Zu einer wirklichen parlamentarischen Regierung in den Freistaaten gehörte nur, daß die Zahl der Bezirkstagsmitglieder, die jetzt kantonweise durch allgemeine direkte Wahl bestimmt werden, verdoppelt würde, damit die Anschauungen und Regungen der Volksseele noch mehr als bisher zu Worte kämen. Die Vorlagen für die Bezirkstage wären von einem Senat vorzuberaten und zu begutachten. Die Senatoren müßten von den Gemeinderäten der Kantone, ebenso wie jetzt ein Teil der Landesausschußmitglieder von denen der Kreise, gewählt werden. An der Spitze der Senate, die gewissermaßen die Regierungsweisheit des Volks verkörperten, stünden dann die von ihnen ernannten Landammänner, die die Regierungsgewalt auszuüben hätten. Dies wäre die einfachste Umwandlung der Bezirke zu selbständigen Staatskörpern und ihre Ausstattung mit den notwendigen staatlichen Organen. Im einzelnen darf man dem Wahlmodus nicht allzuviel Bedeutung beimessen; in kleinern Freistaaten kennt das Volk seine Kandidaten nicht nur aus der Parteizeitung, sondern auch ihrem persönlichen Wert nach, und es würde deshalb wohl immer der politische Verstand durchdringen, wenn auch an manchen Stellen der klerikalen oder der sozialdemokratischen Leidenschaft ein Ventil geöffnet und damit eine zu hohe Spannung schädlicher Gase im Gesellschaftskörper verhütet würde.

Wem es der Zeitströmung zu widersprechen scheint, statt einer Zusammenfassung zu größern Staatsgebilden zu einer Teilung von solchen zu raten, der möge bedenken, daß es nicht die deutschen Kleinstaaten waren, die an ihren der Zusammenfassung deutscher Vollkraft feindlichen Sonderrechten zäh festzuhalten strebten, sondern die größern Mittelstaaten, und er möge betrachten, wie in der Schweiz und in Nordamerika die kleinern Autonomien der einzelnen Staaten die festeste Stütze des Bundesstaats sind. Wie oft ist nicht sogar in Preußen der Ruf nach einer gründlichen Dezentralisation erschallt? Sogar Kleinstaaten an den Grenzen haben nichts Bedenkliches. Genf, Waadtland und Neuenburg haben trotz der Sprachverwandtschaft noch keine Neigung gezeigt, ihre Selbständigkeit zu Gunsten Frankreichs aufzugeben.

Das zum vierten Teile noch französisch sprechende Deutschlothringen würde, allein gelassen, freilich einen schwer überbrückbaren Gegensatz in sich bergen. Aber der fränkische Stammescharakter neigt auch nicht, wie der alemannische, zum Kantönligeist, sondern mehr zu einer straffen Gesamtstaatsverfassung. Es ist deshalb vorteilhafter, daß es mit Preußen in eine engere Vereinigung gebracht wird. Der stärkere Blutumlauf im Großstaat wird dann um so schneller das welsche Blut aufsaugen und umbilden. Daß dies möglich ist, beweist die Tatsache, daß schon jetzt viel mehr norddeutsche Art in Lothringen eingeströmt ist als ins Elsaß, und daß es den Norddeutschen in dem früher ganz französischen Metz heute heimatlicher anmutet als in Straßburg. Wenn der Bezirk Metz mit den ihm seit ältester Zeit stammverwandten Regierungsbezirken Trier und Koblenz zu einer preußischen Moselprovinz vereinigt würde, so würden die Lothringer im Provinziallandtag in Trier ebenso ihre Interessen wahrnehmen können wie in Straßburg, und ihre Abgeordneten würden im preußischen Herren- und Abgeordnetenhaus ein gewichtiges Wort im Großstaat mitzureden haben. Ein Kredit für die Tätigkeit einer Ansiedlungskommission würde ebenso wie für Posen und Westpreußen bewilligt werden, und sie würde, wie ich dies schon im vergangnen Jahre in diesen Blättern nachgewiesen habe, bald die besten Erfolge zeigen, wo es sich darum handelt, die Landwirtschaft zu heben, den Rückgang der Landbevölkerungszahl aufzuhalten und das Deutschtum auszubreiten.

(Schluß folgt)

Das englische Rechtswesen

Von Hugo Bartels

Eine der belebtesten Gassen Londons ist Chancery Lane, der die bei ihrer Enge etwas schwierige Aufgabe zukommt, den Verkehr zwischen den beiden in gleicher Richtung nebeneinander laufenden Hauptstraßenzügen, zwischen Fleet Street und Holborn zu vermitteln. Etwa in der Mitte steht ein altersgraues Tor. Man braucht bloß durch dieses Tor zu gehn, und man ist wie in einer andern Welt. Ruhe und Stille ringsum; nur gedämpft wie ein fernes Brausen dringt das Wagengeraffel und das Stimmengewirr der Straße herein. Die Häuser, die vor dem Besucher stehn, sind nicht wie sonst so viele Häuser Londons nur auf neunundneunzig Jahre gebaut, sondern auf längere Zeit berechnet. Manche der Gebäude haben gar schon eine Reihe von Jahrhunderten hinter sich, und die grauen Steine könnten von manchem weitberühmten Manne erzählen.

Erzählen könnten die Steine von Soho auch, und vielleicht viel besser. Die könnten berichten von glänzenden Zeiten, wo der Liebling der Frauen, der Herzog von Monmouth, und Edelleute vom blauesten Blute dort Hof hielten, und könnten schildern, wie allmählich das Lieblingsviertel der großen Welt von der Höhe der Vornehmheit herabsank, bis es zu einer übelberüchtigten Gegend wurde.

Solchen Wechsel des Geschicks haben die Häuser hinter dem alten Tore in Chancery Lane nicht gesehen. Sie haben weder Herzoginnen in Sammet und Seide nach Gesindel beherbergt. Frauen haben dort überhaupt nichts zu suchen, nur Männer mit ernstem Gesichte gehn dort ein und aus, und alle gehören demselben Beruf an. In Lincolns Inn ist für niemand Platz als für Leute, die sich darauf verstehn, die Behauptungen der englischen Titiusse und Semproniusse und Mäviusse gegeneinander abzuwägen. Lincolns Inn ist das Heim einer Juristenzunft und ist in seiner stillen, in sich abgeschloßnen Ruhe ein Bild des ganzen englischen Rechtswesens.

Nur wenig Minuten nördlich von Lincolns Inn liegt Greys Inn, und südlich nach der Themse zu liegen der Middle Temple und der Inner Temple, einst den Tempelrittern gehörend, aber seit dem Sturze des Ordens den Juristen überlassen. Alle erfreuen sich derselben Abgeschlossenheit und Ruhe, und jedes hat seine eigne Zunft. Jede Zunft ist eine durchaus selbständige Körperschaft; doch ihre Ziele sind gleich, ohne sich zu kreuzen, und auf den Pfeilern dieser vier Zünfte ruht das englische Recht. Darum steht auch der neue englische Gerichtspalast mitten unter ihnen. Auf engem Raume ist so alles vereinigt, was auf das englische Recht Bezug hat. Die Rechtsprechung für ganz England hat ihr Heim in dem Palaste; in den Zünften, den Inns of Court, sind die Richter zu Hause und die Anwälte, die vor ihnen eine Sache zu vertreten haben.

So ist es schon seit vielen Jahrhunderten. Königsgeschlechter sind gekommen und geschwunden. Politische Stürme haben das Reich durchtobt und in seinen Tiefen aufgewühlt. Die Juristenzünfte blieben von allem unberührt. Sie blieben in allen Stürmen, wie sie waren, und mit ihnen blieb das alte Recht.

Durch die normännische Eroberung hatte England Reichseinheit erhalten und eine Ordnung, die den landschaftlichen Sonderbestrebungen einen festen Damm entgegensetzte. Daraus mußte sich auch Rechtseinheit ergeben. Die Grundlage war das gemeine Recht (common law), erwachsen aus der Vereinigung der angelsächsischen Gesetze, der sogenannten Gesetze Edwards, mit dem normännischen Feudalwesen. Das Satzungrecht (statute law) ist erst später aus den Beschlüssen des Parlaments zugefügt worden. Eine gleichmäßige Handhabung dieses Rechts konnte man von nur örtlichen Gerichten, wie sie die alte Zeit hatte, nicht erwarten, und darum kamen die englischen Könige bald dazu, die Rechtsprechung zu zentralisieren. Berufsmäßige Sachwalter waren eine natürliche Folge der Zentralisation. So erhielt England einen eignen Juristenstand Jahrhunderte früher als Deutschland, wo die Doktoren erst mit dem Eindringen des römischen Rechts allgemein wurden. Beliebt waren die Juristen in England so wenig wie in Deutschland, und zwar aus ähnlichen Gründen. Denn obwohl England vom römischen Rechte nur wenig beeinflußt wurde, so genügte das, was davon Eingang fand, seinen Vertretern den Haß des Volkes zuzuziehn. Gerade zu der Zeit, wo die Zentralisation durchgeführt wurde, machte sich der Einfluß der bolognesischen Rechtsschule geltend, die das Königtum, der alten Auffassung entgegen, mit einer heiligen Majestät umkleidete und einen Abglanz davon auch auf den Feudaladel warf. Dieser zögerte nicht, davon für sich den besten

Gebrauch zu machen auf Kosten der abhängigen Bauern. Das alte, nur auf öffentlicher Kenntnis beruhende Besitzrecht wurde verdrängt durch geschriebne Urkunden, mit denen nur gelehrte Leute umgehn konnten, und die Bauern zogen dabei immer den kürzern; denn die Schreiber wußten, auf welcher Seite ihr Vorteil lag.

Als sich nun im Jahre 1381 die kentischen Bauern unter Wat Tyler gegen die Bedrückung erhoben, unter der sie lange geseufzt hatten, da richtete sich ihre Wut vor allem gegen die Männer des Rechts. Die Urkunden der „baronialen" Gerichtshöfe flogen ins Feuer, jeder Advokat, der den Aufständischen auf ihrem Wege nach der Hauptstadt in die Hände fiel, wurde ohne Gnade niedergemacht, und in London selbst wurden die Gebäude der Rechtsgelehrten im Tempel den Flammen überliefert. Der Haß, der sich hier Luft machte, war derselbe, dem nach der Varusschlacht die römischen Sachwalter zum Opfer fielen. Die Juristen waren nur die Werkzeuge der Bedrückung, doch das Volk sah in ihnen die Urheber eines neuen Rechts, das ihm ein Buch mit sieben Siegeln war, und gegen das die Ungelehrten und die Armen immer im Nachteil waren.

Genützt hat das Verbrennen des Tempels nichts. Die Bauern mußten schwer für ihren Aufstand büßen, und der Tempel wurde wieder aufgebaut. Wat Tyler erreichte sein Ziel, der Hörigkeit der Bauern ein Ende zu machen, so wenig wie der deutsche Bauernkrieg. Eine spätere Zeit hat das Ziel erreicht, und die feudalen Grundherren haben es nicht verhindern können. Ebensowenig würden die Bauern imstande gewesen sein, den Beginn des papiernen Zeitalters und das Aufkommen eines berufsmäßigen Juristenstandes zu hindern. Der Juristenstand mußte kommen als ein notwendiges Erzeugnis der vorschreitenden Entwicklung. In urwüchsigen Zuständen, wo jedes Dorf ein selbständiges Wirtschaftsgebiet war, konnte er entbehrt werden, nicht so in verkehrsreichern Zeiten, wo sich die Grenzen des Wirtschaftsgebiets zu den politischen des Staates ausdehnten.

England ist in dieser Entwicklung Deutschland weit vorausgeeilt. Das alte Deutsche Reich hat es bei seiner politischen Zerrissenheit nie zu einer Rechtseinheit bringen können; über den einen schwachen Versuch in der Gründung des Reichskammergerichts ist es nicht hinausgekommen. England aber hatte schon um 1300 ein vollständig ausgebildetes oberstes Reichsgericht, das zum Teil schon seinen ständigen Sitz in Westminster hatte. Etwas später, und auch die Abteilung der Königsbank hörte auf, dem Hoflager des Königs zu folgen, und wurde in Westminster seßhaft. Die überwiegende Anzahl der Richter war schon früher aus den Reihen der Rechtsanwälte genommen worden. Mit dem Seßhaftwerden des Reichsgerichts wurden die Richterstellen ausschließlich den Anwälten vorbehalten, die nun auch in den genannten vier Zünften als geschloßne Körperschaften mit besondern Vorrechten auftraten.

An dem Wesen der Verhältnisse, die sich damals entwickelten, haben sechshundert Jahre nichts geändert. Höchstens haben sie den Einfluß der Juristen auf das öffentliche Leben so verstärkt, daß mit gewissem Rechte behauptet werden kann, England sei von Juristen geritten (lawyer ridden). Die Mitglieder der

Inns of Court, die Barristers, sind streng geschieden von der untern Klasse der Sachwalter, den Solicitors. Ein Barrister kann nicht Solicitor sein, und ein Solicitor nicht Barrister. Die Barrister allein haben das Recht, eine Sache vor dem Reichsgerichte zu vertreten. Aber sie befassen sich nicht mit der Heranschaffung und Sichtung des dazu nötigen Beweisstoffes oder mit der Wahrnehmung von Rechtsgeschäften, wie Abschließung von Verträgen usw. Alles das wird den Solicitors überlassen. Wer einen Rechtsstreit beginnen will, hat sich an einen Solicitor zu wenden, der die Sache einleitet und bearbeitet. Erst wenn alles untersucht, geordnet und gesichert ist, erst dann betraut der Solicitor einen Barrister mit der Vertretung vor dem Gerichte. Vorher wird der Barrister nur zu Rate gezogen und um ein Gutachten ersucht, wenn der Solicitor über etwas im Zweifel ist.

Wenn ein junger Engländer Barrister werden will, so braucht er nicht etwa nach Oxford oder Cambridge zu gehn. Dort gibt es Professuren der Rechtswissenschaft, und wen danach gelüstet, der kann dort auch einen Grad und das Recht erwerben, den Talar eines Baccalaureus oder Doktors mit der entsprechenden farbigen Kapuze zu tragen. Doch das gibt ihm kein Recht zur Anwaltschaft, und nötig ist es nicht. Auf der Universität pflegt sich der zukünftige Jurist allgemeine Bildung anzueignen, das eigentliche Fachstudium beginnt erst nach dem Eintritt in eine der vier Innungen, die vollständig unabhängig von den Universitäten sind und gewissermaßen eine eigne juristische Fakultät ausmachen. Sie allein verleihen einem Manne das Recht, sein Haupt mit der weißen Perücke des Anwalts zu zieren. Hervorragende Barristers weihen durch Vorlesungen die Studenten in ihr Fach ein, aber die Hauptsache beim Studium bleibt die Schulung durch Arbeit in der Kanzlei eines tüchtigen Anwalts. Nach dreijähriger Vorbereitung wird der Student zur großen Prüfung zugelassen, vorausgesetzt, daß er seine Pflicht gegen die Innung auch durch Essen erfüllt, d. h. in jedem Vierteljahre mindestens sechsmal an den gemeinschaftlichen Mahlzeiten in der Innunghalle teilgenommen hat.

Wie die Barristers unter ihrer Innung, so stehn auch die Solicitors unter einer besondern Gesellschaft, der Incorporated Law Society, die die Anwärter durch eine Prüfung zum Berufe zuläßt und über die Berufsehre wacht. Als Vorbereitung dient eine je nach der Vorbildung drei- bis fünfjährige Lehrzeit bei einem Solicitor. Die Solicitors vertreten sozusagen die praktische, die Barristers die wissenschaftliche Seite des Anwaltberufes. Nur darf die Wissenschaftlichkeit bei den meisten nicht zu hoch bewertet werden. Mit der theoretischen und systematischen Schulung der Rechtskandidaten ist es auch in Deutschland manchmal übel bestellt, obwohl es an keiner Universität an tüchtigen Lehrkräften mangelt. In England hat ein Jurist wenigstens die Entschuldigung, daß ihm nicht so vielseitige Gelegenheit zum Studium geboten war. Auf das Studium des römischen Rechts wird wenig Wert gelegt, weil fast alles auf praktische Kenntnis ankommt. Wer der Theorie nachgehn will, tut am besten, sich nach dem Festlande zu begeben. Tatsächlich habe ich vor etwa zehn Jahren einen Barrister einer besorgten Mutter raten hören, ihren Sohn nach Ablauf seiner Zeit in Oxford und vor dem Eintritt in eine Innung erst ein

paar Semester in Leipzig römisches Recht studieren zu lassen, da er sonst kaum einen klaren Überblick über die Rechtswissenschaft erhalten könnte.

Im geltenden englischen Rechte ist jedenfalls der Mangel an Übersichtlichkeit der am meisten hervorstechende Zug. Von einem einheitlichen folgerichtigen Plane kann man nichts spüren. Jedes Jahrhundert hat dem Bedürfnisse entsprechend hier einen Flicken und dort einen Patzen eingesetzt, sodaß das Ganze so bunt aussieht wie Josephs Rock. Der Abbé Sieyès war schier unerschöpflich im Entwerfen von Staatsverfassungen. Doch so wenig aus seinem Kopfe ein Plan wie die englische Verfassung hätte entspringen können, so wenig könnte ein juristischer Sieyès ein Rechtswesen wie das englische austifteln, oder wenn er es könnte, würde man ihn für verwirrt erklären. Frankreich hat seinen Code Napoléon, Deutschland hat Zusammenstellungen des Rechts in den verschiednen Landrechten gehabt und erfreut sich jetzt eines allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuchs. In England ist nichts dergleichen, alles stützt sich auf antiquarisches Wissen, auf Berufungsfälle, die seit Hunderten von Jahren gesammelt worden sind. Dazu ist die Masse der Gesetze des Parlaments so groß, daß es die Kräfte eines Einzelnen übersteigt, sie alle zu kennen. Schon das Lange Parlament fühlte den Mangel eines übersichtlichen Rechtsbuchs und setzte einen Ausschuß für die Zusammenfassung des englischen Rechts ein. Wir wissen aus der Vorbereitung des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs, wie mühsam und langwierig eine solche Arbeit ist. Als Karl der Zweite aus der Verbannung zurückkehrte, war noch wenig getan, und die Reaktion, die soviel sie konnte die Spuren der Republik verwischte, ließ die Sache fallen. Die Jahre seit 1660 haben natürlich den Wirrwarr nicht verbessert; doch es fällt niemand ein, die Arbeit des Langen Parlaments wieder aufzunehmen.

Ein das ganze englische Recht beherrschender Jurist ist deshalb eine Unmöglichkeit. Wer sich auf ein eingehendes Studium einläßt, ist gezwungen, sich einem Zweige zu widmen, und auch da erreichen nur wenige ein wirklich umfassendes Wissen. Ein Anwalt, der es zu etwas bringen will, beschränkt sich auf eine Abteilung des Reichsgerichts. Der eine hat seine Stärke im Kriminalrecht, der andre im Familienrecht, ein dritter befaßt sich nur mit den Fragen der Übertragung von Land usw. Die Arbeit, die aufgewandt wird, ein Sonderfach zu ergründen, macht sich aber gut bezahlt. Einem deutschen Rechtsanwalt muß das Wasser im Munde zusammenlaufen, wenn er von dem Einkommen eines englischen Berufsgenossen hört. Viele erwerben freilich nicht soviel, wie sie zum Leben brauchen, und sind übel dran, wenn sie nicht Vermögen haben. Aber ein Anwalt vom ersten Range hat ein geradezu fürstliches Einkommen. In einer wichtigen Sache sind 100 bis 125 Pfund Sterling für jeden Tag der Verhandlung nicht unerhört. Die meisten Menschen verdienen in einem ganzen Jahre nicht so viel, ein ländlicher Arbeiter in England noch nicht ein Drittel. Als Preise winken ferner die Richterstellen, die sehr gut besoldet sind, weil sich sonst ein tüchtiger Anwalt nicht dazu verstehn würde, die gewinnreiche Praxis zu verlassen. Schon die Richter der Grafschaftgerichte beziehn 1500 Pfund, die des Reichsgerichts erhalten 5000, die des Hauses der Lords 6000 und der Lordkanzler 10000. Dementsprechend

sind die Ruhegehälter, 1000 Pfund bei Grafschaftrichtern und 3500 und mehr bei den andern.

Bei der allmählichen Entwicklung des englischen Rechtswesens wie aller englischen Einrichtungen kann man oft schwer angeben, zu welcher Zeit eine bedeutende Neuerung eingetreten ist. Wenn sich ein Mangel merkbar macht, so wird ihm abgeholfen in einer Weise, die das Wesen des Ganzen möglichst wenig berührt, und erst lange nachher wird es aus den Folgen klar, wie wichtig die Änderung war. Dieser konservative Zug geht so weit, daß man, wo das Wesen geschwunden ist, wenigstens den Namen zu retten sucht, und daß sogar gänzlich überlebten Einrichtungen noch ein gesetzliches Dasein gelassen wird, wofern sie nur sonst nicht störend wirken. So halten die Nachfolger der mittelalterlichen Feudalherren noch heutzutage ihren baronialen Gerichtshof, obgleich das ganze Feudalwesen längst dahin, und die fealty, der Treueid der Gerichtspflichtigen, von dem noch immer geredet wird, nichts als eine hohle Redensart ist. Einen verwandten Vorgänger hatte der Court Baron schon in dem Hofgerichte der angelsächsischen Großen, und seine größte Bedeutung erlangte er in der Blütezeit der Barone, in der es ihm gelang, dem alten Hundertschaftgericht Licht und Luft zu nehmen. Aber er konnte nie mehr als eine örtliche Bedeutung haben, und sobald die zentralisierenden Bestrebungen des Königtums den partikularistischen Widerstand des Adels überwunden hatten, wurde er zu einer bloßen Reliquie, die wegzufegen kaum der Mühe lohnt, von deren Vorhandensein die meisten nicht einmal wissen. Der Court Baron ragt in unsre Zeit hinein wie das Klage- und Rügegericht zu Volkmannrode im Harz, das als letzter Rest der alten deutschen Gerichtsverfassung noch vor wenig Jahren bestand.

Was im englischen Rechtswesen wirklich lebendig ist, hat als seine Grundlage die Einrichtungen, die von der einheitlichen Macht des Königtums geschaffen wurden. So groß die Unterschiede von heute und von damals sind, überall kann man doch eine Anknüpfung an das Alte und einen allmählichen Übergang nachweisen. In seinem Aufbau ist das englische Rechtswesen, wie es sich jetzt darstellt, von dem deutschen sehr verschieden. Das deutsche ist eine systematisch gebaute Pyramide, die im Reichsgericht in Leipzig gipfelt. Das englische sieht eher aus wie ein massiger Würfel. Ein niedriges Untergeschoß wird in voller Ausdehnung von einem wuchtigen Obergeschoß bedeckt, über das sich als Dach der Berufungsgerichtshof erhebt, und als Dachreiter thront oben das Richterkollegium der Lords. Das bescheidne Erdgeschoß ist wieder in zwei Hälften geteilt, deren Insassen voneinander nichts wissen. Auf der einen Seite wohnen die Grafschaftgerichte für bürgerliche Streitigkeiten, auf der andern Seite mit eignem Eingange ist das Heim der strafenden Themis. In den prächtigen Räumen oben, wo die Richter in den großen Perücken und faltigen Talaren zu Hause sind, gibt es keine solche Scheidung. Doch von der Strafrechtspflege sei hier ganz abgesehen.

Wie die Grafschaftgerichte jetzt eingerichtet sind, haben sie erst ein kurzes Dasein. Im Mittelalter waren sie Versammlungen, in denen die Freisassen der Grafschaft unter dem Vorsitze des Sheriffs die Streitfälle entschieden.

Als die Zentralisation des Gerichtswesens eintrat, verkümmerten mit den Hundertschaftgerichten, die ganz eingingen, und mit den baronialen Höfen auch sie. Ihre Gerichtsbarkeit wurde auf Werte von nicht mehr als vierzig Schillingen beschränkt, was bei dem seit der Entdeckung Amerikas stetig fallenden Werte des Geldes ihre Wirksamkeit auf ein sehr geringes Maß hinabdrückte, während das Reichsgericht mit kleinen Sachen überlastet wurde. Die untergeordneten Gerichte, mit denen man hier und da den Bedürfnissen der städtischen Geschäftswelt entgegenkam, genügten bei weitem nicht und machten den Mangel einer billigen Rechtsprechung für die Vernachlässigten nur noch fühlbarer. Eine durchgreifende Besserung erfolgte erst 1846 mit der Abschaffung fast aller ältern Gerichte der Unterstufe und mit der Einrichtung der gegenwärtigen Grafschaftgerichte, deren Notwendigkeit sich aus der Tatsache ergibt, daß im Jahre 1901 mehr als 1190000 Klagen bei ihnen angebracht wurden; von diesen gingen nur 14000 auf mehr als 20 Pfund.

Mit den alten Grafschaftgerichten haben die neuen wenig mehr gemein als den Namen. Man behielt den Namen bei, um wenigstens in etwas an die alte Zeit anzuknüpfen, doch die Grenzen der Gerichtsprengel fallen durchaus nicht mit den Grenzen der Grafschaften zusammen. Genau genommen sind die Grafschaftgerichte Nebenstellen des Reichsgerichts, das abgesehen von einigen Sachen, die ihnen gesetzlich zukommen, einen beherrschenden Einfluß auf ihre Zuständigkeit ausübt und den Grundsatz der Zentralisation auch hier festhält. Ganz England ist jetzt in etwa 500 Bezirke eingeteilt, von denen je nach der Dichtigkeit der Bevölkerung mehr oder weniger zu einem Kreise (circuit) vereinigt sind. Jeder Bezirk hat sein eignes Gerichtsgebäude mit eignen Beamten und einem Solicitor als Gerichtschreiber (registrar); aber für jeden Kreis pflegt nur ein Richter angestellt zu sein, der mindestens sieben Jahre als Barrister hinter sich haben muß.

Der Hauptwert der Grafschaftgerichte liegt in der Schnelligkeit, mit der ein kleiner Rechtshandel entschieden werden kann, und in seiner für englische Begriffe geringen Kostspieligkeit. Neben den Barristers können auch Solicitors als Sachwalter erscheinen, doch sehr oft behelfen sich die Parteien ohne Beistand. Das Verfahren ist einfach. Klagen, gegen die keine Verteidigung angemeldet wird, werden gar nicht zur öffentlichen Verhandlung gebracht, sondern durch einen Zahlungsbefehl des Regiftrars erledigt, der in manchen Fällen auch in der Verhandlung den Richter vertritt. Eine Fünferjury kann auf Antrag der Parteien einberufen werden, wenn der eingeklagte Wert fünf Pfund übersteigt, bei geringerm Betrage ist dazu die Einwilligung des Richters nötig. Die Gerichtsbarkeit ist ziemlich ausgedehnt. In gewissen Klagen, die Nachlaßverwaltung, Pflegschaft und dergleichen betreffen, ist das Grafschaftgericht bis zur Höhe von 500 Pfund zuständig, aber seine Haupttätigkeit liegt auf dem Felde kleiner Schuld- und Schadenersatzforderungen, für die 50 Pfund als Grenze festgesetzt ist. Allein zuständig ist es in Klagen auf Grund der Gesetze über die Haftpflicht der Arbeitgeber und die Entschädigung der Arbeiter, sowie außerhalb Londons in Konkurssachen. In allem andern steht es einem Kläger frei, sich gleich an das Reichsgericht, den High Court, zu wenden. Nur selten freilich wird er seine Rechnung dabei finden. Denn das Reichsgericht

ist nicht geneigt, sich mit Sachen zu befassen, die ebensogut auf der untern Stufe abgetan werden können. Wenn nicht ein schwieriger Fall vorliegt, oder gewichtige Gründe gegen die Verhandlung vor dem Grafschaftgerichte sprechen, wird es die Klage einfach an dieses verweisen, und auch dem siegreichen Kläger werden die Kosten nur für die Verhandlung vor dem Grafschaftgerichte und nach dem hier geltenden Satze zugebilligt. Auch sonst pflegt das Reichsgericht, um sich zu entlasten, dem Grafschaftgerichte mancherlei Sachen zu überweisen, für die dieses an und für sich nicht zuständig ist. Für Tatsachen ist die Entscheidung des Grafschaftgerichts endgiltig. In Rechtsfragen ist Berufung an das Reichsgericht erlaubt, wenn die umstrittne Summe 20 Pfund überschreitet; bei kleinern Summen ist die Zustimmung des Richters nötig.

Das Reichsgericht hat seine gegenwärtige Verfassung erst 1875 erhalten, aber in seinem Wesen ist es durch die Neuordnung nicht viel verändert worden. Es hat noch genau dieselbe alles beherrschende Stellung wie im Mittelalter; die Grafschaftgerichte dienen ihm nur als Gehilfen, ohne bis auf die oben angeführten Fälle eine ausschließliche Gerichtsbarkeit zu haben. Um 1300 bestand das Reichsgericht aus drei Abteilungen, der Königsbank (King's Bench) für die Sachen der Krone, dem Hofe für gewöhnliche bürgerliche Rechtsstreite (Court of Common Pleas) und dem Schatzkammerhofe (Court of Exchequer) für Sachen, die das Einkommen der Krone betrafen. Alle drei Abteilungen fußten auf dem gemeinen Rechte. Nun entstanden aber mit der Zeit neue Verhältnisse, die im gemeinen Rechte nicht vorgesehen waren. So waren Pflegschaften für das Land oder das Vermögen verheirateter Frauen dem gemeinen Rechte völlig unbekannt. In den ordentlichen Gerichtshöfen gab es in solchen Dingen keine Rechtsmittel, und es blieb deshalb nichts übrig, als sich mit einer Bitte um außerordentliche Rechtshilfe an die Quelle des Rechts, den König, zu wenden. Vom Könige wurden alle diese Gesuche dem Kanzler überwiesen, und so erwuchs als ein neuer Zweig der Rechtsverwaltung der Kanzleigerichtshof (Court of Chancery), der seine Entscheidung auf Billigkeit (Equity) stützte. Vor einer Erweiterung und Neubildung des gemeinen Rechts scheuten die Juristen zurück, weil es schon zu fest in hergebrachte Regeln gebannt war; sie zogen vor, ein neues für sich stehendes Billigkeitsrecht zu entwickeln, das bald ebenso wie das gemeine Recht an feste auf Berufungsfälle gestützte Grundsätze gebunden war. Das Billigkeitsrecht ist reines Juristenrecht, aus der oberstrichterlichen Gewalt des Königs geflossen, aber darum nicht minder giltig. Ein Beispiel möge den Unterschied zwischen gemeinem und Billigkeitsrecht erläutern. Wenn A eine Mauer baut, die B das Licht entzieht, auf das er ein Recht hat, so kann B nach gemeinem Rechte nur auf eine Entschädigung klagen, das Billigkeitsrecht dagegen kann A verurteilen, die Mauer wieder zu entfernen.

So notwendig das Billigkeitsrecht als Ergänzung des gemeinen war, so unzweckmäßig war die Trennung der Gerichtshöfe und die Verschiedenheit des Verfahrens. Denn da der Kanzleigerichtshof nicht auf dem gemeinen Rechte ruhte, so hatten sich die Juristen für ihn ein eignes ihnen bequemes Verfahren ersonnen. Der Kanzleigerichtshof berief keine Jury ein und entschied nur nach schriftlichen Aussagen, ohne die Zeugen selbst zu verhören, während bei

den andern Höfen das Gegenteil geſchah. Das viele Schreibwerk war nicht dazu angetan, das Urteil zu beſchleunigen oder die Koſten niedrig zu halten. Dazu war es oft nötig, eine verwickelte Sache erſt im Kanzleihofe auszufechten, um den Weg für eine Klage in einem Hofe des gemeinen Rechts zu ebnen. Jahrhundertelang hat dieſer Zwieſpalt allgemeine Abneigung erfahren, jahrhundertelang haben die Engländer gegen den Kanzleigerichtshof gezetert, aber erſt 1876 haben ſie ſich ein Herz gefaßt und aufgeräumt.

Die neue Gerichtsverfaſſung von 1876 hat jedoch den Kanzleigerichtshof nicht aufgehoben, ſie hat nur die Scheidewand, die ihn von den Höfen des gemeinen Rechts trennte, niedergeriſſen und alle zu einem Gerichtshofe, dem High Court of Justice, von drei Abteilungen verſchmolzen. Die Abteilungen ſind die der Kanzlei unter dem Lordkanzler mit ſechs Richtern, die Königsbank unter dem Lordoberrichter mit vierzehn Richtern und die Abteilung für Teſtamentsfragen, Eheſcheidungen und Admiralitätsſachen mit zwei Richtern, von denen der eine den Titel Präſident führt. Die dritte Abteilung mit dem ſonderbaren Gemiſch von richterlichen Pflichten iſt aus zwei andern Gerichtshöfen hervorgegangen, die früher für ſich beſtanden. Teſtamente und Eheſcheidungen gehörten ehemals ausſchließlich vor das geiſtliche Gericht der engliſchen Staatskirche. Im Jahre 1857 wurden ſie der Kirche entzogen und einem neuen weltlichen Gerichtshof übergeben. Die Eheſcheidung iſt jedoch dadurch nicht leichter geworden. Sie erfolgt nur bei dem Ehebruch des einen Teiles, und dem Manne muß außerdem nachgewieſen werden, daß er die Frau mißhandelt oder mindeſtens zwei Jahre lang verlaſſen habe. Sind beide Teile des Ehebruchs ſchuldig, oder hat der eine dem Vergehen des andern Vorſchub geleiſtet in der Abſicht einer Scheidung, ſo bleiben ſie zur Strafe ungeſchieden. Mit dieſem weltlichen Gerichtshofe wurde dann bei der Neuordnung der alte Admiralitätgerichtshof, der auf Edward den Vierten zurückgeht, zu einer Abteilung vereinigt.

Soweit bezieht ſich die neue Ordnung nur auf Äußerliches. Sachen, die früher dem Kanzleigerichtshofe zuſtanden, werden auch heute noch von der Kanzleiabteilung nach den alten Grundſätzen und ohne Zuziehung von Geſchwornen behandelt. Die Sachen, die früher vor das alte Reichsgericht gehörten, alle Schuld- und Schadenerſatzforderungen, die Wahlanfechtungen (das Parlament befaßt ſich nicht mit Wahlprüfungen), kurz, die bürgerlichen Rechtsfälle gehören vor die darum zahlreicher beſetzte Königsbank, der auch die Strafrechtspflege zuſteht. Die Arbeit der dritten Abteilung wird ſchon durch ihren Namen bezeichnet. Die Verteilung der Arbeit iſt alſo gegen früher nicht geändert. Das Neue und Beſſere liegt darin, daß das Billigkeitsrecht nicht länger ein Monopol des Kanzleigerichtshofes iſt. Alle Abteilungen des High Court entſcheiden nach gemeinem Rechte wie nach Billigkeit. Dadurch wird die Notwendigkeit zweier verſchiedner Verhandlungen in derſelben Sache vermieden und eine große Vereinfachung des Verfahrens erzielt.

(Schluß folgt)

Die Sprengung der Dresdner Brücke durch Davouſt am 19. März 1813

Von Guſtav Buchholz*)

Die Sprengung der Dresdner Brücke durch Davouſt iſt nur ein Akt, und zwar einer der letzten aus der großen Rückzugsbewegung der franzöſiſchen Armee, die am 18. und 19. Oktober 1812 — genau ein Jahr vor der Schlacht bei Leipzig — in Moskau begonnen hatte und im März 1813 an und hinter der Elblinie einſtweilen ihr Ende fand.

Mit ſteigender Beſorgnis hatte man am ſächſiſchen Hofe den franzöſiſchen Rückzug ſich vollziehn ſehen. Schon Mitte Januar ſprach der leitende Miniſter König Friedrich Auguſts die Befürchtung aus, nachdem einmal die Weichſellinie preisgegeben ſei, werde auch die Oder die Franzoſen nicht halten, und ſie würden ſich bis an die Elbe zurückziehn. Damit wurde denn Sachſen der gegebne Schauplatz des künftigen Kriegs, und für den König war des Bleibens nicht länger in ſeiner bedrohten Hauptſtadt. In der Tat hatten die Ereigniſſe die Vorausſicht des Grafen Senfft beſtätigt. Schon Ende Februar hatten die Ruſſen Sachſens Grenze überſchritten, hatte der König ſich genötigt geſehen, in dem ſüdlichſten Winkel ſeines Landes, in Plauen, eine Zuflucht zu ſuchen. Anfang März waren die Franzoſen in vollem Rückzug auf die Elbe. Am 4. verließ der franzöſiſche Oberkommandierende, der Vizekönig Eugen, Berlin, am 6. traf er in Wittenberg ein, am 9. ſchlug er ſein Hauptquartier in Leipzig auf — alſo ſchon hinter der Elblinie in unmittelbarer Nähe der Saale. Er war im Begriff, ſo konnte es ſcheinen, auch die Elbe kampflos preiszugeben. Im Zuſammenhang mit dieſen Bewegungen ſtand es, wenn am Morgen des 7. März der General Reynier, der im ruſſiſchen Feldzuge die Sachſen — das ſiebente Armeekorps — befehligt hatte, mit ſeinem Stab in Dresden anlangte und ſofort, noch ehe ihm am 8. der Reſt ſeines Korps — es waren nicht mehr als 2000 Mann — gefolgt war, Anſtalten traf, die auf eine Verteidigung der Stadt abzuzielen ſchienen. Er ließ die Tore der Neuſtadt durch Pali-

*) Beſchäftigt mit Forſchungen zur ſächſiſchen Geſchichte in den Tagen der Freiheitskriege würde der Verfaſſer für jeden Hinweis auf Material in Privatbeſitz zur Geſchichte dieſer Zeit und für die Gewährung des Zutritts zu ſolchem ſehr dankbar ſein. Auch einfache Familienbriefe, wie einer in dieſem Aufſatz verwertet werden durfte, können unter Umſtänden neben den archivaliſchen Akten von großem Werte ſein. Vor allem für die Erkenntnis der öffentlichen Meinungen und Stimmungen ſind Privatbriefe die einzig zuverläſſige Quelle. Noch ſind ſolche Briefe aus dieſer denkwürdigen Zeit unſrer deutſchen Geſchichte zweifellos in nicht geringer Zahl erhalten. Es wäre zu bedauern, wenn ſie ungenutzt zu Grunde gingen.

Etwaige freundliche Mitteilungen ſind zu richten an Profeſſor Buchholz, Leipzig, Südſtraße 80.

ſaden gegen einen Koſakenangriff ſchützen und ging auch ſofort daran, eine Mine in einen Bogen der Brücke zu legen, um ſie gegebnenfalls unpaſſierbar machen zu können.

Es war nicht das erſtemal, daß die Dresdner Brücke in Verteidigungszuſtand geſetzt wurde. Ja ſie war in alter Zeit geradezu auf die Verteidigung eingerichtet, durch Tore und Zugbrücken geſchützt geweſen. Sie bildete eben ein Glied (und eins der wichtigſten) der Dresdner Befeſtigungswerke. Um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts hatte ſie nicht weniger als vier Zugbrücken. Auch die jetzige, die Pöpelmannſche Brücke hatte urſprünglich auf der Neuſtädter Seite eine Zugbrücke. Erſt 1738/39 — alſo unter Auguſt dem Dritten — wurde dieſe abgeriſſen. Aber bald genug ergab ſich von neuem die Notwendigkeit, die Brücke wieder in Verteidigungszuſtand zu bringen. Es war 1744 vor dem Beginn des zweiten Schleſiſchen Krieges, als man in der Erwartung eines preußiſchen Überfalls mitten auf der Brücke große Erdtraverſen anlegte und — wie uns ausdrücklich gemeldet wird — auch Maßregeln zur Sprengung eines Pfeilers traf. Ähnliche Vorkehrungen wurden dann 1758 auch von den Preußen, die damals in dem Beſitze der Stadt waren, gegen die heranrückenden Öſterreicher getroffen. Auch damals wurde ein Pfeiler unterminiert. Beide male kam man nicht in die Notwendigkeit, die Verteidigung ins Werk zu ſetzen oder gar die Sprengung vorzunehmen. Immerhin ſehen wir, Reyniers Vorgehn war an ſich ganz und gar nichts Unerhörtes — die erſte Minierung der Pöpelmannſchen Brücke war gerade von ſächſiſcher Seite vorgenommen worden.

Allerdings in einem Punkte hatten ſich die Verhältniſſe inzwiſchen geändert. In den Tagen des großen Friedrichs war Dresden noch eine Feſtung geweſen, jetzt war es eine mehr oder weniger offne Stadt. Auf den Befehl Napoleons, der bekanntlich Torgau zum künftigen Waffenplatze Sachſens auserſehen hatte, waren im Jahre 1809 die äußern Werke Dresdens demoliert worden, und ſeit 1811 war die Abtragung der innern Werke im Gange, wenn auch noch nicht vollendet. Nun hat aber gerade in Bezug auf Dresden ein militäriſcher Fachmann, Heinrich Aſter, Oberſtleutnant der ſächſiſchen Artillerie, der Verfaſſer eines Buches über die Kriegsereigniſſe in und vor Dresden im Jahre 1813, den, wie mir ſcheint, durch die Ereigniſſe des Jahres 1813 ſelbſt nur beſtätigten Satz ausgeſprochen, daß nicht die Feſtungswerke einen Ort zur Feſtung machen, ſondern ſeine Lage ihn dazu ſtempelt. In der Tat hat ja Napoleon im Auguſt desſelben Jahres den Verſuch gemacht, das notdürftig wieder befeſtigte Dresden gegen die Verbündeten zu halten. Beſtand dieſe Abſicht etwa auch im Frühjahr, konnte ſie beſtehn? Das iſt die Frage, deren Beantwortung unſre Anſicht von dem militäriſchen Wert oder Unwert der Brückenſprengung und damit unſer hiſtoriſches Urteil über den Vorgang ſelbſt entſcheidend beeinfluſſen muß.

Mit wünſchenswerter Deutlichkeit gibt uns nach dieſer Richtung hin die gedruckte Korreſpondenz Napoleons Aufſchluß. Aus zwei Briefen, die er am 2. März an König Friedrich Auguſt wie an einen ſeiner Generale, Lauriſton, ſchrieb, der damals in Magdeburg ſtand, geht hervor, daß Napoleon in dieſem

Augenblick an eine Verteidigung Dresdens ganz und gar nicht dachte. Wohl kam es ihm darauf an, die Mittelelbe zu halten, ſo lange das möglich war. Jedenfalls ſollten ſich Wittenberg und Torgau behaupten, eine Verteidigung des offnen Dresdens aber kam ihm nicht in den Sinn. Wenn ſich die Ruſſen, ſo ordnete er an, Dresden mit Übermacht näherten, ſolle Reynier mit ſeinem Korps nach Torgau ziehn. Darin, daß dieſer Befehl Napoleons nicht befolgt wurde, liegt die Urſache der weitern Verwicklung. Warum es nicht geſchah, entzieht ſich einſtweilen unſrer Kenntnis; Aufſchluß hierüber wird nur das Pariſer Kriegsarchiv geben können. Mir will es ſcheinen, als wenn der Vizekönig Eugen die Schuld an der Abänderung der Dispoſitionen getragen hätte. Wenigſtens beſitzen wir einen Brief Napoleons an den Vizekönig (vom 5. März), worin er dieſem ausführlich die Fehlerhaftigkeit einer ſolchen Dispoſition auseinanderſetzt und in einer für die Erkenntnis ſeiner ſtrategiſchen Abſichten ungemein lehrreichen Weiſe die Begründung ſeiner eignen Anordnung gibt, deren Ausführung er auch jetzt noch wünſcht. Auch er lege den größten Wert auf Dresden (je sais bien que la grande question est Dresde), aber dieſe Stadt ſei nun einmal nicht zu behaupten, und die vom Vizekönig getroffnen Maßregeln würden, da ſie für dieſen Zweck doch nicht genügten und genügen könnten, der franzöſiſchen Sache nur eine ganz zweckloſe moraliſche Niederlage zuziehn: elle montrerait que nous avons voulu défendre Dresde et que nous ne l'avons pas pu. Das beſte Mittel, Dresden zu verteidigen, ſei vielmehr die Anſammlung der franzöſiſchen Hauptmaſſe bei Magdeburg, denn dieſe bedrohe Berlin und nehme dem Feinde die Luſt, auf Dresden zu marſchieren. An und für ſich, ſchreibt er einige Tage ſpäter (18. März), als ihm weitere Meldungen von den Vorbereitungen einer Brückenſprengung berichtet haben, habe er nichts dagegen, daß man die Neuſtadt wieder zu befeſtigen ſuche und die Brücke ſprenge — man ſieht, er fügt ſich für den Augenblick in das, was er von Paris aus nun doch nicht mehr ändern kann —, aber nützen werde es nichts, da man die Stadt doch aufgeben müſſe, wenn der Feind mit Übermacht komme. Wieder einige Tage ſpäter (24. März) — die Brücke lag ſchon fünf Tage in Trümmern — ſchreibt er mit ſteigender Beſorgnis und im Widerſpruch zu ſeinem letzten Briefe, hoffentlich ſei die Sprengung nicht ausgeführt worden. Wenn man, wie der Vizekönig, Dresden verteidigen laſſen wolle, ſo dürfe man ſich doch nicht den Feind durch Sprengung der Brücke erſt gerade in die Neuſtadt hereinziehn. Dieſe müſſe vielmehr auf jeden Fall verteidigt werden. Ähnlich endlich am 26., als er inzwiſchen die offizielle Kunde von der Sprengung in ſeiner Hand hatte: Wenn man einmal den Übergang hätte zerſtören wollen (nach dem vorhergehenden Briefe genügte eine Verbarrikadierung), ſo hätte man nur einen Bogen — nicht einen Pfeiler, alſo zwei Bogen — ſprengen, die Lücke aber gleich wieder mit Holz belegen müſſen, um Herr der Stadt zu bleiben. Beim Abzug hätte man dann nötigenfalls das Holz ins Waſſer werfen können.

Zweierlei wird aus dieſen Briefſtellen klar. Napoleon iſt nicht bloß ganz unſchuldig an dem Akt, den er nicht mehr hindern konnte, als er zuerſt von den Vorbereitungen dazu hörte (zwiſchen dem 15. und 18., wahrſcheinlich am

17. oder am 18. ſelbſt), ſondern, und das iſt für uns das Entſcheidende, die Sprengung lag ganz und gar nicht im Sinne ſeiner Intentionen. Wäre es nach ihm gegangen, wären ſeine Anordnungen ausgeführt worden, ſo hätte ſich Reynier bei der Annäherung der Ruſſen auf dem rechten Elbufer ſtillſchweigend auf dem linken nach Torgau gezogen, eine Brückenſprengung wäre gar nicht in Frage gekommen. Es iſt möglich, daß, wie Napoleon hoffte, alsdann die drohende Anhäufung franzöſiſcher Truppen bei Magdeburg den Vormarſch der verbündeten Ruſſen und Preußen auf Dresden gehemmt hätte. Man hat oft behauptet, daß Napoleon im Feldzug von 1813 nicht mehr der alte geweſen ſei. Wir machen an dieſer Stelle die entgegengeſetzte Erfahrung. Sein klarer und nüchterner ſtrategiſcher Blick ſticht imponierend von dem Dilettantismus ſeiner Generale ab. Seine Kritik ihres Vorgehens liefert uns zugleich die beſten Maßſtäbe für unſer eignes Urteil. Wenn nach ſeiner Anſicht eine Verteidigung der offnen Stadt mit den Mitteln, die ihnen zu Gebote ſtanden, ein militäriſches Unding war, ſo dürfen wir uns dieſes Urteil unbedenklich aneignen, ganz abgeſehen davon, daß der Erfolg es beſtätigt hat.

* * *

Als General Reynier ſofort nach ſeiner Ankunft in Dresden am Morgen des 7. März Vorbereitungen für die Sprengung eines Bogens der Brücke traf, da nahm man zunächſt an, daß es ſich nur um eine militäriſche Demonſtration handle. Man konnte ſich eben nicht denken, daß Reynier wirklich die offne Stadt gegen einen überlegnen Feind werde verteidigen wollen. Aber bald ſtellte ſich heraus, daß ſeine Vorbereitungen doch ernſt gemeint ſeien. Und da brach nun die lang zurückgehaltne Erbitterung gegen die Franzoſen mit einem Ungeſtüm und einem Nachdruck zutage, dem gegenüber es keinen Widerſtand gab, und vor dem auch der franzöſiſche General wohl oder übel zurückweichen mußte.

Man hat behauptet — und gerade ein geborner Sachſe, Treitſchke, hat das in ſeiner Deutſchen Geſchichte mit beſonderm Nachdruck getan —, daß die Sachſen an der großen patriotiſchen Erhebung des Jahres 1813 nur einen verhältnismäßig geringen innern Anteil genommen hätten. In Wirklichkeit hat in dem Vaterlande des Sängers von Leier und Schwert die nationale Bewegung genau ſo tiefe und kräftige Wurzeln geſchlagen wie in irgend einem andern Teile unſers Vaterlandes. Ich hoffe dafür in weiterm Zuſammenhange noch den Erweis bringen zu können. Aber auch ſchon das Ereignis, das uns heute beſchäftigt, ſpricht, wie ich meine, gegen die Treitſchkiſche Auffaſſung.

Es iſt ein eignes Ding um die Ausbrüche des Volksempfindens. Sie ſind unberechenbar wie die Wolken des Himmels. Sie ſind plötzlich da und fegen wie der Sturmwind daher. Ebenſo plötzlich und völlig ſind ſie wieder verſchwunden. In ihnen kommen die Gemütsbewegungen der Völker zum Ausdruck. Eine ſolche hiſtoriſche Stunde war es, die ſich am 10. März 1813 auf der Dresdner Brücke und in ihrer Umgebung abſpielte. Den Hergang ſchildert ausführlich die anonyme, von einem Augenzeugen verfaßte und ſchon im Jahre 1816 erſchienene „Darſtellung der Ereigniſſe im Jahre 1813.“ Ich habe ſie

mit den in reicher Zahl in den Akten des Dresdner Archivs vorhandnen Berichten und Briefen über das Ereignis verglichen und in den tatſächlichen Angaben ſehr treu gefunden. Doch iſt dem Berichterſtatter eigentlich nur der äußere Hergang bekannt geworden. Das tiefere Verſtändnis des Zuſammenhangs aber ergibt ſich erſt aus den bisher noch nicht benutzten Berichten und Protokollen der vom König in Dresden zurückgelaſſenen Immediatkommiſſion. Sie ſind die Hauptquelle des Folgenden.

Schon am 7. — gleich nach Reyniers Ankunft — hatten, wie wir ſahen, die Vorbereitungen zu der Minenarbeit an der Brücke begonnen. Aber erſt am 9. Abends waren dieſe ſo weit gediehen, daß man nun wirklich ans Werk ging und über dem dritten Bogen (von der Altſtadt her gerechnet) das Pflaſter aufriß, um von da tiefer zu graben. Sofort machte ſich im Publikum eine lebhafte Bewegung bemerkbar, ein Exzeß gegen die zum Aufgraben angeſtellten Arbeiter aber fiel nicht vor. Während der Nacht ruhte die Arbeit, auch am Vormittag des 10. wurde ſie nicht fortgeſetzt. Überhaupt war bis dahin die Beſchädigung der Brücke ganz unbedeutend. Aber man erkannte die Abſicht. Gruppen von Paſſanten umſtanden am Morgen des 10. fortwährend die Stätte. Man tauſchte Meinungen und Befürchtungen aus. Man erregte ſich gegenſeitig über dieſen neuen Akt fremder Willkür. In ſolchen Augenblicken bedarf es nur eines beliebigen und an ſich gleichgiltigen Ereigniſſes, die latente Spannung zu entfeſſeln. Dieſes Ereignis blieb nicht aus. Es konnte nicht banaler und geringfügiger ſein. Ein aus dem Lazarett entlaſſener ſächſiſcher Huſar und ein betrunkner franzöſiſcher Soldat ſtießen auf der Brücke zuſammen. Das Protokoll der Immediatkommiſſion, das darüber aufgenommen wurde, vergißt nicht zu bemerken, daß der Franzoſe auf der unrechten Seite des Trottoirs gegangen ſei. Man verſtand offenbar ſchon damals in dieſem Punkte keinen Spaß in Dresden. Bei der Prügelei, die ſich nun zwiſchen beiden entwickelte, nahmen die Umſtehenden auf das kräftigſte für ihren Landsmann Partei. Mehrere andre Franzoſen, die dazu kamen, wurden ebenfalls gehörig vermöbelt. Erſt als ſich die Bürgerwache einmiſchte und den betrunknen Franzoſen verhaftete, legte ſich der Tumult.

Es war gegen zwölf Uhr, als dieſer Vorgang der Immediatkommiſſion gemeldet wurde. Sie tat das einzig unter dieſen Umſtänden angemeſſene: ſie beantragte beim General Reynier, daß er Kavalleriepatrouillen durch die Straßen, beſonders in die Gegend der Brücke, ſenden möchte. Kein Zweifel, daß dieſe Maßregel den erwünſchten Erfolg gehabt hätte. Nichts wirkt ja in ſolchen Augenblicken beruhigender auf aufgeregte Nerven, als der Hufſchlag einer Schwadron wohlbewehrter Reiter auf dem Pflaſter. Aber Reynier befolgte den Rat der Kommiſſion nicht. Weshalb? — das könnten uns nur ſeine Berichte an den Vizekönig lehren, die, ſofern ſie erhalten ſind, auf dem Pariſer Kriegsarchiv liegen müſſen. Wahrſcheinlich hielt er die Aufwendung eines ſo großen militäriſchen Apparats um eine ſolche Bagatelle nicht für nötig. War ſchon das eine Kurzſichtigkeit, ſo noch mehr der Umſtand, daß er jetzt gerade — man möchte meinen: in einem Gefühl trotzigen Übermuts — die ſeit dem Abend vorher unterbrochnen Arbeiten auf der Brücke wieder aufnehmen ließ. Und

das in den erſten Nachmittagſtunden, zu der Zeit des größten Verkehrs, und ohne jede militäriſche Bedeckung. Denn die zwei Schildwachen, die er auf der Brücke poſtierte, konnten als ſolche doch nicht gelten. Das war eine zweckloſe Herausforderung an die öffentliche Meinung, die ſich bitter rächte. Gerade dieſes Mißverhältnis zwiſchen der Hoffart des Benehmens und den Anſprüchen der Franzoſen auf der einen und der Geringfügigkeit ihrer augenblicklichen Mittel auf der andern Seite reizte dieſelben Leute, die ſich nachher der Machtentfaltung Davouſts gegenüber wohlweislich ruhig verhielten. Gerade für ſolche Dinge hat das Volk eine feine Witterung. Lautlos duckt es ſich unter die eiſerne Fauſt, für Anſprüche, hinter denen keine Zwangsgewalt ſteht, hat es nur Hohn.

Es wiederholten ſich nun am Nachmittag — es war zwiſchen drei und vier Uhr — die Szenen des Vormittags, nur mit dem Unterſchiede, daß, was damals eine einfache Rauferei geweſen war, jetzt den Charakter einer offnen Revolte annahm. Man neckte und ſtörte erſt die Arbeiter, riß ihnen dann Spaten und Hacken aus den Händen und ging ſchließlich zu Gewalttätigkeiten über, bei denen ums Haar der leitende franzöſiſche Ingenieuroffizier in die Elbe geflogen wäre. Nur der Aufopferung und dem Mute eines verabſchiedeten ſächſiſchen Kavalleriekapitäns, des Herrn von Kretzſchmar, war es zu danken, daß dies vermieden wurde. Ein Fortgang der Arbeiten aber war unter dieſen Umſtänden vollſtändig ausgeſchloſſen. Jetzt endlich ſchien Reynier eines Beſſern belehrt zu ſein. Der unabläſſige Ruf der Menge, die ſich auch unter ſeinen Fenſtern vor dem Brühlſchen Palais geſammelt hatte: „Fort mit den Franzoſen, fort mit den Franzoſen!“ hatte ihm die Situation klar gemacht. Auf erneutes Drängen der Immediatkommiſſion ordnete er an, daß verſtärkte Kommandos von Kavallerie auf den Straßen patrouillieren ſollten, er nahm auch ein Kommando der Bürgergarde als Wache vor ſeiner Tür an, ja er verſprach, die Arbeiten auf der Brücke nicht eher als am kommenden Morgen wieder aufnehmen zu laſſen. Zu dieſem Zeitpunkt, ſo machte man aus, ſollte eine Bekanntmachung der Immediatkommiſſion erlaſſen und ſchon angeſchlagen ſein, die die Bevölkerung vor der Wiederholung der Exzeſſe eindringlich warnte. Der Wortlaut dieſer Bekanntmachung, die dann tatſächlich am 11. erlaſſen wurde, wurde gleich jetzt vereinbart. Sie nahm Bezug auf die ſtrengen Strafen des Mandats wider Aufruhr und Tumult von 1791, drohte den Rädelsführern Tod durch Schwert oder Rad an und wies ſchließlich darauf hin, daß die Ausführung der auf der Brücke getroffnen Veranſtaltungen ja nur „für den höchſten Notfall“ vorbehalten ſei, weitere Widerſetzlichkeiten aber für die Stadt von den traurigſten Folgen ſein könnten. Der Abmachung entſprechend nahm jetzt ſächſiſches Fußvolk an der katholiſchen Kirche Stellung, formierte ſich unter den Linden der Hauptſtraße in Neuſtadt (oder wie man damals ſagte: auf der Neuſtädter Allee) die franzöſiſche Beſatzung, während ſächſiſche Küraſſiere und reitende Bürgerwache über die Brücke zogen. Unter dem Eindruck der Entfaltung dieſer bewaffneten Macht konnte eine weitere Störung der Ruhe in der Tat als ausgeſchloſſen gelten.

Wieder war es in dieſem Augenblick der General Reynier ſelbſt, der

durch ſeine kurzſichtige Unbeſonnenheit eine neue verhängnisvolle Wendung herbeiführte. Ich habe ſchon geſagt, daß die Gründe, die ſein Handeln beſtimmten, nicht völlig klar ſind, da wir ſeine Berichte über den Vorgang noch nicht kennen. Das wiſſen wir aber aus dem Berichte der Immediatkommiſſion an den König vom folgenden Tage, daß er wider die Abrede („ungeachtet, wie es heißt, des der Immediatkommiſſion geleiſteten Verſprechens") am Abend um 7 Uhr, als der Tumult noch im vollen Gange war, einige Sappeurs ohne alle Bedeckung wieder auf der Brücke zu graben anfangen ließ. Dieſe neue törichte Provokation ſchlug dem Faſſe den Boden aus. „Mit dem aufgeregten Volke muß man nicht ſpielen," ſchrieb am nächſten Tage ein Mitglied der Immediatkommiſſion, Herr von Manteuffel an den Miniſter Senfft über den Vorgang. Der Tumult nahm jetzt einen Umfang an, der die Exzeſſe des Vormittags und des Nachmittags weit übertraf. Die Abendſtunde begünſtigte die Anſammlung. Die Leute waren müßig, ſie hatten nichts beſſeres zu tun. Dazu war es dunkel. Zu allen Zeiten haben Demonſtranten die Abendſtunde bevorzugt. So ſchlugen jetzt plötzlich die Wellen des Aufruhrs zu wilder Höhe empor.

Das nun iſt der Augenblick, den Kügelgen in ſeinen Jugenderinnerungen unübertrefflich ſchildert. Was die beſten Akten nicht vermögen: die ängſtliche Spannung des Augenblicks und die Erregung der Gemüter wiederzugeben, den Reflex, den das öffentliche Ereignis an den Familientiſch wirft, das geben uns die wenigen Zeilen, die uns Künſtlerhand hinterlaſſen hat. „Wie heute erinnere ich mich, ſchreibt Kügelgen, eines lauten tumultuariſchen Geſchreis auf den Straßen. Man rief nach Hilfe wider die Franzoſen, und da wir gerade beim Abendeſſen ſaßen, griff mein Vater in der Eile nach dem Tranchiermeſſer, barg es unter ſeinem Rock und rannte mit Sturmeseile fort. Die Mutter rief und blickte ihm ſchwer geängſtigt nach, aber glücklicherweiſe hatten die Franzoſen, dem Andrang weichend, ihr Zerſtörungswerk bereits ſiſtiert. Bewaffnete Bürgerhaufen bewachten die Brücke."

Man ſieht, der Aufſtand organiſierte ſich. Man machte ſich zu bewaffnetem Widerſtand bereit. Daß auch Männer von der ſozialen Stellung des Herrn von Kügelgen (ſein Stammſchloß ſtand zu Rhenſe am Rhein) daran teil nahmen, tut den Charakter der Bewegung dar. Zu tief war jetzt die Erregung gegangen, als daß ſie ſo raſch wieder hätte ebben ſollen. War die Arbeit auf der Brücke beſorgt, ſo ſtürmte der Hauſe jetzt in die Auguſtusſtraße zum Brühlſchen Palais, deſſen Fenſter hell erleuchtet waren, und wo ſich eben der Oberkommandierende mit ſeinen franzöſiſchen und ſächſiſchen Stabsoffizieren zur Tafel ſetzen wollte. Ob beabſichtigt oder unbeabſichtigt — auch dieſer Umſtand mußte als eine neue Herausforderung wirken. Dazu kam, daß das Militär nicht zur Hand war — offenbar hatte ſich Reynier auch in dieſer Beziehung nicht an die Abrede gehalten. So war das Volk unbeſchränkter Herr der Straße. Man ſchrie und johlte durcheinander: „Heraus, Reynier, heraus! Fort mit ihm! Jagt ihn hinaus, zur Stadt hinaus! Hinaus mit den Franzoſen! Fort mit den Spitzbuben! Sachſen ſoll leben! Es lebe Kaiſer Alexander!" Als das langweilig wurde, begannen die Steine gegen die hell-

erleuchteten Scheiben zu fliegen, ein förmliches und zweimal wiederholtes Bombardement.

Wir fragen: Warum griff das inzwiſchen angerückte Militär — es waren Sachſen — nicht ein? Die Antwort liefert ein Brief des Leutnants Karl Ludwig von Raab vom Lowſchen Infanterieregiment, der ſelber an der Affäre beteiligt war und zwei Tage nach dem Ereignis an ſeine Mutter darüber berichtete.*) Er zeigt ſich von ſeinem ſoldatiſchen Standpunkt aus aufs höchſte indigniert über den Unfug und die Rebellion des Pöbels. Wichtig iſt für uns hier die poſitive Angabe: Wir hatten „den Befehl, keine Gewalt zu brauchen, wodurch ſich die Sache in die Länge zog.“ Dem entſpricht es, wenn uns anderweitig glaubwürdig gemeldet wird, daß das Militär am 10. keine Arretierungen vornahm. Und zwar bezieht ſich beidemale die Angabe nicht bloß auf das Verhalten des Militärs bei dem Auflauf vor dem Palais am Abend, ſondern auf den ganzen Vorfall.

Es iſt ſchwer, der Haltung des ehrenhaften und perſönlich tapfern Reynier in dieſer Sache gerecht zu werden. Daß er auch jetzt nicht mit dem Schwerte drein fuhr, wird man ſachlich nur billigen können, wenn auch ein impulſiverer Mann ſo viel kaltes Blut in ſolcher Lage kaum bewahrt hätte. Er fürchtete offenbar einen allgemeinen Aufſtand, dem er ſich mit den ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln nicht gewachſen fühlte. Sein Verhalten ſpiegelt den tiefen Eindruck wieder, den der Vorgang auf ihn gemacht hatte. Umſo weniger iſt es zu billigen, daß er vorher die Bedeutung des Vorgangs entſchieden unterſchätzt und ſich den verſtändigen Ratſchlägen der Immediatkommiſſion wieder und wieder verſchloſſen hatte. Er perſönlich iſt — ſoweit unſre Kenntnis jetzt reicht — für die Wendung, die die Affäre nahm, verantwortlich zu machen. Wenn aus der Rauferei des Morgens am Abend ein förmlicher Aufſtand geworden war, ſo trägt er vornehmlich, ich möchte ſagen: allein die Schuld. Sein Handeln läßt klaren Blick und entſchiednen Willen vermiſſen. Er zeigte ſich der Situation in keiner Weiſe gewachſen. Auch iſt es nicht ſein Verdienſt geweſen, wenn der Auflauf ſich ſchließlich verlief. Dieſes Verdienſt gebührt dem ſächſiſchen General Lecoq. Er und mehrere ſeiner Offiziere miſchten ſich perſönlich unter die Menge. Ihrem gütlichen Zureden gelang es, die aufgeregten Gemüter zu beruhigen. Mit einer Schwadron ſeiner Kavallerie und einiger Infanterie drängte Lecoq die Leute endlich ohne jede Anwendung von Gewalt von der Auguſtusſtraße weg. Doch hörte man aus der abziehenden Menge die drohenden Rufe, man werde wiederkommen, ſobald die Brücke wieder angetaſtet werde.

Zu guter Bürgerſtunde, um 10 Uhr, war die Straße leer, lag Dresden wieder in Ruhe. Nur die Auguſtusſtraße blieb die Nacht über beſetzt, und der treue Lecoq nahm für alle Fälle zum Schutze des Oberkommandierenden Quartier im Brühlſchen Palais.

Das war das Ereignis des 10. März, von dem damals Europa widerhallte, von dem die Depeſchen der Diplomaten voll ſind, und das in der

*) Ich verdanke die Einſicht in den Brief der Güte Seiner Exzellenz des Herrn Generals von Raab in Dresden.

Geschichte des Jahres dreizehn immer eine Rolle spielen wird. Worin liegt die Bedeutung dieses Ereignisses, das doch so gar nichts dramatisches an sich hat? In der Tatsache, daß sich hier zum erstenmal auf deutschem Boden den Franzosen auf ihrem Rückzug die Stimmung des Volkes greifbar und drohend entlud. Daß dies gerade in Sachsen geschah, in der Hauptstadt des Fürsten, den Napoleon seinen getreuesten Alliierten zu nennen liebte, war besonders bezeichnend. Treitschke verkennt diese Sachlage, wenn er hier von dem „Stumpfsinn der Dresdner Philister" spricht, „denen unter allen Schickungen einer ungeheuern Zeit nichts so wichtig war als die Zerstörung ihrer Elbbrücke." Nicht das Schicksal ihrer Brücke war es, was diese Leute bewegte, was dem Vater Kügelgen das große Familientranchiermesser in die Hand drückte, sondern das Schicksal des Vaterlands. Braucht es hierfür den deutlich redenden Tatsachen gegenüber noch eines äußern Zeugnisses, so stehe hier aus vielen eins: ein Wort des bayrischen Gesandten in Dresden, des Barons Pfeffel, der die Stimmung in Sachsen mit der in Preußen auf eine Stufe stellt, indem er sagt: L'effervescence antifrançaise n'est pas moins vive en Saxe qu'en Prusse.

* * *

Für den auf das ärgste kompromittierten Reynier war nach dem Vorfall des 10. des Bleibens nicht mehr in Dresden. Er wurde sofort vom Vizekönig durch Davoust ersetzt, den Marschall von Eckmühl, wie man damals nach der heute längst in Vergessenheit geratnen napoleonischen Terminologie zu sagen pflegte. Davoust hat wenig Wochen nach den Dresdner Vorgängen im Auftrage Napoleons ein Schreckensregiment über das unglückliche Hamburg heraufgeführt und sich dadurch eine traurige Berühmtheit in der deutschen Geschichte gemacht. Welcher Ruf ihm schon damals im März voranging, das ergibt sich aus einer Depesche des eben genannten bayrischen Gesandten am sächsischen Hofe, der sich in diesem Moment bei dem König in Plauen aufhielt. Er schreibt über den Eindruck, den die Ernennung Davousts machte: „Die Wahl dieses gewalttätigen und finstern Mannes für ein Kommando, in dem General Reynier seinen Ruf kompromittiert hat, hat hier die größte Sensation gemacht. Im stillen hofft man, daß die Russen an einer andern Stelle die Elbe überschreiten und den Marschall mit seiner ganzen Truppe aufheben, wobei sie sicher von seiten der Bevölkerung Begünstigung, ja offne Unterstützung erfahren würden." Natürlich blieb es bei diesen frommen Wünschen, und König Friedrich August, der keine Mittel hatte, die Ernennung rückgängig zu machen, mußte sich ins Unvermeidliche fügen. Das Einzige, was er konnte, und was er auch tat, war, daß er in wiederholten Briefen an den Vizekönig um Schonung für seine Stadt und ihre Brücke bat. Die Antworten, die er auf diese Briefe bekam, enthielten nur vage Vertröstungen. Auch Oberst Heynicke, den der König zur Begrüßung des neuen Befehlshabers nach Dresden schickte, brachte nur die briefliche Versicherung des gefürchteten Mannes zurück, er werde sein Bestes für die Erhaltung der Brücke tun und nur im äußersten Notfalle zu ihrer Sprengung schreiten. Was eine solche Versicherung bedeutete, wußte man natürlich damals in Plauen so gut, wie wir es heute wissen.

Wir können hier die Frage nicht umgehn, was denn nun eigentlich der ausſchlaggebende Grund für die Sprengung der Brücke bei den Franzoſen war. Kein Zweifel, daß der Vizekönig zunächſt wirklich willens war, Dresden im Notfalle zu verteidigen, und daß ſich daraus Reyniers Vorbereitungen für eine Sprengung erklären. Aber tatſächlich iſt nun doch der Verſuch einer Verteidigung gar nicht gemacht worden. Wir werden ſehen, wie Davouſt unmittelbar nach der Sprengung ſeine Truppen aus Dresden wegführte und nur die geringfügigen Reſte des Reynierſchen Korps dort ließ, die zu einer ſolchen Verteidigung nicht entfernt imſtande waren. Ich füge hinzu, daß dieſe nachher, ohne einen Schuß abgefeuert zu haben, die Stadt preisgaben, als ihnen der Boden zu heiß wurde. Soviel iſt ſicher: als ſie erfolgte, hatte die Sprengung ihre Begründung in der beabſichtigten Verteidigung der Stadt längſt verloren. Die Verteidigung war nur noch eine Fiktion, an der man feſthielt, an die aber niemand mehr glaubte. Gab es einen andern militäriſchen Grund für die Sprengung? Stand vielleicht ein überlegner Feind am andern Ufer der Elbe, bereit, den abziehenden Franzoſen auf dem Fuße zu folgen, ihnen den Rückzug zu verwehren? Ich beantworte dieſe Fragen mit ein paar tatſächlichen Angaben, die ich den Akten entnehme. Als Reynier am 7. März in Dresden ankam, hatten die Ruſſen gerade die ſächſiſche Grenze überſchritten und ſtanden bei dem Dorfe Baruth. Bautzen hatten ſie noch nicht erreicht. Erſt am 12. hatte ihre Avantgarde Radeburg beſetzt, ſtand alſo etwa einen Tagemarſch nördlich von Dresden, während ſich ihre Patrouillen ſchon auf den Höhen, die die Stadt im Norden umgeben, ſehen ließen. Aber ſchon am nächſten Tage zogen ſie ſich vor dem ihnen entgegenrückenden Davouſt wieder in der Richtung auf Königsbrück zurück, ihr Hauptquartier wurde ſogar bis Elſterwerda zurück verlegt. Als am 19. März Davouſt die Brücke ſprengte und ſofort darauf Dresden verließ, gab es weit und breit auf dem rechten Elbufer keinen Ruſſen mehr. Erſt am 21. ließen ſie ſich wieder ſehen, verlangten ſodann und erhielten die Räumung der Neuſtadt. Aber auch dann gingen ſie nicht zur Aggreſſive über, erſt als der letzte Franzoſe Dresden verlaſſen hatte, beſetzten ſie am 27. März die Altſtadt. Preſſiert waren alſo die Franzoſen durch die Ruſſen gerade nicht, als ſie Dresden preisgaben und vor ihrem Abzug die Brücke ſprengten. Nicht dieſe Sprengung, ſondern die zögernde Läſſigkeit der ruſſiſchen Vorwärtsbewegung war die Urſache, daß drei Wochen vergingen zwiſchen dem Tage, wo Reynier in Dresden einrückte, und dem, wo die Ruſſen Herren der Altſtadt wurden. Die Tatſache der Sprengung kann aus dieſer Rechnung ausgeſchaltet werden, ohne daß ſie im geringſten verändert wird, und Napoleon hatte nur zu ſehr Recht, wenn er klagte, warum man denn die Stadt preisgäbe, ohne dazu gezwungen zu ſein.

Wie wenig übrigens die geſprengte, aber nicht verteidigte Brücke für die Ruſſen ein ernſthaftes Hindernis der Verfolgung geweſen wäre, wenn eine ſolche in ihrer Abſicht gelegen hätte, das ergibt ſich aus der Tatſache, daß nicht bloß größere Abteilungen von ihnen am 27. ſelbſt die Elbe überſchritten, ſondern daß noch desſelben Tags einige Franzoſen, Sachſen und Bayern eingebracht wurden, die bei Wilsdruff von den Koſaken gefangen genommen

waren. Eine Verteidigung der Stadt wurde, als die Sprengung erfolgte, von den Franzoſen alſo nicht mehr beabſichtigt, eine Notwendigkeit, den Rückzug gegen einen überlegnen, kräftig nachdrängenden Feind zu decken, lag ebenſowenig vor, da die Ruſſen zwei Tagemärſche von Dresden zurückſtanden. Warum erfolgte die Sprengung nun doch? Eine Antwort auf dieſe Frage aus dem Munde der Handelnden ſelbſt liegt nicht vor, auch hier wird das Pariſer Kriegsarchiv einem künftigen Forſcher Auskunft geben müſſen. Bis dahin ſind wir auf die Tatſachen ſelbſt und auf die Ausſagen urteilsfähiger Zeitgenoſſen angewieſen, wenn wir unſer Kauſalitätsbedürfnis befriedigen wollen.

Eins ſcheint von vornherein feſtzuſtehn, daß man nach den Vorgängen des 10. März auf franzöſiſcher Seite die militäriſche Ehre für engagiert anſah. Dieſe Vorgänge waren ungeſühnt geblieben. Denn daß zehn Leute aus den unterſten Volksklaſſen nachträglich von den Behörden aufgegriffen und auf den Königſtein geſchafft wurden, konnte kaum als Sühnung gelten. Ließ der Vizekönig jetzt den Flecken auf der Ehre des ſiebenten Korps ſitzen, ſo konnte er unter Umſtänden eine ſehr ſcharfe Reprimande von Napoleon erwarten. Erfolgte dagegen die Sprengung, ſo war damit vor aller Welt kund getan, daß das franzöſiſche Heer auch jetzt noch nicht gelernt habe, ſich vor dem Geſchrei des Pöbels zu fürchten. Aber ich möchte meinen, daß doch noch etwas andres mitgeſpielt hätte, was man vielleicht am beſten als die „Rache des Beſiegten“ charakteriſieren kann. Es iſt der napoleoniſchen Kriegführung dieſer Zeit auch ſonſt nicht fremd. Als Napoleon Moskau aufgab und den Rückzug antrat, ließ er vorher den Kreml ſprengen. Er ließ ſeine Rache an dem aus, was ſeinem Feinde als nationales Heiligtum erſchien. Denn daß dieſe Anhäufung von Paläſten und Gotteshäuſern ſeinen Rückzug nicht bedrohte, iſt ohne weiteres klar. Und ſein Beiſpiel hatte Schule gemacht. Als der Vizekönig Anfang März Berlin aufgab, ließ er die Vororte von Spandau anzünden — mesure (ſagt der mehrfach genannte bayriſche Diplomat) absolument inutile pour couvrir leur retraite. Man möchte glauben, daß bei dem Entſchluß zur Brückenſprengung ein ſolches Gefühl ganz beſonders ſtark mit in Rechnung zu ziehn ſei. Die Zeitgenoſſen wenigſtens haben ausnahmslos ſo geurteilt. Ich will meine Leſer nicht mit Zeugniſſen ermüden, deren Reihe ich nach Belieben ausdehnen könnte. Ich will vor allem keine ſächſiſchen Stimmen anführen, denn die könnten befangen erſcheinen. Ein Zeugnis genüge: das Wort eines Mannes, deſſen militäriſche Sachverſtändigkeit niemand beſtreiten wird. Es ſtammt von dem Schlachtendenker der Freiheitskriege, Gneiſenau. Dieſer meldete am 27. März an den Staatskanzler Hardenberg, daß der Feind am Morgen Dresden geräumt habe, bewogen wahrſcheinlich durch den bei Meißen ſowohl wie oberhalb Dresdens vollzognen Übergang einiger Detachements ruſſiſcher Reiterei über die Elbe. Er fügt dieſer Nachricht die Worte hinzu: „Der Mutwille in Zerſtörung der Dresdner Brücke tritt hierdurch um ſo greller hervor.“

Es bleibt noch übrig, daß wir uns abſchließend den Hergang der Dinge vom 10. März bis zur Sprengung vergegenwärtigen. Reynier hatte Dresden

am 13. verlaſſen, nachdem eben Davouſt mit 4000 Mann eingerückt war. Dieſe verſtärkten ſich in den nächſten Tagen noch, ſodaß ſie ſchließlich mit den Reſten des ſiebenten Korps nahezu auf 12000 Mann kamen. Mit dieſer Macht konnte Davouſt jede Volksbewegung unterdrücken, und das war ja wohl auch der einzig praktiſche Grund ihrer Anſammlung in Dresden. Die Minenarbeit wurde nun ſofort energiſch wieder aufgenommen. Ihre techniſche Seite zu ſchildern, kann nicht in meiner Abſicht liegen; ſie iſt vortrefflich in dem Buche des Oberſtleutnants Aſter dargeſtellt. Erwähnt ſei nur, daß nunmehr die Sprengungsarbeit auf den vierten Brückenbogen und den zwiſchen dem dritten und vierten Bogen liegenden Pfeiler ausgedehnt wurde. Schon Reynier hatte hierzu den Anfang gemacht, die Ausführung erfolgte durch Davouſt. Gerade dieſe Maßregel hat, wie wir ſahen, die ſchärfſte Mißbilligung Napoleons gefunden. Sie läßt das „Nun gerade“ und „Nun erſt recht“ als leitendes Motiv vielleicht am deutlichſten durchblicken. Man nahm für dieſe Arbeit Bergleute aus den Kohlengruben des Plauenſchen Grundes. Ihr ungeſtörter Fortgang wurde durch ſtarke Wachen geſichert. Am 17. und 18. März wurden ſämtliche Vorräte, ſo gut es in der Eile gehn wollte, aus der Neuſtadt in die Altſtadt herübergebracht, ebenſo wurden die Lazarette geräumt. Am 18. wurden die Neuſtädter Tore geſperrt, endlich die Minenkammern geladen und verſchüttet. Der Sprengung ſtand nun nichts mehr im Wege.

In einem Zeitalter, wo techniſche Kenntniſſe noch nicht der Gemeinbeſitz weiterer Kreiſe der Bevölkerung waren, machte man ſich die abenteuerlichſten Vorſtellungen von den Wirkungen einer Exploſion wie der geplanten. Kügelgen, deſſen Eltern auf der Hauptſtraße in dem ſogenannten „Gottesſegen,“ einem noch heute erhaltenen Hauſe, wohnten, erzählt uns, daß Eltern wie Kinder des Glaubens waren, die Quaderſteine der Brücke könnten bis zu ihnen hin fliegen und ins Haus einſchlagen, und daß ſich darum die ganze Familie in einen Alkoven zurückgezogen hatte. Eine noch ergötzlichere und groteskere Äußerung der Furcht kann man bei Aſter nachleſen. Unbekannt dürfte es dagegen ſein, daß man ſogar der ſiebenundſiebzigjährigen Tante des Königs, Prinzeſſin Eliſabeth, einer alten tapfern Dame — ſie war allein von allen Gliedern der königlichen Familie in Dresden im Palais am Taſchenberg zurückgeblieben und hat auch ſonſt Proben ihres perſönlichen Muts gegeben —, die Laſt einer Ausquartierung nicht erſparte. Man brachte ſie in der Nacht vor der Sprengung in einen Flügel des Palais: donnant (ſo heißt es in meiner Quelle) sur la petite Rue des Frères. Erſt dort glaubte man ſie leidlich ſicher.

Noch am ſpäten Abend des 18. wurde in allen Häuſern eine Bekanntmachung des Stadtrats verteilt, wonach ſich, ſobald am nächſten Morgen drei Kanonenſchläge erſchallten, jeder Einwohner nach Hauſe begeben und erſt nach drei Stunden ſeine Wohnung wieder verlaſſen ſolle. Zur Ehre der Dresdner muß feſtgeſtellt werden, daß bei vielen von ihnen doch die Neugierde die Furcht überwog, und eine große Menge auf beiden Ufern das Schauſpiel mit anſah. Nach 8 Uhr Morgens ertönten die verhängnisvollen Schläge. Um $^1/_2$9 erfolgte ein dumpfer unbedeutender Knall, und ein Pfeiler mit zwei Bogen der Brücke ſtürzte ein. Davouſt hatte ſich das Schauſpiel — unter

dem Georgentor stehend — mit angesehen. Auch er spürte also das Bedürfnis nach Deckung. Als er sah, daß alles gut verlaufen war, führte er seine Truppen unmittelbar vom Schloßplatz weg aus der Stadt heraus, die nun wieder den Resten des siebenten Korps zur Verteidigung überlassen blieb. Die Ehre des französischen Namens war gerettet.

Kügelgens Vater aber rieb sich die Hände: „Gottlob — sagte er —, nun sind die Affen fort, und hoffentlich für immer.“ Er irrte, der brave Mann, die Franzosen kehrten noch einmal zurück, Dresdens Leidenstage im Jahre 1813 sollten erst beginnen. Aber die frohe patriotische Hoffnung, die aus seinen Worten spricht, hat ihn doch nicht getrogen. Die Kanonenschläge, die die Sprengung der Brücke einleiteten, kündigten das Frührot des anbrechenden Befreiungstages an, der über unserm Vaterlande aufging.

Im Lazarett

I

Der Krieg ist für den Soldaten die Zeit des schroffsten Wechsels aller Lebensbedingungen. Er besingt diesen Zustand, ohne ihn viel zu bedenken, selbst fast jeden Tag, wenn er in den Morgen hineinmarschiert:

Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab.

Doch nicht Tod und Leben allein verschlingen sich eng im bunten Reigen der Kriegstage. Andrer Boden, andrer Himmel, andre Aufgaben, andre Menschen, andre Städte und Dörfer, vor allem auch andre Quartiere, und nicht zuletzt: andres Städtchen, andres Mädchen!

Der Soldat gewöhnt sich, diese Unterschiede gleichmütig hinzunehmen, der Wechsel der Tage muß ihm die Schule sein, in der er derart abgehärtet wird, daß auch der Rückzug ihn nicht entmutigt, der plötzlich notwendig wird, wenn ein ununterbrochen siegreicher Vormarsch ins Stocken gerät. Auch dafür hat er sein Lied, das zwar meist ohne besondern Grund angestimmt, sicherlich aber mit dem wahrsten Gefühl in Zeiten der Enttäuschung, der Entbehrung gesungen wurde:

Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond usw.,

in dessen langen Versreihen zuletzt die Wechselfälle im Schicksal des großen Napoleon in natver Weise besungen werden. Auf diese schwerste Probe, die des Rückzugs nach verlornem Gefecht, ist ja der deutsche Soldat gerade 1870/71 nur in einzelnen Fällen gestellt worden, und es gereicht ihm die Ruhe und Ordnung seiner Gewaltmärsche nach Coulmiers oder von Dijon nach der Lisaine fast noch mehr zum Ruhm als manche gewonnene Schlacht. Aber was fast jeder Einzelne an Wechseln des Erlebens und der Stimmung durchzumachen hatte, überstieg in nicht wenig Fällen weit die Grenze dessen, was man im gewöhnlichen Gang der Dinge noch für erträgbar hält. Man trägt es doch und erkennt vielleicht später, daß gerade in dem Übergang von Wohlgefühl zu schwerster Sorge der Hammer des Schicksals niedersaust, der aus dem Eisen des erst werdenden den Stahl des vollendeten Charakters schmiedet.

Selten bin ich so frisch und froh, so fromm und freudig aufgewacht als an dem Morgen nach meiner Verwundung. Man hatte mich in ein reines Bett im Oberstock des kleinen Schulhauses gelegt, die Wunde war fest verbunden, schmerzte nicht, und Fieber hatte sich noch nicht eingestellt. Das Gefühl, so hart am Tode vorbeigegangen zu sein und nach menschlichem Ermessen das Leben zu behalten, erfüllte mein Herz mit Dank und mit frohen Gedanken an meine Lieben, ich hoffte, daß sie eine Karte über diese Affäre noch vor der amtlichen Verlustliste erhalten würden. Eine Tasse heißer Milch, die man mir reichte, erfüllte mich mit einem Wohlbehagen, wie ich es nie gefühlt zu haben glaubte. Die Medizinер sagen, das sei die Folge eines starken Blutverlustes, und es war in der Tat etwas von wohltuender Schwäche darin, der der Schlaf jede Minute willkommen ist. Ich dämmerte so dahin, als der Wagen gemeldet wurde, brachte es trotz einiger Benommenheit dahin, mich ohne Hilfe anzuziehn und den Weg die Treppe hinabzufinden.

Unten hielten auf der dunkeln Straße einige von den französischen Leiterwagen, die mir von Wagenpatrouillen her in guter Erinnerung waren; wir Infanteristen, die in der Regel auf den Seitenleitern Platz zu nehmen hatten, hieben die vorragenden Teile der Sprossen ab, und daran mögen Wagen, die in unsrer Benutzung gewesen waren, noch nach Jahren zu erkennen gewesen sein. Ich hatte mich noch nicht auf das Stroh eines von diesen Fuhrwerken gebettet, als der Hauptmann herantrat, seinen Burschen mit einer riesigen Stalllaterne zur Seite, und mir mit den Worten: „Leben Sie wohl, Gefreiter, und pflegen Sie Ihre Wunde gut, daß Sie bald wieder zu uns kommen können; Sie haben sich gestern sehr gut benommen!“ die Hand reichte. Der Unteroffizier der Dragonereskorte kommandierte: „Marsch!“ die Wagenreihe setzte sich in Bewegung und fuhr rasselnd aus dem Dorf. Es waren meist leere Wagen, die Proviant holen gingen, und einige Wagen mit Kranken und Verwundeten. Der Stolz auf die Worte des Hauptmanns durchrieselte mich wie ein stärkender Trunk. Ich faltete unwillkürlich die Hände und gelobte mir, ein guter Soldat zu bleiben und des Hauptmanns gute Meinung zu rechtfertigen. Im Hintergrunde meldete sich freilich auch etwas wie ein unbestimmtes Bewußtsein, zu den vom Glück Begünstigten zu gehören, und die Hoffnung, künftighin ebenso wie gestern heil wieder aufzutauchen. Nach der dunkeln Dämmerung der Todesnähe welch heller Morgen, der mir heute aufging. Es wurde mir so leicht, als träte ich eine Reise in ein schönes Land an. Zweifellos, sagte ich mir, macht dieser Tag einen Einschnitt in deinem Soldatenleben; es war zuletzt manchmal einförmig geworden, es kann später nur besser werden, größere Ereignisse stehn uns bevor. Ich dachte nicht an das Lazarett vor mir, sondern an den Dienst, wenn ich geheilt sein würde, an den Frühling, der da kommen würde, an Siege, an Frieden. Über allem das Gefühl, „ledig aller Pflicht“ in die Welt hineinzufahren! Ich gab mich gerade wie ein Wandrer, der nichts andres will, mit weiten Sinnen der Welt hin, bereit, mich jeder Einzelheit zu freuen.

Vom Himmel, der nicht mehr schwarz, vielleicht dunkelgrau, vielleicht mehr dunkelblau war, blinkten noch vereinzelte Sterne, Nachzügler der Armee von Tausenden, die schon hinuntergesunken waren. Sind es neugierig Zurückgebliebne, die die Sonne grüßen wollen? Sie werden warten müssen, denn noch ist der östliche Horizont so dunkel wie der westliche. Vielleicht ist dieser feuchte Hauch, der mir nun übers Gesicht streicht, der erste weit vorauseilende Bote, das letzte Auszittern des Freudenstrudels, den weit, weit im Osten die ersten Sonnenstrahlen im Luftmeer aufrühren. In den Lärchen am Wegrand werden nun die äußersten schwanken Zweige lebendig, rauschen wie im Traum in derselben Luftwelle, die mich berührt hat. Diese klare, frische Luft fühlte ich an den Haaren, mit denen sie spielte, an der Stirn, die sie umfächelte, fast schneidend beim Einatmen in Mund und Nase, und es war mir, als spüle sie aufrüttelnd und erleichternd den Körper entlang. Es lag so viel Verheißung in diesem Morgen. Was wird die hehre Sonne alles mit sich heraufführen?

Irgendwo am Horizont ist unbeobachtet ein neuer Stern aufgeglüht, gelbrötlicher als die andern, das kann nur ein Herdfeuer sein, das Frühaufgestandne entzündet haben. Am Himmel ist der Hintergrund heller und sind die Wolken dunkler geworden; am Osthimmel ziehn sie schon deutlich, die langgestreckten, auf dem Lager sich reckenden Nachtwolken. Darunter jetzt ein Purpurlicht, das durch Wolkenlücken scheint, bald hier bald dort deutlicher verglüht und dort sich neu entzündet. Nun färbt es die obern Wolkenränder, und gleich darauf ist ein milder Widerschein davon im Zenith. Aus Purpurfäden gehn Goldstreifen hervor. Wie mich das alles so weich und wohlig anmutet, vergesse ich über der Sonne, die nun heraufsteigt, Krieg und Dienst.

Nicht ich fahre dem Morgen entgegen, es ist der liebe, frische Morgen, der mir so freundlich entgegenkommt, der mir alle diese fremden Dörfer vergoldet, durch die wir in rascher Fahrt dahinrollen, und der in jedem unbekannten Fenster eine bekannte, wohltuende Glut entzündet. Nichts ist fremd, wo die Sonne hinleuchtet! Es ist zwar wahrscheinlich ein vergebliches Bemühn, auf die Dauer diese fahle Herbstlandschaft dem kalten Winter zu entreißen, aber du bist redlich bemüht, mein lieber Morgen, es auch heute wieder zu versuchen. Du breitest einen Glanz darüber, der die Kahlheit der Stoppeln und die Laublosigkeit der Bäume vergessen macht, und scheinst selbst einige Bauern und Mädchen, die uns freundlich grüßen, die Verdrossenheit über diese Zeit vergessen zu machen, die schwer auf ihnen lastet. Wir rasseln auf der langen Landstraße dahin, die fast verödet ist; in diesen Kriegszeiten hat eben der Verkehr fast ganz aufgehört. Wir überholen einige leere Proviantwagen, dann einen Wagen mit Kranken, die sich unsrer Kette anschließen. Ein Dorfarzt kommt uns entgegen in einem leichten Einspännerchen, das eine mächtige Fahne mit dem Genfer Kreuz trägt, hält an und erneuert einem von uns den Verband, der in Unordnung geraten ist; ein Geistlicher mit dem Rosenkranz wandert an uns vorbei, der vielleicht auch Kranke in einem von den vielen zerstreut liegenden Höfen besuchen will. Den Doppelposten am Ein- und am Ausgang einiger Dörfer werden Grüße und Scherzworte zugerufen, und an den Häusern entziffert man die Kreide- oder Kohleinschriften der Quartiermacher. In der Stadt verkleinert sich unser Zug rasch, ich werde zuletzt allein nach einem Lazarett gefahren, das im „Lycée" eingerichtet ist. Dunkles Haus mit langen Reihen staubbedeckter Fenster, alter Bau, aus dessen Fundament die feuchten Stellen wie erdentsteigende Wolken am Gemäuer hinaufwachsen; darauf, daß es einst ein Kloster gewesen ist, scheint die Kleinheit des Eingangs zu deuten, eines fast verborgnen Tores, durch das man in einen dunkeln Raum tritt, der gleich wieder eine Tür in einen Hof hat, worin Reste von säulengetragnen Hallen an den alten Umgang eines Klosterhofs und ein eingefrorner Springbrunnen in der Mitte an einstige Gartenanlagen erinnern. Nirgends ein Mensch. Nur daß die nach dem Hof schauenden Fenster nicht so bestäubt sind, wie die nach der Straße, könnte als Lebenszeichen gedeutet werden.

Steif von dem langen Fahren in der Winterluft, unsichern Tritts infolge des Blutverlustes und des vielleicht schon herannahenden Wundfiebers wanke ich die Treppe hinauf, mich des Gewehrs wie eines Stabes bedienend. Noch immer alles still. Ich lehne mich auf dem ersten Treppenabsatz in die Mauerecke, da ich vor Schwindel keine Stufe mehr unterscheide, und muß eine Zeit lang da geträumt haben. Denn als ich erwachte, lag mein Tornister und mein Faschinenmesser neben mir, die ich im Wagen gelassen hatte, und mir gegenüber stand in einem Eimer ein menschliches Bein, über dem Knie abgeschnitten, das vorhin nicht dagewesen war. Ich rieb mir die Augen; Frost und Fieber schüttelten mich, doch hatte ich noch Gedanken genug, das nackte Bein zu bedauern, das da in der Kälte stand, und den zu beneiden, der es verloren hatte, da er nun voraussichtlich in einem warmen Bette lag. Ich hätte mein Bein darum gegeben, wenn ich mich hätte zur Ruhe legen können! Mit dem Aufgebot der letzten Kräfte tastete ich mich an die

Tür, hinter der sich Menschen zu bewegen schienen, und fiel, als ich sie öffnete, fast in die Stube. Ich sah etwas, das mich an ein Schlachthaus erinnerte, viel Fleisch und Blut, und Menschen, die mit blutenden Händen an andern Menschen herumschnitten, die bleich auf einem langen Tische lagen. „Hinaus!" „Tür zu!" scholl es mir entgegen, und ich wankte zurück, mechanisch wieder die Ecke aufsuchend, in der ich ebenso unwillkürlich in Hockstellung zusammensank. Ein scharfer Ruck an der Schulter. „Auf, Gefreiter! Was hockst du da herum? Was hast du hier zu tun?" rief mir eine rauhe Stimme ins Ohr. Ich besann mich, daß ich schon längere Zeit da zusammengesunken gekauert haben mußte, denn ich war jetzt noch kälter als vorhin und klapperte hörbar mit den Zähnen. Wieder ein Ruck. „Kerl, schläfst du?" — noch rauher als vorhin. Jetzt sah ich einen Lazarettdiener vor mir stehn, besann mich dunkel auf den Ärmelumschlag des Mantels, worin mein Überweisungsschein in das Lazarett steckte, konnte ihn aber mit meinen blauen, blutlosen Fingern nicht mehr fassen, deutete nur darauf.

Der Lazarettdiener riß ihn heraus, warf einen Blick darauf und ging mit ein paar unverständlichen Worten die Treppe hinauf. Jetzt mußte ich alle meine Kräfte zusammen nehmen, mich nicht auf das Steinpflaster zu strecken; ich machte eine letzte Anstrengung und fiel die Treppe mehr hinauf, als ich ging. Dann erschien der Lazarettdiener wieder, riß mich mehr hinauf, als er mich führte, stieß mich in eine Tür hinein und drückte mir meinen Schein in die Hand. Ich stand wieder wie gebannt, da Kälte und Schwindel mir das Gehn unmöglich machten; ich fürchtete bei jedem Schritt vorwärts lang hin auf das Gesicht zu fallen, tastete mit der Hand nach der Wand und hob mit der andern meinen Schein in die Höhe, um gesehen zu werden. Mit meinem Zähneklappern, das den breit verbundnen Kopf in rhythmische Bewegung versetzte, muß ich einen lächerlichen Eindruck gemacht haben. Aus einem weiten Kreis von Lazarettgenossen, die um einen glühenden Ofen saßen, lösten sich Gestalten los, die lachend auf mich zukamen, mir Gewehr und Helm abnahmen, dann aber mit Ausdrücken des Mitleids, als sie meine blauen, starren Hände anfaßten, mich an ein leeres Bett führten, in das sie mich halbausgekleidet hineinsteckten. Die Erinnerung an das Zittern des Feldbetts unter meinem vom Fieber auf und ab geschleuderten Körper, und das Wort einer nicht freundlichen Stimme: Ich habe geglaubt, es sei ein Preuß, weil er gleich über uns räsonniert hat! sind meine letzten Erinnerungen.

Als ich nach dreitägigem Fieber wieder denken konnte und mich zu erinnern begann, war ich in einem andern, größern und hellern Saal, wo drei lange Reihen Betten mit Verwundeten und Kranken standen. Ich richtete mich auf. Über meinem Kopfe hing ein schwarzes Täfelchen mit Gefreiter X, fünftes Regiment, zweite Kompagnie, Kopfschuß, schwer. 38°. Ich schaute mich in dem Saale um und sah eine ganze Anzahl von Augen auf mich gerichtet. Wer in Lazaretten gelegen hat, kennt diese stillen Blicke, die von Gesichtern ausgehn, die tief in die Kissen gedrückt sind, in denen die Begierde liegt, zu sehen, zu erleben, die Leere dieses Krankendaseins auszufüllen; sie bitten, sie fragen, oft folgt ein verständnisvolles Winken, und dann nach einiger Zeit wendet sich der Kranke um und sieht nach der andern Seite und atmet tief auf, wie enttäuscht von der Vergeblichkeit dieses Ausschauens.

Dieses erstemal blieben aber alle Blicke an mir haften, denn ich war ja ein „Neuer," man hatte mich bisher nur tief in den Kissen liegen sehen und höchstens im Fieber sprechen hören. Von ganz hinten her rief sogar eine Stimme: „Guten Tag, Fünfer. Bist aufgewacht?"

Ich sah den Rufer nicht, antwortete: „Ja, fast," wobei ich bemerkte, daß meine Stimme ihren Klang verloren hatte, und daß die aufgerichtete Lage mich schon müde machte. Ich streckte mich wieder hin. Nach einiger Zeit legte sich eine warme Hand auf die meine; es war der Stabsarzt, der mir den Puls fühlte, die Zunge beschaute, die feuchte Stirn betastete und zu dem Krankenwärter sagte, er möge heute Abend genau die Wärme aufzeichnen. Das Fieber sei im Abzug, und für morgen sei das Material zur Erneuerung des Verbands zu besorgen.

Denselben Abend sah ich einen andern Mann vor meinem Bett sitzen, der meine Hände mit den seinen zusammenlegte. Ich meinte, es sei eine von den vielen Gestalten, die ich im Fieber gesehen hatte, glaubte ihn aber beten zu hören, und als er gegangen war, lag ein kleines Buch auf meinem Bett, ein Neues Testament. Ich habe es aus dem Lazarett hinausgetragen und in der Welt umhergetragen und habe es bis heute in Ehren gehalten. An diesem Abend war es zu spät, darin zu lesen, doch gewährte mir schon das, daß ich es in der Hand hielt, eine eigentümliche Befriedigung; es war mir, wie wenn aus dem kleinen Buch eine Hoffnung in mich übergegangen sei, die diese Stunde unmittelbar an die ersten schönen Stunden des Morgens knüpfte, wo ich mit dem Händedruck des Hauptmanns von Les Verfoix weg und in den Sonnenmorgen hineingefahren war, und vergaß, wie mich damals der Frost durchschnitten und starr gemacht hatte, und wie schlecht ich zuerst im Lazarett aufgenommen worden war.

Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, ich sei als gläubiger Christ in den Krieg gezogen, war vielmehr, wie meine ganze Generation, vom Zweifel gründlich angesteckt. Aber schon beim ersten Feldgottesdienst hatte ich erfahren, daß, wenn vieles im Kriege zum Fluch wird, vieles auch die Hände zum Gebet zusammenzwingt. Wieviele Gebetsstimmungen in stillen Nächten, an friedlichen Abenden, die laute Kämpfe beschließen! Hätte doch das gewöhnliche Friedensleben soviel davon. Man muß es erfahren, wie eine andächtige Stimmung unser ganzes Dasein und unsre Mitwelt in eine reinere Sphäre weit über Blut und Rauch hinaushebt, und wie in großer einfacher Stille einer Sternennacht Kleines und Störendes verschwindet.

Heute senkte sich diese Stimmung über mich wie das Abendrot dieser Tage voll verzehrender innerer Hitze, freundlich klangen deren wilde Phantasien in die goldne Stimmung dieses Abends aus. Den nächsten Morgen, nach dem ersten tiefen erquickenden Schlaf, Abnahme und Erneuerung des Verbandes, wobei der Generalarzt, der zugegen war, mir die Frage vorlegte, ob ich das schöne Loch in der Ohrmuschel behalten wollte, um künftig eine Zigarre darin zu tragen, oder ob das Ohr an den Kopf angeheilt werden sollte? Ohr für Nichtraucher wäre mir lieber. Gut; aber den Kopfschuß, der den Processus mastoideus glatt mitgenommen hat, wollen wir sehr sorgfältig behandeln, denn da ist nur noch ein kartendickes Knochenblatt zwischen der Luft und dem Gehirn. Ein Millimeter tiefer, und Sie lägen jetzt wo anders.

Wieviel Schmerz, Sehnsucht, Enttäuschung bis zur Verzweiflung, aber auch Hoffnung bis zur kühnsten Illusion lebt und strebt zusammen, wühlt und bohrt in einem solchen Lazarettsaal! Aber so wie, rein körperlich und äußerlich genommen, wenig von dem allen sich laut Luft macht, sodaß eine gewisse gedrückte Stille, in der jedes laute Wort aus Furcht, hier doppelt laut zu klingen, zum Flüstern wird, für gewöhnlich über dem Krankensaale liegt: so ist auch in den Seelen dieser vielen Kranken mehr Ergebung, als der vermuten möchte, der ihre Leiden kennt oder ihre Wunden sieht. Es ist ein Bild des Lebens und eine Lehre fürs Leben, wie jeder Einzelne das Beste aus seiner Lage, auch aus dieser Lage, zu ziehn sucht. Man begreift nun erst, daß der Mensch leben will, was es auch koste, und in welche Zukunft hinein auch immer sein Leben gerichtet sei. Das Leben des Menschen ist eine von den Pflanzen der Flora subterranea, die auch in dunkeln Kellern und Bergwerksschächten so gut wie im goldnen Sonnenlicht gedeiht; aber aus dem Licht wie aus der Dunkelheit treibt und rankt es nach oben, nirgends wächst es zur Wurzel zurück; und wenn seine Blüten so klein und unscheinbar sind, daß man sie kaum sieht, und seine Früchte nie zur Reife kommen zu wollen scheinen: es knospen die Blüten und reifen die Früchte, und die Hoffnung sorgt, daß es nie aufhöre. Hier haben sie sich mit ihrem Schicksal auseinandergesetzt, manche sogar mit dem Leben abgeschlossen. Die Zeit heilt! Welcher Gegensatz zu dem Stöhnen, Seufzen und den Jammerrufen derer, die der Tod auf dem Schlachtfeld überrascht oder hart gestreift hat. Auch das Schrecklichste der Schlachtfelder und der Feldlazarette,

die verzerrte und verkrümmte Lage, in denen der Körper mitten im Kampf mit der entfliehenden Seele plötzlich erstarrt zu sein scheint, gibt es hier nicht. Auch wiegt in der Farbe der Gesichter und der Hände die gelbliche Blaßheit des blutlosen, zu lange der frischen Luft entzognen Lebens über die bläulichen und schwärzlichen Töne der Todesnähe vor. Die blauen Ringe um die Augen, die schwärzlichen Lippen, der fahlblau stiere Blick sind selten; auch das gedunsene Bläulichrot manches dem Tode verfallnen Antlitzes sieht man glücklicherweise nicht oft. Aus den lebendigen Augen der Kranken, die einander still fragend ansehen, strahlen, so trüb sie manchmal blicken mögen, eine Lebenshoffnung und Lebensluft in die gedrückte Luft der Säle eines Lazaretts aus, und nur wie ein letztes Wetterleuchten des Aufbäumens gegen das Schicksal zuckt es schmerzlich um manchen Mund.

Dieses Lazarett hier, in einem großen Mittelpunkte des Verkehrs, beherbergt schwer und leicht Verwundete, Genesende und auch einige Aufgegebne; die einen sind da, weil es sich nicht lohnt, sie weiter zu befördern, die andern, um auf Weitersendung in die größern Krankenhäuser weiter rückwärts zu warten. Es ist ein Zufall, daß in unserm Saale keine Franzosen sind, aber von Deutschen sind alle Stämme und alle Waffengattungen vertreten, und die Altersstufen heben sich von einem weißhaarigen schleswig-holsteinischen Marketender bis zu dem achtzehnjährigen Schüler einer Unteroffizierschule ab, der den linken Arm verloren hat. Es ist eine furchtbare Summe von Sorgen und Schmerzen, die hier versammelt ist. Wenige werden den äußern Frieden, der über dem Ganzen liegt, mit sich, in sich tragen, wenn sie dieses Haus verlassen. Für die meisten wird es ein stiller Durchgangspunkt zwischen zwei Stürmen gewesen sein; sie ahnen das wohl und dämmern diese Pause so hin. Für die Fieberkranken ist es anders. Die unter den schwersten Formen litten, lagen nicht in demselben Saal. Aber bei meinem Nachbar zur Rechten entwickelte sich das dumpfe Brüten und Schlummern in unsäglicher Müdigkeit zu einem regelrechten Typhus, dessen Fieberhitze ihn Nachts aus dem Bett- und auf die Gänge hinaustrieb, sodaß wir ihn oft mit Gewalt zurückführen und ins Bett bringen mußten. Zweimal fand ich ihn des Morgens neben seinem Bette auf dem Boden liegen oder kauern. Mein Nachbar zur Linken ging in fast beständiger Bewußtlosigkeit glücklicherweise dem Tode entgegen; ihm hatte ein Schuß quer durchs Gesicht beide Augen und das obere Stück des Nasenbeins glatt herausgerissen. Ich übte mich im Anschauen einer der grauenhaftesten Wunden, indem ich mehrmals am Tage bei seinem Verbande half.

Daß beide Nachbarn meiner Hilfe so nötig bedurften, übte einen sehr günstigen Einfluß auf mein eignes Befinden, denn nachdem die ersten Fiebertaumel vorüber waren, stand ich so oft wie möglich von meinem Lager auf, um ihnen kleine Dienste zu leisten, und gewöhnte mich sehr bald daran, von früh bis spät tätig zu sein. Mein rechter Nachbar mit der Schußwunde im Gesicht war wohl auch im gesunden Zustand kein Adonis gewesen, darauf ließen seine Knollennase und seine entsprechend aufgeworfnen Lippen schließen; ich konnte mir den kleinen, breiten Füsilier auch nicht als Heldengestalt vorstellen. Wenn ich mich nun mit jedem Tage mehr an diesen stummen Gast anschloß und mich innig freute, daß er meine Hand nicht mehr loslassen wollte, wenn ich ihm Stirn oder Hände berührte, hatte ich Anlaß, darüber nachzudenken, daß es nicht bloß eine Ästhetik des Häßlichen, sondern auch eine Ethik des Häßlichen, eine Verklärung durch die Seele gibt, die sich gleichsam herausringt und sich über abstoßende Züge lagert.

Eines Morgens sehr früh trug man diesen Armen hinaus, der still hinübergeschlummert war, wie er dagelegen hatte; das einzige, was ich von ihm noch vernommen hatte, war das Ächzen seines Bettes, als er sich sterbend ausstreckte. Mein Nachbar zur Linken war in den Zustand unsäglicher Müdigkeit zurückverfallen, in den ein schwerer Typhus ausläuft, und brauchte so sorgsame Pflege, daß er in einen besondern Saal umquartiert wurde, wo barmherzige Schwestern der schweren Aufgabe der Wartung fast unbeweglicher Rekonvaleszenten oblagen.

Digitized by Google

Die beiden leeren Betten wurden von einem ostpreußischen Jäger und einem bayrischen Pionier besetzt; der erste war infolge eines Säbelhiebes in den Hals einseitig gelähmt gewesen und war nun nach Monaten soweit genesen, daß er bald zu seiner Truppe zurückkehren konnte; der andre, ein blonder, schwerfällig gutmütiger Ostfranke, war durch eine Pulverexplosion der Hälfte seiner Kopfschwarte verlustig gegangen, wodurch ihm eine lächerliche einseitige Glatze, umgeben von einem Kranze weißer Härchen, auf seinem blandgelackten Langschädel entstanden war. Der Ostpreuße war das reine Queckfilber und von der Manie des Theaterspielens in solchem Grade besessen, daß er des Abends, wenn die Lichter vorschriftsmäßig gelöscht waren, aus dem Bette aufstand und unter Monologen auf und ab wanderte, wobei er vor dem Bette von denen Halt machte, denen er zutraute, daß sie seine Kunst würdigten. Wie oft habe ich den Ritter Baudricourt van Vaucouleurs und Wallensteins düstre Reden von ihm schnarren und gröhlen hören!

Der fränkische Pionier war vom ersten Tag an beliebt im ganzen Saale, freundlich und hilfreich gegen jeden, dabei aber van einer so komischen Verehrungssucht befallen, daß er sogar für „den letzten Trainsoldat" komisch wurde. Von Offizieren, angefangen vam portepeetragenden Vizefeldwebel, sprach er in einem ganz andern Ton, als von der ganzen übrigen Welt, und zwischen einem Korpskommandanten und dem lieben Herrgott war in seinem Urteil kaum ein merklicher Unterschied. War gar von Fürstlichkeiten die Rede, sa legte sich sein ganzes Gesicht in tiefe Falten, verlängerte sich, die Augenlider sanken herab, und seine jungen Härchen schienen sich rings um die Glatze ehrfurchtsvall zu erheben. Ein badischer Unteraffizier, der nach ihm verwundet hereinkam, fühlte sich allein, als Mann der Autorität, eng mit ihm verwandt und nahm ihn in Schutz, wenn seine Fürstenverehrung durch Erzählungen van angeblichen Begegnungen mit Hoheiten und Durchlauchten künstlich wachgerufen und verspottet werden wollte. In dem Mann steckt soviel Disziplin, daß man aus euch allen gute Saldaten damit machen könnte . . . nein, verbesserte er sich, als ihm unwillige Proteste und Ha! und Halla! entgegenklangen, daß man die ganze französische Armee damit impfen könnte.

Es war jetzt Dezember geworden, und der frühe Winter angebrochen, der den Soldaten beider Seiten namenlose Strapazen auferlegt, den deutschen Feldherren aber sicherlich ganz wesentlichen Vorteil gebracht hat. Die Sehnsucht, hinauszukommen, wurde etwas gemildert durch das Behagen, mit dem man vam warmen Zimmer aus die Schneeflocken wirbeln und die kalten Stürme brausen hörte. Der Aufenthalt in diesem Siechenheim hatte zu Zeiten sogar etwas Anheimelndes. Des Margens, wenn der große schäumende Kessel Liebeskakao in die halbkugligen zweiahrigen Tassen ausgeschenkt und die langen, knusprigen französischen Brote zerbrachen und ausgeteilt waren, und wenn dann alle, die das Bett nicht verlassen durften, mit Arznei versehen aber verbunden waren, setzten wir „Mobile" uns um den eisernen Ofen, starrten in die Glut und erzählten uns vam Regiment, van Haus und Heimat und besonders van unsern Haffnungen auf baldige Evakuation und Rückkehr, sei es zu der Truppe, sei es nach dem Ende des Kriegs in die Heimat. Es war eine bunte Gesellschaft; der trug seine Unifarm, der einen Lazarettmantel, der den abgeschossenen Sammerrock eines schleswig-holsteinischen Marketenders, der im Lazarett gestorben war: eine gelbe Joppe mit einem wunderschönen grünen schrägen Streifen über die Brust, der van dem Bande der Pravianttasche des Marketenders herrührte, das diesen Teil var den Sannenstrahlen geschützt hatte; der ging an Krücken, der am Stock, ein dritter trug den Arm in der Schlinge, ich selbst hatte den Kopf noch mit Binden und Watte bis zur Größe eines beträchtlichen Kürbisses umwunden. Mütze und Uniformrack hatte ich schon am dritten Tage wieder angelegt, nachdem die auffallend glänzenden steifen Blutflecke mit warmem Wasser erweicht und etwas weggesäubert waren.

Man hätte glauben sallen, in diesem Kreise habe der Krieg mit seinen Wechselfällen das Tagesgespräch abgegeben. Das war aber nicht so. Der Einzelne sprach

von dem, was er erlebt und getan hatte, von seinem Nebenmanne und von seinen Kameraden, mit besondrer Vorliebe von seinen Offizieren; über das Bataillon ragte sein Gesichtskreis meist gar nicht hinaus. In das Lazarett kamen nur alte Zeitungen und neue Gerüchte, und da sich die Gerüchte in der Regel als unwahr erwiesen, besonders wenn sie von den Bäckerjungen, Wäscherinnen und andern Organen der öffentlichen Meinung der Stadt stammten, machte man kein großes Wesen davon. Nur die Ängstlichen hörten immer wieder mit Teilnahme zu. Übrigens war es ganz gut so. Es war zwischen der Einnahme von Metz und den großen Schlachten an der Loire und der Somme eine dürftige Zeit, zwischen zwei großen Epochen des Kriegs; das neue Große, das endlich mit dem Fall von Paris abschloß, war erst in der Vorbereitung. Uns kam das wie Stockung, den Franzosen wie Ermattung und Rückgang vor. Von dem, was in unsrer Nähe vorging, wußten wir gar nichts, als was Verwundete und Kranke berichteten, die ins Lazarett gebracht wurden. Da hörte man immer nur von kleinen Vorpostengefechten, von einzelnen Zügen ins Land hinein, von Zusammenstößen, bei denen in der Regel nicht einmal die Kanonen mitsprachen. So etwas hatten wir selbst alle genug mitgemacht. Ein Musketier vom dreißigsten Regiment, seines Zeichens Bergmann aus der Saargegend, mit dem ich mich oft vor der Ofenglut über allgemeine Dinge unterhielt — Bergleute grübeln gern, fahren gern in dunkle Gedankenschachte oder -stollen ein —, sagte einmal ganz treffend: Ich würde alles drum geben, wenn ich einmal einen Bergmann träfe, mit dem ich von Kohlen und Eisenerz oder vielleicht gar von Neunkirchen oder Saarbrücken sprechen könnte; dagegen das Soldatengeschwätz ist mir schon ganz zuwider. Wir sind eben doch alle hauptsächlich friedliche Arbeitsmenschen, der dies und jener das, die Uniform sitzt uns nicht auf der Haut, sondern das Hemd. Ähnlich dachten wohl viele. Auch solchen, die nichts von Kriegsmüdigkeit äußerten, merkte man es an, daß der rechte Soldatengeist nur in ununterbrochnem Kontakt des Einzelnen mit Vorgesetzten und Kameraden gedeiht; er ist kein Erzeugnis einsamen Nachdenkens, sondern gemeinsamen Handelns und Leidens einer straff organisierten Masse, in der jeder seinen Platz und seine Pflicht kennt. Vereinzelung und Trägheit lockern ihn unfehlbar. Ich habe mir später oft Gedanken darüber gemacht, wie weit solche Erfahrungen auf das friedliche Leben der Völker Anwendung finden können; ohne mich als Staatsweisen aufspielen zu wollen, wage ich die Behauptung, daß sich viele Völker unter despotischer Regierung, die jedem seinen Platz und seine Pflicht gegeben hatte, glücklich fühlten, auch wenn sie es aus falschem Stolz auf Freiheit nicht Wort haben wollten.

Feuer!

Erinnerung aus dem russischen Polizeileben

von Alexander Andreas

(Fortsetzung)

Ich wartete nicht auf den Befehl des Polizeimeisters. Ich beriet mich mit meiner Stütze, dem Gärtner Petrow, der mir schon mehrmals mit seiner Erfahrung und Entschlossenheit zur Seite gestanden hatte. Er berief eine Versammlung seiner Freunde, einfacher, ungebildeter Leute, aber mit klaren, praktischen Köpfen. Wir bildeten eine Art von Privatkomitee für die Sandseite und mieteten Bauern mit Schlitten und Pferden aus den nächsten Dörfern für einen ganzen Monat gegen bestimmte Entschädigung. Ich entwarf einen Arbeitplan und die Verteilung der Straßen.

Petrow und seine Freunde boten freiwillig ihre Dienste für die Beaufsichtigung an, da ich mit Jegorow unmöglich überall zugleich sein konnte. In der übrigen Stadt begann man eben erst den Hauswirten an den Hauptstraßen begreiflich zu machen, daß die Reinigungszeit da sei, während bei mir auf der Sondseite, die vorher nie etwas von Frühjahrssäuberung gewußt hotte, Hunderte von Brecheisen und Schaufeln lustig klapperten, und ganze Reihen von Gespannen die schmutzigen Schollen weit aus dem Bereiche der Häuser in das Feld schofften.

Die ungewandtern und eigensinnigern Wirte — und es gab viel von der Sorte, die nichts Neues begreifen will und zu eignem Schaden keinen Schritt aus dem vom Vater und Großvater eingetretnen Pfade weicht — sahen unserm Unternehmen kapfschüttelnd ader gar trotzig ablehnend zu. Die ganz armen Leute baten flehentlich um Schonung. Als die Arbeit aber immer mehr vorrückte, ols die Sanne mit ihren kräftigen Strahlen den bloßgelegten Sond in kurzer Zeit trocknete, ols es nirgends Pfützen und Schmutz gab — da wurden die Gesichter freundlicher. Als es sich gar zuletzt herausstellte, daß die für die Reinigung van den einzelnen Wirten zu leistende Zahlung auch nicht den zehnten Teil dessen betrug, was sie erwartet und gefürchtet hatten, ols auf die völlig mittellasen Besitzer kleiner Hütten gar keine Lasten fielen, sandern denen, die sich mit ihren Armen on der Aufräumung beteiligt hatten, noch eine kleine Entschädigung zuteil wurde — da hieß es wieder einmal im ganzen Bezirk: Gatt schenke unserm Gehilfen Gesundheit! Sagar der Kaufmann Isotaw schloß sich nicht aus und rückte bei der Vorweisung der Verteilungsliste ohne Widerrede mit dem Gelde heraus. Er hotte weniger zu entrichten, als ihm in frühern Jahren das Aushouen des Eises auf seinem Trattair zu stehn gekommen wor. Das Trottoir hatte er aber jedesmal im Frühjahr vom Eise befreien lassen müssen, weil ihm sonst das allmählich fortsickernde Wasser den niedriger liegenden Holzplatz auf lange Zeit in einen Sumpf verwondelte.

Die Steinstraße, die in meinem Bezirk gewissermaßen die oristakratische war, behandelte ich gesandert van den übrigen. Sie hatte als gepflasterte Straße jährlich die Frühjahrsreinigung durchzumachen gehabt, und die Eigentümer waren daran gewöhnt. Ich ging hier selbst von Hous zu Hous mit der Frage, ob die Besitzer selbst das Eis und den Schnee abzuführen wünschten wie früher, oder ob sie es für die ganze Straße einer Kommissian überlassen wollten, notürlich mit der Verteilung der Kasten je nach dem Umfange der zu den Häusern gehörenden Straßenstücke. Ich fand überoll kühles Entgegenkammen. Die Wirte oder ihre Verwalter hörten mich ruhig an, fragten zum Teil gor nicht nach der möglichen Höhe der Beiträge und gaben herablassend ihre Zustimmung. Ich sah es ihuen an, daß sie es für vergebliche Zeitverschwendung hielten, den Einfällen der Palizei zu widersprechen, wenn nichts andres hinter dem Varschlage steckte als eine beträchtliche Geldausgabe. Jemond von den Herren um Teilnahme an der Beaufsichtigung zu bitten, erlaubte ich mir gar nicht.

So kam ich vam Flusse her zuletzt über die steinernen Häuser hinaus und gelangte zu dem hölzernen des Richters. Es wor schan Nachmittag. Ich klingelte wiederhalt an der jetzt verschlossenen Haustür. Ich mußte lauge worten. Endlich öffnete eine stattliche, hübsche Frau in einem einfachen Kleide ous gutem Stoff. Sie sah mich herausfordernd an, machte aber plötzlich sehr freundliche Augen und war im Begriff zurückzutreten, um mich einzulassen. Ich hatte ohne Zweifel „des Richters Agafja," wie Burin sie nannte, var mir.

Sage, Herzchen, ist der Richter zu House?

Sie kniff die Augen zusammen, blickte wieder herausfordernd, sagar verächtlich und fragte kurz:

Was wünschen Sie?

Mit dem Richter zu sprechen wünsche ich, antwartete ich ziemlich unsonst. Ist er zu Hause?

Ich fand es unverschämt, daß sich eine Dienerin herausnohm, einen Palizeibeamten auszufragen, der zum Richter kam.

Ich werde nachsehen, lautete der Bescheid, und sie schlug mir die Tür vor der Nase zu.

Da stand ich, war entrüstet über die verächtliche Behandlung und hatte im stillen die Ahnung, daß sich die verwöhnte und eingebildete Agafja wahrscheinlich ebenfalls beleidigt fühlte, und zwar durch meine vertrauliche, Dienstmädchen gegenüber übliche Anrede.

Die Haustür wurde wieder geöffnet.

Treten Sie ein, sagte Agafja, ohne mich anzusehen, und ging voran in einen geräumigen Vorsaal, der neben dem Gerichtslokal lag.

Nehmen Sie ab, sagte sie befehlend und deutete auf einen Kleiderrechen.

Dort ist das Kabinett, fügte sie hinzu, indem sie auf eine offenstehende Tür wies. Sie selbst verschwand durch eine andre.

Was haben Sie mir mitzuteilen? fragte im Kabinett in geschäftlichem Tone der Richter, der hinter einem großen, mit Papieren bedeckten Tische saß und schrieb. Er sah nicht einmal auf und erwiderte meinen Gruß nicht.

Als ich anfing zu sprechen, hob er den Kopf, legte plötzlich die Feder weg, stand auf und kam auf mich zu. Er hatte eine vorn offne Joppe an und zog, indem er um die Tischecke bog, die Beinkleider mit der Hand in die Höhe.

Ah, Sie sind es! sagte er und ergriff meine Hand. Das ist etwas ganz andres. Setzen Sie sich, bitte, hierher. Für die Ordnung, die Sie in unsre Schornsteine gebracht haben, müssen wir Ihnen alle dankbar sein. Und überhaupt fehlt es, seit Sie die Sandseite in Zucht halten, bei mir fast vollständig an Klagen über Schikane der Leute untereinander aus diesem Teile der Stadt. Lassen Sie hören, was bringen Sie jetzt? Ich stehe ganz zu Ihren Diensten.

Er zog, ehe er sich setzte, wieder die Beinkleider hinauf.

Bereitwillig gab er seine Zustimmung zu meinem Vorschlage, sagte mir noch einiges Schmeichelhafte und begleitete mich selbst zur Haustür, indem er mehrmal die Beinkleider höher zog, deren Gurt eigensinnig durchaus niedriger sitzen wollte, als seinem Besitzer bequem war.

Ich ging nun zum Obersten Przebucki nebenan. Dort machte mir ein junges Dienstmädchen auf, dem Seife nicht hätte schaden können. Den Mangel an Reinlichkeit schien sie durch liebenswürdige Frechheit ersetzen zu wollen, denn sie zeigte die starken, weißen Zähne, kicherte und rührte dabei alle Gliedmaßen zugleich.

Auf meine Frage nach dem Hauswirte geleitete sie mich in ein Zimmer, wo sie mich zu warten bat. Während ich auf und nieder ging, steckte eine zweite junge, ebenso liederlich und lustig aussehende Magd den Kopf zur Tür herein, betrachtete mich und zog sich dann zurück. Der Oberst schien viel Dienerschaft zu haben, und zwar nur weibliche, denn nach einiger Zeit erschienen in der Tür zwei neue Mädchengesichter zugleich. Diese beiden Geschöpfe waren nicht reiner und sahen nicht ordentlicher aus als die andern. Sie lachten und stopften sich die Zipfel ihrer Halstücher in den Mund, stießen sich gegenseitig an und beehrten sich im Scherz mit nicht sehr zarten Benennungen, während sie abzogen.

Was sucht ihr hier, schamlose Elstern! fuhr sie eine Männerstimme an, und der mir aus dem Gerichtslokal bekannte schwarzbärtige sogenannte Kutscher Timosé trat ein.

Was befehlen Euer Wohlgeboren?

Kann ich den Obersten sprechen?

I wo, Euer Wohlgeboren! Seine Hochwohlgeboren empfängt niemand. Belieben Sie, es mir zu sagen. Ist es etwas wegen des Hauses?

Ich teilte ihm mit, was ich wünschte, und beauftragte ihn, den Obersten zu fragen. Er erklärte aber, das sei überflüssig, da er für solche Fälle Vollmacht habe. Wenn es nicht teurer komme als in frühern Jahren, sei er sehr zufrieden, daß er nicht nach Arbeitern und Fuhrleuten zu suchen brauche.

Das genügte mir, und ich ging über die Straße, um mich mit Burin zu be-

sprechen, van dem ich erwartete, er werde mir seine Hilfe nicht verweigern und zwei- oder dreimal einige Stündchen der Beaufsichtigung des Reinigungswerkes widmen.

Burin war sofort bereit und stellte sich auf die ganze Woche, die nach meiner Varaussetzung die Arbeit in der Straße währen mußte, entweder für die Varmittage oder für die Nachmittage zur Verfügung.

Als ich ihm sagte, wie eigentümlich sich Agafja gegen mich benammen hatte, bestätigte er meine Vermutung. Agafja werde van der ganzen Nachbarschaft mit Ehrfurcht behandelt, von jedermann außer dem Richter mit Sie angeredet und Agafja Platonowna genannt. Er riet mir, bei der nächsten Gelegenheit die ziemlich einflußreiche Person zu versöhnen, denn — man könne nie wissen, was in der Zukunft bevarstehe. Ich stimmte ihm bei, da ich vallkommen einsah, daß mir die Feindschaft der sehr ehrenwerten Agafja Platonawna eher schaden als nützen könne.

Der Händler Abramow, der vor seinem Laden stand, erbot sich bei meinen ersten Worten mit sichtbarer Freude ebenfalls zum Heisen. Er farderte mich lachend auf, nur ja nicht zur Schtschepin ins Haus zu gehn, sandern sie herauszurufen. Dann würde ich mich bei der Unterhaltung freier fühlen als in ihren vier Wänden, und er könne sich auch als Zuhörer und Zuschauer beteiligen, meinte er.

Ich gewährte ihm das Vergnügen nicht. Ich ging an dem Hause des Fräuleins vorüber. Die mochte durch den Wachmeister die nötige Mitteilung erhalten. Ich wallte mich nicht ahne Nat in Gefahr begeben.

In den weitern, meist einfachen Leuten gehörenden Häusern begnügte ich mich mit einer kurzen Ankündigung. Hier war es selbstverständlich, daß die Besitzer nicht widersprachen, nachdem sich die ganze Straße schan geeinigt hatte.

Endlich kam die Reihe an den Lehrer Specht. Ich war neugierig, was für Augen dieser van Burin gerühmte Mann zu der Sache machen würde. Er lud mich häflich aber kalt zum Sitzen ein. Ich begann ihm van meinem Plan zu reden, durch den ich die Palizeiordnung schnell durchzusetzen und den Hausbesitzern Erleichterung ...

Ich bin nicht Hausbesitzer, bemerkte er ruhig.

Dies ist nicht Ihr Haus? fragte ich verwundert, denn sawahl der Wachmeister wie Burin hatten vom Hause Spechts gesprochen.

Er verbeugte sich stumm.

Entschuldigen Sie, ich war der Meinung ...

Das müssen Sie der Palizei zum Varwurf machen, die keine Hausschilder anbringt, sagte er mit einer leichten Neigung des Kapfes.

Er sprach ernst und höflich, aber seine Art zu reden hatte etwas Eigentümliches. Die Gemessenheit, mit der er jede Silbe deutlich hervarbrachte, erweckte in mir den Verdacht, er mache sich innerlich über das Gehörte lustig.

Ich muß wirklich sehr wegen meines Irrtums um Entschuldigung bitten, sagte ich aufstehend, um das Gespräch zu beenden. Darf ich erfahren, wa ich den Wirt finde?

Er erhob sich bei meiner ersten Bewegung.

In der Kreisstadt G., antwortete er und neigte wieder den Kopf.

Er wahnt gar nicht hier in der Stadt?

Er ist Beamter in G.

Wer verwaltet denn dieses Haus?

Eigentlich niemand. Er kommt drei- oder viermal im Jahre her, um die Miete zu empfangen oder die Abgaben zu entrichten.

Aber ich bitte Sie! Ein Haus ohne eine verantwartliche Persan kann und darf ja gar nicht varkommen!

Sie werden darüber mit der Palizei rechten müssen, sagte er, sich verbeugend, die diesen Zustand schan so lange duldet, als ich hier wohne.

Ich sah ihn farschend an. Seine haarscharf abgemessenen, genauen Antwarten, bei denen ich mich des Verdachts des Spattes nicht erwehren kannte, waren imstande, einen heißblütigen Menschen in Wut zu versetzen.

Wer besorgt denn die Reinigung der Straße, des Hofes und so weiter? Ich weiß doch, daß hier ein Schornsteinfeger für das Jahr engagiert ist.

Die Reinigung lasse ich besorgen.

Dann sind Sie doch gewissermaßen der Stellvertreter des Besitzers, der Verwalter! rief ich ungeduldig.

Ich maße mir eine solche Würde nicht an, sagte er, und dieses mal unterdrückte er auch nicht ein flüchtiges spöttisches Lächeln. Ich habe mich nicht zum Reinigen verpflichtet. Da der Wirt nicht dafür sorgt, tue ich es — aus Reinlichkeitsliebe.

Ich muß mich in diesem Falle doch an Sie wenden, begann ich wieder, denn es handelt sich um das Reinigen der Straße.

Wollen Sie nicht Platz nehmen, sagte er mit einer artigen Handbewegung, wie das erstemal.

Ich teilte ihm mit, wie ich gemeinschaftliches Vorgehn der Wirte eingeführt hatte. Er hörte aufmerksam und bescheiden zu, aber nur während der ersten Sätze.

Ich schließe mich an, sagte er, mich unterbrechend, und biete zugleich meine Hilfe an, falls Sie mich in meinen freien Stunden, das heißt am Nachmittag, brauchen können.

Er setzte mich fast in Verlegenheit durch sein schnelles Erfassen und Begreifen der Angelegenheit. Burin hatte den Mann richtig geschildert. Noch einige Worte wechselten wir zur Verständigung über die Art und die Zeit, und dann schied ich mit großer Befriedigung von dem eigentümlichen Menschen.

Während der Arbeit zeigte er sich in den nächsten Tagen höchst praktisch und verstand prächtig mit den Bauern und den Arbeitern umzugehn. Seine ruhigen und bestimmten Anweisungen, die immer das Rechte trafen, wurden willig und schnell befolgt. Der Wachmeister Jegorow aber konnte mit ihm nicht auskommen, da er selbständig handelte und des Wachmeisters Dreinreden nicht beachtete oder mit kurzen Worten zurückwies. Ich mußte schließlich den Wachmeister ganz in andern Straßen beschäftigen, weil ich fürchtete, er werde vor Wut einen Schlaganfall bekommen. Er wurde gewöhnlich gleich bei dem ersten Worte Spechts blau im Gesicht.

Jemeljan Afanasjewitsch hatte unterdessen mit seiner ganzen Energie die Marktseite des Stadtteils in Angriff genommen. Er gönnte sich keine Ruhe und trieb die säumigen Hausbesitzer mit allen Mitteln an. Er überwachte die Gehilfen mit Argusaugen, war überall und gewöhnlich da, wo man ihn am wenigsten erwartete. Mit unendlicher Anstrengung, mit Zureden, mit Drohen, mit Strafen brachte er die Arbeit endlich in geregelten Gang, und als er endlich so weit gekommen war, trat ich eines Vormittags bei schönem, hellem Sonnenschein auf der Straße vor ihn und meldete mit der Hand an der Mütze, die Frühjahrsreinigung sei in meinem ganzen Bezirk fertig und beendet bis zu den letzten Hütten.

Er sah mich an, als ob ich chinesisch geredet hätte. Ich dagegen jubelte innerlich, daß ich ihm diese Überraschung bereiten konnte. Ich wußte, daß ihm die Meldung unerwartet kam, denn er hatte sich die ganze Zeit nicht um die Sandseite gekümmert, nichts von ihr gehört und auch nicht gefragt, da ihn die Marktseite, mit der er Ehre einzulegen und sich hervorzutun dachte, völlig in Anspruch nahm.

Was nennen Sie fertig und beendet? fragte er und zog die Brauen unzufrieden zusammen.

Was Sie selbst darunter verstehn würden, Jemeljan Afanasjewitsch, sagte ich lächelnd, nicht mehr und nicht weniger.

Kommen Sie, befahl er kurz und ging voran. Wir wanden uns zwischen Arbeitern und Fuhren durch, wichen Eisstücken aus, die unter den Brecheisen hervor uns um die Köpfe flogen, umgingen Pfützen, sprangen über Wasserlöcher und erreichten eine schon einigermaßen geebnete Straße. Jemeljan Afanasjewitsch winkte einem Kutscher und befahl ihm, uns in die Steinstraße zu fahren.

Luſtig klapperten die Räder der Droſchke, als wir vom Ufer in die Steinſtraße bogen, wo ſich das Pflaſter in der Sonne ſo ſauber und trocken anſah wie mitten im Sommer. Und als wir bei Suskins Schenke das Pflaſter verließen und in den ſandigen Straßen meines Bezirks umherfuhren, lachte ich im ſtillen und freute mich ſelbſt über die Reinlichkeit, die überall herrſchte. Der von der Sonne getrocknete Sand, die tadellos geebneten Trottoire und Fußſteige an den Häuſern und Hütten, die Kinder, die im Sande ſpielten, und die Alten, die auf ihren Bänkchen vor den Haustüren ſaßen und ſich an den Sonnenſtrahlen wärmten — alles zuſammen gab ein freundliches Bild und machte den Eindruck, als ob hier das Jahr wenigſtens um einen Monat weiter vorgeſchritten wäre als auf der Marktſeite.

Jemeljan Afanasjewitſch ſagte nichts. Wir fuhren um den ganzen Bezirk, kamen wieder zum Fluſſe am Ende der Steinſtraße und hielten in der Verkündigungsſtraße, wo es noch ganz Winter war, vor dem Stadtteilhauſe. Jemeljan Afanasjewitſch eilte die Treppe hinauf. Ich folgte ihm. Er ſetzte ſich und trommelte lange mit den Fingern auf der Tiſchplatte.

Alexander Andrejewitſch, ſagte er endlich, zu reden iſt über die Sache nicht viel. Sie haben wieder meine Erwartungen übertroffen. Ich werde gleich morgen dem Polizeimeiſter Bericht erſtatten und bei der Gelegenheit ein ernſtes Wort mit ihm ſprechen. Der Aufſeher drüben, im dritten Teile, wird immer kränklicher und hat ſchon ſelbſt darauf hingedeutet, daß er um ſeinen Abſchied einkommen wolle. An mir ſoll es nicht liegen, wenn Sie ſeine Stelle nicht erhalten.

Wer war froher als ich! In der roſigſten Stimmung machte ich mich auf den Weg zu den Sſawinskis, bei denen ich während der letzten Woche nur wenige mal auf Minuten geweſen war. Ich fühlte mich ſo leicht und ſo wohl, daß ich hätte hüpfen mögen wie ein Knabe, der in der Schule eine ungewöhnlich gute Zenſur erhalten hat. Gutmütig lächelnd ſah ich im Vorbeigehn, wie wenig noch in den Straßen des erſten Stadtteils, namentlich um den Markt herum, getan war, und ohne alle Empfindlichkeit lachte ich über die boshafte Neckerei eines dortigen Kollegen, der mich den Feuerbrunſtvertilger der Stadt nannte. Ich wußte ſchon, daß man mir in den Polizeikreiſen dieſen Namen aus Ärger über die befohlnen Schornſteinreviſionen beigelegt hatte. Und wirklich waren in der ganzen zweiten Hälfte des Winters nur zwei unbedeutende Brände jenſeits des Fluſſes vorgekommen.

Ich konnte mich dieſes mal nicht enthalten, als ich in meiner gewohnten Ecke des Sofas ſaß und auch die Mutter ſich zu uns geſetzt hatte, mein Geſpräch mit Jemeljan Afanasjewitſch zu erwähnen und zu betonen, daß ich mich nun wirklich der Hoffnung hingäbe, bald Aufſeher zu werden. Die Mutter ſah die Tochter bedeutungsvoll an. Dieſe nähte noch eine Weile, ſenkte dann die Hände mit der Arbeit in den Schoß und meinte bedenklich, das ſei allerdings ſehr angenehm, aber — es bleibe doch immer nur eine Hoffnung, und es ſei beſſer, von dergleichen Sachen erſt zu reden, wenn ſie in Erfüllung gingen. Dabei beſchenkte ſie mich mit einem liebevollen, teilnehmenden Blick und nahm mit einem leichten Seufzer die Arbeit wieder auf.

Am nächſten Tage beorderte mich Jemeljan Afanasjewitſch, die wenigen Poſten der Sandſeite recht ſichtbar aufzuſtellen, dafür zu ſorgen, daß ſie ſauber und dienſtmäßig ausſähen, und mich ſelbſt auf der Straße zu halten. Er werde den Polizeimeiſter zur Beſichtigung mit ſich bringen, um ihm zu zeigen, was ich geleiſtet hätte.

Im Schweiße unſrer Angeſichter liefen wir zwei, ich und der Wachmeiſter, umher, um auf unſre Straßen noch einen prüfenden Blick zu werfen und Kleinigkeiten zu beſeitigen, die den guten Eindruck ſtören könnten. Alles war in Ordnung, und ſelbſtbewußt erwarteten wir die Ankunft der Vorgeſetzten.

Seine Hochwohlgeboren mag von uns lernen, ſagte Jegorow, indem er ſelbſtgefällig den dichten Schnurrbart ſtrich.

Eine Stunde verging nach der andern, und endlich wurde ich durch einen Schutzmann aufgesucht und in das Stadtteilhaus bestellt.

Dort saß Jemeljan Afanasjewitsch und war wütend wie ein gereizter Stier.

Der Teufel soll die ganze Musik holen, rief er mir grimmig entgegen, als ich eintrat. Können Sie sich vorstellen, was ich ausgerichtet habe? Einen Ausputzer habe ich erhalten, eine Nase so lang wie die verfluchte morsche Brücke über den Fluß. Es ist ein Jammer mit Vorgesetzten, denen der rechte Sinn fehlt. Da wird nur danach gefragt, was in die Augen fällt. Da spielt nur der äußere Schein eine Rolle. In der Türkei gibt doch der Herrgott jedem, dem er in seiner Gnade ein Amt zukommen läßt, auch den Verstand dazu. Mordelement, er sollte es bei uns ebenfalls tun! Wer bei der Polizei dient, kann ohne Verstand nicht auskommen, und wenn er auch Polizeimeister ist!

Ich wagte nichts zu sagen. Ich fürchtete den erregten Mann noch mehr zu erzürnen. Er mäßigte sich aber schon selbst, zündete eine Papiros an und erklärte mir, der Polizeimeister habe seinen Bericht ziemlich teilnahmlos angehört und ihm dann einen Verweis erteilt, daß er sein Hauptaugenmerk nicht auf die belebtere Marktseite gerichtet habe. Die Sandseite, wohin der Chef der Provinz nie die Nase stecke, hätte zuletzt vorgenommen werden sollen, und er wolle sie gar nicht sehen. Er habe dabei sogar einen dummen Vergleich gemacht und gesagt, wenn man eine Kuh zur Ausstellung bringen wolle, müsse man das Waschen und Bürsten am Kopfe beginnen, und nicht am Schwanze.

Ich habe mir freilich erlaubt, sagte Jemeljan Afanasjewitsch höhnisch, ihm darauf zu erwidern, daß ich andrer Meinung sei und die Reinigung einer Kuh immer vom Schwanze beginnen lassen würde, wenn ich Viehausstelller wäre, da der Schwanz der Teil sei, den die Kuh am häufigsten beschmutze. Haha! Sie hätten sehen sollen, was für Augen er dazu machte! Die alte Ruine — der da — nun, der Aufseher vom dritten Stadtteil war dabei und wurde bleich vor Schreck. Hol sie alle der Teufel!

19

Ich hatte mich darauf gefreut, Mascha mitteilen zu können, wie der Polizeimeister meinen Bezirk in Augenschein genommen, mir vielleicht seine Zufriedenheit ausgesprochen und wohl gar eine aufmunternde Andeutung hätte fallen lassen. Statt dessen schlich ich nun betrübt zu ihr und fand einen Fremden in lebhafter Unterhaltung mit der Mutter. Es war das erstemal seit dem Beginn meiner Bekanntschaft, daß ein Mann das Haus besuchte, und zwar ein Offizier. Der letzte Umstand hätte nach dem, was ich von dem frühern Verkehr Maschas mit dieser Menschengattung hatte hören müssen, gerade nicht angenehm auf mich gewirkt, wenn ich in gewöhnlicher Verfassung gewesen wäre. In dem gedrückten Seelenzustande, worin ich war, war mir die Anwesenheit der Uniform doppelt zuwider und empörte mich, namentlich als ich sah, wie die Mutter ihre Freude über den Gast, den sie mir als alten, lieben Bekannten vorstellte, an den Tag legte. Mascha verhielt sich freilich ziemlich still und sogar einigermaßen kalt und abstoßend gegen den Offizier.

Dieser war eine ungewöhnliche und angenehme Erscheinung. Das konnte ich ihm trotz aller Mißgunst nicht absprechen. Er war kernig und breitschultrig, benahm sich ruhig und sicher. Er erinnerte durch nichts an die Geckenhaftigkeit und Hohlheit, die nicht selten in jungen Offizieren steckt oder von ihnen zur Schau getragen wird. Er war auch nicht sehr jung, jedenfalls einige Jahre älter als ich. Das nicht hübsche aber regelmäßige Gesicht verriet kalte Unerschrockenheit und deutete durch seine dunkle Färbung und den großen kohlschwarzen Bart auf südländische Abstammung.

Er erzählte eben von seinen Schicksalen. Er hatte bei einem der Regimenter gestanden, die bis zum vorigen Jahre hier in Garnison gewesen waren. Jetzt hatte es sich so glücklich getroffen, daß es ihm gelungen war, sich in das Regiment

versetzen zu lassen, das in den nächsten Wochen erwartet wurde. Er betrachtete die Versetzung als höchst vorteilhaft und angenehm: vorteilhaft, weil der Kommandeur ein entfernter Verwandter von ihm sei, und angenehm, weil erstens das Offizierkorps meist aus seinen Landsleuten bestehe, und zweitens er die Genugtuung habe, wieder mit seinen teuern Freundinnen, der hochverehrten Frau Sjawinski, die er wie eine Mutter schätze, und der liebenswürdigen Marja Iwanowna, die er trotz ihrer Grausamkeit und Härte wie eine Schwester liebe, in den frühern, ihm zur Notwendigkeit gewordnen Verkehr zu kommen.

Die Mutter antwortete zuvorkommend und geschmeichelt. Mascho verzog verächtlich und abweisend die Lippen.

Sein jetziges Regiment sei schon unterwegs, berichtete er weiter. Ihm sei der Auftrag zu teil geworden, sich als Quartiermeister hierher zu begeben und die Ankunft des Regiments zu erwarten. Er habe die feste Aussicht, sobald der Kommandeur eintreffe, zum Kompagniechef ernannt zu werden, da es eine Vakanz gebe, und er im Regiment der älteste Leutnant sei.

Die Mutter brachte ihren Glückwunsch an und schien sich über die Nachricht aufrichtig zu freuen. Mascha schwieg.

Ich beteiligte mich aus Höflichkeitsrücksichten auch am Gespräch und wechselte mit dem Leutnant einige Bemerkungen über seine und meine Dienstverhältnisse. Ich sah, wie Mascha uns abwechselnd betrachtete, als ob sie Vergleiche zwischen uns anstelle. Ich lächelte dabei ungezwungen, denn ich war mir bewußt, den Vergleich mit dem bärtigen Leutnant wohl aushalten zu können.

Von jetzt an traf ich den Offizier fast jedesmal, wenn ich kam. Er war unbeschäftigt und brachte fast den ganzen Tag bei den Sjawinskis zu. Ich gewöhnte mich allmählich an seine Gegenwart. Er betrug sich immer anständig, war in seinen Äußerungen gerade und manchmal derb, hielt aber jederzeit die nötigen Grenzen inne. Er liebte es, Mascha zu necken. Sie ärgerte sich beständig über ihn, war schnippisch und schnöde, worüber er herzlich lachen konnte. Ich unterhielt mich zuletzt gern mit ihm und kam zu der Ansicht, daß er meinen Interessen durchaus keinen Schaden bringe, sondern daß er im Gegenteil eher dazu diene, sie zu fördern. Mascha verhielt sich gegen mich unverändert wie früher.

Das Frühjahr brach mit Macht an. Die Stadt war rein. Die Lerchen sangen hoch oben über den Häusern und Gärten. Die Knospen am Flieder schwollen und färbten sich. Die Freundinnen zeigten sich bei Mascha und erkundigten sich, ob sich der Zugvogel in ihr schon rege. Sie lachte und gestand, sie sei schon mehrmals bis zu den letzten Häusern gegangen und habe sich mit Trauer überzeugt, daß die Landstraße noch nicht betreten werden könne.

Endlich war auch die Landstraße trocken, und Mascha machte oft Spaziergänge. Wenn sie keinen Begleiter hatte, ging sie allein. Doch kam das selten vor; meist fand sich eine Freundin ein. Auch ich begleitete sie dann und wann, wenn der Dienst es erlaubte. Der Leutnant, der immer frei war, ließ sich schwer zum Mitgehn bewegen. Er sei kein Freund vom Lehmtreten, sagte er, und ziehe es vor, auf Marja Iwanownas Rückkehr in ihrer Wohnung zu warten. Hier sei er zudem in dem Lehnsessel gesicherter gegen das Umfallen, wenn sie ihn mit ihren Worten niederschmettere wie eine Bombe ein Kavalleriepferd. Mascha warf die Lippen auf und erklärte unhöflich, sie sehe es auch lieber, wenn er nicht mitgehe, denn seine Gegenwart schmälere den Genuß.

Etwa drei Wochen nach dem Eintreffen des Leutnants kam das Regiment an und wurde an der Stadtgrenze von den Spitzen der Stadtverwaltung feierlich empfangen. Dem voranreitenden Kommandeur wurde nach üblicher Sitte Brot und Salz auf einer geschnitzten Schüssel und einem Handtuche mit gestickten Enden überreicht. Der Bürgermeister hielt eine Ansprache, und der Einzug ging vor sich. Es war eigentlich kein Einzug, sondern ein Durchzug, denn das Regiment marschierte unter klingendem Spiele durch den ersten Stadtteil und ein Stückchen des zweiten

über die morsche Brücke, die merkwürdigerweise dieses mal noch aushielt — freilich passierten die Halbkompagnien zur Vorsicht in Intervallen —, in den dritten und von dort weiter etwa eine halbe Meile aus der Stadt, wo sich die Leute sofort auf dem von dem frühern Militär zu demselben Zweck benutzten Platze an das Aufschlagen des Sommerlagers machten. Am Tage darauf sollte dort Feldgottesdienst gehalten und auf Kosten der Stadt den Truppen ein Festessen gegeben werden.

Soweit der Zug durch unsern Stadtteil ging, waren wir vollzählig in Paradeuniform auf der Straße, um die Zuschauermenge in Ordnung zu halten und Gedränge zu verhüten. Ich betrachtete mit großem Interesse die von der Frühlingssonne schon dunkel gebrannten Gesichter der Soldaten, die leidlich munter und stramm dahin marschierten, obwohl sie schweiß- und staubbedeckt es unter der schweren Last der Flinten, Tornister, gerollten Mäntel, Bratbeutel und Kochgeschirre gewiß nicht leicht hatten.

Noch mehr fesselten meine Aufmerksamkeit die Offiziere, von denen die meisten glänzend schwarze Schnurrbärte zur Schau trugen und statt der gewöhnlichen grauen Mäntel schwarze, zottige, ärmellose Regenüberwürfe um die Schultern geschlagen hatten. Auch mein Bekannter, der bärtige Leutnant, der am Tage vorher dem Regiment entgegengefahren war, marschierte mit, und zwar an der Spitze einer Kompagnie.

Zu dem Gottesdienst und dem im Freien gespendeten Soldatenessen strömte das neugierige städtische Publikum in Masse aus der Stadt zum Lagerplatz. Auch die beiden Sfawinskis waren da, und — am nächsten Sonntage machten mehrere junge Herren mit Fähnrichs- und Unterleutnantsepauletten ihre Visite bei ihnen. Von da an verging kein Tag, wo nicht zwei oder drei Offiziere auf kurze Zeit in der Wohnung erschienen wären, und an Feiertagen, an denen es kein Exerzieren gab, wimmelte es förmlich von ihnen. Ich wußte nicht, was ich denken sollte, und kam aus der Verwundrung gar nicht heraus. Wie war es möglich, daß sich diese Menge von Bekanntschaften so schnell angeknüpft hatte? Der bärtige Leutnant klärte mich auf. Er machte neckend derbe Scherze über die Mutter, die so gastfreundlich sei, daß sie jeden, der sie grüße oder ein Wort mit ihr rede, ohne Bedenken einlade, sie doch zu besuchen. Der Leutnant schien gar nicht erbaut zu sein von der zahlreichen Kameradschaft, blickte oft böse und fuhr auch gelegentlich recht unfein dazwischen, wenn die jungen Leute zu laut oder zu lustig werden wollten. Er schien ihnen bedeutenden Respekt einzuflößen, denn sie ließen sichs gefallen. Anfangs sah ihn freilich dieser oder jener erstaunt an oder versuchte zu widersprechen; aber wenn der Leutnant dann die Stirn runzelte und den schwarzen Bart strich, sah er so entschlossen und drahend aus, daß der Widerspruch verstummte. Allmählich gewöhnten sie sich daran, ihn gewissermaßen als das die Ordnung wahrende Element im Hause zu betrachten.

Mascha, die sich in der ersten Zeit sehr zurückhaltend betrug, taute im Zusammensein mit den Altersgenossen immer mehr auf, wurde lauter und lebhafter, und ihr silberhelles Lachen mischte sich nicht selten in das beständige laute Gelächter der Jünglinge, die ihr in stürmischer Weise immer neue Huldigungen darbrachten. Sie sah nach solchen Ausbrüchen prüfend und scheu auf den Leutnant und mich. Er sah sie bei solchen Anlässen ernst an, und in seinem Gesicht ließ sich weder Lab noch Tadel lesen. Ich wurde durch ihre zu große Lustigkeit freilich unangenehm berührt, doch mußte ich mir gestehn, daß sie nie so hinreißend schön aussah, wie in solchen Augenblicken. Es war ganz die Bacchantin Burins. Und zeigte sich, wenn sie die Augen auf mich richtete, der unnachahmliche bittende Ausdruck in diesen, während die Lippen noch fortfuhren, zu lächeln, so war ich völlig entwaffnet und hätte gewünscht, sie stundenlang so und nicht anders vor mir zu haben. Irgend ein Gefühl flößte ihr die uniformierte Schar von Jünglingen nicht ein — das wurde mir bald klar. Es waren eben Altersgenossen, Spielkameraden.

Am schmerzlichsten empfand ich den Umstand, daß es mir gar nicht mehr ge-

lang, mit ihr allein zu sein. Ich mochte kommen, wann ich wollte, immer fand ich jemand vor. Freilich lag das zum Teil auch daran, daß ich eben nicht kommen konnte, wann ich wollte. Der Chef der Provinz war zur Revision verreist, wie es hieß, der Polizeimeister war gleich nach seiner Abreise auf das Land gezogen, der Gehilfe des Polizeimeisters war unwohl, besorgte die Kanzlei, verließ aber das Lokal nicht. Jemeljan Afanasjewitsch vertrat seine Stelle und fuhr jeden Vormittag zum Polizeimeister zum Rapport. Mich hatte er mit der Genehmigung des Polizeimeisters für die Vormittage mit der Aufsicht über den ganzen Stadtteil betraut. Ich konnte darum nur am Nachmittage zu den Sfawinskis, und auch das nicht öfter als zwei, höchstens dreimal in der Woche. Ich war mithin am Vormittag der Vorgesetzte meiner drei Kollegen, gab ihnen Aufträge und empfing ihre Berichte. Prorwin nahm die Sache rein dienstlich, schlug die Hacken zusammen und meldete militärisch, was er mußte. Nemirow war schläfrig und unbeweglich wie immer. Guibo setzte sein verächtlichstes Gesicht auf und nannte mich seinen Vormittagsvorgesetzten.

Ich sah Mascha manchmal fast eine Woche nicht und traf nur den Leutnant mit der Mutter in der Wohnung, da Mascha mit einigen Freundinnen und Offizieren Spaziergänge ins Freie machte. Zwar blieb sie nie lange aus, aber ich konnte nicht geduldig warten wie der Leutnant und mußte wieder in den Dienst.

So verging mir der Frühling und der Anfang des Sommers recht traurig, und ich sehnte mich mit Ungeduld nach dem Spätsommer. Dann sollte das Regiment zu einem großen Manöver ausrücken und wenigstens sechs Wochen nicht wiederkehren. Das würden für mich genußreiche Wochen werden, hoffte ich.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom neuesten Turmbau zu Babel. Es gibt Schuljungen, die die Bibel auf Pikanterien durchstöbern, und es gibt Männer, die sie durchforschen, um aus den in ihr vorkommenden Greuelgeschichten und Widersprüchen ihre Wertlosigkeit, Ungöttlichkeit und Verderblichkeit zu beweisen. Solche lernen sie natürlich nicht kennen. Wer sie kennt, dem ist es keinen Augenblick zweifelhaft gewesen, daß der neueste Angriff auf sie enden werde, wie alle frühern Angriffe geendigt haben, und das Ende ist diesesmal rascher gekommen, als sich erwarten ließ. Ehe diese Zeilen den Lesern vor die Augen kommen, werden sie das Heftchen gekauft und gelesen haben, das die Gesetze Hammurabis*) enthält, und werden daraus den gewaltigen Unterschied zwischen diesem ältesten bürgerlichen und Kriminalgesetzbuch und dem Gesetze Mosis erkannt haben. Daß Babylon einer der ältesten Kulturstaaten gewesen, daß sein Boden wie ein Garten angebaut, seine Hauptstadt mit den herrlichsten Bauwerken geschmückt gewesen ist, hat schon längst jedes Kind zunächst aus

*) Die Gesetze Hammurabis, Königs von Babylon, um 2250 v. Chr., das älteste Gesetzbuch der Welt. Übersetzt von Hugo Winkler. Mit einer Abbildung des Steindenkmals. Heft 4 der von der Vorderasiatischen Gesellschaft unter dem Titel „Der alte Orient" herausgegebnen gemeinverständlichen Darstellungen (Leipzig, J. C. Hinrichs, 1902). — Zions Sieg über Babel, Predigt vom Pastor Georg Lasson (Berlin, Trowitzsch und Sohn, 1903). — Die altorientalischen Denkmäler, eine Erwiderung auf Professor Fr. Delitzschs „Babel und Bibel" von Professor Dr. Fr. Hommel (Verlag der deutschen Orientmission, Berlin W, Lützowufer 5, ohne Jahreszahl). — Das Alte Testament und die Ausgrabungen von Dr. Karl Budde, ordentlichem Professor der Theologie an der Universität Marburg (Gießen, J. Ricker, 1903. Nr. 18 der Vorträge der theologischen Konferenz zu Gießen). — Im Kampfe um Babel und Bibel. Ein Wort zur Verständigung und Abwehr von Dr. Alfred Jeremias, Pfarrer der Lutherkirche zu Leipzig (Leipzig, J. C. Hinrichs, 1903).

der Bibel gewußt. Daß ein solcher Kulturstaat nicht ohne Gesetze bestehn kann, die das Eigentumsrecht, den Gewerbebetrieb und den Handel, die Pflichten der Untertanen, das Eherecht und das Erbrecht regeln, steht von vornherein fest. Und zwar fallen aus innerer Notwendigkeit alle solche Regelungen ähnlich aus. Daß das auf eine Stele eingegrabne Gesetz des babylonischen Königs die Regel bestätigt, kann nicht überraschen, und höchst interessant ist es, daß wir darin auch manche Besonderheiten des mosaischen Gesetzes wiederfinden, wie die, daß Bußen festgesetzt werden für den von einem stößigen Ochsen angerichteten Schaden. Aber von dem, was das mosaische Gesetz und die Propheten vor allen Gesetzbüchern der Alten Welt auszeichnet, finden wir auch in dem babylonischen Gesetzbuch keine Spur, vielmehr in einigen Stücken ausdrücklich das Gegenteil. Von den drei wunderbaren Vorzügen des biblischen Gesetzes ist der erste seine Humanität, an die auch die griechische Humanität, wenn man in diesem Begriff das Gewicht auf allgemeine Menschenliebe und Erbarmen legt, bei weitem nicht hinanreicht. Die Pflicht, für die Armen, für Witwen und Waisen, für die Fremdlinge zu sorgen, die Sklaven und sogar das Vieh menschlich zu behandeln, wird unzähligemal eingeschärft, jedes Vergehen gegen den Schwachen als ein abscheulicher Frevel gebrandmarkt, der eine strengere Bestrafung von Gott zu erwarten habe als jeder andre; und in der auch dem Sklaven zu gewährenden Sabbathruhe wird eine Institution eingesetzt, deren segensreiche Wirkungen erst in unsrer Zeit der wahnsinnigen Arbeithetze in ihrer ganzen Größe und Bedeutung erkannt werden, und mit der sich keine andre soziale und humane Einrichtung irgend eines Volkes oder irgend einer Zeit vergleichen läßt. (Alle Assyriologen, die sich bis jetzt haben vernehmen lassen, erklären die Zurückführung des Sabbaths auf Babel für einen der ärgsten Irrtümer des Professor Delitzsch, der, sagen sie, nur als Philologe unbestreitbar große Verdienste habe; so der Pariser Professor Julius Oppert in Nr. 128 der Wiener Zeit, der die Kritik der Sabbathableitung mit den Worten schließt: „Der Nachweis des sogenannten babylonischen Ursprungs der jüdischen Kultur läuft auf folgendes hinaus: Wir können beweisen, daß die Chaldäer die Nasen mitten im Gesicht hatten, die Juden auch, also stammen die Nasen der Juden aus Babylon.“) Der zweite Vorzug des jüdischen Gesetzes war sein Monotheismus. Dieser war schon deswegen Lebensbedingung jeder höhern Kultur in Vorderasien, weil Menschenopfer und Prostitution (sowohl weibliche als männliche) wesentliche Bestandteile aller vorderasiatischen Kulte waren. (In den Gesetzen Hammurabis erscheinen die aus Herodot und aus der Bibel bekannten „gottgeweihten“ Tempeldirnen und Buhlen als ein Stand, der sein besondres Recht hat; neben ihnen werden Tempeljungfrauen erwähnt, die also gleich den Vestalinnen zur Keuschheit verpflichtet gewesen zu sein scheinen.) Außerdem ist der Monotheismus die Grundbedingung der Wissenschaft, denn so lange einige Dutzend Götter einander die Weltherrschaft streitig machen, so lange nicht alle Erscheinungen auf eine gemeinsame Wurzel alles Daseins zurückgeführt werden, kann von Naturkausalität keine Rede sein. Bei den Griechen hat die Philosophie, die in Vorderasien fehlte, diese Bedingung geschaffen. Der heutige Atheismus ist nur ein verstümmelter Monotheismus, der zwar den Verlauf der physikalischen Erscheinungen rationell darzustellen vermag, aber schon bei den organischen versagt und dem Geistesleben gegenüber, also in der Hauptsache, ganz ratlos ist. Der dritte Vorzug der mosaischen Religion ist ihr prophetischer Charakter. In einem liberalen Blatte glaubte jüngst ein moderner Babylonier einen Haupttrumpf auszuspielen, indem er seinen Triumphgesang ungefähr mit den Worten schloß: Gott sei Dank! (nein, so kann er ja nicht geschrieben haben! Also vielleicht Delitzsch sei Dank!), der Aberglaube von der sogenannten Offenbarung ist jetzt endgiltig abgetan! Die Bibel ist nichts als ein Abklatsch babylonischer Mythen und Gesetze! Und diese ganze babylonische Herrlichkeit ist der Vernichtung anheimgefallen, obwohl der hochmütige Hammurabi sich einbildete, er und seine Nachfolger würden ewig herrschen. (Dieser Hammurabi, von dem die Assyriologen sagen, daß er der 1. Mose 14 in der Geschichte Abrahams erwähnte Amraphel sei, hat in der Ein-

leitung zu seinen Gesetzen und im Nachwort das Menschenmögliche an Selbstlob geleistet [ein Charakterzug, von dem die Frommen der Bibel das Gegenteil zeigen] und jeden, der seine Gesetze abschaffen oder sein Denkmal zerstören würde, mit den furchtbarsten Flüchen bedroht und alle seine Götter und Göttinnen mit Namen aufgefordert, über einen solchen die grausamsten Strafen zu verhängen. Das hat aber einen Elamiterkönig nicht abgehalten, Babylon zu plündern, unter anderm auch die Stele Hammurabis nach Susa zu schleppen, wo sie gefunden worden ist, einige Zeilen der Gesetze ausmeißeln zu lassen und seine eigne Inschrift darauf zu setzen.) Kann man blinder sein als der Triumphator? Daß Babylon untergegangen, daß die Weissagung im 13. und 14. Kapitel des Jesaja gegen die hochmütigen Könige dieses Reichs buchstäblich in Erfüllung gegangen ist, während das Wesentliche des Gesetzes des Moses bei Juden und Christen heute noch gilt und durch diese seine beiden Organe die Welt beherrscht, das ist ja gerade der handgreifliche Beweis für den übernatürlichen Ursprung der Bibel! Diese Seite der Sache beleuchtet Lasson in seiner Predigt.

Hommel kommt in seiner Kritik der Vorträge von Delitzsch zu dem Ergebnis: „Die altorthodoxe Inspirationslehre [der Glaube an die Buchstabeninspiration und das Widerstreben gegen die Anerkennung der Tatsache, daß die mosaischen Schriften durch spätere Einschiebungen verändert worden sind] muß gerade den ersten elf Kapiteln der Bibel gegenüber aufgegeben werden. Aber van der Auffassung der Wellhausenschule und von Delitzsch trennt uns trotzdem eine Welt." Die genannte Schule folgert bekanntlich: Die Israeliten sind zur Zeit Mosis rohe Nomaden gewesen, und solchen konnten keine Gesetze gegeben werden, die nur für ein seßhaftes Kulturvolk passen. Da ferner in der Richterzeit und in der Zeit der ersten Könige das Gesetz nicht gegolten hat, so ist offenbar die angebliche Wiederherstellung des Gesetzes unter einigen spätern Königen und nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft in Wirklichkeit die Gesetzgebung selbst gewesen, und deren Zurückverlegung in die Zeit des Moses eine Erdichtung der Priester. Nun haben die Ausgrabungen bewiesen, daß die Israeliten rings von Kulturvölkern eingeschlossen gelebt haben, von deren Kultur sie, wenn sie auch eine Zeit lang nomadisierten, nicht unberührt bleiben konnten, daß auch Arabien nicht wie heute eine Wüste, sondern ein zivilisiertes Land gewesen ist, besonders Midian, und daß dieses Land, dessen Priester Jethro des Moses Schwiegervater war, gottesdienstliche Gebräuche gehabt hat, die den von Moses angeordneten ähnlich waren. (Die arabischen Ausgrabungen hat Delitzsch gar nicht berücksichtigt.) Dadurch wird, schreibt Hommel, die minutiöse Ritualgesetzgebung im 2. bis 4. Buche Mosis, der von den Wellhausenianern sogenannte Priesterkodex, dessen frühen Ursprung sie für unmöglich erklären, auf einmal historisch begreiflich. „Man sollte denken, die bloße Aufdeckung dieser Tatsache müßte sofort die größte Umwälzung in den Anschauungen der Gelehrten van den kultischen und Kulturzuständen der Israeliten zur Zeit des Moses herbeiführen; aber unsre Alttestamentler sind nun einmal verbohrt in die leider bereits traditionell gewordne Meinung vom rohen Kulturstand der Hebräer, und mit Scheuklappen an beiden Augen sehen sie nicht, was rechts und links vorgeht." Wellhausens religionsphilosophische Konstruktionen scheitern nach Hommel an den Tatsachen, die man brutal nennen könne, weil sie auf die Empfindlichkeit der in ihrer Eitelkeit gekränkten Gelehrten keine Rücksicht nehmen. „Daher erklärt sich auch die fanatische Wut der sogenannten modernen Kritik, die vor den gehässigsten Mitteln nicht zurückscheut, wenn es gilt, die unbequemen Gegner in den Bann zu tun, sie als rückständig und unwissenschaftlich zu brandmarken. Mögen die Alttestamentler vor allem auch die halben, die auf beiden Seiten hinken, sich endlich einmal ganz vom evolutionistischen Banne losmachen!"

Budde wendet sich mit seiner Kritik weniger gegen Delitzsch als gegen Hugo Winkler. Dieser hat mit Heinrich Zimmern zusammen eine gründlich umgearbeitete dritte Ausgabe des 1872 erschienenen Werkes des Altmeisters der deutschen Assyriologie, Eberhard Schrader: Die Keilinschriften und das Alte Testament, heraus-

gegeben. Budde charakterisiert diese neue Ausgabe mit der Bemerkung, der Titel würde richtiger lauten: Der Keilinschriftler und das Alte Testament. „Ein schrankenloser Panbabylanismus läßt Winkler alle andern Völkerpersönlichkeiten im alten Vorderasien vernichten und verneinen." Budde erzählt folgendes Geschichtchen, das eigentlich aus zweien besteht, und das, wenn die Gelehrten für Belehrung empfänglich wären, der Ableitungsmanie ein Ende machen würde. Ein hervorragender Gelehrter hat ihm ein als Manuskript gedrucktes Werk übersandt, worin mit großem Scharfsinn nachgewiesen wird, daß der ganze Stoff der ersten sechs oder sieben Bücher der Bibel bis in die kleinsten Einzelheiten hinein der ägyptischen Mythologie entnommen sei. Der Verfasser hat auf Buddes Rat von der Veröffentlichung Abstand genommen, wozu wohl nicht wenig die Mitteilung des Genannten beigetragen haben mag, in einem andern ihm übersandten Manuskript werde „der zwingende Nachweis geführt, daß der ganze Bestand der alttestamentlichen Sagen aus der altirischen Götterlehre herstamme, wie denn überhaupt die Wanderung der Menschheit und die Besiedlung der Länder nicht von Südasien nach Nordwesten, sondern von Nordwesten nach Südosten vor sich gegangen sei." Winkler hat auch die Entdeckung Stuckens ausgespannen, daß die alttestamentlichen Patriarchen und Könige babylonische Sonnen-, Mond- und Sternengötter, und ihre Geschichten mythologische Darstellungen der Bewegungen und Phasen der Gestirne seien; in das Prakrustesbett der Sommer- und Winterstellung van Sonne, Mond und Morgenstern hat er die ganze alttestamentliche Geschichte eingespannt. Budde führt diese verrückte Idee ad absurdum und mißbilligt es, daß solche Phantastereien, die man allenfalls verzeihen könnte, wenn die Bibelkritik eine ganz junge Wissenschaft wäre, in einem Werke niedergelegt werden, das auf die Autorität des ursprünglichen Verfassers hin der Student und der Pfarrer als Handbuch anschaffen in der Meinung, es enthalte die gesicherten Ergebnisse der Denkmälerforschung.

Jeremias weist zunächst nach, daß einige Kritiker von Delitzsch, unter andern auch der seinerzeit von uns belobte Eduard König, mehrfach daneben geschossen haben, und beleuchtet eine Anzahl neuerer Bibelhypathesen in der Absicht, eine Verständigung anzubahnen. Die minäischen (arabischen) Inschriften, deren Inhalt bis jetzt leider nur zum kleinsten Teile bekannt geworden ist, erwähnt auch er und bemerkt, wenn die Prüfung ergeben sollte, daß Arabien wirklich damals ein Kulturland gewesen sei, so werde damit einer der Hauptvoraussetzungen der evolutionistischen Auffassung der Geschichte Israels der Boden entzogen. Jeremias findet es betrübend, daß die ruhige Entfaltung der Assyriologie, einer so schönen Wissenschaft, durch das plumpe Eingreifen entgegengesetzter Tendenzen gestört werde; anfangs seien alle Funde in marktschreierischer Weise als Bestätigungen biblischer Angaben ausgenutzt worden, dann habe man sie in den Dienst einer destruktiven Kritik zu stellen versucht. Die Bedenklichen unter den positiven Theologen bittet er, folgendes zu erwägen. „Sofern das Alte Testament Anspruch auf eine fides divina hat als Urkunde der göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts, bedarf es keiner Stütze durch Hilfswissenschaften. Hier kann Babel das Verständnis nicht fördern, aber auch die Bibel nicht gefährden trotz alles wissenschaftlichen Sprachengewirrs. Zehn fettgedruckte Stellen in der Lutherbibel genügen, um zu zeigen, wie erhaben der Geist des Alten Testaments über Babylon steht. Aber das Alte Testament hat auch eine menschliche Seite — so großartig und interessant, daß keine Literatur der Antike mit ihr in einem Atem genannt werden darf. Vieles blieb dunkel, so lange der weltgeschichtliche und kulturgeschichtliche Rahmen verdeckt war, in dem sich die Geschichte Israels abgespielt hat. Jetzt lichtet sich die Welt rings um Kanaan her. Hier kann die Keilschriftforschung wichtige Hilfsdienste tun für das Verständnis der Bibel. Das unvergängliche Kleinod, das Israel besitzt, wird in solcher Umgebung nur um so heller leuchten, und auch die fides humana, auf die das einzigartige Literaturbuch Anspruch hat, wird die Feuerprobe bestehn."

Daran zweifeln auch wir nicht. Aber wie unsre Zeitungs- und Zeitschriften-

Digitized by Google

preſſe nun einmal beſchaffen iſt, wird es ziemlich lange dauern, ehe das Ergebnis der Feuerprobe bei den Millianen Deutſchen bekannt wird, die auf die Autarität von unfehlbaren Gelehrten hin, deren Auge für den Glanz des Kleinods blind iſt, die Bibel für ein ſchlechtes Buch halten, und die darum gar nicht daran denken, zehn fettgedruckte Stellen darin zu leſen. Für die Wiſſenden ſteht es ja längſt feſt, daß die Bibelkritik Studenten, Pfarrer und Zeitungspublikum nicht weniger arg genasführt hat als der Darwinismus, aber der Wiſſenden ſind vorläufig nicht gar viele. Von Orthodoxie ſind auch wir ſehr weit entfernt; den orthodoxen Inſpirationsglauben haben wir niemals geteilt, und für die Forſchungen, die uns das Menſchliche in der Bibel hiſtoriſch verſtändlich machen, ſind wir dankbar. Aber daß manche Forſcher, anſtatt den fanatiſch religionsfeindlichen Zeitungsjanhagel, der jedes Forſchungsergebnis dazu benutzt, dem Volke die Bibel verächtlich und lächerlich zu machen, nicht energiſch abſchütteln, ja ihn wohl gar aufmuntern, finden wir nicht ſchön. Zu den wenigen Organen, die ſich im Aufklärungsdienſt abmühn, hat ſich ſoeben ein neues geſellt, das wir als Bundesgenoſſen begrüßen: Glauben und Wiſſen. Volkstümliche Blätter zur Verteidigung und Vertiefung des chriſtlichen Weltbildes. Herausgeber: Dr. phil. E. Dennert in Godesberg. Verlag van Ernſt Kielmann in Stuttgart. Die erſten beiden Hefte enthalten ſehr ſchöne Aufſätze erkenntnisthearetiſchen, hiſtariſchen, äſthetiſchen, naturphilaſaphiſchen Inhalts.

Die Polennat im deutſchen Oſten. (Studien zur Polenfrage von W. v. Maſſow. Berlin, Alexander Duncker, Verlag, 1903.) Der Verfaſſer, der die Provinz Paſen aus eigner Anſchauung kennt, behandelt im erſten „Die polniſche Gefahr" überſchriebnen Teile die Urſachen des Untergangs Polens, das polniſche Volkstum unter preußiſcher Herrſchaft, die Haffnungen der Polen, die polniſchen Parteien, die palniſche Prapaganda, das Verhältnis der Polen zum preußiſchen Staat, den polniſchen Valkscharakter, die wirtſchaftlichen und die Kuiturgegenſätze, die kirchlichen Verhältniſſe, und im zweiten Teile die Abwehr der palniſchen Gefahr in drei Abſchnitten; im erſten werden die allgemeinen Grundſätze entwickelt (Wege und Ziele, die Organiſation des Deutſchtums, die Beamten und das Heer in der Palenpalitik, die allgemeine Staatspolitik und das Polentum), im zweiten werden die wirtſchaftlichen Maßregeln erörtert, im dritten Regeln für die Sprachenpolitik aufgeſtellt. Der Verfaſſer zeichnet ſich vor andern Autoren, die den Gegenſtand behandelt haben, nicht allein durch gründliche hiſtariſche Kenntniſſe, weiten politiſchen Blick und wirklich ehrlichen, aber durch Gerechtigkeit und tiefe Bildung gemäßigten Patriotismus aus, ſondern auch dadurch, daß er die guten Eigenſchaften der Polen vollauf anerkennt und vor ihrer Unterſchätzung warnt. Wenn er jedoch ſo weit geht, die Wiederaufrichtung des palniſchen Staats als möglich hinzuſtellen, ſo liefert er damit den phantaſtiſchen Hoffnungen und dem Fanatismus der Polen nur neue Nahrung. Wir ſehen die Gefahr nicht auf dem politiſchen, ſondern auf dem wirtſchaftlichen Gebiet, und ſoweit der drohende wirtſchaftliche Zuſtand politiſche Gefahren im Gefalge haben kann, dieſe in andrer Richtung. Auf das Wirtſchaftliche legt ja nun auch Maſſaw das Hauptgewicht und macht in dieſer Beziehung brauchbare Vorſchläge. Sein Pragramm läuft auf das hinaus, worauf ſich mehr und mehr die Palitiker einigen: nicht die Polen ſchikanieren, ſandern die Deutſchen wirtſchaftlich ſtärken, Deutſche hinſchaffen und die Deutſchen, die dort ſind, durch Beſſerung ihrer Lage am Weglaufen hindern, das iſt die Hauptſache. Das Buch wird dazu beitragen, die verfahrne Angelegenheit in richtigere Bahnen zu leiten, und iſt deshalb zu empfehlen.

Schlechte politiſche Sitten. In Berlin iſt der Chefredakteur der Nationalzeitung Siegfried Ernſt Köbner an den Folgen einer Operation geſtorben. Unter den vielen Beileidskundgebungen, die ſeiner Gattin zugingen, war auch ein Telegramm des Reichskanzlers. Der Reichsbote, ein evangeliſch-kirchliches Blatt, von

dem man nicht recht weiß, ob das Reich, das er vertritt, von dieser oder von jener Welt ist, hat an diese Tatsache sowie an den Umstand, daß Reichskanzler Graf Bülow dem Verstorbnen zwei Tage vor dem unerwarteten Hinscheiden telegraphisch seine Teilnahme sowie seinen Glückwunsch zu der scheinbar gut verlaufnen Operation ausgesprochen hatte, seine Glossen geknüpft und bemerkt, daß die Nationalzeitung in letzter Zeit als ein ausgesprochen Bülow-offiziöses Organ gearbeitet habe, sei bei verschiednen Anlässen greifbar zutage getreten. Christliche Gesinnung scheint bei dem evangelischen Blatte, dem Reichsboten, obwohl ein früherer Pastor an seiner Spitze steht, nicht zuhause zu sein, ebensowenig das zu erwartende Maß von Standesgefühl. Denn sonst hätte sich der Reichsbote über die Teilnahme, die der oberste Beamte des Reichs an dem Leiden und Sterben des Leiters einer der angesehensten deutschen Tageszeitungen genommen hat, nur freuen können. Er ist statt dessen ebenso unchristlich wie unverständig zu Werke gegangen, indem er die Teilnahme des Grafen Bülow hämisch mit der angeblichen Offiziosität der Nationalzeitung in Verbindung gebracht hat. Man wird solche üblen politischen Sitten, die den politischen Kämpfen in Deutschland eine sehr bedauerliche, weder im Interesse der Sache noch des Landes liegende persönliche Schärfe verleihen, nur höchlich bedauern können. Im vorliegenden Falle ist die Behauptung des Reichsboten obenein unwahr, denn kaum irgend eine andre Zeitung in Deutschland hat den Regierungsstandpunkt in der Zolltariffrage mit solcher Schärfe bekämpft und der Regierung, insbesondre dem Reichskanzler, soviel Schwierigkeiten gemacht wie die Nationalzeitung, die dabei sogar von einem Teil ihrer Parteigenossen desavouiert worden ist. In Berliner publizistischen Kreisen ist hinlänglich bekannt, daß Graf und Gräfin Bülow mit dem Verstorbnen wiederholt in Norderney zusammengetroffen sind und ihn dort persönlich kennen gelernt haben. Der Reichskanzler hat schon bei manchen Anlässen zu erkennen gegeben, daß er menschliche Teilnahme und Politik auseinander zu halten versteht, und daß es für ihn persönlich keine politischen Feindschaften gibt. Graf Bülow ist nicht aus der innern Politik hervorgegangen und ist deren Gegensätzen erst seit seiner Berufung nach Berlin näher getreten. Es ist für ihn und für die Geschäfte des Reichs sicherlich ein großer Vorzug, daß er sein Amt ohne persönliche Verbitterung und Voreingenommenheit beginnen konnte.

Bittere Angriffe und Kritiken sind auch ihm bei dem in Deutschland im politischen Kampfe üblichen Ton ja nicht erspart geblieben, aber er selbst hat sich, so viel man erkennen konnte, bisher von politischen Feindschaften fern gehalten und sich ein ungetrübtes menschliches Gefühl auch für den politischen Gegner oder den politisch Andersdenkenden bewahrt. Verständige Leute sollten das zu schätzen wissen. Es ist auffallend, daß gerade ein evangelisch-konservatives Blatt auf die Ertötung des menschlichen Empfindens im politischen Kampfe ausgeht und den Gegner einfach als reif zur Laterne behandelt. Von einem protestantischen Geistlichen hätte man eher ein Beispiel der Veredlung als der Verrohung der politischen Sitten erwarten dürfen. Der Reichsbote würde sicherlich mehr im Geiste christlicher Duldung und des Wortes „Liebet eure Feinde!“ gehandelt haben, wenn seine Redaktion bei der Bestattung eines angesehenen und hochbegabten Kollegen angemessen vertreten gewesen wäre. Nach den Mitteilungen, die die Nationalzeitung über die Begräbnisfeier gibt, scheint aber die Berliner Presse überhaupt bei diesem traurigen Anlaß ein sehr geringes Maß von Standesgefühl und esprit de corps an den Tag gelegt zu haben. Bei Auffassungen wie die des Reichsboten ist das begreiflich. Sie gereichen weder unserm öffentlichen Leben zum Vorteil noch der deutschen Presse zur Ehre. Wenn die Berufsgenossen einander so behandeln, daß sie den politischen Gegner noch im Sarge persönlich verunglimpfen, wie können sie bei den andern Ständen Achtung und Wertschätzung für die Presse erwarten!

s

Aus Landwirtschaft, Industrie und Handel

Die deutschen Seeschiffahrtsgesellschaften. Wer die bis vor kurzem in den verschiednen Denkschriften und andern Veröffentlichungen über die deutschen „Seeinteressen“ erschienenen Statistiken der deutschen Handelsflotte vor Augen hat und dabei bedenkt, daß sie doch nicht allein in der Welt war, und ihren Tonnengehalt in unheimlichem Tempo erhöhte, der wird es begreifen, daß jetzt auch in den Ergebnissen unsrer Seeschiffahrtsgesellschaften ein fühlbarer Rückschlag hat eintreten müssen. Wir haben uns eben auch auf dem Gebiete der Handelsschiffahrt wie auf dem der Industrie etwas übernommen. Ein charakteristisches Klagelied in dieser Beziehung ist namentlich der vor einiger Zeit erschienene Rechenschaftsbericht des Norddeutschen Lloyds in Bremen. Sowohl auf der „ostasiatischen Reichspostdampferlinie“ — so klagt er — wie auf der Australfahrt seien Verkehrsbeschränkungen nötig geworden, weil es an Frachten fehle, und auch die Frachtdampferlinie nach Ostasien habe unter der Ungunst der Verkehrsverhältnisse gelitten. Die mit der englisch-amerikanischen „International Mercantile Marine Company“ abgeschloßnen Verträge, die mit dem 1. Januar dieses Jahres in Kraft getreten sind, hätten bisher zu keiner Besserung des transatlantischen Geschäfts geführt, und auch der im Verein mit dem genannten Trust und der „Hamburg-Amerika-Linie“ vorgenommne Erwerb eines großen Teils der Aktien der in Rotterdam domizilierten „Holland-Amerika-Linie“ habe vorläufig die auf ihn gesetzten Hoffnungen noch nicht erfüllt. „Auch im La Plata-Geschäft — sagt der Bericht weiter — fehlte es an genügender Rückladung, sodaß wir im heimkommenden Verkehr fast das ganze Jahr hindurch mit ungewöhnlich niedrigen Frachtraten zu rechnen hatten. Im ausgehenden Verkehr fehlte es zwar nicht an Ladung, doch ließ der zwischen den an der La Plata-Konferenz beteiligten Linien und den außerhalb derselben stehenden Gesellschaften fortdauernde Konkurrenzkampf die Einnahmen nicht unerheblich hinter denen eines regulären Geschäfts zurückbleiben. Daneben machte sich die neuhinzutretende Beteiligung weiterer Gesellschaften am La Plata-Geschäft fühlbar. Nach langen Verhandlungen gelang es im September, zwischen der Mehrzahl der am La Plata-Verkehr beteiligten Linien ein engeres Abkommen zu treffen, innerhalb dessen jede einzelne Linie einen festen Anteil am ausgehenden Frachtverkehr erhalten hat. Im Gegensatz zu dem La Plata-Verkehr ergab das Brasil-Geschäft heimkommend, infolge starker Kaffee- und Tabakverschiffungen, gute Resultate, während das ausgehende Geschäft vielfach durch Mangel an Ladungsangebot zu leiden hatte. Die Hoffnungen, die wir an unsre Kuba-Linie geknüpft haben, erfüllten sich nicht, da die Frachtraten infolge des scharfen Wettbewerbs der an dem Verkehr beteiligten Linien zunächst gedrückt blieben. Erst nachdem in der zweiten Hälfte des Jahres eine Verständigung herbeigeführt war, haben wir steigende Einnahmen zu verzeichnen. Auch im verflossnen Jahre blieben die Ergebnisse unsers Mittelmeerdienstes, trotz der starken Auswandrung, recht unbefriedigend, und zwar namentlich deshalb, weil unsre dort beschäftigten ältern Schnelldampfer nicht mehr genügende Anziehungskraft für den amerikanischen Kajütspassagier-Verkehr hieten. Wir haben uns daher entschlossen, die ältern dieser Schnelldampfer aus diesem Verkehr zurückzuziehen und infolgedessen unsern Dampfer »Aller« verkauft. In dem laufenden Jahre erwarten wir namentlich durch die Einstellung unsrer Dampfer »König Albert« und »Prinzeß Irene« eine wesentliche Besserung der Ergebnisse.“ Das Ende vom Lied ist, daß die Gesellschaft bei einem Aktienkapital von 100 Millionen Mark für das Jahr 1902 keine Dividende verteilen kann, während sie noch 1901 eine solche von 6 Prozent aufbrachte. Ihre befreundete Rivalin, die Hamburg-Amerika-Linie, verteilte bei einem ebenso hohen Aktienkapital für 1901 wie der Lloyd 6 Prozent, hat aber auch für 1902 ihre Aktionäre mit 4½ Prozent zu erfreuen vermocht. Daß die Hamburger Riesenreederei so viel weniger schlechte Geschäfte gemacht

haben soll als die Bremer, scheint niemand recht zu glauben, und vielleicht haben die Recht, die den Grund der so verschiednen Dividendenausschüttung in der Hauptsache nur in den weit höhern Abschreibungen und dergl. sehen, die der Lloyd diesesmal zu machen für gut findet. Der Betriebsüberschuß betrug 1902 beim Lloyd 19,4 gegen 23,1 Millionen Mark im Jahre 1901, also um 11,7 Prozent weniger; bei der Hamburg-Amerika-Linie 19,1 gegen 22,2 Millionen Mark, das sind 13,9 Prozent weniger. Und der Lloyd verwandte für 1902 zu Abschreibungen und Überweisungen an den Reserve- und Versicherungsfonds 15,1 Millionen gegen 14,0 im Jahre vorher; die Hamburg-Amerika-Linie dagegen 11,6 gegen 14,4. Wer dabei mehr oder weniger solid gerechnet hat, ist absolut nicht zu sagen, wenn auch die Herren in Hamburg wie die in Bremen ihre guten Gründe gehabt haben werden, so zu rechnen, wie sie gerechnet haben. Von bedeutendern Reedereien geringern Umfangs kann, wie berichtet wird, die Deutsche Dampfschiffahrtsgesellschaft „Hansa“ 6 Prozent für 1902 gegen 8 Prozent für 1901 verteilen, der „Kosmos“ will 9 Prozent gegen 12 Prozent bezahlen. Dagegen schüttet die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft, die im Jahre vorher 4 Prozent gab, für 1902 gar nichts aus. Die Deutsch-Australische Dampfschiffahrtsgesellschaft zahlt 5 statt 8 im Jahre vorher, und die Deutsche Levante-Linie 3 statt 6. Die Deutsche Ostafrika-Linie kann sich 2½ Prozent gegen 2 Prozent im Jahre 1901 leisten. Die Flensburger Dampferkompagnie gibt nichts gegen 6 Prozent, und die Neue Dampferkompagnie in Stettin nichts wie im Jahre vorher.

Der Rückgang ist hauptsächlich auf den beispiellos kläglichen Abfall des Frachtenmarktes zurückzuführen, den nun einmal die stolzeste Zunahme der beförderten Personen nicht wett zu machen vermag. Die Frachten von Newyork nach Hamburg und Bremen z. B., die für die Zeit vom Frühjahr 1899 bis Herbst 1900 auf 12,25 Mark bis 21,80 Mark für die Tonne angegeben wurden, schwankten 1902 zwischen 1,50 und 3 Mark, nachdem der chinesische und der südafrikanische Krieg aufgehört hatten, so beträchtliche Anforderungen an die Reedereien für den Transport von Truppen und Kriegsbedarf zu stellen. Wenn da auch der Norddeutsche Lloyd 1899 eine beförderte Gütermenge von 2308000 cbm, 1900 eine solche von 2707000, 1901 von 3419000 und 1902 immer noch von 3172000 cbm verzeichnen konnte, so half ihm das doch nichts. Und wenig half es ihm, daß die Zahl der auf den Reisen seiner Personendampfer beförderten Passagiere von 197226 im Jahre 1899 auf 334972 im Jahre 1902 stieg. Leider erfährt man nicht genau, was bei dem ungeheuer gesteigerten Luxus des Passagiertransports auf unsern Frachtdampfern bei diesem Geschäft noch verdient wird. Die Auswanderung über Hamburg ist von 64211 Personen im Jahre 1899 auf 123555 im Jahre 1902 gestiegen, die über Bremen von 86072 auf 143329. Es ist danach anzunehmen, daß eine Besserung der Ergebnisse unsrer großen Reedereien in der Hauptsache nur von einer Besserung des Frachtenmarkts zu erwarten ist, unter dessen Tiefstand die ausländischen Reeder ebenso leiden wie die deutschen. Und diese Besserung ist wohl in nicht zu ferner Zeit sicher zu erwarten. Verdienen will doch auch der Morgantrust, und daß er die deutsche transatlantische Schifffahrt nicht tot machen kann, hat er längst eingesehen. Das Jahr 1902 hat manchem Seeschiffahrtsaktionär vielleicht etwas wehe getan, unsre Seeschiffahrt hat es trotzdem nicht zu schwächen vermocht, und wir können ruhig abwarten, wie sich die jedenfalls wohlüberlegten und wohlbegründeten Vereinbarungen mit dem Morgantrust bewähren werden. Schwer hat jedenfalls die kleine Reederei, namentlich die „wilde“ Schiffahrt gelitten, und sehr traurig sieht es mit der einst so blühenden Ostseeschifferei aus. Aber diese krankt — fast scheint es: unheilbar — hauptsächlich an ihrem Hinterlande. Wenn jetzt wieder einmal die Einschränkung oder das Verbot der Teilnahme fremder Flaggen an unsrer Küstenfrachtfahrt verlangt wird, so ist es denn doch sehr zweifelhaft, ob dadurch unsern kleinen Schiffern nicht mehr geschadet als genützt würde. Aber davon später einmal.

Die Bagdadbahn. Sehr lehrreich sind die jüngsten Londoner Parlamentsverhandlungen über die Bagdadbahn, und es wäre sehr zu wünschen, daß dadurch die in gewissen deutschen Parteikreisen verbreitete teils irrige teils gehässige Beurteilung dieses großartigen aus deutscher Initiative hervorgegangnen und zum großen Teile dem deutschen Kapital zu gute kommenden und von ihm geleiteten Unter-

nehmens endlich eine Berichtigung erführe. Mit Recht betonte der Premierminister Balfour einer Anfrage Gibson Bowles gegenüber, in der die Bagdadbahn als eine „deutsche" Angelegenheit behandelt wurde, daß es sich keineswegs um ein rein deutsches Unternehmen handle, und daß England keinen Grund habe, sich ihm feindselig gegenüberzustellen. Schon vor dreizehn Monaten hätten kurze Unterredungen mit dem deutschen und dem französischen Botschafter darüber stattgefunden. Jetzt sei ein Austausch von Mitteilungen mit englischen Kapitalisten im Gange, die dem Vernehmen nach zu folgenden Vorschlägen an die englische Regierung führen würden: 1. daß in der Frage des Kapitals und der Kontrolle über die Bahn England jeder andern Macht vollkommen gleichgestellt wird; 2. daß sich bei den Verhandlungen über einen neuen Handelsvertrag mit der Türkei, die jetzt eingeleitet worden sind, und die ohne jede Beziehung auf die Bagdadbahn die Frage einer Erhöhung der türkischen Zölle akut gemacht haben, die englische Regierung einer begründeten Erhöhung dieser Zölle nicht widersetzen wird, obgleich ein Teil der Mehreinnahmen zur Garantierung der für die Handelsinteressen der Türkei so wichtigen Bahn verwandt werden soll; 3. daß wenn sich die Bahn tatsächlich zur schnellern Beförderung der Post nach Indien geeignet erweist, sie zur Beförderung dieser Post verwandt werden soll, unter Bedingungen, über die später eine Einigung erfolgen werde; 4. daß die englische Regierung nicht durch Geld oder Geldversprechungen, sondern nur durch ihre guten Dienste bei der Beschaffung einer geeigneten Endstation in oder in der Nähe von Koweit beteiligt sein soll. Diese Vorschläge würden sorgfältig erwogen werden.

Was sich daraus weiter ergeben wird, entzieht sich vorläufig jeder Vermutung außerhalb der unmittelbar eingeweihten Kreise. Jedenfalls aber war es sehr weise, daß die Deutsche Bank, deren Initiative das Unternehmen entsprungen ist, und unter deren Kontrolle die Anatolische Bahn und das Bagdadprojekt steht, die Beteiligung französischen Kapitals daran zugelassen oder gewonnen hat. Es kann ebenso weise sein, auch englisches Kapital zu beteiligen, wobei die Leiter der genannten Bank schon selbst wissen werden, wie weit sie ihren klugen und auf ihr nationales Interesse sehr bedachten englischen Geschäftsfreunden entgegenkommen dürfen und wie weit nicht. Balfour sagte weiter, die britische Politik gehe diesen weniger zivilisierten Gebieten gegenüber eher dahin, eine oder mehrere andre Nationen dort tätig zu sehen, als allein zu handeln; es sei besser, daß solche Landstriche in den Händen von drei großen Mächten wären, als in denen von zweien oder einer, und wenn sie in europäischen Händen sein sollten, so ließe sich viel dafür sagen, daß sie zum Teil in den Händen von England, zum Teil von Deutschland und von Frankreich wären. — Vorläufig sind die in Frage stehenden Gebiete türkisch, und auch die Bagdadbahn wird als eine türkische Eisenbahn gebaut werden. Im übrigen aber scheint uns für die Politik des Deutschen Reichs derselbe Weg vorgezeichnet zu sein, den Balfour als den der britischen Politik nannte. Gerade dem Deutschen Reich und wohl auch der Deutschen Bank kann es recht sein, wenn für die Bagdadbahn und alles, was mit ihr zusammenhängt, neben Deutschland auch Frankreich und England einzutreten bereit und genötigt sind, wenn und soweit es einmal darauf ankommt. Die Venezuela-Affäre hat in dieser Beziehung gute Lehren gegeben. Bei der Bagdadbahn und allem, was damit zusammenhängt, wird es sich aber wohl schließlich weit weniger um Schutz gegen türkische Übergriffe handeln, als um die gierigen Prätensionen Rußlands, des Feinds aller nicht ausschließlich russischen Erfolge in der Levante. Wenn heute im Deutschen Reich in einer die politische Meinung weiter Kreise fast ganz beherrschenden Presse gegen die Bagdadbahn und gegen die Regierung, weil sie das Unternehmen fördert, fortwährend mit der Begründung gehetzt wird, man stoße damit Rußland vor den Kopf, so muß das als eine unwürdige Besorgung unberechtigter und gefährlicher Auslandsinteressen bezeichnet werden, und sie wird dadurch nicht patriotischer, daß man den Leuten vorredet, die Erfolge der Deutschen Bank in Kleinasien würden unsern Landwirten noch schlechtere Getreidepreise bringen. Man sollte endlich einsehen, daß man mit diesen Hetzereien russische Politik treibt, nicht deutsche — zumal auf einer Seite, wo man nicht müde wird, über Ausländerei der Regierungspolitik zu zetern.

Die Hypothekenbewegung in den ländlichen Bezirken Preußens. Das Preußische Statistische Bureau veröffentlicht in seiner „Korrespondenz" eine

Zusammenstellung der durch Eintragungen und Löschungen bewirkten Veränderungen in der hypothekarischen Belastung für die Jahre 1895 bis 1900, wobei, wie üblich, ländliche und städtische Bezirke unterschieden werden. Die Zunahme der Hypothekenschulden in den städtischen Bezirken (Städten und Landgemeinden und Gutsbezirken von städtischem Charakter, wie Fabrikorte und Vororte von Großstädten) übertrifft die Zunahme in den ländlichen Bezirken natürlich bei weitem. Seit Beginn der statistischen Erhebungen vom 1. April 1886 bis zum 31. März 1900 sind in den städtischen Bezirken 11,8 Millionen Mark mehr an Hypothekenschulden eingetragen als gelöscht worden, während in diesem Zeitraum die Zunahme der zu Buch stehenden Hypothekenverschuldung in den ländlichen Bezirken 3,5 Millionen Mark ausmachte. Wenn auch die Höhe der städtischen Hypotheken im allgemeinen recht unerfreulich ist, so fällt doch hier vielfach ihre Zunahme nicht nur mit einer mehr oder weniger reellen Steigerung des Grundwerts infolge der intensivsten Ausnützung des Bodens zu Bau- und Wohnzwecken, sondern auch mit der Neuschaffung eines Gebäudewerts zusammen, der oft den Grundwert übersteigt. Ungünstiger liegen die Verhältnisse bei ländlichen, namentlich bei landwirtschaftlichen Grundstücken. Hier wird zwar auch der Wert des Pfandobjekts gesteigert, wenn Hypothekenschulden zu Meliorationszwecken oder auch zur vernünftigen Steigerung der Intensität des Betriebs aufgenommen werden. Sicher aber ist gegenwärtig die ländliche „Überschuldung" viel ernster zu nehmen als die städtische. Jedenfalls spielt sie in der Behandlung der wichtigsten wirtschaftspolitischen Reformfragen die größte Rolle.

Es betrugen nun in den ländlichen Bezirken Preußens

im Jahre	die Eintragungen Mill. Mk.	die Löschungen überhaupt Mill. Mk.	die Löschungen v. H. der Eintragungen	der Überschuß der Eintragungen Mill. Mk.
1895	752,02	496,41	66,0	255,61
1896	783,31	505,81	64,6	277,50
1897	812,72	491,66	60,5	321,06
1898	847,93	490,38	57,8	357,55
1899	859,85	471,96	54,9	387,89
1900	877,32	481,62	54,9	395,70

Danach hätte sich also allein in den sechs Jahren 1895 bis 1900 die hypothekarische Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes um etwa zwei Milliarden Mark vermehrt, während sie in den neun Jahren 1886 bis 1894 nur um 1,5 Milliarden zugenommen hatte. Für die einzelnen Provinzen stellte sich der Überschuß der Eintragungen über die Löschungen in den Jahren 1895 bis 1900 wie folgt:

	Millionen Mark:					
	1895	1896	1897	1898	1899	1900
Ostpreußen	16,11	20,90	20,24	20,35	24,80	19,47
Westpreußen	7,71	6,75	11,74	12,69	16,65	17,63
Brandenburg	18,22	—0,35	26,69	18,80	33,34	22,20
Pommern	8,30	9,20	8,90	16,00	16,37	10,42
Posen	7,19	11,69	13,50	9,38	14,75	16,15
Schlesien	34,96	30,01	35,68	41,87	40,08	60,57
Sachsen	24,79	25,80	25,57	31,72	28,75	26,56
Schleswig-Holstein	18,18	17,02	19,18	19,91	21,71	22,71
Hannover	29,26	25,91	30,93	35,89	34,43	35,07
Westfalen	29,24	50,84	38,06	48,13	50,85	50,14
Hessen-Nassau	7,00	13,72	14,24	19,91	16,04	19,86
Rheinland	55,27	65,22	76,78	83,09	89,81	95,20
Hohenzollern	—0,62	0,70	—0,45	—0,19	0,31	—0,28

Die Verschuldung ist also in den verschiedenen Provinzen verschieden schnell gewachsen. Aber ob sie in ihnen schließlich auch verschieden hoch ist, schon das sagen uns die Zahlen nicht, da die Statistik selbst nicht weiß, wie hoch sich in den Provinzen und ebenso im ganzen Staate der Wert des verpfändeten oder des gesamten ländlichen Privatgrundbesitzes stellt. So selbstverständlich eine solche Verschuldungsstatistik vor fünfzehn Jahren unvollkommen angefangen wurde, so selbstverständlich wäre es, daß sie jetzt nach fünfzehn Jahren endlich durch weiter und tiefer gehende Erhebungen zu einer wirklich brauchbaren landwirtschaftlichen Verschuldungsstatistik ausgestaltet würde. Daß die preußische

Landwirtschaft, nachdem nunmehr seit zwanzig Jahren ihre unerträgliche Überschuldung als erwiesen behandelt wird, nachdem sie seit zehn und vollends seit fünf Jahren durch ihre berufnen und unberufnen Vertreter als unmittelbar vor dem Bankerott stehend erklärt wird, und daß trotzdem diese Landwirtschaft in immer zunehmendem Maße solche Schulden macht und solche Summen geborgt bekommt, ist an sich schon ein wirtschaftliches Phänomen, für dessen Untersuchung und Erklärung der Staat keine Arbeit und keine Kosten scheuen sollte. Fast bedenklich aber wird die — wie es scheint im vermeintlichen Interesse möglichst grundstürzender Agrarreformprojekte — fortgesetzte Veröffentlichung solcher, in ihrer Unfertigkeit gerade recht sensationeller Zahlen, die den in die preußischen Landwirte hineingetragnen Agrarpessimismus, der an politischer Schädlichkeit kaum noch hinter dem Pessimismus der Sozialdemokratie zurücksteht, nur fördern. Niemand weiß zu sagen, ob nicht viele Hunderte von Millionen dieser seit sechs Jahren mehr eingetragnen als gelöschten Hypotheken auch in den sogenannten ländlichen Bezirken industrielle Unternehmungen belasten: Bergwerke, Fabriken, Mühlen. Niemand weiß, wie viele hundert Millionen Schulden durch die dafür ausgeführten Meliorationen mehr als wett gemacht worden sind, wie viele für Eltern und Geschwister so gut wie unverzinslich und unkündbar eingetragen oder zur Erhöhung des Betriebskapitals aufgenommen sind und reichlichen Überschuß abwerfen. Der in der Theorie mit Recht empfohlne, in der Praxis nur zu oft überhastet und falsch durchgeführte Übergang zu möglichst hoher Betriebsintensität ist identisch mit starker Erhöhung des Betriebskapitals im Verhältnis zum Grundkapital. Dieser Übergang hat sich gerade in den letzten Jahren in ungeahntem Maße und Tempo vollzogen. Daß in einer solchen Zeit die Benutzung des Hypothekarkredits in demselben Maße und Tempo zugenommen hat und leicht dem — allein verpfändeten — Grundwert gegenüber zu einer übermäßigen werden konnte, ist nicht zu verwundern, wenn es auch in hohem Grade gefährlich sein mag. Jedenfalls lernen wir aus der heutigen landwirtschaftlichen Verschuldungsstatistik in Preußen so viel, daß sie so, wie sie ist, nichts lehrt, und daß sie deshalb ohne Aufschub besser gemacht werden sollte.

Schutz der Arbeitswilligen. Ob man wohl in Deutschland aus den Vorgängen in Holland, in Rom usw. endlich die Lehre ziehn wird, daß die Koalitionsfreiheit der Arbeiter nur bei einem wirkungsvollen gesetzlichen Schutz der Arbeitswilligen und des Gemeinwohls erträglich ist? Als der Gesetzentwurf zum Schutz der Arbeitswilligen im deutschen Reichstage von der großen Mehrheit, zu der auch das Zentrum und die Nationalliberalen gehörten, ohne jeden Versuch, durch eine Kommissionsberatung die mancherlei Fehler der Vorlage zu beseitigen, zurückgewiesen wurde, haben die Grenzboten eindringlich die Kurzsichtigkeit und einseitige, übertriebne Parteinahme für die rohe Gewalt der Arbeitermassen und den ganzen unerhörten staatswissenschaftlichen Unsinn der doktrinären Opposition gegen das sogenannte „Zuchthausgesetz“ nachgewiesen. Aber in blinder Verranntheit wollte man nicht zugeben, daß es für jeden Kultur- und Rechtsstaat unmöglich sei, den Austrag des Interessenstreits zwischen Arbeitern und Unternehmern dem Bürgerkriege und dem Belagerungszustand zu überlassen. In Holland scheint man sich jetzt von dieser Unmöglichkeit überzeugt zu haben. Dürfen wir in Deutschland uns noch länger der handgreiflichen Wahrheit verschließen? Wenn es dem Bremer Lloyd vor kurzem gelungen ist, die Gefahr eines Hafenarbeiterausstands durch die rechtzeitige Sicherung einer Ersatzarmee von etwa 1000 Arbeitswilligen, die von Breslau und Essen im Notfall sofort herangezogen werden konnten, zu beschwören, so kann doch nur heller Unverstand daraus folgern, daß die Staatsgewalt bei uns müßig der Weiterentwicklung der Dinge zusehen dürfe. Was wäre die Folge der Einstellung dieser „Streikbrecher“ gewesen? Fast möchte man es beklagen, daß es nicht dazu gekommen, und daß es den sozialistischen Zentrumsleuten, Nationalliberalen und Freisinnigen dadurch nicht ad oculos demonstriert worden ist, wie jammervoll unfähig heut der Staat ohne Belagerungszustand und Bürgerkrieg ist, den Arbeitswilligen den Schutz zu gewähren, auf den sie doch wahrlich dasselbe Recht haben wie die Streikenden. Vielleicht würden die Herren Professoren der Soziologie dann auch wieder zu Geldsammlungen für die Streikkasse aufgefordert und jede Gewalttat gegen die Streikbrecher als notwendigen, unantastbaren Bestandteil des Koalitions- und Streikrechts entschuldigt, das Einschreiten der Polizei dagegen aber als Bruch

dieses Rechts verdammt haben. Klar hat sich auch in Holland der Streik wieder als sozialdemokratische Macho erwiesen, woran es nicht das geringste ändert, daß die internationale Führung dieser Partei, wie immer, ihre Hände in Unschuld zu waschen versteht, wie es auch ihre deutschen Führer beim Hamburger Hafenarbeiterausstande verstanden haben. Wie machtbewußt die Sozialdemokraten auch in Deutschland die Koalitions- und Streikfrage ansehen, das hat wahrlich der Bauarbeitertag in Berlin jüngst auch den Schwerhörigsten laut genug kund getan. Die in die Millionen gehende Streikkasse der deutschen Bauarbeiter wird sie vollends als Sklaven ans Narrenseil der Sozialdemokraten fesseln, sobald sich eine lohnende Streikgelegenheit findet. Was wird dann die Organisation der Unternehmer, so reichliche Geldmittel sie auch aufbringen kann, nützen? Bürgerkrieg und Belagerungszustand mit all ihren zerrüttenden Einwirkungen auf die Arbeitermasse, auf das ganze Volk!

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Anzeigen

Alleinige Inseratenannahme durch
Hermann Weigel, Berlin C, Neue Friedrichstrasse 41/42
Preis für die zweigespaltne Nonpareillezeile 1 Mark. Umschlagseiten erhöhte Preise

Am 23. April erscheint:

die dritte, vermehrte und verbesserte Auflage

von

Allerhand
Sprachdummheiten

Kleine deutsche Grammatik
des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen

Ein Hilfsbuch für alle,
die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen

von

Gustav Wustmann

Mit einem ausführlichen alphabetischen Register

31 Bogen, gebunden 2½ Mark

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Die politische Zukunft der amerikanischen Staatenwelt

Unser Zwischenfall mit Venezuela hat die ominöse Monroedoktrin wieder in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gerückt, nachdem wir über den langwierigen Zolltarifverhandlungen ganz vergessen zu haben schienen, daß außer uns noch andre Menschen auf dieser jetzt fast zu klein gewordnen Erde wohnen. Die Weltgeschichte hat aber doch nur zu oft gezeigt, daß sich nichts bittrer rächt, als wenn ein Staat vor drohenden Gefahren die Augen verschließt, anstatt beizeiten Vorkehrungen zu treffen, das unabwendbar Scheinende zu bekämpfen. Daß aber die Monroedoktrin die größte Gefährdung unsrer Weltpolitik in sich schließt, wer will das heute noch bestreiten? Daß die in ihrer Mehrzahl anglo-saxonischen und protestantischen Nordamerikaner über die lateinischen und ganz katholischen Republiken des gesamten übrigen Amerikas eine natürliche Vormundschaft beanspruchen, die jede europäische Beteiligung ausschließt, mag nach allen Rechtsbegriffen utopisch erscheinen, aber in der Welt der Tatsachen ist diese jedes Rechtstitels entbehrende Machtfrage nun einmal vorhanden, und selbst das schöne Haager Schiedsgericht kann nichts mehr daran ändern. Uns wird also in absehbarer Zeit nichts andres übrig bleiben, als uns entweder bescheiden zurückzuziehn und auf jede Kolonialpolitik in Amerika für immer Verzicht zu leisten, oder durch eine bewußt geführte Politik, die den Krieg wenn irgend möglich zu vermeiden sucht, aber nicht vor ihm zurückschreckt, die Vereinigten Staaten von Amerika zu zwingen, daß sie die Monroedoktrin nur auf einen Teil ihres Kontinents anwenden und uns nichts in den Weg legen, um den andern Teil so in unsre Interessensphäre zu ziehn, wie es uns nützlich und notwendig erscheint.

Ich glaube, man kommt am leichtesten dazu, sich ein klares Bild von der möglichen Entwicklung der amerikanischen Staaten zu machen, wenn man zunächst annimmt, daß sich Europa tatsächlich hinfort aller Einmischung enthalten und der Union ganz die amerikanische Welt überlassen wollte.

Die Nordamerikaner werden die ihnen geographisch am nächsten liegenden Länder mit der langsam aber sicher wirkenden Macht einer Naturkraft mit ihrem Staate vereinigen, ohne daß deswegen irgendwelche Verwicklungen mit

Europa zu befürchten wären. Seitdem England törichterweise auf die ihm durch den Clayton-Bulwer-Vertrag eingeräumten Rechte verzichtet hat, kann es nur eine Frage der Zeit sein, daß sich die Vereinigten Staaten von Amerika bis zu dem jetzt wohl gesicherten Panamakanal ausdehnen. Das verlangen auch die allergemäßigtsten Yankees, die die Erwerbung der Philippinen für ein nationales Unglück ansehen und jede Ausdehnung der Herrschaft auf Südamerika verwerfen. Die ständigen Revolutionen und Bruderkriege in Zentralamerika, bei denen der amerikanische Dollar eine große Rolle hinter den Kulissen spielt, bereiten das Terrain für eine nordamerikanische Aktion in erwünschter Weise vor. Die Beute kann eingeheimst werden, sobald sich nur ein Vorwand dafür findet, und der ist so leicht gefunden wie bei dem Wolf und dem Schaf in der Fabel. Mexiko wird nicht so ohne weiters überzuschlucken sein, denn es ist jetzt, dank der weisen Regierung seines greisen Präsidenten Porfirio Diaz, ein moderner und gut situierter Staat geworden, aber mit dem Aufschwung des Landes ist auch die wirtschaftliche Eroberung durch die Yankees Hand in Hand gegangen. Über eine halbe Milliarde Dollars nordamerikanischen Kapitals ist in Mexiko angelegt. Sollten also diese Werte irgendwie, z. B. durch innere Unruhen, nach dem Tode Porfirios gefährdet werden, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß das Land annektiert wird. Ein Kampf zur Erhaltung der Unabhängigkeit würde nicht mehr Aussicht auf Erfolg haben als der Transvaalkrieg. Kenner des Landes halten aber eine solche Eventualität für ganz ausgeschlossen, und vielmehr eine früher oder später erfolgende friedliche Angliederung Mexikos an den nördlichen Koloß für eine ausgemachte Sache.

Wenden wir uns also zu Südamerika, um zu ergründen, welche Chancen sich dort für den nordamerikanischen Imperialismus bieten. Es ist klar, daß keiner der dortigen Staaten allein etwas gegen die Vereinigten Staaten von Amerika ausrichten kann. Nur eine Allianz aller oder einiger Staaten würde vielleicht imstande sein, die nordamerikanischen Ansprüche erfolgreich zu bekämpfen. In der Tat sind ja auch wiederholt solche Projekte erörtert worden, so noch jüngst ein angeblich abgeschloßner Defensivvertrag Chiles mit Ecuador und Kolumbien, der von der Londoner „Sun" sogar im Text veröffentlicht worden ist. Auch die jetzt wider alles Erwarten erfolgte Aussöhnung Chiles und Argentiniens könnte als erster Schritt zu einer Allianz gedeutet werden, bei der als drittes Bundesglied Brasilien auftreten würde, da ja dieses mit Chile jederzeit die vortrefflichsten Beziehungen unterhalten und mit Argentinien sogar schon einmal Seite an Seite gefochten hat.

Alle diese Kombinationen erscheinen aber nur möglich am grünen Tisch des in völkerrechtlichen Kombinationen schwärmenden Stubengelehrten und zerfließen in ein Nichts vor der grauen Wirklichkeit der tatsächlichen Verhältnisse. Dauernde Allianzen zwischen Staaten sind nur denkbar, wenn ihre Lebensinteressen gleich oder doch wenigstens ähnlich sind. Das ist aber in Südamerika nicht der Fall. Es gibt dort nicht zwei Länder, die dieselben Interessen hätten. Schon ein Blick auf die Karte genügt, daß man sieht, wie wenig Argentinien davon berührt werden würde, wenn Kolumbien oder Ecuador ihre

Unabhängigkeit verlieren, und wie schwer es für Chile sein würde, den Staat Amazonas gegen nordamerikanische Übergriffe zu schützen. Auch die wirtschaftlichen Kräfte sind so verschieden, daß kaum eine Einigung darüber zu erlangen sein würde, wie die Kostenverteilung im Kriegsfalle erfolgen sollte. Venezuela und Brasilien haben die reichsten Naturschätze, aber weniger Geld und Kredit als das an sich arme Chile. Fast überall verhindert eine durch Negerblut verdorbne Rasse ein kräftiges Aufblühen der Nationen. Wo ein solches, wie in Argentinien, scheinbar doch erfolgt, tragen Ausländer, die alle wirtschaftlichen Kräfte des Landes unter ihre Kontrolle gebracht haben, den ganzen Gewinn davon. Kein Wunder, daß die Bildung moderner Heere bei dem Mangel an Geld und gutem Menschenmaterial, mit einziger Ausnahme des rassenreinen und viele Jahre vernünftig regierten Chiles, in allen südamerikanischen Republiken unmöglich gewesen ist und bleiben wird. Man muß nur diese Negerhorden mit mehr Offizieren als Gemeinen gesehen haben, daß man ihre gänzliche Unbrauchbarkeit im Ernstfalle erkennt. Sie sind noch wertloser als die wilden Völkerstämme, mit denen die Engländer im Sudan zu kämpfen hatten, denn diese waren wenigstens von einem edeln Enthusiasmus beseelt, während der gleichgiltige latino-amerikanische Negersöldner für den Krieg unverwendbar und kaum als Polizist im Frieden brauchbar ist. Was soll es also für einen Nutzen haben, Allianzen zwischen Staaten zu schließen, die keine brauchbaren Heere haben und überdies so getrennt voneinander liegen, daß Monate darüber vergehn würden, ehe man seine Soldaten auf dem Kriegstheater vereinigen könnte? Strategische Eisenbahnen sind in Südamerika so gut wie nicht vorhanden, während die Nordamerikaner mit ihrer meerbeherrschenden Flotte ihre Streitkräfte an jeden beliebigen Punkt werfen könnten. Ist also eine gemeinsame Aktion Südamerikas gegen die Vereinigten Staaten von Amerika praktisch unausführbar, so kann von einer dauernden Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit der südamerikanischen Republiken keine Rede sein.

Kann also die zukünftige Gestaltung Südamerikas bei einer ganz ungestörten Einwirkung der Union kaum zweifelhaft sein, so drängt sich uns als logische Schlußfolgerung die Frage auf, ob das Deutsche Reich, das doch eine Weltmacht sein und immer mehr werden will, es wirklich verantworten könnte, als ruhiger Zuschauer mit anzusehen, wie eine amerikanische Republik nach der andern in politische und wirtschaftliche Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten von Amerika geriete, die dann erst ihren jetzt so anmaßend klingenden Namen mit vollem Rechte führen würden. Die Frage stellen heißt sie beantworten; denn daß eine gänzliche Ausschließung Deutschlands von ganz Amerika nicht nur den wirtschaftlichen, sondern auch den politischen Tod bedeuten würde, bedarf keines Beweises. Wir können und werden es also nicht dulden, daß während Asien von Tag zu Tag russischer wird und Afrika immer mehr unter britische Herrschaft kommt, wir auch von dem letzten Erdteil, der noch nicht aufgeteilt ist, ausgeschlossen werden. Daß die jetzt in Südamerika herrschenden Mischrassen dauernd diese weiten von der Natur mit verschwenderischer Fülle ausgestatteten Länderstrecken ihr eigen nennen werden, ist ausgeschlossen. Dazu sind die eines ungeahnten wirtschaftlichen Aufschwungs fähigen gewaltigen Ge-

biete für die gesamte Menschheit viel zu wertvoll. Dem tragischen Fall des stolzen Spaniens wird der Untergang aller latino-amerikanischen Republiken, Brasilien nicht ausgeschlossen, mit Naturnotwendigkeit folgen, denn derselbe Geist, der den Verfall des Mutterlandes herbeigeführt hat, ist auch in ihnen tätig gewesen, und keine einzige von ihnen hat die nachfolgende Unabhängigkeit zu benutzen gewußt.

Die Konsequenz, die wir daraus zu ziehn haben, liegt also darin, daß wir entweder darauf verzichten, Großmacht zu bleiben, oder daß wir mit Anspannung aller Kräfte um eine Weltmachtstellung neben Rußland, neben der Union und England kämpfen. Aussicht auf Erfolg können wir aber nur dann haben, wenn wir dieselbe Sorgfalt, die wir einst auf die Schaffung unsers jetzt einzig in der Welt dastehenden Heeres verwandt haben, jetzt auf die stetige Vergrößerung unsrer Kriegsflotte verwenden. Wenn man uns aber mit der Höhe der dafür nötigen Summen ängstlich machen will, so sollte man doch bedenken, daß Preußen verhältnismäßig ganz andre Beträge hat aufwenden müssen, um Großmacht zu werden, und daß alles ausgegebne Geld doch schließlich unsrer einheimischen Industrie zugute kommt, also im Lande bleibt.

Ausschlaggebend aber ist, daß wir bei dem bevorstehenden Wettkampf mit England und der Union bei der Vergrößerung unsrer Kriegsflotten einen Hauptvorteil für uns haben, auf den bei der Erörterung dieser Frage viel zu wenig Wert gelegt zu werden pflegt. Das ist die Beschaffung der Mannschaften für die erweiterte Flotte. Schon in Friedenszeiten haben unsre beiden Rivalen große Schwierigkeiten, die notwendigen Leute für ihre Schiffe anzuwerben. Wie viel schwieriger wird es im Kriegsfall sein, die Bemannungen voll zu beschaffen, und wie bald wird bei Vermehrung der Schiffe der Fall eintreten, wo das überhaupt nicht mehr möglich sein wird. Wir dagegen haben für absehbare Zeit mehr Mannschaften für diese Zwecke als wir brauchen. Nicht umsonst ist Deutschland durch die Schule der allgemeinen Wehrpflicht gegangen, nicht umsonst ist der militärische Geist durch Generationen unserm Volk ins Blut geimpft und zu einem Bestandteil deutschen Wesens geworden. Wir tragen jetzt die Früchte davon, und niemand wagt es mehr, den deutschen Michel anzugreifen. Aber noch größerer Gewinn steht uns bevor, wenn wir, gestützt auf unsre Volkskraft, nicht aufhören, deutsche Kriegsschiffe mit deutschen Besatzungen unsrer kleinen Flotte hinzuzufügen. Gestützt auf diese Macht werden wir dann in friedlicher Weise unsre Interessen in Südamerika durchsetzen und dem deutschen Volke die Zukunft sichern können, die ihm gebührt.

Bei der Entwicklung unsrer kolonisatorischen Tätigkeit in Südamerika werden wir die Erfahrungen, die wir und andre Staaten auf diesem Gebiete gemacht haben, verwerten müssen. Vor allem muß eine Zersplitterung der Kräfte vermieden werden. Wir müssen uns von vornherein auf die drei Staaten Porto Alegre, Paraná und Santa Catharina beschränken. In Südbrasilien sind nach übereinstimmender Ansicht aller Sachverständigen die besten Bedingungen für das Gedeihn deutscher Ansiedler vorhanden, und die Deutschen, die sich dort niedergelassen haben, haben sich dort schon durch fünf Generationen deutsche Art und deutsches Wesen bewahrt. Die Errichtung deutscher

Berufskonſulate in Curitiba, Deſterro, Porto Alegre und Rio Grande do Sul liefert jedem Denkenden den Beweis, daß wir ſchon jetzt das Terrain vorbereiten wollen. Nach der Aufhebung des von der Heydtſchen Reſkripts war das auch entſchieden die beſte Maßregel, die wir für Erhaltung der deutſchen Reichsangehörigkeit dort treffen konnten. Wie durch dieſes verhängnisvolle Reſkript die Auswanderung nach Braſilien verboten wurde, ſo müſſen wir jetzt ein Geſetz erlaſſen, das die Auswanderung nach allen andern Ländern und die Verleitung dazu unter Strafe ſtellt. Sobald wir Südbraſilien in unſre Intereſſenſphäre gezogen haben werden, können wir den Auswandrern ja auch abſolute Garantien für ein gutes ungeſtörtes Fortkommen dort geben, zumal da dann auch eine freudigere Beteiligung des deutſchen Privatkapitals zu erwarten ſteht. Hüten müſſen wir uns davor, bureaukratiſche Einrichtungen in dieſe Länder zu tragen. Laſſen wir ihnen ſoviel Selbſtverwaltung wie irgend möglich. Geben wir ihnen Beamte, die dort aufgewachſen ſind, organiſieren wir ein Kolonialheer, wo jeder ſeine Wehrpflicht erfüllen kann, ohne hierzu nach Deutſchland reiſen zu müſſen. Stellen wir ſie in zollpolitiſcher Hinſicht ſo günſtig, wie das die finanziellen Intereſſen des Reichs nur irgend erlauben. In wenig Jahren werden wir dann jenſeits des Atlantiſchen Ozeans ein lebensfriſches deutſches Kolonialreich entſtehn ſehen, das vielleicht das beſte und lebensfähigſte Staatsgebilde ſein wird, das die koloniale Begabung des alten Europas hervorgebracht hat.

Bewußtes und unbewußtes Streben im ſtaatlichen Leben des Reichslandes

(Schluß)

Begegnet die völlige Einverleibung in Preußen dem Übelwollen des Bundesrats oder andern unwiderſtehlichen Mächten, nun ſo bleibt es bei der tatſächlichen Perſonalunion mit Preußen. Der erwünſchte Fortgang der Germaniſation, die in Saarlouis und Umgegend ſchon in vierzig Jahren erreicht war, wird ſich dann allerdings verlangſamen, aber verloren wird auch nichts, ſolange es bei der umſichtigen kaiſerlichen Verwaltung Lothringens bleibt. Wenn im Bundesrat die drei elſäſſiſchen Freiſtaaten je eine und Preußen oder der Kaiſer für Lothringen eine Stimme mehr erhielte, ſo würde damit eine weſentliche Änderung des Stimmenverhältniſſes zwiſchen Groß- und Kleinſtaaten wohl vermieden werden.

Nehmen ſich nun die Elſäſſer die ihrem Stammescharakter entſprechende Entwicklung zu kleinern Freiſtaaten zum Ziel, ſo iſt es ſelbſtverſtändlich, daß das Deutſche Reich dem nur ſchrittweiſe, je nachdem die Elſäſſer zeigen, daß ſie zu ſelbſtändiger ſtaatlicher Tätigkeit in deutſchem Sinn entſchloſſen ſind,

zustimmen würde. Eine solche Entwicklung ist sehr wohl möglich, denn der Landesausschuß hat sich als ein wahres Musterparlament so bewährt, daß man ihm die Lösung der Aufgabe zutrauen darf. Der gegenwärtige Zustand ist als Ausgangspunkt ganz geeignet, und wie bisher von den deutschen Behörden im Elsaß gewirtschaftet ist, kann fast in keiner Richtung als Schritt vom Wege bezeichnet werden. Als einen besonders günstigen Umstand muß man es betrachten, daß die ins Land gezognen deutschen Beamten meist so sehr im Elsaß festgewurzelt sind, daß ihre Kinder das Land als ihre Heimat ansehen und lieben. Sie werden deshalb einen sowohl von allgemein deutscher als auch von partikularistisch-elsässischer Seite einwandfreien Nachwuchs einer tüchtigen Beamtenschaft liefern, die man, ungeachtet der immer mehr zu erstrebenden ehrenamtlichen Tätigkeit, doch an vielen Stellen niemals ganz zu entbehren vermag.

Wenn man zu einer ehrenamtlichen Selbstverwaltung im Elsaß gelangen will, so muß man zunächst darauf hinarbeiten, daß die Kreisdirektorstellen aufgehoben und durch andre Träger der Regierungsgewalt ersetzt werden. Die Kreisdirektoren sind anerkanntermaßen durchgängig vortreffliche Beamte, die mit Eifer, Einsicht und Tatkraft ihres Amtes walten, aber ihre Bezirke sind räumlich zu groß und ihre Geschäfte zu umfangreich, als daß sie überall in der zweckentsprechendsten Weise einzugreifen in der Lage wären. Ihre Kreise sind vielfach so ausgedehnt, daß sie oft eine Nacht von ihrem Wohnsitz wegbleiben müssen, wenn sie bedeutendere Geschäfte an entlegnern Orten zu erledigen haben. Das wirkt aber lähmend auf die ganze Verwaltung. Täglich kommen Leute oft von weither, die den Kreisdirektor zu sprechen wünschen und nun den Weg umsonst gemacht haben. Der dem Kreisdirektor beigegebne Assessor kann da nicht viel helfen. Auch wenn er mit dem Gegenstand und mit der persönlichen Auffassung des Kreisdirektors ganz genau vertraut sein sollte, bringt doch der Besucher meist viele neue Seiten der Sache zur Sprache, und er will schließlich mit dem entscheidenden und verantwortlichen Beamten selbst verhandeln, denn er fürchtet, daß seine Angelegenheit von dem Assessor dem Kreisdirektor doch nicht ganz so eindringend dargestellt werden möchte, wie er selbst dies hätte tun können.

Noch übler ist aber für die Kreisdirektionen der große Umfang der verschiedenartigsten Geschäfte. Die Sicherheits- und die Verwaltungspolizei, die Befehle an die Gendarmen und deren Beaufsichtigung im Verein mit dem Distriktsoffizier, die Steuer- und Militärlisten, deren richtige Führung und der dadurch nötig werdende Briefwechsel eine sehr verantwortliche Arbeit sind, die Mobilmachungsvorarbeiten und deren Durchführung bei den Gemeinden, die Beobachtung der Gemeinderatsbeschlüsse, die Vorbereitung der verschiednen Wahlen, die Wanderarbeiter, die Arbeitslosen, die Arbeiterkolonien, die Erziehung der verwaisten und verwahrlosten Kinder und die hierfür nötigen Vereinbarungen mit Amtsrichter, Pfarrer oder Gemeindeschwester, die Schulverwaltungsangelegenheiten, bei denen hauptsächlich die Errichtung neuer und die Erweiterung der bestehenden Volks- und Fortbildungsschulen eine nie versiegende Quelle der Verhandlungen mit den Gemeinden sind, dann die Wegebausachen,

bei denen meiſt jeder Anlieger beſonders gehört ſein will, ferner die landwirtſchaftlichen Fragen, die Kornhausſpeicher und die landwirtſchaftlichen Kreisvereine, deren Vorſitzender gewöhnlich der Kreisdirektor ſelbſt ſein muß, die Entſcheidung von Streitigkeiten des Bergbaues mit den Grundbeſitzern, die waſſerrechtlichen und die Wildſchadenangelegenheiten, endlich die Überwachung der öffentlichen Vorſchußkaſſen, der Induſtrie und des Handels, der Kultusgemeinſchaften, die Sorge für die vorbeugende Hygiene und noch manche andre Dinge, die von durchgreifendſter Bedeutung für das Wohl der Bevölkerung ſind: alles das liegt größtenteils dem Kreisdirektor ob, und nicht nur die notwendigen Anordnungen nach unten, ſondern auch die Berichte nach oben ſind eine Arbeitslaſt, die ein Einziger bei allem Fleiß und aller Tüchtigkeit nicht immer mit der wünſchenswerten Gründlichkeit bewältigen kann. Da muß dann in manchen Sachen dem Kreisſekretär und ſeinen Schreibern freie Hand gelaſſen werden. Und doch iſt die ganze Kreiseinteilung nur auf die Perſon des Kreisdirektors zugeſchnitten. Die Kreistage und die Kreisgeſundheitsräte ſind faſt ganz bedeutungslos. Daß die räumlichen Grenzen der Tätigkeit des Kreisbaumeiſters, des Kreisſchulinſpektors, des Kreisarztes und des Kreistierarztes nach denen des Kreisdirektors abgeſteckt ſind, erzeugt nur eine gewiſſe äußerliche Übereinſtimmung, da kein Unterordnungs- und kein Kollegialverhältnis beſteht, vielmehr hat die ganze Kreiseinteilung nur einen Sinn in der Perſon des Kreisdirektors, als Auge und Arm der Landesregierung.

Vergeblich hat dieſe deshalb wiederholt verſucht, die Kreiſe zu Rechtsperſönlichkeiten zu machen. Der Landesausſchuß hat jedesmal die Zuſtimmung dazu verſagt, und er hat damit ſeine Abneigung gegen dieſe Einrichtung ausgeſprochen. Man muß auch zugeben, Kreiſe durchſchnittlich mit 80000 Einwohnern in 85 Gemeinden, in der Größe von 700 Quadratkilometern, ſind als unterſte ſtaatliche Verwaltungsbehörde zu groß, als daß alle Ortsverhältniſſe, die im Reichslande beſonders vielgeſtaltig ſind, aus perſönlicher, alle Einzelheiten berückſichtigender Anſchauung beurteilt werden könnten. Die Regierung ſchlug deshalb eine allmähliche Verkleinerung der Kreiſe vor, aber der Landesausſchuß erklärte ſich auch hier immer dagegen. Die ganze Kreiseinteilung iſt ihm eben zuwider. Geſchichtlich haben die Kreiſe ja auch gar keine Grundlage, ſie ſind die Hälften der franzöſiſchen Arrondiſſements, der Wirkungskreiſe der franzöſiſchen Unterpräfekten. Man glaubte, daß deren Bezirke bei den vielen Neugeſtaltungen, die die deutſche Herrſchaft nötig machte, zu groß ſeien und halbierte ſie einfach. Aber ſolche bloße Mechanik hat in einem Organismus noch nie ausgereicht.

Ganz anders ſteht es mit den Kantonen, deren Zuſammenſetzung vielfach einer langen Geſchichte entſpricht, und die leicht den heutigen Verkehrsverhältniſſen gemäß zurechtgeſchnitten werden könnten. Sie haben ſchon während der franzöſiſchen Zeit ein gewiſſes eigentümliches Leben gezeigt, wie ſie auch noch heute bei den Wahlen zum Bezirkstage die Wahlkreiſe darſtellen und eine beſondre Beamtenſchaft haben. Der Kantonalpolizeikommiſſar, der Kantonalarzt und der Kantonaltierarzt ſind tatſächlich Lokalbeamte, die in ihren etwa zwanzig Gemeinden wirklich auch im einzelnen Beſcheid wiſſen können und ſich weder

auf Gendarmerieberichte noch ſonſtige einſeitige Einflüſſe zu ſtützen brauchen, ſondern überall das Für und das Wider nach vielſeitiger perſönlicher Anſchauung ſelbſtändig abwägen können. Schlimmſtenfalls genügt ein Nachmittag, ſich ſelbſt in der betreffenden Gemeinde näher umzuſehen. Der zuſtändige Amtsrichter iſt meiſt auch im Kantonshauptorte anſäſſig, ebenſo der Notar und der Hauptpfarrer oder Erzprieſter, ſodaß hier faſt alles durch unmittelbare mündliche Rückſprache erledigt werden kann. Wenn alſo für jeden Kanton ein Amtshauptmann, beraten und erforderlichenfalls vertreten durch Beigeordnete, als einzige Zwiſcheninſtanz zwiſchen Regierung und Gemeinde, mit den Befugniſſen des Kreisdirektors ausgerüſtet würde, ſo würde zweifellos eine einfachere, raſchere und doch gründlichere Verwaltung durchgeführt werden.

Während Beigeordneten die Wege-, Bau-, Gewerbe- und landwirtſchaftlichen Angelegenheiten zur Bearbeitung zugewieſen würden, verblieben der Reſt der Arbeit und die ganze Vertretung der ſtaatlichen Autorität dem Amtshauptmann. Deſſen Kraft würde dazu umſo eher ausreichen, als der Kanton etwa nur den vierten Teil des jetzigen Amtsbezirks des Kreisdirektors umfaßt, und in einem Kanton faſt nur die Landwirtſchaft, in dem andern beſonders Handel oder Induſtrie im Vordergrund ſtehn, wogegen in den großen Kreiſen faſt alle dieſe Sachen von ausſchlaggebender Bedeutung werden.

Wenn auch alle die Männer, die in den obern Stellen der Landesregierung verwandt werden wollen, einen ſolchen Poſten eine Zeit lang verwaltet haben müßten, ſo ſollte doch der Amtshauptmann in der Regel ein Kantoneingeſeſſener ſein, und ſein Amt ſollte im weſentlichen als ein Ehrenamt betrachtet werden. Der Amtshauptmann brauchte auch kein eigentliches Aſſeſſorexamen gemacht zu haben, ſondern es dürfte genügen, wenn er bei irgend einer Fakultät einer deutſchen Univerſität ein Berufsexamen abgelegt oder mindeſtens fünf Jahre aktiver Offizier geweſen wäre. Er würde damit die Fähigkeit taktvoller Menſchenbehandlung entweder mehr auf theoretiſchem oder mehr auf praktiſchem Gebiet erwieſen haben, und es würde ausreichen, wenn er durch einjährige verantwortliche Tätigkeit bei einer höhern Verwaltungsbehörde oder, falls er die Rechte ſtudiert, bei einem Amtsgericht die erforderliche ſchriftliche Geſchäftsgewandtheit und Zuverläſſigkeit in der Pflichterfüllung nachgewieſen hätte.

Mit einer ſolchen Vorbildung haben früher in Preußen viele Landräte ihrem Kreiſe die ausgezeichnetſten Dienſte geleiſtet. Wie dort gehörte ſelbſtverſtändlich auch beim elſäſſiſchen Amtshauptmann dazu, daß er eine angeſehene Stellung in ſeiner Heimat einnähme und vom Kanton der Landesregierung zur Ernennung vorgeſchlagen würde. Nur ſo lange der Kanton keine geeignete Perſönlichkeit namhaft zu machen vermöchte, bliebe es Sache der Regierung, auf Koſten des Kantons eine ſolche vorübergehend anzuſtellen. Wenn hierdurch der Amtshauptmann ſtellenweiſe dem Landbürgermeiſter der rheiniſchen Großgemeinden ähnlich würde, ſo würde er von der Bevölkerung in der Regel doch noch eher als ein Vertreter ihrer Spezialintereſſen angeſehen werden, als der Kreisdirektor; es hat ja ſogar in Frankreich kürzlich der Miniſterpräſident unter dem Beifall der Kammermehrheit dem Vorſchlag beigeſtimmt, die den Kreisdirektorſtellen entſprechenden Unterpräfekturen eingehn zu laſſen und eine

Kommission zur Beratung der Dezentralisation einzusetzen. Die Beigeordneten des Amtshauptmanns müßten gleichfalls vom Kanton gewählt, ein besondrer Befähigungsnachweis müßte aber nicht von ihnen gefordert werden. In einem Kantonalrat müßten alle Gemeinden durch ein Mitglied ihres Gemeinderats, die größern durch mehrere, vertreten sein. Diesem müßte das Recht der Steuererhebung, überhaupt das Budgetrecht in bestimmten Grenzen gewährt werden, sodaß sich der Kanton gewissermaßen zu einer Großgemeinde ausgestaltete. Orte über 10000 Einwohner blieben von vornherein aus dem Kantonverbande, wie jetzt Straßburg und Metz aus dem Kreisverbande, und stünden unmittelbar unter der Regierung. Die Kreisdirektoren könnte man so lange als Aufsichtsbehörden beibehalten, bis sich die Kantonverfassung eingebürgert hätte. Wenn sie dann aufhören zu wirken, wird man gern anerkennen, daß sie sorgsame Wächter der Kreisinteressen gewesen sind, und daß man es ihrer Tätigkeit danken muß, daß die Bevölkerung sanft aus der atomistisch-zentralistischen Verwaltungsart der Franzosen zur alten individualistisch-organischen der Deutschen zurückgeführt ist, denn man darf nach allen ihren bisherigen Leistungen das Zutrauen haben, daß sie auch hierin zum Schluß noch Takt und Tatkraft gleichmäßig bewähren werden.

Die Baukreise der Kreisbaumeister und die Inspektionskreise der Kreisschulinspektoren können, wenn auch vielleicht unter anderm Namen, bestehn bleiben und brauchen nur hin und wieder räumlich anders begrenzt zu werden, wie ja auch jetzt die Amtsgrenzen der Meliorationsbaumeister mit keiner andern Abgrenzung genau übereinstimmen, sondern nur dem Bedürfnis des Ortes angepaßt sind.

Viel allmählicher als der Übergang von der Kreis- zur Kantonalverfassung würde der von der Gesamtlandesverwaltung zur Selbstverwaltung elsässischer Kleinstaaten ausgeführt werden können und müssen. Man vermag sehr wohl stückweise die Befugnisse der Landesverwaltung auf die Bezirksregierung zu übertragen, bis zuletzt nur Kommissare zur Regelung gemeinsamer Angelegenheiten in Straßburg zurückbleiben, und die so lange als nötig vom Kaiser unmittelbar ernannten Bezirkspräsidenten den von den Senaten der Landtage vorgeschlagnen und vom Kaiser bestätigten Landammännern Platz machen. Es kann dann immer noch Menschenalter dauern, bis den Freistaaten eine ganz freie Wahl ihrer Staatsoberhäupter zugebilligt wird, wie die Hansastädte sie ausüben.

Während eines solchen allmählichen Übergangs vom Bezirk zum Freistaat hat die Bevölkerung Zeit, sich darüber klar zu werden, ob es zu einer Trennung des jetzigen Bezirks Oberelsaß in zwei Freistaaten Kolmar und Mülhausen kommen soll, wie ja früher immer zwischen dem Sundgau südlich der Thur und der eigentlichen Landgrafschaft Oberelsaß ein Unterschied gemacht wurde; ob vielleicht sogar noch ein besondrer Kleinstaat Hagenau aus den Kantonen der jetzigen Kreise Hagenau, Zabern und Weißenburg oder ein Staat Schlettstadt aus den Kreisen Schlettstadt und Erstein gebildet werden soll mit Rücksicht darauf, daß auch Hagenau und Schlettstadt früher geistige Werkstätten echten germanischen Lebens waren und Aussicht bieten, sich als Mittel-

punkte staatlichen Lebens aufs neue zu bewähren. Ebenso könnten auch die Kantone Bitsch und Wolmünster, falls überhaupt in Lothringen eine Änderung der Staatsangehörigkeit möglich erscheint, entscheiden, ob sie lieber wie das übrige Lothringen zur preußischen Rheinprovinz oder zur bayrischen Pfalz gehören wollen. Jedenfalls entspricht es dem weitausgreifenden fränkischen Stammescharakter mehr, sich als Glied eines größern Staatswesens zu fühlen, während ein gewisses staatliches Sonderleben der einzelnen Gaue mehr dem alemannischen Gefühle zusagt. Vom rein menschlichen Standpunkt hat das letzte unleugbar große Vorteile, denn je größer der Staat ist, um so mehr lebt er, wie Richard Wagner sagt, vom Tode der Selbständigkeit des Individuums. Wo im Kleinstaat die Neigung zu einer selbstgewählten Tätigkeit im Ehrenamt freien Spielraum findet, muß der Großstaat einen Beamten besolden, auf den die gewaltige Wucht einer schematisch wirkenden Beamtenhierarchie drückt. Dem Ausschußmitglied eines regierenden Senats in Mülhausen kann man wohl zumuten, daß er einer Armenratssitzung in Thann oder Altkirch präsidiert, einem Altbürgermeister in Gebweiler, daß er in Kolmar an der Beratung der Handelskammer teilnimmt, wer in Straßburg lebt, kann sehr wohl einigemal das Gefängnis in Hagenau besichtigen oder bei Zabern in letzter Instanz eine Wildschadenfrage entscheiden; aber zu solchen Verrichtungen im ganzen Lande von Diedenhofen bis Hüningen oft herumzureisen und nächtelang häufig von seinem Wohnsitz entfernt zu bleiben, das kann man von einem Fabrikanten, der sich zur Ruhe gesetzt, einem Großgrundbesitzer, der seine Äcker verpachtet hat und nur seine Wälder noch selbst beaufsichtigt, einem Beamten oder einem Offizier, der sich ins Privatleben zurückgezogen hat, in einem bloßen Ehrenamte nicht wohl verlangen.

Und doch ist auch vom sozialen Standpunkt eine solche Wirksamkeit im Ehrenamt außerordentlich wünschenswert. Einerseits vermindert es Neid und Haß bei den Tagelöhnern, wenn sie sehen, daß der Wohlhabende seine Kräfte und seine Zeit in den Dienst der Gesamtheit stellt, andrerseits bewahrt es den Bemittelten vor nichtiger Bummelei, die aller Laster Anfang ist. Gerade das Elsaß aber hat am ersten in Deutschland eine Art Gentry, wie England. Was diese dort in der Grafschaftsverwaltung unentgeltlich leistet, ist allgemein bekannt, weniger, wie viel sie selbst in richterlicher Stellung wirkt, obwohl neulich eine statistische Rundfrage ergab, daß ganz Großbritannien nur 464 besoldete neben 22145 unbesoldeten Richtern hat, wogegen es in Deutschland 8186, in Österreich-Ungarn 7199, in Frankreich 7803 besoldete Richter gibt.

Gewiß ist eine Gentry auch in andrer Richtung von Vorteil. Es muß Leute geben, die unbekümmert um Nahrungssorgen all ihr Streben der Wissenschaft widmen können, ohne der herrschenden Theorie zu folgen, die ihren Anhängern das tägliche Brot liefert; es muß Mäcene geben, die die Kunst unterstützen, auch wenn sie dem Modegeschmack widerstrebt und deshalb der Beihilfe von Staats wegen entbehrt; allein unter den von Hause aus Wohlhabenden sind doch lange nicht alle fähig, sich selbständig wissenschaftliche oder künstlerische Ziele zu stecken. Die meisten können sich nur praktisch betätigen, und für sie

müssen Ehrenämter da sein, damit sie sich nutzbringend ausleben können. Wenn im Elsaß der „Ehrenamtshauptmann" geschaffen würde und eine ähnliche Bedeutung für die Gentry gewänne, wie der „Friedensrichter" in England, so würde das später bahnbrechend auch im übrigen Deutschland wirken.

Einen Beweis, daß das Leben im Kleinstaate dem elsässischen Geiste entspricht, liefert auch die Statistik. Obgleich im Oberelsaß und teilweise auch im Unterelsaß eine bedeutende Großindustrie mit ihren hin und her flutenden Arbeitermassen blüht, ist doch der Ortswechsel der Bevölkerung innerhalb des Reichslandes verhältnismäßig sehr gering. Im Jahre 1900 war von der reichsländischen Bevölkerung im Unterelsaß nur 2,01 Prozent aus dem Oberelsaß, nur 1,50 Prozent aus Lothringen gebürtig, im Oberelsaß nur 5,12 Prozent aus dem Unterelsaß, nur 0,58 Prozent aus Lothringen, in Lothringen nur 1,50 Prozent aus dem Unterelsaß, nur 0,51 Prozent aus dem Oberelsaß. Dies muß um so mehr auffallen, als gegenüber 1452906 im Reichsland gebornen Bewohnern 202010 im übrigen Deutschland und 64554 im Ausland geborne gezählt wurden. Bedenkt man nämlich bei den zuerst angeführten Zahlen, wie vielfach schon durch Versetzung der Landes- und der Reichsbeamten die Übereinstimmung von Wohnort und Geburtsort im Reichsland aufgehoben wird, so wird man sich schon dadurch die Mehrzahl aller dieser Verschiebungen erklären müssen, während, ungeachtet der langen geographisch unmerkbaren Grenzen der Bezirke, nur wenige davon freiwillig infolge naher Verkehrsbeziehungen eingetreten sein werden.

Man kann also hieraus schließen, daß nicht nur, wie wir vorhin behauptet haben, der geistige Austausch zwischen Elsaß und Lothringen nicht nennenswert ist, sondern auch, was noch zu beweisen blieb, daß der Elsässer die ausgesprochne Neigung hat, sich in seinem Heimatsgau abzuschließen und einzukapseln und darum nur im Kleinstaat sein Behagen findet, wie sich sein Stammesbruder, der Aargauer, Züricher, Thurgauer nur in seinem Heimatkanton staatlich zusammenzuschließen strebt. Auch die Geschichte zeigt eine stete politische Trennung zwischen Ober- und Unterelsaß. Zu Cäsars Zeit saßen hier Mediomatriker, dort Sequaner, dann rückten hier Triboker, dort Rauraker ein, dieses gehörte später zur Germania prima, jenes zur provincia maxima Sequanorum, das eine wurde darauf dem Sprengel von Mainz, das andre Besançon zugeteilt, und im ganzen Mittelalter war die Landgrafschaft des Ober- und des Unterelsasses in verschiednen Händen, zu französischer Zeit hatten die entsprechenden Departements gleichfalls getrennte Verwaltung, und die höhere Verwaltungseinheit lag erst in Paris. Welches Interesse hat nun wohl jetzt noch das Deutsche Reich, die einzelnen Gaue mit Gewalt zusammenzuschweißen? Genügt es denn nicht, wenn nur jede Landschaft das zur Zusammenfassung deutscher Vollkraft nach außen Erforderliche willig beiträgt?

Die Befugnisse des Kaisers würden durch eine Auflösung des Elsasses in kleine Freistaaten, soweit die Machtentfaltung Deutschlands in Frage kommt, gar nicht berührt werden. Wenn er auf der Reichseisenbahn in seinen Schlössern eintrifft, um seine Truppen zu besichtigen, würde er von den Elsässern um so jubelnder begrüßt werden, je weniger er mit dem Kleinkram der Landesgeschäfte,

über die ja die Meinungen immer geteilt sind, in Zusammenhang gebracht zu werden brauchte. Bald würden dann Straßburg, Kolmar und Mülhausen mit Lübeck, Hamburg und Bremen um die Palme ringen, wer am treusten zu Kaiser und Reich hielte; allen Deutschen im Reich würde bewiesen, daß man sehr wohl im Einzelstaat ein reges inneres Leben zur höchsten Blüte bringen kann, ohne dem Reich in Militär-, Post-, Eisenbahn- und Handelswesen sowie in aller äußern Vertretung die dafür nötige Einheitlichkeit vorzuenthalten, und allen Deutschen, ja allen Germanen außerhalb des Reichs würde es klar werden, daß im Deutschen Reich allen nur irgend berechtigten Stammeseigentümlichkeiten Rechnung getragen wird, und dabei doch das Wesen des Germanentums zur kräftigsten Förderung der Kulturentwicklung der Menschheit zusammengefaßt werden kann. Es würde damit für die gesamte germanische Welt der stolze Grundsatz aufgestellt: Volle Unabhängigkeit des Einzelnen, der einzelnen Gemeinde, des einzelnen Gaues im innern Staatsleben, soweit es irgend möglich ist; aber, wo es notwendig ist, nach außen unerschütterliche Einigkeit.

Freiburg in Baden — Richard Geest, Generalleutnant z. D.

Das englische Rechtswesen

Von Hugo Bartels

(Schluß)

Die Richter nehmen bei ihrer geringen Zahl eine sehr geachtete Stellung ein, die sich äußerlich schon durch die Ritterwürde kundgibt. Einige sind durch noch höhern Rang als Peers ausgezeichnet, wie der Lordoberrichter und der Lordkanzler, der schon von Amts wegen dem Oberhause angehört. Das Unterhaus dagegen ist den Richtern verschlossen, obwohl manche sich das Recht auf Berücksichtigung bei der Verleihung der Richterstellen durch parlamentarische Tätigkeit erworben haben. Die Ernennung geschieht durch den König; aber der Lordkanzler sorgt schon dafür, daß dabei die Verdienste von Mitgliedern seiner Partei nicht unberücksichtigt bleiben. Doch muß anerkannt werden, daß juristische Befähigung nicht durch Parteiverdienst ersetzt werden kann, und daß in der Rechtsprechung die Parteivorliebe keinen Einfluß hat. Politische Richter, wie sie unter Jakob dem Zweiten vorkamen, gibt es nicht mehr. Unterstützt wird die Achtung, deren sich die englischen Gerichte erfreuen, durch eine Regel, die der Presse untersagt, sich in einem noch schwebenden Streitfalle zum Richter aufzuwerfen. Die Grenze, bis zu der eine Zeitung in ihren Auslassungen gehn darf, ist freilich sehr unbestimmt. Doch wehe dem armen Zeitungsmanne, der sie überschreitet! Er kann von Glück sagen, wenn er mit demütiger Abbitte davonkommt; denn der Richter kann ihn wegen Mißachtung des Gerichtshofes ohne weiteres einstecken und ihm hinter Schloß und Riegel Zeit geben, darüber nachzudenken, wo die Grenze liegt.

Die Wirksamkeit des High Court ist ungemein ausgedehnt. Sie erstreckt sich auf das gesamte Gebiet des Rechts und über ganz England und Wales mit mehr als 32 Millionen Menschen, dem weitaus größten Teil der Bevölkerung des Vereinigten Königreichs. Neben der bürgerlichen und der Strafrechtspflege hat er die Aufsicht über alle niedern Gerichtshöfe, welcher Art sie auch sein mögen, und nimmt Berufungen gegen ihre Sprüche an, wo eine Berufung zulässig ist. Ferner gilt er auch als Verwaltungsgericht für alle öffentlichen Körperschaften und Beamte. Es will fast unmöglich erscheinen, daß eine so kleine Zahl von Richtern eine so gewaltige Aufgabe lösen könne. Möglich ist es auch nur durch die Abwälzung der kleinen Sachen auf die Grafschaftgerichte und durch Unterstützung von Hilfsrichtern, zum Teil aber auch durch die Kostspieligkeit eines Rechtsstreits, die es den Parteien nahe legt, sich gütlich zu vergleichen, denn nirgend gilt mehr als hier der Satz, daß ein magerer Vergleich besser ist als ein fetter Prozeß. Nun sind auch die Sachen, mit denen sich das Reichsgericht zu befassen hat, durchaus nicht immer so, daß der Richter zwischen zwei Auffassungen zu entscheiden hätte. Ein nicht geringer Teil der Arbeit der Kanzleiabteilung betrifft nicht strittige Dinge wie die Verwaltung von Mündelgeldern. Da sind ferner die zahlreichen Stiftungen, die ebenfalls unter richterlicher Aufsicht stehn. Für diese ist eine besondre Behörde, die Charity Commission eingesetzt, und eine andre, die Railway and Canal Commission, besteht für die Eisenbahnen und Kanäle. Das alles sind Dinge, die mehr in die Verwaltung als in die Rechtsprechung schlagen und nur selten ein Eingreifen des Gerichtshofes nötig machen.

In Klagesachen tritt eine große Entlastung des Richters ein, wenn der Angeklagte gar keine Verteidigung anmeldet, weil er keine hat. Dann ergeht der Spruch wie beim Grafschaftgericht ohne öffentliche Verhandlung und ohne Behelligung des Richters. Auch mit vorläufigen Entscheidungen, die das einzuschlagende Verfahren betreffen, und deren ein größerer Rechtsstreit oft mehrere erfordert, braucht sich der Richter gewöhnlich nicht zu befassen. Sie ergehn von den Hilfsrichtern, den masters, oder außerhalb Londons von den registrars, und nur selten kommt es vor, daß sich eine Partei damit nicht beruhigt und von ihrem Rechte, den Richter selbst anzurufen, Gebrauch macht.

Der Sitz des Reichsgerichts, des High Court, ist London, und jeder Kläger kann sich mit seiner Sache nach London wenden. Aber jeden Kläger zu zwingen, die Klage in London anhängig zu machen, würde oft einer Rechtsverweigerung gleichkommen. Für einen Mann mit wenig Vermögen würde es auch heute, trotz der Billigkeit und Leichtigkeit des Reisens, unmöglich sein, die zur Beweisführung nötigen Zeugen aus einer entfernten Grafschaft nach London zu bringen, sie dort während der Dauer der Verhandlung zu unterhalten und sie für ihren Zeitverlust und die Vernachlässigung ihrer eignen Geschäfte gebührend zu entschädigen. Im Mittelalter war diese Schwierigkeit natürlich noch viel größer, und wenn nicht die ganze Zentralisation des Gerichtswesens ein Mißgriff sein sollte, mußte ihr begegnet werden. Der Ausweg war, die Richter mehrere mal im Jahre als Assisenrichter das ganze König-

reich bereisen und die Streitfälle in den Grafschaften selbst hören zu lassen. Dafür erhielten die Richter verschiedne Vollmachten oder Aufträge, je nachdem sie bürgerliche Streitigkeiten zu erledigen oder Verbrecher abzuurteilen hatten. Diese Einrichtung besteht noch heute mit einiger Abweichung. Denn während die alten Assisen selbständige Gerichtshöfe waren mit der Aufgabe, durch eine Jury die Tatsachen für die spätere Entscheidung durch das Gericht in London feststellen zu lassen, gelten die Assisen von heute als das Reichsgericht selbst, und der Richter spricht dort schon das Urteil des Reichsgerichts. Viermal im Jahre bereisen die Richter das Land, und überall, mit Ausnahme einiger stark bevölkerter Teile, werden bürgerliche Rechtshändel nur im Sommer und im Winter entschieden.

Die Form der Vollmacht, mit der die Richter hinausgehn, ist noch fast dieselbe wie vor alters, und mit gleicher Vollmacht werden ihnen eine Anzahl älterer Anwälte, die Rang und Titel eines King's Counsel*) erlangt haben, beigesellt, sodaß bei etwa eintretender Verhinderung des Richters, oder wenn die Masse der vorliegenden Fälle seine Kräfte übersteigt, einer von diesen seine Stelle einnehmen kann, und in der Abwicklung der Geschäfte keine Verzögerung entsteht.

Ein besondres Kennzeichen des englischen Verfahrens ist von jeher die Verwendung einer Geschwornenbank auch in bürgerlichen Rechtshändeln gewesen. Nötig sind die Geschwornen nicht. Sie werden nur auf Antrag einer der beiden Parteien einberufen, und die Kanzleiabteilung kennt sie überhaupt nicht. In bürgerlichen Sachen haben sie auch nicht die Bedeutung wie in der Strafrechtspflege.

Es liegt in der Natur der Sache, daß in einem Streite um Geld und Geldeswert der rechtsgelehrte Richter überwiegen muß, und da der Richter in seiner Entscheidung nicht an den Spruch der Geschwornen gebunden ist, sondern ihm entgegen entscheiden kann, so müssen sich die Geschwornen manchmal recht überflüssig vorkommen. In verwickelten Sachen wird eine besondre Geschwornenbank (special jury) aus Mitgliedern der gebildeten Stände mit höhern Gebühren eingerichtet, doch im allgemeinen ist die Vorliebe für die Geschwornen schon der Kosten wegen nicht sehr groß und, wie es scheint, im Schwinden begriffen. Nur bei gewissen Klassen von Klagen ist es anders. Eine hübsche junge Dame, die ihren ehemaligen Anbeter auf Schadenersatz wegen Bruch des Eheversprechens verklagt, würde mit der Abschaffung der Geschwornen nicht einverstanden sein. Ein Dutzend der „guten und treuen Männer," besonders wenn sie verheiratet sind, werden den Bericht von ihrem Liebesjammer mit größerer Rührung annehmen und ihr ein besseres Schmerzensgeld auf die Herzenswunde legen, als ein grauer Menschenkenner von Richter. Die Buße, die der Treulose der Verlassenen zu zahlen hat, wird nach seiner Stellung bemessen und beschränkt sich keineswegs bloß auf den nachweisbaren Schaden. Ein edler Lord hat einen solchen zerronnenen Liebestraum mit der kleinen

*) Der Titel King's Counsel, Königsanwalt, entspricht dem deutschen Justizrat, ist aber seltener und darum höher. Seine Träger zeichnen sich durch einen seidnen Talar aus, während sich der gewöhnliche Barrister mit Wollstoff begnügen muß.

Summe von 10000 Pfund bezahlen müssen und hatte die gewaltigen Kosten noch obendrein zu tragen.

In der Verhandlung tritt der Richter nicht so hervor wie in Deutschland. Seine Zunge wird wenig in Anspruch genommen, umsomehr aber sein Ohr. Angetan mit der großen Perücke sitzt er in feierlicher einsamer Majestät auf seinem hohen Richtersessel und lauscht dem Redekampfe, der von den feindlichen Anwälten ausgefochten wird. Daß eine Partei selbst ihre Sache führt, ist ihr nicht verwehrt, doch weise ist es nicht; denn, sagt das englische Sprichwort, wer sein eigner Rechtsanwalt ist, hat einen Esel zum Klienten. Der Anwalt des Klägers eröffnet das Turnei mit einer Darlegung seiner Sache und führt seine Zeugen vor, die von ihm ausgefragt, aber unmittelbar darauf von dem Gegenanwalt einem Kreuzverhör unterworfen werden, das bestimmt ist, sie in Widersprüche zu verwickeln und den Wert ihrer Aussagen zu schwächen. Zeuge sein gehört ganz entschieden nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Wer einmal einem spitzfindigen Anwalt als Versuchskaninchen für die Entfaltung seiner Talente gedient hat, sehnt sich nicht nach einer Erneuerung seiner Erfahrung. Dann tritt der Anwalt der beklagten Partei als Redner auf, legt die Verteidigung dar und führt seinerseits Zeugen vor, die nun wieder das Fegefeuer eines Kreuzverhörs von der klägerischen Seite auszuhalten haben. Wenn alle Zeugen hinreichend gepeinigt sind, erhält der Anwalt des Klägers das Wort, um noch einmal seinen Standpunkt zu vertreten, und sein „gelehrter Bruder" für die Verteidigung antwortet. Soweit verhält sich der Richter nur als Zuhörer. Höchstens entscheidet er beim Zeugenverhör auf Verlangen, ob eine Frage zulässig sei oder nicht, und sieht, daß sich die feindlichen Anwälte nicht zu sehr in die Haare fahren. Findet nun die Verhandlung ohne Geschworne statt, so gibt er seinen Spruch, nachdem die Verteidigung fertig ist, vorausgesetzt, daß er nicht Bedenkzeit braucht, schlüssig zu werden. Sind Geschworne zugezogen, so hat er ihnen erst den Fall mit dem Für und dem Wider zu erläutern, bevor sie sich zur Beratung zurückziehn. Die Geschwornen müssen einstimmig sein. In Fällen aber, wo eine Einstimmigkeit nicht erzielt werden kann, einigen sich die Parteien oft, den Spruch der Mehrheit anzunehmen, um nicht die ganze kostspielige Verhandlung noch einmal durchzumachen. Daß die Entscheidung dem Rechte entspricht, dafür sorgt der Richter, der kein Bedenken trägt, den Spruch der Geschwornen beiseite zu setzen, wenn er ihm falsch erscheint. Ist eine Partei damit nicht zufrieden, nun so kann sie Berufung einlegen.

Über dem High Court steht als Berufungsgericht der Court of Appeal. Beide zusammen haben den Namen des High Court of Judicature. Warum die beiden unter einen Namen zusammengestellt worden sind, ist nicht recht erkennbar, es sei denn, weil beide in Gemeinschaft neue Regeln für das zu beobachtende Verfahren aufzustellen befugt sind. Der Berufungshof besteht aus dem Urkundenbewahrer oder Staatsarchivar (Master of the Rolls) und fünf Lordrichtern. Außerdem gehören ihm von Amts wegen an die Vorsitzer der drei Abteilungen des High Court. Wenn eine Partei nur mit der Entscheidung des Richters unzufrieden ist, kann sie unmittelbar an den Berufungs-

hof gehn. Hat sie dagegen schon etwas an dem Spruche der Geschwornen auszusetzen, so hat sie sich zunächst an einen aus mehreren Richtern gebildeten Abteilungshof (Divisional Court) des High Court zu wenden und eine neue Verhandlung zu beantragen. Der Berufungshof tagt in zwei Abteilungen von je drei Richtern und ohne Zuziehung von Geschwornen. Über ihn hinaus ist dann noch eine Berufung an das Haus der Lords möglich.

Streng genommen hat jeder der erblichen Gesetzgeber, auch wenn er nicht bis drei zählen könnte, die Befugnis, über die schwierigsten Rechtsfragen endgiltig zu urteilen. In der Gesetzgebung ist ihm seine Stimme unbestritten, doch in der Rechtsprechung haben sich die Lords mit richtiger Einsicht schon lange stillschweigend der Ausübung ihres Rechts begeben und das oberste Richteramt denen aus ihrer Mitte überlassen, die als Rechtskenner angesehen sind. Im Jahre 1844 zeigten einige Lords nicht übel Lust, dem Führer der Iren, O'Connell, durch Abgeben ihrer Stimmen zu einer Verurteilung zu verhelfen. Etwas Dümmeres hätten sie gar nicht tun können; denn sie hätten damit O'Connell zum Märtyrer gemacht und dem Richterspruche der Lords den Stempel der politischen Tyrannei aufgedrückt. Glücklicherweise bewogen die Vorstellungen des Lord Wharncliffe die irenfeindlichen Heißsporne noch in letzter Stunde, von ihrem unsinnigen Vorhaben abzustehn, und seitdem ist von nicht rechtsgelehrten Lords auch kein Versuch mehr gemacht worden, sich als Richter aufzuspielen.

Im Jahre 1876 ist man bei der Neuordnung des Gerichtswesens einen Schritt weiter gegangen und hat, um die Besetzung dieses obersten Berufungshofes zu sichern, besondre Richterstellen geschaffen. Man hätte dabei sehr wohl den ganzen Gerichtshof von der Verquickung mit der gesetzgebenden Körperschaft befreien und selbständig für sich hinstellen können. Der konservative Geist Altenglands zog jedoch vor, die hergebrachte Verbindung von Gesetzgebung und Rechtsprechung nicht aufzuheben, sondern die neuen Richter dem Hause als in jeder Beziehung vollberechtigte Mitglieder einzufügen mit der einzigen Beschränkung, daß sich die Peerwürde nicht vererbt. Die Zahl der richterlichen Lords von Amts wegen (Lords of Appeal in Ordinary, nicht zu verwechseln mit den Lords Justices des Court of Appeal, die dem Oberhause nicht angehören) ist jetzt vier, denen sich der jeweilige Lordkanzler als Vorsitzender anschließt. Mindestens drei Lords sind für eine Entscheidung nötig. Als eine Art Rückhalt dienen die Lords, die früher ein hohes richterliches Amt bekleidet haben, wie Lord Brampton, der als Sir Henry Hawkins ein bekannter und von der Verbrecherwelt gefürchteter Richter war. In dem Namen des Hauses der Lords für den obersten Berufungshof ist schon die Zuständigkeit gegeben, nämlich für das gesamte Vereinigte Königreich, zu dem jedoch weder die Insel Man noch die Kanalinseln gehören, die, wie ihre eignen Parlamente, auch ihr eignes Rechtswesen haben. Selbständig sind auch das schottische und das irische Rechtswesen, und das dort geltende Recht weicht von dem englischen in vielem ab, sowohl in der Einrichtung der Gerichte wie im Verfahren und sogar in den Rechtsgrundsätzen. Das irische Recht zum Beispiel kennt keine Ehescheidung, sondern nur eine Trennung von Tisch und

Bett. Ein Ire, der sich von den Fesseln der Ehe losmachen will, muß sich deswegen mit einer Vorlage an das Haus der Lords wenden. Ein einheitliches Recht gibt es nur für die einzelnen Teile*) des Vereinigten Königreichs, nicht für das ganze. Darum ist das Haus der Lords von nicht geringer Wichtigkeit, da seine Entscheidungen für alle drei Teile endgiltig sind.

Wie steht es nun mit den britischen Besitzungen außerhalb der beiden Eilande, die das Vereinigte Königreich ausmachen? Die Kolonien, zu denen man auch die Insel Man und die Kanalinseln rechnen mag, sehen wohl in König Edward ihren Oberherrn; aber vom britischen Parlament wollen sie nichts wissen, weil sie dort nicht vertreten sind. Alle größern Kolonien sind Großbritannien gegenüber tatsächlich unabhängig, und ihre Parlamente sind dem britischen gleich, nicht ihm untergeordnet. Ein Richterspruch des Hauses der Lords ist für sie nicht mehr als ein Urteil des großen Rats von San Marino, wohl aber erkennen sie alle den richterlichen Ausschuß des Geheimen Rats als oberste Berufungsstelle in Rechtsfragen an. Was sie mit dem Mutterlande verbindet, ist nicht das Kabinett mit dem Staatssekretär für die Kolonien, den eine Laune der britischen Wähler der Macht entkleiden kann, sondern der König im Rate. Der richterliche Ausschuß des Geheimen Rats ist der letzte Rest der außerordentlichen Gerichtsgewalt des Königs, aus der der Kanzleigerichtshof hervorging. Ihre strafrechtliche Seite ist mit der berüchtigten Sternkammer der ersten Stuarts untergegangen. Geblieben ist noch auf der Seite des Kirchenrechts und des bürgerlichen Rechts die endgiltige Entscheidung von Berufungen gegen Urteile der jetzt nur auf geistliche Dinge beschränkten Gerichtshöfe der englischen Staatskirche und gegen Urteile der obersten Gerichte in Indien und den nicht zum Vereinigten Königreich gehörenden britischen Besitzungen. In älterer Zeit war die Art und Weise der Urteilfindung wie im Hause der Lords, d. h. jedes Mitglied des Rats war zur Mitwirkung berechtigt. Seit etwa siebzig Jahren hat man die richterlichen Geschäfte den Rechtskundigen allein überlassen. Im Jahre 1871 wurden vier besondre Richter dafür angestellt, und jetzt liegt die Sache so, daß die vier besoldeten Richterposten des Hauses der Lords und die des Geheimen Rats von denselben Personen ausgefüllt werden. Diesen vier schließen sich auch hier der Lordkanzler und ehemalige Richter, die Mitglieder des Rats sind, an.

Der Unterschied zwischen beiden Richterkollegien wird dadurch nicht verwischt; denn im Verfahren sind sie grundverschieden. Der Gerichtshof der Lords verfährt wie eine parlamentarische Körperschaft. Die Richter erörtern den Fall offen als eine Vorlage und stimmen offen ab. Der richterliche Ausschuß des Geheimen Rats dagegen tagt geheim als eine Regierungsbehörde. Seine Entscheidung läßt weder die Meinungen der einzelnen Richter noch das Verhältnis der Stimmen erkennen. Das Ergebnis der Beratung kleidet sich

*) Das schließt jedoch landschaftliche Unterschiede nicht aus. In England gibt es drei verschiedne Arten der natürlichen Erbfolge bei Grundbesitz: gleiche Teilung unter alle Söhne in Kent, das Erbrecht des jüngsten Sohnes mit Ausschluß der ältern in einigen alten Städten, und das Recht der Erstgeburt im übrigen England.

in die Form einer Empfehlung des Ausschusses, das angefochtne Urteil entweder umzustoßen oder zu bestätigen. Die rechtskräftige Entscheidung ergeht dann auf Grund dieser Empfehlung durch den König im Rate.

Mit der Fällung eines Urteils ist natürlich die Aufgabe der staatlichen Rechtspflege noch nicht erfüllt. Nicht minder wichtig ist die Ausführung des Urteils, die den Vollstreckungsbeamten zufällt. Bei den neuen Grafschaftgerichten hat der Registrar, der immer ein Solicitor ist, gewöhnlich auch den Posten eines Obergerichtsvollziehers (High Bailiff), der die schuldigen Geldbeträge einzutreiben hat, im Notfalle durch Pfändung. Bei der Ausführung der Urteile der höhern Gerichte aber hat es die Vorliebe für das Althergebrachte nicht übers Herz gebracht, den Sheriff fallen zu lassen.

Manche Städte haben das Recht, sich selbst einen Sheriff zu wählen; die Londoner City hat ihrer sogar zwei, die auch für Middlesex gelten. Sonst hat jede Grafschaft ihren Sheriff, der jedes Jahr aus den Reihen der Großgrundbesitzer neu bestellt wird durch die Förmlichkeit des Sheriffstechens (pricking the sheriffs). Alljährlich werden aus jeder Grafschaft drei Namen auf die Liste gesetzt, und der König bestimmt den Sheriff, indem er gegen den Namen des Betreffenden ein Loch in das Papier sticht. Der Sheriff ist auf die Dauer seiner Amtszeit für die Ausführung der Urteile des Gerichtshofs verantwortlich. Natürlich ist ihm die Erfüllung seiner Aufgabe unmöglich, weil er von der ganzen Sache so gut wie nichts versteht. Er begnügt sich deshalb mit der durch die Repräsentationspflichten etwas kostspieligen Ehre, High Sheriff zu sein, und überläßt die ganze Arbeit einem Solicitor, der dafür die Sporteln des Amts bezieht. Er kann dazu wählen, wen er will, doch da er verantwortlich bleibt, so wird gewöhnlich von den aufeinander folgenden Sheriffs immer derselbe Undersheriff bestellt, was allein eine geordnete und regelmäßige Abwicklung der Geschäfte ermöglicht. Andernfalls würde das geschichtlich ehrwürdige Sheriffamt ganz abgeschafft werden müssen.

Die Vollstreckung der Urteile dürfte in allen zivilisierten Ländern dieselbe sein. Wenn der Schuldner nicht gutwillig zahlt, wird er ausgepfändet. In der guten alten Zeit hatte ein Gläubiger auch das Recht, einen Schuldner ins Gefängnis zu stecken und dort bis zur Bezahlung der Schuld festzuhalten, auch ohne gerichtliches Erkenntnis. Seit 1869 ist das nicht mehr möglich, aber eine Art Schuldhaft gibt es doch noch. Wenn der Gläubiger dem Richter glaubhaft macht, daß der Schuldner die Mittel hat, seinen Verpflichtungen nachzukommen, so kann der Richter den Schuldner gefangen setzen, bis er zahlt. Nur darf die Haft ein Jahr nicht überschreiten. Im Jahre 1901 wurden von Grafschaftgerichten nicht weniger als 129936 Haftbefehle erlassen. Bei den meisten Schuldnern genügte das, ihre Taschen zu öffnen, bei 8490 blieb die Drohung fruchtlos, und sie büßten für ihre Zahlungsunfähigkeit im Gefängnis. Die Haft wird freilich nicht verfügt der Schuld wegen, sondern wegen Mißachtung des richterlichen Zahlungsbefehls; aber für den armen Teufel, der nicht zahlen kann, ist der Unterschied nicht erkennbar.

Bei Zahlungsunfähigkeit bei mehreren Forderungen droht dem Schuldner das Konkursverfahren, vorausgesetzt, daß die Summe, die er schuldet, fünfzig

Pfund übersteigt. Ein kleiner Händler, dessen Kredit nicht so hoch geht, kann sich auf diese Weise seiner Schulden nicht entledigen, und bis 1883 war er übel dran. Wucherer saugen den kleinen Mann noch mehr aus als den höher stehenden. Bis zu dem genannten Jahre konnte ein solcher Blutsauger sein Opfer das ganze Leben lang verfolgen, und auch wenn alle Schulden fünfzig Pfund überstiegen, gab es keinen Ausweg, weil die Kosten der Konkurseröffnung zu hoch sind. Jetzt ist der Grafschaftrichter ermächtigt, einen kleinen Schuldner, sofern seine Schulden nicht mehr als fünfzig Pfund betragen, wieder frei zu machen, indem er nach Lage der Dinge ihm auferlegt, einen gewissen Prozentsatz der Verbindlichkeiten zu bezahlen.

Für das Konkursverfahren sind besondre Beamte, Official Receivers, bestellt. Ihre Hauptpflicht ist jedoch nicht die Verwaltung der Masse, da es den Gläubigern freisteht, dies selbst zu besorgen; sie haben vielmehr den Schuldner zu vernehmen und die Ursachen der Zahlungseinstellung zu untersuchen. Liegen Verstöße gegen das Gesetz vor, so leiten sie eine strafrechtliche Verfolgung ein, und wenn sie finden, daß der Schuldner durch leichtsinnige Wirtschaft seinen Fall herbeigeführt hat, so kann man sicher sein, daß der Richter, bei dem die Entscheidung liegt, in London ein Richter des High Court, sonst ein Grafschaftrichter, die Entlastung des Schuldners auf längere Zeit vertagt und ihn bis dahin kreditunfähig macht. Wo große Summen ins Spiel kommen, wird das Konkursverfahren für beide Teile das beste sein; für die Gläubiger erlangt es, was zu erlangen ist, und für den Schuldner bedeutet es die Befreiung von einer schweren Last und die Möglichkeit einer neuen glücklichern Laufbahn. Bei kleinern Summen ist es für die Gläubiger oft besser, sich gütlich mit dem Schuldner zu einigen, weil sonst die Kosten des Verfahrens ihre Anteile zu sehr schmälern würden, wie der folgende, glücklicherweise nicht gewöhnliche Fall beweist. Die Masse eines Gemeinschuldners in Wandsworth im Jahre 1888 ergab die Summe von rund 756 Pfund. Die Gerichtskosten und die Gebühren für Massenverwaltung und Versteigerung verschlangen davon fast 729 Pfund, sodaß nur 27 Pfund zur Verteilung gelangten, und die Gläubiger $^1/_3$ Penny aufs Pfund oder noch nicht $^1/_7$ Prozent ihrer als richtig anerkannten Forderungen erhielten. Die Gerichtskosten allein hatten mehr als die Hälfte der Masse genommen.

In einem Rechtsstreit ist es gar nicht schwer, eine im Verhältnis zum Gegenstand riesige Kostenrechnung auflaufen zu lassen. Um Mißbräuchen und Übervorteilungen vorzubeugen, werden zwar die Rechnungen von besondern Rechnungsbeamten (Taxing masters) geprüft und gewöhnlich stark beschnitten — in einem Falle wurden 63 Prozent abgezogen —, doch für den, der zu zahlen hat, sind sie noch immer mehr als hoch genug. Bei den Grafschaftgerichten betragen die vorauszuzahlenden Gebühren drei Schillinge für jedes eingeklagte Pfund mit einem Schilling obendrein bis zum Höchstbetrage von 61 Schillingen. Da nun wenig Klagen auf mehr als zwanzig Pfund gehn, so hat also der Kläger schon fünfzehn Prozent seiner Forderung vorauszubezahlen. Noch teurer wird die Sache, wenn juristischer Beistand nötig ist. Jeder Brief, den ein Solicitor zu schreiben für angebracht findet, wird mit sechs Schillingen

und acht Pence berechnet, und solche Auslagen erhält die siegreiche Partei von der unterlegnen nicht ersetzt. Die im Jahre 1901 bei den Grafschaftgerichten eingeklagten Forderungen ergaben eine Gesamtsumme von 1820054 Pfund und beanspruchten an Gerichtskosten 167000 Pfund und an sonstigen Gebühren 482000 Pfund, zusammen 649000 Pfund oder über 35 Prozent. Bei Rechtshändeln vor einem der höhern Gerichtshöfe kann man weder Solicitors noch Barristers entbehren, und auch die Gerichtskosten sind hoch; sogar in einem einfachen Falle kann man sich immer auf ein paar hundert Pfund gefaßt machen, und in einem schwierigen, der den Gerichtshof tagelang beschäftigt, gehts in die Tausende, besonders wenn Barristers vom ersten Range mit der Führung betraut sind, denen immer noch ein paar jüngere Barristers zur Unterstützung beigesellt werden. Wenn endlich gar noch Berufung eingelegt und die Sache von einer Stelle zur andern geschleppt wird, können einem die Augen übergehn.

Für eine streitsüchtige Partei bietet das englische Gerichtsverfahren Wege genug. Im Jahre 1893 erregte ein Fall großes Aufsehen, weil er dem Eigentümer eines juristischen Fachblatts, das darüber schrieb, eine Beleidigungsklage und eine Geldbuße von 150 Pfund eintrug. Die Sache begann 1889 mit einer Forderung von 43 Pfund für Hausmiete. Die verklagte Partei stellte eine Gegenforderung auf, wurde aber abgewiesen und zur Zahlung der Schuld und der Kosten verurteilt, die sich schon auf 135 Pfund beliefen. Damit nicht zufrieden, versuchte sie alle Spitzfindigkeiten, die möglich waren, und als die Sache endlich abgetan war, stand die Kostenrechnung auf 743 Pfund, die bei der Prüfung auf 680 Pfund ermäßigt wurden. Und das wegen einer Summe von 43 Pfund! Wohl kann man sagen, solche Fälle seien selten. Aber daß sie vorkommen können, beweist, daß man an dem englischen Gerichtsverfahren noch viel bessern und vereinfachen kann, am meisten bei den Kosten. Die höhern Gerichte sind für den weniger bemittelten Mann fast verschlossen, für den wohlhabenden ist auch ein Sieg wenig mehr als ein Pyrrhussieg, und eine Niederlage kann seinen Untergang nach sich ziehn. Die Maschine der Rechtsprechung bedarf einer großen Menge Öl, wie die streitenden Parteien zu ihrem Leidwesen erfahren. Aber die Engländer sind daran gewöhnt, und trotz aller Mängel sind sie mit ihrer Rechtsprechung zufrieden, weil sie der Unabhängigkeit und Unparteilichkeit der Richter vertrauen können, und weil die Entscheidungen den geltenden Rechtsanschauungen entsprechen.

Wo sich, wie in England, die Entwicklung nicht sprungweise, sondern durch allmählichen Übergang vollzieht, da kann man natürlich auf strenge Einheitlichkeit nicht rechnen, und an Sonderbarkeiten fehlt es nicht. Doch so lange in der Hauptsache dem praktischen Bedürfnis genügt wird, wollen solche Sonderbarkeiten nicht viel sagen. Das englische Recht ist nicht erstarrt, sondern noch ebenso bildsam wie je. Als das gemeine Recht nicht mehr ausreichte, haben die Juristen das Billigkeitsrecht ausgebildet, und sie haben auch weiter das Recht den Bedürfnissen der Zeit anzupassen gewußt. Die Zentralisation der Rechtsprechung und die Vereinigung der Juristen an einem Orte sind dafür von dem größten Wert gewesen. Jedes Geschlecht sieht mit dem Fort-

schritt der menschlichen Gesellschaft neue Verhältnisse zutage treten und hat deshalb die Aufgabe, sie in die Rechtsordnung einzufügen. Sonst wird das größte Recht die größte Ungerechtigkeit. Ist die Gesellschaft in ihrem Kern gesund, so vermag sie die Aufgabe zu lösen, ist sie angefault, so erringt sich das Neue die rechtliche Anerkennung durch gewaltsame Umwälzung. Von ernsten Störungen ist auch die englische Gesellschaft nicht verschont geblieben, aber durch rechtzeitiges Einlenken hat sie noch immer verstanden, das Recht in Einklang mit den Forderungen der Zeit zu bringen.

Über den Einfluß der Wissenschaft auf die Literatur

in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts

Von Gerhard Gran in Christiania

Zur Zeit der vorletzten Jahrhundertwende und ein gutes Stück in das neunzehnte Jahrhundert hinein war es die Poesie, die die Hegemonie in der Welt der Geistesmächte hatte. Sogar die Wissenschaften mußten sich vor ihrer Herrschaft beugen, sodaß man zu dieser Zeit gut von einer poetischen (oder romantischen) Physik, einer poetischen Geologie, einer poetischen Soziologie, einer poetischen Medizin usw. sprechen konnte. Auch innerhalb der Fächer, die heute zu den exaktesten gerechnet werden, waren die Forscher von den Dichtern und den Dichterdenkern angesteckt, und sie sahen ihre Aufgaben nicht so sehr darin, Tatsachen aufzuklären, als darin, diese zu Hypothesen, die in der Regel auf der lockersten Wirklichkeitsgrundlage geträumt waren, zusammenzubinden.

Dies gilt nicht bloß von Männern, deren natürliche Begabung zwischen Dichtung und Wissenschaft lag, wie von Steffens, Schelling und dem phantastischen Physiker J. W. Ritter, sondern auch die nüchternsten Forscher, wie zum Beispiel H. C. Örsted, mußten der Zeitrichtung ihren Tribut zahlen. Als dieser 1807 und die folgenden Jahre Vorlesungen über Naturlehre hielt, legte er nur wenig Gewicht darauf, seinen Zuhörern die physikalischen und die chemischen Einzelheiten einzuprägen, sondern er suchte vor allem ihre Aufmerksamkeit auf das geheimnisvolle Band hinzulenken, womit alle Erscheinungen trotz des unendlichen Unterschieds auf der Oberfläche innerlich zusammengeknüpft sind. Er ging von der Elektrizität aus und wies immer auf die beiden Grundkräfte hin, die überall die polaren Gegensätze in der Natur darstellen. Diese Grundkräfte fand er in allen Teilen der unorganischen und der organischen Natur wieder — bis auf den Geschlechtsunterschied bei Pflanzen und Tieren, bis auf die Liebe und den Haß unter den Menschen. Und er fand für diese Gedanken Worte, die so geheimnisvoll und unklar waren, daß sie die mysteriendurstigen Seelen der romantischsten Studenten sättigten.

Später im neunzehnten Jahrhundert aber, nachdem die Wissenschaft auf dem sichrern Wege der Untersuchung ihren Erfahrungsschatz vergrößert hatte,

zerflossen die naturphilosophischen Träume in nichts, und derselbe Örsted, der 1807 nicht davor zurückgeschreckt war, in seinen physikalischen Vorlesungen Öhlenschlägersche Verse beinahe als Beweisstellen anzuführen, verhielt sich 1846 den tollen Sprüngen der romantischen Wissenschaft gegenüber ziemlich ablehnend und erhöhte die Resultate der Erfahrung auf ihre Kosten. „Jene dreisten Geister, sagt er in seiner Gedenkrede über Steffens, die mit so großem Vertrauen glaubten, den Standpunkt gefunden zu haben, von dem aus die Wahrheit entdeckt werden sollte, haben fast nichts neues der Masse unsrer Naturkenntnisse hinzugefügt; wie zahlreich sind aber die Entdeckungen, die unterdessen auf dem Wege der Erfahrung gemacht worden sind!“

Örsted war doch noch bereit, der spekulativen Wissenschaft eine gewisse Bedeutung als Wecker und Anreger einzuräumen; aber bald sahen die Forscher diese ganze Richtung als einen Feind an. Als Claude Bernard zehn Jahre später (1855) seine Professur in Paris antrat, hielt er eine Lobrede auf seinen Vorgänger, den berühmten Physiologen Magendie, und das, was er vor allem bei ihm lobt, ist eben der Mangel an philosophischem Geist, ja vielmehr die Abneigung gegen jede Schönrederei in seiner Wissenschaft. „Er wollte von nichts anderm hören als von dem reinen, isolierten, experimentellen Resultat, ohne daß irgend eine systematische Idee hinzukommen dürfte, weder als Ausgangspunkt noch als Schlußsatz.“ Andre Forscher möchten sich gern mit den Größen der Wissenschaft vergleichen, den Vätern der grundlegenden Theorien. „Was mich betrifft, so pflegte dagegen Magendie zu sagen, so bin ich viel bescheidner, ich vergleiche mich mit einem Lumpensammler; den Stab in der Hand und den Sack auf dem Rücken wandre ich durch das Reich der Wissenschaft und sammle auf, was ich finde.“

Genauer kann man sich nicht ausdrücken, wenn man das bezeichnen will, was in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts der Geist der Wissenschaft wurde. Es ist allerdings so, daß es den Menschen schwer wird, die schlimme Gewohnheit des Spekulierens und des Träumens völlig abzuwerfen, und sogar in den Darwinschen Hypothesen ist ein Element von Gedankenkühnheit, das von naturwissenschaftlichen Spezialisten verächtlich als Romantik und Metaphysik bezeichnet wird. Streng genommen sollten sich die positivistischen Forscher damit begnügen, Lumpensammler zu sein. Höchstens dürften sie nach ihren eignen Theorien die Lumpen, die zusammengehören, in Haufen ordnen. Suchen sie aber auf diese Haufen Ansichten über den Ursprung oder die Absicht der Dinge zu gründen, dann sind sie auf schwankendem Grunde, außerhalb dessen, was sie selbst als ihr Gebiet und das der menschlichen Erkenntnis bezeichnen.

Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war die Verwandlung vollzogen, der romantische Rausch ausgeschlafen, die Träume waren verschwunden, und der Kultus der Tatsachen war an ihre Stelle getreten. Und da es sich nun zeigte, wie weit man auf diesem Wege gelangen konnte, wie willig die Natur war, sich durch die neuen Scharen von Forschern ausfragen zu lassen, so stieg die exakte Wissenschaft in Macht und Gewalt, warf das Joch der Poesie und der Metaphysik ab und übernahm selbst die Hegemonie der Geisterwelt. Und sie verbreitete ihre Herrschaft über alle Provinzen: über Geschichte, Kritik,

Digitized by Google

Soziologie, Politik, Moral, Religion und nicht am wenigsten über die Dichtung. War es früher so gewesen, daß die Forscher Dichter waren, so wurde es nun umgekehrt so, daß die Dichter Forscher wurden.

Björnstjerne Björnson fühlte schon als zweiundzwanzigjähriger Student den Zeitgeist, als er 1855 in einer norwegischen Zeitung schrieb: „Von allen Seiten dringt man tiefer in die Natur ein, von der Wissenschaft wie von der Kunst: man sucht ihre kleinsten Züge auf, man zergliedert und untersucht und beschreibt und porträtiert die kleinste Blume, den kleinsten Wurm. Es ist die Aufgabe unsrer Zeit hervorzusuchen, es wird die einer andern sein zu ordnen. Und in der Kunst zeigt sich dieser Naturalismus des Zeitgeistes darin, daß man mehr nach Wahrheit als nach Schönheit strebt."

„Es ist die Aufgabe unsrer Zeit hervorzusuchen, es wird die einer andern sein zu ordnen." Man sieht, wir stoßen wieder auf den Lumpensammler, diesesmal bei einem Poeten. Und aus spätern Zeiten, als das Wort Naturalismus ein europäisches Schlagwort geworden war, kann man ohne Schwierigkeit Bände von Äußerungen anführen, die mehr oder weniger deutlich von der Neigung der Literatur zu wissenschaftlicher Exaktheit Zeugnis ablegen. Nous autres naturalistes, nous hommes de science, sagt Zola ohne Umschweif von sich und andern Schriftstellern. Man kann keinen Roman, kein Drama aus der Zeit von 1860 bis 1890 lesen, ohne auf diese Tendenz zu stoßen, und man kann sich keine Vorstellung von dem Wesen der europäischen Literatur in dieser Zeit machen, ohne mit ihr zu rechnen; ich meine selbstverständlich nicht, daß sie der einzige Zug wäre — und ich weiß nicht einmal, ob sie der wichtigste ist; aber sie ist jedenfalls einer unter vielen andern und ohne Zweifel so wesentlich, daß sie eine spezielle Untersuchung verdient. Ich will mich hier hauptsächlich auf allgemeine Betrachtungen beschränken über die verschiednen Wege, auf denen die Wissenschaft in dem erwähnten Zeitraum die Literatur beeinflußt hat. Die Beispiele werde ich fast ausschließlich aus der französischen Literatur nehmen, teils damit die Darstellung nicht zu zerstreut werde, teils auch weil die Richtung hier ihre deutlichsten Formen gefunden hat.

1

Am auffallendsten erscheint der Einfluß der Wissenschaft auf die Literatur in der Stoffwahl der Schriftsteller. Überall finden wir hier denselben culte du fait wie in der Wissenschaft wieder. Während der Romantiker sowohl in der Wahl wie in der Behandlung der Stoffe kraft seiner Phantasie souverän ist, ist der naturalistische Dichter dagegen ganz und gar an die Tatsachen gebunden. Friedrich Schlegel hatte als Lehre aufgestellt, die Willkür sei das einzige Gesetz des Dichters, und die Romantiker schufen danach ihre Helden, die ihren Ursprung in dem Gehirn der Dichter hatten, und die sich an Orten und in Zeiten bewegten, die es nicht gab; es konnte ziemlich gleichgiltig sein, ob sie von Persien oder von Arabien, vom Mittelalter oder vom Altertum sprachen; denn es war in der Tat immer wie in der Hamadryade des dänischen Dichters C. Hauch, wo die Szenenangabe einfach lautet: „Zeit und Ort unbestimmt." Ganz folgerichtig nach der Schlegelschen Maxime meinte denn auch

der romantischste der Romantiker, Novalis, daß die eigentlichste Poesie ins Märchen ausmünden müsse, wo die Wirklichkeit der dichterischen Gedankenflucht keinen Zwang auferlege.

Im Gegensatz dazu dreht sich die Literatur nach 1830 fast ausschließlich um die Gegenwart und die Wirklichkeitswelt, die den Schriftsteller umgibt, um die Bourgeois, die er täglich vor Augen hat, um die Arbeiter, die er in ihren Werkstätten und Wohnungen studieren kann, um die Künstler, deren Arbeit und Kämpfen er folgen kann, um die Journalisten, Bauern, Finanzleute, Ingenieure — kurz um alle Elemente, aus denen unsre moderne Gesellschaft zusammengesetzt ist. Neue Stoffe können entdeckt werden, wie eine wissenschaftliche Tatsache, sie dürfen aber nicht wie von den altmodischen Dichtern erfunden werden. Die Erfindung spielt überhaupt in der naturalistischen Literatur fast keine Rolle, am besten wäre es, wenn man das Leben selbst abschreiben könnte, was auch in großem Maßstabe getan worden ist. Maxime du Camp erzählt z. B. in seinen literarischen Erinnerungen auf Schritt und Tritt den Lebensgang der wirklichen Madame Bovary; sie hieß Madame Delaunay, und ihr Mann war beim Vater Flauberts, in dessen Hause der Dichter das Paar kennen gelernt hatte, Schüler gewesen. Alles, was Madame Bovary erlebt, war in Wirklichkeit der Madame Delaunay passiert; und der Roman Flauberts ist im Grunde nichts als eine tief eingehende Analyse der physiologischen und psychologischen Entwicklung Madame Delaunays. In ähnlicher Weise kann man in den Tagebüchern der Gebrüder Goncourt das Schicksal der Germinie Lacerteux nachlesen; in Wirklichkeit war sie Dienstmädchen bei einer Cousine der beiden Brüder, die immer Gelegenheit hatten, sie mit wachsamen Augen zu beobachten. Und es gibt wohl kaum eine Gestalt im ganzen naturalistischen Roman, die nicht mehr oder weniger genau nach einem lebendigen Modell gezeichnet worden wäre.

Und wie mit den Personen, so war es auch mit der Umgebung. Als der italienische Schriftsteller Edmondo de Amicis Zola besuchte und seine Notizen durchblätterte, fand er unter den Vorstudien zu den Romanen genaue Zeichnungen von den Ortschaften, wo ihre Menschen verkehrten. Der ganze Assommoir war abgebildet: die Straßen im Viertel, wo der Roman handelt, mit allen Ecken und mit deutlichen Schildern an den Läden; man konnte Gervaise auf allen ihren Umwegen verfolgen, auf denen sie den Gläubigern zu entgehn suchte, und die geheimnisvollen Wege Nanas, auf denen sie während der Nacht hinausschlüpfen konnte; eine Kneipe lag bei der andern, das große Haus Marescots war genau gezeichnet, in einem Stockwerk sah man die Zimmer, das Meublement, die Korridore usw. Wenn wir zum Vergleich an die schon erwähnte Szenenangabe in der Hamadryade denken: „Zeit und Ort unbestimmt," so wird der Gegensatz zwischen den beiden Literaturrichtungen klar.

Die Wissenschaft beeinflußt aber die Stoffwahl der Dichter nicht nur so, daß sie durch den culte du fait, der ihr Grundprinzip ist, ganz im allgemeinen auf die handgreiflichen Wirklichkeitsobjekte als auf das einzig wertvolle Material hinweist, sondern auch ganz direkt dadurch, daß sie ihnen einen ganzen Reichtum von Stoffen aus ihren eignen Fachgebieten liefert. Es sind, außer den großen naturwissenschaftlichen Hypothesen, namentlich die Nervenphysiologie, die Psychiatrie

und die Medizin, die ausgebeutet werden; aber auch die Geologie, die Geschichte und die Archäologie geben Beiträge her. Alle Bände des Cyklus Les Rongon-Macqnart sind oder wollen eine Illustration der Erblichkeitsgesetze sein; dasselbe gilt von den „Gespenstern"; Madeleine Férat behandelt einen speziellen Fall von Erblichkeit. „Ein Volksfeind" holt das Symbol aus der Bakteriologie.

Die naturalistischen Romane sind voll von Nervenkranken, es wimmelt von Beschreibungen physiologischer Degeneration; Krankheiten und Operationen kommen massenhaft vor; mit peinlicher Genauigkeit wird in Une page d'amour eine tuberkulöse Meningitis beschrieben; auf vielen Seiten folgen wir in La joie de vivre der schmerzhaften Niederkunft Luisens, die mit der Fachkenntnis eines Geburtshelfers geschildert wird; in der Sœur Philomène erleben wir eine grauenerregende Amputation der rechten Brust, in Charles Demailly die unheimliche Entwicklung einer Geisteskrankheit, in Renée Mauperin das langsam tötende Werk der Tuberkulose. Auch die Beobachtungen der modernen Kriminalisten über den gebornen Verbrecher finden wir vielfach ausgebeutet, z. B. in der Zeichnung Lantiers in La bête humaine.

Die Gebrüder Rosny schrieben ihre vorhistorischen Romane als begeisterte Apostel der Entwicklungslehre, und ihre Darstellung dieser primitivsten Formen des Kampfs ums Dasein sind auf ernste geologische, botanische, paläontologische und ethnographische Studien gegründet; Jules Clarcties Amour d'un Interne ist eine Dissertation über die religiösen und die erotischen Formen der Hysterie. Die Anfälle werden in ihren Symptomen und Einzelheiten eingehend beschrieben; der Schriftsteller führt uns als ein gelehrter Führer in den Sälen der Salpetrière herum, bleibt bei jedem Bett stehn und demonstriert jeden Fall; in einem andern der Claretieschen Romane Jean Mornas sind die Hypnose und ihre Wirkungen das eigentliche Thema, und bei Belot, Hector Malot, Rachilde usw. findet man physiologische Anomalien, geschlechtliche Perversitäten und andre pathologische Erscheinungen auf der Grundlage einer mehr oder weniger gründlichen Aneignung der letzten wissenschaftlichen Resultate dargestellt.

Auch die Schriftsteller, die sich gewissermaßen in einen Gegensatz zum Naturalismus stellen, können oder wollen sich doch nicht von dem Strome, der von der Wissenschaft zur Literatur führt, losmachen. So auch die sogenannte psychologische Schule mit Paul Bourget an der Spitze; er gefällt sich darin, in seinen Kritiken wie indirekt auch in seinen Romanen Forscher wie Lotze, Fechner, Helmholtz, Wundt und Ribot zu benutzen, und seine Nachfolger gehn in seinen Fußtapfen. Auch Sully-Prudhomme, der Begründer der poésie scientifique, folgt diesem wissenschaftlichen Zuge, wie Groth in den Grenzboten in seinen Streifzügen durch die französische Literatur nachgewiesen hat. Ja sogar die Schriftsteller, die für Kinder und die reifere Jugend schreiben, holen ihre Stoffe aus der modernen Wissenschaft, die sie in ihren Büchern populärisieren, wie das mit Flammarion, Jules Verne, Robida u. a. m. der Fall ist.

Die Wahl aller dieser Stoffe beruht auf der aus der Wissenschaft kommenden Erkenntnis, daß uns das Leben selbst für immer unerklärlich bleibt; wir müssen uns also damit begnügen, Stückchen vom Leben zu kennen und darzustellen. Un coin de la vie ist das Wort, womit Zola genau die einem modernen

Dichter zugänglichen Stoffe begrenzt. Da nun aber das Leben eine endlose Menge von coins umfaßt, so geht es in der Literatur, wie es in der Wissenschaft gegangen ist: der einzelne Verfasser kann das Ganze nicht beherrschen, und man teilt deshalb die Provinzen unter sich, oder mit andern Worten: es entwickeln sich Spezialisten. Guy de Maupassant macht sich eine Spezialität aus normannischen Bauern, Daudet bewegt sich am sichersten in Südfrankreich, Pierre Loti segelt nach fremden Gestaden, wo er seine Bücher mit exotischem Dufte füllt. Und wenn sich die meisten Schriftsteller auch nicht (das gilt auch von den genannten) in die Beschränkung auf bestimmte Gebiete finden wollen, so sind sie doch Spezialisten in jedem einzelnen Buche; jeder Roman ist eine Spezialstudie, eine Monographie. L'Assommoir ist eine Monographie über die Trunksucht, La fille Elisa und Nana sind Spezialstudien über die Prostitution, Germinie Lacerteux wird von den Dichtern selbst une clinique d'amour genannt, Au Bonheur des dames ist eine soziologische Studie über die Ernährung einer Großstadt, L'Œuvre eine über den modernen Künstler, Bel-Ami eine über den modernen Journalisten usw.

Die naturalistischen Spezialisten nehmen die Wissenschaftlichkeit ihrer Werke mit vollem Ernst; und es kommt auch vor, wenn auch das Gegenteil öfter der Fall ist, daß die Wissenschaft ihre Prätensionen honoriert. Zola hat z. B. wiederholt die Genugtuung erlebt, daß seine Bücher Gegenstand einer lebhaften Erörterung in strengen Fachzeitschriften, wie Le Corrèspondant médical und Annales médico-psychologiques gewesen sind; und der Großmeister der italienischen Kriminalistenschule, Lombroso, hat unter anderm eine Abhandlung über „Ibsens Gespenster und die Psychiatrie" geschrieben, worin er im wesentlichen die wissenschaftliche Korrektheit der dichterischen Darstellung anerkennt.

2

Der Stoffwahl ganz nahe und von ihr beeinflußt liegt die schriftstellerische Methode oder die Arbeitsweise der Dichter. Auch auf die Methode hat die Wissenschaft großen Einfluß ausgeübt. Es ergibt sich übrigens aus dem Vorhergehenden, daß, wenn sich die Dichtung auf die Darstellung der Wirklichkeitsobjekte beschränkt hatte, ihr, wie der Wissenschaft, nur der Weg der Beobachtung offen stand. Die Beobachtung ist für die Dichter wie für die Forscher die unentbehrliche Grundlage aller methodischen Mittel. Es gilt seine Augen zu benutzen, denn eine möglichst genaue Beobachtung ist die notwendige Bedingung eines möglichst guten Resultats. Auch hier ist der Gegensatz zu den Romantikern sehr schroff; die Romantiker schlossen die Augen absichtlich zu, da sie von dem bunten Lärm der äußern Welt in ihren Träumen nicht gestört werden wollten. Der norwegische Lyriker Henrik Wergeland (1808 bis 1845) sagt hierüber:

Prosaiske øie, som kiger fra ruden,
er stolt af at tælle hver pore paa huden,
hvad nytter dig synet, den lygtemands ild,
som hopper paa tingenes former deruden?
— — — — — — — — — — — —

Hvis stort du vil se, det hjælper dig ei,
sid heller i natten, luk øinene til,
da maaske — ja hvis din genius vil —
du mer faar at se end blot kappen af guden,
som gaar gjennem verden og tiden
og menneskeheden sin evige vei.

Die wörtliche Überſetzung in Proſa würde etwa lauten:

Proſaiſches Auge, das zum Fenſter hinausſchaut, iſt ſtolz, die Poren der Haut zu zählen, was nützt dir das Geſicht, das trügende Feuer, das nur die Formen der Dinge entdeckt? Wenn du Großes ſehen willſt, es hilft dir zu nichts, dann eher des Nachts mit geſchloſſenen Augen, wenn dein Genius es will, wirſt du mehr als den Mantel des Gottes ſehen, der durch die Welt und die Zeit und die Menſchheit den ewigen Weg geht.

Der Romantiker hat Geſichte, der Naturaliſt ſieht. Das proſaiſche Auge, das mit Stolz jede Pore der Haut zählt, und das Wergeland ſo verächtlich erwähnt, das gerade iſt es, was die naturaliſtiſchen Schriftſteller zu haben wünſchen. Wie Detektive gehn ſie im Leben umher und ſchnüffeln, merken ſich jedes Wort und jedes Mienenſpiel, jeden Windhauch und jede Farbennüance: das Ideal iſt La Faustin bei Goncourt, die mit Genauigkeit die Geſichtsverzerrungen ihres ſterbenden Liebhabers beobachtet und vor dem Spiegel die Grimaſſen nachahmt, die durch das Zucken des risorius und zygomaticus entſtehn, denn ſie will ſpäter in einer Sterbeſzene auf der Bühne ihre Wahrnehmungen verwerten. Es gab eine Zeit, wo man nur wenig Freude davon hatte, mit Schriftſtellern zu verkehren, weil man immer das Gefühl hatte, daß man Modell ſaß und in ihre verwünſchten Notizbücher hinein ſollte. Das gehörte nämlich auch zur Methode der Naturaliſten, daß ſie Notizen machten; ſie gingen mit ihren Heftchen umher, in die ſie zur Stütze ihres Gedächtniſſes alles, was ihre gierigen Augen nur verſchlingen konnten, niederſchrieben. Und wie die Forſcher begnügten ſie ſich nicht mit dieſen „Quellenſtudien," ſondern ſie durchſtöberten auch mit großem Fleiß „die Literatur." Alles Geſchriebne und Gedruckte, was ihr Thema in irgend einer Weiſe beleuchten konnte, wurde zu Rate gezogen. Als Flaubert an Salambô arbeitete, begnügte er ſich nicht damit, nach Karthago zu reiſen, dort ſelbſt die Landſchaft zu ſtudieren, ſondern er durchforſchte auch die ganze archäologiſche Literatur, um ſeine Rekonſtruktion der alten Handelsſtadt auf einer ſolchen wiſſenſchaftlichen Grundlage aufbauen zu können. Zur Vorbereitung von La Tentation de St. Antoine durchſtöberte er die große Bibliothek ſeines gelehrten Freundes Maxime du Camp, und vor der Ausarbeitung von Bouvard et Pécuchet liegt das Studium von 1500 Bänden. Und wie mit Flaubert, ſo war es auch mit den andern der Fall, mit Goncourt, Zola, Rosny uſw., die ihr Geſchäft mehr oder weniger gründlich betrieben.

Wenn die Naturaliſten dann genug geſehen und geleſen haben, wenn ſie ihre Fächer mit Notizen nach der Wirklichkeit und Exzerpten aus den Büchern gefüllt haben, fangen ſie an zu ordnen, gruppieren, was zuſammengehört, in Mappen, legen Inhaltsverzeichniſſe an und entwerfen den Plan des Werkes. Es iſt ganz wie mit einer wiſſenſchaftlichen Arbeit: die Vorſtudien ſind unendlich viel weitläufiger als das Schreiben; hundert Seiten Notizen geben oft nur eine Seite Text. Ein Romantiker, der einen Roman oder ein Drama ſchreiben wollte,

setzte sich vor ein Stück weißes Papier, die Feder in der Hand, an den Schreibtisch; er hatte wie die Spinne aus dem eignen Innern das Gewebe herauszuspinnen. Der Naturalist hat seinen Stoff bequem vor sich liegen, seine Arbeit besteht wesentlich darin, die Erinnerungsbilder, die ihm seine Notizen zuführen, zu konzentrieren und neu zu beleben. Seine Arbeit kann deshalb regelmäßig fortschreiten wie die des Forschers. Der Romantiker muß warten, bis der Geist über ihn kommt, der Naturalist weiß, was er jeden Tag zu tun hat, und er kann sich, wie Zola, mit einer bestimmten Anzahl Arbeitsstunden und einer bestimmten Anzahl täglich geschriebner Zeilen einrichten. Die dichterische unberechenbare Inspiration ist von der regelmäßigen wissenschaftlichen Methode abgelöst worden.

Die Grundlage dieser ganzen Arbeit ist, wie wir gesehen haben, die Beobachtung, eigne und fremde Beobachtung. Die Naturwissenschaft begnügt sich aber, wie bekannt, mit der einfachen Beobachtung nicht; nebenbei wird auch das Experiment angewandt. Der Chemiker oder der Bakteriologe ist nicht darauf beschränkt, die Dinge nur in ihrer natürlichen Erscheinung wahrzunehmen, er kann mit ihnen operieren; er kann die Stoffe mischen und die Pilze kultivieren, und durch diese Versuche verschafft er sich neue Kenntnisse. Emile Zola, der sich gern homme de science nannte, glaubte nun auch auf diesem Wege der Wissenschaft folgen zu können. Er machte sich eine Art naturwissenschaftlicher Ästhetik, die er — charakteristisch genug — nicht auf frühere ästhetische Theorien, sondern direkt auf ein Handbuch der experimentellen Medizin gründete. Er nannte sein Buch Le Roman expérimental. Der Romanschreiber hätte nicht bloß zu beobachten, sondern auch wie der Naturforscher Versuche zu machen. Wenn Zola auf einer Reihe der genauesten Beobachtungen eine Gestalt aufgebaut hatte, fing er an, mit ihr zu experimentieren, wie er es nannte; d. h. er stellte sie in neue „Milieus“ und sah, wie diese auf sie einwirkten; er stellte sie mit andern Personen in Verbindung und sah, welche Eigenschaften sich unter diesen neuen Einflüssen bei ihr entfalteten usw. Und dieses Spiel wollte er für Wissenschaft ausgeben; mit unglaublicher Konfusion verlangte er für diese Gedankenexperimente denselben oder einen ähnlichen Wirklichkeitswert wie für die chemischen oder die physiologischen Versuche. Er schien ganz blind für den Unterschied zu sein, daß, während die naturwissenschaftlichen Versuche zuletzt doch von der Beobachtung scharf kontrolliert werden, die sogenannten Experimente des Romanschriftstellers nur in seinem eignen Gehirn geschehn und jeder Kontrolle unzugänglich bleiben. In der Schrift Le Roman expérimental hat die literarische Nachahmung der Wissenschaft den Höhepunkt erreicht; ja sie ist wieder in das Gegenteil verfallen. Denn mit diesem sinnlosen Versuch, das Experiment im Roman anzuwenden, ist man wieder zur Romantik zurückgekommen, zu der von der Wirklichkeit ganz unabhängigen Welt, wo „die Willkür das einzige Gesetz des Dichters ist.“

3

Wenn ein Physiolog eine Studie über den Alkoholismus schreibt, so interessieren ihn auf der einen Seite die chemischen Eigenschaften des Alkohols und auf der andern die Veränderungen im menschlichen Körper, die durch den

Digitized by Google

Genuß von Alkohol hervorgebracht werden. Wenn er nebenbei entweder sein Mitgefühl mit dem unglücklichen Opfer oder seinen Zorn über die durch die Trunksucht hervorgebrachte menschliche Erniedrigung ausspricht, so kann ihm das natürlich niemand verbieten; aber er hört in demselben Augenblick auf, ein Physiolog zu sein und wird ein Laienprediger. Nun, die naturalistischen Dichter wollen Physiologen und nicht Laienprediger sein, und deshalb betonen sie so stark ihren esprit scientifique. Ebensowenig wie ein Chirurg in die wissenschaftliche Darstellung einer Operation den Bericht über eine Träne, die er beim Anblick der Zerstörung durch die Krankheit vergossen hat, einflechten würde, ebensowenig darf der naturalistische Dichter in seinen Büchern seine persönlichen Gefühle bei dem, was darin erzählt wird, zum Ausdruck bringen. Balzac konnte noch nicht davon ablassen, er gefällt sich jeden Augenblick in weitläufigen Auseinandersetzungen, oder er legt seinen Personen lange Monologe in den Mund, durch die wir deutlich seine eigne Stimme hören. Flaubert dagegen betrachtet die Neutralität des Verfassers als eine unabweisbare Forderung; er versagt sich jede Äußerung von Gemütsbewegung, schildert das Gute ohne irgend welche Sympathie und das Böse, ohne sich irgendwelche Mißbilligung merken zu lassen. „Jedes Buch, worin sich der Verfasser verrät, ist verurteilt," pflegte er zu sagen.

Der Naturalist sucht hinter den Vorgängen, die er darstellt, ganz und gar zu verschwinden. Man hört ihn mit seinen Personen weder lachen noch weinen, ebensowenig wie er sich darauf einläßt, ihre Handlungen zu beurteilen. Er zieht keine Folgerungen, predigt keine Moral, hat keine Tendenz. Der Schriftsteller ist nämlich kein Moralist, sondern ein Anatom und begnügt sich wie dieser damit, klar zu machen, was er im menschlichen Kadaver findet. Wenn der Leser irgendeine Lehre aus seinen Büchern zu ziehn wünscht, so ist ihm das Material zurechtgelegt; der Schriftsteller selbst aber hält sich abseits und gibt ihm keinen Fingerzeig, da dies der künstlerischen und der wissenschaftlichen Bedeutung des Werkes schaden würde. Dieses Streben des Dichters nach Unpersönlichkeit steht natürlich in keiner Weise mit der Tatsache im Widerspruch, daß er während der Arbeit Freuden und Qualen mit seinen Personen teilen kann. Von Amalie Skram weiß man, daß sie oft bittere Tränen weint, wenn sie von Schmerz und Unglück berichten muß. Und von Flaubert hat man den Brief an Taine, worin er erzählt, daß er, während er an der Darstellung der Selbstvergiftung Madame Bovarys arbeitete, mit einem starken Arsenikgeschmack im Munde umhergegangen sei, was ihn so sehr angegriffen habe, daß er zweimal sein Mittagessen habe vomieren müssen.

Die Forderung, objektiv zu sein, kann natürlich den Naturalisten nicht verhindern, ein Buch über sich selbst zu schreiben; soll das aber irgend einen Wert haben, so muß er sich gewissermaßen hinter sich selbst stellen, sich in eine gewisse Entfernung bringen können, sodaß er sich wie ein andres Observationsobjekt beobachten kann. Da es aber selbstverständlich in diesem Falle schwierig ist, sich den sang-froid de voir juste, der die gemeinschaftliche Voraussetzung der Wissenschaft und der Kunst ist, anzueignen, so läßt sich ein echter Naturalist auf eine solche Aufgabe nur ungern ein. Es ist deshalb gewiß kein Zufall,

daß, während die romantische Literatur von Autobiographien und Ich-Romanen strotzt, im Naturalismus diese Arten von Dichtungen nur einen verschwindend kleinen Platz einnehmen.

4

Der Einfluß der Wissenschaft macht sich auch in der Wahl der Formen, die die Literatur bevorzugt, geltend. Bei einem raschen Überblick über die Büchermassen der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts fällt die Tatsache am meisten ins Auge, daß die Prosa fast allein den literarischen Markt beherrscht, während die Verse fast zu verschwinden scheinen; der Gegensatz zu der vorhergehenden und auch zu der nachfolgenden Periode ist hier auffallend. Viele der ältern Naturalisten haben zwar mit Versen angefangen; aber nachdem sie allmählich vom esprit scientifique ergriffen worden waren, verachteten sie Reim und Rhythmus und betrachteten später ihre Verse als Jugendsünden, über die sie fast erröteten. In der prosaischen Literatur nimmt wieder der Roman den größten Raum ein. In Frankreich waren drei Viertel von allen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erschienenen literarischen Büchern Romane, und das Verhältnis wird wohl in den meisten andern europäischen Ländern dasselbe sein. Der Roman wurde die naturalistische Gattung par excellence. Er legte dem Schriftsteller keinen Zwang auf, wie es mit dem Drama der Fall ist, wo die Wirklichkeit aus Rücksicht aufs Publikum in mildere Formen gebracht werden mußte, und wo man sich außerdem an eine konventionelle Technik, die man nicht abzuwerfen vermochte, gebunden fühlte. Der Roman war elastisch und ohne Grenzen wie die Wirklichkeit selbst; darin konnte alles eingestellt werden, er hatte keinen Rahmen und konnte ohne weiteres alles, wofür man Platz verlangte, in sich aufnehmen. Der Roman wurde deshalb den Naturalisten beinahe der Inbegriff aller Literatur.

Die nächste formale Frage ist der Stil. Eigentlich müßte man glauben, daß für Schriftsteller, die für Naturforscher gelten wollen, die Stilfrage erst in zweiter Reihe kommen könnte; ein Chemiker denkt nicht daran, ob die Sätze in seiner Abhandlung durch Schönheit wirken; die Forderungen, die man an den wissenschaftlichen Stil stellt, sind Kürze, Klarheit und Genauigkeit; das Malende in der Sprache würde hier eher störend wirken. Zola scheut sich nicht, auch auf diesem Gebiete der Kunst die Folgerungen aus seiner Theorie zu ziehn, freilich nicht praktisch, sondern nur theoretisch. Er beklagt, daß er zu früh geboren sei, daß er in seiner Jugend von der romantischen Bilderfreude zu sehr durchfeucht worden sei, als daß er sich davon ganz losreißen könnte; es ärgert ihn, daß er die Hugoschen Federbüsche abzuschütteln nicht imstande sei. Denn der Stil den er für den besten und zweckmäßigsten ansieht, ist die bilderlose und klare Sprache eines Voltaire. „Gut schreiben heißt, einen Gedanken oder ein Gefühl mit dem richtigen Worte ausdrücken," sagt er, und deshalb polemisiert er scharf gegen seine eigne Stilisterei und die der Zeit.

Ganz anders verhalten sich die Gebrüder Goncourt zur Stilfrage, sowohl theoretisch wie praktisch. Ihnen ist die Wahl des Wortes von der allergrößten Bedeutung. Sie sagen einmal, daß der größte Unterschied zwischen der ältern und der modernen Literatur le remplacement de la généralité par la parti-

cularité sei. Oder mit andern Worten: hatte man sich früher vor allem für das, was die Dinge gemeinschaftlich haben, interessiert, so haben die Modernen namentlich für das, worin sie verschieden sind, ihre Augen offen. Soll aber ein klares Bild der Besonderheiten gegeben werden, so ist es nicht genug, daß man alle charakteristischen Einzelheiten beobachtet, sie müssen auch in einer Sprache wiedergegeben werden, die die unendlichen Nüancen und die feinsten Schattierungen der Wirklichkeit zeigt. Der Stil wird also mehr als eine Frage der Rhetorik, er wird ein Instrument, womit man die feinsten Ausschnitte der Wirklichkeit machen kann. Die Gebrüder Goncourt fühlten, wie J. P. Jacobsen, daß jedes Ding auf hundert Arten gesagt werden könne, sie waren aber auch, wie er, davon überzeugt, daß von diesen hundert Arten neunundneunzig verwerflich seien, und nur eine mit dem Gedanken oder der Vorstellung genau übereinstimme. Und bei ihrem Haß gegen das Allgemeine fanden sie die von der französischen Akademie patentierte Sprache arm und ungenügend; sie lauschten deshalb der Straßensprache, dem Klubjargon, der lebendigen Rede in allen ihren Formen, suchten in Wörterbüchern und ihrer Lektüre alte Wörter auf, machten neue, folgten der syntaktisch regelmäßigen Wortfügung nicht, wenn sie meinten, daß sie ihnen nicht paßte, bauten ihre Sätze dem Leben statt der Grammatik nach und führten in Verbindung mit ihren Nachfolgern hierdurch einen erfrischenden Strom von neuem, ungebrauchtem Stoff in das alte, akademische, allzu steife Sprachgebäude ein. Die Wissenschaft beeinflußte auch in einer andern, direktern, aber weniger glücklichen Weise die Sprache. Sowohl Zola wie die Goncourts und die andern Naturalisten, vor allen die Gebrüder Rosny, hatten in ihrer anmaßenden Bestrebung, gelehrt zu scheinen, eine gewisse Neigung, ihre Sprache mit Wörtern und Wendungen aus der Fachliteratur zu bereichern; sie plünderten die Spezialwörterbücher und machten sich dadurch eines „wissenschaftlichen" Barbarismus in der Behandlung der Sprache schuldig.

5

Wir wollen auch noch die Lebensanschauung, die Auffassung von Welt und von Menschen, die uns im Naturalismus entgegentritt, mit ein paar Worten erwähnen. Der Naturalist mag wohl behaupten, daß er nur wie ein photographischer Apparat arbeite, der ganz passiv Bilder aus der Welt aufnehme; er kann sich aber der menschlichen Natur nicht entziehn, die zugleich damit, daß sie ihm das Sehen ermöglicht, ihn auch in irgend einer Weise zu sehen zwingt. Die romantische Weltanschauung war ausgeprägt idealistisch und anthropozentrisch; die Naturforschung setzt den Wert der Ideen herab und entfernt den Menschen von dem Weltmittelpunkt, wo er zu stehn geglaubt hatte, erniedrigte ihn zu einem Stück Natur, knüpfte ihn mit allen andern lebenden Wesen an eine Entwicklungskette und unterwarf ihn denselben Gesetzen, die überall in der Natur sonst herrschen. Von der menschlichen Seele wurde nur wenig Wesens gemacht, aber desto mehr von seinem Körper; Psychologie wurde zur Psychophysik, Seele zu Nerven.

Die Schriftsteller folgten der Wissenschaft in dieser Richtung; auch sie studierten sehr eifrig den materiellen Menschen, suchten die psychischen Vorgänge

aus den physiologischen zu erklären, schabten den Kulturfirnis ab, um la bête humaine, die Hauptperson ihrer meisten Romane, zu entlarven. Von der naturwissenschaftlichen Lehre des grausamen Kampfes ums Dasein, von den medizinischen Enthüllungen des menschlichen Elends, von dem Einblick der Psychiatrie in die unheimliche Pathologie des Nervenlebens lernten die Dichter das Leben schwarz ansehen, und unter diesen Einflüssen wurden sie in einen Pessimismus hineingezogen, der das Finstere und die Schattenseiten absichtlich hervorsuchte. Die Wissenschaft stößt in ihren Untersuchungen nie auf etwas, was aus dem Nichts kommt. Sie ist mit andern Worten deterministisch. Wird nun auch der Mensch auf diese Weise als ein Glied der Natur betrachtet, so muß man einräumen, daß auch bei ihm nichts von selbst entstehn kann; jede menschliche Eigenschaft und jede menschliche, körperliche oder seelische Erscheinung hat ihre Bedingungen, die wieder ihre Bedingungen haben usw. ins Unendliche; man kann die Reihe weit verfolgen, man kommt aber nie an den Endpunkt, wo das „Unbedingte" auftritt. Mit andern Worten, wenn man die naturwissenschaftliche Erfahrung auch auf den Menschen anwendet, so bleibt dem freien Willen kein Platz übrig.

In ihrer Auffassung des Menschen folgen nun die naturalistischen Schriftsteller der Naturwissenschaft, sie haben für einen unbedingten Willen keinen Platz, sie sind Deterministen. Ihre Personen sind durch Vererbung und Umgebung bestimmt; ihr Äußeres, ihr Blut, ihre Nerven, ihre Begabung haben sie von ihren Vorvätern bekommen, und ihre Charaktere und Handlungen gehn als das naturnotwendige Resultat aus dem Zusammenstoß ihrer Eigenschaften und dem „Milieu" hervor. Die Selbstbestimmungsfähigkeit spielt keine Rolle; tritt irgend eine Person mit dem, was man gewöhnlich einen starken Willen nennt, auf, so ist dieser eine ererbte Eigenschaft wie andre, keine transzendental-moralische Kraft, die aus dem Rahmen des in allem determinierten Wesens heraustritt. Dies ist der hervortretendste Zug dessen, was wir wohl die Philosophie des Naturalismus nennen dürfen: sie ist entschieden deterministisch.

Der Determinismus kann aber in seinen psychologischen Wirkungen auf die verschiednen Temperamente ziemlich verschieden erscheinen. Nur sehr wenig Schriftsteller nehmen die deterministische Lehre hin, ohne zu murren oder ohne zu verzweifeln. Dies scheint mit Guy de Maupassant der Fall gewesen zu sein. Hinter seinen Erzählungen scheint (vor seiner Krankheit) ein Mann zu stehn, der ein für allemal damit im reinen ist, daß alles, was ist, so sein muß, und der sich daran freut, es darzustellen und es zu erzählen, ohne etwas andres zu wünschen. Aber die meisten Naturalisten waren älter und in ihrer Jugend Romantiker gewesen; sie waren enttäuschte Träumer, aber die Träume ihrer Jugend waren nie ganz entschwunden, blieben in ihren Seelen und machten die Erfahrungen ihres Lebens bitter. Im Innern Flauberts kämpften Wissenschaft und Romantik, seine auf dem Wege der Vernunft erworbne Erkenntnis des Zusammenhanges der Dinge kämpfte mit einem nie gesättigten Verlangen nach freier Willensbetätigung. Aus diesem Kampf entstanden die Verzweiflung seines Lebens und der Trübsinn, der aus allen seinen Büchern spricht. Andre wurden ironische Skeptiker — ihre Handlungsfähigkeit wird vom Determinismus gelähmt,

sie werden Lebensdilettanten, Zuschauer, nicht Teilnehmer, wie die Gebrüder Goncourt, Paul Bourget u. a.

Es gibt aber auch Menschen, deren angeborne Kraft zu groß ist, als daß sie sich von der Lehre der unbedingten Notwendigkeit totschlagen ließen; vor allen muß man hier Emile Zola nennen. Ohne tieferes Verständnis der feinern psychologischen Vorgänge hat er mit größerer Einfachheit als irgend jemand alle Folgerungen aus der unbedingten Herrschaft des Determinismus über alle Erscheinungen gezogen. Erkennt er aber auch die Bestimmtheit aller Dinge, so ist er auf der andern Seite auch damit völlig im reinen, daß er selber durch seine große natürliche Kraft und Begabung eine der wesentlich bestimmenden Ursachen seiner Zeit sein will.

Man hat Zola oft einen Pessimisten genannt, und wegen der finstern Bilder, die er von seiner Zeit gegeben hat, ist man hierzu auch berechtigt, aber nur mit einer Einschränkung. Seine Auffassung von seiner eignen Arbeit und der der Kameraden, von der Bedeutung des naturalistischen Romans ist nämlich von einem fast kindlichen Optimismus. Die Hoffnungen, die er an die Wirkungen dieser Literatur knüpft, sind ganz naiv; er meint, daß wenn auch jetzt alles in der Welt so häßlich sei, wenn Krankheit und Dummheit und Unglück die treuesten Gefährten des Menschenlebens seien, so beruhe dies lediglich auf Unwissenheit. Wenn einmal der experimentelle Roman das ganze Material des Menschenlebens dargelegt habe, wenn Staatsmänner dieses Material studiert hätten, dann werde man die Ursachen des Unglücks klar einsehen und auch die Mittel, sie zu beseitigen, leicht entdecken.

* * *

Zola trat in seiner Polemik der siebziger Jahre den romantischen Gegnern gegenüber mit großem Hochmut auf. Namentlich gefiel er sich darin, sie wegen ihrer kurzen Lebenszeit zu verhöhnen. Der Klassizismus habe mehrere Jahrhunderte gelebt, der romantische Traum sei aber schon nach fünfzig Jahren entschwunden. Nun werde die Romantik von allen Seiten durch die wissenschaftlichen Entdeckungen und durch den Naturalismus verdrängt; und dieser habe kraft seiner soliden Grundlage das Leben in sich und werde bis in die Ewigkeit leben. Aber spätere Zeiten haben sein Wort nicht wahr gemacht. Moderne Literarhistoriker betrachten die naturalistische Periode schon als abgeschlossen; sie ist von einer Richtung abgelöst worden, die sich in ihren Bestrebungen der verachteten Romantik vielfach nähert. Man fängt wieder an, die berühmten Shakespearischen Worte anzuführen: Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als sich unsre Schulweisheit träumen läßt. Man fängt wieder an, den unerklärlichen unbewußten und halbbewußten Regungen der menschlichen Seele zu lauschen, und Ideen und Träume werden nicht mehr völlig verachtet. Dies ist gewiß nur eine natürliche Reaktion; aber bedenklich bleibt es doch, daß solche großen Genies, wie sie am romantischen Himmel strahlten, daß solche großen Talente, wie sie auf dem fruchtbaren Boden des Naturalismus emporwuchsen, in dieser neuesten Richtung noch immer auf sich warten lassen.

Allerhand Sprachdummheiten

Zugleich mit dieſem Grenzbotenheft geht eine neue Ausgabe von Wuſtmanns nun ſchon in weiten Kreiſen bekannt und berühmt gewordnem Buch in die Welt. Willkommner als irgend eine andre Anzeige wird es gerade an dieſer Stelle ſein, wenn ſein Verleger ihn ſelbſt ſprechen läßt, das heißt das Vorwort abdruckt, das er dieſer neuen Auflage zum Geleit gibt.

Wuſtmann ſagt über ſein Buch:

Die Aufforderung des Verlegers, dieſe dritte Auflage zu beſorgen, hat mich ganz unvorbereitet getroffen. Ich hatte über andern, namentlich ſtadtgeſchichtlichen Arbeiten die „Sprachdummheiten“ ſo vollſtändig aus den Augen verloren, daß es in den letzten Jahren ein paarmal vorgekommen iſt, daß ich mir aus einer bekannten Sprachzeitſchrift Belehrungen notiert habe, die mir durch ihre überzeugende Klarheit und Sicherheit angenehm auffielen, und die, wie ich nun nachträglich bei dem Druck dieſer dritten Auflage geſehen habe, einfach aus meinen „Sprachdummheiten“ abgeſchrieben waren!

Dennoch habe ich die Weiterentwicklung unſrer Sprache immer aufmerkſam verfolgt. Kommen mir doch täglich ſo viel neue Bücher und Zeitſchriften unter die Hände, daß ich das gar nicht vermeiden kann. Freilich iſt, was ich dabei geſehen habe, nicht ſehr erquicklich geweſen. Mein Buch hat zwar großen äußern Erfolg gehabt, aber doch eigentlich wenig genützt. Viele von denen, in deren Hände es gekommen iſt, haben es als Nachſchlagebuch angeſehen, als eine Art von „Duden“ für Grammatik und Stiliſtik. Ein ſolches Buch läßt ſich aber überhaupt nicht ſchreiben. Die „Sprachdummheiten“ ſind kein Sprachknecht, der auf jede grammatiſche oder ſtiliſtiſche Frage die gewünſchte Antwort bereit hat, ſondern ein Buch für denkende Leſer, das im Zuſammenhange ſtudiert und gehörig verarbeitet ſein will. Wer Nutzen davon haben will, muß ſich den Geiſt des Buches zu eigen machen. Gewiß ſoll es auch der herrſchenden Fehlerhaftigkeit und Unſicherheit unſers Sprachgebrauchs ſteuern, und zu dieſem Zweck hat der Verleger die vorliegende dritte Auflage mit einem ausgezeichneten, bis ins Einzelſte gehenden alphabetiſchen Regiſter verſehen; aber vor allem ſoll es doch das Sprachgefühl ſchärfen und dadurch das Aufkommen neuer Fehler verhüten, und ſeine Hauptaufgabe iſt eine äſthetiſche: es ſoll der immer ärger werdenden Steifheit, Schwerfälligkeit und Schwülſtigkeit unſrer Sprache entgegenarbeiten und ihr wieder zu einer gewiſſen Einfachheit

Digitized by Google

und Natürlichkeit verhelfen, die, gleichweit entfernt von Gaſſenſprache wie von Papierdeutſch, die Freiheit einer feinern Umgangsſprache mit der Geſetzmäßigkeit einer guten Schriftſprache vereinigt. Einzelne Kapitel des Buches, die ſich leicht herauspflücken laſſen und ſchnell einleuchten, mögen gewirkt haben. Der Gebrauch der beiden häßlichen Papierpronomina derſelbe und welcher ſcheint etwas zurückgegangen zu ſein, auch der Gebrauch der widerwärtigen Inverſion nach und, der Mißbrauch des Zeitworts bedingen, der bis zu völligem Blödſinn ausgeartet war. Das richtige vierwöchig lieſt man jetzt öfter als das falſche vierwöchentlich. Aber was wollen ſolche Einzelheiten bedeuten! Feinere Winke aus der Satzlehre ſind kaum beachtet, hie und da vielleicht nicht einmal verſtanden worden. Im ganzen haben ſich unſre Sprachzuſtände nicht gebeſſert, ſondern verſchlimmert. Fehler und Geſchmackloſigkeiten, auf die ich vor zwölf Jahren als auf neu auftauchende hingewieſen habe, haben ſich inzwiſchen feſtgeſetzt und werden ſchwerlich wieder zu beſeitigen ſein. So die garſtige Neuerung, rechts und links, nördlich und ſüdlich als Präpoſitionen zu gebrauchen. Das greuliche frägt und frug hat immer weiter um ſich gegriffen, ebenſo die greuliche Mehrzahl Gehälter; Plurale wie Garne und Seiden, Zuſammenleimungen wie Leſſingdramen und Opelräder werden immer zahlreicher. Die breitſpurigen Prädikate, wie: die Aufgabe iſt eine ſehr ſchwierige — wollen nicht weichen. Die Fähigkeit, einen richtigen Konjunktiv zu bilden und den richtig gebildeten richtig zu gebrauchen, ſtirbt faſt ab. Und dabei ſind wieder eine Menge neue Fehler und Geſchmackloſigkeiten aufgetaucht, wie das törichte zugängig (für zugänglich) und das alberne einſchätzen (für ſchätzen), einſetzen (für anfangen), vorſehen (für beabſichtigen) u. a. Vor zwölf Jahren ſchrieb ich in der Einleitung zu dieſem Buche, ich ginge jede Wette mit ein, daß ich in jedem neu erſchienenen Buche, wo ich es auch aufſchlüge und den Finger hineinſetzte, in einem Umkreis von fünf Zentimetern um die Fingerſpitze eine Sprachdummheit nachweiſen wollte. Die fünf Zentimeter könnte ich jetzt ruhig ſtreichen.

Noch ſchlimmer aber, als daß das Buch von vielen, in deren Hände es gekommen iſt, falſch benutzt worden iſt, iſt das, daß es in viele Hände, die es recht notwendig brauchten, überhaupt nicht gekommen iſt, daß viele meinen, für ſie ſei das Buch nicht beſtimmt, ſie könnten daraus nichts lernen. Ich will nicht von dem großen Haufen derer reden — im Zeitungsgewerbe zählen ſie nach Tauſenden —, für die alle Sprachweisheit mit dem Worte Orthographie erſchöpft iſt, die ſich unter „richtig ſchreiben“ gar nichts andres denken können als orthographiſch richtig ſchreiben. Vor kurzem machte ich eine Zeitung, die in einem kleinen, ihr offenbar von hoher Amtsſtelle zugegangnen Aufſatz ein Dutzend mal das Wort Beamtin gebraucht hatte, auf die Fehlerhaftigkeit dieſer Femininbildung aufmerkſam. Was ließ mir die Redaktion erwidern? Bei Duden ſei das Wort „auch ſo geſchrieben“! Unleugbar iſt in weiten Kreiſen eine gewiſſe Teilnahme für Sprachdinge erwacht. Der gute Wille, Lehre anzunehmen, iſt vielfach vorhanden. Ich ſehe das aus den Anfragen und Bitten, die das ganze Jahr über an mich kommen. Aber viel größer iſt doch noch die Zahl derer, die es für eine Beleidigung halten würden, wenn

ihnen als Erwachsenen (!) zugemutet würde, zu der manchmal doch recht dürftigen Sprachkenntnis und Schreibfähigkeit, die sie sich auf der Schulbank angeeignet haben, noch etwas hinzuzulernen. Macht man sie geradezu auf eine Sprachdummheit, die sie begangen haben, aufmerksam, so nehmen sie einem das höllisch übel, etwa so übel, wie wenn man sie auf eine gesellschaftliche Dummheit aufmerksam macht, z. B. darauf, in dichtem Menschengewühl den Stock oder Schirm hintern Arme mit der Spitze nach oben zu tragen; sie werden grob, gehn schimpfend davon und tuens nun erst recht. Und das machen selbst Leute, bei denen man eine gewisse Einsicht voraussetzen sollte. Als Freytag 1865 nach dem Erscheinen seiner „Verlornen Handschrift“ von einem Kritiker auf seine Vorliebe für das falsche Imperfektum frug aufmerksam gemacht worden war, schrieb er an seinen Verleger Hirzel: „Das frug kann er schon in »Soll und Haben« ebenso finden, und wir wollen ihm zum Trotz darauf halten, daß dieser Bankert unsrer Sprache erhalten bleibt und die Zahl der unleidlichen stummen e um eins vermindert.“ Ihm zum Trotz! Das ist der Standpunkt, auf den sich leider viele unsrer Schriftsteller, unsrer Professoren, unsrer höhern Beamten, unsrer vornehmen Geschäftsleute stellen, wenn sie sich auf Sprachdummheiten ertappt sehen. So große Herren können doch unmöglich noch etwas lernen! Was ist die Folge? Man sehe nur die Sprache, in der z. B. die Kunstschreiberei, die jetzt überall ihre Führerdienste anbietet, „in die Erscheinung tritt,“ alle die Aufsätze, Broschüren und Bücher, die über neue Romane und Schauspiele, Opern und Symphonien, Bilder und Statuen, Möbel und Gefäße und über den „Werdegang“ der Schöpfer aller dieser Dinge geschrieben werden, und durch die man das arme blöde Publikum gängeln und ihm das Verständnis für alle diese Herrlichkeiten aufschließen zu müssen glaubt: auf jeder Seite unerhörte neue Wörter, die den Schein unerhörter neuer Gedanken erwecken sollen, umgestülpte, auf den Kopf gestellte Sätze, und dazwischen — ahnungslos! — überall Schulknabenschnitzer und die alten nicht tot zu machenden Schmuckstücke der Amts- und der Zeitungssprache!

Nun, trotz solcher Beobachtungen habe ich mein Buch auch für diese Auflage wieder zu verbessern gesucht. Einzelne sprachgeschichtliche Irrtümer sind beseitigt, einzelne Regeln richtiger gefaßt. Ein paar Abschnitte sind hinzugekommen, in den bisherigen hie und da neue Beispiele zugesetzt, die Modewörter um einige der auffälligsten aus den letzten Jahren vermehrt. Unverändert gelassen habe ich aber auch diesmal wieder die derbe, deutliche und bestimmte Sprache des Buches. Mit Entscheidungen, wie sie manche andre geben: ja, das läßt sich schwer sagen, schließlich ist beides richtig — oder: ja, im Grunde ist keins von beiden schlechthin zu verwerfen — oder: richtig kann man es wohl kaum nennen, aber der Sprachgebrauch, der sich dafür entscheiden zu wollen scheint, hat doch immerhin eine gewisse Berechtigung — mit solchen gewundnen, unsichern, achselzuckenden Auskünften ist Leuten, die Belehrung in Sprachdingen suchen, nicht gedient. Wenn ihnen solche Weisheit genügte, so würden sie sich nicht streiten und nicht um Entscheidung bitten. Ich weiß das aus tausend Fällen. Aber auch der Sprache selber ist nicht damit gedient. Denn entweder handelt sichs um offenbare Fehler — das festzustellen genügt

die Sprachgeschichte und der Sprachgebrauch. Oder es handelt sich um zweifelhafte und schwankende Fälle, dann kommt zur Sprachgeschichte und zum Sprachgebrauch ein drittes Entscheidungsmittel: der gute Geschmack. Und er allein, weder die Sprachgeschichte noch der sonst so gern zu Hilfe gerufne tyrannus Sprachgebrauch, hat zu entscheiden, wenn sichs um ästhetische, um Stilfragen handelt, um die eigentliche Sprachkunst. Das ist es aber eben: in der Sprachgeschichte ist man leidlich bewandert — hat man doch sogar angefangen, sich um die Geschichte des Satzbaus zu kümmern, wozu freilich mein Buch vielfach Anlaß gegeben hat —, auch den heutigen Sprachgebrauch kennt man so ziemlich. Aber der gute Geschmack! Selber getraut man sich keinen zu haben, und wenn sichs ein andrer getraut, dann ärgert man sich über ihn und schreit über Willkür, Eigenmächtigkeit, Unfehlbarkeit. Seit kurzem haben auch die, die sich anfangs damit begnügten, die Sprache von Fremdwörtern zu säubern, dann allmählich die grammatische Reinheit und Richtigkeit mit in den Bereich ihrer Bemühungen zogen, auch die „Schönheit" der Sprache auf ihre Fahne geschrieben. Sie haben sich darauf etwas spät besonnen — auf dem Titelblatt meines Buches steht schon seit zwölf Jahren: Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen! —, aber sie haben sich doch besonnen. Sie werden sich bald genug auch überzeugen, daß, wer auf dem Gebiete des Häßlichen in unsrer Sprache aufräumen will, noch ganz andre und gröbere Besen braucht, als wer die Sprache bloß von grammatischen Fehlern und von Fremdwörtern säubern will.

Aus unserm Sprachelend werden wir nicht eher herauskommen, als bis wir einen wirklichen deutschen Unterricht haben. Solange an unsern höhern Schulen die knapp zugemessene Zeit dazu verwendet wird, deutsche Gedichte und Dramen auf dieselbe Weise zu lesen und zu erklären, wie man griechische und römische, französische und englische Schriftsteller liest, die Schnitzer der deutschen Aufsätze planlos durchzuhecheln, und — was die größte Zeitverschwendung ist — die Schüler und die Schülerinnen (!) über beliebige mit dem deutschen Unterricht in gar keinem Zusammenhang stehende Gegenstände „Vorträge" halten zu lassen, die doch auch weiter nichts sind als auswendig gelernte Aufsätze, solange es in den obern Klassen unsrer höhern Schulen keinen planmäßigen deutschen Sprachunterricht gibt, solange die, die in Zukunft vor der Nation das Wort und die Feder führen sollen, für die Ausbildung hierzu auf sich selbst und den Zufall angewiesen bleiben, so lange ist keine Besserung zu erwarten. Bis zum Überdruß ist in den letzten Jahren von der „künstlerischen Erziehung" des Volkes geredet worden. Dabei denkt man aber immer nur an die bildenden Künste und vielleicht ein wenig an die Musik. Daß die höchste und wichtigste aller Künste die Kunst der Sprache ist, und daß die ganz vernachlässigt wird, sieht man gar nicht. Unter denen, die sie ausüben, haben Tausende keine Ahnung davon. Zunächst fehlt es noch an Lehrern, und die müßten doch von den Universitäten kommen. Kann aber jemand eine deutsche Universität nennen, wo Vorlesungen über deutsche Sprache gehalten würden? Ich meine nicht über die Laut- und Formenlehre des Gotischen und des Althochdeutschen — daran fehlts nicht —, sondern über Grammatik und

Stiliſtik der heutigen, der lebendigen Sprache, auf ſprachgeſchichtlicher Grundlage und mit ſprachkünſtleriſchen Abſichten und Zielen!

Wenn es einmal dahin käme, dann würden ſo unzulängliche und unerfreuliche Bücher wie meine „Sprachdummheiten“ überflüſſig werden. Darüber wird aber wohl noch einige Zeit vergehn, und ſo wünſche ich denn auch dieſer dritten Auflage recht viel und recht verſtändige Benutzer.

Im Lazarett

2. Ars moriendi

Wie leicht iſt doch der Tod! Was uns von ihm trennt, ſind nur eingebildete Hinderniſſe. Kein Gebirge, keine Mauer erhebt ſich zwiſchen ihm und uns, es geht ganz eben in das große dunkle Tor hinein. Tränen können den Weg ſchwerer machen; wir wiſſen ja aber, wie bald ſie trocknen, und wie groß die Erleichterung des Herzens iſt, das ſich ausgeweint hat. Die Hauptſache iſt, daß wir einmal mit uns ſelbſt einig geworden ſind, dem Gang der Dinge ruhig zu folgen. Je mehr wir uns an den Tod gewöhnen, deſto kleiner werden die Schranken der Ewigkeit. Wer den Tod nicht geſehen hat und eben deswegen den Tod fürchtet, dem iſt das Jenſeits mit einer ungeheuer großen Tür verſchloſſen, die über und über mit ſchweren ſchwarzen Platten verſchlagen iſt; ſein Blick prallt erſchrocken zurück. Wer den Tod oft geſehen hat und vertraut mit ihm geworden iſt, für den gibt es höchſtens noch einen blühenden Hag zwiſchen hier und dort; ſein Blick ſchweift hinüber und nimmt dort noch ſchönere Dinge wahr als hier, und er muß ſich halten, daß es ihn nicht mit Macht aus dem Leben hinauszieht. Es iſt eine häßliche Sache, die Abneigung des gewöhnlichen Lebens auch ſchon gegen das Reden vom Tod, kurzſichtig wie alle Feigheit; denn im Grunde wird das Leben nur um ſo ſchöner, je todbereiter es iſt. Will man vielleicht nur nicht daran erinnert ſein, daß der Vorhang jeden Augenblick heruntergehn könnte? Oder iſt es eine ſchlaue Berechnung, die um keinen Preis das Leben entwertet ſehen möchte, das doch für den Philiſter das Wertvollſte von allem iſt?

Ich freue mich nach dieſen vielen Jahren noch, daß wir Rekonvaleszenten im Krankenhauſe der Barmherzigen Schweſtern zu Nancy in der Behandlung der Todesfrage eine echte Philoſophenſchule waren. Faſt alle, die da verſammelt waren, hatten dem Tode oft ins Auge geſchaut, hatten ſo viele ſterben ſehen, Sterbende lagen rings um uns jeden Tag. Wie hätten wir es ablehnen mögen, vom Tode zu ſprechen? Außerdem waren auch echte Chriſten unter uns, die aus religiöſen Gründen das feige Haften am Leben nicht kannten, das bei mehr Menſchen, als man glauben mag, Urſache und Folge des Fernbleibens von der Kirche iſt. Dazu gehörte auch die blaſſe Schweſter Eulalie, deren dunkle Augen tiefer und größer wurden, wenn von dem letzten Augenblick Sterbender die Rede war; ſie hätte davon erzählen können, doch zog ſie vor, an eine Bettkante gelehnt, ſtill zuzuhören, das einzige mal des Tages, wo die immer Heitere ihr Werk unterbrach.

Gefreiter, was heißt denn das moribund, das die Ärzte auf die Täfelchen ſchreiben, die ſie auf den Schlachtfeldern den Schwerverwundeten anhängen?

Das bedeutet zum Sterben beſtimmt. Wenn ein Arzt einem ſo ein Täfelchen anhängt, laſſen ihn die Krankenträger in der Regel liegen; der ſtirbt dann bald.

Digitized by Google

Angenehm, wenn einer das lieſt, den es betrifft.

Das wird wohl ſelten vorkommen.

Nun, ich habe es doch erlebt, daß wir in Gravelotte einen achten Jäger, einen rheiniſchen, aufheben wollten, der noch Lebenszeichen gab; der winkte mit ſeiner letzten Kraft ab und ſagte leiſe: Danke, moribund.

Der iſt alſo gern geſtorben.

Ja, ſo ſchien es. In dieſer Lage! Als unſer Rückweg uns bei ihm vorbeiführte, lag er genau ſo, wie wir ihn verlaſſen hatten, muß innerlich verblutet geweſen ſein; er ſah nicht anders aus, wie ein blaſſer Kranker; als wir ihm die Augen zudrückten, ſchien er zu ſchlafen. Die Wunde hatte er im Genick.

Eigentlich keine ſchöne Wunde. Aber damals wirbelten die Kugeln nur ſo herum; in den Bäumen vor der Ferme Hubert, unter denen wir zuletzt lagen, wars manchmal nicht anders wie Vogelgezwitſcher. Da konnte einer auch im Genick verwundet werden. Schuß vom Rücken in den Magen iſt auch nicht gut, und es gibt noch ſchlimmere.

Ganz richtig. Ich ſage: je weiter herunter, deſto ſchlimmer. Was ſagt ihr zu einem Schuß in die Ferſe, an dem ein Dragoner, Landsmann von mir, geſtorben iſt?

Ich habe aber vom Feldzug von 1866 erzählen hören, da iſt ein Sergeant unſers Regiments an einer Zerquetſchung einer einzigen Zehe geſtorben. Und wie hatte er die abgekriegt? Ein Fahrkanonier, deſſen Handpferd ſtürzte, hatte ihm beim Abſpringen mit ſolcher Gewalt darauf getreten, daß die Zehe nur noch ein Brei war; dann ſchwarzer Brand und Tod.

Das iſt freilich Pech.

Sollte mich noch eine Kugel treffen, wenn ich wieder bei der Kompagnie bin, dann möchte ich ſie gerade ſo von vorn haben wie die letzte: Kopf, Bruſt, Oberarm, das ſind die Teile, wo eigentlich Wunden ſitzen müſſen, dann iſt der Menſch richtig gezeichnet, alle andern kommen mir wie neben hinausgegangen vor.

Höre, Badiſcher, verſündige dich nicht.

Kein Gedanke, ich meine eben auch, die Kugeln fliegen nicht ſo zufällig in der Luft herum, jede hat ihren gewieſenen Weg, wie alles im Leben.

Nun, das ſind ſo Ideen.

Übrigens, fing jetzt ein Dreißiger von der Saar an, was ihr vorhin vom Sterben geſagt habt: es iſt keine beſondre Kunſt, ſo gleichmütig zu ſterben, wenn man nur ein gehöriges Quantum Blut verloren hat. Je weniger Blut, je weniger Lebensluſt, ſie verraucht mit dem warmen Blut, wie es herausfließt. Indeſſen gibt es auch ſonſt, meine ich, noch manche, die willig ſterben.

Ja, glücklicherweiſe gibt es ſie immer. Es gibt welche, die gern in den Krieg gegangen ſind, weil ſie ſich ſonſt ohnehin eine Kugel in den Kopf gejagt hätten; ſo können ſie es nun ehrlicher haben. So mancher arme Kerl kriegt Briefe, die ihm die Luſt verleiden, nach Hauſe zurückzukommen, ungetreuer Schatz, ruinierte Exiſtenz und dergleichen.

Immerhin Ausnahmsmenſchen, meinte der Theolog. Jeder will leben, auch verſtümmelt will er weiter leben, die Natur hat es ſo in den Menſchen gelegt. Und doch: was iſt unſichrer als Luſt und Leben, und was kann gewiſſer ſein als Not und Tod? Der Menſch ſei auf das gefaßt, was ihm beſtimmt iſt, und vor allem der Soldat ſei von denen, die ihr Leben nicht lieb haben bis in den Tod. Er ſoll bereit ſein, es jeden Augenblick freudig hinzugeben. Das kann aus Pflichtgefühl geſchehn, wie es uns gelehrt wird; es iſt aber ſchöner, und es gelingt ihm vielleicht beſſer, wenn er ſeinem lebensfrohen Herzen zuſprechen kann:

O Herz, o Herz, verzage nicht,
Aus Nacht, aus Nacht der Morgen bricht!

Das Sterben iſt jedenfalls an und für ſich nicht ſchwierig. Die meiſten, die hier geſtorben ſind, ſind wie in einer ſchönen Müdigkeit hinübergeſchlafen. Müde

zum Sterben, müde bis in den Tod, was man so sagt, ist etwas ganz andres, als die Erschöpfung des Aufgeregten, Sorgenvollen, dem kein Schlaf mehr naht; diese hat den leeren Blick, das Trostlose und das Hoffnungslose in den Augen, die zwar eingefallen sind, aber immer noch leuchten. Die Augen des in den Tod hineindämmernden schauen oft groß und voll Ergebung aus friedvollem Gesicht, öfter sind sie verschleiert; ihr Blick trübt sich langsam, sie sehen nichts bestimmtes mehr, sind der Welt der sichtbaren Dinge schon abgewandt; vielleicht sieht die Seele schon innen mehr, oder es dämmert ihr innerlich zum Tag hin, während auf die Augen der Schatten sinkt. So sterben die meisten todmüde, sie wollen nichts mehr von der Welt wissen, lange ehe der erste kühle Hauch des niederschwebenden Todes sie berührt hat. Bei Verwundeten habe ich Todesangst nur entstehn sehen, wenn das Blut keinen Ausweg hat; beim Ausfließen des Bluts kehrt Ruhe und Heiterkeit ein. So ruhig sterbende sollte man nicht mit Fragen stören. Man sieht dann in dem verglasten Auge noch einen Willen, sich zu erinnern, festzuhalten; aber dieser Blick irrt ab, zerfließt ins Weite. „Laßt mich doch ruhig sterben!“ scheint er zu sagen.

Was hast du gedacht, Gefreiter, als du den Bahndamm hinunterrolltest?

Davon weiß ich nichts. Meine letzte Erinnerung war der Ton einer großen Glocke, an die jemand in meinem Kopfe schlug; das war der Riß im Trommelfell. Wenn ich nachdenke, verbindet sich dieser Ton mit dem grellen Licht des Gewehrs, das mir gerade ins Gesicht hineingeschossen wurde. Aber es ist möglich, daß ich mir das nur so hinzudenke. Dagegen ist mir ganz deutlich, daß mein erster Gedanke beim Aufwachen aus der Ohnmacht das Bedauern über den Schmerz meiner Mutter war. Merkwürdigerweise bedauerte ich gar nicht, daß ich sie nicht wieder sehen würde; und doch glaubte ich in diesem Augenblick mit einem Schritt im Jenseits zu stehn.

Das stimmt, sagte der bayrische Unteroffizier. Bei Kissingen erhielt mein Junker, der den Zug führte, einen matten Granatsplitter, der ihm aber immerhin nach einige Rippen eindrückte, und er erzählte, sein letzter Gedanke sei gewesen: Du wirst deine Eltern nicht mehr sehen! Und von einem, der fast ertrunken wäre, habe ich gehört, er habe sich zuletzt im Sarg liegen und seine Eltern davor betend knieen sehen.

Man erzählt, daß manche Menschen sogar ihr ganzes Leben in den paar Sekunden haben vorüberziehn sehen, in denen sie von einem Berg stürzten oder am Ertrinken waren. Sie beschreiben es wie ein ungeheuer rasches und langes Defilieren der verschiedensten Eindrücke, bedeutender und unbedeutender, und wenn sie aus der Todesnot erwachen, hat die ganze Vorstellung nur Sekunden, höchstens eine Minute gedauert. Einige erzählen auch von dem Aufeinanderfolgen ganz bestimmter, voneinander gesonderter Bilder einzelner Szenen aus ihrem Leben. Ein württembergischer Unteroffizier war am Abend des 6. August bei Niederbronn von einer Kugel, er wußte nicht woher, in die Schulter getroffen worden; er glaubte sogar, es sei eine verirrte deutsche Kugel gewesen; sie ging durch. Er hätte sich verblutet, wenn er nicht zufällig vor der Nacht aufgehoben worden wäre. Wie er nun so dalag und nur noch das Rollen der den fliehenden Franzosen nachsetzenden Geschütze, das Pferdegetrappel und den Eilmarsch der Kolonnen hörte, aber nicht wie vom Boden, sondern als aus der Luft kommend, fühlte er sich plötzlich ganz verwandelt und wie in eine andre Welt entrückt. Eben hatte er noch mit Bedauern gedacht: Das Leben geht dahin, du wirst gleich tot sein, da sieht er in einem lichten Raum, der sich ungeheuer weit auftut, alle Menschen vor sich, die er jemals gekannt hatte, und zwar fast genau so, wie sie in sein Leben eingetreten waren oder es gestreift hatten; alle tun das, was er sie einmal hatte tun sehen, Ehepaare und Kinder stehn nebeneinander, der Lehrer unterrichtet, der Geistliche segnet ein, und unser Halbtoter sieht sich selbst in der Kirche und in der Schule. Es fehlt auch nicht an bekannten Landschaften, Häusern, Tieren. Gäste sieht er im

Wirtshaus Most trinken. Alles schaut ihn so freundlich, so glücklich an, er hat das Gefühl, als winkten sie ihn mit den freundlichen Augen zu sich hin, und den Tod hat er vergessen, wollte nur noch gern sein, wo es so hell und schön, und wo alles Vergangne und Vergängliche so gegenwärtig und so frisch war. Er beschrieb die Schärfe und die Deutlichkeit dieser unzähligen Bilder in Linien und Farben als etwas ganz außerordentliches. Als er sich aber ergriffen, getragen und aufgeweckt fühlte, ohne sich doch dem Schlummer ganz entreißen zu können, schmerzte es ihn, daß das Tor in die Ewigkeit zuging, durch das er diesen schönen Blick gewannen hatte. Nur eine Erinnerung aus der Wirklichkeit habe er später damit vergleichen mögen, nämlich den Blick in die hellerleuchteten Weihnachtsstuben mit dem brennenden Christbaum in seiner Kindheit.

Es wurde an diesem Abend noch von manchen Todesarten gesprochen, auch von weniger milden. Der Lazarettgehilfe, der still, vielleicht bei manchen Erzählungen zweifelnd, zugehört hatte, schilderte das ächzende, heisere Gepfeife der Luft, die durch durchbohrte Lungenflügel zieht, für das Leben verwüstend wie ein Sturm, an dessen Stimme dieser unheimliche Laut erinnert, und erzählte, wie ein Hauptmann in der Tabsucht gestorben sei, weil man ihm den Spiegel verweigert habe, in dem er sein blatternzerfetztes Gesicht betrachten wollte. Der Thealage aber, sein freiwilliger Gehilfe, kam nach einmal auf Erlebnisse zurück, die beweisen, daß die Nähe des Todes gewaltige und plötzliche Veränderungen in einer Seele hervorbringt, die den Tod kommen sieht. Es ist, sagte er, wie ein plötzliches Losgerissenwerden von der Klippe, an der sie bisher gehangen hatte, und ein Hinausgetragenwerden aber Hinabgerissenwerden mit den Wellen und in den Wellen, ehe sie in die Tiefe geht. Geisteskranke, die seit Jahren die Gegenwart nicht erkannt und das Vergangne vollständig vergessen hatten, erwachen einen Tag, zwei Tage vor ihrem Tode zum vollen Bewußtsein, bedauern Fehler, die sie im Zustande der Krankheit begangen haben, beklagen die verlornen Jahre, bereiten sich in voller Geistesklarheit auf den Tod vor. Man hat solche Leute sagen hören: Ich werde gesund, um mich zum Sterben vorzubereiten. Geistliche haben Beichten von einer wunderbar klaren Erinnerung und einer tiefen Selbsterkenntnis von Sterbenden empfangen, die vorher nicht imstande gewesen waren, eine Gedankenkette zu flechten. Die Fiebernden, die tagelang, vielleicht wochenlang phantasiert hatten, in vielen Fällen laut und störend, ja gewalttätig, sah man vor ihrem letzten Augenblick zu sich kommen und bei klarem Bewußtsein ruhig sterben. Wo bin ich denn bisher gewesen? Welche dunkeln Wolken umdräuten mich, aus denen ich keinen Ausweg fand? Nun ist es auf einmal hell, und dieses Licht ist so mild, so wohltuend, flüstert wohl einer von ihnen, und ein paar Augenblicke darauf geht er friedlich aus dem Leben. Mit den Verwundeten ist es ja anders, bei ihnen, wenn sie draußen auf dem Feld liegen und sich nicht regen und nicht rufen können, geht das Leben langsam in einen Traum über, dem nicht selten der lange Schlaf bald folgt. Wenn sie aber wieder erwachen und ihre Gedanken erzählen, wundert man sich, auf was für Ideen der Mensch nicht kommt, der mit dem Blut sein Leben so langsam hinströmen fühlt, und seine Glieder sind wie gelähmt, er kann den Strom nicht stillen. Halb mag er es nicht, denn es wird immer dämmriger, traumhafter um ihn her, und diesen Zustand will er festhalten. So lange sein Bewußtsein noch klar ist, schließt er den Mund, atmet so leise wie möglich, bemüht sich, nichts zu denken, damit nicht der Körper an Kraft verliere. Es gelingt ihm vielleicht, die Gedanken von den fernen Dingen abzuwenden; in der Ferne mag es wohl manches geben, woran er nun gerade nicht denken will. Aber nun berührt vielleicht Blut seine Lippen, und an dessen laue Süßigkeit knüpft sich sofort eine Reihe sonderbarer Gedanken. Nie ist mir aufgefallen, daß das Blut so süß ist. Wie fade schmeckt der Lebenssaft. Das ist gar kein Lebenssaft, das Leben ist ebenso wenig darin, wie es in dem Öl ist, ohne daß die Maschine stille steht. Das Leben steht der Beurteilung durch unsre Sinne zu hoch, und nun erst durch den Geschmackssinn. Da verliert sich der Ge-

dankenfaden. Eine rote Welle verſchlingt ihn, und auf dieſe folgt eine zweite rote Welle; ſchön ſpiegelt ſich die Sonne in dem Purpurglanz der feuchten Wölbungen. Schade nur, daß der Schaum dieſer Brandung an Blutſchaum erinnert. Iſt nun das nicht wie eine Uhr? Wie Welle die Welle treibt, treibt Stunde die Stunde, und ſie wandeln an mir hin und hinab; und das iſt mein Leben.

Zwei Dinge, die dem Tode folgen, ſollten nicht ſein, begann der Lazarettgehilfe wieder, der Starrkrampf und die gebrochnen Augen, ſie ſind der Schrecken der Schlachtfelder. Iſt es nicht wie ein grauſames Spiel der Natur mit dem Menſchen, daß ſie ihn bei gewiſſen Verwundungen ſo hinbannt, wie er gerade ſich bewegte, als ihn die Kugel traf. Wer einen Schuß in einen beſtimmten Teil des Gehirns bekommt, bleibt halbſtehend oder knieend, mit erhobnem Arm, die noch den Säbel oder das Gewehr hält: das grauſige Gegenteil des Todesſchlafs, von dem ihr ſprecht. Und was die Augen angeht, ſo ſuchſt du in dem friedlichſten Geſicht, das vielleicht freundlicher lächelt als jemals im Leben, manchmal ſogar ſpöttiſch oder verſchmitzt zu lächeln ſcheint, vergebens das Licht und die Sprache der Augen: du findeſt nur zwei trübe blaugraue Bälle, in denen keine Seele mehr wohnt, in die kein Lichtſtrahl mehr eingeht. Dieſes Stieren ins Weite, ſo ſtumpf, ſo zwecklos, hat etwas unſäglich trauriges. Es iſt ſo recht das Siegel des Todes. Tu jedem Geſtorbnen den Gefallen und drücke ihm die Augen zu, dann erſt kehrt der Schlaf ganz bei ihm ein, ſchloß der Theolog.

Wir ſind jetzt beim Ende angekommen, das iſt unzweifelhaft das Grab. Faſt jeder Soldat findet ſein Grab, wenn auch nicht jeder eins für ſich. Soldaten paſſen nicht in ſtille, tatenloſe Gräber, wo Leiche neben Leiche liegt, jede in ihrer beſondern Grube, und keine etwas von der andern weiß; ſo wie ſie im Gefecht und auf dem Marſche eine Maſſe bilden, mögen ſie auch in einem Maſſengrab ruhn, auf die Gefahr hin, daß es am jüngſten Tag einige Verwechſlung mit den Knochen gibt. Das abgebrochne Reis, das weggeworfne feindliche Faſchinenmeſſer oder Bajonett, von einem Kameraden, der mitgeſchaufelt hat, darauf geſteckt, ſind die paſſenden Denkmäler für ſolche Gräber. Keine Umſtände, kein Aufhebens! Freund und Feind, die beide ihre Pflicht erfüllt haben, indem ſie ihr Leben ließen, mögen beieinander ruhn. Für die Eltern iſt es ſchmerzlich, nicht am Grabe ihres Sohnes beten zu können, dafür werden künftige Geſchlechter den Hügel ragen ſehen, unter dem der Staub von Heiden modert, und ein weitäſtiger Baum wird darüber rauſchen und raunen.

Feuer!

Erinnerung aus dem ruſſiſchen Polizeileben

von Alexander Andreas

(Fortſetzung)

So war der Tag vor Johannis herangekommen. Ich hatte im Stadtteilhauſe die Rückkehr des Aufſehers von dem Landſitze des Polizeimeiſters erwartet und ging träge und mißvergnügt nach Hauſe zum Eſſen. Ich war körperlich und geiſtig müde. Die angeſtrengte Tätigkeit, die Ungemütlichkeit, die in meln Verhältnis zu Maſcha getreten war, die Schlafloſigkeit, die ſich infolgedeſſen eingeſtellt hatte — alles das zuſammen wirkte auf mich ein und raubte mir dle frühere Friſche. Dazu war es ſeit einer Woche drückend heiß. Schwüler, ſengender Südwind wehte ununterbrochen und wurde mit jedem Tage ſtärker. Widerwillig genoß ich einige Biſſen und kämpfte dann mit mir, ob ich zu Maſcha gehn ſolle oder nicht. Ich würde ſie doch ſchwerlich zuhauſe finden, dachte ich. Und wenn ſie zuhauſe war? Die nichtsſagenden Geſichter der Offiziere, ihre zum Ekel einförmigen und ſich

immer wiederholenden Witze und Redensarten, das beständige Lachen ohne Grund und Ursache — ich hatte es wahrlich satt zum Überdruß und beneidete den Leutnant, der alles ertrug, ohne eine Miene zu verziehn, und dasaß, als ob er aus Stein gehauen wäre. Und doch wußte ich, daß ihm die Wirtschaft ebenso unangenehm war wie mir. Er hatte es noch schlechter als ich, denn mich entschädigte Mascha manchmal durch einen zärtlichen Blick, durch einen gelegentlichen Händedruck, durch ein freundliches Wort. Er dagegen durfte den Mund nicht öffnen, ohne sofort mit ihr in Streit zu geraten und Grobheiten von ihr einstecken zu müssen. Freilich lachte er dazu und nannte sie seinen gelockten Kampfhahn, was ihm jedesmal die boshafteste und verächtlichste Miene eintrug, die Mascha zustande bringen konnte. Er machte sich aber nichts daraus, denn er war eben eine glücklich angelegte Natur.

Während ich noch schwankte, hatte ich mich schon umgekleidet und war auf dem Wege zum ersten Stadtteil. Als ich den Hof betrat, horchte ich, denn ich erwartete lachende Stimmen aus den geöffneten Fenstern schallen zu hören. Aber es war still. Wahrscheinlich hatte die Gesellschaft einen Spaziergang unternommen. Zu meiner Überraschung und Freude war das nicht der Fall. Mascha war zuhause, und nur der Leutnant leistete ihr Gesellschaft.

Denken Sie sich, Alexander Andrejewitsch, sagte die Mutter freudestrahlend, der Leutnant hat eben seine Bestätigung als Kompagniechef erhalten. Nun kann ihm die Kompagnie nicht mehr genommen werden.

Die gute Frau schien so entzückt darüber zu sein, als ob dieses im Militärdienst für den Betreffenden allerdings bedeutsame Ereignis ihrem Mann oder Sohn passiert wäre.

Ich wünschte dem Leutnant aufrichtig Glück, denn wie ich ihn kannte, war er zu dem Amte geeignet wie schwerlich ein andrer.

Er dankte und griff nach der Mütze. Er wolle ausschlafen, sagte er, denn zur Feier seiner Bestätigung hätten die vergnügungslustigen Kameraden um Mitternacht eine Picknickfahrt stromauf angesetzt, wo der freie Johannistag morgen auf einer Ferme lustig verbracht werden solle. Natürlich mit vielem Geschrei und maßloser Betrunkenheit, setzte er verächtlich hinzu, reichte uns die Hand und ging.

Als er fort war, kam Leben in Mascha. Sie sei unmenschlich froh, erklärte sie, daß sie endlich einen Tag ohne die lärmende Gesellschaft haben werde. Sie beklagte sich schmollend über die Mutter, bei der es geradezu eine Krankheit sei, das Haus mit Offizieren zu überfüllen. Sie gab zu verstehn, wie es sie schmerze, daß unser trauliches Zusammensein durch die Menge der Gäste einen solchen Stoß erhalten habe. Kurz, sie war so zutraulich, so lieb wie fast noch nie, und ich — nun, ich schmolz, wie ich in der ersten Zeit fast täglich geschmolzen war. Sie habe eine große Bitte an mich, sagte sie zuletzt. Sie möchte gern den ganzen Tag mit mir verbringen wie manchen halben im verflossnen Winter. Sie möchte auch für ihr Leben gern das Grün genießen. Ich solle mich für morgen freimachen, beurlauben, oder wie es sonst heiße. Wir würden dann hinauswandern, schon früh am Morgen, zu ihrem Milchbauern, den sie alljährlich besuche, und bei dem es sich im Obstgarten so gemütlich sitze wie sonst nirgendwo. Sie hatte sich dabei neben mich gesetzt und die Hand auf meinen Arm gelegt. Sie sah mich bittend an. Ich fühlte, sie hätte nichts dagegen gehabt, wenn ich sie an mich gezogen hätte. Ich streckte aber den Arm nicht aus. Ich tat es wahrscheinlich nicht, weil ich mir die bittere Pille des Beurlaubens überlegte. Ich wußte voraus, wie schief Jemeljan Afanasjewitsch darauf sehen werde. Doch einerlei. Durchgesetzt sollte es auf jeden Fall werden, und ich versprach es ihr. Ich hätte ihr in diesem Augenblick viel schwerere Dinge ohne Zaudern versprochen.

Ich durfte nicht zögern, wenn ich Jemeljan Afanasjewitsch heute noch zeitig genug finden wollte, daß es ihm möglich sei, die für den folgenden Tag nötigen Anordnungen zu treffen. Mascha begleitete mich über den Hof, ermahnte mich, ja nicht später als um sieben Uhr am Morgen da zu sein, und schärfte mir ein, für nichts zu sorgen, da der mitzunehmende Proviant im Hause vorrätig sei.

Ich ging geradeswegs ins Stadtteilhaus, wo der Aufseher vor kurzem gewesen war, suchte ihn in seiner Wohnung und in einigen Häusern, wo er manchmal vorzusprechen pflegte, lief durch alle Straßen, fragte nach ihm bei allen Posten, die mir zu Gesicht kamen, schwitzte und fieberte und fand ihn endlich im Stadtteilhause, als die Sonne im Begriff war, unterzugehn.

Ich hatte erwartet, daß er ein bedenkliches Gesicht machen, auf dem Tisch trommeln und zeigen werde, wie ungelegen ihm meine Bitte komme. Nichts derart geschah. Er hörte mich ruhig an und erklärte kurz und entschieden, daran sei gar nicht zu denken.

Jemeljan Afanasjewitsch!

Es tut mir leid, daß ich Ihnen die Bitte abschlagen muß, aber es geht nicht.

Jemeljan Afanasjewitsch!

Er zuckte die Achseln.

Was unmöglich ist, bleibt unmöglich.

Jemeljan Afanasjewitsch, sagte ich empfindlich, einmal nur bitte ich um einen einzigen freien Tag.

Ich begreife das vollkommen, aber — ich kann es nicht ändern.

Jemeljan Afanasjewitsch, ich diene jetzt acht Monate unter Ihnen und habe noch nie um eine Stunde Urlaub gebeten.

Jetzt trommelte er doch einen kurzen Wirbel auf der Tischplatte. Ich verstand ihn. Er dachte bei sich, gebeten nicht, aber ungefragt genommen, sozusagen, gestohlen hätte ich doch so manche Stunde.

Jemeljan Afanasjewitsch, begann ich nochmals dringend, es ist mir höchst peinlich, daß ich Sie belästigen muß, aber ich muß eben, verstehn Sie, ich muß morgen frei sein.

Was heißt müssen, entgegnete er, wenn man im Dienste steht! Man muß nur das, was der Dienst fordert.

Es war zum Verzweifeln. So hartnäckig hatte ich ihn mir nicht vorgestellt.

Ich habe mein Wort gegeben, Jemeljan Afanasjewitsch.

Wer bei der Polizei dient, darf nicht leichtsinnig sein Wort geben.

Ich wurde böse. Hatte ich darum so pflichteifrig gearbeitet, mir den Spott und vielleicht den Haß meiner Kollegen zugezogen, daß ich im entscheidenden Augenblick nicht einmal für einen Tag Urlaub erhalten sollte? Ich sprang auf.

Mir bleibt dann nichts übrig als den offiziellen Weg zu betreten, die Ausflucht der Faulenzer zu ergreifen und mich krank zu melden.

Er nickte.

Das hätten Sie nicht vorher sagen sollen. Nachdem Sie es getan haben, werde ich Ihrem Rapport keinen Glauben schenken und den Arzt zu Ihnen schicken, jedenfalls aber Sorge dafür tragen, daß Sie während Ihrer Krankheit das Haus nicht verlassen.

Ich lachte bitter. Dann bleibt mir freilich nur noch die Möglichkeit, sagte ich, ohne Ihre Erlaubnis den Tag zu benutzen und den Dienst zu quittieren, falls Sie eine Klage über mich einreichen.

Er erhob sich und stieß ungestüm den Stuhl zurück.

Sie wollen also nicht von Ihrer kindischen Idee lassen?

Herr Aufseher, ich muß Sie bitten, nicht solche ...

Ach, dummes Zeug! Als ob ich nicht wüßte, daß wieder die Ssawinski, die Marja Iwanowna, dahinter steckt!

Ich leugne es nicht. Ich wünschte ...

Und ich wünschte, daß die Ssawinski, so ehrenwert sie sein mag, der Teufel holen möge!

Er begann heftig hin und her zu gehn.

Nach einigen Sekunden setzte er sich und winkte auch mir Platz zu nehmen.

Wenn ich Ihnen Ihre Bitte abschlage, sagte er ernst und ruhig, so geschieht

es, weil ich sie Ihnen nicht gewähren kann, gerade morgen nicht kann. Ich glaubte, Sie würden das ohne eine Auseinandersetzung begreifen. Morgen ist Johanni. Schon heute Abend beginnt das Volk toll zu sein, die ganze Nacht ist es toll, morgen ist es den ganzen Tag toll. Wir müssen uns verdoppeln, um die Ordnung aufrecht zu erhalten und Unglücksfälle zu verhüten. Freilich ist unser Stadtteil verhältnismäßig gefahrlos, und zwar hauptsächlich durch Sie, denn Sie haben die Sandseite, wo es früher unruhige Elemente gab, einigermaßen gezähmt. Es tritt aber noch etwas andres hinzu. Der Polizeimeister kommt morgen zur Stadt. Er wird die Stadtteile befahren, wie er es gewöhnlich an Volksfesten tut. Er meint dadurch zur Wahrung der Ordnung beizutragen. Er wird sich bei der Gelegenheit überzeugen, ob wir unsre Pflicht tun. Da ist es denn wichtig, daß er jeden von uns zu Gesicht bekommt. Vor allen Dingen müssen wir aber persönlich für peinliche Säuberung der Straßen Sorge tragen. Auf die Leute können wir uns an einem solchen Tage nicht verlassen.

Ich schwieg. Er hatte vollkommen Recht. Aber durfte ich Mascha im Stiche lassen!

Hören Sie, Alexander Andrejewitsch, fuhr er nach einigem Trommeln fort, es fällt mir schwer, gerade Ihnen Ihre Bitte zu versagen. Ich wünschte, Sie wären in diesem Augenblick Gulbo. Der Polizeimeister hat angekündigt, er werde am Morgen kommen, das hieße also nach seiner Landhausordnung, etwa um zehn oder elf. Er will es jedenfalls. Ich vermute aber im stillen, daß ihm das zu unbequem wird, und daß er erst nach dem Essen ausfährt. Er speist um drei. Also erwarte ich ihn gegen fünf. Da Sie, wie ich sehe, keine Lust haben, nachzugeben, so wollen wir die Sache halbieren. Besorgen Sie früh am Morgen die Straßenreinigung, und ziehn Sie dann in Gottes Namen Ihrem Herzen nach. Aber genau um vier Uhr Nachmittags seien Sie in Ihrer Steinstraße. Gute Nacht.

Er wollte gehn.

Jemeljan Afanasjewitsch, um vier Uhr kann ich nicht zurück sein.

Um vier müssen Sie da sein.

Verlängern Sie den Termin, Jemeljan Afanasjewitsch.

Nicht um eine Minute.

Bis acht, Jemeljan Afanasjewitsch.

Sind Sie toll?

Bis sieben, Jemeljan Afanasjewitsch!

Keine Sekunde.

Bis sechs, Jemeljan Afanasjewitsch!

Er war schon zur Tür hinaus.

Ah, Euer Wohlgeboren, sagte Iwan mit der solchen alten Veteranen eignen Vertraulichkeit, indem er hinter mir mit seinem gestopften Pfeifchen die Treppe niederstelzte, Sie hätten zu einer andern Zeit um Urlaub bitten sollen.

Warum?

Der Aufseher hat Recht, Euer Wohlgeboren. Das Volk ist toll zu Johanni. Und dazu die Trockenheit und der Wind. Ehe man sichs versieht, gibt es ein großes Unglück.

Ja so, du sprichst vom Feuer. Gott sei Dank, die Feuersbrünste haben aufgehört und kommen wohl so bald nicht wieder. Es hat genug gebrannt.

Belieben Sie das nicht zu sagen, Euer Wohlgeboren. Es hat nicht genug gebrannt. Ich wundre mich, daß es so lange währt. Es kommt, Euer Wohlgeboren, es kommt!

Was für Unsinn sprichst du, Alter!

Nein, Euer Wohlgeboren, Sie werden schon sehen. Ich weiß, was ich weiß. Gott sei Dank, ich lebe lange genug auf der Welt.

Ich antwortete dem alten Schwätzer nicht weiter und überlegte im Gehn, wie

ich es nun mit dem Urlaub halten sollte. Um vier Uhr zurückkommen, das hieß Maschа das Vergnügen verderben, denn gerade um die Zeit des Nachmittags begonn es im Freien angenehm zu werden, während bis dahin die Hitze, die mit jedem Tage zunahm, fast unerträglich war. Auch der Wind, der um die Mittagzeit seinen höchsten Grad zu erreichen pflegte, legte sich donn gewöhnlich. Ich beschloß endlich, Maschа gar nichts zu sagen und sie nach Umständen unter irgend einem Vorwand zu verlassen, pünktlich um vier Uhr mich dem Aufseher zu zeigen und darauf — wieder zu verschwinden. Seine Allwissenheit, hoffte ich, werde wenigstens diesesmal nicht so weit reichen, daß er ouf den Gedonken komme, ich sei zum zweitenmal aus der Stadt gelaufen.

Ich beauftrogte Jegorow, der mich in meiner Wohnung erwartete, am Morgen zeitiger als gewöhnlich die Bewohner meiner Hauptstraßen zum Fegen anzutreiben, weil der Polizeimeister revidieren werde, nahm mir vor, persönlich nur der Reinigung der Steinstroße beizuwohnen, und lief noch in den ersten Stodtteil zu den großen Magazinen, wo es mir nur mit Mühe gelang, so spät am Abend noch einige ungewöhnlich schöne Orangen nebst verschiednen Süßigkeiten zu erhalten.

Freilich weckte mich Geraſſim laut meinem Befehl schon um fünf, nachdem ich nur wenig Stunden geschlafen hatte. Trotzdem verging die Zeit, während ich mit besondrer Sorgfalt Toilette machte, und es war schon stark auf sieben, ols ich in einem nageineuen schneeweißen Uniformkittel aus dem Hause trat. Geraſſim erhielt den Auftrag, das Päckchen mit den Früchten und Süßigkeiten um sieben bei Maschа abzugeben.

20

Der Südwind blies stärker als on den Tagen vorher, und vom graublauen, woikenlosen Himmel bronnte die Sonne trotz der frühen Stunde ganz bedeutend. Ich eilte durch die der Steinstraße zunächst liegenden Gossen und fand sie schon rein und in Ordnung. Am Ufer wandte ich mich zur Steinstraße, ous der ich des Wachmeisters Signalpfeife vernohm, und ols ich an die Ecke kam und in die Stroße einbog, hörte ich Jegorows Pfeifen und Schelten weit vor mir.

Ich ging in der Mitte der Straße rasch vorwärts. Bei den letzten steinernen Häusern fond ich die Hausknechte und die Mägde noch im Handhaben der Besen und Körbe begriffen.

Auf der Bank an der Pforte seines Houses saß der Richter im allerbequemsten Morgenkostüm in der Sonne. Er hotte weite leinene Beinkleider an und über dem Hemd ein leichtes vorn offnes Jackett. Den Kopf bedeckte ein alter Panamahut. Die Füße steckten in Pantoffeln, die einst ausgenäht gewesen woren. Er schaute wohigefällig auf Agafja, die in einem ebenfolls vorn offnen Kattunkleide barhoupt und barfuß in der Mitte der Straße stand und sich nach allen Seiten umschaute. So leicht bekleidet bot sie die Möglichkeit zu erkennen, wie wohigenährt und gut gebaut sie sei. Sie hielt in einer Hand einen leeren Korb, und mit der andern schulterte sie einen Besen.

Eingedenk der Worte Burins wollte ich die Gelegenheit benutzen, ihr zuerst Guten Morgen, Agafja Platonowno! zurufen und dann den Richter begrüßen. Ich kam aber nicht dazu. Sie sah mir mit halbzugekniffnen Augen entgegen, drehte sich hin und her und wartete, bis ich nahe genug wor, ihre Worte verstehn zu können. Dann wandte sie sich laut an den Richter.

Da kommt, gloube ich, der Herr Gehilfe, sagte sie. Bitten Sie ihn doch, Herr, daß er mir zeigt, wo es hier etwas zu reinigen gibt. Ich gucke mir die Augen krank und kann nichts Unreines bemerken.

Ich war unterdessen herangekommen. Ich grüßte den Richter, während Agafja sich zur Seite wandte, mit dem Besen monövrierte und mir die Hinterseite zukehrte.

Hier ist es allerdings rein, sagte ich und wollte vorübergehn.

Gestern Abend hat der Zehntner die Stroße gekehrt, ehe ich ihn noch Hause abfertigte, bemerkte der Richter mit seinem tiefen Baß.

Das sieht man, rief ich und griff zum Abschied an die Mütze.

Wenn man das sieht, sagte Agafja schneidend, und wenn die Straße des Fegens nicht bedarf, warum hat mich dann die Polizei mit Pfeifen und Klopfen aus dem Bette geholt? Der Herr Gehilfe wird das wohl erklären können.

Ja, in der Tat, rief der Richter, und sein Baß zwang mich zum Stehnbleiben; warum pfeifen und klopfen die Schutzleute, wo die Straße rein ist?

Übertriebner Diensteifer, antwortete ich, die Achseln zuckend. Ich werde nicht unterlassen, dem Wachmeister einen Verweis zu erteilen.

Die Sache wäre damit abgetan gewesen, aber das böse Weib schürte das Feuer.

Mein Gott, sagte sie kläglich und schoß einen giftigen Seitenblick auf mich, ich bin eine schwächliche Person, und ich habe gewiß Arbeit genug und freue mich, wenn ich den müden Gliedern Erholung gönnen darf. Und die Polizei erlaubt mir nicht einmal an einem so großen Feiertage auszuschlafen und treibt mich mit Lärm auf, daß ich an allen Gliedern zittere und glauben muß, das Haus brenne.

Ja, allerdings, grollte der Richter und erhob sich von der Bank, ich finde es eigentümlich, daß die Schutzleute pfeifen, klopfen und unbefugterweise — ich sage, wo die Straße rein, und das Kehren unnütz ist, daß sie da keine Rücksicht auf die Ruhe der — er rückte die Beinkleider höher — Einwohner nehmen. Ich muß dagegen Verwahrung einlegen, denn die Polizei ist vernünftigerweise dazu da, den Einwohnern die nötige Ruhe und Sicherheit — natürlich, so viel wie möglich —

Wenn doch der Kuckuck das boshafte Weib geholt hätte! Es war sieben Uhr vorbei, Mascha wartete, und sie hetzte mir den Richter auf den Hals und hielt mich auf.

Ich bitte sehr um Entschuldigung, sagte ich, dem Redenden das Wort abschneidend. Es wird ganz gewiß nicht wieder geschehn.

Dabei grüßte ich und ging raschen Schrittes weiter.

Unsern untertänigsten Feiertagsgutenmorgen dem Herrn Gehilfen des Stadtteilaufsehers! schallte von der andern Seite der Straße Burins lachende Stimme. Der Künstler stand im Nachthemd am offnen Fenster und hatte den Rock lose über die Schultern geworfen.

Guten Morgen, Wassili! rief ich.

Ein Glas Tee, Herr Stadtteilaufseher! sagte er mit einer einladenden Handbewegung. Die Maschine steht siedend auf dem Tische.

Danke! Keine Zeit!

Eile mit Weile, Herr Gehilfe des Polizeimeisters! rief er. Ein Glas Tee währt nur Minuten, und Minuten machen den Tag kaum kürzer, namentlich, wenn die Tage so unverschämt lang sind wie jetzt.

Nicht möglich. Ein andres mal, Wassili!

Herr Polizeimeister, tönte seine Stimme mir nach, ich werde mich auf Ihr Zeugnis berufen, daß ich die Polizei mit Recht zu den allergeplagtesten und allerungemütlichsten . . .

Ich verstand das weitere nicht, denn ich war schon vorbei und hörte auf das laute Gezänk zwischen dem Händler Abramow, der vor seinem Hause in eigner Person fegte, und zwei Mädchen, die mit ungekämmten Haaren und nur in Hemden und Unterröcken das gegenüberliegende Trottoir des Obersten Przebuckl kehrten.

Ich habe die Ehre, Sie zu dem Feiertage zu beglückwünschen, Herr Gehilfe, sagte Abramow höflich und zog die Mütze. Sie belieben sich selbst bei der Hitze zu bemühn. Wir lassen uns nicht lange zum Reinigen nötigen. Aber die da — er deutete mit dem Besen auf die Mädchen —, Sie glauben gar nicht, Herr Gehilfe, was für nichtsnutzige Geschöpfe das sind! Wie ich nur den Rücken wende, kehren sie mir allen Unrat herüber auf meine Seite, und ich soll dann die Schweinerei des Herrn Obersten und seiner Weibsstücke in meinem Korbe wegtragen. Ich danke schönstens!

Das ist gar nicht wahr! Glauben Sie ihm nicht, Herr Gehilfe! Sehen Sie, wie er lügt, Herr Gehilfe! Er bemüht sich immer, uns etwas aufzubürden, der schlechte Mensch! So riefen die Mädchen durcheinander.

Ach, ihr Schnatiergäuse! sagte der Händler. Belieben Sie zu hören, Herr Gehilfe, wie sie die Zungen rühren. Wo der Herr Oberst nur diese herumtreiberischen Schreihälse aufgefischt hat! Zur Nachtzeit, wenn wir in den Betten liegen, quieken und quietschen sie im Garten und auf der Straße, daß wir nicht einschlafen können. Weiß der Teufel, wozu der Herr Oberst sie hält, und was er mit ihnen treibt!

Hören Sie nicht auf ihn, Herr Gehilfe! Er ist ein Lügner, ein ganz gemeiner Mensch! sagte die eine entrüstet.

Wir sind die ehrlichsten und anständigsten Mädchen von der Welt! verteidigte sich die andre.

Ich war in der Absicht stehn geblieben, auf die Anklage Abramows hin die Mädchen zu ermahnen, daß sie den Schmutz ihrer Seite nicht über die Mittelsteine kehren sollten. Das Gespräch nahm aber eine Wendung, die möglicherweise zu einem Protokoll führen konnte, wenn zum Unglück der Kutscher Timofé aus der Pforte trat und sich an dem Zanke beteiligte. Wann wäre ich dann zu Mascha gekommen! Ich warf deshalb flüchtig beiden Teilen die Mahnung hin, sich auf der Straße nicht zu zanken, und eilte weiter.

Dieses mal kommt ihr noch so weg, ihr kahlbeinigen Nachteulen, schrie hinter mir der Händler, aber nächstens klage ich ernstlich dem Herrn Gehilfen. Dann solli ihr schon ...

Bauerndirne! Ungebildete Bauerndirne! kreischte vor mir die Stimme des Fräuleins Schtschepin. Ich fuhr zusammen. Ich war fast der Pforte des Fräuleins gegenüber. Die Pforte war geöffnet, und hart daran ließ sich die Stimme hören. Bemerkte das Fräulein mich und konnte zeitig genug die Straße erreichen, um mir den Weg zu vertreten, so kam ich nicht so bald los. Mir schien, daß in der Pforte schon der Saum eines Kleides sichtbar wurde. Ich sprang zur Seite auf das Trottoir, drückte mich rasch an dem Hause hin und hoffte, mit einem Satze an der Pforte vorüberzuhuschen.

Ich habe es dir hundertmal gesagt, keifte sie unterdessen weiter, und ich sage es dir wieder, du bist eine ganz ungebildete Bauerndirne, ein Dorfteufel. Es ist eine Sünde, daß ich mich mit dir gemein mache, denn ich bin ein Fräulein, und zwar ein fein gebild ...

Das Unglück war geschehn. Wie ich eben mit den Beinen unendlich weit ausgriff, um die gefährliche Pforte hinter mich zu bringen, war sie hervorgetreten, und wir waren zusammengerannt, so gewaltig zusammengerannt, daß ich fürchtete, sie müsse niederstürzen und sich wenigstens einen Arm brechen. Sie fiel aber nicht, denn sie hatte sich mit dem Instinkt der Selbsterhaltung mit beiden Händen an mich geklammert und — ließ nicht mehr los!

Mutter Gottgebärerin! schrie sie auf. Herr Gott, wie bin ich erschrocken! Ich glaubte, die Pforte stürze mir auf den Kopf. Ich wäre fast gefallen. Ah, Herr Gehilfe, die Kniee zittern mir! Aber froh bin ich, daß ich Sie sehe, Herr Gehilfe. Ich bin ein adliches Fräulein, ein gebildetes adliches Fräulein. Darum leide ich und schweige, schweige, so lange irgend eine Möglichkeit vorhanden ist. Aber es ist nicht mehr möglich. Es läßt sich nicht länger ertragen. Diese Bauerndirne, dieser Dorfteufel bringt mich um. Ach Gott, die Beine wollen mich noch immer nicht tragen! So haben Sie mich erschreckt, Herr Gehilfe. Denken Sie sich, daß dieser Waldteufel mir sogar an einem so großen Feiertage die ersten Morgenstunden verbittert, zur Hölle macht. Sie ist faul. Sie ist grob. Wenn ich nicht mehr schweigen kann und ein Wort sage, hat sie zehn, hundert zur Antwort. Ich darf den Mund nicht öffnen. Ich muß schweigen. Ich muß mich fürchten vor ihr, vor diesem rohen Geschöpfe, diesem Bauernklotze. Ich ...

Wie ein ertappter Verbrecher stand ich da, blickte bald auf das erhitzte Gesicht

des Fräuleins, bald auf die Magd, die mit einem Besen den Hof kehrte und dazu etwas brummte, was wegen der lauten Stimme des Fräuleins unverständlich blieb. Jetzt schien der Magd das Schelten aber doch zu arg zu werden oder zu lange zu währen, denn sie stützte sich auf den Besen und rief laut:

Was tue ich denn! Ich habe nur gesagt ...

Weiter kam sie nicht. Die Schtschepin schrie sogleich mit verdappelter Kraft:

Was du tust, du Bauerntölpel! du grober Klotz! Alles tust du, was du nicht tun sollst. Grob bist du. Ungehorsam bist du. Du zwingst mich, mich mit dir herumzuärgern, sogar an einem so heiligen Feiertage zu ärgern. Du legst es darauf an, mich totzumachen, du schlechtes Geschöpf. Sie hören es jetzt selbst, Herr Gehilfe. Sie können jetzt begreifen, wie weit die Bosheit dieses Teufels geht. Sie sehen, sogar in Ihrer Gegenwart läßt sie ihrer Zunge freien Lauf. Ich freue mich, daß Sie gerade in diesem Augenblick zugegen sind, Herr Gehilfe, denn nun ...

Ich überlegte unterdessen. Mit Gewalt losreißen konnte ich mich nicht. Ich fühlte und wußte auch von früher her, wie fest Wera Schtschepin hielt. Ich hätte sie umgerissen, aber festgehalten hätte sie doch. Die Dreinrede der Magd hatte jedoch die Hoffnung auf Befreiung in mir erweckt. Als die Magd zu sprechen begann, hatte Wera sich zu ihr gewandt, und indem sie auf sie einschrie, mit einer Hand gegen sie in der Luft umhergefochten. Freilich hatte sie mich gleich wieder um so fester gepackt. Ich hielt mich auf dem Sprunge und lauerte auf den Augenblick, wo sie sich wieder zu der Magd kehren würde. Dann oder nie mußte es geschehn.

Warum sprichst du so viel und gibst dadurch dem Fräulein Anlaß, böse zu sein? sagte ich zu der Magd, als die Stimme Weras gerade etwas weniger laut schallte.

Ich, Anlaß! rief die Gefragte und ließ vor Verwunderung den Besen aus der Hand fallen. Ich, viel sprechen! Wie ist das möglich! Sie spricht ja immer ganz allein, sodaß ...

Du schweigst, Unglücksmensch! schrie Wera. Gleich schweigst du, oder ...

Sie hatte eine Hand erhoben und das Gesicht gegen die Magd gewandt. Schnell wie der Blitz faßte ich das Gelenk der andern mich haltenden Hand, und indem ich diese von mir drückte, warf ich mich einen Schritt zurück, auf die Gefahr hin, ein Stück meines schönen Kittels in dem Besitze der schrecklichen Person zu lassen. Ich war frei. Während sie einen Schrei ausstieß, sei es vor Überraschung, sei es, weil ihre Fingernägel bei dem gewaltsamen Losreißen gelitten hatten, eilte ich weg. Ob sie hinter mir her schrie und schalt, ob sie vor Enttäuschung und Entrüstung schwieg — ich achtete nicht darauf und wüßte es nicht zu sagen.

Bei dem Hause, worin der Lehrer Specht wohnte, gelangte ich in die Nähe des Wachmeisters. Specht lag im geöffneten Fenster und sah aufmerksam zum Himmel empor, ohne auf den Wachmeister zu achten, der stehn blieb und wartete, ob nicht jemand erscheinen werde, um die Straße zu fegen. Es erschien aber niemand, und der Wachmeister rief nach wiederholtem Pfeifen endlich dem Lehrer zu:

Herr, lassen Sie die Straße reinigen.

Die Straße ist gereinigt, antwortete Specht ruhig, ohne die Augen auf den Wachmeister zu richten.

Wie, gereinigt! begann Jegorow, der sich schon ärgerte. Wann ist sie gereinigt?

Gestern Abend.

Nun sagen Sie aber gefälligst! rief Jegorow, die Stimme erhebend. Das war doch gestern Abend. Aber heute soll gekehrt werden.

Specht wandte den Kopf etwas nach links und betrachtete ein andres Stück des Himmels.

Herr, wie Sie wollen, begann der Wachmeister nach einer kleinen Pause, aber lassen Sie die Straße reinigen.

Werde nicht lästig, Bruder. Die Straße ist gereinigt.

Wie ist sie gereinigt! eiferte Jegorow. Sehen Sie, hier liegen Papiros-stummel, und . . .

Die sind von mir, schaltete Specht ein und warf die Papiros, die er eben rauchte, auch aus dem Fenster.

Und hier gibt es gar Kuhmist!

Lieber Freund, darüber muß ich mich bei dir beschweren. Das tun fremde Kühe. Ich halte keine.

Herr, werden Sie reinigen lassen oder nicht? schrie nun der Wachmeister, und seine Stimme zitterte vor Wut.

Werde nicht lästig, Bruder, versetzte Specht und strich ein Zündhölzchen an, um eine frische Papiros in Brand zu setzen. Ich habe dir gesagt, daß gestern Abend gereinigt worden ist. Und heute Abend wird wieder gereinigt werden.

Am Abend ist es aber nicht nötig, widersprach Jegorow. Jetzt ist es nötig. Der Polizeimeister wird bald durch die Straße fahren.

Wir reinigen nicht für den Polizeimeister.

Nicht für — den — Polizeimeister! rief Jegorow in höchstem Erstaunen. Ja, für wen denn sonst? Der Chef der Provinz ist doch nicht in der Stadt.

Ich erreichte in diesem Augenblick den Wachmeister, befahl ihm mir zu folgen, grüßte Specht und ging weiter. Der Wachmeister konnte sich aber noch lange nicht beruhigen und brummte ungehalten.

Nicht für den Polizeimeister! räsonnierte er. Für wen denn sonst? Wenn es noch ein andrer gesagt hätte! Aber ein gelehrter Mann spricht solchen Unsinn!

An der Ecke bei der Schenke Suskins gab ich dem Wachmeister die letzten Anweisungen, zog den Kittel rundum glatt, brachte den Säbel in die gefälligste Lage, rückte die Mütze auf dem Kopfe zurecht und bog in die Quergasse, um mich geradeswegs zu Maschа zu begeben. Der Südwind hatte merklich an Stärke zugenommen. Während ich durch unsre Marktseite eilte, war der Staub auf den Straßen schon recht unangenehm, und als ich in den ersten Stadtteil kam und mich dem Marktplatze näherte, wurden dichte Wolken des feinen Pflastersandes hier und da über die Dächer der Häuser emporgewirbelt. Auf dem Marktplatze selbst war ich gezwungen, stehn zu bleiben und einen stärkern Windstoß vorüberbrausen zu lassen, denn der von ihm getriebne Sand und feine Kies machte den Gebrauch der Augen unmöglich. Dabei hörte ich durch den Lärm des Windes wüstes Gelächter und rohes Singen.

Die Stimmen drangen aus der Tür einer Schenke, in der einige Kerle und Weiber schon am frühen Morgen ihre Orgie begonnen oder seit dem vorigen Abend vielleicht noch nicht beendet hatten. Vor der Tür taumelten mehrere Betrunkne, dem Ansehen nach Schuster oder Gerber, in schmierigen, teils zerfetzten Kleidern hin und her. Ich schüttelte den Kopf. In unserm Stadtteile wurde dergleichen zu keiner Tageszeit geduldet.

Hinter der Reihe hölzerner Marktbuden und Verkaufsstände, die sich quer über den Platz zog, ließen sich auch Stimmen Betrunkner vernehmen, und als ich die Reihe passierte, sah ich zerlumpte Handwerker, die sich auf dem Pflaster gelagert hatten und unter Gelächter und gräßlichen Flüchen versuchten, im Schutze der Buden eine Papiros anzuzünden, die sie dann gemeinschaftlich rauchen wollten. Ihre Trunkenheit war aber so groß, daß die zitternden Hände und Finger die Zündhölzchen nicht gehörig zu handhaben vermochten, und eins nach dem andern verlosch, ehe der Tabak Feuer fing.

Ich brachte es nicht über mich, schweigend vorbeizugehn. Wie leicht konnte hier das größte Unglück entstehn! Wie bald konnten die aus dünnen Brettern und Schindeln erbauten Buden, die von der Sonne und dem Südwinde förmlich ausgedörrt waren, in Brand geraten!

Was schafft ihr mit euern Zündhölzchen bei dem Winde zwischen den Holzbuden! fuhr ich die Leute an. Packt euch fort von hier.

Sie lochten mich verständnislos an.

Euer Wohlgeboren — Herr General — Polizei — Kommandant, sagte mit Anstrengung der Kerl, der eben ein Päckchen Zündhölzer in der Hand hatte, und verschüttete dabei einen Teil, wir sind immer — bereit — zu Ihren Diensten — und die verfluchten — Zündhölzchen — daß sie in jener Welt — auch nicht brennen — möchten!

Schweig, rief ein andrer und schlug ihn mit der flachen Hand auf die Mütze, wobei er selbst umkippte und von seinem Sitze auf den Rücken fiel, schweig — und zünde an. Hurra, Johannis!

Hurra! stimmten die übrigen ein.

Auf die Beine, ihr Schurken! herrschte ich sie an. Auf und weg von hier! Oder ich lasse euch ins Loch sperren. Da könnt ihr dann Johannis feiern.

Einer machte den Versuch, aufzustehn. Ein zweiter spielte den Klugen und kroch auf allen Vieren in das Gäßchen zwischen zwei Buden. Ein dritter aber protestierte.

No, hören Sie — Sie, Polizei — wir haben nichts — gestohlen. Er schloß mit einem gemeinen Fluche.

Ich bereute, daß ich gesprochen hatte. Die Leute waren völlig unzurechnungsfähig. Ich sah mich um. Es war ja nicht möglich, daß es auf dem ganzen weiten Platze keinen Schutzmann geben sollte. Es war aber doch so. Ich machte einige Schritte in zwei Nebenstraßen, die auf den Markt mündeten. Auch dort war keiner zu sehen. In der dritten fand ich endlich einen neben einer Haustreppe im Schatten, wo er gemütlich vor sich hin sang. Ich befohl ihm, den Betrunknen die Zündhölzchen wegzunehmen.

Es hatte acht geschlagen, als ich bei Mascha eintrat. Sie empfing mich mit freundlichen Vorwürfen wegen meiner Verspätung, und ich — fühlte mich wie mit kaltem Wasser übergossen, denn einige Freundinnen, lustig wie Elfen gekleidet, hatten sich zu dem Spaziergange versammelt. Freilich — ich war ein Narr! Hatte ich denn wirklich geglaubt, mit Mascha den ganzen Tag allein draußen zubringen zu können? Das wäre ja für Mascha anstößig, wäre nach gewöhnlichen Begriffen unmöglich gewesen. Ich hatte es auch gar nicht geglaubt. Ich hatte in meiner Herzensfreude nur nicht daran gedacht, daß noch jemand mitgehn werde.

Mascha selbst kam mir heute wieder einmal schöner als je vor. Dazu war sie aufmerksam und liebenswürdig wie früher, als die Offiziere noch nicht das Haus überflutet hatten. Obgleich sie schon mehr als eine Stunde auf mich gewartet hatte, nahm sie meine Weigerung nicht an, sondern zwang mich erst Kaffee zu trinken und zu frühstücken. Während sie mir einschenkte und Brötchen für mich bereitete, verstärkte sich der Wind so, daß die Fenster geschlossen werden mußten, weil er die Rahmen leicht aus den Angeln hätte reißen können. Und auch dann noch schrieen die Freundinnen einigemal auf, wenn ein unerwarteter stärkerer Stoß Sand und Schindelstücke von den Scheunendächern an die Scheiben warf.

Können wir bei dem Sturme auch gehn? fragte eins der jungen Mädchen.

Es wird unmöglich sein, die Kleider in Ordnung zu halten, sagte ein andres besorgt und strich die Falten des Rockes glatt.

Ach was! rief Mascha, mit der Kleinigkeit von Wind wollen wir schon fertig werden!

Er bläst fürchterlich, meinte die Mutter, die eben eintrat. Solltet ihr nicht zuhause bleiben, Kinder, oder wenigstens bis zum Nachmittag warten? Vielleicht legt sich der Wind.

Gewiß, Marja Iwanowna, fügte ich hinzu, wie leid es mir auch täte, aber der Wind ist wirklich so stark, daß er einen fast umwirft. Und wie wird es erst außerhalb der Stadt werden!

Ha, rief Mascha und warf mir einen herausfordernden Blick zu, wer sich fürchtet, mag zurückbleiben! Ich bin ein Soldatenkind und lasse mich durch solche Kleinigkeiten nicht aufhalten. Namentlich, wenn Alexander Andrejewitsch dabei ist, schloß sie und senkte verschämt den Kopf.

Freilich, gab die Mutter zu, von Erkältung kann bei diesem Wetter wohl nicht die Rede sein. Der Wind ist ebenso heiß wie der Sonnenschein. Dann macht aber auch, daß ihr fortkommt, ehe die Hitze zu groß wird.

Also wer geht mit?

Natürlich gingen alle. Ich hatte mich, während ich frühstückte, bereit gemacht und mit dem Gedanken versöhnt, den großen Korb mit Vorräten zu tragen, der gehäuft voll auf einem Stuhle neben der Tür stand. Während die Mädchen ihre Strohhüte aufsetzten, nach Maschas Anweisung festbanden und feststeckten, damit der Wind sie nicht von den Köpfen reiße, guckte ich den Korb schief an, denn er hatte die zum Tragen unbequemste Form, war flach und breit. Ich mußte mich aber gleich wieder von Maschas Takt und praktischem Verstand überzeugen Als wir zum Aufbruch fertig waren, erhielt jeder aus dem Korbe ein kleines, sauber in Papier geschlagnes Päckchen.

Da alle essen wollen, müssen sich auch alle am Tragen beteiligen, sagte Mascha lachend.

Der Wind war zum Sturm ausgeartet, der uns mit voller Wut packte, als wir die letzten Häuser hinter uns hatten und einen Wiesenweg betraten. Die jungen Damen konnten, wie eine es vorausgesehen hatte, mit den Kleidern nicht zurechtkommen, die die bösen Luftstöße durchaus als Segel benutzen wollten. Unter Lachen und Schreien drehten sie sich hin und her, suchten das sich bauschende und emporstrebende Zeug niederzuhalten und verloren Sonnenschirme und Päckchen aus den Händen. Die Schirme, die doch nicht geöffnet werden konnten, nahm ich sämtlich an mich und band sie mit meinem Taschentuche zusammen. Im Busche hinter der Wiese wurde es erträglicher, aber als wir dann ein weites Feld erreichten, begann wieder die Qual mit den Kleidern.

So geht es nicht, sagte endlich Mascha. Unter so schwierigen Umständen muß man die Etikette opfern, und zudem sind wir auf dem Lande.

Sie kehrte den Rücken gegen den Wind, sah mich errötend an, zog die Kleider bis zu den Knieen auf, schlug sie in dieser Lage von links und rechts übereinander, daß sie die Schenkel fest umschlossen, nahm ihr Päckchen unter den Arm und war nun dem Winde gegenüber unangreifbar.

Entschuldigen Sie, Alexander Andrejewitsch, sagte sie und sah dabei wunderlieblich keck und nett aus, ich bin ein Soldatenkind, und auf dem Marsche kann man nicht zipp fein wie auf einem Balle.

Unter Kichern und Scherzen folgten die andern ihrem Beispiel, und ungehindert ging es nun vorwärts, dem Winde gerade entgegen. Rüstig schritten die Mädchen mit den wohlgeformten Beinen in schneeweißen Strümpfen und farbigen Strumpfbändern aus, und nach etwa einer Stunde gelangten wir zu dem Bauernhofe und setzten uns in den Obstgarten, wo wir selbst durch Gebäude und Zäune gegen den Sturm ziemlich geschützt waren, während die Äste und Zweige über uns ächzten und rauschten und uns dann und wann kastaniengroße Äpfelchen auf die Köpfe warfen.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Wachsstock. Eins der hübschesten Rätsel in dem bekannten Rätselbüchlein des Dr. Mises schließt mit den Worten: An dem besten aller Feste, wenn mans Ganze schenkt, gefällt. Nämlich das Rätsel auf den Wachsstock. Ja, der ist ein seit Jahrhunderten, was sage ich, seit Jahrtausenden übliches Weihnachtsgeschenk. Seine Spur läßt sich bis zu den römischen Saturnalien verfolgen: an diesem alten

Feste, das einerseits unsern Weihnachten, andrerseits dem italienischen Karneval entsprach, pflegte man sich ebenfalls mit Wachslichten zu beschenken. In Italien leben die lateinischen Cerei als Altarkerzen und als Wachsstreichhölzchen, beim Karneval aber, dessen letzte Stunden sie charakterisieren, unter dem Namen Moccoli fort; in Deutschland ist der Wachsstock die Signatur des Heiligen Abends, gleich dem Honigkuchen, der dazu gehört wie der Honig zum Bienenwachs. Die Pfefferkuchen kammen von Nürnberg, es ist kein Zufall, daß Nürnberg noch heute die besten Lebkuchen und die besten Nachtlichte hervorbringt. Diese Waren erinnern an die Zeit, wo Nürnberg nach in weitem Bogen von dem großen Reichswalde umgeben, und die Bienenzucht noch hauptsächlich Waldbienenzucht war.

Wir verstehn jetzt unter einem Wachsstack ein ellenlanges, dünnes, biegsames Wachslicht, das in Rollen zusammengewunden und in einer Blechbüchse gebargen wird; ursprünglich war es nichts weiter als eine gewöhnliche Wachskerze, die gerade wie ein Stack war und vielleicht außerdem noch an einem Stocke getragen wurde wie die Papierlaternen am Sedantage. Und diese kleine Wachskerze hatte einen guten Zweck, der ganz verloren gegangen ist: sie sollte angebrannt und auf den Christbaum gesteckt, zunächst aber in den Christmetten gebraucht werden, zu denen sich jeder sein Lichtchen selbst mitbringen mußte. Das ist unstreitig schon die Bestimmung der Cerei bei den Saturnalien gewesen, die ja auch in die kürzesten Tage fielen: man wollte sich Licht machen, und das war den Menschen der Vorzeit, die noch keine so reiche Beleuchtung hatten wie wir, ein besondres Fest. Bei einer Nürnberger Bescherung vom Jahre 1619, deren Posten man aus dem Rechnungsbuche des Bürgers Christoph Löffelholz nach ersieht, werden alle Kinder, die mit in die Christmette gehn können, mit einem Wachsstacke bedacht, nur die beiden jüngsten erhalten keinen. Die Wachsstöcke spielten also ganz die Rolle der Stocklaternen, mit denen die Kinder am Sedantage oder in Leipzig am Tauchaer Jahrmarkt, wenn die Abende wieder lang werden, durch die Straßen ziehn; und man braucht nur daran zu denken, was die Kinder für Freude an ihren bunten Laternen haben, wenn man die Wertschätzung des alten Wachsstocks begreifen will.

Wie mag es einst in langen Winternächten zugegangen sein, als die Menschen noch keine Lampen hatten? Denn die Öllampe ist viel jünger als die Kerze. In winter's tedious nights, sit by the fire with good old folks! sagt König Richard der Zweite zu seiner Gemahlin; nun, wenn du nur Feuer hast, Königin. Wo ein Feuer brennt, da ist es auch hell; im Schlosse des Odysseus auf der Insel Ithaka brannten ebenfalls nur Feuertöpfe auf Ständern, wie unsre Säulenlampen. Sie hießen Lampteren, und auf ihnen wurde nur Holz gebrannt, das Zimmer zu erleuchten; die Mägde gingen ab und zu und legten an. Das Feuer ist ja vom Lichte gar nicht zu trennen; abgesehen von der elektrischen Beleuchtung wird das künstliche Licht immer durch einen Verbrennungsprozeß erzeugt. Verbrennung kann ohne Licht stattfinden, man spricht dann von einer langsamen Verbrennung, auf der unter anderm der Stoffwechsel beruht; aber selbst die langsame Verbrennung führt mitunter zu einer Art von Leuchten, wie beim Phosphor und beim Phosphoreszieren gewisser Tiere. Licht dagegen entsteht niemals ohne Verbrennung, auch das Sonnenlicht nicht, obwohl man allerdings nicht begreift, daß der Sonnenkörper noch nicht verbrannt ist. Deshalb haben die Engländer für Licht machen und Feuer machen dasselbe Wort to light; eine Kerze, eine Zigarre, ein Kamin wird in England ebenso erleuchtet wie ein Zimmer oder eine Straße. Demnach ist auch das älteste Licht, das man brauchte, sich oder andern zu leuchten, ein einfacher, vom Herde weggenommner Feuerbrand gewesen, d. h. eine Fackel; denn jeder brennende Kienspan verrichtet die Dienste einer solchen. Um eine recht starke Flamme zu erzeugen, hat man allmählich mehrere Späne zusammengebunden und zum Schutze der Hand einen Fackelschuh wie einen Leuchter daran befestigt; aber immer ist es eine Holzfackel geblieben, die sich in nichts von einem brennenden Scheite unterschied. Bald wird man gemerkt haben, daß das Harz die Leuchtkraft des Holzes

nicht unwesentlich erhöhe; deshalb bevorzugte man eben den Kienspan und überhaupt das Kienholz, das heißt das Kiefernholz, das stark mit Harz durchtränkt ist. Noch heute dient der Kienspan gelegentlich in Kiefergegenden als Licht.

Der erste Schritt, den man über das Naturlicht hinaustat, war dann der, daß man das Harz der Nadelhölzer, die alle mehr oder weniger kienig sind, künstlich darstellte und sich somit einen besondern Leuchtstoff verschaffte, mit dem man das Holz bestreichen konnte, damit es heller brennte. So entstand die Pechfackel, denn das Pech ist sozusagen die Quintessenz des Kiens und wird besonders aus Fichtenharz und aus Kiefernharz gewonnen. Aber auch die Pechfackel war immer noch eine Holzfackel, wenn auch eine verbesserte, gleichsam ein recht fetter Kienspan, der höher flackerte als ein gewöhnlicher Feuerbrand. Nun aber kamen die Menschen auf eine neue Verbesserung, die allmählich zu einer vollständig verschiednen Beleuchtungsmethode führte: sie lernten den Zunder kennen. Das mag ungefähr so zugegangen sein. Zum Feueranmachen hatten sie längst Zunder gebraucht; schon lange hatten sie Werg, Binsenmark, Flachs- und Papyrusfasern, leinene Lappen auf die glimmenden Kohlen geworfen, um sie zu neuem Leben zu erwecken, wie wir jetzt Papier. Das brachte sie nun auf den Gedanken, auch den Stock von Fichtenholz, der in das geschmolzne Pech eingetaucht werden sollte, zunächst mit Werg zu umwickeln, weil er alsdann leichter anbrannte und besser Feuer fing. Am Ende ließen sie auch das Fichtenholz ganz weg und drehten aus den Flachsfasern einen Strick, den sie in das Pech eintauchten und solange damit tränkten, bis er so stark und so dick wie ein Stock wurde. Auf die Art war der Zunder zu einem sogenannten Docht geworden; jetzt wird er gewöhnlich aus Baumwolle hergestellt, aber in alter Zeit nahm man hauptsächlich Werg, die groben Fasern des Flachses und des Hanfes, ein Gebrauch, an den noch die Sitte erinnert, bei der Krönung des Papstes eine Flocke Werg anzuzünden (stupam incendere).

Aber auch die Dochtfackel war noch kein Licht in unserm Sinne. Wenn man sie an einem Ende anzündete, so brannte sie von oben nach unten ganz herunter, das heißt das Pech brannte mit dem Dochte mit, weil das leicht entzündliche Harz sofort mit in Flammen aufging; die Fackel brannte genau so wie ein Kienspan. Nun hatte man aber inzwischen einen andern Stoff entdeckt, der dem Harze nahe stand und angezündet ebenfalls mit heller Flamme brannte, bei geringerer Temperatur jedoch nur schmolz, das Wachs; mit diesem Stoff pflegte man die Pechfackeln zu überziehn, um sie gleichmäßig zu runden. Wenn man nun einmal das Pech ganz wegließ und den Docht selbst mit flüssigem Wachs begoß, so zeigte sich eine ganz neue Erscheinung: der Zunder brannte allein, das umgebende Wachs, durch die strahlende Wärme der Flamme aufgelöst, schmolz nur, stieg aber dann durch Kapillarität in den feinen Kanälen des Dochtes auf und verbrannte erst innerhalb des Zunders langsam mit ihm. Das war die älteste Kerze, die in den Häusern und zur Zeit der Christenverfolgungen in den Katakomben angezündet wurde, eine Wachskerze oder ein Wachsstock. Das Wort Kerze bedeutet eigentlich Werg und also den aus Werg gesponnenen Docht, genau entsprechend dem italienischen Stoppino, was gegenwärtig soviel wie Wachsstock, aber von Haus aus ebenfalls nur soviel wie Werg ist (Stoppa, lateinisch Stuppa, Werg, wie das althochdeutsche Karz, woraus Kerze entstanden ist).

An die Stelle des Wachses setzte man endlich die Fette, die dem Wachs verwandt sind, und die ebenfalls mit leuchtender Flamme brennen, sich aber nur bei sehr starker Erhitzung entzünden; und zwar zunächst ein festes Fett, den Talg. Schon zu Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr. hat man Wachskerzen und Talgkerzen (Candelae sebaceae) unterschieden; man tauchte den Docht in geschmolznen Talg, wie früher in geschmolznes Pech, und ließ ihn dann erkalten. Für die einen wie für die andern brauchte man, um sie hinsetzen zu können, ein Gestell mit einem Hals, in den man sie steckte, das heißt einen Leuchter oder einen Kandelaber; da die Flasche einen Hals hat, benutzen sie arme Leute wohl als Candelabrum. Oder

man steckte die Kerze auf einen Dorn, in den der Schaft des Leuchters auslief, wie das noch in den Kirchen Italiens geschieht. Der Lichtteller war dazu bestimmt, die abtröpfelnde Lichtmasse zu sammeln oder gleich dem Fackelschuh die Hand davor zu schützen; an seine Stelle ist neuerdings die sogenannte Lichtmanschette getreten. Das abtröpfelnde Wachs wird in Italien von den Kirchendienern verkauft; die Colatieci gehören zu ihren Accidentien. Aber wir sind immer noch nicht am Ende der Entwicklung der künstlichen Lichte angelangt.

Die Kerzen kann man nach wie vor als eine Art Fackeln ansehen, wie diese haben sie die Form von Stöcken; an die Stelle des Kienspans ist der Docht, und an die Stelle des Harzes sind das Wachs oder der Talg, neuerdings Stearin und Paraffin getreten, aber die Art, wie sie gebraucht und angefaßt werden, ist ganz dieselbe. Es blieb jedoch noch ein Weg übrig, der von dem anfänglich eingeschlagnen völlig abwich, das war der, flüssigen Leuchtstoff in ein Gefäß zu gießen. Die ursprünglichsten Vorrichtungen dieser Art, die den Übergang von der Talgkerze zur Öllampe veranschaulichen, sind unsre gewöhnlichen Illuminationslampen; hier hat man den geschmolznen Talg in eine runde Schale gegossen, in der er erkaltet ist; in der Mitte steht der Docht, sodaß man gleichsam eine ganz kurze, aber dicke Kerze vor sich hat. Es gibt aber auch Fette, die bei gewöhnlicher Temperatur immer flüssig bleiben, die man also gar nicht anders als in guten Töpfen halten konnte, nämlich die Öle. Die Lampen waren kahnförmige Ölgefäße, in die ein Docht gelegt wurde, und da er hier nicht stehn konnte wie im Talg, so mußte man ihn an den Rand des Schälchens, in eine eigens dazu angebrachte Tülle legen. Diese einfachen Apparate, die allmählich einen Fuß bekamen, blieben bis ins Mittelalter hinein das allgemeine Beleuchtungsmittel; erst zur Zeit der französischen Revolution wurden sie wesentlich verbessert, namentlich durch die Einführung des hohlen Runddochtes und des Glaszylinders, die wir dem Genfer Techniker Aimé Argand verdanken. Als dieser im Jahre 1783 zu London eines Abends bei Lampenlicht arbeitete, stülpte sein Brüderchen, das um ihn herum spielte, zum Scherz eine Weinflasche, von der der Boden abgeschlagen war, über die Flamme. Sofort hörte das Flackern und Blaken des Lichts auf, weil das Öl infolge des regulierten Luftzugs vollständig verbrannte. Der Techniker erkannte den Nutzen dieses Einfalls und setzte fortan seinen berühmten Lampen den Glaszylinder auf. Die Argandschen Lampen lieferte ein Blechschmied zu Paris, namens Quinquet, dem die Erfindung des Glaszylinders ebenfalls zugeschrieben wird. Eine vollständige Umwälzung in der Lampenfabrikation brachte seit dem Jahre 1859 das Petroleum hervor. Nur die Kirche, die überall am Althergebrachten festhält, und in der nichts geändert werden darf, steht mit ihrer Beleuchtung nach nahezu auf der ersten Stufe: sie läßt nur Öllampen, sogenannte Ampeln, die noch ganz die Form der antiken Lucernae haben und vor den Heiligenbildern hängen, und auf den Altären nur Wachslichter zu. Ja, noch heute brennt während der ganzen Osterzeit rechts neben dem Altar, ein Sinnbild des Auferstandnen, der große mit fünf Weihrauchkörnern besteckte Wachsstock, der Cereus Paschalis.

Rudolf Kleinpaul

Aus Landwirtschaft, Industrie und Handel

Eine neue Berufszählung im Jahre 1905. Im deutschen Reichstage ist vor kurzem — wie es schien unter Zustimmung von verschiednen Seiten des Hauses — der Wunsch geäußert worden, es möge im Jahre 1905 den beiden Berufszählungen von 1882 und 1895 die dritte folgen. Wenn auch in Landwirtschaft, Industrie und Handel dieser Wunsch so gut wie vollständig überhört worden sein mag, und die Fach- und Tagespresse bisher kaum ein Wort darüber gesagt hat, so berührt er doch die Interessen der genannten Berufsstände ganz unmittelbar, und vollends muß von den Regierungsstellen, die diese Interessen zu wahren berufen sind, erwartet werden, daß sie den Wunsch ernsthaft erwägen. Sie werden dann bei unbefangner Beurteilung gar nicht anders können, als ihm zuzustimmen und schleunigst dem Reichstage die zu seiner Erfüllung nötige Gesetzesvorlage zu machen, damit die Vorbereitungen rechtzeitig, d. h. noch in diesem Jahre begonnen werden können. Die Grenzboten haben schon vor einigen Jahren darauf hingewiesen, daß das Deutsche Reich nicht länger an der unvollkommnen, von allen andern Kulturvölkern aufgegebnen Art seiner Volks- und Berufszählungspraxis festhalten könne, wonach zwar die Bevölkerung und die Behörden aller fünf Jahre mit einer sogenannten Volkszählung behelligt werden, die sogenannten „Berufs- und Gewerbezählungen“ (d. h. kombinierte Volks- und Berufszählungen mit Erhebung der wichtigern Tatsachen im Gewerbe- und Landwirtschaftsbetriebe) aber ohne regelmäßige periodische Reihenfolge, nur wenn gerade einmal das Bedürfnis dringend zu sein scheint, durch besondre Gesetze angeordnet werden. So hat man für 1882 eine Berufszählung mit Rücksicht auf die bevorstehende Arbeiterversicherungsgesetzgebung und für 1895 mit Rücksicht auf ihren Weiterausbau und auf die Neuordnung unsrer Handelspolitik beschlossen. Diesen Zustand gilt es dahin abzuändern, daß regelmäßig aller zehn Jahre eine umfassende Volks- und Berufszählung vorgenommen wird, mit der die Erhebungen über die sozialen und die wirtschaftlichen Zustände in Landwirtschaft, Industrie und Handel, so weit sie durch Zählung erfaßt werden können, zu verbinden sind. Solche Zählungen werden unter anderm in Österreich, Ungarn, den skandinavischen Staaten, Frankreich, Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Amerika — zum Teil seit einer Reihe von Jahrzehnten — vorgenommen, ohne daß dort jemals das Bedürfnis, zu der deutschen Praxis überzugehn, fühlbar geworden wäre. Die Vorteile der regelmäßigen Wiederholung und der Verbindung von Volks- und Berufszählung sind so klar, daß die Gründe, die früher von deutschen Statistikern mehr zur Entschuldigung als zur Empfehlung der bisherigen Praxis ab und zu vorgetragen worden sind, dagegen nicht mehr ins Gewicht fallen können.

Aber die Hauptsache ist, daß die Frage, ob wir eine so große Zählung im Jahre 1905 brauchen oder nicht, so bald als möglich von der Regierung, dem Bundesrat und dem Reichstag im Sinne der ersten Alternative beantwortet wird. Wie notwendig die 1895er Berufszählung — das Wort immer in dem angegebnen weitesten Sinne gebraucht — war, das wird am schlagendsten durch die Begründungen fast aller seitdem in so großer Anzahl erlaßnen oder doch vorgeschlagnen neuen Gesetze wirtschafts- und sozialpolitischen Inhalts bewiesen, ganz abgesehen von der massenhaften sonstigen einschlägigen Literatur, in der sich die Beurteilung der gegenwärtigen Gesellschaftslage und Gesellschaftsordnung und die Empfehlung wie die Ablehnung der vielen Reformprojekte mit wenig Ausnahmen immer wieder auf die Zahlen von 1895 und ihre Veränderungen gegen 1882 stützen. Das wird jeder Landwirt, Industrielle und Kaufmann, der seine Fach- und Interessenliteratur auch nur flüchtig beachtet hat, anerkennen, und jeder Regierungsrat muß es erst recht wissen und zugeben. Aber ebenso wird man auch anerkennen müssen, daß heute nicht weniger als vor 1895 sehr wichtige wirtschaftliche und soziale Reformen eifrig verlangt und bekämpft werden, zum Teil auch gar nicht von der Hand zu

weisen sind, daß aber zu ihrer Beurteilung die Zahlen von 1895 und ihre Veränderungen gegen 1882 absolut nicht mehr ausreichen, ja in vielen Beziehungen vollständig veraltet und nichtssagend geworden sind. Wenn man an die vielerlei von großen Parteien dringend verlangten Agrarreformen denkt, an die wohnungs- und bodenpolitischen Forderungen, die Landflucht, die sogenannte innere Kolonisation, die eisenbahn- und sonstigen verkehrspolitischen Reformprojekte, ferner an die Arbeitslosen-, Witwen- und Waisenversicherung, an die Handwerker- und überhaupt die Mittelstandsfrage, und dabei nicht vergißt, daß die in Betracht kommenden Verhältnisse in der Zeit nach 1895 viel gewaltigern Umwälzungen ausgesetzt gewesen zu sein scheinen, als in der Periode 1882/95, so wird man eine neue, gründliche wirtschaftliche und soziale Bestandaufnahme im Jahr 1905 als ebenso notwendig anerkennen, wie es die von 1895 war. Wenn die Regierung, der Bundesrat und der Reichstag auch nur einen kleinen Teil der als notwendig erkannten Reformen, die in der Luft schweben, halbwegs verwirklichen, und wenn sie sich der Masse der stürmisch verlangten aber unverständigen Reformprojekte erwehren wollen, so werden sie ohne zahlreiche große und kostspielige Erhebungen doch nicht herumkommen, die immer nur Stück- und Flickwerk liefern werden im Vergleich mit einer großen, gründlich und praktisch eingeleiteten und durchgeführten Berufszählung. Alle Details, namentlich alle Fragen der statistischen Technik können und müssen vorläufig außer Betracht bleiben. Jetzt gilt es nur, die Entscheidung herbeizuführen, daß 1905 eine Berufszählung vorgenommen werden soll. Wenn etwa die sogenannte Reichsfinanznot dagegen geltend gemacht werden sollte — es ist das wohl der einzige Einwand, den man versuchen könnte —, so soll heute nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalt näherer Erörterung das eine gesagt sein, daß gerade die dringende Pflicht, eine auf die Dauer berechnete Reichsfinanzreform nicht länger aufzuschieben, zur Berufszählung im Jahre 1905 als einer unerläßlichen Vorarbeit nötigt. Nichts wäre jedenfalls verfehlter, als diese unglückselige, unsachliche, rein politische Reichsfinanznot auch hier wieder zum Vorwand der Ablehnung zu nehmen.

Der Viehbestand Deutschlands. Nachdem jetzt die amtliche Bearbeitung der Ergebnisse der Viehzählung vom 1. Dezember 1900 veröffentlicht worden ist, liegt ein Bild von der Entwicklung der deutschen Viehzucht in den letzten drei Jahrzehnten vor, das unsern Landwirten zu hoher Befriedigung gereichen muß. Ganz besonders haben die neunziger Jahre, in denen sich die Viehzuchtgenossenschaften mit erstaunlicher Rührigkeit entwickelten, und die deutsche Landwirtschaftsgesellschaft mit ihrer segensreichen Tätigkeit begann, ganz außerordentliche Fortschritte gezeitigt. Zu beachten ist dabei, daß diese blühende Entwicklung der Viehzucht in Deutschland nicht auf Kosten des Ackerbaus durch Vermehrung des Weidelands, auch nicht einmal auf Kosten des Getreidebaus erreicht worden ist, sondern in der Hauptsache durch verstärkten Futterbau unter energischer Einschränkung der Brache. Der Fortschritt der deutschen Viehzucht stellt sich sonach als eine besonders starke Intensivierung des landwirtschaftlichen Betriebs dar. Nachstehende Mitteilungen beschränken sich auf die vier wichtigern Viehgattungen: Pferde, Rindvieh, Schafe und Schweine. Für diese Viehgattungen ist durch zuverlässige Zählung der Bestand wie folgt festgestellt worden:

	1. Dezember 1900	1. Dezember 1892	10. Januar 1883	10. Januar 1873
		überhaupt:		
Pferde . .	4195361	3836273	3522545	3352231
Rindvieh .	18939692	17555834	15786764	15776702
Schafe . .	9692501	13589662	19189715	24999406
Schweine .	16807014	12174442	9206195	7124088
		auf 100 Einwohner:		
Pferde . .	7,4	7,8	7,7	8,2
Rindvieh .	33,6	35,5	34,5	38,4
Schafe . .	17,2	27,5	42,0	60,9
Schweine .	29,8	24,6	20,1	14,4

Nur der Schafbestand hat abgenommen, was der Intensivierung des Landwirtschaftsbetriebs durchaus entspricht. Ob die Fleischschafzucht wieder bessere

Zeiten erleben wird, mag dahingestellt bleiben, an eine wesentliche Hebung der Wollschafzucht wird kaum noch gedacht. Die Mehreinfuhr von Schafwolle betrug 1900 1,3 Millionen Doppelzentner. Nimmt man den jährlichen Wollertrag eines Schafes, was gut gerechnet ist, mit 2 kg an, so würde zur Deckung dieser Mehreinfuhr im Inlande der Schafbestand auf 75 Millionen Stück gesteigert werden müssen. Das wäre geradezu ein ungeheuerlicher Rückfall in den extensiven Wirtschaftsbetrieb und ist einfach unmöglich. Der Verkaufswert des gesamten Schafbestands wurde übrigens 1900 immer noch auf 195 Millionen Mark geschätzt, der durchschnittliche Verkaufswert eines ein Jahr alten und älteren Schafs 23 Mark gegen 18 Mark im Jahre 1892. Der Pferdebestand hat stark zugenommen, ist aber, wie obige Zahlen zeigen, hinter der Bevölkerungsvermehrung zurückgeblieben. Im Jahre 1900 (genau vom 1. Dezember 1899 bis zum 30. November 1900) sind in Deutschland 230000 Fohlen lebend geboren. Dazu kommen im Jahre 1900 100000 aus dem Auslande mehr ein- als ausgeführte Pferde. Der Jahresersatz erfolgt also fast zu einem Drittel durch Einfuhr. Ähnlich waren die Zahlen 1892. Man wird danach annehmen können, daß unser Pferdebestand zu einem Viertel bis einem Drittel aus dem Auslande stammt. Erwähnt sei dabei, daß 1900 allein an Roßhäuten 130832 Doppelzentner mehr eingeführt als ausgeführt wurden. Um sie im Inlande durch den natürlichen Abgang an Pferden zu gewinnen, würde der Pferdebestand wohl verdoppelt werden müssen. Der Verkaufswert sämtlicher Pferde wurde 1900 auf 2352 Millionen Mark gegen 1882 Millionen im Jahre 1892 geschätzt; der durchschnittliche Verkaufswert eines Pferdes auf 561 gegen 491 Mark.

Der Rindviehstapel setzte sich — in Prozent berechnet — nach Altersklassen wie folgt zusammen:

	1900	1892	1883	1873
Kälber unter 6 Wochen	3,8	3,1	3,3	10,1
Kälber von 6 Wochen bis 6 Monat	7,0	7,6	7,2	
Jungvieh von ½—2 Jahr	26,7	23,8	21,7	22,5
2 Jahre altes und älteres Rindvieh	62,5	65,5	67,8	67,4
Rindvieh überhaupt	**100,0**	**100,0**	**100,0**	**100,0**

Der Stapel ist danach nicht unwesentlich verjüngt worden; das Schlachtalter ist eben niedriger, der Umsatz schneller geworden. Mit der Vermehrung der Bevölkerung hat die Zunahme der Stückzahl aber, wie oben gezeigt worden ist, nicht Schritt gehalten. Von Interesse ist dabei, daß das durchschnittliche Lebendgewicht eines Stücks (alle Altersklassen zusammen) geschätzt wurde 1900 auf 354 kg gegen 341 im Jahre 1892; das Lebendgewicht des gesamten Viehstapels auf 6708003 t (zu 1000 kg) gegen 5989645,6. Auf den Kopf der Bevölkerung kamen 1900 von diesem Lebendgewicht des gesamten Rindviehstapels 119 kg gegen 121 kg im Jahre 1892. Auch das Lebendgewicht wäre danach hinter der Bevölkerungszunahme zurückgeblieben. Im Jahre 1900 sind an Rindvieh aller Art mehr eingeführt als ausgeführt worden 207652 Stück. Ihnen steht ein Zugang von in Deutschland lebend geborenen Kälbern von 7,6 Millionen Stück gegenüber, während der Bestand der bis zu 1 Jahr alten Tiere am Ende des Jahres 4,3 Millionen Stück ausmachte, sodaß mindestens 3,3 Millionen im Lande geborne Kälber und Jungvieh bis zu 1 Jahr im Laufe des Jahres gestorben oder geschlachtet sein müssen. Dazu kommt die doch wohl auch in die Million gehende Zahl der 1900 gestorbenen und geschlachteten Tiere im Alter von 1 Jahr und darüber, von denen am Ende des Jahres ein Bestand von 14,5 Millionen vorhanden war. Dem gegenüber ist die angegebne Mehreinfuhr verschwindend, und der Bedarf an lebendem Rindvieh als durch die Inlandszucht so gut wie gedeckt zu behandeln. Nun sind allerdings allein von Rinds- und Kalbshäuten (Kalbsfellen) im Jahre 1900 etwa 60000 t mehr ein- als ausgeführt worden. Sie zu liefern ist die deutsche Landwirtschaft natürlich absolut nicht imstande, ganz abgesehen von der beträchtlichen Mehreinfuhr von sonstigen Produkten der Rindviehzucht. Der Verkaufswert des gesamten Rindviehstapels ist 1900 auf 4182,2 Millionen Mark gegen 3547,3 Mark im Jahre 1892, der durchschnittliche Verkaufswert eines Stücks (alle Altersklassen zusammen) auf 221 Mark gegen 202 Mark und der Verkaufswert einer Tonne Lebendgewicht auf 623 Mark gegen 592 Mark geschätzt worden.

Der Bestand an Schweinen wies folgende Verschiebungen in den Altersklassen auf:

	1900		1892		1883	
	absolut	in Prozent	absolut	in Prozent	absolut	in Prozent
unter 1 Jahr alte Schweine	13887264	82,6	9369993	77,0	7134178	77,5
1 Jahr alte u. ältere Schweine	2919750	17,4	2804449	23,0	2072017	22,5
Schweine überhaupt . .	**16807014**	**100,0**	**12174442**	**100,0**	**9206195**	**100,0**

Die niedrigen Zahlen von 1883 sind wesentlich mit darauf zurückzuführen, daß in diesem Jahr am 10. Januar gezählt wurde, später am 1. Dezember. Der Dezember ist die Hauptschlachtzeit, und der Bestand am 10. Januar darum immer ahnern niedrig. Der Zähltag ist eben deshalb verlegt worden. Zu bemerken ist noch, daß 1900 auf die unter ½ Jahr alten Schweine allein 50,2 Prozent des gesamten Bestandes kommen, und daß die 1 Jahr alten und ältern Schlachttiere — d. h. abgesehen von Zuchtebern und Zuchtsauen — von 1837887 Stück, im Jahre 1892 sogar auf 1637834 Stück im Jahre 1900 zurückgegangen sind. Es hat sonach namentlich in den neunziger Jahren eine ganz gewaltige Verjüngung des Schweinestapels stattgefunden. Das Hauptschlachtalter ist wohl ziemlich allgemein auf 9 Monate herabgedrückt und der Umsatz sehr stark beschleunigt werden. Wenn nun, wie oben schon angegeben werden ist, die Stückzahl der Schweine überhaupt der Bevölkerungszunahme voransgeeilt ist, so ist dies in der Hauptsache auf die schnelle Vermehruug der jungen Tiere zurückzuführen, deren Lebendgewicht nicht bekannt ist, zum großen Teil aber sehr niedrig sein muß. Das Lebendgewicht der 1 Jahr alten und ältern Schweine wurde 1900 auf 126 kg, 1892 auf 119 kg und 1883 auf 116 kg geschätzt. Von dem Lebendgewicht der Schweine von 1 Jahr und darüber kamen auf den Kopf der Bevölkerung 1900: 6,5 kg; 1892: 6,7 kg; 1883: 5,2 kg (Der Tiefstand von 1883 beruht auf den Dezemberschlachtungen 1882.) Der durchschnittliche Verkaufswert eines Schweines von 1 Jahr und darüber wurde 1900 auf 104,4 Mark gegen 98,1 und 90,5 Mark in den Jahren 1892 und 1883 geschätzt; der Gesamtwert des Schweinestapels belief sich 1900 auf 913,7 Millionen Mark gegen 684,7 und 477,0 Millionen in den Jahren 1892 und 1883. Durch die gewaltige Zunahme der ganz jungen Tiere ist der durchschnittliche Verkaufswert eines Schweines überhaupt (alte und junge zusammen) von 56,2 Mark im Jahre 1892 auf 54,4 im Jahre 1900 herabgedrückt werden. Die Mehreinfuhr von lebenden Schweinen ist in den neunziger Jahren — zumeist infolge der Grenzsperren — stark zurückgegangen und heut ohne jede Bedeutung. Im Jahre 1900 betrug sie nur noch 65101 gegen 796680 Stück im Jahre 1893. Dazu kommt freilich die große Mehreinfuhr von andern Produkten der Schweinezucht. Ob diese heute, oder in den nächsten Jahren, oder überhaupt einmal ganz zu entbehren sein wird, mag dahingestellt bleiben.

Das „Reichs-Arbeitsblatt". Durch den Reichshaushaltsetat für 1902 ist bekanntlich beim Kaiserlichen Statistischen Amte eine besondre „Abteilung für Arbeiterstatistik" geschaffen werden, deren Zweck in der dem Etat beigefügten Denkschrift wie folgt dargelegt wurde: Es empfehle sich, an Stelle der „Kommission für Arbeiterstatistik" eine neue ständige Einrichtung zur Pflege der gewerblichen Arbeiterstatistik zu schaffen, wie sie ähnlich schon in verschiednen ausländischen Staaten beständen. Dieser Stelle, die die noch unerledigten Arbeiten der Kommission für Arbeiterstatistik übernehmen würde, sollo obliegen: „1. die Sammlung, Zusammenstellung und periodische Veröffentlichung arbeitsstatistischer Daten und sonstiger für die Arbeiterverhältnisse bedeutsamen Mitteilungen; 2. die Vornahme besondrer Untersuchungen mit Hilfe schriftlicher und mündlicher Erhebungen sowie die Erstattung von Gutachten." Die bisher der Kommissien für Arbeiterstatistik zugewiesnen Obliegenheiten sollten auch bei der in Aussicht genommnen Neuorganisation im vollen Umfange bestehn bleiben. Um die neue Stelle hierzu in den Stand zu setzen, sei beabsichtigt, sie durch einen „Beirat" von 14 Mitgliedern zu verstärken, von denen je 7 vom Bundesrat und vom Reichstag zu wählen sein würden.

Dem entsprechend ist im Jahre 1902 die „Abteilung für Arbeiterstatistik" mit dem „Beirat für Arbeiterstatistik" in Tätigkeit und vor wenig Tagen, am 21. dieses Monats, mit dem ersten Heft des fortan allmonatlich erscheinenden Reichs-

Arbeitshlatts vor die Öffentlichkeit getreten.*) Das Erscheinen dieser amtlichen Zeitschrift für Arbeiterstatistik ist jedenfalls als ein Schritt von der größten sozialpolitischen Bedeutung zu begrüßen. Das vorliegende erste Heft liefert zugleich den Beweis, daß die herausgebende Behörde nicht nur die große Aufgabe, die ihr gestellt ist, klar erkannt hat, sondern daß sie sich auch der hohen Verantwortlichkeit, die damit verbunden ist, bewußt ist. Man darf hoffen, daß das Reichs-Arbeitsblatt auch ein neues, wertvolles Blatt in der anerkennungsreichen Geschichte des Kaiserlichen Statistischen Amts sein und vor allem der sozialen Entwicklung reichen Segen bringen wird. Indem die Beobachtung, Feststellung und Veröffentlichung der wichtigern sozialen Erscheinungen, soweit sie von der Arbeiterstatistik im weitesten Sinne erfaßt werden können, zum Gegenstand amtlicher Behandlung durch eine vom Interessen- und Parteistreit unberührte, zur strengsten wissenschaftlichen Objektivität berufne Behörde gemacht worden sind, ist der verantwortlichen Leitung der Reichspolitik eine unschätzbare Quelle besserer Erkenntnis dessen, was auf sozialem Gebiet not tut, und zugleich das beste Mittel geschaffen, jener Partei- und Interessenstatistik, die auf sozialem Gebiet leider besonders häufig mit Erfolg vorkommt, das Handwerk zu legen. Die Grenzboten haben schon vor Jahren aus diesen Erwägungen dringend geraten, die Arbeiterstatistik von Reichs wegen zu besorgen: niemand zuliebe, niemand zuleide, zum Besten der Gesamtheit, im Sinne aufrichtiger Nächstenliebe mit unantastbarer Wahrhaftigkeit.

Vorläufig hat es die Abteilung für Arbeiterstatistik und das Reichs-Arbeitsblatt nur mit der Arbeit in Handel und Gewerbe zu tun. Die Verhältnisse der landwirtschaftlichen Arbeiter können leider noch keine Berücksichtigung finden. Möge es in nicht allzuferner Zukunft möglich werden. Aber auch in ihrem heutigen Rahmen hat die Reichs-Arbeiterstatistik und ihr neues amtliches Organ vollen Anspruch auf das Interesse der Gebildeten aller Berufsstände. Mit ihnen — nicht mit den in gewissem Sinne zunächst interessierten Arbeitern — haben es die Greuzboten zu tun, und ihnen sei deshalb an dieser Stelle das Reichs-Arbeitsblatt dringend empfohlen. Viel zu sehr sind die Gebildeten in Deutschland immer noch gewöhnt, in der Arbeiterfrage den Parteischlagworten ohne eigne Prüfung zu folgen. Daher die Zuspitzung der Extreme: hier die plumpe Scharfmacherei gegen alles, was zur sozialen Hebung der Arbeitermassen gefordert wird und geschieht, als wenn das nur von Sozialdemokraten gefordert worden und geschehen könnte; dort der unklare und nur zu oft unwahre Sozialismus, der den sozialdemokratischen Übertreibungen das Ohr leiht und die verhängnisvollste Hilfe leistet. Jetzt bietet das Reich auch den Gebildeten ein Blatt, das ihnen zu eignem Urteil verhelfen soll und kann. Es wäre unverantwortlich, wenn sie es nicht benutzten.

Auf den Inhalt des vorliegenden Hefts des Reichs-Arbeitsblattes wird in den nächsten Grenzbotenheften näher eingegangen werden. Nur der Rahmen, in dem er sich bewegt, möge heute kurz angedeutet werden. Die Hauptthemata sind: Organisation der Abteilung für Arbeiterstatistik; Arbeitsmarkt; Arbeitsnachweis und die Arbeitslosigkeit; Arbeitsbedingungen; Arbeiterschutz; Arbeitsstreitigkeiten; Arbeiterwohnungswesen; Gesetzgebung; Gewerbegerichte usw.

*) Verlag: Karl Heymann, Berlin. Jahrespreis 1 Mark; die einzelne Nummer 10 Pfennige.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Allerhand Sprachdummheiten

Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen
Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen
von **Gustav Wustmann**
Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage
Mit einem ausführlichen alphabetischen Register — 31 Bogen, gebunden 2½ Mark
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Digitized by Google

ASTOR
TILDEN FOU

Katholisch und Römisch

Houston Stewart Chamberlain tritt im Vorwort der vierten Auflage seiner „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ mit einer weitern Erörterung für den in seinem Werke ausgeführten Satz ein, daß zwischen „Katholisch“ und „Römisch“ zu unterscheiden sei, daß diese Unterscheidung in den Gemütern vieler Millionen Katholiken tatsächlich — wenn auch vielfach unbewußt — vorhanden und geradezu grundlegend sei für alles Verständnis der Vergangenheit und der Gegenwart, besonders aber für jede Anbahnung einer des Zieles bewußten Beeinflussung der Zukunft. Rom allerdings und seine Parteigänger legten großen Wert darauf, das klare Bewußtsein dieser Unterscheidung nicht aufkommen zu lassen, zumal gegenwärtig, wo das rein politische „Römische“ in angeblicher Wahrung der rein religiösen Interessen des „Katholischen“ die ganze zivilisierte Welt aufrühre und in allen Ländern und Ständen Beunruhigung verbreite. Noch im Jahre 1870 habe die Mehrzahl der deutschen Bischöfe „katholisch“ gestimmt gegen das römische Programm und sich erst unter dem Druck einer moralischen Folter unterworfen. Aber es sei noch nicht gelungen, das Heer der Weltpriester in demselben Maße wie die Bischöfe zu unterwerfen und zu blind gehorsamen Agenten der Generalgewalt umzumodeln. Als Mittel zur Erreichung dieses Zwecks aber wende Rom jetzt die Überflutung der Welt mit Orden an. Dadurch werde die nationale Weltgeistlichkeit nach und nach ausgeschaltet, und so würden allerdings mit der Zeit „Katholisch“ und „Römisch“ identische Begriffe. Denn jedes Ordensmitglied sei ein Soldat Roms, sein Vaterland sei ausschließlich die Kirche; jede Ordensniederlassung sei eine gegen den Staat aufgerichtete politische Agentur, und so erlebten wir heute nicht nur einen Kampf Roms gegen den Protestantismus, sondern die geradlinige Fortsetzung des Kampfes Roms gegen den Katholizismus, der sofort begonnen habe, als die Jesuiten die Macht ergriffen hätten.

Chamberlain hat, wie er versichert, jede Gelegenheit benutzt, mit Katholiken über diese Dinge zu reden, und wie es scheint, auch manchmal mit alten Pfarrern gemütlich bei der Flasche Wein verkehrt. Aber auf diese Art konnte er den Katholizismus doch nur von außen her kennen lernen: die unbedingte und

absolute Konsequenz, die dieses Religionssystem verlangt, ist ihm nicht zum Bewußtsein gekommen und für ihn als Protestanten überhaupt schwer begreiflich. Es gibt ohne Zweifel eine wesentlich politische römische Doktrin, die zwar mit der katholischen Religionslehre zusammenhängt, aber doch keine Glaubenssätze enthält, sodaß auch der strenggläubige Katholik nicht genötigt ist, sich ihren Grundsätzen anzuschließen und ihnen gemäß zu handeln. Dagegen fällt „katholisch" und „römisch" vollständig zusammen, wenn irgend ein von der römisch-katholischen Kirche ausdrücklich aufgestelltes Dogma in Frage kommt. Hier besteht absoluter Glaubenszwang, und wer auch nur in einem nebensächlichen Punkte von der Kirchenlehre abweicht, ist tatsächlich nicht mehr wirklicher Katholik. Darum ist auch das von Chamberlain angeführte Beispiel Pascals wenig stichhaltig. Denn Pascal war Jansenist, er trennte sich von Rom nicht in einer politischen, sondern in einer rein dogmatischen Frage der Gnadenlehre, im Sinne eines starren Rigorismus, dem gegenüber die römisch-katholische Lehre als die mildere Auffassung erscheint, und seine Polemik gegen die Jesuiten war zunächst durch seine jansenistischen Ansichten veranlaßt.

Ebenso verkennt Chamberlain das Wesen des Katholizismus bei der Art, wie er von „Katholiken" redet, die nicht „rechtgläubig" seien. Gewiß gibt es deren eine große Zahl, wenn es auch vielleicht zu viel gesagt ist, daß die rechtgläubigen unter den gebildeten Katholiken nur eine verschwindend kleine Minorität seien. Aber Chamberlain ist jedenfalls nicht berechtigt zu sagen, daß die nicht rechtgläubigen katholisch und nicht römisch seien. Ein nicht rechtgläubiger Katholik ist aber prinzipiell überhaupt kein Katholik. Es gibt ohne Zweifel viele, die sich dieses Widerspruchs gar nicht bewußt sind. Sie wissen gar nicht, auf welche Dogmen sie verpflichtet sind, stellen darüber auch keine Untersuchungen an, und so bewegen sie sich in einem ähnlichen Kreise der Denkfreiheit wie die Protestanten. Die Kirche verfährt solchen unsichern Mitgliedern gegenüber heutzutage mit großer Nachsicht; sie wünscht nicht, daß es auch äußerlich zu einem Bruch mit ihnen komme, und sie hofft, daß die Verirrten in articulo mortis reuig zu ihr zurückkehren, was auch sehr häufig der Fall ist. Dennoch aber sind diese Freidenker nicht nach römischen, sondern nach den wirklich katholischen Grundsätzen als Schismatiker oder Ketzer zu betrachten.

Die große Masse der deutschen Katholiken ist aber streng rechtgläubig, sei es mit einer selbst gebildeten Überzeugung, sei es unter dem Einfluß der Erziehung und einer ohne weitere Prüfung übernommnen Tradition. Das wird einfach durch die Zahl der Zentrumswähler bewiesen, und außerdem ist auch ein großer Teil der Frauen der liberalen Katholiken hierher zu rechnen. Auch wäre es, wenn Chamberlain die Lage richtig beurteilte, schwer zu begreifen, daß der Altkatholizismus unter den deutschen Katholiken so außerordentlich wenig Widerhall gefunden hat. Mochten sich die Bischöfe auch der Papstallmacht unterwerfen, warum haben nicht einige tausend Geistliche und eine Million Laien den römischen Beschlüssen aktiven Widerstand geleistet, wenn die Mehrheit der Katholiken im Sinne Chamberlains „katholisch" war? Aber es regte sich nur eine ganz kleine Minorität von wissenschaftlich gebildeten Katho-

liken, die zugleich an ihrer Rechtgläubigkeit im bisherigen Sinne festhalten wollten. Die liberalen Katholiken standen dem neuen Dogma ebenso indifferent gegenüber wie den alten; die große Mehrheit aber nahm es an ohne Rücksicht auf seine kirchenpolitische Bedeutung, als einen vom kirchlichen Lehramt nunmehr definierten religiösen und jetzt obligatorischen Glaubenssatz, der übrigens auch schon früher längst als die „frömmere Meinung" gegolten hatte. Das Bedürfnis der strengen Einheit und Festigkeit der Glaubenslehre steht bei den gläubigen Katholiken allem andern voran. Man hat die Empfindung, daß das ganze Gebäude zusammenstürzen werde, wenn man auch nur einen einzigen Stein herausnähme. Rom aber ist der Träger dieser Glaubenseinheit, und dadurch erlangt es seine ungeheure Macht über die Gemüter seiner Gläubigen nicht nur in religiösen Dingen, sondern in allen Lebensverhältnissen. Eine scharfe Grenze zwischen den politisch-kirchlichen und den religiös-kirchlichen Interessen läßt sich ja niemals ziehn. Freie Ernennung der Bischöfe durch den Papst, volle Bewegungsfreiheit für die geistlichen Orden, Herrschaft der Kirche über die Schule, womöglich auch über die Universitäten, kirchliche Bücherzensur, geistliche Ehegerichtsbarkeit — das sind vom Standpunkt des Staates politische Forderungen, aber ein frommer Katholik wird sie auch in dem nach seiner Art aufgefaßten religiösen Interesse gerechtfertigt finden. Unter den leitenden Persönlichkeiten in Rom mögen manche sein, bei denen der politische Geist den religiösen überwiegt, aber wenn Chamberlain behauptet, daß Rom eine durchaus unreligiöse Gewalt sei, „die den religiösen Wahn nur großzieht, um ihn ihren Zwecken dienstbar zu machen," so wird jeder wirkliche Katholik diesen Satz zurückweisen, und es ist auch schwer, ihn mit dem zu vereinbaren, was Chamberlain von der Selbstlosigkeit und der Sittenreinheit der führenden Männer der römischen Politik sagt. Jedenfalls wirkt Rom auf die vielen Millionen Katholiken, die seiner Stimme folgen, nur durch die Vermittlung ihrer religiösen Anschauungen ein. Die Organe dieser Vermittlung aber sind keineswegs, wie Chamberlain meint, vorzugsweise die Orden, sondern die Pfarrgeistlichen. In ihren Händen liegt ganz offenbar die Leitung des katholischen Parteilebens; sie stehn mit der Bevölkerung in dauerndem unmittelbarem Verkehr, nicht nur auf der Kanzel und im Beichtstuhl, sondern auch im Privatleben; sie gründen Vereine und reden in Versammlungen, sie leiten die katholische Arbeiterbewegung, redigieren Lokalblätter usw. In Deutschland gibt es seit zwanzig Jahren keine Jesuiten und verwandte Orden mehr, und die Tätigkeit der noch vorhandnen Orden ist sehr beschränkt und für das öffentliche politische Leben bedeutungslos; wenn gleichwohl die Macht der Zentrumspartei fester begründet ist als je, so hat sie dies dem unermüdlichen Eifer der Weltgeistlichkeit zu verdanken. Daß in deren Reihen die jüngern Geistlichen die wirksamsten treibenden Kräfte sind, liegt in der Natur der Sache; bei vielen ältern kommt allmählich das Ruhebedürfnis mehr und mehr zur Herrschaft, und so findet man namentlich auf dem Lande in nicht geringer Zahl die alten Pfarrer, deren Gemütlichkeit gepriesen wird, die aber in ihren Grundsätzen und Anschauungen dennoch meistens mit ihren jüngern, noch in der Front stehenden Konfratern übereinstimmen.

Was nun das kirchenpolitische Programm betrifft, dessen Hauptpunkte oben angedeutet worden sind, so ist es für die katholische Partei ein Ideal, dessen volle Erreichung sie wohl selbst nicht mehr erwartet, nachdem sich sogar in Österreich und unter der habsburgischen Dynastie die vollständige Durchführung des Konkordats, das dem letzten Ziele sehr nahe kam, als unmöglich erwiesen hat. Das Bekenntnis zu diesem Programm schließt aber an sich keineswegs nationales Empfinden und nationale Gesinnung aus. In Frankreich sind die Geistlichkeit und die klerikale Partei nach ihrem Denken und Fühlen zwar in ihrer Mehrheit nicht mehr gallikanisch, aber doch durch und durch nationalfranzösisch. In Österreich-Ungarn sind der ungarische und der slawische Klerus spezifisch national, ist der deutsche aber *österreichisch* gesinnt. Daß es dem letzten und der von ihm geführten Partei mehr oder weniger an dem eigentlich deutschen Nationalgefühl fehlt, kann ihm vom Standpunkt des österreichischen *Staates* nicht zum Vorwurf gemacht werden und hängt ohne Zweifel mit politischem Mißtrauen gegen das Deutsche Reich und Preußen zusammen.

Aber auch in Deutschland ist man nicht berechtigt, von der Zentrumspartei und ihren geistlichen Führern zu sagen, daß sie von *undeutscher* Gesinnung seien. Ebensowenig kann die Loyalität der preußischen ultramontanen Katholiken ihrem Königshause gegenüber bestritten werden. Wohl aber besteht ein tief wurzelndes Mißtrauen gegen das preußische Regierungssystem, ein Mißtrauen, das namentlich aus einem zweimaligen Kulturkampf — der erste waren die „Kölner Wirren" — seine Nahrung gezogen hat. Dieses System gilt als ein spezifisch protestantisches; man sieht darum in jeder unerwünschten Maßregel eine Betätigung protestantischen Mißwollens, und man ist empfindlich gegen Dinge, die man sich in katholischen Ländern ohne Schwierigkeiten gefallen läßt. Häufig wird diese Mißstimmung durch Veranlassungen von materiell geringer Bedeutung oder durch bureaukratische Schroffheit gesteigert, wie sie andrerseits durch konziliante Formen gemildert werden kann. Von der Herrschaft einer spezifisch katholischen Politik, wie sie z. B. in Frankreich bei einem Wechsel der regierenden Partei wenigstens denkbar ist, kann natürlich in Preußen, einem Staate mit überwiegend protestantischer Bevölkerung, nie die Rede sein; ein modus vivendi aber, gewissermaßen eine Vernunftehe zwischen dem Staat und der katholischen Partei mit voller Wahrung des staatlichen Standpunkts ist ohne Zweifel wünschenswert und auch erreichbar, wenn hinderliche Vorurteile auf beiden Seiten überwunden und Klagepunkte der Katholiken ohne Verletzung staatlicher Interessen beseitigt werden. Zu diesen Punkten, durch die die Katholiken — und auch solche, die im übrigen die Zentrumspolitik nicht mitmachen — ganz unnötigerweise und ohne Nutzen für den Staat gereizt werden, gehört zweifellos der Paragraph 2 des Jesuitengesetzes. Gerade weil er *nur* in seltnen Fällen zur Anwendung kommt, nimmt man umsomehr Anstoß an der Aufrechterhaltung des Prinzips, daß deutsche Staatsangehörige — und solche sind die in Frage kommenden Jesuiten — nach dem Belieben der Behörden aus jedem Orte ausgewiesen und anderswo interniert werden können. Das ist ein Ausnahmegesetz, dem nicht einmal Anarchisten unterworfen sind. Es richtet sich nicht gegen den *Jesuitenorden* — dieser bleibt in jedem Falle im

Deutſchen Reich verboten —, ſondern gegen den einzelnen deutſchen Jeſuiten, auch wenn er die unbeſcholtenſte Perſönlichkeit iſt. Daß das Zentrum auch nach Abſchaffung des Paragraphen 2 fortfahren wird, die Wiederzulaſſung des Ordens ſelbſt zu verlangen, iſt kein Grund, die Aufhebung dieſer das katholiſche Rechtsgefühl verletzenden Ausnahmebeſtimmung zu verweigern. Über die ſchreckvollen Züge, in denen der Jeſuitenorden in der proteſtantiſchen Phantaſie ausgemalt wird, ſoll hier nichts geſagt werden. Richtig iſt, daß er in beſonderm Grade den internationalen Charakter trägt, den auch die übrigen Orden mehr oder weniger haben. Immerhin ſind dieſe letzten mehr bodenſtändig, und ſoweit ihre Wirkſamkeit nicht in Krankenpflege und Unterrichten aufgeht, mehr auf das innere religiöſe Leben gerichtet; ihr kirchlich-politiſcher Einfluß auf die Bevölkerung aber kann nach dem oben geſagten mit dem der Pfarrgeiſtlichkeit nicht verglichen werden. Auch die Jeſuitenmiſſionen waren nicht etwa politiſche Wahlfeldzüge, ſondern ſie hatten den Charakter von religiöſen Revivals, die ihres großen äußern Erfolges wegen der Ortsgeiſtlichkeit oft unbequem waren. Überhaupt wirken Pfarrgeiſtliche und Ordensleute keineswegs immer in voller Einmütigkeit zuſammen. Daß ein Gegenſatz zwiſchen ihnen beſtehn könne, wird zwar theoretiſch nicht anerkannt, weil ein ſolcher dem Gebot der Selbſtverleugnung und der Unterordnung aller perſönlichen Gefühle unter die höhern Intereſſen der Kirche widerſpricht. Aber ſchließlich ſind auch die katholiſchen Pfarrer Menſchen, und viele empfinden es tatſächlich unangenehm, wenn andre geiſtliche Einflüſſe in die ihnen zuſtehende Sphäre eingreifen und ſie in den Augen ihrer Gemeinde in die zweite Stelle drängen. Dagegen ſträuben ſich ſchon ihre deutſchen Anſchauungen von adminiſtrativer Ordnung, und ſo entſteht in den Kreiſen der Weltgeiſtlichkeit, die im übrigen der römiſch-katholiſchen Parteipolitik treue Gefolgſchaft leiſten, doch vielfach eine inſtinktive Reaktion, die nur zur Belebung und Stärkung ihrer deutſch-vaterländiſchen Geſinnung dienen kann.

Roon

Zu ſeinem hundertſten Geburtstage

In trinitate robur! In der großen Dreiheit, die in der Zeit unſrer Einigungskämpfe Preußens und Deutſchlands Stärke war: Bismarck, Moltke, Roon, iſt der Kriegsminiſter in der Regel der zuletzt genannte, aber ſein Anteil an dem, was wir vor einem Menſchenalter glorreich errungen haben, ſteht dennoch hinter dem Lorbeer Moltkes nicht zurück. Roon hat nicht Schlachten befehligt, hat nicht den Heeren ihre Operationen vorgeſchrieben, aber er hat die Heere geſchaffen, mit denen wir unſre Kriege führen konnten. Der tadellos arbeitende Heeresorganismus, der für Moltkes Berechnung die erſte und ſicherſte Unterlage bildete, war Roons Werk. Dem Verfaſſer dieſer Zeilen ſagte Vogel von Falckenſtein, der Führer der Mainarmee, im Jahre 1867: „Das Großartigſte in dieſem Kriege waren in meinen Augen die Leiſtungen des Kriegsminiſteriums.

Überall, wohin man sah und hörte, waren preußische Heere, preußische Truppen. Wir haben im Oberkommando der Mainarmee oft kopfschüttelnd einander gefragt: Wo kommen die nur alle her? Aber sie waren da. Das Kriegsministerium hat Großartiges geleistet!" Ja, in der Tat, es hatte Großartiges geleistet. Nicht allein in der Durchführung der Heeresorganisation selbst, sondern namentlich in der Vorbereitung und Schaffung der Reserveformationen. Dies alles nicht etwa in ruhiger, ungestörter Friedensarbeit, sondern mitten in einer bewegten Zeit, die von 1863 bis 1871 acht volle Jahre, von der Aufstellung der polnischen Grenzbesatzung 1863 bis zur Demobilmachung im Jahre 1871 umfaßte. Und zu dem allem noch bis zum Frühjahr 1866 die heftigsten parlamentarischen Kämpfe. Der Staat, der sich anschicken sollte, für Deutschland das Schwert zu ziehn, war unabsehbaren innern Wirren preisgegeben, in den obersten Sphären des Staatslebens bis zum Eintritt Bismarcks alles schwankend, Roon allein mit der festen Hand am Steuer. Darin nicht zum wenigsten ruht Roons Bedeutung. Er ist nicht nur der Kriegsminister gewesen, wie viele vor ihm und viele nach ihm, sondern er war auch zugleich in Wahrheit ein Staatsminister, der über sein Ressort hinweg das Ganze im Auge behielt, den Zusammenhang des Ganzen mit seiner Spezialaufgabe dauernd erfaßte. Bei seinem Amtsantritt ist er als „der Konfliktsminister" verschrieen worden. Er hat den Konflikt mit dem Abgeordnetenhause wahrlich nicht gesucht, denn er hatte Größeres im Auge; als der Konflikt dann wider Erwarten eintrat, hat er ihn aber auch nicht gefürchtet. Heute ist es schwer begreiflich, daß dieselbe Kammermehrheit, die eine energische nationale Politik von der preußischen Regierung verlangte, zugleich dieser das erste und wichtigste Mittel zu einer solchen fortgesetzt versagte und trotz aller bittern Erfahrungen der Mobilmachungen von 1850 und 1859, der „Kriegsbereitschaft" während des Krimkriegs es ablehnte, das Werkzeug schaffen zu helfen, das unerläßlich war, die verlangte Führung Deutschlands durch Preußen zu erreichen und zu behaupten. Ein liberalisiertes Preußen, liberal reformiert in Gesetz und Verwaltung, müsse — so glaubte man in jenen Kreisen — die deutschen Volksvertretungen der Einzelstaaten zu einem hinreichend starken Druck auf ihre Regierungen veranlassen, daß sie diese zu einem engern Anschluß an die preußische Führung bewegten. In der Theorie nahm sich das alles recht schön und recht bequem aus, aber man hatte die rauhe Wirklichkeit der Dinge und die Macht der gegebnen Tatsachen außer acht gelassen. Außer acht gelassen namentlich, daß sich eine solche innere Umgestaltung Deutschlands schwerlich ohne den Einspruch des Auslands hätte vollziehn können. Von Österreich war nicht zu erwarten, daß es auf seine Vormachtstellung in Deutschland Reden und Majoritätsbeschlüssen gegenüber verzichten würde; Frankreich konnte kein Interesse daran haben, an die Stelle eines zersplitterten, durch allerlei Eifersüchteleien innerlich geschwächten Deutschlands, an dessen einzelnen Höfen es seine Intriguenarbeit mit sicherm Erfolge betrieb, eine mehr oder minder einheitlich geschlossene Macht treten zu sehen, deren gesamte militärische Kraft unter einer einheitlichen, der preußischen Führung stehn würde. Rußland endlich hatte unter Nikolaus dem Ersten die gesamte deutsche Einheitsbewegung

immer nur als eine Betätigung revolutionärer Anschauungen angesehen, und auch sein liberaler denkender Sohn und Nachfolger Alexander der Zweite war anfangs wenig geneigt — ganz abgesehen von den Familienbeziehungen zu einer Anzahl der deutschen Höfe —, eine Erstarkung Preußens und Deutschlands als eine Verbesserung der auswärtigen Verhältnisse Rußlands in Rechnung zu stellen und zu behandeln.

Als der Prinz von Preußen mit sechzig Jahren an die Spitze der Geschäfte trat, lagen die Erfahrungen eines reichen Lebens hinter ihm. Daß die Stellung Preußens in Deutschland nicht bleiben konnte, wie sie sich in den fünfziger Jahren gestaltet hatte, daß sie einer Auseinandersetzung mit Österreich zudrängte, war — wie Ranke uns bezeugt — auch Friedrich Wilhelm dem Vierten in den letzten Jahren seiner Regierung klar geworden. Seinen Besuch in Wien im Juli 1857, von Marienbad aus, bezeichnete Ranke als des Königs letzten Versuch, ein besseres Verhältnis zu Österreich herzustellen. Das Scheitern dieses Versuchs und der Austrag der Neuenburger Angelegenheit während des Marienbader Aufenthalts, die damit verbundnen Aufregungen — alles das hatte zusammengewirkt, den Ausbruch des Leidens herbeizuführen, dem der König erlag. Unter seinem Regiment wäre eine Umgestaltung des Heeres im Sinne einer großen, auf weite Ziele hin angelegten Reorganisation aber schwerlich durchführbar gewesen. Dazu war der König selbst zu wenig Soldat, und sein Handeln entbehrte der Festigkeit und der Konsequenz. Der Notwendigkeit hatte er sich nicht verschlossen, aber es wäre höchstens zu vergeblichen Anläufen, zu halben Maßregeln gekommen. Hatte es dem Prinzen von Preußen doch die allergrößte Mühe gekostet, das Zündnadelgewehr für die Armee zu retten. Es ist für den bescheidnen Sinn des spätern ersten deutschen Kaisers bezeichnend, daß er den Gedanken an eine Einigung Deutschlands unter seines Hauses Führung zwar als ein politisches Glaubensbekenntnis fest im Herzen trug, daß er aber diese Aufgabe nicht sich, sondern seinem Sohn oder Enkel gestellt glaubte. Sein eignes Regiment sah er nur als ein kurz bemessenes Übergangsstadium an, dessen Aufgabe es sei, den Nachfolgern das Werkzeug für die Erreichung größerer Staatszwecke vorzubereiten. Aber mit dem Aufraffen Preußens aus der bisherigen Lethargie und der Politik der vergeblichen Anläufe wollte er sofort Ernst gemacht wissen. Als er im Oktober 1857 an die Spitze des Staatswesens berufen wurde, lag „Olmütz" erst sieben Jahre hinter ihm, die Wunde, die damals seinem preußischen Empfinden, seinem soldatischen Stolze geschlagen worden war, war noch nicht vernarbt. In seiner Brust war noch der Gedanke der preußischen Ehrenschuld an Schleswig-Holstein lebendig, die kurhessischen Wirren waren nicht in dem Sinne gelöst, für den Preußen sich eingesetzt hatte, das Ansehen Preußens hatte schwer darunter gelitten. Dazu hatte sich in den letzten Jahren die Rastatter Besatzungsfrage gesellt, die gleichfalls ein herausfordernder Schachzug Österreichs gegen Preußen war, zugleich eine starke militärische Fundamentierung der österreichischen Hegemonie über Süddeutschland, außerdem aber noch die ernste Gefahr in sich trug, daß ein französisch-österreichischer Gegensatz wegen Italiens sich am Rhein entladen würde.

In allen diesen Dingen wollte der Prinz Preußens Stellung, Preußens Interesse, das sich vollständig mit den Interessen Deutschlands und mit dem nationalen Empfinden deckte, nachdrücklichst zur Geltung gebracht sehen. Fern von allen Phantastereien und Überschwänglichkeiten übersah er klaren, verständigen Sinnes, daß Preußen durch eine feste, entschlossene Haltung auch auf friedlichem Wege viel von dem seit 1850 verlornen Ansehen zurückgewinnen könne, aber für alle Fälle sollte es im Besitz einer seiner Stellung und seinen Aufgaben entsprechenden Rüstung sein. Gleich als ob ein höheres Walten die Mängel der vorhandnen Rüstung noch einmal im ganzen Umfange klar zeigen wollte, veranlaßten die Ereignisse des Jahres 1859 abermals eine Mobilmachung des ganzen Heeres, abermals ein opferreiches Aufgebot der gesamten Volkskraft, ohne daß es zum Kriege kam. Aber mit diesem Aufgebot war zugleich etwas unter die Waffen gerufen worden, was als ein völlig neues Gewicht schwer in die Wage der politischen Entscheidungen fiel: die neue Ära hatte die Hoffnungen auf Preußen in Deutschland wieder neu belebt, durch sie war das nationale Empfinden, war der Reichsgedanke wieder erweckt worden. Die französische Bedrohung hatte daran einen großen Anteil. Auf den erlauchten Regenten, der im Begriff stand, an der Spitze Deutschlands das Schwert zu ziehn, hatten sich aller Blicke gerichtet, fast wäre dem Kaiser Napoleon schon 1859 gelungen, was ihm dann 1870 so wider Erwarten gelingen sollte: Deutschland einig zu machen.

Die Krisis von 1859 hatte für Preußen von neuem drei große Lehren ergeben: die Unzulänglichkeit des Heeres in Zahl, Zusammensetzung, Ausrüstung und Mobilmachung, damit die Notwendigkeit sofortiger Abhilfe; sodann die Unzulänglichkeit der Bundeskriegsverfassung nicht nur, sondern der gesamten Bundesverfassung überhaupt; endlich die tiefgehende Abneigung und Rivalität Österreichs gegen Preußen, die darin zutage trat, daß es lieber einen demütigenden Frieden schloß, als daß es die Hilfe Preußens unter Umständen annahm, die dieses auch nur militärisch an die Spitze des außerösterreichischen Deutschlands gestellt hätten.

Die Wegweiser in die Zukunft waren aufgerichtet. Der Umgestaltung des preußischen Heerwesens sofort näher zu treten, bot die politische Sachlage mehr als ausreichende Handhaben, die denn auch alsbald mit großer Geschicklichkeit benutzt wurden. Die Demobilmachung auszusprechen war aus politischen und finanziellen Gründen geboten, die Rüstung abzulegen wäre angesichts der politischen Lage ein schwerer Fehler, eine Versuchung für die Gegner gewesen. Es erfolgte die Formierung der sogenannten Landwehrstammbataillone, ein Modus, der ebenso das Beibehalten einer stärkern Rüstung sichern wie den Übergang zu der gesetzlich festzulegenden Reorganisation der Armee bilden sollte. Die Gestalt, in der die Reorganisation endgiltig ins Leben zu rufen war, blieb noch fortgesetzt der Gegenstand der Beratung. In der Muße der Koblenzer Zurückgezogenheit, während der fünfziger Jahre, hatte sich der Prinz von Preußen die Mängel des Heerwesens klar gemacht, wie sie seit dem Jahre 1848 zutage getreten waren. Die nächsten Mittel zur Abhilfe inmitten einer ungünstigen Finanzlage erkannte er in der Wiederherstellung der dreijährigen

Dienstzeit für die Infanterie und in einem engern Heranziehn der Landwehr an die Linie. Vorschläge in diesem Sinne legte er dem Könige vor, der sich der Richtigkeit der Darlegungen seines Bruders nicht verschloß, eine langsame Verwirklichung hatte sich jedoch erst im Anschluß an die während des Krimkriegs befohlne Kriegsbereitschaft anbahnen lassen. Zu dem Kreise der Offiziere, die dem Prinzen in Koblenz militärisch näher traten, gehörte der damalige Major von Roon, der sich ohnehin im königlichen Hause längst eines begründeten Ansehens erfreute.

Der Lebensgang dieses schon früh bedeutenden Mannes war nicht ohne wesentlichen Einfluß auf seine dereinstige große Wirksamkeit. Mit dreizehn Jahren in das Kadettenhaus zu Kulm eingetreten, unter ziemlich dürftigen häuslichen Verhältnissen, siedelte er im Mai 1818 mit 34 Kameraden von dort nach Berlin über. Auf großen Leiterwagen wurde die Fahrt zurückgelegt, Mäntel waren damals noch nicht etatsmäßig, und die jungen Leute froren tüchtig. Noch als er dann im Dezember einen Weihnachtsurlaub zu Verwandten nach Altdamm antrat (wo er auch seine Kinderjahre verbracht hatte und bei der Belagerung der französischen Garnison des damals befestigten Platzes durch die Preußen und Russen von einem Splitter einer explodierenden Bombe verwundet worden war), mußte er sich einen Mantel leihen. Man wird zugeben dürfen, daß die damaligen Kadetten wenig verwöhnt waren. Als Kadett hatte Roon mehrfach Pagendienst bei dem damaligen Kronprinzen, dem spätern König Friedrich Wilhelm dem Vierten, zu verrichten. Bei einem Galadiner hatte der junge Page das Unglück, das Ordensband seines künftigen Königs mit Bratensauce zu begießen. Ersatz dafür hat der Garderobier nicht geliefert, und Roon empfand es als eine Strafe, daß er noch Jahrzehnte nachher bei Meldungen und sonstigen Begegnungen mit dem Könige durch die verräterischen Flecken an jenen Vorgang erinnert wurde.

Im Dezember 1820 wurde das Offiziereramen gut bestanden, durch Kabinettsorder vom 9. Januar 1821 wurde Roon als Sekondeleutnant dem vierzehnten Infanterieregiment zugeteilt. Er trat zum Füsilierbataillon nach Stargard als fünfunddreißigster Sekondeleutnant des Regiments. Damals hatte jede Kompagnie außer dem Hauptmann noch vier Offiziere, einen Premier- und drei Sekondeleutnants. Von Roons Regimentskameraden trugen noch 25 das Eiserne Kreuz. Im Herbst 1824 wurde er zur Allgemeinen Kriegsschule nach Berlin einberufen, die damals die Stelle der heutigen Kriegsakademie wesentlich mit denselben Zwecken und Aufgaben vertrat. Obgleich die „Federfuchser" von den auf ihre Kriegserfahrung stolzen ältern Kameraden etwas über die Achsel angesehen wurden, hatte sich Roon doch schon in der heimatlichen Garnison emsig seiner wissenschaftlichen Fortbildung gewidmet. Dasselbe geschah in Berlin.

Er trieb mit Eifer alle Kriegswissenschaften, namentlich Kriegsgeschichte, widmete aber auch der allgemeinen Geschichte, Geographie und Naturkunde ein eingehendes Studium. Als Lehrer für Geographie fungierte an der Kriegsschule Professor Karl Ritter, der schon damals Roon als einen seiner ausgezeichnetsten Schüler anerkannte; zu dieser Kategorie gehörte auch Moltke,

mit dem Roon als Mitschüler die ersten dienstlichen und kameradschaftlichen Berührungen hatte. Beide besuchten damals auch zur Vervollkommnung ihrer Bildung die Vorlesungen an der Universität von Ritter, Karl Raumer und andern. Durch Tausch war Roon während der Kriegsschulzeit in das fünfzehnte Regiment übergetreten, anfangs in Minden, dann in Bielefeld lebte er später wieder dem Frontdienst. Während er sich von dort aus auf Grund seiner guten Zeugnisse und der seine praktische Tüchtigkeit anerkennenden Empfehlung seines Regimentskommandeurs um Einberufung in das Topographische Bureau des Generalstabs bewarb, wurde er durch Kabinettsorder vom 12. Oktober 1828 zur Dienstleistung bei dem Kadettenkorps nach Berlin kommandiert, zunächst als Erzieher. Die Schilderungen aus der damaligen Zeit zeigen Roon als eine sehr gewinnende Persönlichkeit. Fast sechs Fuß hoch, auffallend stattlich entwickelt, die Haltung straff militärisch, die Züge hell, freimütig und ausdrucksvoll, die blauen Augen klar und durchdringend, die hohe, freie Stirn von dunkelblondem Haar umwallt — so zeichnet ihn sein Biograph. Kommandeur des Kadettenkorps war damals noch General von Brause, neben ihm fungierte Professor Karl Ritter als Studiendirektor, Roon selbst übernahm in einer Klasse den geographischen Unterricht, zeitweise auch Geschichte, sowie den Turnunterricht. Das Kommando zum Kadettenkorps dauerte vier Jahre. Dem bedeutenden Einfluß Karl Ritters auf die wissenschaftliche Bildung des Offizierkorps — die preußische Armee war infolge dieses Unterrichts lange Zeit durch gutes geographisches Wissen ausgezeichnet — hatte sich Roon bekanntlich nicht nur nicht entzogen, sondern er hatte sich in Karl Ritters wissenschaftliche Auffassung und Lehrtätigkeit so vertieft, daß er einer Aufforderung seines Kommandeurs, die Ausarbeitung eines für den Unterricht im Kadettenkorps geeigneten Leitfadens zu übernehmen, Folge leisten konnte.

Im Jahre 1832 erschien dieses, sein erstes Werk: „Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde“ im Druck, das in den Folgejahren noch stark ergänzt und erweitert nicht nur beim Kadettenkorps, sondern in zahlreichen andern Lehranstalten als Leitfaden für den Lehrer in Gebrauch kam. Es erlebte 1849 noch eine dritte Auflage. Im Jahre 1834 folgte den Grundzügen ein zweites Werk: „Die Anfangsgründe der Erd-, Völker- und Staatenkunde,“ für die Schüler bestimmt. Dieses Buch hat bis zum Jahre 1868 zwölf Auflagen erlebt. Beide Werke, der „große“ und der „kleine“ Roon, haben viele Jahre den ersten Rang unter den geographischen Leitfäden behauptet, sie sind in mehr als 50000 Exemplaren verkauft worden und haben eine vollständige Umgestaltung des geographischen Unterrichts hervorgerufen. Spätere Arbeiten, wie die unvollendet gebliebne „Militärische Länderbeschreibung von Europa“ und eine „Monographie über die geographisch-politischen Verhältnisse der iberischen Halbinsel,“ fanden in Fachkreisen gleichfalls viel Anerkennung, gewannen jedoch nicht die Bedeutung wie die beiden andern Bücher. Im Jahre 1832 kehrte Roon, inzwischen zum Premierleutnant befördert, zum Regiment zurück, das im Herbst dem unter dem Kommando des Generals von Müffling wegen der Wirren in den Niederlanden an der holländischen Grenze zusammengezognen Observationskorps zugeteilt wurde.

Roon kam in den Stab von Müffling, der ihn mehrfach durch besondre

Aufträge auszeichnete und ihm in Anerkennung seiner Leistungen erlaubte, vor dem Antritt des Rückmarsches die Ergebnisse der Belagerung von Antwerpen an Ort und Stelle zu studieren. Im Jahre 1833 erfolgte dann auch das Kommando zum Topographischen Bureau des Generalstabs, 1835 das Kommando zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe. Im Jahre zuvor, bei topographischen Vermessungen in Pommern, war Roon in der Nähe des Guts Zimmerhausen mit dem damals neunzehnjährigen Studenten Otto von Bismarck zusammengetroffen. Zimmerhausen gehörte dem Vater des später als intimer Freund Bismarcks und Roons bekannt gewordnen Abgeordneten Moritz von Blanckenburg, die Mutter war Roons Cousine. Roon hatte den jungen Neffen Moritz schon während seines Kommandos zum Kadettenkorps bei sich in Pension gehabt und väterlich für ihn gesorgt. Otto von Bismarck kam oft von dem nahen Kniephof zum Besuch nach Zimmerhausen, auf dessen Fluren sich so auch die ersten Freundschaftsbande mit Roon knüpften. Die beiden jungen Leute begleiteten Vormittags den fleißigen Topographenleutnant bei seinen Arbeiten, gingen Nachmittags mit ihm auf die Jagd, und noch in spätern Jahren als übermüdeter Fürst Reichskanzler gedachte Bismarck in einem Brief an Roon wehmütig der Hühnerjagd auf der dortigen Sabower Heide. Roon wurde während seiner Dienstleistung im Generalstab auch Lehrer an der Allgemeinen Kriegsschule und Mitglied der Militär-Oberexaminationskommission, endlich im März 1836 durch Kabinettsorder in den Generalstab versetzt. Am 2. September 1836 vermählte er sich mit Anna Rogge, der Tochter des Pfarrers zu Groß-Tinz in Schlesien. Nachdem er 1842 zum Major befördert worden war, wechselten die Dienstleistungen für ihn mehrfach. Er wurde 1845 in den Generalstab des vierten Armeekorps versetzt, dessen kommandierender General damals Prinz Karl von Preußen mit dem Wohnsitz in Berlin war. In nähere Beziehung zum Hause des Prinzen war Roon schon im Jahre 1843 getreten, als er den Auftrag empfing, dem damals fünfzehnjährigen Prinzen Friedrich Karl geographischen Unterricht zu erteilen und ihm Vorlesungen in den militärischen Wissenschaften zu halten. In jene Zeit (1845) fällt auch seine erste, vom General von Gerlach vermittelte Audienz beim König, dem Roon seine zweite Auflage der Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde, fünf stattliche Bände, überreichen durfte. Am 3. Februar 1846 wurde Roon unter Aggregierung beim Generalstabe zum militärischen Begleiter des Prinzen Friedrich Karl ernannt und bezog mit diesem die Universität Bonn. Der Prinz wie sein Mentor traten dort allen bedeutenden Männern der rheinischen Hochschule näher, Dahlmann, Arndt, Perthes und vielen andern. Mit Perthes schloß Roon eine lebenslängliche Freundschaft. Seine Stellung zu dem jungen Prinzen brachte Roon in lebhafte Korrespondenz nicht nur mit dessen Eltern, sondern auch mit dem König, dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen. In Roons Denkwürdigkeiten*) ist ein Teil dieses Schriftwechsels wiedergegeben. Die Beziehungen des jungen Prinzen zu seinen Eltern waren nicht die besten, umsomehr nahm die Prinzessin von Preußen sich des Sohnes ihrer Schwester an, wohl damals schon in dem Gedanken, daß Roon dereinst der Erzieher ihres eignen Sohnes werden

*) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarschalls, Kriegsministers Grafen von Roon. Herausgegeben von Waldemar Graf von Roon. Breslau, Eduard Trewendt.

ſollte. Wenigſtens iſt in dieſem Sinne die Stelle eines Briefes an Roon vom Dezember 1846 zu deuten, worin die Prinzeſſin ſchreibt: „Das Ziel der Erziehung darf nicht vereitelt werden, welches auch das Ihrige iſt und ſich wohl einfach mit den Worten bezeichnen läßt: Preußiſche Prinzlichkeit in — deutſche Fürſtlichkeit zu verwandeln. Die Aufgabe jeder Erziehung iſt und bleibt, den Menſchen dem Leben entgegen zu bilden, und der Menſch in dieſer höchſten Auffaſſung des Ausdrucks tut in jetziger Zeit in den fürſtlichen Häuſern not, da der perſönliche Wert eine Hauptſtütze ihrer Macht geworden iſt.“

Der Bonner Aufenthalt erreichte durch die Pariſer Februarrevolution ein vorzeitiges Ende. Erwähnt ſei hier nur noch, daß Prinz Friedrich Karl jederzeit mit großer Wärme und Verehrung an ſeinem Lehrer gehangen hat, wie dies noch der herzliche Briefwechſel aus Roons letzten Lebensjahren bekundet. Infolge des vorzeitigen Aufbruchs aus Bonn fand ſich Roon während der Berliner Märztage ohne dienſtliche Stellung in Potsdam und in Berlin. Wie bitter ſein patriotiſcher Sinn und ſein Soldatenherz die damaligen Vorgänge empfanden, bedarf keiner Schilderung. In den Briefen an ſeine Gattin hat er ſich eingehend darüber ausgeſprochen. Zu Anfang Juni wurde er in den Generalſtab des achten Armeekorps nach Koblenz verſetzt, wo er der Nachfolger Moltkes wurde, der damals zum vierten Armeekorps nach Magdeburg übertrat. Von Moltke hatte er die Geſchäfte zu übernehmen. Am 22. Auguſt wurde er zum Chef des Generalſtabs des achten Armeekorps ernannt. Kaum zwei Monate ſpäter empfing er durch ein Schreiben des Generals von Unruh (Babelsberg, 1. November) die Mitteilung, daß er zum Militärgouverneur des Prinzen Friedrich Wilhelm auserſehen ſei, einige Tage ſpäter folgte ein ſehr ſchmeichelhaftes Schreiben des Prinzen von Preußen ſelbſt, das mit den Worten ſchloß: „Somit vertraue ich auf Ihre Bereitwilligkeit, die in wahrer Vaterlandsliebe wurzeln wird, bedenkend, wie Sie durch Ihre Führung und Leitung meines Sohnes die Wohlfahrt von Millionen begründen können!“ In nicht minder warmen und hochſinnigen Worten hatte auch die Prinzeſſin an Roon geſchrieben. Roon lehnte ab. Die Offenherzigkeit und Wahrhaftigkeit ſeiner gleichfalls in ſeinen Denkwürdigkeiten abgedruckten Antwort gereicht ihm zur hohen Ehre, wenngleich es im Intereſſe des Vaterlands und des ſpätern Kronprinzen und Kaiſerlichen Dulders ſelbſt vielleicht ſehr zu bedauern iſt, daß Roon damals vorzog, Soldat zu bleiben. Aber es war der Weg zu ſeiner dereinſtigen Beſtimmung. Neben dem Hinweis auf ſeine „nicht zeitgemäße“ politiſche Geſinnung hatte Roon die Forderung geſtellt, daß die Erziehung des Prinzen fern vom Hofe und von Hofluft geſchehen ſollte. Das war für die Eltern unannehmbar geweſen, die namentlich in jener bewegten Zeit den Sohn nicht miſſen wollten. In zwei, die Verhandlungen mit großem Bedauern abſchließenden Schreiben verſichert der Prinz den Major von Roon ſeiner fortgeſetzten Achtung und Wertſchätzung, ebenſo die Prinzeſſin, deren Wohlwollen Roon jedoch als Miniſter zunächſt nur in geringem Grade gehabt zu haben ſcheint. Die nächſten Monate ſchon brachten den Prinzen und Roon wieder in nähere Berührung. Zur Niederwerfung des Aufſtandes in Baden

und der Pfalz wurde eine „Operationsarmee am Rhein“ gebildet, deren Oberbefehl der Prinz von Preußen erhielt. Die Armee bestand aus drei Korps, einem ersten und zweiten preußischen und dem aus Bundestruppen bestehenden Neckarkorps. Das erste, wesentlich aus Truppen des achten Armeekorps gebildet, führte dessen kommandierender General, General von Hirschfeldt. Roon blieb auch in dieser Stellung ihm als Chef des Stabes zur Seite. Da der Prinz meist im Hauptquartier des Korps verweilte, so erfolgte Roons dienstliches Wirken überwiegend unter seinen Augen und fand die lebhafteste Anerkennung. Noch wichtiger war der damalige Gedankenaustausch zwischen dem Prinzen und Roon über die Mängel der Bundeskriegsverfassung und der preußischen Heereseinrichtungen, für deren spätere Umgestaltung die Erfahrungen jenes Feldzugs vielfach bestimmend geworden sind. Die völlige Übereinstimmung der Anschauungen zwischen dem Prinzen und Roon legte damals den Grund zu dem Verhältnis, in das beide Männer zehn Jahre später zueinander treten sollten. Nach dem Feldzuge bezog der Prinz als Militärgouverneur von Rheinland und Westfalen das Schloß zu Koblenz. Roons dienstliche und außerdienstliche Beziehungen zu dem hohen Herrn mehrten sich dort in erfreulichster Weise. Zu dem vertrauten Kreise, der an den politischen und den militärischen Sorgen des Prinzen teilnahm, gehörten neben dem Kommandanten von Koblenz, dem geistvollen General von Griesheim, außer Roon noch Oberstleutnant Kirchfeldt und Oberstleutnant Fischer, der an Roons Stelle Gouverneur des jungen Prinzen Friedrich Wilhelm geworden war und mit diesem oft von Bonn herüberkam — er war mit Roon von Berlin her befreundet —, ferner der Adjutant Gustav von Alvensleben, der spätere tapfere Führer des vierten Armeekorps bei Beaumont.

Nachdem Roon im September 1850 zum Oberstleutnant befördert worden war, wurde er im Dezember plötzlich als Kommandeur des dreiunddreißigsten (Reserve-) Regiments nach Thorn versetzt. Der damalige Kriegsminister von Stockhausen lag in Differenzen mit dem Generalkommando des achten Armeekorps und rächte sich durch die Beseitigung des Stabschefs. Roon kam im Januar nach Thorn und rückte schon im März mit dem Regiment in Königsberg ein. Dort erwarb er sich die hohe Achtung des das Korps kommandierenden Generals Grafen Dohna. Im Mai konnte Roon seine Familie heranziehn, aber er siedelte schon im Oktober mit ihr und dem Regiment wieder nach Köln über. Alle Reserveregimenter, Nummer dreiunddreißig bis vierzig, wurden damals in das westliche Deutschland verlegt. Am 2. Dezember 1851 wurde Roon zum Oberst befördert. Er ließ sich angelegen sein, das Regiment zur höchsten Vollkommenheit zu entwickeln, sodaß er bei jeder Gelegenheit die dankbarste Anerkennung seines erlauchten Oberbefehlhabers, des Prinzen von Preußen, erntete. Eine Reihe von Jahren hatte der Prinz Gelegenheit, Roons Tüchtigkeit als Regimentskommandeur immer von neuem zu prüfen und schätzen zu lernen. Im Sommer 1852 begleitete Oberst von Roon seinen alten kommandierenden General von Hirschfeldt nach Nancy, der dort im Auftrage des Königs den Präsidenten der französischen Republik, den Prinzen Louis Napoleon zu begrüßen hatte, von dem die preußische Deputation sehr wohlwollend aufgenommen wurde. — Am 26. Juni 1856 erfolgte die Ernennung zum Kommandeur der zwanzigsten

Infanteriebrigade in Posen. Der Prinz von Preußen schrieb ihm aus Wildbad, wie ungemein leid ihm diese weite Entfernung sei, das Aufhören der intimen Besprechungen bilde für ihn eine empfindliche Lücke. Am 15. Oktober wurde Roon zum Generalmajor befördert, aber gegenüber der persönlichen Tätigkeit, die er als Chef des Stabes und als Regimentskommandeur entfaltet hatte, konnte die jetzige Stellung ihm wenig genügen. Mit dem Prinzen von Preußen blieb er im Briefwechsel, ebenso mit den rheinischen Freunden. Der Prinz hatte wohlwollend Roons zweiten Sohn Bernhard, der im Kadettenkorps war, zum Leibpagen genommen; der tüchtige Offizier ist dann bei Sedan den Heldentod gestorben. Die Erkrankung König Friedrich Wilhelms und die Regierungsübernahme durch den Prinzen sollten diesen Beziehungen alsbald reichern Inhalt geben.

Im Juni 1858 reiste Roon nach Berlin, um die Investitur als Johanniterritter zu empfangen. „In meinem Hotel wohnt außer Alvensleben auch Bismarck-Schönhausen, Tür an Tür mit mir und jenem, was sehr seine Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten hat," schreibt er seiner Frau, die in Kolberg im Seebade war. Bei der Johanniterfeier am 24. Juni kündigte ihm der Prinz mit großer Herzlichkeit die bevorstehende Ernennung zum Divisionskommandeur an, die in der Tat am 22. November für die vierzehnte Division in Düsseldorf erfolgte. Am 25. Juni fuhr Roon zum Prinzen nach Babelsberg. Der Prinz war zu sehr beschäftigt, als daß er ihn hätte empfangen können, ließ ihm aber vorschlagen, mit ihm nach dem Bahnhofe zu fahren. Unterwegs begann der Prinz eine eingehende Unterredung über Armeeverhältnisse, die dann auf dem Bahnhofe in einem besondern Zimmer noch eine Zeit lang fortgesetzt wurde und mit dem Befehl an Roon endete, dem Prinzen seine Gedanken und Pläne schriftlich zuzusenden. Diese Unterredung vom 25. Juni 1858 ist der tatsächliche Ausgangspunkt der Armeereorganisation geworden, und der nachherige König und Kaiser hat in spätern Jahren Roon noch oft daran erinnert als an den Ausgangspunkt all ihrer gemeinsamen Bestrebungen für die Stärkung der preußischen Macht, die für alle später erlangten politischen Erfolge und die Neuordnung der deutschen Verhältnisse die Grundlage abgegeben hat.

Roon konnte die ihm übertragne Arbeit erst in der zweiten Juliwoche in Kolberg aufnehmen. Am 22. Juli ging sie an den Prinzen nach Baden-Baden ab, sie ist betitelt: „Bemerkungen und Entwürfe zur vaterländischen Heeresverfassung" und ziemlich umfangreich. Ausdrücklich bezeichnet er sie als einen ersten Entwurf, der ohne alle Materialien und Vorarbeiten niedergeschrieben worden sei. Roon stellt die Frage: ob und welche Mängel der jetzigen Kriegsorganisation Preußens anklebten, und durch welche Veränderungen (Reformen) sie zu beseitigen seien. Den größten Mangel findet er in der Landwehr. Sie sei bei den schwierigen Verhältnissen von 1813 und völliger finanzieller Erschöpfung des Staats als Notbehelf geschaffen worden; nach dem Kriege habe die Fortdauer der finanziellen Rücksichten auch die Fortdauer der Landwehr veranlaßt, die in ihren erheblich überschätzten, aus politischen Gründen auch wohl übertriebnen Leistungen von 1813 bis 1815 scheinbar ihre Rechtfertigung gefunden habe. Andrerseits seien auch nach dem Kriege größere finanzielle

Leiſtungen für Militärzwecke unmöglich, bei der politiſchen Sachlage zunächſt auch nicht erforderlich geweſen. Unter den jetzt gänzlich veränderten Umſtänden, nach langen Friedensjahren, nach den im letzten Jahrzehnt gemachten Erfahrungen und angeſichts der in ſicherer Ausſicht ſtehenden Wirren und Umwälzungen könne man aber zu dem Notbehelf kein Vertrauen mehr haben. Roon faßt ſeine fernern Ausführungen in die Hauptſätze zuſammen: 1. Die Landwehr iſt eine politiſch falſche Inſtitution, denn ſie imponiert dem Ausland nicht mehr und iſt für die äußere wie für die innere Politik von zweifelhafter Bedeutung. 2. Die Landwehr iſt aber zugleich auch eine militäriſch falſche und ſchwache Inſtitution, weil ſie des eigentlichen, richtigen und feſten Soldatengeiſtes und der ſichern disziplinariſchen Handhaben entbehrt, ohne die keine zuverläſſige militäriſche Organiſation gedacht werden kann. In dieſer letzten Beziehung ſeien in den Jahren 1848/49 beſonders trübe Erfahrungen gemacht worden, die ſich in unruhigen Zeiten leicht wiederholen könnten. Schon Scharnhorſt ſelber, der Begründer der Landwehr, habe dargelegt, daß dieſe für lange Friedensepochen ungeeignet ſein und einer künftigen Neubildung dringend bedürfen werde. Dieſe Umbildung müſſe durch innige Verſchmelzung der Landwehr mit der Linie herbeigeführt, auch müſſe dem Mangel an geeigneten Führern abgeholfen werden. Zugleich ſei die allgemeine Wehrpflicht und die geſetzliche dreijährige Dienſtzeit bei der Fahne nicht nur beizubehalten, ſondern die erſte, auf deren Grundlage Scharnhorſt die beſtehende Heeresverfaſſung aufgebaut habe, ſei ſehr viel mehr als bisher zur Wahrheit zu machen; es müßten ſo viel Wehrpflichtige auch wirklich eingeſtellt werden, als nach den geſetzlichen Beſtimmungen und nach der Finanzkraft des Landes irgend möglich ſei. Dies führe unvermeidlich zu einer ſehr ſtarken Vermehrung der Kadres, die gleichzeitig in ihrer innern Tüchtigkeit verſtärkt werden müßten. Zur Verſtärkung der Kadres ſchlägt er ſodann vor die Anſtellung einer für die Bedürfniſſe des Dienſtes tatſächlich ausreichenden Zahl von Offizieren, die die für ihren Beruf nötige Ausbildung und Erziehung erhalten haben. Dies ſei zu erreichen a) durch Vermehrung und Vergrößerung der Militärbildungsanſtalten, durch Verpflichtung auch der halbinvaliden Offiziere bei ihrem Ausſcheiden für die Erſatztruppen und das zweite Aufgebot der Landwehr, b) durch Erziehung und Etatiſierung einer hinreichenden Zahl von brauchbaren und zuverläſſigen Unteroffizieren. Dies habe zu geſchehn durch Vermehrung der Zahl der Unteroffiziere, durch Vergrößerung und Vermehrung der Unteroffizierſchulen, durch Verbeſſerung des Einkommens, durch Sicherſtellung guter Zivilverſorgungen. Die Vermehrung des Kadres würde Roon am liebſten durch Verdoppelung des Friedensſtandes der Armee herbeiführen, während zugleich die Landwehr aus der Feldarmee auszuſcheiden hätte und ihren Platz künftig in der Reſerve, den Feſtungsbeſatzungen uſw. finden würde. Da dies an finanziellen Schwierigkeiten ſcheitern werde, ſo macht Roon den Vorſchlag, die bisherige Landwehr erſten Aufgebots für Friedenszeiten der Linie vollkommen einzuverleiben durch völlige taktiſche, ökonomiſche und formale Verbindung der gleichnamigen Regimenter und Bataillone der Linie und der Landwehr. Die ſo gebildeten Bataillone ſollen auf 800 bis 900 Köpfe vermehrt, Offiziere und Unteroffiziere in einer Zahl angeſtellt werden, die auch allen Mobil-

machungsanforderungen entſpräche. Im Kriegs- und Übungsfalle ſei dann die entſprechende Zahl von Beurlaubten einzuberufen, aus den geraden Kompagnien ein zweites Bataillon zu formieren, ſodaß jedes Regiment dann eine Brigade bilde. Eine entſprechende Stärke des Offizierkorps wird vorgeſehen, ferner will Roon den Namen „Landwehr“ beibehalten wiſſen, ſowohl um des hiſtoriſchen Gewiſſens der Nation willen, als weil der Name „Wehrmann“ offenbar eine ſinnvollere Bedeutung und einen angemeſſenern Klang habe als der Name „Soldat.“

(Schluß folgt)

Bauernzuſtände im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert

Lage und Verfaſſung des deutſchen Bauernſtandes im Mittelalter haben viele Forſcher, die ungünſtige Veränderung vom fünfzehnten Jahrhundert an in Oſtelbien haben Profeſſor Georg Friedrich Knapp und ſeine Schüler dargeſtellt. Weniger bekannt ſind die weſtdeutſchen Zuſtände in der Zeit zwiſchen dem Mittelalter und der Bauernbefreiung. Für Südweſtdeutſchland, namentlich für Württemberg, hat jetzt ein Namensvetter des eben genannten Hiſtorikers, Dr. Theodor Knapp, Gymnaſialdirektor in Tübingen, die Lücke ausgefüllt durch ſein Buch: Geſammelte Beiträge zur Rechts- und Wirtſchaftsgeſchichte vornehmlich des deutſchen Bauernſtandes. (Tübingen, H. Laupp, 1902.) Er hat außer den einſchlagenden größern Werken, den Monographien und Urkundenſammlungen viele ungedruckte Urkunden, beſonders des Heilbronner Archivs benutzt. Von den vier Dörfern der Reichsſtadt Heilbronn geht er aus, behandelt dann die Landorte des jetzigen Oberamts Heilbronn insgeſamt und einige außerhalb liegende ſchwäbiſche Gemeinden, zieht die bayriſchen Verhältniſſe zum Vergleich heran und macht den Unterſchied zwiſchen der ſüdweſtdeutſchen und der oſtelbiſchen Leibeigenſchaft klar. Angehängt iſt eine den Hauptgegenſtand des Buchs nicht berührende Abhandlung über das Reformationsrecht in Deutſchland ſeit dem Weſtfäliſchen Frieden.

In den vier der Reichsſtadt Heilbronn gehörenden Dörfern Böckingen, Flein, Frankenbach und Neckargartach waren beim Ausgang des Mittelalters alle Einwohner leibeigen; wie die Luft in der Stadt Heilbronn frei machte, ſo machte ſie in ihren Dörfern unfrei. Ausgenommen war gewöhnlich, aber nicht immer, der Pfarrer. Von den Schulmeiſtern ſind im ſiebzehnten Jahrhundert zwei freie Männer geweſen; ſie waren beide Heilbronner Bürger und kaiſerliche Notarii, die ſich herabgelaſſen hatten, in Böckingen die Gerichtsſchreiberei zu beſorgen und nebenbei Schule zu halten. Die Leibeigenſchaft dieſer Leute darf man ſich aber nicht als etwas ſchreckliches vorſtellen. Sie legte den Leuten nur drei leichte Verpflichtungen auf: die Weiſung, das Leibhuhn und den Sterbfall. Die Weiſung war eine Art Kontrollverſammlung, bei der es jedoch

gemütlicher herging, als bei unsrer heutigen militärischen. Die Leibeignen der Stadt mußten alljährlich, von 1572 ab aller drei Jahre am Morgen des 26. Dezembers „ungemant und ungeboten“ im Rathause zu Heilbronn erscheinen. Dort wurden sie nach dem Verzeichnis namentlich aufgerufen. Am Ende der Liste standen die Neulosen, d. h. die seit der letzten Weisung eingetragnen. Dabei zahlt jeder einige Kreuzer. Die Summe schwankt nach Jahren und Personen zwischen drei und vierzehn Kreuzern. Aus dieser Verschiedenheit und der mitunter vorkommenden Form der Eintragung „hat geschenkt“ schließt Knapp, daß das Weisgeld ursprünglich eine freiwillige Gabe gewesen sei, die das Herkommen mit der Zeit in eine Abgabe verwandelte. Nach 1611 zahlten alle sechs Kreuzer. Wer nun vom Geiste des Mittelalters, der in solchen Dingen bis Anno 1800 lebendig geblieben ist und in mancher hochehrbaren Zunft noch heute fortlebt, auch nur einen Schimmer von Ahnung hat, der weiß im voraus, wozu das Weisgeld verwandt worden ist. Die zwei Worte, die die Sache genau bezeichnen, denkt sich ja jeder, wir sagen nur höflich: es wurde ein Schmaus davon angerichtet, bei dem sich die Herren und die Knechte ihrer Christenbrüderschaft lebhaft bewußt wurden. Und das Weisgeld reichte bei weitem nicht dazu aus, die Stadt leistete einen bedeutenden Zuschuß. Diesen wird das Leibhuhn schwerlich aufgewogen haben, das anfänglich die Frauen, später die Männer alljährlich abzuliefern hatten. Wenn zur Ablieferungszeit, gewöhnlich um Fasching, die Frau gerade im Kindbett lag, so wurde ihr das Huhn oder die Henne zur Stärkung überlassen. Man unterschied nämlich zwischen Huhn und Henne, und die Bestimmung des Unterschieds scheint weniger Schwierigkeiten verursacht zu haben, als heute die Unterscheidung von Braugerste und Futtergerste. Etwas mehr wird der Sterbefall eingetragen haben, dessen mittelalterliche Entwicklung bekannt ist. Ursprünglich gehörte dem Herrn alles, was der Leibeigne besaß oder erwarb; am längsten in Westfalen hat sich der Grundsatz erhalten: Was der Leibeigne erwirbt, erwirbt er dem Herrn. Mochte dieser es auch jenem bei dessen Lebzeiten lassen, mochte er sogar den Verkauf erlauben, beim Tode des Hörigen fielen ihm dessen liegende und Fahrhabe zu. Später milderte sich dieses harte Recht; der Leibeigne wurde mehr und mehr Eigentümer, und als Überrest des alten Herrenrechts blieb nur das Hauptrecht oder Besthaupt, d. h. das Recht des Herrn, sich das Beste von der Fahrhabe des Verstorbnen, von seinem Gerät, von seiner Wat und Waffen, besonders das beste Stück Vieh auszusuchen. Diese Sterbefallabgabe wurde mit der Zeit in Geld umgewandelt, am frühesten dort, wo der Leibherr ein Stadtmagistrat war, der das Vieh nicht brauchen konnte. Heilbronn erhob gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts vier bis zehn Prozent der Hinterlassenschaft, von der die Schulden abgerechnet wurden. War nichts da, so hatte natürlich der Kaiser das Recht verloren. So trägt der gewissenhafte Stadtschreiber einmal ein: „weilen aber beede niemalen was gehabt, sondern im bettel verstorben, so bringt man ein: 0.“ Mit andern Worten: Die Leibeignen waren zu einer persönlichen Gestellung, zu einem kleinen Leibzins und zu einer Erbschaftssteuer verpflichtet; der Leibzins wurde gewöhnlich in der Gestalt eines Huhns, an manchen Orten auch in Geld ent-

richtet. Als wirklicher Grund zur Beſchwerde war von der Leibeigenſchaft nichts übrig geblieben als der entehrende Name, der allerdings unter Umſtänden, z. B. als Hindernis der Verehelichung mit Freien, recht unangenehme Wirkungen ausüben konnte.

Schwerere Laſten als die Leibeigenſchaft legten die Grundherrſchaft und die Gerichtsherrſchaft auf, und das Hauptverdienſt des vorliegenden Buches beſteht darin, daß es zeigt, daß dieſe drei verſchiednen Herrſchafts- und Abhängigkeitsverhältniſſe urſprünglich nicht zuſammengefallen ſind, wie ſie ſich kreuzten, und welche Verwicklungen daraus entſtanden. Der einzelne Bauer konnte ein entferntes Kloſter zum Leibherrn, einen Ritter zum Grundherrn, einen Stadtmagiſtrat zum Gerichtsherrn haben; andrerſeits konnte der Gerichtsherr eines Dorfes unter den Leuten, deren Obrigkeit er war, mehrere haben, die weder ſeine Leibeignen noch ſeine Grundholden oder Lehnsleute waren, dafür aber waren ihm Leibeigne und Lehnsleute in andern, weit entfernten Dörfern zinspflichtig. Natürlich ſtrebte jeder Gewalthaber danach, durch Austauſch von Leibeignen und Grundſtücken, durch Ausdehnung ſeiner Gerichtsherrlichkeit, durch Grunderwerb, durch das Wildfangrecht und auf mancherlei andre Weiſe Gleichförmigkeit herzuſtellen und es ſo weit zu bringen, daß alle in ſeinem Gebiete wohnenden ſeine Untertanen, Leibeignen und Lehnsleute ſeien, wodurch er wirklicher Souverän, Beherrſcher eines kleinen Staates wurde. Daß über dem Gewirr an manchen Orten noch ein Landesherr ſtand, an andern nicht, vermehrte noch die Buntſcheckigkeit der Rechtsverhältniſſe. Die drückendſte Bauernlaſt, die Fron, iſt Ausfluß teils der Grundherrſchaft teils der Gerichtsherrſchaft und der Untertanenpflicht. Außerdem gibt es Gemeindefronen. Wo es ſich um Herſtellung von Straßen, Brücken, Dämmen oder um Schloßbauten handelt, liegt das Maß der Fron in dem zu vollendenden Werke. Bei landwirtſchaftlichen Fronen, die nur zum Nutzen des Berechtigten geleiſtet werden, alſo grundherrlichen Urſprungs ſind, unterſcheiden Recht und Herkommen zwiſchen gemeſſenen und ungemeſſenen. Faſt überall im ſüdweſtlichen Deutſchland waren am Ausgange des Mittelalters die Fronen gemeſſen und ſehr leicht. In Bünzwangen (Oberamt Göppingen) leiſtete 1526 der Mann zwei Frondienſte jährlich. In Ebnat (Oberamt Neresheim) mußte jeder Haus- und Gutsbeſitzer in der Ernte vier Schneiddienſte verrichten, und dabei klagte man ſchon über Störung der eignen Feldarbeit. In Michelfeld im Odenwald wurden nach längerm Streit der Untertanen mit dem reichsfreien Dorfherrn die Handfronen 1575 durch einen Vertrag auf zwölf Tage jährlich feſtgeſetzt. Einen Frontag im Jahre haben die ſeit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts neu gegründeten Höfe von St. Peter im Schwarzwald zu leiſten, auch die ältern wenig mehr. Um 1765 diente in der mittlern Markgrafſchaft Baden ein Tagelöhner der Herrſchaft im Durchſchnitt $14^1/_3$ Tage jährlich, ein Zugtier 16 Tage; im Oberamt Baden jener 23, dieſes 65; das war ſchon recht drückend. In Ittlingen bei Karlsruhe waren 1576 nur zwölf Dienſte feſtgeſetzt worden; die Berechtigten verſtanden aber die Pflicht allmählich höher zu ſchrauben, ſodaß am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts jeder Hofbeſitzer 72 Tage zu fronen hatte. Je näher einer dem Grundherrn

Digitized by Google

wohnt, der Landwirt ist, desto stärker wird er herangezogen; das Höchstmaß in den heut zu Württemberg gehörenden Dörfern, 50 Fronen im Jahre, bleibt jedoch immer noch weit hinter den ostelbischen Diensten zurück. Am besten haben es die Bauern, wenn ihr Grundherr keine Landwirtschaft treibt. Das war in den Heilbronner Dörfern der Fall, deren Bauern, außer den gemeinnützigen Fronen, für die Stadt nur einige Waldarbeit zu verrichten hatten. Vielfältige Kreuzung der Gewalten ist für die Bauern vorteilhaft. Wo alle drei oder vier Arten von Gewalt in einer Hand vereinigt sind, kann stärkerer Druck geübt werden. So in Bayern. In Schwaben sind die Leib- und Grundherrnrechte, die ein Ritter, eine Stadt, ein Kloster in entfernten Dörfern haben, ziemlich wertlos. Von zerstreut wohnenden Leibeignen den Hühnerzins einzutreiben, lohnt nicht die Mühe und die Kosten, von Frondiensten kann keine Rede sein, und wollten die Hinterbliebnen des Leibeignen die Erbschaftsteuer nicht zahlen, so mußte sich der Herr ans Reichskammergericht wenden, um zu seiner Sache — am Nimmermehrstage zu kommen. Dem bayrischen Leib- und Gutsherrn verhalf die Landesregierung zu seinem Recht. Daher, und weil der bayrische Herr meistens Landwirt war, es ihm auch gewöhnlich gelang, durch Verschmelzung der drei verschiednen Herrenrechte wirklicher Dorfherr zu werden, verlief hier die Entwicklung von derselben Rechtsgrundlage aus ganz anders als in Schwaben. Aus den gleichen tatsächlichen Gründen und mit gleichartiger rechtlicher Begründung findet man in Bayern „ähnliche Verhältnisse wie im östlichen Deutschland, dem Lande der Erbuntertänigkeit: Frondienstpflicht und Gesindezwang als Verpflichtung der Untertanen gegenüber der Obrigkeit. Nur in einem Punkte ist es dem bayrischen Dorfherrn nicht gelungen, seine Untertanen auf die Stufe des ostdeutschen Erbuntertanen hinabzudrücken: sie sind nicht an die Scholle gebunden. Der Abzug kann ihnen nicht verwehrt werden, noch weniger ihren Kindern: die Untertänigkeit wird nicht zur Erbuntertänigkeit ausgebildet. Hier kommt ihm nun die Leibeigenschaft zu Hilfe, die er im übrigen, für Fronen- und Gesindedienst, nur aushilfsweise zur Begründung seiner Ansprüche benutzt. Als Untertan kann der Bauer abziehn, sobald er seinen Verpflichtungen nachgekommen ist; ist er aber zugleich leibeigen, so ist er an die Scholle gebunden: also das gleiche Ergebnis wie bei der Erbuntertänigkeit des deutschen Ostens, aber mit abweichender rechtlicher Begründung. Die Gleichheit des wirtschaftlichen Bedürfnisses hat trotz der Verschiedenheit der rechtlichen Voraussetzungen doch in Bayern, dem Lande der Leibeigenschaft, einen beträchtlichen Teil der bäuerlichen Bevölkerung in die Rechtsstellung gedrängt, in der sich im Osten die überwiegende Mehrheit der Bauernschaft befand.“ In Bayern hatte sich nämlich infolge der ziemlich allgemeinen Verschmelzung der Untertanschaft mit der Leibeigenschaft die Ansicht gebildet, daß der Leibeigne als solcher zu Diensten verpflichtet sei. Aus dieser Pflicht wurde dann weiter mit Hilfe der Landespolizei der Gesindezwang abgeleitet. Das Gesetz bestimmte, daß sich ledige Manns- und Frauenspersonen, die nicht von eignen Mitteln leben könnten und bei den Eltern überflüssig seien, verdingen müßten, und der Dorfherr hatte natürlich den ersten Anspruch auf ihre Dienste. Damit stand weiter in Verbindung, daß man dem

Herrn das Recht einräumte, seine Leibeignen körperlich zu züchtigen, und endlich verloren diese die Freizügigkeit, indem man sie zwang, je nach Umständen entweder ein Gut des Herrn zu übernehmen oder bei ihm in Dienst zu treten. In dem dicht bevölkerten Schwaben entwickelte sich das Recht nicht nach dieser Richtung hin, weil der Bewerber um Bauerngüter eher zu viel als zu wenig waren.

Man sieht eben überall in der geschichtlichen Entwicklung das hervortreten, was man den haltbaren Kern der materialistischen Geschichtskonstruktion nennen kann: da die Rechtsordnung der Hauptsache nach eine Ordnung wirtschaftlicher Verhältnisse ist, so versteht es sich von selbst, daß sie von diesen abhängt und mit ihnen sich ändert. Das ist die eine Seite der Sache, auf die Marx den Blick ausschließlich gerichtet hatte. Nicht hinreichend gewürdigt hat er die andre Seite, daß die Rechtsordnung auch die wirtschaftlichen Verhältnisse beeinflußt, und zwar nicht bloß ungünstig, durch Hemmung des wirtschaftlichen Fortschritts, sondern, wenn sie von Einsichtigen geleitet wird, auch günstig. Die Natur vermögen allerdings Einsicht und guter Wille nicht zu ändern, und so übt denn die Bodenbeschaffenheit einen entscheidenden Einfluß auf die Größe der Landgüter und dadurch auf die Rechtsordnung, die ja das Teilen und Zusammenlegen zu regeln hat. Im Schwarzwald und auf Sandboden müssen die Bauerngüter größer ausfallen als in den Ebnen des Rheins und des Neckars, wo schon ein paar Morgen den Mann zu ernähren vermögen. Knapp, der auch der Güterteilung und Zusammenlegung einen Abschnitt widmet, hat das gebührend hervorgehoben, hätte aber auch anführen sollen, daß die Fruchtbarkeit allein noch nicht entscheidet, und daß die Gesetzgebung naturwidrig ausfallen kann. Dieses ist z. B. bei der russischen Bauernbefreiung geschehn, wo man die Güter zu klein für die klimatischen und Bodenverhältnisse zugeschnitten hat, und das ist bekanntlich eine der Ursachen des heutigen russischen Bauernelends. In Beziehung auf den andern Punkt ist zu bemerken, daß es einen Unterschied macht, ob der fruchtbare Boden bloß Getreideboden oder Obst- und Weinboden ist, und ob der Anbauer städtische Abnehmer in der Nähe hat oder nicht. Weingüter, sowie Gemüse- und Blumengärtnereien in der Nähe größerer Städte können schon bei einer Größe von einem Hektar ein anständiges Familieneinkommen abwerfen. Ein Gut in Rußland, das keine städtischen Abnehmer in der Nähe hat und nur durch Getreideversendung in große Ferne einen Geldertrag erzielen kann, muß, mag der Boden auch noch so fruchtbar sein, schon eine bedeutende Größe haben, wenn es eine rationelle Bewirtschaftung ermöglichen soll. Wie Knapp richtig bemerkt, wirkt nun auch die Bodengestalt ein, und zwar heut in verstärktem Maße. Auf den schwäbischen Hügeln ist der Dampfpflug nicht zu gebrauchen, deshalb reizt das Land nicht, wie Ostelbien und Nordamerika, zur Großgutbildung, die unter den heutigen Umständen die ausgedehnte Verwendung landwirtschaftlicher Maschinen voraussetzt.

Die Hauptursache der ostelbischen Großgutbildung ist bekanntlich das Aufhören des Fehdewesens und der Ersatz des Rittergefolges durch Söldner gewesen; der Ritterstand mußte für den verlornen Lebensinhalt einen neuen suchen, und suchte natürlich einen möglichst gewinnbringenden. Er fand ihn in der Land-

wirtſchaft, und zwar konnte er ihn, wie erſt Oppenheimer entdeckt hat, deswegen darin finden, weil gleichzeitig das blühende Tuchwebergewerbe die Niederlande zu einem Abſatzmarkte für Getreide machte. So mußte denn der Ritter die Vergrößerung ſeiner Huſe erſtreben. Dieſe gelang ihm, als Grund- und Gerichtsherrn, indem ihm die Juriſten bewieſen, daß die Leiſtungen der freien deutſchen Koloniſten: Erbzins, Gemeindedienſte und Gerichtsgebühren, die Hörigkeit dieſer Leute bezeugten, und aus der vorgeblichen Hörigkeit wurde dann wieder mit Hilfe des römiſchen Rechts das Eigentumsrecht des Herrn auf den Bauernacker abgeleitet. War man einmal ſoweit, dann konnte man den Bauern ungemeſſene Fronden auflegen und je nach Umſtänden ihnen entweder den Abzug verbieten oder ſie vom Hofe jagen und ihr Land zur Erweiterung der gutsherrlichen Wirtſchaft verwenden. Bei der Aufhebung der Leibeigenſchaft iſt dann leider vielfach, nicht immer und überall, dieſer rechtswidrige Zuſtand der Berechnung der Entſchädigung des Gutsherrn in Geld oder Land zu Grunde gelegt worden. Knapp hat der Leibeigenſchaft im öſtlichen Koloniallande jenſeits der Elbe und des Böhmerwalds — in den öſterreichiſchen Ländern ſind die Dinge ähnlich verlaufen — eine beſondre Abhandlung gewidmet, in deren Eingang und Schluß er ſchreibt: „Die Leibeigenſchaft iſt im weſtlichen Deutſchland ein Vermächtnis des Mittelalters, im öſtlichen ein Erzeugnis der Neuzeit. Sie iſt im Weſten im achtzehnten Jahrhundert faſt nur noch ein ſeltſames Altertum, ſchreckhaft mehr durch ihren Namen als durch ihre wirkliche Bedeutung, die ſich mit der Gerichtsherrſchaft und der Grundherrſchaft nicht meſſen kann. In Bayern behauptet Kreittmayr 1759, daß ein Leibeigner und ein freier Bauer einander wie zwei Tropfen Waſſer glichen. Im öſtlichen Deutſchland iſt Leibeigenſchaft der brutale, aus Mißverſtändnis hierher übertragne Ausdruck für die höchſte Steigerung der vereinigten Grund- und Gerichtsherrſchaft, alſo für eine wirkliche furchtbare Macht, die den Bauern an Händen und Füßen gefeſſelt hält, bis ihm nach langen, vergeblichen Bemühungen wohlwollender Fürſten endlich zunächſt in Öſterreich der edle Menſchenfreund auf dem Kaiſerthron die Freiheit zurückgibt, während der preußiſche Staat erſt in ſeinen Grundfeſten erſchüttert werden muß, bis es gelingt, dasſelbe Ziel zu erreichen.“

Auch im Südweſten hat natürlich erſt der moderne Staat, in Schwaben die Vereinigung der buntſcheckigen Geſellſchaft von reichsfreien Rittern und Städten zum Staate Württemberg, mit den ſymboliſchen Reſten der Leibeigenſchaft aufräumen können. Wo es einem Reichsfreiherrn gelungen war, durch Verſchmelzung aller drei Herrenrechte wirklicher Dorfherr zu werden, konnte er allerdings ſeine Macht die Bauern nicht bloß ſymboliſch fühlen laſſen. Knapp vermutete, daß in dieſem Falle die Reichsritter eine der oſtelbiſchen Grundherrſchaft ähnliche Macht errungen haben müßten. Als er Gelegenheit fand, das Archiv der Herrſchaft Haunsheim bei Lauingen zu durchforſchen, fand er ſeine Vermutung einigermaßen beſtätigt. Die Familie Geizkofler hat dort ein ſtrenges Regiment geführt, aber doch in humanerm Geiſte als die meiſten oſtelbiſchen Junker und nicht bloß im eignen Intereſſe, ſondern auch zum Beſten der Untertanen. Gerade die Leibeigenſchaft, deren bloßer Name in Pommern

zu der ungeheuerlichen Folgerung mißbraucht wurde, daß die Bauern Sklaven im Sinne des römiſchen Rechts ſeien, verſchwand in Haunsheim frühzeitig; dagegen wurden die grundherrlichen Rechte gehörig ausgenutzt, ſodaß die Bauern des Dorfes Lehnbauern blieben. Und zwar waren ihre Höfe nicht Erblehen, ſondern Fallgüter, d. h. ſie wurden nur auf Lebenszeit verliehen und fielen beim Tode des Nutznießers an den Herrn zurück; jedoch durfte ſie der Lehnsmann bei Lebzeiten mit Genehmigung der Herrſchaft verkaufen oder einem Sohne übertragen. Was Knapp von der „Regierung“ dieſes winzigen Staates erzählt (Haunsheim hatte kaum 600 Seelen, doch gehörten zur Herrſchaft noch einige benachbarte Dörfer), iſt ein hübſcher Beitrag zur Rechts- und Sittengeſchichte. Zacharias Geizkofler erläßt 1605 eine neue Gerichtsordnung mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er ſich und ſeinen Erben das Recht vorbehalte, dieſe Ordnung zu ändern, zu vermehren oder abzuſchaffen und durch eine neue zu erſetzen. Im Jahre 1603 gründet er eine Schule und beruft auf ſeine Koſten einen Schulmeiſter; bis dahin hatte, wer ſeine Kinder etwas lernen laſſen wollte, ſie nach auswärts ſchicken müſſen. Dem Schulzwange, den er einführte, fügten ſich die Untertanen nur mit Widerſtreben. Die Sittenpolizei wird ſtreng gehandhabt. Wiederholt wird fleißiger Kirchenbeſuch geboten, und die Verſäumnis mit Strafe bedroht. Die Gunkelſtuben werden einigemal verboten; weil aber die Leute vorſtellen, daß wegen des hohen Preiſes der Lichter nicht jeder jeden Abend ſeine Stube beleuchten könne, werden die abendlichen Zuſammenkünfte in einigen ausdrücklich genannten Häuſern erlaubt. Um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts führt die Herrſchaft einen hartnäckigen Kampf gegen das Tabaktrinken, wie damals das Rauchen genannt wurde. Wegen des leidigen Kriegsweſens, heißt es in einer Verordnung, iſt es allhie unter den Untertanen ſo gemein worden, daß es auch die Weibsbilder angefangen zu verüben. So ward es denn 1657 bei fünf Gulden Strafe verboten. Aber ein paar Jahre darauf roch gnädige Herrſchaft — es war eine verwitwete Freifrau Geizkofler — auf einem Spaziergang durchs Dorf vor einem Hauſe das verhaßte Kraut. Sie ſchickte ihren Begleiter hinein, und dieſer erwiſchte den Übeltäter in flagranti; er wurde um zwei Gulden geſtraft. Ein andrer, der beim Rauchen ertappt wurde, entſchuldigte ſich mit einem Leibſchaden, gegen den der Tabak helfen ſolle; dem wurde für diesmal die Strafe erlaſſen; aber im Wiederholungsfalle habe er vier Gulden zu zahlen. Feuerlöſchordnungen wurden öfter erlaſſen, und man hielt ſtreng darauf, daß ſich die Bauern und Söldner (ſo hießen die Häusler) mit Feuereimern, Leitern und Laternen verſahen. Auf die Gewerbeordnung läßt ſich aus der Angabe ſchließen, daß der „Beck“ zweimal in den Turm geſperrt wurde, einmal, weil er ſchlechtes, das andremal, weil er zu kleines Brot gebacken hatte. Holzaufklauben in gnädiger Herrſchaft Wäldern iſt an beſtimmten Wochentagen unter Aufſicht eines herrſchaftlichen Bedienten erlaubt. Wenn es in einem Jahre wenig Eicheln gibt, dürfen keine aufgeklaubt werden, ſondern alle müſſen fürs Gewild liegen bleiben. Einmal wird einer Gemeinde geboten, bis ſpäteſtens Weihnachten alle Geißen abzuſchaffen, weil ſie im Wald Schaden anrichten. Auch mit ſeinem eignen Wald und im Gemeindewald darf der Bauer, was ſehr vernünftig iſt, nicht

Digitized by Google

nach Belieben ſchalten; zum Holzſchlagen muß jedesmal die Bewilligung der Herrſchaft eingeholt werden; auch darf niemand ohne deren Erlaubnis Pferde und Rinder im Walde weiden laſſen.

Die Verkehrsfreiheit unterliegt harten Beſchränkungen. Es iſt dem Untertan verboten, auswärts Brot oder Holz zu kaufen, auf einem auswärts gepachteten Grundſtück Flachs zu ſäen und ſich ſo dem Flachszehnten zu entziehen. Jeder Umzug eines Inwohners muß der Herrſchaft gemeldet werden. Niemand darf einen nicht ins Haus gehörenden ohne Erlaubnis der Herrſchaft länger als eine Nacht beherbergen. Niemand darf ohne Erlaubnis das Dorf verlaſſen, außer zu einem Gange nach Lauingen, noch weniger darf einer über Nacht oder gar mehrere Tage ausbleiben. (Nächtliches Aus- und Eingehn war ſchwierig, weil die Dörfer mit Zäunen umgeben waren, deren Tore des Nachts geſchloſſen wurden.) Der Schmied Hans Schneider wird 1662 um einen Gulden gebüßt, weil er ohne Erlaubnis aus Göppingen Dihlnſpelten (Zaunſtecken) geholt hat. Colman Hoſer, heißt es um dieſelbe Zeit, „iſt mit gnädiger Herrſchaft Erlaubnis auf vier Wochen nach Giengen gegangen, um dort zu arbeiten, iſt aber ſieben ganzer Monat boshaftigerweiſe außen geblieben und erſt nach allen verrichteten Feldgeſchäften ſich wiederumb eingeſtellt; wird drei Tag in die Springer (Feſſeln, die Hand und Fuß zuſammenketteten) geſchlagen und dann in neue Pflicht genommen.“ Der Mann war ein Söldner, hatte alſo keinen eignen Acker und war jedenfalls zu Frondienſt bei der Herrſchaft verpflichtet. Wenn man erwägt, wie heute über den „Kontraktbruch“ ländlicher Arbeiter und das Fortlaufen aus dem Dienſte geurteilt wird, und welche Zwangs- und Strafmittel im ſiebzehnten Jahrhundert gebräuchlich waren, ſo wird man dieſe Strafe ſehr mild finden. Selbſtverſtändlich waren Auswandrung aus dem Königreich Geizkofler und Niederlaſſung darin nur mit ausdrücklicher Erlaubnis der Herrſchaft zugelaſſen, die in jedem einzelnen Falle die Bedingungen feſtſetzte. Ohne weiteres folgte aus dem grundherrlichen Rechte, daß die Erlaubnis der Herrſchaft erfordert wurde, wenn ein Untertan eine Feuerſtatt bauen, ein Haus oder einen Acker verkaufen, verpfänden oder verpachten wollte. Die Eheſchließungen zu überwachen, hielt ja damals jede Obrigkeit für Pflicht; ſo wundern wir uns denn nicht, in einer Geizkoflerſchen Verordnung von 1605 zu leſen: „Nachdem unter den unverſtändigen, unvermögenden Ehehalten (Dienſtboten) oft leichtſinnige Heiraten fürzugehn pflegen, ſo ſoll ein Pfarrer dergleichen Heiraten nicht einſegnen, es werde ihm denn von gnädiger Herrſchaft ein Schein fürgewieſen, daß ſolche Verehelichung aus redlichen Urſachen und auf beiderſeits nechſten Befreundten Einwilligung, wie ſich gebührt, beſchehen.“ Die Erlaubnis wurde aber, bemerkt Knapp dazu, nicht etwa bloß bei Dienſtboten, ſondern, wenigſtens vom Ende des Dreißigjährigen Krieges an, ganz allgemein für notwendig erklärt. Sie wird manchmal verweigert, z. B. wenn die Trauerzeit (für die Witwe ein halbes, für den Witwer ein Vierteljahr) noch nicht vorüber iſt, wenn die Braut in ſchlechtem Rufe ſteht oder katholiſch iſt. Der Freiherr dispenſiert auch von kanoniſchen Ehehinderniſſen, z. B. von dem der Verwandtſchaft. Die Strafjuſtiz entſpricht den Sitten der Zeit; für gewöhnlich kommen Verbrecher, Übertreter von Polizeiverordnungen und Ver-

letzer von Pflichten gegen die Herrſchaft nicht ſo leicht weg wie der oben erwähnte Ausgekniffne. Beſonders Frauensperſonen werden ziemlich roh behandelt; von Strafwerkzeugen, die ſie zu erdulden haben, werden mehrere mit wunderlichen Namen angeführt: ſie werden in die Geige geſchlagen, in den Gänsbahrn geſperrt, der Schnarragages wird ihnen angelegt. Selbſtverſtändlich wird bei der Unterſuchung wegen ſchwerer Vergehn der Delinquent peinlich befragt. Dagegen erfahren Totſchläger eine verhältnismäßig milde Behandlung, was ſich wohl daraus erklärt, daß die altdeutſche compositio, d. h. die Abfindung der Verwandten des Erſchlagnen mit einer Geldentſchädigung, noch bis ins ſechzehnte Jahrhundert hinein hie und da vorgekommen iſt. Die Rechtsgelehrten haben 1620 einmal gegen einen Totſchläger in Haunsheim auf Hinrichtung durchs Schwert erkannt, der gnädige Herr aber verurteilt ihn aus angeborner Milde auf ſechs Jahre nach Ulm in das Schellenwerk zur Arbeit.

Das grundherrliche Verhältnis hat, wie man ſich leicht vorſtellen kann, auf die Beſitzverteilung, auf Zerſplitterung und Zuſammenlegung weit mehr Einfluß geübt als die andern beiden Abhängigkeitsverhältniſſe, meiſt natürlich in dem Sinne, daß der Grundherr die Zerſplitterung zu verhindern ſuchte. Knapp ſtellt die Wandlungen, die das ländliche Eigentum nach Umfang und nach Abſtufungen des Beſitzrechts im ſüdweſtlichen Deutſchland erfahren hat, ausführlich dar, doch dürften die verwickelten Einzelheiten des Wandlungsprozeſſes wohl nur die Juriſten und die Nationalökonomen von Fach intereſſieren. Wir beſchränken uns deshalb auf die Bemerkung, daß doch ſogar auch in Bayern der Grundherr niemals ſo vollſtändig anerkannter Eigentümer des ganzen Bauernlandes geworden iſt wie in Oſtelbien, und daß auch die Leiſtungen an den Grundherrn gleich denen an den Leibherrn hie und da zu bloßen Symbolen zuſammengeſchrumpft ſind. So hatte ein bayriſcher Bauer zuletzt der Herrſchaft nur noch ein Ei jährlich zu liefern; das mußte er freilich auf einem vierſpännigen Wagen zu Hofe fahren.

Die Kantoreigeſellſchaft zu Oſchatz

Ein Beitrag zur Geſchichte der Kantoreigeſellſchaften Sachſens*)

von Johannes Rautenſtrauch (Leipzig)

Die katholiſche Kirche des ſechſten Jahrhunderts legte den Grund zur Pflege der kirchlichen Tonkunſt. Der gregorianiſche Choral- oder Meßgeſang — bekanntlich eine Schöpfung Gregors des Großen — fand, gefördert durch die von Gregor geſtifteten römiſchen Singſchulen, eine raſche Verbreitung in der Kirche des Abendlandes. Nach dem Vorbilde der römiſchen erhoben ſich bald auch in deutſchen Landen allenthalben Singſchulen. Ihre Blütezeit fällt in das achte und das neunte Jahrhundert. Doch ſchon im zehnten Jahrhundert erloſch

*) Die obigen Ausführungen ſtützen ſich vornehmlich auf die im Oſchatzer Ratsarchiv in einer Lade aufbewahrten Kantoreiakten, die mir durch Herrn Bürgermeiſter Härtwig zu einer genauern Einſicht freundlichſt überlaſſen wurden. Außerdem wurden benutzt ein Kantorei-

der Glanz, der sie umgab. Erst das zwölfte Jahrhundert verhalf ihnen zu neuer Blüte. Seitdem erhob sich eine neue Kunst der Musik — die Mensuralmusik, die den homophonen gregorianischen Tonreihen rhythmisch wie harmonisch kunstvoll gearbeitete, polyphone Tonsätze an die Seite stellte. Besondrer Pflege und Verbreitung erfreute sich der polyphone Stil zunächst unter den Niederländern und Franzosen. Päpstliche Verbote, wie sie im vierzehnten Jahrhundert hiergegen erlassen wurden, vermochten seinen Siegeslauf nicht zu hemmen. Daß die Stellung des alten gregorianischen Meßgesangs, wie er noch heute als Grundform der katholischen Liturgie besteht, dabei unerschüttert blieb, bedarf kaum der Erwähnung. Die homophonen gregorianischen Weisen und der polyphone Figuralgesang — so pflegte man die motettenartig gearbeiteten Sätze des gregorianischen Gesangs zu bezeichnen — wechselten seitdem in der Liturgie des römischen Gottesdienstes miteinander ab, und zwar so, daß man den gregorianischen Gesängen zuweilen einen polyphon gearbeiteten Motettensatz einfügte.

Daß der mehrstimmige Figuralgesang zu keiner allgemeinen Geltung gelangte, erklärt sich aus den oft mangelhaften katholischen Chorverhältnissen. Der katholische Kirchenchor trug fast durchweg ein priesterliches Gepräge: er war aus niedern Geistlichen gebildet, die ihre musikalische Ausbildung dem Kloster verdankten. An geschulten chorales — hierunter verstand man die zur Unterstützung des Kirchengesangs herangezognen ältesten Schüler — und „Singeknaben“ war vielfach Mangel. Nur an Fürstenhöfen und Bischofssitzen verwandte man größern Eifer auf die Pflege eines kunstgemäßen Kirchengesangs. Hier gab es Chöre von berufsmäßigen Sängern, „Kantoreien“ genannt, die meist reich an Einkünften waren.

Überwiegt auch in den Chören der vorreformatorischen Zeit bei weitem der Klerus, so beteiligt sich doch auch das Laientum hin und wieder an der Ausführung der kirchlichen Gesänge. So wird uns von den Schichtmeistern zu Schneeberg berichtet, daß sie als „Stabilisten“ in vorreformatorischer Zeit „allewege mit zu Chore standen“ und den Meßgesang unterstützten.

Eifrige Förderer des römischen Meßgesangs waren vornehmlich die Kalandbrüderschaften. Merkwürdigerweise treffen wir diese „Fraternitäten“ fast ausschließlich in den Gebieten, die die ehemaligen sächsischen Lande umfaßten, und in denen, die von Sachsen aus germanisiert wurden oder unter dem Regiment eines sächsischen Kirchenfürsten standen. So finden wir Kalandbrüderschaften vor in Braunschweig, Westfalen, Pommern, Brandenburg, Mecklenburg, Schleswig, Anhalt, Hamburg, Lübeck u. a. Sie waren freie Vereinigungen von Geistlichen und Laien. Ihr oberster Zweck waren gottesdienstliche Verrichtungen. Mehreremal während des Jahres — ursprünglich an jedem Ersten des Monats — kamen sie zusammen, beteten, lasen und sangen Messen, um ihr eignes Seelenheil zu fördern und den Seelen ihrer verstorbnen Brüder und Schwestern Erlösung von den Qualen des Fegefeuers zu erwirken. Als Nebenzwecke erscheinen: gegenseitige brüderliche Unterstützung, feierliche Bestattung der verstorbnen Brüder und Schwestern, Austeilung von Almosen an Kranke und Arme. Den Abschluß der regelmäßigen Zusammenkünfte macht ein

buch aus dem Jahre 1840, die mit einem längern Vorwort versehene, von F. W. Mogk 1851 herausgegebne Sammlung von Kantoreiliedern, ferner C. S. Hoffmann, Geschichte der Stadt Oschatz, Band 1 bis 3 inklusive der im königlich sächsischen Hauptstaatsarchiv zu Dresden aufbewahrten Urkundensammlung zur Geschichte der Stadt Oschatz, Ludwig Siegels 1839 veröffentlichte Abhandlung: Oschatz zur Zeit der Einführung der Kirchenreformation im Jahre 1539, die Visitationsakten des Jahres 1555 (Hauptstaatsarchiv Loc. 1987) und J. G. Frenkel, Diptycha Ositiensia oder Historie derer Herren Superintendenten und Diakonen zu Oschatz, Dresden 1722.

festliches Gelage — convivium —, bei dem es, wie die Statuten verraten, im fünfzehnten Jahrhundert mitunter etwas bunt hergegangen sein mag.

Um die gesangliche Seite dieser Fraternitäten kurz zu beleuchten, sei auf ein Statut des Kalands zu Zelle aus dem Jahre 1449 verwiesen, wonach alle Brüder und Schwestern verpflichtet waren, bei den Seelenmessen, die für die aus dem Kaland Verstorbnen abgehalten wurden, „singen zu helfen." Ein Statut des Roßweiner Kalands aus dem Jahre 1467 zeigt, daß die Brüderschaft jeden Freitag „eine löbliche Messe von unsrer lieben Frauen sang." Versah man sich hierbei auch der Mitwirkung des „Schulmeisters und seiner Gesellen," so sang man doch, wenn die Brüder zahlreich versammelt waren, ohne fremde Hilfe. Eine Urkunde des Kalands zu Zelle aus dem Jahre 1310 erwähnt unter den Vorsitzenden der Brüderschaft neben Decanus, Camerarius und Marschall auch einen Kantor. Eine ähnliche Zusammensetzung des Vorstands zeigt eine Verordnung Herzogs Friedrich des Ältern aus dem Jahre 1454, derzufolge „ein Decanus, zweene Kämmerer von den Prieftern, zweene Kämmerer oder Marschalks von den Weltlichen der Brüderschaft, ein Lese- oder Sangmeister" an der Spitze der Brüderschaft stehn. Die wiederholte Erwähnung eines Kantors deutet mit Sicherheit auf die gesangliche Tätigkeit dieser Vereinigung hin. — Die Kalanden zu Oschatz bezogen in den ersten vier Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts wiederholt kleine Stipendien aus der Kämmerei, „damit sie den Advent und das Jahr hindurch desto fleißiger im Singen auf dem Chore sein möchten" — ein untrüglicher Beweis für die musikalische Bedeutung dieser Fraternitäten.

Mit der im sechzehnten Jahrhundert beginnenden Reformation, der Neugestaltung alles kirchlichen Lebens und Wesens, verschwinden die Kalandbrüderschaften; nur einzelne bestanden unter dieser Bezeichnung weiter. Die Reformation gab ihnen jedoch nicht eigentlich den Todesstoß, sondern verhalf ihnen in den sächsischen Landen zu einem Wiederaufblühn unter veränderter Bezeichnung.

Die Figuralmusik, wie sie schon Einlaß in den römischen Meßgottesdienst gefunden hatte, eroberte sich dank den kunstsinnigen Bestrebungen unsers Reformators in der Form der Choralmotette einen gesicherten Platz in der Liturgie der neuen Kirche. Die sich ursprünglich aus den städtischen Schulen rekrutierenden Chöre der Reformationszeit erwiesen sich freilich den Anforderungen des polyphonen Kunstgesangs aus Mangel an Männerstimmen nicht gewachsen. Sie bedurften der Mitwirkung der Bürgerschaft. So treffen wir kurz nach Einführung der Reformation namentlich in den mittlern und den kleinern Städten unsers Heimatlandes, wo die Schülerchöre schwach besetzt waren, musikbegabte Männer allerlei Standes, die des Sonntags mit „zu Chore gingen" und den Schülerchor bei seinen Gesängen unterstützten. Diese freiwilligen Chorsänger, Stabiliften, Konstabulen oder Adiuvanten genannt — Bezeichnungen, die aus katholischer Zeit herrühren —, vereinigten sich allmählich nach dem Vorbilde der Kalandbrüderschaften zu festen Gesellschaften, „Sozietäten," die in unserm Sachsenlande unter dem Namen „Kantoreien" bekannt und für die Pflege der Musik in Sachsen von größter Bedeutung geworden sind.

Nachweislich eine der ältesten Kantoreigesellschaften Sachsens ist die zu Oschatz.

Um die im Jahre 1540 erfolgte Gründung der Kantorei hat sich der von Torgau nach Oschatz als Pfarrer und Superintendent berufne M. Buchner große Verdienste erworben. Wie schon angedeutet worden ist, handelt es sich jedoch hier nicht um ein völlig neues Institut, sondern nur um die Wiederbelebung eines schon vorhanden gewesenen — der Kalandbrüderschaft. Zum Beweis für diese Behauptung verweise ich auf ein Rechnungsbuch der Kantorei aus

dem Jahre 1541, das die Überschrift trägt: „Registrum der Bruderschaft unser lieben Frauen des Kalends." Erst die nachfolgenden Rechnungen der spätern Jahre führen in den Überschriften die Bezeichnung „Cantorey." Ein in dem Rechnungsbericht des Jahres 1541 unter den Einnahmen der Kantorei verzeichneter Betrag von 6 Gulden war der Zinsenertrag eines der Kalandbrüderschaft ursprünglich geschenkten Kapitals, das auf die Kantorei übergegangen war. Die Visitationsakten des Jahres 1555 (Hauptstaatsarchiv Loc. 1987) erwähnen unter dem „Einkommen von Testamenten": „1 Schock 45 gr. Calandt jetzt der Constabulum," unter den Ausgaben für Kirchen- und Schulendiener: „5 fl. den Cantoribus oder Constabulen." Hieraus erhellt, daß die Konstabler das Erbe der Kalandbrüderschaft angetreten hatten, Konstabler und Cantores (Kantorei) identisch sind. Die Inventarien der ehemaligen Kalandbrüderschaft waren ebenfalls nach Einführung der Reformation in den Besitz der Kantoreigesellschaft übergegangen. In dem Rechnungsbericht des Jahres 1542 wird mitgeteilt, daß die Kantorei „mehrere alte Chorröcke, Handtücher, ein Bahrtuch, Wachslichte, eine Fahne u. a." — alles offenbar aus katholischer Zeit herrührend — verkaufte und den Erlös hiervon in die Kantoreikasse abführte. Der beste Beweis für den unmittelbaren Zusammenhang zwischen Kaland und Kantorei ist, daß die Bezeichnung Kalandbrüder für die Mitglieder der Kantorei jahrhundertelang fortlebte. Daß sich im sechzehnten Jahrhundert die Kantoristen selbst mit diesem Namen belegen, verrät eine Bemerkung aus dem Rechnungsbericht vom Jahre 1597, in der es heißt: „Den 8 Mai hat sich Johann Hentzsch der Weinschenk auch mit 1 Viertel Bier präsentirt mit samt einer reichen Mahlzeit auf 3 Tischen, welchen die Cantores gerne zu einem Calandesbruder angenommen haben." Diese Bezeichnung erhielt sich, wie eine Sammlung von Kantoreiliedern zeigt, bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein.

Die ältesten Statuten, die von der Oschatzer Kantoreigesellschaft überliefert worden sind, stammen aus dem Jahre 1723. Das Bild, das sie uns von den Einrichtungen und Zuständen der Kantorei aus früherer Zeit zeichnen, findet eine nicht unwesentliche Bereicherung durch den Inhalt der alten „Cantoreiregistren," die bis auf das Jahr 1541 zurückreichen.

Diesen Registern zufolge waren mit der Leitung der Kantorei ursprünglich zwei Vorsteher betraut, die alljährlich von der Gesellschaft gewählt wurden. Erst seit dem Jahre 1617 wurde das Vorsteheramt einer Person übertragen. Der Hauptzweck der Gesellschaft war die Unterstützung des kirchlichen Figuralgesanges an Sonn- und Festtagen. Auch bei Trauungen und Begräbnissen bot sich der Kantorei reichlich Gelegenheit, Proben ihrer musikalischen Leistungen abzulegen.

Ebenso wie die Gründung dürfen wir auch die erste Organisation der Oschatzer Kantorei als ein Werk Buchners feiern. Seinen Bemühungen verdankt die Kantorei die ersten Quellen ihrer Einkünfte. Schon im Jahre 1541 erhielt sie vom Rat eine Pfingstspende von drei Talern und eine Weihnachtsspende von zwei Gulden. In den spätern Jahren wechselte zuweilen die Höhe dieser Beträge. Zu dieser Spende lieferte seit 1555 der „gemeine Kasten" alljährlich einen Zuschuß von fünf Gulden. Auf Anregung Buchners beschloß die Kantorei 1543 für die gesangliche Mitwirkung bei „Wirdtschaften" (Trauungen) einen halben Taler (zwölf Groschen) zu fordern, wovon die eine Hälfte dem Kantor, die andre den Sängern zufallen sollte. Die ursprünglich wie an andern Orten Sachsens so auch in Oschatz übliche Einrichtung der „Brautsuppe," eines Mahles, das man den Kantoristen für ihre Mühewaltung bei Hochzeitsfesten gab, scheint schon 1583 weggefallen zu sein. Seit diesem Jahre wurden für Figuralmusik bei Trauungen neben der herkömmlichen Summe von zwölf Groschen noch sechs Groschen „für eine Brautsuppe" an

die Kantorei abgeführt. Daneben erhielt sie von manchen Hochzeitswirten reiche Bierspenden. Für ihre Verrichtungen bei Figuralbegräbnissen bezog die Kantorei seit 1557 sechs Groschen. — Eine höchst ergiebige Einnahmequelle waren ferner die Geldgeschenke, die durchreisende „Herrschaften und Fürsten" der Kantorei als Vergütung für ein dargebrachtes Ständchen verehrten. So erhielt die Gesellschaft 1597 vier Gulden vom Könige von Dänemark und zehn Taler von Herzog Johann Friedrich Wilhelm. Laut Rechnungsbericht von 1631/32 bekam sie „von ihrer königlichen Majestät aus Schweden" zwei Gulden sechs Groschen für ein Ständchen — ein Beweis dafür, daß auch in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges der Sangeseifer der Oschatzer Kantoristen nicht erlosch. Die genannten Beträge wurden zur Hälfte an die Sänger, zur Hälfte an den Kantor verteilt. Die Akten des Jahres 1544 berichten von einem an den Herzog Heinrich gerichteten Bittschreiben der Kantorei, „sie mit einem ziemlichen Einkommen von einer Kloster- oder Kirchenstelle zu begnadigen, sowie Kurfürst Johann zu Torgau getan habe." Von einer Erfüllung dieser Bitte durch den Kurfürsten lesen wir jedoch nirgends etwas. — Eine nicht unwesentliche Einnahmequelle waren die Eintrittsgebühren. Wer Mitglied der Kantorei werden wollte, mußte einen Beitrag an die Gesellschaft bezahlen, den man bei guten Sängern auf zwölf Groschen festsetzte, den man jedoch den Instrumentisten ganz erließ. Die sonstigen in den Rechnungsbüchern erwähnten Eintrittsgelder schwanken zwischen einem und zwölf Talern. Frei von Zahlung einer Eintrittsgebühr machte man sich durch Schenkung eines oder einiger Fässer Bier, einiger Klafter Holz, durch Ausrichtung eines Frühstücks oder eines größern Mahles — Leistungen, durch die sich besonders die reichern Bürger der Stadt die Mitgliedschaft erwarben. Die Aufnahme geschah meist nach Abschluß der Rechnungsablegung oder beim „Konvivium," dem Festmahl, das sich an die Rechnungsablage anschloß. Die Aufzunehmenden mußten „mit Hand und Mund" geloben, fleißig mit Musik aufzuwarten.

Den iuniores — jüngern Mitgliedern der Gesellschaft — lag außer den musikalischen Verpflichtungen die Aufgabe ob, bei Begräbnissen von Kantoreimitgliedern und deren Familienangehörigen die Leiche nach dem Gottesacker zu tragen. Wer von dieser Dienstleistung entbunden sein wollte, mußte beim Eintritt in die Kantorei eine besondre Geldsumme hierfür entrichten. Zur Begleitung der Leiche waren jedoch sämtliche Mitglieder verpflichtet.

Die bei der Bestattungsfeier gebrauchten schwarzen und weißen Leichentücher, Trauermäntel, Trauerhüte, das Kruzifix und andres waren Eigentum der Gesellschaft. Diese Bestattungsrequisiten, auch „Trauerhabit" genannt, scheinen ziemlich prunkvoll gewesen zu sein. Sie wurden gegen ein Entgelt auch zu Beerdigungen von Nichtkantoristen ausgeliehen. Sogar in die umliegenden kleinern Orte, wie Riesa, Dahlen, Strehlen, Alt-Mügeln, wo man offenbar nicht über solche Begräbnisutensilien verfügte, wurden sie nach den Aktenberichten des siebzehnten Jahrhunderts oft verliehen.

Werfen wir, nachdem wir die Hauptzwecke und die materiellen Anhaltspunkte der Gesellschaft kurz beleuchtet haben, einen Blick auf ihre musikalische Bedeutung während des sechzehnten und der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Ist auch das Bild, das uns die Akten hiervon entrollen, höchst unvollkommen, so zeigt es doch, daß die Kantorei der geistlichen Figuralmusik ein offnes Herz und eine offne Hand entgegenbrachte. Bereitwillig brachte sie jedes Opfer, das der freiwillig von ihr übernommene Kirchendienst erheischte. Sie schuf sich aus eignen Mitteln allmählich einen für damalige Verhältnisse reichhaltigen Notenbestand, der seit 1618 in einer Lade auf dem Chore verwahrt wurde. Über die Kompositionen, die im sechzehnten und im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts aufgeführt wurden, gibt ein Notenverzeichnis aus dem Jahre 1643 Aufschluß, das hier Wiedergabe finden möge:

Verzeichniß der Musicalischen Sachen, so dem Choro Musico Ossatiensi zustendig Anno 1643 den 18. Augusti aufgerichtet, Alß

In folio 1. Abrahami Schaddaei Promptuarium Musicum in 8 Stimmen. Der General Baß ist davon verlohren, Vnnd noch vor Christiano Engel, damahls Organisten entwendet worden. — 2. Heinrich Schützens Psalmen Davids in 13 Stimmen, mit rothem Pappier eingefaßet. — 3. Heinrich Schützens Aufferstehung in 7 Stimmen, auch also eingebunden. — 4. Scandelli Aufferstehung geschrieben und von etzlichen Bogen zusammengehefftet. — 5. Sechs Bücher in braunem Papp eingebunden, darinnen theils gedruckte, theils geschriebene Stücken, allerhandt Authorum zu befinden. — 6. Neun Stimmen mit dem General Baß, in rothem Papp eingebunden, aus Johann Grosens Sel. Erbe, Vngebunden erkaufft. — 7. Zwölff Tabulatur-Bücher,* Eilffe in Folio vnnd eins in quarto, auß Hn. Johann Grosens Sel. Erbe erkaufft, vnnd unserm jetzigen Organisten H. Levino Tellern außgeantworttet, dafür er auch Rechenschafft geben muß.

In Quarto 8. Orlandi Sechß Stimmen in Schweinleder. — 9. Orlandi Sechß Stimmen fast einerley Moteten wie die vorigen in weiß Pergament. — 10. Francisci Salae Sechß Stimmen, in roth Leder gebunden. — 11. Christophori Demantii 6 Stimmen in roth Leder gebunden. — 12. Jacobi Händels 8 Stimmen in braun Leder. — 13. Jacobi Händels 4^{tus} Tomus von 8 Stimmen in roth Leder gebunden. — 14. Vier Stimmen in weiß Schweinleder gefaßet. — 15. Bodenschatzes Florilegii erster Theil von 8 Stimmen, in geschrieben Pergament eingebunden, aber gar zufleischet. — 16. Wolffgangi Figuli 8 Stimmen. — 17. Hasleri, Vulpii undt Hieronymi Praetorii Moteten in 8 Stimmen, auch schon gar zurissen, in einem Bandt. — 18. Vulpii Dicta Evangelica Germanica undt Michaelis Praetorii Hymni in 5 Stimmen eingebunden. — 19. Michaelis Praetorii Teutsche unnd Lateinische Moteten, seindt 12 Stimmen in Weiß Pergament gebunden. — 20. Samuel Scheidts Vierter Theil geistlicher Concerten. Tobiae Michaelis beyde Theile Musicalischer Seelenlust, und Samuel Michaelis, Organisten zu Leipzig und item Andreae Hammerschmieds beyde Theile in 6 Stimmen. Und sind zu Hammerschmieds andern Theile noch andere 5 Stimmen gebunden, darinnen die Capelle zu befinden. — 21. Johann Grosens Vater Unser in 12 Stimmen mit dem General Baß nur gehafft. — 22. Opus Novum Geistlicher, Lateinisch Unnd Teutscher Concerten Undt Psalmen Davids mit 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. etc. Stimmen, mit dem Basso Continuo, componiert durch Daniel Selichium, fürstl. Braunschweig. Capellmeister zu Wollffenbüttel, welches der löblichen Cantorey vom H. Simone Albero gewesenen Cantore verehret worden. — 23. Emanuelis Kayserlingii (Kantor zu Oschatz 1621 bis 1638) geschriebene Partes in Folio, auß dem Vulpio u. andern colligiret. — 24. Collectanea Johann Grosens, geschrieben in quarto, in Pergament gehefftet, 6 Stimmen. — 25. Geschriebene Messen, wie auch gedruckte Hasleri, Grosens u. a. — 26. Johann Herman Scheins, Israels Brünnlein in 4to. — 27. Andreae Hammerschmieds Moteten in Folio von 6. 8. 10. 12. 16. Stimmen zu Heinrich Schützens Psalmen gebunden. — 28. Lieblicher Lebensfrüchte, von 2. 3. 4 stimmen, in octava forma, in einem Bunde, Georgii Weberi.**)

Leider ist uns von dem herrlichen Notenschatz, über den die Kantorei vor Zeiten verfügte, nichts mehr erhalten geblieben. Das oben mitgeteilte Verzeichnis beweist nur, daß neben den Werken der großen Meister evangelischer

* Anmerkg. „Die obgedachten 12 Tabulatur Bücher sind zwar alle vor düchtig erkaufft worden, aber die von No. 8. 9. 10. 11. 12. sind nur alte Bücher, darinnen meistentheils weltliche Sachen zu finden, werden zum Musiciren gar nicht gebraucht."

**) 1554 wurde das Te Deum von Johann Walther gesungen, ein Beweis, daß auch Waltherſche Kompositionen in dem Notenmaterial vorhanden gewesen sind.

Tonkunst auch die Kompositionen der einheimischen Kantoren zur Geltung kamen.

Die Instrumentalbegleitung der Kirchenmusiken, wie sie 1581 zum erstenmal in den Akten erwähnt wird, scheint die Kantorei ursprünglich nicht selbst oder wenigstens nicht allein ausgeführt zu haben. Nach den ältesten Nachrichten aus dem sechzehnten Jahrhundert versah man sich bei den sonn- und festtäglichen musikalischen Aufführungen der Mitwirkung der Stadtpfeifer. Brachte man Kompositionen zur Wiedergabe, die ein größeres Orchester erforderten, so zog man — namentlich an den größern Festen des Kirchenjahrs — auswärtige Kräfte heran, wie z. B. die Stadtpfeifer von Wurzen und Altenburg, deren mehrfach in den Akten des sechzehnten Jahrhunderts Erwähnung getan wird. Den fremden Instrumentisten bot die Kantorei auf Kosten ihrer Kasse — zuweilen auf eine Dauer von mehreren Tagen — gastliche Aufnahme und Bewirtung, sowie entsprechende pekuniäre Vergütung.

Mit der Anschaffung eigner Musikinstrumente: Flöten, Trompeten, vier Streichinstrumente (Viole, Tenor- und Baßgeige) und Pauken begann man erst Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Die Kantoreipauken wurden dem Stadtpfeifer oft zu außerkirchlichen musikalischen Aufwartungen gegen eine entsprechende Vergütung geliehen. Da seit dem Jahre 1720 die Rechnungsbücher nichts mehr von Reparaturkosten der Instrumente erwähnen, so darf man wohl annehmen, daß ihre Instandhaltung von diesem Zeitpunkt an durch die Kirche besorgt wurde.

Für das Ansehen und den musikalischen Ruf, den die Kantorei während des sechzehnten Jahrhunderts in den sächsischen Musikkreisen genoß, scheint die Tatsache zu sprechen, daß sich die Gesellschaft öfters des Besuchs auswärtiger Musiker zu erfreuen hatte. So durfte sie Johann Walther aus Torgau am Freitag nach Pfingsten 1548 gelegentlich einer Durchreise als Ehrengast begrüßen. Unter den Ausgaben des Rechnungsberichts vom Jahre 1583 lesen wir die Bemerkung: „1 fl. für Wein dem Dresdner Capellmeister beim Durchreisen verehrt," in dem Rechnungsbericht vom Jahre 1588 finden wir die Notiz:*) „1 fl. 3 gr. aus der Lade, da etliche der Cantorei dem Herrn Jacob Hendell dem Componisten Gesellschaft geleistet." Nach dem Rechnungsbericht des Jahres 1595 beehrte am 15. August Florianus Stunecius, Cantor zur Pforten, die Kantorei mit seinem Besuche. Die Akten des siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts bringen keine solche Bemerkungen mehr — ein Beweis dafür, daß die Kantorei damals schon an musikalischer Bedeutung verloren hatte.

Das rasche Aufblühn der Kantorei zu Ausgang des sechzehnten und zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts wurde ohne Zweifel sehr gefördert durch die reichen Mittel, die ihr zu Gebote standen. Schon 1578 verfügte sie über ein Kapital von 149 Gulden 5 Groschen; die jährlichen Rechnungsabschlüsse weisen bis 1600 einen stetigen Überschuß auf.

Die Einführung einer regelmäßigen Steuer war deshalb zunächst unnötig. Erst in dem Rechnungsbericht von 1593 lesen wir von einer Quartalsteuer, die jedes Mitglied im Betrage von einem Groschen zu zahlen hatte. An Stelle dieser Quartalgroschen kamen 1621 die „Chorpfennige" auf, die allsonntäglich auf dem Chor eingesammelt wurden. Wer von der wöchentlichen Zahlung der Chorpfennige entbunden sein wollte, mußte am Ende des Jahres fünf Groschen oder genauer fünf Groschen drei Pfennige an die Kantoreikasse abführen; jeder extraneus (Nichtsänger) zahlte den doppelten Betrag. 1641 er-

*) Diese Notiz ist nicht unwesentlich, insofern sie eine Ergänzung bringt zu der Lebensbeschreibung Jacob Händls (Gallus), vergl. Gallusausgabe (in den Denkmälern der Tonkunst in Österreich), Einleitung von Mantuani, der zwar die Reisen Händls kennt, aber nichts Näheres darüber zu berichten weiß.

Digitized by Google

höhte man den Betrag aufs Doppelte. Seit 1681 fiel auf einige Jahre die Sammlung der Chorpfennige weg; dafür wurden die Quartalgroschen wieder erhoben. Nach wenig Jahren jedoch griff man wieder auf das Einsammeln der Chorpfennige zurück, ein Gebrauch, der sich bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein erhielt. Zu den Einnahmequellen der Kantorei gehörte seit 1616 eine „Biersteuer" in der Höhe von neun Gulden elf Groschen. 1624 erhöhte man sie auf vierzehn Gulden sechs Groschen, 1625 bis 1648 betrug sie noch elf Gulden neun Groschen. Seit 1646 lesen wir nichts wieder von dieser Steuer. An ihre Stelle traten 1654 „6 alte Schock, so von Ihrer Curfürstl. Durchlaucht zu Sachsen der Cantorey auf geschehenes Suppliciren jährlich verwilligt worden," die als Trankſteueräquivalent bis ins neunzehnte Jahrhundert weitergezahlt wurden. — Auch die von der Ratskämmerei alljährlich gespendete „Verehrung" bezog die Kantorei bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein weiter; sie „blieb wegen der Schwierigkeit der Zeiten" nur in den Jahren 1681 bis 1696 „außen."

Um den Sangeseifer der Kantoristen von Zeit zu Zeit neu zu beleben, sorgte schon Buchner dafür, daß alljährlich verschiedne Ausrichtungen — collationes — gehalten wurden. Eine solche collatio bestand ursprünglich in einem bescheidnen Mahle. Auch den bei der Kirchenmusik mitwirkenden Diskantisten (Kurrendeschülern) ließ man etwas von den collationes zugute kommen. Das Bier, das zu den collationes aufgelegt wurde, war oft ein Geschenk begüterter Bürger der Stadt. Allmählich gab man den an hohen Festtagen stattfindenden collationes ein besonders festliches Gepräge. Nicht selten wurden sie auf zwei Tage und darüber ausgedehnt. Die Folge davon war, daß man die Anzahl der jährlichen Ausrichtungen verringerte. Seit 1570 verschwindet die Bezeichnung collatio auf einige Jahre in den Akten; an ihre Stelle tritt der Name convivium musicum. Der Glanz, den man bei den Konvivien entfaltete, steigerte sich von Jahr zu Jahr. Zu den größern Gastereien lud man außer den Frauen der Kantoristen, die schon seit Gründung der Kantorei an den collationes teilgenommen hatten, einen Kreis vornehmer Gäste aus Stadt und Land, die gewöhnlich einen namhaften Beitrag zum Mahle spendeten. Auch der Stadtpfeifer und seine Gesellen waren, wie uns die Akten von 1590 berichten, zugegen. Als wirkliche Mitglieder der Kantorei werden die Stadtpfeifer erst seit Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in den Akten erwähnt.

Das Leben und Treiben, wie es sich bei diesen Kantoreifesten entfaltete, scheint äußerst heiter, ja vielleicht zuweilen etwas zu ausgelassen gewesen zu sein, wenn man den häufig in den Akten wiederkehrenden Bemerkungen über zerbrochne Gläser Glauben schenken darf.

Die Speisen, die man bot, waren bei den Konvivien des sechzehnten Jahrhunderts äußerst frugal. Als Beleg hierfür diene ein kurzer Auszug aus dem Rechnungsbericht des Jahres 1580, der auch deshalb von Interesse sein dürfte, als er einen Einblick in den Wert der Nahrungsmittel im sechzehnten Jahrhundert gewährt.

Ausgabe auf das convivium vom 15. 16. 17. Mai 1580:

14 gr.		vor 28 Pfd. Kalbfleisch	3 gr.	1 ₰	vor 1¼ Pfd. Speck
5 gr.		vor Kalbfleisch und vor eine Leber	2 gr.		vor Eyer
			1 gr.	10 ₰	vor gestoßen Ingber
2½ gr.		vor einen Kalbeskopff		10 ₰	vor gestoßen Pfeffer
5 gr.		vor 3 alte Hunner		15 ₰	vor gantzen Ingber
10 gr.		vor Saltz		15 ₰	vor gantzen Pfeffer
23 gr.	4 ₰	vor Brot und Semmeln	6½ gr.		vor 1 Loth Saffrann
3 gr.		vor 3 Pfd. Pflaumen	1 gr.		vor Muscatblumen
7 gr.	4 ₰	vor 4 Pfd. Butter (à 22 ₰)		8 ₰	vor Muscatnus

	6 ₰	vor Streu Zucker		5 gr.	vor 3 Pfd holländische Keeße
1 gr.	9 ₰	vor Rosinen			
$10^1/_2$ gr.		vor Lachß		3 gr.	vor Lichte
6 gr.		vor eine Kandl Schmerlen		4 gr.	vor Holtz
				3 gr.	der Köchin trinkgelt
4 gr.	7 ₰	vor Buckling	6 fl.	18 gr.	vor 2 Viertel Bier zu 3 thalern
1 gr.		vor Sallath			
11 gr.	2 ₰	vor 6 Schock Krebse	1 fl.	9 gr.	vor Bier den dritten tag vertrunckenn
1 gr.	9 ₰	vor Wein Essig			
	6 ₰	vor Bier Essig		2 gr.	Valten Pusch, solch Bier auffzutragen
	6 ₰	vor Sauerkrautt			

14 fl. 14 gr. 8 ₰

Die Schmäuse fanden auf dem Rathause statt, das der Rat auf Buchners Ansuchen bereitwillig zur Verfügung stellte. Nur die kleinern Kollationen, die mehr den Charakter eines einfachen Trinkgelages trugen, wurden in der Schule abgehalten. Erst im siebzehnten Jahrhundert scheinen diese Konvivien in das Wirtshaus verlegt worden zu sein; so berichten die Akten von 1681/82 von einem dreitägigen Mahl, zu dem man sich „im weißen Schwan" vereinigte. Am Abend vor dem Konvivium fanden sich die Vorsteher zu dem sogenannten „Kostebier" zusammen, d. h. zur Prüfung des während der Festtage auszuschenkenden Bieres. Das durch das Mahl seit Beginn des siebzehnten Jahrhunderts meist verursachte Kassendefizit hatte der jeweilige erste Vorsteher der Gesellschaft aus eignen Mitteln zu begleichen. Das Konvivium begann zur Mittagszeit und erreichte seinen Schluß um zehn Uhr Abends. Um es während der Speisung, die natürlich durch öftere Pausen unterbrochen wurde, nicht ganz an geistigen Genüssen fehlen zu lassen, führte hierbei der Kantor mit seinen Adjuvanten und Choralisten eine „geistliche Musik" auf. Dem weltlichen Liede scheint man in der Oschatzer Kantorei erst seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts bei diesen Schmäusen Einlaß gewährt zu haben.*) Hatte man sich an den Freuden der Tafel zur Genüge ergötzt, so veranstaltete man zum Schluß des Konviviums noch einen lustigen Tanz. Spiel und Tabakrauchen während der Kantoreifeste war verboten; das Rauchen fand erst seit 1724 Eingang.

Die Anzahl der jährlichen Konvivien unterlag dem Wechsel. 1545 werden fünf collationes in den Akten genannt, 1546 sogar sechs. Sie fanden gewöhnlich vor den hohen Festen des christlichen Kirchenjahres statt, im Anschluß an die den Festen voraufgehenden Tentamina (Proben), aber auch an Sonntagen wie Palmarum, Advent, St. Johannis, St. Ägidius u. a. Die Akten des Jahres 1578 erwähnen nur ein Konvivium, das jedoch drei Tage währte. Einige Jahre später steigerte sich die Zahl der jährlichen Konvivien wieder einmal vorübergehend. So werden 1585 drei collationes genannt, die erste am 13. und 14. Januar, die zweite Mittwoch nach Kantate (nur eintägig), die dritte vom 27. Juni bis zum 1. Juli. In den Rechnungen der Jahre 1595 und 1596 lesen wir nur von je einer dreitägigen Kollation, im Jahre 1597 jedoch von zwei dreitägigen Kollationen. Erst seit Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts scheint man sich mit einem größern Konvivium im Jahre begnügt zu haben.

Die Geräte, deren man sich bei den Konvivien bediente, wie z. B. zinnerne Teller und Leuchter, waren Eigentum der Gesellschaft. Sie wurden gegen Vergütung auch den Bürgern der Stadt, die nicht Mitglieder der Kantorei

*) Die noch vorhandnen, bei den Kantoreikonvivien gesungnen weltlichen Tischlieder reichen zurück bis zum Jahre 1818.

waren, bei festlichen Gelegenheiten überlassen. Zu dem Inventar der Kantorei gehörte ferner ein „groß gemahlet Glaß, so frembden Leuten oder den Newen Membris der Societät voll Bieres zum Willkommen pfleget präsentirt zu werden."

Die Wirren des Dreißigjährigen Krieges haben das Sangesleben, wie es in der Oschatzer Kantorei herrschte, wenig beeinträchtigt. Nur vorübergehend in der Zeit von Michaelis bis Weihnachten des Jahres 1638 sah sich die Kantorei außer stande, ihren gesanglichen Verpflichtungen beim Gottesdienste nachzukommen, weil in dieser Zeit „wegen Infection bißweilen kaum einer oder zwene, auch wohl kein Adiuvant ufn Chore gewesen." Die üblichen convivia blieben jedoch auch in diesem Jahre trotz der gefahrdrohenden „Infektion" nicht aus. Von den Bedrängnissen und Entbehrungen, wie sie der langwierige, grauenvolle Krieg über die deutschen Lande verhängte, verspürte die Kantorei, nach den Rechnungsberichten der Kriegsjahre, vermutlich nur wenig. Zur Begründung meiner Behauptung sei es mir vergönnt, die Ausgaben des Jahres 1637/38 anzuführen. Sie lauten:

6 gr.	am Tentamine Pfingsten 1637
6 gr.	am Tentamine Weinachten 1637
12 gr.	am Tentamine Ostern 1638
8 gr.	bey der Vorsteher Rechnung verzecht
15 fl. 9 gr.	vor ein Vaß Zerbitzer bier
1 fl. 3 gr.	fuhrlohn dauon zu holen
3 gr.	dem Calcanten Bottlohn
8 gr.	dauon aus- und einzuschrotten
7 fl. 10 gr.	vor ein Viertel bier bey Martin Hoffmann
4 gr.	dauon aus vnd einzuschrotten
7 fl. 5 gr.	vor ein schwein
2 fl. 17 gr.	vor ein Kalb mit aller Zugehorig
2 fl. 15 gr. 9 ₰	vor ein Kalb mit aller Zugehorig
12 gr.	Bottlohn dauon zu holen
1 fl. 15 gr.	vor ein lamb bei Andre Bertholt
20 gr. 6 ₰	vor 10 bahr Junge Tauben
1 fl. 19 gr.	vor 3 Häne Vnd 2 alte Hüner
16 gr. 7 ₰	vor Rindfleisch
17 gr.	vor etzliche Barmen
12 gr.	vor Grundtlinge und Schmerlen
4 gr.	Schlechterlohn von ein schwein
8 gr.	vor eine Kanne Honigk
5 gr.	vor Reibekäße auf die Küchen
1 fl. 16 gr.	vor butter in die buchßen in die Küche vnd auf die Kuchen
20 gr.	vor ein Schock eine Mandel Eyer
7 gr. 6 ₰	vor $1^1/_2$ Metze salz
9 gr.	vor 3 Pfd. Kirschmus
16 gr. 9 ₰	vor $4^1/_4$ Pfd. hollendischen Käßen
8 gr.	vor Wein zu Duncken vnd an die Hüner
8 gr.	vor Fische
10 gr.	vor Fische
15 gr.	vor 5 schock Krebße
8 gr.	vor biereßig
5 gr.	vor Buthanicken
1 gr. 6 ₰	vor Milch
5 gr.	vor 2 Pfd gebackene Apffel
8 ₰	vor Semmeln
3 ₰	vor Peterfilien
1 gr.	vor dicken Pfefferkuchen
10 gr. 6 ₰	vor 3 Pfd. liecht
13 gr.	vor Butter
3 gr. 6 ₰	vor biereßig
10 gr.	vor 2 Pfd. Speck
3 gr.	vor Salladt
1 fl. 16 gr.	vor holtz und Kohlen
2 fl. — 6 ₰	vor Würtze und Capern
5 gr.	vor Baum Ohll vnd Wein Eßig
3 gr.	vor Saffran vnd Ingwer
4 gr. 9 ₰	vor Salladt

	4 gr.	vor Sauerkrautt	3 fl.	13 gr. 3 ₰	am Donnerstage vor bier so hernachgeholet worden
	3 gr.	vor liecht			
9 fl.	8 gr.	vor Brott, Semmeln vnd dünne Kuchen		4 gr.	dem Calcanten von bier einzuschencken vnd auffzutragen
	3 gr. 6 ₰	vor Brot so hernach geholet worden		5 gr.	den Brattenwendern vnd von Brattspißen
	3 gr.	von ein Viertel Bier aus vnd einzuschrotten		18 gr.	der Köchin
2 fl.	18 gr.	vor Bier so den letzten Tag als die Viertel ausgeweßen bey Kannen hernachgeholet worden		5 gr.	der Schüsselwäscherin
				9 gr. 9 ₰	vor zerbrochen und geliehene Gläßer
			79 fl.	6 gr. 3 ₰	

Nur einmal noch berichten die Akten des siebzehnten Jahrhunderts von einer rasch vorübergehenden Störung des gesanglichen Lebens in der Oschatzer Kantorei. In dem Rechnungsbericht des Jahres 1681/82 lesen wir die Bemerkung: „Die Pestilenz wütet in Oschatz und hat auch in der Kantorei große Mutation angerichtet.“ Allzugroß scheint freilich in Wirklichkeit diese „Mutation“ nicht gewesen zu sein; fanden sich doch auch in diesem Jahre trotz der verheerenden Seuche vierundzwanzig Personen in dem „weißen Schwan“ zu einem dreitägigen Konvivium zusammen.

Wir sind wohl zu der Annahme berechtigt, daß man zu Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts, dem Zeitalter des Pietismus, wie in andern sächsischen Städten so auch in Oschatz der Pflege der Kirchenmusik nicht mehr den Eifer und das Interesse entgegenbrachte, wie im sechzehnten Jahrhundert. Der ursprünglich rein musikalische Zweck der Gesellschaft tritt mehr und mehr zurück hinter dem geselligen. Die Üppigkeit, mit der man schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die Kantoreikonvivien auszustatten begann, steigerte sich von Jahr zu Jahr, sodaß man es schließlich für geboten erachtete, statutarische Abhilfe zu schaffen. Dies geschah durch Paragraph 8 der Statuten aus dem Jahre 1723, der lautet: „Sollen nicht mehr denn vier Gerichte mit den Gebratens aufgesetzet werden, und soll das Essen des Monntags um 12 Uhr wie auch des folgenden Tages auf den Tischen stehn, und keinem zuvor ein Frühstück gegeben werden.“ — Die ausgelaßne Lustigkeit, die ursprünglich diesen Konvivien eigen war, scheint zu Ausgang des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts häufig die Grenzen des Erlaubten überschritten zu haben. Für die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme bürgt Paragraph 7 der erwähnten Statuten, worin es heißt: „In solchem Convivio soll Zucht und Erbarkeit gehalten, und allerley fluchen und Gotteslästerung verboten seyn. Da einer auch den andern injuriren oder schmähen. Item so jemand ohne Ursache mit einen Andern Unlust, Hader, Zank und Uneinigkeit anrichten würde, diese sollen durch Erkändtniß des Herrn Superintendenten, der H. Vorsteher und der gantzen löbl. Gesellschafft, da sie überwiesen, in ernste Straffe genommen werden.“ — Die Konvivien hielten sich, ungeachtet der oben erwähnten Bestimmung (Paragraph 8 der Statuten), durch die man der bei den Konvivien mehr und mehr überhandnehmenden Üppigkeit zu steuern suchte, in ihrem Glanze und ihrer Ausdehnung auch während des achtzehnten und während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Einen mehrjährigen Ausfall bewirkten die Kriegswirren zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Der an die ursprüngliche Bedeutung des Kantoreifestes erinnernde Gebrauch, während der Mittagstafel eine geistliche Figuralmusik aufzuführen, hielt sich bis

zum Jahre 1817. Da man jedoch — wie es in einer im Gesellschaftsalbum enthaltnen Kantoreibeschreibung heißt — vielfach die Erfahrung machte, „daß die Tischgesellschaft die Vorträge der Aufwärter höher als die des Kantors schätze, und die Braten den Kantaten, das Schlingen dem Singen vorzog," entschloß man sich im Jahre 1818 dazu, „die geistliche Figuralmusik für die Folge auf sich beruhen zu lassen."

Suchen wir zum Schlusse unsrer Ausführungen den numerischen Bestand der Kantorei während der verschiednen Zeiten kurz festzustellen, so bietet sich uns etwa folgendes Bild: Seit Anfang ihres Bestehens vereinigte die Kantorei eine Reihe von Männern, die sich aus den besten Kreisen der Bürgerschaft rekrutierten. Geistliche, Lehrer, Organist, Kirchner, Stadtpfeifer, Ratsherren, Stadtschreiber und Apotheker sind fortwährend unter der Mitgliederzahl vertreten. In den Akten des Jahres 1747 wird sogar ein Premierleutnant als Mitglied angeführt. Der Rechnungsbericht von 1545 erwähnt einen Mitgliederbestand von 14 Personen. Zu Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts erhöhte sich dieser Bestand um mehr als das Doppelte. Die Akten des Jahres 1617 berichten von 37 Mitgliedern, einem Bestand, auf dem sich die Kantorei längere Zeit erhielt. Selbst während des Dreißigjährigen Krieges hatte die Kantorei alljährlich verschiedne Neuaufnahmen — zusammen 60 — zu verzeichnen. In dem Rechnungsberichte von 1640 werden 29 Mitglieder erwähnt, darunter 9 Nichtsänger, 1696 24 Mitglieder einschließlich der 8 Nichtsänger, 1698 22 Mitglieder einschließlich der 8 Nichtsänger, 1699 20 Mitglieder einschließlich von 8 Nichtsängern, 1719 23 Mitglieder einschließlich 5 Nichtsänger, 1724 28 Mitglieder, darunter 9 Nichtsänger, 1735 26 Mitglieder, 1756 27 Mitglieder, darunter 11 Nichtsänger, 1761 23 Mitglieder, darunter 9 Nichtsänger, 1762 23 Mitglieder, darunter 11 Nichtsänger, 1763 22 Mitglieder, darunter 11 Nichtsänger. Die fortwährende Zunahme an passiven Mitgliedern nötigte die Kantorei 1765 zu dem Beschluß, während der folgenden sechs Jahre nur wirklich musikalisch tüchtigen Männern Aufnahme zu gewähren. Der Beschluß scheint jedoch nicht lange in Kraft geblieben zu sein. 1793 hat die Kantorei einen Mitgliederbestand von 36 Personen erreicht, in dem die Zahl der Nichtsänger die der Sänger bedenklich überwiegt. 1814 wird zwar die immerhin hohe Mitgliederzahl von 29 Personen erwähnt, doch befanden sich hierunter nur 7 eigentliche Adjuvanten („Rektor, Konrektor, Kantor, Collega IV., Collega V., Stadtmusikus Zöllner und Nadler Richter"). 1827 werden nur noch die Lehrer der Stadtschule als Adjuvanten angeführt.

Die mitgeteilten Zahlen bestätigen die von uns oben aufgestellte Behauptung, daß von der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts an die musikalische Bedeutung der Oschatzer Kantorei allmählich erlischt. Seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts bietet die Kantorei nur das Bild eines Geselligkeitsvereins, der die Honoratioren und wohlhabenden Bürger der Stadt alljährlich zu einem glänzenden Mahle vereinigte. Die der Kantorei aus Kämmerei und Kirchenkasse gespendeten Benefizien hörten 1850 auf. Ein 1854 angestellter Versuch, die Gesellschaft neu zu organisieren, scheiterte. Sie ging nunmehr rasch ihrer Auflösung entgegen, die sich in der Zeit bis 1857 endgiltig vollzog. In diesem Jahre entsteht der erste Entwurf zur Gründung eines ständigen, besoldeten Kirchenchors, wie er heute an Stelle der ehemals berühmten Kantorei die kirchlichen Musiken im Gottesdienst ausführt.

Im Lazarett

3. Erzählung des Mobilgardiſten

ines Abends ſpät führte ein Lazarettdiener einen kleinen Franzoſen in den Krankenſaal, er hielt ihn an einem Zipfel des Ärmels, wie um anzudeuten, daß der Mann ein Gefangner ſei. Er war in der Tat mit einem Gefangnentransport von Le Mans gekommen. Als ihm ein Zeichen gegeben wurde, daß er ſich auf das letzte Bett neben der Tür niederlegen ſolle, das gewöhnlich wegen der Zugluft wegen unbeſetzt blieb, wankte er dahin, offenbar ſchwer fußkrank; er mochte vom Froſt gelitten haben, und ſeine Füße waren durch Umwicklung mit Schaffell in unförmliche Klumpen verwandelt. Kaum nach einer Minute ſteckte er unter der Decke; heftiges Schütteln, wie es den vom Froſt erſtarrten und übermüdeten befällt, wenn er in Wärme und Ruhe kommt, warf den Armen auf und nieder. Als man ihm warmes Getränk anbot, machte er ein Zeichen, daß er ruhen, nur ruhen wollte, und ſchien mit der Zeit einzuſchlafen. Am andern Morgen war er mit unter den Erſten munter, bat um Leinwand und wuſch und wickelte ſeine Füße, die eine einzige Wunde waren. Obgleich ihm das Gehn ſchwer fiel, ſuchte er ſich nützlich zu machen, trug Holz zum Ofen, beobachtete umſichtig das Kochen des Waſſers und legte ſich erſt zu Bett, als ihn der Lazarettdiener wieder am Ärmel dahin führte. Der Lazarettdiener, der nie Pulver gerochen hatte, war ſehr befliſſen, dem Franzoſen zu zeigen, daß er Gefangner ſei.

Der Arzt konſtatierte, daß der Arme außer erfrornen Zehen, die vielleicht noch zu retten ſeien, an einer merkwürdigen Art von Ausſatz leide, der von den Knöcheln am Schienbein hinauffraß; das Übel war nicht ganz ſelten, ſollte angeblich nervöſer Natur ſein und wurde von einigen, die davon gehört hatten, als ein Rück- und Ausſchlag ausgeſtandner Angſt bezeichnet. Dem neuen Patienten wurde die zerlumpte und ſchmutzige Miſchung von Moblotuniform und Zivilkleidern, in der er angekommen war, weggenommen und durch einem blaugeſtreiften baumwollnen Lazarettanzug erſetzt, in den er mit Behagen hineinſchlüpfte. Dieſe Leute, die bei Vendôme und Le Mans gekämpft hatten, waren oft wochenlang nicht aus den Kleidern und Schuhen gekommen; die Schuhe legten ſie tatſächlich manchmal nicht ab, bis ſie ihnen in Fetzen von den Füßen fielen. Das geſchah aber leider recht oft, denn das im Lager von Conlie gebildete ſechzehnte Korps war ja noch mehr als andre das Opfer betrügeriſcher Lieferanten geworden, die es mit niedern Schuhen mit Pappdeckelſohlen und mit dünnen Mänteln aus ſogenanntem Shoddytuch ausſtatteten, das, wie ſich einer der Moblots ausdrückte, Löcher bekam, wenn die Sonne darauf ſchien, und ſich wie ein Schwamm mit Waſſer füllte, wenn es regnete. Abgeſehen davon, haben ſich die angeblich ſo praktiſchen Franzoſen klar gemacht, daß das ſyſtematiſche Biwakieren, das abhärtend wirken ſollte, der Reinlichkeit des Körpers, der Kleider und der Waffen höchſt unzuträglich iſt? Wer die Gefangnen von Le Mans oder von Pontarlier geſehen hat, weiß, daß der Schmutz, an den ſie ſich gewöhnt hatten, eine der Urſachen ihrer Niederlagen geworden war, denn er überzog alles, ſogar das Gewehr, begünſtigte alle möglichen Krankheiten und drückte ihre Selbſtachtung auf den Nullpunkt herab.

Unſer kleiner Franzoſe, der ſich nach dem Verluſt einer Zehe, die faſt von ſelbſt vom Fuße fiel, raſch erholte, durfte nun umhergehn. Da ſah man ſo recht, wie glücklich

er war, dem Kriege entronnen zu sein. Man brauchte nicht eben Physiognomiker dazu zu sein, ihm am Gesicht abzulesen, daß er keine Faser von Soldatennatur in sich hatte. Ein Kopf so rund wie eine Kegelkugel, glatt geschoren, ein Gesicht, das dazu bestimmt zu sein schien, unter günstigen Verhältnissen ebenso rund zu werden, rundliche Lippen, weit offne Augen mit herabsinkenden obern Augenlidern — kurz ein Kopf, den die Natur in einer heitern Laune aus lauter Kugel- und Kreisabschnitten zusammengesetzt zu haben schien. Und nichts im übrigen Bau des Körpers widersprach der Auffassung, daß der ganze Mensch, unter der Herrschaft eines Kugel- und Kreisstils ins Leben gerufen, bestimmt sei, auf der ebnen Bahn des von Urahnen ererbten Berufs durchs Dasein zu wallen. Und dieser leichten Bewegung lagen keine Hemmnisse auf seiten des Charakters im Wege; er hatte sich eine ungemein freundliche Manier in Fragen und Antworten, Bescheidenheit und Zuvorkommenheit im Tun jeder Art angeeignet, die seiner natürlichen Gutmütigkeit wohl zu Gesicht stand. Unsre Leute hielten ihn deswegen zuerst für dumm, aber seine Anstelligkeit belehrte sie bald eines Bessern. Des Morgens und des Abends las er in einem zerlesenen Gebetbüchlein kurze Gebete, und die barmherzige Schwester empfahl ihn uns als „guten, frommen Jungen."

Seine Soldateniaufbahn erzählte er mir in den Stunden, die wir zusammen vor dem Ofen des Krankensaals saßen, etwa folgendermaßen: Ihr seid Soldaten, und in eurer Mitte bin auch ich Soldat, weil ihr mich als solchen gelten laßt. In Wirklichkeit bin ich nichts weniger als das, war auch nicht Soldat, als man mich in Reih und Glied stellte. Ich wurde es eigentlich erst in dem Augenblick, wo wir uns in La Tuilerie verteidigt und verschossen hatten und später dann von euern Leuten gefangen genommen wurden. Da fühlte ich etwas von Liebe zur Waffe in mir, just da, wo sie mir genommen wurde. Im Grunde bin ich nur ein simpler Landmann und wäre es auch geblieben, wenn man mich nicht gezwungen hätte, in den Krieg zu ziehn. Ich bin wahrhaftig nicht von selbst gegangen. Eines Tages holte mich der Maire, der nicht mein Freund ist, aus meinem Schafstall — ich bin nämlich mit Leidenschaft Züchter — und sagte zu mir: Bring deine Sachen in Ordnung, in drei Tagen mußt du dich in Rennes stellen, du kommst zur Mobilgarde. — Ich war wie vom Donner gerührt. Ich soll Mobilgardist werden? Maire, du scherzest, das ist ja unmöglich, es ist lächerlich. — Nicht im geringsten. Du weißt doch, daß alle gerufen werden, die die Flinte tragen können? — Ja, ich habe so etwas gehört. Aber ein Soldat muß Mut haben, Maire, und ich habe nicht eine Spur davon. Ich sage das dir und werde es jedem sagen, der es hören will: beim ersten Schuß werfe ich mein Gewehr weg und laufe, was ich kann. Ich bin aus einer ganz unmilitärischen Familie, mein Vater und mein Großvater waren Hammelzüchter, wie ich es bin; macht das nicht zum Kriegsdienst untauglich? — Mein lieber Mathieu, reden hilft hier nichts. Wir wissen genau, daß du weder dein Gewehr wegwerfen noch weglaufen wirst. — Ich schweige von den drei Tagen vor dem Abmarsch. Drei Tage darauf gingen wir nach Rennes, zehn meiner Nachbarn, die dasselbe Los getroffen hatte, nahmen denselben Weg, einige von Weibern, Kindern und Verwandten begleitet; es war eine traurige Karawane; kein einziger ging gern. An der großen Straße angekommen, sagten die Männer: Es taugt nichts, daß wir mit Weib und Kind in Rennes einziehn, senden wir sie zurück, sie müssen lernen ohne uns auszukommen; wer weiß, wer von uns zurückkehrt? — Da wir nun allein waren, hob sich die Stimmung, wir teilten einander aus der Feldflasche mit, und einige begannen zu rauchen, andre zu singen. Einer sagte: Mir ahnt so etwas, als ob wir bald zurückkehrten. Uns fällt es so schwer, nach Rennes zu gehn, und das sind doch nur 25 Kilometer, nun bedenke, die Prussiens sind hundertmal so weit hergekommen und sollten nicht die erste Gelegenheit ergreifen, nach Haus zurückzukehren? — Wir hörten das gern, glaubten es aber nicht. Ich dachte: Franzosen sind nicht Preußen, und Frankreich ist nicht Deutschland; wer in Frankreich ist, bleibt gern darin.

Diesen Abend durften wir uns in Rennes zerstreuen; ich schlief bei einem Wirte, den ich kannte, auf dem Strah. Am andern Morgen empfingen wir alte Gewehre und begannen zu exerzieren, empfingen auch Tornister, die wir mit Ziegelsteinen beschwert der Übung halber trugen, Uniformen erhielten wir leider nicht, die gab man uns erst viel später, als wir schon über Tours hinaus waren. So marschierte ich denn in der blauen Bluse und im Strohhut, wie ich an jenem Abend vom Acker weggegangen war; meine Kleider zerrissen, mein Strahhut war lächerlich im Regen und an den kalten Tagen, die dann folgten. Ich dachte: Das ist der Krieg; im Kriege darf uns so etwas nicht kümmern. In allen andern Augenblicken dachte ich aber nicht an den Krieg, sondern an mein Haus, meine Leute, mein Land, meine Hämmel. Hätte man mir früher eine Uniform angezogen, so würde ich mir vielleicht ein militärisches Gefühl angeeignet haben; so aber wurde ich den Gedanken nicht los, daß das nur eine vorübergehende Sache sei. Deshalb lief ich auch nicht, als Uniformen angekommen waren, wie andre, ungeduldig danach, sondern wartete ruhig, bis man mich aufforderte, endlich Bluse und Strahhut abzuliegen. Das kam daher, daß ich in meinem Innern immer noch nicht glaubte, daß es Ernst sei; ich Tor meinte, solange ich meine Zivilkleider am Leibe hätte, sei ich immer noch nicht ganz dem Kriegsleben überantwortet. Und besonders der Strahhut erinnerte mich so an den Sommer, die Sonne schien durch einen Riß in der Krempe, ich trug ihn, bis man mich zwang, ihn wegzuwerfen; da meinte ich den schönen Sommer, der dem Kriege vorangegangen war, und alle seine Freuden und Hoffnungen damit weggeworfen zu haben. Und richtig war auch gleich darauf der Winter da. Am 12. Oktober fiel der erste Reif, und nach diesem kamen die Nebel und die kalten Regen. Da machten wir unsre Übungsmärsche, den Nebel in den Knochen und das Wasser in den Muskeln, es ging verdammt schlecht. Nebel und Wasser innen und außen sind wir nicht losgeworden bis der Frost kam, und das ganze Anjou und Orléanais unter einem Schnee lagen, so tief wie er hier seit Jahren nicht gesehen worden war. Bei diesen Märschen stellte sich heraus, wie schlecht unsre Schuhe waren, nach wenig Regentagen fielen sie in Stücke. Später haben wir Stiefel nach dem Muster der eurigen bekommen. Viele von uns konnten sich aber durchaus nicht an die Lederstiefel gewöhnen. Denkt euch Leute, die ihr ganzes Leben nur Holzschuhe getragen haben, für solche sind die niedern Schuhe mit Gamaschen. Aber wochenlang marschiert man damit nicht in Wasser und Schlamm! Alle diese griffen zu den Holzschuhen, wenn die andern ihnen buchstäblich von den Füßen gefallen waren.

Die Uniformen, die wir bekamen, gefielen uns auch nicht. Manche sagten: Wenn wir die roten Hosen der Infanterie hätten, wären wir auch ganz andre Kerle, mit diesen grauen sind wir wie die Müllerknechte. Es wurde geantwortet: Ist dir der rote Streifen nicht breit genug? Die Meerschweine (Marinesoldaten), die sich besser halten als die hochmütigen Lignards, sind blau von oben bis unten. Einigen waren die Waffenröcke zu eng, andre schwammen darin. Alle aber klagten darüber, daß beim Marsch mit dem Tornister der Zwischenraum zwischen dem steifen Uniformkragen und dem Hals immer größer wurde; der Regen trapste, der Schnee fiel hinein, floß schmelzend über den Rücken und kühlte den Schweiß ab. In den grobfädigen Stoff zog das Wasser wie in einen Schwamm hinein und sickerte an den Ärmeln herab und im Saum zusammen, aus denen sich dann kleine andauernde Quellen über Hände und Schenkel ergossen. Ihr glaubt nicht, wie an solchen äußern Übeln eine Armee leidet, die das große Unglück hat, nichts zu leisten. Das schlimmste war aber doch, daß gerade als wir besser bekleidet und bewaffnet waren als je und um Schuhwerk und warme Mäntel die Deutschen fast nicht mehr zu beneiden brauchten, es uns militärisch am schlechtesten ging; und nun halfen Bekleidung und Bewaffnung wenig, die Unzufriedenheit zu heben, die Tausende veranlaßte, sich ohne Gegenwehr gefangen nehmen zu lassen.

Von Gewehren empfingen wir zuerst die großen Tabatièreflinten. Da man uns aber gleich mitteilte, sie ließen manchmal den Schuß durch die weite Rück-

öffnung heraus, liebten wir sie nicht. Später erhielten wir Remingtons, die aber nicht mehr losgingen, als wir sie vierzehn Tage im Regen umhergetragen hatten. Wir waren immerhin besser daran als die armen Mobilen von der Ille-et-Villaine, die Zündhütchengewehre hatten, mit denen sie gar nichts anzufangen wußten. Ist es zu verwundern, wenn ein armer Kerl eine solche Flinte wegwirft, wenn sie ihm auf dem Rückzug zu schwer wird? Man läuft schlecht mit dem Gewehr auf der Schulter, am besten wenn man die Hände frei hat. Bajonette empfingen viele, als sie schon im Feuer gestanden hatten. Man predigte uns den Elan beim Bajonettangriff als die große Tugend der französischen Soldaten, und wie oft übten wir diesen Angriff, aber ohne Bajonette! Ich dachte auf den Märschen nach, ob man nicht in einer Zeit, wo soviel erfunden wurde, eine Erfindung machen könne, ein gehöriges Brotmesser auf die Flinte zu stecken.

Trotz der traurigen Figur, die wir machten, wurden wir in den Städten, durch die wir marschierten, immer von zahlreichen Zuschauern mit den Rufen: Vive la république! und Vive la guerre! empfangen. Die Damen winkten uns aus den Fenstern. Ach, hätte ich doch einige von ihren feinen Tüchern gehabt, um sie um meine wunden Füße zu binden, die in ihren groben Fußlappen gerade dann oft furchtbar schmerzten, wenn wir über das schlechte Pflaster marschierten. Der Hauptmann rief uns zu, recht stolz aufzutreten, um den Bürgern zu zeigen, was für Feldsoldaten wir seien. Jedoch wie soll man auftreten, wenn die Sohlen bluten? Ich war nicht der einzige in der Sektion, der tagelang nur noch auf den äußern Rändern der Füße gehn konnte. Das macht allerdings keinen kriegerischen Eindruck. Wir wunderten uns im Anfang, als wir es noch nicht gewohnt waren, wie unser Erscheinen soviel Begeisterung erregen konnte. Später sahen wir ein, daß ihr Rufen und ihr Winken nicht uns armen Leuten galt, sondern der Fahne, die man uns vorantrug. Ich dachte mir: Sie rufen so laut, um ihre Freude zu verbergen, daß sie nicht mit uns ins Feld müssen!

Abends im Quartier hörten wir ganz andre Stimmen, als die uns beim Einzug aus den Fenstern gerufen hatten; zum Beispiel sagte eine Frau: Ihr armen Leute seid gar keine Soldaten, und eure Befehlshaber sind gar keine Offiziere, sondern Advokaten und Politiker. Wie feig müssen die Franzosen sein, sich so in den Krieg führen zu lassen! Das war nicht tröstlich, und man mußte ihr Recht geben.

Der Krieg rüttelt auch die Neugier und den Vorwitz auf, daß die Menschen ihre eignen Angelegenheiten vergessen und sich mit denen leidenschaftlich beschäftigen, die sie nichts angehn. Statt froh zu sein, daß sie zuhause bleiben konnten, liefen und fuhren sie uns nach und gafften unsre Übungen an. Das war uns sehr unbequem, denn wir wußten wohl, daß wir nichts konnten.

Das Fett der Begeisterung und auch der ersten Neugier war denn auch bald abgeschöpft, wir erregten kein Interesse mehr, und da wir schwach waren, und unsre Vorgesetzten sich reserviert hielten, behandelten uns die Leute schlechter. Was wollt ihr? Der Schwache ist nicht beliebt. Das Mehr, was die Deutschen ihnen abgenommen hatten, zogen sie an dem ab, was sie uns hätten geben müssen. Besonders die Städte behandelten die Kinder Frankreichs schlechter als den Feind. Wir standen hungernd und frierend auf den Plätzen, während sich unsre Offiziere mit den Bürgern herumstritten, und man hörte Stimmen: Wahrlich ein Bauernkrieg gegen diese aufgeblasenen Bourgeois wäre schöner, als gegen die Deutschen zu Felde zu ziehn! Aber auch unsre Bauern hoben Brot und Hafer für ihre Feinde auf. Sie jammerten, wenn wir etwas wollten: Was tun wir, wenn nach euch die Deutschen kommen? Landsleute, laßt uns soviel, daß sie uns nicht schlagen. Die armen Leute bekamen nun Schläge von ihren Landsleuten. Schlagt nicht so zu, rief einmal unser Hauptmann, als einige hungrige Mobile einen Bauern prügelten, es ist kein Preuße, bewahrt eure Schläge für den Feind. Einer antwortete ihm: Wenn diese ihr Brot für den Feind aufbewahren, dann wird der Feind uns mit doppelter Kraft schlagen!

Das ist ein entschiedner Mangel, daß man uns Franzosen gelehrt hat, wenig

zu eſſen; wir nehmen viel weniger Nahrung zu uns als die Deutſchen, wir ſind eben deshalb weniger widerſtandsfähig, wir hetzen weniger ein und leiden ſchon darum mehr von der Kälte. Die Freude der Deutſchen an ihren brodelnden Töpfen voll Reis oder Kartoffeln mit einem Stück magern Hammel- oder Kuhfleiſches darin hat dazu beigetragen, daß ſie andre Bequemlichkeiten nicht vermißten. Die einen tranken den ganzen Tag Wein, andre, die keinen Wein hatten, ſehr viel dünnen Kaffee: ſtark oder ſchwach, warm oder kalt; dieſe Genüſſe ſteigerten ihr Behagen.

Der Winter blieb kalt, das Land lag tief im Schnee, und wir machten unſre Märſche oft wochenlang Tag für Tag. Wie müde, wie müde wird der Menſch, der tagtäglich in demſelben Schnee ſeine ſchmutzige Spur dahinzieht! Müde ſchon vom Hineinſehen in dieſe blendende, einförmige Landſchaft, müde vom mühſeligen Gehen, mehr Gleiten als Marſchieren, müde von dem immer ſich wiederholenden Auseinanderreißen der Kolonnen, dem Zurückbleiben, dem Schelten der Unteroffiziere, die vergeblich antreiben. Man ſchließt die Augen, man fühlt nur nach die Richtung an den Nebenmännern, aber wenn der Vordermann, dem man auf die Ferſe tritt, zurückſchreit. Wahrlich, es war eine Wohltat, wenn man ſich, wo es bergauf ging, dann und wann in ein Kanonenrad legte und fortſchieben half; der Körper gewann eine Stütze, und es gab Abwechſlung. Es war, als ob wir mit jedem Marſchtage ſchwerer würden. Das kam davon, daß wir, uns ſelbſt überlaſſen, immer mehr zuſammenſanken, daß keine feſte Hand uns hob und fortzog. Die Kompagnien, die noch einen tüchtigen Sergeanten hatten, hielten beſſer zuſammen. Bourbaki ſoll geſagt haben: Ich habe hunderttauſend Mann und keinen Soldaten; Chanzy konnte nahezu dasſelbe ſagen. Es wurden uns Tagesbefehle verleſen, worin er uns euch deutſche Soldaten zum Vorbild hinſtellte. Die Strapazen, die ihr ertrüget, müßten Franzoſen auch zu ertragen wiſſen. Wir ſagten unter uns: Ihre dicken Stiefel, ihre langen Mäntel, ihre warmen Uniformen, ſogar die Wollkapuzen, die viele von ihnen tragen, die erklären viel.

Im Lager bei Le Mans bildete damals ein alter Seemann, der Admiral Jaurès, das 21. Korps. Zu dieſem ſtießen wir. Ich weiß nicht, war es das Beiſpiel von Truppen, die ſchon beſſer geübt waren, war es der Eifer, der ſich von oben herab in unſre Führer ergoß, oder vielleicht nur der trockne Boden dieſer Gegend, den dichtes Heidekraut bedeckte, wir lebten auf, die Mürriſchen wurden heitrer, die Widerſpenſtigen folgſamer, und da auch die Erinnerung an die Heimat allmählich verblaßte, wurde in manchem mit der Zeit ein guter Wille herangezogen, zu gehorchen und zur Not in den Kampf zu gehn. Unſer Kommandant erhielt ein Regiment, und die Führung unſers Bataillons übernahm nun ein Hauptmann, der früher Profeſſor an einer Kriegsſchule geweſen war. Vielleicht nannte man ihn deshalb den Philoſophen, vielleicht auch, weil er weniger als nichts von militäriſchen Äußerlichkeiten hielt. Darin war er das Gegenteil von ſeinem Vorgänger, der ſtreng auf Ordnung im kleinſten gehalten hatte. Vielleicht wollte er ſich bei uns beliebt machen. Er ſprach oft vor der Front von dem Fluch der Eitelkeit, dem der Soldat verfalle, der in einer Zeit, wo alles auf den Kern ankomme, ſeine Pflicht zu tun glaube, wenn nur alles blank ſei. Das paßte nun für uns gar nicht, denn wir litten eigentlich alle an dem Fehler, daß es bei uns zu wenig glänzte. Ich will Soldaten befehligen, die den Feind ſchlagen, ob ſie Hoſen anhaben, iſt dann gleich. So machten wir denn Felddienſtübungen von früh bis ſpät und ſtürmten raſch aufgeworfne Schanzen, in denen wir, wenn wir ſiegreich oben ankamen, bis über die Knie in den Schlamm ſanken.

Was uns anbetrifft, ſo hatte der neue Kommandant die idealſten Vorſtellungen von den Soldatenpflichten und äußerte in Reden vor dem Bataillon ſeine Freude darüber, daß er berufen ſei, gerade uns zu Helden zu erziehn, die ſonſt in der Dumpfheit des bürgerlichen Daſeins hingelebt hätten, ohne zu wiſſen, daß in jedem Franzoſen ein Held ſtecke. Für ſich ſelbſt ſtellte er dagegen feſt, daß der Offizier vom Bataillonskommandanten aufwärts, der ſich gleich im Beginn des Angriffs an

die Spitze seiner Truppen stelle, die er zu leiten habe, mit seinem Leben die beste Karte ausspiele, die er bis zuletzt in der Hand behalten sollte. Was ist nun seine Truppe ohne ihn, wenn er fällt? Ihm muß der Mut anerzogen sein, sich nicht auszusetzen. Der Tod auf der Bresche, der für den Soldaten der höchste ist, ist für ihn viel zu billig! — Also, sagten wir, zieht er vor, im Bett zu sterben.

Wenn wir von einer Höhe zurücksahen, sah ein Regiment im Marsch wie eine Kette von Schafherden aus; der Unteroffizier, ein Studierter, sagte: Wie eine Schlange, die sich in ihre Glieder auflöst. Mir war dieser Anblick doppelt unangenehm, denn ich wußte, daß eine Herde Schafe ordentlicher beisammen bleibt. Da sah man, daß jeder Einzelne eine andre Richtung und ein andres Tempo angenommen haben würde, wenn nicht der Trieb zu leben einen an den andern gefesselt hätte. Aber dieser Trieb genügt nicht für die äußersten Fälle, in denen es sich zeigte, daß wir kein Vertrauen zu unsern Führern hatten. Wir merkten bei jedem anstrengenden Marsche, daß die Maschine zu neu war, die Teile stießen einander, wenn man sie in Betrieb setzte, ein Rad rieb sich am andern. Die Soldaten erzählten sich, daß Chanzy weder obere noch untere Offiziere an den Stellen bei den Vorposten angetroffen habe, die er ihnen zugewiesen hätte. Je mehr solche Dinge umliefen, desto lockrer wurde der Zusammenhalt der Herde. Mangel an Vertrauen ist eine Krankheit des Herzens, die lähmt und schwächt. Als unser Major eines Tages mit einer neuen Rosette im Knopfloch, die ihm eben verliehen worden war, vor die Front trat, ging ein lautes Hohnlachen durch die Reihen. Man fragte: Wo hat der Philosoph das verdient? Es war vergeblich, daß man die Gendarmerie vermehrte, um am Schlachttag die Ausreißer durch eine Postenkette hinter der Front aufzuhalten. Chanzy wußte, wie die nahe Stadt die Sehnsucht nach Zimmern, Betten, beleuchteten Straßen, die entfernte Hoffnung auf besseres Essen und Trinken, auf geflickte Kleider und neubesohlte Schuhe erweckte; er soll sogar beabsichtigt haben, im Falle der Schlacht die Brücke abzubrechen, um den Rückzug in die Stadt unmöglich zu machen, der vielen als das willkommenste Ende des Krieges erschien.

Im Januar kam der Feind näher; wir sahen ihn nicht, aber es hieß, er sei nur noch einen Tag entfernt. Doch kamen wir nicht gleich mit ihm in Berührung. Wir hörten in der Ferne die Geschütze donnern, sahen Verwundete, die zurücktransportiert wurden, und ließen todmüde und ausgehungerte Regimenter an uns vorüberziehn, die rückwärts verlegt wurden, weil sie entmutigt waren. So wird es uns auch eines Tags gehn! An einem Morgen nahmen wir eine Stellung hinter den breiten Höhen vor Le Mans ein. Das Wetter war schlecht, die Erde weich. Das Bataillon wurde auseinandergezogen, die Sektionen postierten sich hinter Deckungen. Der Major zeigte uns die Richtung, woher der Feind kommen mußte, und sagte, von unserm Festhalten hinge das Schicksal von Le Mans ab. Was kümmerte uns Le Mans, das wir bisher nicht einmal betreten durften? Niemand begriff, warum wir gerade hier kämpfen sollten. Wir kamen an diesem Tage nicht nahe an den Feind, und doch hieß es: Wir haben die Schlacht gewonnen. Welche Schlacht? Nun, diese. Keiner war, der sich eine Schlacht so gedacht hätte: Marschieren, Stehn, Marschieren, Liegen, einige Granaten, Aufspringen, wieder Marschieren. Wo war der Elan, wo das Vordringen? Geduld, Schweigen war die Tugend, die gefordert wurde. Das Fragen hatte man längst vergessen, denn niemand wußte etwas.

Die schwarzen Schlangen, die dort in die fahle Dämmerung hineinziehn, immer breiter zusammenfließend, das ist der Feind? Das einzige, was wir von ihm gesehen haben! Wir folgen ihm nicht, wir bleiben stehn, wir legen uns in die nassen Furchen, wo gerade keine Pfütze stand. Wenn wir gewußt hätten, daß sein Rückzug nur ein Ausholen zum Stoß mit stärkern Kräften war, würden wir weniger ruhig geschlafen haben. Am dunkeln Frühmorgen wurden wir alarmiert, es war noch kein Schimmer von Dämmerung am Himmel, keiner sah den andern. Unsre Führer waren Stimmen ohne Gesicht und Gestalt, Kommandorufe, denen man in der schwarzen Dunkelheit

nur zögernd, unsicher folgt. Man hört Schüsse auf allen Seiten, ihre Patrouillen scheinen um uns zu wimmeln, wir erwarten im ersten Morgenlicht ein Heer von Helmspitzen auftauchen zu sehen. Halt! ruft mein Nachbar, hält mich am Arm zurück und deutet blaß auf ein stangenartiges gerades Birkenstämmchen, das ihm eine Ulanenlanze vorgetäuscht hatte Der Lärm legt sich, man sagt, es seien feindliche Patrouillen aus Versehen in unsre Linie geraten. Das müssen Waghälse sein, die sich so versehen!

Eine wellige Ebne, wenig Wald, ziemlich viel Dörfer, so war das Land östlich von uns. Es schien uns gefährlich zu sein, denn es konnte Tausende von Feinden in seinen flachen Mulden, hinter den Hecken und niedrigen Mauern der Äcker bergen; Armeen konnten hier verschwinden und wieder auftauchen, und niemand wußte wohin? woher? So waren wir denn in der größten Ungewißheit, ob wir nicht mitten ins Verderben hineinmarschierten, und konnten trotz des anfeuernden Tagesbefehls Chanzys, der uns gestern verlesen worden war, nicht die Überzeugung gewinnen, daß wir siegen würden oder müßten. Junge Offiziere, die ausgesandt waren, den nahen Feind auszukundschaften, kamen herangesprengt, als sei ihnen eine Armee auf den Fersen. Große Massen marschieren gegen uns, riefen sie. Was? O, das konnte ich nicht genau sehen, ich glaube, es sind Feinde! Zum Glück waren es zu der Stunde noch welche von den Unsern. Damals sah im Schnee jeder Truppenkörper schwarzgrau aus. Diese jungen Leute riskierten nicht, den Schuß auf sich zu ziehn, der ihre Zweifel zerstreut hätte. Wir arbeiteten uns in derselben Unsicherheit weiter. Nun halt! Das bedeutete zunächst Niederwerfen, wo eben gerade einer stand. Ich saß neben dem Sergeanten auf dem Rande des Straßengrabens, seine Hand berührte mich, und als ich ihn zufällig ansah, winkte er mir zu, und ich sah die Spitze seines Schnurrbarts auf ein Dorf rechts am äußersten Horizont hinweisen, über dem ganz tief eine lange weiße Wolke lag. Manchmal sah man kleine Wölkchen darüber aufsteigen, sich auflösen und in der langen Bank verschwinden: Dort wird geschossen, es sind Granaten, der Wind trägt den Schall von uns weg; gib acht, wir werden gleich einschwenken und Pulver riechen.

Wir rückten bald weiter vor, glücklicherweise nicht geradeswegs auf das Schlachtfeld, sondern halbrechts. Aha, sagte man, die Taktik der Preußen, wir werden sie überflügeln. Diese Taktik imponierte uns sehr; die, die bei Laigny gewesen waren, behaupteten, es sei ein wahrer Unsinn, den Stier bei den Hörnern fassen zu wollen. Ich hatte auch sagen hören: Wenn man Truppen hat wie das fünfzehnte Korps, das die Befestigungen von Orleans fast ohne Verteidigung verlassen hat, muß man froh sein, wenn man den Feind an seiner schwächsten Stelle umgehn kann.

Wir kamen jetzt auf eine andre Landstraße, an der wir uns neuerdings aufstellten. Nicht lange dauerte es, so sahen wir eine lange Wagenreihe, träge Ochsenwagen heranlammen, auf denen Verwundete lagen, die hinter uns abgeladen wurden, damit sie im Freien verbunden würden. Später sollten sie weitergeschafft werden, doch haben wir sie in der kalten Nacht dieses Tages noch daliegen sehen, und ohne das Hilferufen Einzelner wären unsre Batterien über sie laeggefahren. Der Anblick dieser blutigen Leute, wie sie da auf die Erde gebettet wurden, war nicht ermutigend. Wir marschierten über das Feld, die Erde war feucht, die Füße waren bald zu schweren Klumpen geworden. Nun hörte man schon die Gewehre knattern, die hellern sagte man, sind unsre Remingtons, die bum! bum! sind die, die deutsch sprechen. Zeitweise rollte das Gewehrfeuer minutenlang ununterbrochen fort. Wir durchschreiten einen trocknen Graben und ersteigen dessen jenseitigen Rand, da sehen wir schon auf dem Abhang, der sich langsam gegen das Dorf senkt, Haufen von den Unsern hinter Hecken, in Gräben knieend und liegend schießen, Unteroffiziere und Offiziere stehn hinter ihnen aber huschen gebückt von einer Gruppe zur andern. In diese Reihe rückten wir ein, sie machte auf beiden Seiten Platz, man wies uns an, wie wir uns verteilen sollten und zeigte die Richtung, in der

wir schießen sollten. Und nun ging das Schießen los, von Zielen war keine Rede, wir sahen keinen Feind, schossen eben in den Rauch, der sich immer mehr verdichtete. Es war wie mit den Hunden in einem Dorf, wenn einer bellt, bellen alle, so rollten die Flintenschüsse in unsern Reihen hin und her, wenn einer losbrannte, folgten die andern, und dann begann es wieder am andern Ende und rollte so fort. Eine wahre Wolke von Kugeln muß uns umhüllt haben, wir schossen, bis die Gewehre so heiß waren, daß man sie einen Augenblick auf die Erde legen mußte. Da die Gewehre der Deutschen nicht so weit trugen wie die unsern, hatten wir fast keine Verluste. Unsre ganze Sektion blieb unverwundet. Dann und wann pfiff eine Kugel durch uns hin, wahrscheinlich aus einem französischen Gewehr, das einer erbeutet hatte. Wenn wir vorgerückt wären, hätten wir etwas mehr von deutschen Kugeln zu schmecken bekommen, aber unser Major rief immer nur: Kinder, festbleiben! Einzelne meinten, man müsse nun doch endlich vorwärtskommen, doch damit hatte es niemand eilig.

Während nach Kolonnen vorrückten, besonders Artillerie, die überall am besten zusammenhielt, sickerten schon Flüchtlinge in solchen Massen durch, daß man zweifeln mußte, ob die Hauptbewegung vorwärts oder zurückgehe. Einen Augenblick sah man erstaunt zu, wie sich das zurückwälzte, dann hörte man aus unsern Reihen Rufe: Wir haben keine Patronen mehr! Unser Train ist stecken geblieben, abgefangen! Die Artillerie machte Halt. Platz da, um Kehrt zu machen, rief einer, da drängten wir zur Seite und zurück, und es war kein Halten mehr, wir waren mitten in dem Strom der Zurückflutenden und schwammen mit. Plötzlich rasselte hinter uns und neben uns die Artillerie zurück, und nun sah man Leute alles Gepäck wegwerfen, sogar Geldbörsen, die allerdings seit Tagen keinen Sou gesehen haben mochten. Es war, wie wenn die Gewehre den vor Kälte steifen Händen von selbst entfielen. Jetzt sah ich auch zum erstenmal Leute in unsern Knäueln tot hinstürzen, denn die Granaten der feindlichen Geschütze, deren Donner schrecklich nahe kam, schlugen mitten unter uns ein. Es rührte mich aber nicht, jetzt war alle Furcht verflogen; ich hielt in einer Gruppe stand, die ein beherzter alter Sergeant nach hinter einer langen Reihe von Backsteinen neben der Ziegelei auf dem letzten Höhenrande befehligte. Woher kam mir der Mut, standzuhalten? Ich glaube, es war, was man den Mut der Verzweiflung nennt. Ich hatte so viel gelitten und gedarbt in diesen letzten Wochen, daß ein Groll in mir aufgestiegen war gegen den Feind, gegen meine unfähigen Vorgesetzten, gegen meine feigen Kameraden, gegen den Krieg im allgemeinen, und dieses neue Gefühl drängte nun alles andre zurück und gab mir den Mut, mich gegen die allgemeine Flucht und gegen den vordringenden Feind zu stellen. Es half freilich nichts. Wir mußten uns mit den letzten Bataillonen, Seite an Seite mit päpstlichen Zuaven, Linien- und Marinesoldaten, zurückziehn, die früher voll Verachtung auf uns heruntergesehen hatten. Einige Offiziere lobten uns, daß wir nicht so rasch wie die andern Mobilen gelaufen waren. Dieses Lob schien mir jedoch schlecht angewandt zu sein, soweit es mich betraf; ich wußte doch am besten, daß dieses Standhalten nur eine kurze Episode von einer Stunde nach Wachen war, in denen fast niemand von uns allen so recht seine Pflicht getan hatte.

Die Nacht sank auf das Feld, und mit dem Dunkel und der Kälte legte sich auf uns, die Besiegten, die ganze Last der Enttäuschung und der Verzweiflung. Wir wußten nicht, ob wir vor Frost oder vor Furcht vor dem ungewissen morgenden Tage zitterten. Zwischen den Geschützen, die noch zur rechten Zeit ausgerissen waren, in den Ackerfurchen liegend, verloren wir das bißchen Mut, das wir mitgebracht hatten. Er erstarrte wie alles. Ich dachte mir: So hart wie diese Schollen, die unter der Sohle klingen, ist dein Herz geworden. Gibt es ein Unglück, das noch einen Eindruck auf dieses Herz machen könnte? Es ist nur noch Gleichgiltigkeit darin. Ich machte nicht einmal mehr an die Heimat denken.

In der Morgenfrühe, als der Januarfrost den Höhepunkt erreicht hatte,

rüttelte mich der Sergeant auf: Wir haben seit gestern kein Wort des Befehls, man scheint uns vergessen zu haben. Du sollst mit zwei Mann dort rechts hinüber gehn, wo der Rauch über dem Dorf liegt, und den Befehl holen. Du wirst dort den Stab der Brigade finden, der wir jetzt angehören. Hierbleiben wird nicht möglich sein, aber abziehn wollen wir auch nicht ohne weiteres. Wir waren gern bereit zu gehn, man mußte sich bewegen, um warm zu werden. Es war dunkel, die letzten Sterne standen am Himmel, dort wo wir hin sollten, war es allein heller, dort dämmerte es von der Glut der Bauernhäuser, an denen das letzte Brennbare glühte und qualmte. Es war ein trauriger Anblick, doch stolperten wir über die harten Erdschollen so rasch wie möglich den Brandstellen zu, zum Teil von der Hoffnung getrieben, einen größern Truppenkörper der Unsrigen zu finden, an den wir uns anschließen konnten, zum Teil von der Wärme angezogen. Straße oder Weg sahen wir nicht, wir müssen von hinten her zwischen den Häusern ins Dorf hineingekommen sein. Kein Posten! Vor ein paar glühenden Balken saß mitten auf der Straße ein in seinen Mantel gehüllter Mann, den Kopf verbunden, ich sah seinen Säbel im Feuer funkeln, das mich blendete, das mußte ein Offizier sein. Ich ging auf ihn zu, meldete die Patrouille, ohne zu wissen, ob er mich höre oder nicht, da schaute er erstaunt auf, sprang auf beide Füße und rief mir französisch zu: Gefangner! Er hatte nicht einmal seinen Revolver gezogen, sondern gleich nach meinem Gewehr gegriffen, das ich ihm im Schreck ohne weiteres ließ. In der nächsten Sekunde waren wir von Pickelhauben umringt. Wirklich gefangen!

Das war das lächerliche Ende meines Kriegsdienstes. Die nächsten Tage bekamen wir viele Kameraden, auch aus meiner Kompagnie kam ein Trupp gefangen an. Zuerst hungerten wir, und eure Soldaten mit uns. Wir sahen: auch der Sieg macht nicht satt. Da war ein gewisser Trost darin. Dann bekamen wir satt zu essen. Es regnete aber unaufhörlich, und wir marschierten endlos, immer nach Osten. Wie merkwürdig, man träumte nun nicht mehr von der Heimat, sondern von warmen Kasernenstuben in deutschen Festungen und endlosem Ruhen in Kasematten nach den langen Märschen! Dann kamen fünf Tage in den kalten Güterwagen der Eisenbahn, bald sitzend, bald liegend, immer vom Frost und von der Nässe geschüttelt, das war demoralisierender als eine verlorne Schlacht. Welches Glück, daß ich in euer Lazarett kam, ehe ich vollständig zu Grunde ging!

Feuer!

Erinnerung aus dem russischen Polizeileben

von Alexander Andreas

(Fortsetzung)

Nach einem Stündchen heitern Geplauders, wobei Mascha so hingebend gegen mich war, daß sie sich sogar aus den Neckereien der Freundinnen nichts machte, tischte der Bauer Milch und Käse, Brot, Butter und Honig auf. Mascha öffnete und ordnete unsre Vorräte. Ehe das Mahl begann, schloß ich im Geheimen einen Vertrag mit dem Bauern, der sich als sehr anstellig erwies. Er versprach mir nach drei Uhr ein Wägelchen anzuspannen und mich, ohne jemand etwas zu sagen, zur Stadt und nach einiger Zeit zurück zu schaffen.

Das ist, als ob man ausspuckte, Euer Wohlgeboren, sagte er lachend. Ehe die Fräulein nach Ihnen zu suchen beginnen, sind wir wieder hier.

Wir schwatzten, lachten, erzählten, neckten uns und kümmerten uns nicht im

geringsten um den Sturm über uns. Die Zeit verging, als hätte sie Flügel, und als Mascha zuletzt vorschlug, es solle ein kleiner Spaziergang zum Busche an der andern Seite des Hofes gemacht werden — auf ganz kurze Zeit, und ich solle bleiben, wo ich sitze —, sah ich nach meiner Uhr und wunderte mich, daß sie schon fast auf zwei zeigte.

Als die Mädchen den Garten verließen, ging ich zur entgegengesetzten Seite des Hauses in den Hof, der nach der Stadt zu lag. Dort stand der Bauer in der offnen Pforte, beschattete die Augen mit der Hand und schaute aufmerksam in die Ferne. Ein Knabe, wahrscheinlich sein Sohn, war auf den Zaun geklettert und guckte nach derselben Richtung.

Euer Wohlgeboren, sagte der Bauer, als ich neben ihn trat, ob es wohl in der Stadt brennt?

Ich fuhr zusammen, so unerwartet kam mir diese Mahnung, und so starken Eindruck machte sie auf mich. Wenn es wahr wäre! Feuer in der Stadt! Ich abwesend! Der Sturm!

Wo? wo? rief ich.

Da sah ich aber schon selbst in der Luft einen grauen Streifen, kurz und niedrig, dicht über den Büschen, die die Häuser der Stadt verdeckten. Eine Wolke war es nicht. Die Form stimmte nicht. Zudem konnte sich eine Wolke nicht gegen den Sturm bilden, der gerade von uns zur Stadt blies. Mir fiel der Staub ein, den der Wind schon am Morgen über die Häuser emporgetrieben hatte.

Scheint es dir nicht, daß es in der Gegend des Marktes ist?

Wer kann es wissen, Euer Wohlgeboren! Auf dem Markte oder hinter ihm mitten in der Stadt.

Dann ist es wahrscheinlich Staub, den der Wind aufwirbelt.

Nein, Herr, es ist Rauch, sagte der Knabe.

Ich habe anfangs auch an Staub gedacht, meinte der Bauer, aber dann müßte es sich abwechselnd erheben und wieder verschwinden. Auch müßte Staub heller aussehen.

Für Rauch ist es aber doch zu hellgrau! wandte ich ein.

Wenn ich es Ihnen sage, Herr! Es ist Rauch, behauptete der Knabe.

Ich denke auch eher, daß es Rauch ist, sagte der Bauer zögernd. Wir können vielleicht nicht erkennen, wie dunkel er ist, weil vor dem Rauche Staub in der Luft — da, da! schrie er auf, da sehen Sie!

Plötzlich hob sich der Streif, dehnte sich aus, und sein unterer Teil färbte sich fast schwarz. Das war Rauch, dichter, von einer Feuersbrunst aufsteigender Rauch, der vom Sturme hingejagt wurde und sich darum nicht hoch in die Luft erheben konnte. Ich stand unschlüssig, wie verloren. So unerwartet, so ungelegen war mir selten in meinem Leben etwas gekommen. Was sollte ich tun? Zur Stadt laufen? Und Mascha? Würde sie hier bleiben? Würde sie mit wollen? Jedenfalls mußte der Bauer schnell anspannen. Ich sah mich um. Der Bauer war nicht mehr da, auch der Knabe nicht. In meiner Nähe standen einige Weiber und guckten mit aufgesperrtem Munde zur Stadt. Um das Haus kam Mascha gelaufen. Den Hut hatte sie verloren. Das Gesicht war weiß wie ein Leinentuch. Die Augen blickten stechend.

Alexander Andrejewitsch! rief sie atemlos. Es brennt, brennt am Markte! Alexander Andrejewitsch, eilen Sie! Retten Sie Mama! Mama!

Beruhigen Sie sich, Marja Iwanowna. Das Feuer scheint weiter zu sein, wohl jenseits des Flusses.

Am Markte, am Markte! schrie sie, und sie rang die Hände. Alexander Andrejewitsch! Helfen Sie! Retten Sie! Mama! Mama!

Zum erstenmal, seit ich sie kannte, gefiel sie mir nicht. Diese Unbändigkeit, mit der die Angst sich äußerte, dieses Schreien um die Mama, der es in jedem Falle doch wohl nicht ans Leben ging, berührte mich unangenehm. Die Augen

hatten faſt einen irrſinnigen Ausdruck. Der Sturm peitſchte die unzähligen Löckchen um die Stirn und die Schläfen, wodurch das unnatürlich bleiche Geſicht einen einfältigen Ausdruck erhielt.

Ich werde gleich anſpannen laſſen, Marja Iwanowna. Beruhigen Sie ſich nur. Ich werde nach Mama ſehen.

Eilen Sie, eilen Sie! ſchrie ſie. Mama! Mama!

Der Bauer kam in dieſem Augenblick auf einem ungeſattelten Pferde an. Ein andres ebenfalls ungeſatteltes Pferd führte er am Zügel.

Sie werden doch ſchnell hin müſſen, Euer Wohlgeboren, ſagte er. In der Not können Sie wohl auch ohne Sattel . . .

Ich hatte ſchon die Zügel gefaßt.

Marja Iwanowna, ich bitte Sie, ruhig zu ſein. Ihrer Mama geſchieht doch nichts!

Eilen Sie, eilen Sie! kreiſchte ſie, und ſie ſtampfte mit dem Fuße.

Ich warf mich auf den Rücken des Pferdes. Wir jagten davon. Schneller und ſchneller flogen wir dahin, als wollten wir den Sturm überholen. Bald ſahen wir die Gebäude. Wir erkannten den Rauch deutlicher. Er ſchaute ſich immer ſchwärzer an. Der Brand nahm alſo an Stärke zu. Auszudehnen ſchien er ſich jedoch nicht.

Gott ſei Dank! es brennen nur wenig Häuſer, rief ich dem Bauern zu. Das Feuer iſt nicht breit.

Sagen Sie das nicht, Euer Wohlgeboren, gab er zur Antwort. Der Wind läßt das Feuer nicht in die Breite gehn, aber Gott weiß, wie weit es ſich in die Länge fortgefreſſen hat!

21

Da waren wir bei den erſten Häuſern, und wie die Hufe unſrer Pferde nur auf dem Pflaſter zu klappern begannen, ſahen wir uns gezwungen, Trab und gleich darauf Schritt zu reiten. Die Straße erwies ſich gefüllt und bald geſperrt durch alle mögliche Gegenſtände, die aus brennenden oder in Gefahr ſtehenden Häuſern hierher gegen den Wind in Sicherheit gebracht worden waren. Da gab es Haufen und ganze Berge von Möbeln und Hausgerät, von Betten, Kiſſen, Bündeln und Päcken. Bei und zwiſchen den Sachen hockten und ſtanden Menſchen aller Klaſſen, meiſt Frauen und Kinder, weinten und klagten, ſahen düſter vor ſich hin oder ſtarrten auf den Rauch, der über oder hinter dem Markt ſichtbar war und in ſchwarzen oder gelblichen Ballen aufſtieg, die, von der Gewalt des Windes ſofort zerriſſen, in eine graue Maſſe verſchmolzen oder zu Streifen von hellerer und dunklerer Farbe umgeformt wurden. Durch die Zwiſchenräume der die Ausſicht hemmenden Gebäude erglühte dann und wann der Rauch im Feuerſchein oder wurde von ſogleich wieder verſchwindenden Feuerſtrahlen durchbrochen.

Zu Pferde ging es zuletzt nicht mehr. Ich warf dem Bauern die Zügel zu und drang zu Fuß vorwärts. Auch ſo wurde es mir ſchwer, mir durch die ſich verdichtende Menge der Menſchen und ihres Eigentums den Weg zu bahnen. Ich kletterte über barrikadenartige Anhäufungen. Ich wand mich rechts und links, und wie ich faſt ſchon die Hoffnung verlor, durchzukommen, wurde es in der Straße plötzlich leer und frei. Zugleich ſchlug mir ſcharfer Brandgeruch in die Naſe. Leichter, weißlicher Rauch trübte wie Nebel die Luft. Rechts und links zeigten ſich dampfende Überbleibſel eingeſtürzter hölzerner Hütten und ausgebrannte Mauern kleiner ſteinerner Häuſer, in deren Innerm die letzten Reſte der Sparren und Decken noch glimmten oder knatternd und knallend zu Ende brannten.

Hier alſo hatte die Feuersbrunſt begonnen. Von hier hatte ſie ſich weiter fortgepflanzt. Ich ſuchte mich zurechtzufinden. Ich rückte noch einige Schritte vor und ſtand auf dem Markt, den ich vor Rauch und wegen des veränderten Ausſehens der zu ihm führenden Straße nicht erkannt hatte.

Rechts, woher ich am Morgen gekommen war, und wo die Schenke lag, in

der die Betrunknen gesungen hatten, standen die Häuser unbeschädigt. Links waren die Gebäude angeräuchert und angesengt, die Scheiben zerschlagen, die Dächer zum Teil abgedeckt. Hier hatte ohne Zweifel die Feuerwehr im Beginn gearbeitet und versucht, den Brand zu hemmen. Einige der Holzhäuser, die zwischen den Steinbauten gestanden hatten, waren der Flamme zum Opfer gefallen. Von den Buden und Ständen auf dem Platze selbst war keine Spur zu sehen. Sie waren zu Asche verglimmt und vom Winde weggefegt. Hinter dem Markt hatte das Feuer in seiner ganzen Schrecklichkeit gewütet. Freilich standen die steinernen Fleischerbuden, die den Platz abschlassen, unversehrt da. Sie boten ein eigentümliches und fast unbegreifliches Bild eben dadurch, daß sie verschont geblieben waren, denn sie kreuzten den Weg, den die Flammen genommen hatten. Ihr Vorhandensein ließ sich nur dadurch erklären, daß der Sturm zu heftig geweht hatte und sie selbst nicht hoch genug emparragten. Die Glut war sozusagen über sie weggeblasen worden und hatte nicht lange genug gewährt, ihr Eisendach so weit zu erhitzen, daß sich die es tragenden Sparren und Balken entzündeten. Das lange dreistöckige Gebäude hinter den Fleischerbuden hatte über sie weg dem vollen Anprall des Feuers, der Funken und der brennenden Holzstücke die Frant gebaten und war selbstverständlich seinem Schicksal nicht entgangen. Nur die geschwärzten Mauern standen noch. Die Querlagen und das Dach waren längst in das Innere gestürzt. Schauerlich, sinnverwirrend war das Bild, das dort durch die ausgebrannten Fenster- und Türöffnungen sichtbar wurde. Der durch diese Öffnungen und von oben stoßweise eindringende Wind bildete Wirbel und schürte den ungeheuern Scheiterhaufen zu immer erneutem Lodern. Bald nahm die Flamme dunkle, fast blutrote Färbung an und verschwand beinahe in schwarzem Dampf, bald schlug sie blitzartig hell, fast weiß in die Luft, wurde vom Sturme gepackt und fuhr in schmalen Zungen weit hin durch die rollende und wirbelnde Rauchwolke. Dabei gab es ein Sausen und Krachen, wie es sonst wohl nur der Orkan verursacht, wenn er sich, Stämme brechend, einen Weg durch den Wald bahnt. Dann und wann fielen noch einzelne Stücke, die bisher an den Wänden hängen geblieben waren, und jedesmal füllte sich das Innere des Gebäudes mit Funken wie eine Schmiedeesse.

Hinter dem Gebäude war nichts zu sehen als Rauch, schwarzer, eine wogende Masse bildender Rauch. Wie weit das Feuer schon vorgedrungen war — wer konnte es wissen oder beurteilen! Sehr breit schien es sich nicht ausgedehnt zu haben. Der Sturm ließ das nicht zu. Nach oberflächlicher Schätzung kannten jedoch immerhin etwa zehn Gebäude zu gleicher Zeit in Flammen stehn. Die Mitte der ergriffnen Strecke lag gerade auf die Brücke und auf das Feuerwehrdepot zu. Ob wohl der Fluß das furchtbare Unglück aufhielt, der Vernichtung eine Grenze setzte? Geschah das nicht, so war auch die Hälfte des dritten Stadtteils verloren.

Eben stürzte in dem dreistöckigen Gebäude wieder ein Balken nieder und verursachte solches Getöse, als ob mehrere Kanonen hart hintereinander abgefeuert würden. In der ganzen Breite des Baues erhoben sich Tausende und aber Tausende von größern und kleinern Funken, flogen über die Mauern empar, wurden vom Sturm erfaßt und mit dem Rauch weggetrieben, zum Teil noch lange sichtbar wie Sternchen am schwärzlichen Nachthimmel.

Hurrä! Noch eine Rakete! Hurrä! schrie nicht weit von mir eine jämmerliche, meckernde Stimme.

Ich fuhr zusammen bei der unerwarteten Gemeinheit, die unter solchen Umständen in dem Rufe lag. Ich sah hin. Da standen zwei schlattrige, zerlumpte Kerle, dem Ansehen nach Schuster oder dergleichen, bleich, betrunken fast bis zur Sinnlosigkeit. Sie stammten vielleicht aus derselben Gesellschaft, der ich am Morgen die Zündhölzchen hatte wegnehmen lassen. Einer schwenkte die Mütze über dem Kopf und taumelte dabei. Der andre war barhaupt und schlenkerte die Arme hin und her. Beide aber guckten den verschwindenden Funkengarben nach und freuten sich über das Schauspiel wie unmündige, nichts begreifende Kinder.

In ihrer Nähe sah ich ein Häufchen nicht viel besser gekleideter Männer, die nicht betrunken zu sein schienen. Sie machten den Eindruck von Handwerkern, es waren vielleicht Maurer, Schmiede oder Zimmerleute. Sie unterhielten sich eifrig und leise. Als sie bemerkten, daß ich sie betrachtete, gingen sie auseinander und verzogen sich in die nächsten Gassen. Sie fürchteten vielleicht, ich könnte glauben, sie gehörten zu einer Gesellschaft mit den beiden Betrunknen.

Die Sünde, die Sünde! die schwere Sünde! sagte jemand hinter mir.

Ich wandte mich und sah einen alten, weißbärtigen Mann aus den niedern Klassen.

Er guckte starr auf das Feuer und den Rauch, schüttelte mißbilligend den Kopf und seufzte.

Die Sünde, die Sünde! wiederholte er. Ist es möglich, daß Menschen eine solche Sünde auf sich nehmen!

Von welcher Sünde sprichst du, alter Mann? fragte ich.

Er schien mich erst jetzt zu bemerken. Er grüßte.

Das Feuer, Herr Aufseher, sagte er. Wie ist es nur möglich, daß Menschen die Hand dazu bieten können, solches Unglück über ihre Mitmenschen zu bringen?

Wie meinst du das?

Ich, Herr, sagte er und sah mich fest an, ich bin ein alter Mann und fürchte mich nicht, es offen auszusprechen. Das Feuer ist doch nicht von selbst entstanden.

Sondern?

Sondern angelegt ist es, angelegt von den Bauhandwerkern, damit es Arbeit für sie gebe.

Bist du toll, Alter? Schämst du dich nicht, solchen Unsinn zu schwatzen?

Nein, Herr Aufseher, fuhr er fort, es ist kein Unsinn. Sie wissen natürlich nichts davon. Aber wir einfachen Leute hören mancherlei. Wir haben lange erwartet, daß es eine große Feuersbrunst geben werde, denn nirgends wurde gebaut, und die Arbeiter saßen ohne Beschäftigung und Brot.

Alter, bedenkst du auch, was du sprichst?

Ich bin ein alter Mann, wiederholte er eigensinnig, und stehe mit einem Fuße im Grabe. Ich fürchte mich darum nicht und sage es frei heraus, wenn sie mich auch totschlagen.

Dann zeige wirklich, daß du dich nicht fürchtest, rief ich, und nenne die mit Namen, die es getan haben.

Ja, Herr Aufseher, sagte er und streckte die Arme weit auseinander, wie kann ich das! Hunderte von Leuten wissen ebenso gut wie ich, daß die Arbeiter das Feuer angelegt haben. Hunderte haben ebenso wie ich seit dem Frühjahr keine Nacht ordentlich geschlafen und sind bei dem kleinsten Geräusch aufgesprungen, weil sie wußten, daß es sicher brennen werde, denn die Arbeiter saßen ohne Brot. Aber wer gerade der Täter ist! Wie will man das feststellen?

Klug sah der Alte eben nicht aus. Es war klar, daß er aufrichtig sprach, nachsprach, was andre viele mal ausgesprochen hatten. Insofern lag in seinen Worten einiger Sinn, aber irgend eine benutzbare Aufklärung enthielten sie nicht.

Ob der Fluß wohl den Brand aufhalten wird? fragte ich, um von dem unangenehmen Gegenstand abzukommen.

Der Fluß, Herr, rief er. Vor einer Viertelstunde kam mein Sohn vom Ufer zurück. Er hat von weitem gesehen, wie die Feuerwehr über die Brücke fuhr, weil diesseits das ganze Ufer bei der Brücke brannte, und jenseits einige Dächer schon Feuer fingen.

So kann man wohl nicht zur Brücke gelangen?

Auf keine Weise, Herr Aufseher. Sie liegt mitten im Feuer. Sie brennt ebenfalls oder ist schon verbrannt.

Wozu sollte ich mich nur entschließen? Um Maschas Mutter brauchte ich mich

nicht zu kümmern. Das Haus, wo sie wohnte, lag links hinter mir über dem Winde, war also völlig außer aller Gefahr. Ich mußte zur Feuerwehr. Das konnte unter diesen Umständen aber nur geschehn, indem ich weit links zurück, wo es am Ende der Stadt eine Fähre und Übersetzerboote gab, den Fluß passierte. Da hatte ich es doch näher, wenn ich in meinen Stadtteil eilte und durch die Verkündigungsstraße zum Ufer gelangte, wo es mir glücken konnte, jemand zu finden, der mich in seinem Boot an das jenseitige Ufer brachte.

Während ich rasch durch die Straßen ging, durch die ich am Morgen gekommen war, erhielt ich allmählich erst den richtigen Begriff von der Ausdehnung der Feuersbrunst, die zu meiner Linken wütete. Je weiter ich gelangte, desto mehr erschrak ich vor der grausenerregenden Furchtbarkeit des Bildes, das sich mir durch jede Quergasse, durch jede Lücke zwischen den Gebäuden bot. Wie ein ungeheurer Strom geschmolznen Metalls, dunkelrot, ohne Unterbrechung oder Zwischenräume, schoß die Flamme dahin, und nur an dem äußern, mir zugewandten Rande waren in diesem Strom einzelne Schornsteine und Dachgerippe zu sehen. Über dem Strom aber lag eine ebenso ununterbrochne Schicht schwarzen, wallenden Rauches. Unbeweglich wäre diese Schicht dem Auge erschienen, wenn sich nicht hin und wieder gelbe und graue Streifen von unregelmäßiger Form mit der Schnelligkeit des Windes, der alles zusammentrieb, in ihr fortgeschlängelt hätten. Und schauerlicher noch als das Auge wurde das Ohr berührt. Die Flamme sauste und heulte, Mauern stürzten, Dächer brachen zusammen, Balken barsten. Es war ein Lärm, von dem das Haar sich sträuben, die Besinnung schwinden konnte.

Kein Wunder, daß sich die Menschen, die sich und ihre Habe aus dem Bereich der Gefahr zum Stadtrande zu schaffen suchten, wie Unsinnige gebärdeten, sich gegenseitig hinderten und stießen oder wirres Zeug zueinander redeten, ohne sich zu verstehn. In immer größerer Menge kreuzten sie meinen Weg. An immer jammervollern, immer wahnsinnigern Szenen ging ich vorüber.

Menschen, die vielleicht das Beste von dem, was sie besaßen, einzubüßen im Begriff waren, zankten sich um ein paar alte Stiefel und beschuldigten sich gegenseitig, sie gestohlen zu haben. Mütter, die ihre Kinder an den Händen führten, schrieen nach ihnen und hörten nicht auf die Kleinen, die unter verzweifelten Tränen versicherten, daß sie ja da seien. Ein junger Mann in Hemdärmeln schleppte mit einer jungen Dame im Feiertagsstaat einen schweren Kasten, worin sie wohl ihre besten Sachen gepackt hatten. Sie kamen aus einer Quergasse, die auf der andern Seite der Straße keine gerade Fortsetzung hatte. Atemlos vor Angst und Anstrengung erreichten sie quer über die Straße den Zaun, der ihnen den weitern Weg versperrte. Sie starrten den Zaun eine Weile an, und dann ließ der Mann den Kasten los und machte sich daran, an den Brettern des Zauns zu rütteln und zu brechen. Er riß sich die Nägel von den Fingern. Das Blut lief an den Händen nieder. Er ließ nicht nach. Er wollte den Zaun niederbrechen. Und nur etwa zwanzig Schritte zur Seite war die Fortsetzung der Quergasse deutlich sichtbar.

Aus dieser Fortsetzung der Quergasse erschallte plötzlich wildes Gekreisch untermischt mit greulichem, rohem Fluchen. Im Galopp kamen mehrere Lastfuhrleute hintereinander zum Vorschein. Sie standen in den leeren Wagen aufrecht, rissen an den Leinen und peitschten unbarmherzig auf die Pferde ein. Ohne Rücksicht jagten sie durch das Gedränge, trafen Menschen mit den Wagenstangen, rissen sie mit den langen Holzachsen nieder und schwangen brüllend und schimpfend die Peitschen in der Luft. Die roten, erregten Gesichter sagten es deutlich — sie waren betrunken. Ich sprang auf sie zu. Ich griff nach der Leine des letzten Pferdes. Der Kerl auf dem Wagen holte mit der Peitsche nach mir aus. Sie waren vorüber, hinein in die Quergasse, die zum Feuer führte.

Empört schaute ich ihnen nach. Ob ich ihnen nicht folgen sollte? Doch was konnte ich allein ausrichten? Hilfe hatte ich von niemand zu erwarten. Schutzleute

gab es nicht. Die waren — ja, wo waren sie? Natürlich mit der Rettung der eignen geringen Habe beschäftigt oder drüben, wo sich Feuerwehr und Polizei vergeblich mühten, dem Schrecken ein Ziel zu setzen. Alle Ordnung war gelöst, alle Regel aufgehoben. Das Unglück war zu unerwartet, zu schnell hereingebrochen, hatte zu riesige Maße angenommen.

Das wallen Christen fein! sagte ein Mann auf Krücken, indem er hinter den Fuhrleuten, denen er kaum hatte ausweichen können, die Faust ballte. Wilde Tiere sind es. Daß es ihnen in jener Welt dafür schlecht ergehe!

Wohin jagen sie? fragte ich.

Wohin? Sie benutzen die Gelegenheit. Sie verdingen sich für den zehn- und zwanzigfachen Preis, Sachen an den Stadtrand zu schaffen. Sie fahren sie aber nur bis in die zweite oder dritte Gasse, werfen sie dort ab und jagen zurück, um sich von neuem zu verdingen. Daß sie daran krepierten, die Räuber!

Ich erreichte unsern Stadtteil. Dort ging es ruhiger zu, denn die Straße entfernte sich immer mehr von der brennenden Strecke. Die Leute in der Nähe der Brücke und des Feuerwehrdepots, wo die Häuser vom Feuer ergriffen oder bedroht waren, hatten ihre Sachen wahrscheinlich das Ufer entlang zur Sandseite geflüchtet, die ihnen näher und bequemer lag.

Im Gedränge war mir mehrmals ein junger Mensch aufgefallen, der durch seine Untätigkeit und seine ausgesucht stutzerhafte Kleidung einen grellen Gegensatz zu der Umgebung abgab. Er hatte auf dem Kopf ein glänzend schwarzes Hütchen von Seidenfelbel. Sein hoher steifer Hemdkragen von untadelhafter Weiße war mit einem karrierten Tuch umschlungen, dessen Enden in einem künstlichen Knoten auf die Brust fielen und in der ausgeschnittnen Weste verschwanden. Das schwarze Röckchen nach Künstlerart war unglaublich kurz und zeigte die Beinkleider, die eng wie Trikots die dünnen Beine umschlassen, in ihrer ganzen Länge. Er schlenderte in seinen feinen Lackstiefeln langsam dahin, wich jeder Berührung ängstlich und gewandt aus und hielt an jeder Stelle an, von der aus er die Feuersbrunst betrachten konnte. Ich ärgerte mich über ihn, denn ich sah es seinen Bewegungen an, daß er aus purer Langeweile und Neugier umherwanderte, und doch war dieser Brand nicht so beschaffen, daß er andre Gefühle als Furcht und Schrecken hätte aufkommen lassen sollen. Wer hier mit kalter Neugier zuschauen konnte, mußte ein herzloses Ungeheuer oder — ein Narr sein.

Jetzt sah ich den Stutzer wieder vor mir, wie er in einer Zaunlücke stand und auf das Feuermeer schaute. Er schien übrigens nicht ganz davon in Anspruch genommen zu werden, denn er sah dann und wann um sich und musterte die Vorübereilenden.

Was für ein selten großartiges Schauspiel! sagte er, als ich ihn erreichte, und wandte sich halb zu mir. Man könnte es schön finden, wenn es nicht so verderbenbringend wäre.

Ich sah ihn nicht sehr freundlich an. Es handelte sich um das Eigentum von Tausenden. Hunderte braver, arbeitender Menschen wurden zu Bettlern. Sogar das Leben vieler war vielleicht verloren oder in Gefahr. Dieser Kleidernarr, dem man die Arbeitlosigkeit von weitem anmerkte, konnte dabei an Schauspiele und Schönheiten denken! Ich guckte ihm in das Gesicht und fand keinen Zug von Ergriffenheit oder Mitleid. Nichts war da zu lesen als geckenhafte Hohlheit und gemachte Bewunderung.

Sie sollten bei einer solchen schweren Heimsuchung Ihrem künstlerischen Genusse keine Worte leihen, sagte ich warnend. Wenn das Volk Sie hörte, dürfte es eben nicht in der Stimmung sein, Gefallen daran zu finden.

Ich spreche, wie mir scheint, nicht zum Volke, versetzte er empfindlich.

Ich glaubte zu merken, wahin er gehörte. Die Sorte hatte ich schon manchmal kennen lernen.

Sie sind wohl Student einer südlichen Universität?

Ich denke, ich bin Ihnen keine Rechenschaft darüber schuldig, erwiderte er scharf und drehte mir den Rücken zu.

Ich ging an dem Narren vorbei. In der Straße wurde es ganz leer. Ich bog bald um die Ecke der Verkündigungsstraße. Auch sie war leer. Nur auf den Dächern standen Menschen mit Besen und Eimern. Es war freilich weit zum Feuer, und der Wind blies zur Seite; die Leute hielten aber doch Wache, bereit, ihre Dächer gegen fallende Funken, Kohlen und Feuerbrände zu schützen.

Während ich zum Stadtteilhause eilte, sah ich, wie gerade vor mir, jenseits des Flusses, der schwarze Rauch hinzog, und wie unter ihm die roten Feuerstrahlen zuckten und emporschossen. Fast bis zur Hälfte des jenseitigen Stadtteils war die Glut schon vorgerückt. Auch die Breite der brennenden Strecke war von mir unterschätzt worden, denn ich mußte mich zu meinem Schreck überzeugen, daß auch diesseits die am Ufer stehenden letzten Häuser zu beiden Seiten der Straße brannten.

Im Stadtteilhause gab es niemand als den alten Iwan. Er stand, die Arme auf der Brust gekreuzt, im Dienstzimmer hinter dem Schreibtisch an dem Fenster, aus dem man sonst den Wachturm des Feuerwehrdepots sehen konnte. Er wandte den Kopf, als ich neben ihn trat, denn mein Eintreten hatte er nicht bemerkt. Der Lärm, der vom Feuer herüberdrang, und der schon auf der Straße immer mehr zugenommen hatte, je näher ich dem Hause kam, war hier so betäubend, daß meine Schritte ungehört verklangen.

Der sonst frische Alte war bleich. Die Augen schienen erloschen zu sein. Es war ein vollständiges Totengesicht, das er mir zukehrte. Er vergaß sich in seiner Ergriffenheit so sehr, daß er die gekreuzten Arme nicht sinken ließ und mir mit dem Kopfe zunickte, als ob ich ein Kamerad wäre.

Und wieder mußte ich erkennen, wie sehr ich geirrt hatte, als ich glaubte, es brenne ein schmaler Streif. Ich fuhr zurück, wie ich durch das Fenster schaute, denn dicht vor mir, nur durch einige Gärtchen von uns geschieden, wurde der Rauch durch die Luft dahingejagt, hin und wieder durchbrochen von den Flammen, die er einhüllte. Beständig rissen sich größere oder kleinere Stücke von der Hauptmasse des Rauches los und zogen in der Form von Nebelwalken unmittelbar an dem Fenster vorüber.

Iwan, das Feuer kammt ja hierher! rief ich entsetzt.

Nein, Euer Wohlgeboren, sagte er langsam und hohl, es geht vorbei.

Aber es ist schrecklich nahe!

Vorher sah es gefährlicher aus. Jetzt wird es hier schon schwächer, und Gott sei Dank! auch der Wind hat viel nachgelassen.

Du stehst wohl schon lange am Fenster?

Jawohl, Euer Wohlgeboren, vom ersten Augenblick an. Es kann gegen drei Stunden sein.

Und du warst die ganze Zeit allein?

Jawohl. Das ganze Haus ist leer. Alle liefen fort, um zu retten. Ich armer Krüppel kann nirgend nützen, und sehen Sie, Euer Wohlgeboren, es ist doch immer das Stadtteilhaus. Jemand muß hier sein.

Das Ende der Straße scheint zu brennen. An das Ufer werde ich wohl nicht gelangen können?

Nein, Euer Wohlgeboren, hier nicht. Ich war vor kurzem in der Badenkammer und guckte zum Flusse. Sie müssen durch die Steinstraße. Dort ist das Ufer noch frei. Das Eckhaus stand also wohl in Gefahr, aber der Wind hat nachgelassen, und so ist es verschont geblieben.

Wir mußten sehr laut sprechen, um uns zu verstehn, denn das Sausen und Krachen war geradezu betäubend. Dabei wurde die Hitze im Zimmer fast unerträglich. Der Schweiß floß in Strömen an mir nieder. Mein Kittel sah aus, als ob ich in ihm ein Schlammbad genommen hätte. Es war den ganzen Tag

im Sonnenſchein ermattend ſchwül geweſen, doch die Temperatur hier oben überſtieg alles Maß.

War es vom Anfang an ſo heiß, Iwan?

Nein, Euer Wohlgeboren, die Hitze fing an herüberzudringen, als der Wind nachließ.

Ich warf noch einen prüfenden Blick auf das tobende Element und wandte mich dann zum Gehn.

Wer hätte das erwartet! ſagte ich dabei.

Da ſtampfte der Alte mit dem Stelzbein auf, indem er ſich vom Fenſter abwandte.

Das heißt, Euer Wohlgeboren, daß es ſo arg würde? fragte er eigentümlich erregt. Daß es brennen werde, haben wir doch alle gewußt.

Ich riß die Augen auf.

Daß es — heute — brennen — werde?

Nun, nicht gerade heute, meinte er. Aber gewundert haben wir uns, daß es ſo lange gedauert hat. Die Schurken, die Schurken! fügte er traurig hinzu.

Von wem ſprichſt du, Iwan? fragte ich ſtreng.

Von wem? rief er böſe. Von den verfluchten Schurken, die Feuer anlegen, damit es zu bauen gibt.

Da ſtand ich wieder vor derſelben Behauptung.

Iwan! ich habe dich immer für einen vernünftigen Menſchen gehalten.

Er lachte heiſer: Ja, ſagte er, Sie glauben es nicht. Freilich, beweiſen kann man es nicht. Aber Hunderte und wieder Hunderte wiſſen es nur zu gut.

Du ſollteſt es Jemeljan Afanasjewitſch ſagen. Der würde dich ſchön anſehen.

Jemeljan Afanasjewitſch! ſagte er einigermaßen beſänftigt. Jemeljan Afanasjewitſch läßt ſich nicht betrügen. Er weiß das alles beſſer als ich. Aber er ſchweigt, denn er ſagt nichts, was er nicht beweiſen kann. Gott gebe nur, daß es ihm gelinge, die Schurken, die Mordbrenner zu fangen.

Ich ließ den Alten ſtehn und ging raſch fort. Ich haſſte draußen aufatmen zu können, denn im Zimmer war die Luft zum Erſticken dumpf und ſengend geworden. Aber ich hatte falſch gerechnet. Im Freien war es ebenſo und noch ärger, denn eigentümlich beißender Dunſt füllte die Straße, beſchränkte die Ausſicht und machte die Schläfen hämmern. Ich eilte die Verkündigungsſtraße zurück, bog zur Schenke Suskins ein und wollte nun in die Steinſtraße. Da ſah ich am Zaune Suskins eine beſpannte Feuerwehrtonne. Die beiden Pferde hatten ſich dicht an den Zaun gemacht und verſuchten trotz der Gebiſſe das ſpärliche Gras abzufreſſen, das dort wuchs. Zwei Feuerwehrleute lagen einige Schritte davon an demſelben Zaun und ſchnarchten. Sie waren betrunken.

Was bedeutet das? fuhr ich den Schenkwirt an, der herbeieilte, als er mich erblickte.

Sie haben ſich von den andern verlaren, Herr Gehilfe, meldete er.

Und du haſt ſie hier betrunken gemacht! Gib acht, Kerl, das wird dir teuer zu ſtehn kommen.

Erbarmen Sie ſich, Herr Gehilfe, Euer Wohlgeboren! Ich habe ihnen nur einen Krug Bier gegeben. Ich wollte ſie erquicken. Und da ſah ich erſt, daß ſie ſchon fertig waren, ganz fertig, Euer Wahlgeboren.

Aufſtehn! ſchrie ich den beiden zu, indem ich ſie abwechſelnd mit dem Stiefel in die Seite ſtieß.

Einer grunzte wie eine Sau in der Pfütze. Der andre hob den Kopf, fluchte erſt und brüllte dann: Halt! ſchöpft ein! Damit fiel er zurück und ſchnarchte weiter.

Nimm dich in acht, Suskin, ſagte ich drohend. Sollte das Feuer doch noch hierher kommen, und ſollten die Kerle dabei verbrennen, ſo entgehſt du der Zwangsarbeit nicht.

Um Gottes willen, Herr Gehilfe, was kann ich dafür! Übrigens kommt das Feuer nicht her. Das ist schon vorübergezogen.

Die Steinstraße war wie ausgestorben. Nicht ein Mensch war in ihr zu sehen. Freilich war es immer eine stille Straße. Jetzt mochten sich die Bewohner überzeugt haben, daß die Gefahr vorbei war, und sich nicht aus ihren Wohnungen wagen, weil es draußen fast unmöglich war zu atmen. In dem Arbeitzimmer des Lehrers Specht war das Fenster trotzdem geöffnet. Dort stand Specht in Hemdärmeln, hatte sich vorgebeugt und guckte in die Luft.

Herr Gehilfe, rief er, als ich im Vorübereilen grüßte, in unsrer Straße scheint niemand an das Ausräumen zu denken. Sie sollten die Leute dazu veranlassen.

Droht dieser Straße denn Gefahr?

Ja, sagte er kurz.

Aber, wandte ich ein, das Feuer ist doch schon vorbeigezogen, und der Wind hat sich gelegt.

Eben darum. Das Feuer kommt her.

Haben Sie ausgeräumt?

Ich? Nein, es lohnt sich nicht. Dabei wird so viel beschädigt und zerbrochen, daß die Reparatur nicht billiger kommt als der Verlust. Ich werde nur Kleider, Wäsche und einige Kleinigkeiten wegschaffen.

Sie meinen im Ernst, daß Gefahr drohe?

Ja.

Sie vermuten wohl, daß der Wind sich wenden werde?

Ich weiß es.

Der Mann begann mir unheimlich vorzukommen.

Und es wird brennen? fragte ich.

Hm, sagte er und sah empor in die dunstige Luft, die gar keinen Ausblick zuließ, was soll ich sagen? Das hängt davon ab, was früher kommt, das Feuer oder der Regen.

Nun redete er gar vom Regen! Ich sah ihn aufmerksam an. Es machte einen so komischen Eindruck, wie er den Hals reckte und in die Höhe schaute, wo er doch nichts sehen konnte. Gewiß, den Mann hatte die Furcht vor dem Feuer närrisch gemacht.

Ohne weiter zu reden, setzte ich mich wieder in Bewegung. Niemand zeigte sich. Es war vollständig windstill geworden. Zu der unerträglichen Schwüle gesellte sich betäubender Gestank von der Brandstätte her, der ich mich nun von neuem näherte. Zwischen den Häusern zur linken Seite konnte ich hin und wieder die Gebäude der Verkündigungsstraße sehen. Die Dächer waren von den Bewohnern, die früher dort gestanden hatten, verlassen. Es mochte vor Hitze unmöglich geworden sein, sich dort aufzuhalten. Auch war mit dem völligen Aufhören des Windes kaum noch Gefahr für die Dächer. Der Rauch stieg jetzt von der Brandstätte senkrecht empor und breitete sich oben aus. Die ganze Luft schien zu meiner Linken aus einem festen schwarzen Stoffe zu bestehn. Freilich sah es auch über mir nicht hellgraublau aus wie gewöhnlich, sondern schwärzlich grau. Es war nicht heller als bei dem Eintritt der Abenddämmerung an einem trüben Tage. Dazu empfand ich die gänzliche Öde unheimlich. Gab es denn gar keine Menschen? Natürlich, von der übrigen Welt war dieser Teil durch die schrecklich lange brennende Strecke und durch den Fluß vor mir abgeschnitten, und die Sandseite zu meiner Rechten hielt sich hübsch zuhause und hatte Anstalten zum Schutz der eignen Dächer getroffen.

Vor dem Laden Abramows erblickte ich die ersten Menschen. Der Händler stand in der Tür, und vor ihr hielten zwei Lastfuhrleute, die sich in ihren leeren Wagen lang ausgestreckt hatten und ihre Pfeifen rauchten.

Ich habe die Ehre zu grüßen, Herr Gehilfe! rief Abramow mir zu. Wer hätte es denken können! Ist das ein Unglück!

Wollen Sie ausräumen?

Ich hatte die Absicht und habe mir zeitig die Fuhrleute besorgt. Aber nun ist die Gefahr vorbei. Herr Burin war eben hier und sagte auch, wir könnten uns Glück wünschen, daß wir dieses mal glücklich davon gekommen seien.

Der Lehrer Specht behauptet aber, der Wind werde sich wenden und das Feuer hierhertreiben.

Was Sie sagen!

Er prophezeit auch Regen.

Nun, wissen Sie, Herr Gehilfe, schmunzelte der Händler, der Herr Lehrer Specht ist ein kluger, gelehrter Herr, aber — wissen Sie — von dem vielen Studieren —

Er zuckte die Achseln und schnitt eine Grimasse.

Ich ging bald darauf zwischen Steingebäuden hin, die von den Bewohnern verlassen und ausgeräumt worden waren. Die Türen standen offen. Die Scheiben waren zum Teil zerschlagen. Ich näherte mich dem Ufer, das ich nicht sehen konnte, denn es war in dichte Rauchmassen gehüllt. Der Brandgeruch nahm zu und wurde ekelerregend. Ich erreichte die letzten Häuser und war im Rauche. Das Eckhaus links war während des Windes im Begriff gewesen zu brennen, denn die Wände waren geschwärzt. Vom Dache stieg Dunst auf. Die Hintergebäude im Hofe waren dem Feuer erlegen und bildeten glühende Schutthaufen.

Im Rauche vor mir hörte ich Stimmen und den Lärm laufender Menschen mit eisenbeschlagnen Absätzen. Etwa ein Dutzend Gestalten wurden sichtbar. Es waren Soldaten, die vom Ufer in die Straße eilten.

Woher und wohin, Kinder?

In einem Boote übergesetzt, Euer Wohlgeboren, sagte ein Gefreiter. Das ganze Regiment ist in der Stadt. Abteilungen werden überallhin zum Retten ausgeschickt. Hinter uns kommen noch mehr.

Seht zu, betragt euch ordentlich. Keine Eigenmächtigkeit!

Zu Befehl.

Sie liefen weiter.

Ich wollte vorwärts, um womöglich das Boot noch anzutreffen, worin die Soldaten gekommen waren. Da gab es links, flußabwärts ein kurzes donnerartiges Rollen, das sich in dem allgemeinen Knattern und Krachen deutlich vernehmbar machte. Was war das? Ah, wahrscheinlich stürzte die Brücke jetzt ein! Ich machte einige Schritte und hielt wieder an. Ebenfalls links erhob sich oben in der Luft gewaltiges Sausen. Vorn geriet der Rauch in heftiges Wallen. Das Sausen nahm zu und näherte sich. Stinkender, weißlicher Dampf schoß von links her auf mich zu und hüllte mich ein. Ich wurde mit Funken überschüttet. Ich sprang, so schnell ich konnte, in die Straße zurück. Dort war es wieder wie vorher. Das Sausen hatte aufgehört. Aber das Eckhaus neben mir stand in Flammen.

Das war ein Windstoß gewesen, wie er dem Sturme vorherzugehn pflegt, und zwar geradeswegs von der Seite des Feuers. Specht hatte richtig prophezeit. Der Wind sprang um. Ich erzitterte. In wenig Augenblicken mußte jetzt der zweite Stoß erfolgen, dann der dritte, vielleicht der vierte und endlich der Sturm selbst. Nach einigen Minuten mußte die Verkündigungsstraße in ihrer ganzen Länge brennen, darauf die Steinstraße, die ganze Sandseite. Wohin sollte ich? Wo konnte ich heifen? Was konnte ich helfen!

Ich stand noch im niederschmetternden Bewußtsein meiner Ohnmacht, als sich das Rollen flußabwärts wiederholte. Zweimal konnte die Brücke doch nicht einstürzen! Zudem klang es, als ob es höher, oben — Wie Schuppen fiel es mir plötzlich von den Augen. Das war wirklicher, richtiger Donner gewesen. Das war es, was Specht erwartete. Der Südsturm endete mit einem Gewitter aus Westen, und Specht hatte es vorausgesehen. Jetzt hing es wirklich davon ab, was früher kam, das Feuer oder der Regen. Was hätte ich darum gegeben, wenn der Regen schon dagewesen wäre, und wenn er angehalten hätte, tage-, ja wochenlang!

Der zweite Windstoß kam herangebraust. Hören und Sehen vergingen mir. Ich war umgeben von Funken, Flammen, fallenden Blech- und Holzstücken. Mit einem Knalle, als ob eine Menge Geschützstücke abgefeuert würden, brannte plötzlich das Eckhaus rechts vom Fundament bis zum Giebel.

Ich lief die Straße zurück. Aus den zerbrochnen Fenstern der nächsten Gebäude kräuselte Rauch hervor. Weiterhin hatte sich das Aussehen nicht verändert. Nur zog schwärzlicher Dampf quer über die Straße, und vor mir, wo die Wohnungen bisher noch nicht geräumt waren, sah es lebendig aus. Menschen liefen hin und her. Kisten und Bündel wurden geschleppt. Aus den Fenstern flogen die verschiedensten Sachen auf das Pflaster.

Ich versuchte die Leute zur Umsicht und Kaltblütigkeit zu ermahnen, sie von der Schädigung und Vernichtung der eignen Habe zurückzuhalten, die sie blind aus den obern Stockwerken warfen, daß oft die Splitter auf den Steinen umherflogen. Ich verkündete ihnen, daß der Regen nicht fern sei. Vergebliche Mühe! Wie Rasende oder wie auf einen Rasenden starrten sie. Ich sah ein, daß sie gar nicht verstanden, was ich sprach.

Die wilde Tätigkeit erinnerte mich daran, daß ich doch etwas tun konnte. Ich mußte das Stadtteilhaus zu erreichen suchen, um womöglich das Archiv zu retten und zu sorgen, daß der alte Iwan in Sicherheit gebracht wurde. Ich traute es dem eigensinnigen Krüppel zu, daß er an seinem Platze verharrte und verbrannte, weil — im Stadtteilhause des Anstands wegen doch jemand vorhanden sein mußte. Mir lag zu diesem Zweck ob, mich vor allen Dingen einiger Soldaten zu bemächtigen. Doch wo waren sie? Unter den Menschen, die flüchteten und Sachen schleppten, sah ich keinen.

Ein neuer Windstoß fuhr heulend über die Straße und führte glühende Kohlen und kleine Feuerbrände mit sich. In verzweifelter Hast machten sich die Menschen davon. Mancher ließ sogar einen Teil von dem fallen, was er trug. Dem Stoße folgte diesesmal keine Stille. Der Westwind hatte eingesetzt und blieb stet. Er war freilich noch nicht stark, aber er nahm mit jeder Minute zu. Dunkel wälzte sich der Rauch zur Sandseite. Die Glut des Feuers ließ sich spüren. Jedoch war diese Hitze nicht so unerträglich wie die dumpfe Schwüle vorher.

Aus der offnen Haustür des Richters schallten zankende Stimmen, klang der alles übertönende Baß des Besitzers. Ob dort nicht die Soldaten waren und den Zorn des Richters erregten? Ja, sie waren wirklich da. Der Richter hatte sie angerufen und angestellt, die Sachen aus dem Hause in den dahinter gelegnen Obstgarten zu schaffen. Dabei war er aber in Uneinigkeit mit Agafja geraten. Er verlangte in seinem Pflichteifer, sie sollten vor allen Dingen die Akten und Schriftstücke retten. Die weniger gewissenhafte, aber praktische Agafja ließ zuerst wegschaffen, was zu des täglichen Lebens Notdurft gehörte. Als ich durch den Saal ging und den Stimmen folgend die zum Garten führende Veranda betrat, standen zwei Soldaten mit verblüfften Gesichtern vor einem großen Wandspiegel, der ihnen aus den Händen gefallen war und nun mit seinen Scherben die Dielen bedeckte. Der Gefreite eiferte und schrie auf sie ein. Einige Soldaten erschienen aus dem Hause mit Schüsseln und Kesseln, mit Fäßchen und gewaltigen Saftköpfen. Der Richter im Hemde und in Unterbeinkleidern warf sich ihnen entgegen und befahl, sie sollten alles hinstellen und ihm in die Kanzlei folgen. Agafja, erhitzt und schwitzend, hatte alle Sanftmut fahren lassen und schrie, sie sollten nicht auf ihn hören und die Vorräte in die entfernteste Ecke des Garten schaffen. Der Richter focht mit der Hand und donnerte. Die Soldaten wußten in ihrer Verlegenheit nicht, wem sie gehorchen sollten, benutzten den Aufenthalt, fuhren mit allen Fünfen in die Saftköpfe und ließen den frischgekochten Erdbeersaft handvollweise in ihre Gurgeln wandern.

Herr Beamter der Polizei, rief der Richter mir entgegen, im Namen des Gesetzes fordre ich Sie auf, mir beizustehn und den Leuten zu befehlen — er griff

nach dem Gurte der Beinkleider, an dessen Abwärtsfahren er gewöhnt war, konnte ihn aber nicht finden, da er die Beinkleider nicht anhatte —, daß sie mir sogleich folgen und sich durch das dumme Weib nicht irre machen lassen.

Nimm sechs Mann mit, sagte ich zu dem Gefreiten, und folge mir. Wir müssen das Polizeiarchiv retten.

Herr Polizeibeamter! schrie der Richter und faßte vergeblich nach dem nicht vorhandnen Gurte, was soll das heißen! Was erlauben Sie sich! Keiner darf weg. Ich verbiete es euch. Ich werde euch kraft meines Amtes zur Verantwortung ziehn.

Verzeihn Sie, Herr Richter, sagte ich, mich an ihn wendend, aber ich habe das Archiv des Stadtteils in Sicherheit zu bringen und außerdem — ein Menschenleben.

Ah, sagte er, ich verstehe, einen Gefangnen, der eingeschlossen ist. Gut, nehmen Sie zwei Mann, aber nicht mehr. Die übrigen unterstehn sich nicht zu gehn, rief er wieder laut. Ich verbiete es.

Wähle dir sechs Mann, und vorwärts! befahl ich dem Gefreiten.

Herr Beamter! schrie der Richter wieder, ich warne Sie. Laut Artikel — er nannte die Nummer — habe ich das Recht, das Militär zur Hilfe heranzuziehn, und ich — ich sage in gewissen Fällen darf ich ...

Ich hörte nicht weiter auf ihn und eilte mit den sieben Soldaten auf die Straße.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kulturprobleme. Unter dem Titel „Kulturprobleme der Gegenwart" gibt Leo Berg eine Sammlung heraus, von der uns die drei ersten, voriges Jahr bei Johannes Räde in Berlin erschienenen Bändchen vorliegen. Professor Dr. Thomas Achelis behandelt „Die Ekstase in ihrer kulturellen Bedeutung." Er zeigt, wie die Werkstatt des Unbewußten, aus der die Bewußtseinserscheinungen als fertige Arbeitserzeugnisse hervorgehn, die Quelle aller außerordentlichen Betätigungen der Seele ist, der Antrieb zu solchen aber, von den wüsten Träumen und kannibalischen Exzessen des Wilden bis zur höchsten, edelsten und reinsten Begeisterung des Heiligen, des Patrioten, des Künstlers, in der die Sehnsucht liegt, sich über das Alltägliche zu erheben und von seinem Druck zu befreien. Je reichlicher die Beispielsammlung ausgefallen ist, mit der Achelis seine Theorie beleuchtet, desto mehr vermissen wir zweierlei: Beispiele aus dem Gebiet der christlichen Mystik, die uns doch näher liegt als die der Naturvölker, der Mohammedaner und die der alten Griechen, und die Hervorhebung des Unterschieds zwischen der christlichen Mystik, deren Wirkungsgebiet bekanntlich weit über die Grenzen der katholischen Kirche hinausreicht, und den meist unheimlichen und zum Teil lasterhaften Ausbrüchen des Hanges zum Übernatürlichen in der heidnischen und mohammedanischen Welt. Wir würden dem Verfasser gern ein halbes Dutzend seiner Indianergeschichten schenken, wenn er uns statt dessen Züge aus dem Leben des von Hilty so hoch geschätzten Blumhardt mitgeteilt hätte. Er erwähnt diesen nur bei den Heilungen durch Gebet mit den Worten, dergleichen komme auch in neuerer Zeit vor, „wie zum Beispiel die bekannten Versuche und Erfolge des schwäbischen Pfarrers Blumhardt beweisen." Nein, diese Erfolge sind uns eben ganz und gar nicht bekannt, während wir die Indier-, Indianer-, Derwisch- und Hypnosegeschichten, die uns Zeitschriften und kulturhistorische Werke seit Jahrzehnten auftischen, schon längst satt haben. — Adolf Damaschke hat acht Vorträge beigesteuert, deren Leitmotiv selbstverständlich

die Bodenreform ist. Die Überschriften lauten: Weder Kapitalismus noch Kommunismus, die Bodenreform in den Städten, die Bodenreform und das Agrarproblem, die Bodenreform in Israel, die Bodenreform im alten Griechenland, die Bodenreformkämpfe in Rom und ihre Lehren, Henry George, die Hohenzollern und die Bodenreform. Was den ländlichen Grundbesitz anbetrifft, bemerken wir, daß wir zwar grundsätzlich nichts gegen die von Damaschke vorgeschlagne Reform des Hypothekenwesens einzuwenden haben, eine mäßige Verschuldung der Landgüter aber nicht nur für kein Unglück sondern für notwendig und natürlich halten; denn wo die überwiegende Mehrheit der Volksgenossen vom unmittelbaren Grundbesitz ausgeschlossen ist, da würde diese Mehrheit rettungslos dem Proletariat verfallen, wenn nicht einem Teil von ihr durch den Bodenkredit ein Mitbesitz vermittelt würde. Ob und in welchem Umfang die Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes in Deutschland das Maß übersteigt, läßt sich, wie Damaschke selbst zugesteht, bei der Mangelhaftigkeit der amtlichen Statistik nicht sicher ermitteln; mit einer Wahrscheinlichkeitsrechnung bringt er achtzehn Milliarden heraus. Mit seinem Programm kann man sich einverstanden erklären: „Der Grund und Boden, diese Grundlage aller nationalen Existenz, muß unter ein Recht gestellt werden, das seinen Gebrauch als Werk- und Wohnstätte befördert, und das jeden Mißbrauch mit ihm [so viel wie möglich, wäre hier einzuschalten] ausschließt, und das die Wertsteigerungen, die er ohne die Arbeit des Einzelnen [soll heißen des Besitzers] erfährt, möglichst dem Volksganzen nutzbar macht.“ — Alfred Klaar hat elf hübsche und anregende Betrachtungen zusammengestellt unter dem etwas seltsamen Titel der ersten: Wir und die Humanität. In diesem ersten Aufsatze wird gesagt, das Scheitern vieler hochherziger Pläne sei von kurzsichtigen und engherzigen Philistern dazu ausgebeutet worden, die Erreichbarkeit der letzten Ziele überhaupt in Abrede zu stellen und alle, die sich für solche Ziele begeistern, als unpraktische Toren zu verspotten. Wir gehören zu den Philistern, die die letzten Ziele nicht nur für unerreichbar, sondern für gar nicht vorhanden erklären; aber da wir edle Menschen, die ihr Gesellschaftsideal für ein letztes Ziel und für erreichbar halten, keineswegs als unpraktische Toren verspotten, so wird uns der Verfasser hoffentlich von dem Vorwurf der Engherzigkeit freisprechen; die Kurzsichtigkeit gestehn wir gern ein: wir vermögen nicht zu sehen, wie das Ende der Zeiten aussehen wird. Vom zweiten Aufsatz wird es heißen: Die Kinder, sie hören es gerne; er ist eine Philippika gegen das Prüfungsunwesen und gegen den Unsinn, daß man den Grad der Reife eines Schülers durch Fehlerzusammenzählen ermitteln zu können glaubt. An die Stelle der jetzt gebräuchlichen Folterwerkzeuge soll die „Erprobung“ treten. Sehr gut ist die Betrachtung: „Der Faustschüler der Gegenwart.“ Es wird beschrieben, wie dem nicht bloß ein Mühlrad, sondern ein ganzes Fabrikräderwerk im Kopf herumgeht, und wie der heutige Student nicht, gleich dem vor dreihundert Jahren, durch eine einheitliche philosophisch-kirchliche Weltbetrachtung ins Fachstudium eingeführt wird, da vielmehr jede der zahlreichen Einzelwissenschaften der einheitlichen Weltauffassung als einem noch in weiter nebliger Ferne liegenden Ziele erst zustrebt. Daraus wird gefolgert, daß der Student, ehe er sein Fachstudium beginnt, wenigstens durch eine encyklopädische Übersicht der Hauptwissensgebiete und ihres Zusammenhangs ein wenig orientiert werden sollte. In einer Abhandlung über Nietzsche, deren Hauptergebnis mit unserm Urteil über den unglücklichen Mann übereinstimmt, wird die Anziehungskraft, die er auf junge Seelen ausübt, daraus erklärt, daß er der einzige leidenschaftliche und temperamentvolle Ethiker unsrer Zeit sei, und daß der Widerspruch zwischen der geltenden theoretischen Ethik und dem tatsächlichen Verhalten der Mehrzahl alle ehrlichen Gemüter zwinge, sich nach einem Ausweg aus der unerträglichen Lage umzusehen. Wir erwähnen noch die letzte Betrachtung, die unter der Überschrift: „Vorwärts und über alles hinaus!“ das unsinnige Hasten und die aufreibende Konkurrenzhetze der Großstadt charakterisiert. „Es gilt für einen Vorsprung, über alles hinaus zu sein, und so versucht man den dreisten

Sprung, ohne in alle dem, worüber man hinaus sein will, jemals drin gewesen zu sein. So wird der gedankenlose Madedünkel, der sich um jeden Preis den vordersten Platz sichern möchte, zur Verlagenheit, und der kokette Schein des Überdrusses zur wirklichen Blasiertheit: denn blasiert ist niemals der geistig Reiche, sondern immer nur der geistig Arme, der sein kleines Vermögen bald ausgegeben hat, und weil es ihm an Reserven fehlt, leicht bankrott wird."

Die Erde und das Leben.*) Wir haben in Heft 49 des Jahrgangs 1901 den ersten Band dieses großartigen Werks begrüßt, des ersten, das mit den Mitteln der heutigen Wissenschaft die Erde und alles, was auf ihr lebt, als ein Ganzes darstellt. Erst in diesem zweiten Teile, der von der Luft- und Wasserhülle handelt, vollendet sich die Anschauung der innigen Wechselwirkung aller geographischen Lebensbedingungen und ihrer Gesamtwirkung auf das Menschendasein. Auch in diesem Bande werden manche Ansichten zerstört, die in Laienkreisen Glaubensartikel geworden sind, z. B., daß der Föhn aus der Sahara stamme, daß der Wald „unmittelbar und überall die Niederschläge vermehre," daß die allmähliche Abkühlung der Erde eine unbezweifelbare Tatsache sei (an die auch jetzt noch geglaubt wird, trotzdem daß es allbekannt ist, daß die Erde mehrere Eiszeiten durchgemacht hat). Wir drucken zwei Stellen ab, um von der Lebendigkeit, Wärme und Schönheit der Darstellung einen Begriff zu geben. „Lange, ehe die Menschen wußten, was Quellen sind, und wie Quellen entstehn, hat ihr Geist unter dem Einfluß geheimnisvollen Hervortretens des Wassers aus den Erdtiefen gestanden. Mit dem Meer, mit dem Luftkreis, mit dem Mond und mit dem Erdinnersten wurden die Quellen in Verbindung gebracht. Es ist erstaunlich, wie lange sich der Glaube an die gesetzmäßige Beständigkeit ihres Ergusses und ihrer Temperatur erhielt. Aber ist nicht in der Tat die Quelle das Bild der Beständigkeit in ihrem leichten, regelmäßigen Aufwallen und Abfließen? Sie verbreitet den Eindruck der Ruhe um sich her, zarte Wasserpflanzen wachsen auf ihrem Grunde, Moos überzieht die Felsen, über die sie ihr Wasser hinleitet. Mitten im steingrauen Kalkschutt oder Geschröff erfreut uns ein braungrüner Maasfleck, eine verschwindend kleine Oase; das ist die Stelle und Spur, wo einst eine Quelle sprudelte, die jetzt vielleicht längst vertrocknet oder erst im letzten Frühsommer mit der letzten Schneeschmelze versiegt ist. Welch starker, aber erfreulicher Gegensatz zu dem wilden Walten der Gebirgsbäche! Das Beständige der Quellen geht noch tiefer, es spricht sich auch in der Gleichmäßigkeit ihrer Temperatur aus. Im Sommer spenden sie Kühlung inmitten der glühenden Hitze, deren Pfeile von den kahlen Bergwänden abprallen und den Wandrer ermatten. Im Winter sieht man von weitem schon über der Quelle wie weißgraue Gewänder die Nebelstreifen wallen; die Quelle raucht, ihre Temperatur, wesentlich dieselbe wie im Sommer, steht nun vielleicht 30 Grad über der Temperatur der Luft, die immer kälter und kälter sich in die Talkessel eingesenkt hat." (S. 58.) „Das bewegliche Wasser ist der Bote, der Nachrichten von oben nach unten trägt, vom Gebirg hinab ins Tal und vom Lande hinaus ins Meer. Jeder Gebirgsbach flößt Pflanzenkeime ins Flachland hinaus, und so hat das Isartal selbst bei München eine Menge von Alpenpflanzen. Die Reinheit und die lichten Farben des Wassers sind auch Botschaften aus der Höhe, wo es aus Gletschertoren oder mindestens aus Firnflecken entsprungen ist. Wer gar aus den feuchtwarmen Wäldern Assams an den Brahmaputra tritt, den erinnert der kühle Hauch des den Mississippi an Breite übertreffenden Stromes, daß er den Abfluß der Gletscher vor sich hat. Aber merkwürdig und folgenreich vor allem ist die Verbindung, die in trocknen Ländern der wie ein Fremdling aus dem Gebirge herabsteigende Bach mit den Ebnen am Fuße

*) Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde von Professor Dr. Friedrich Ratzel. Zweiter Band. Mit 223 Abbildungen und Karten im Text, 12 Kartenbeilagen und 23 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Ätzung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1902.

eingeht. Da rauscht das Bergwasser quellenhaft darüber hin, von einer Kraft getrieben, die ferne ist, erfrischt, kühlt, befruchtet, schafft ganze lebensreiche Oasen. Hier sieht man die lebenspendende Kraft des Wassers in ihrer ganzen Leistung." (S. 151.) Da der Verfasser unparteiisch — die anhaltende Beschäftigung mit der Natur macht unparteiisch — alle Lebenskräfte würdigt, so dürfen wir uns nicht wundern, daß er am Schlusse seines Werkes vor der Übertreibung der nationalen Idee warnt, von der unsre Zeit so berauscht sei, „daß sie glaubt, das Weltbürgertum sei zum Gerümpel geworfen."

Eine Frage an die Literaturtechniker. Man erlebt zwar heutzutage gerade auch auf dem literarischen Gebiet so manches, was sonst weder Sitte noch Mode war, aber der Grundsatz, daß die Personen, die Situationen und die Handlung poetisch wahr, das heißt möglich und denkbar sein müssen, dürfte noch nicht ernstlich angegriffen worden sein. Die Geltung des Grundsatzes hat nun je nach der Gattung des Schriftwerks verschiednen Umfang. Für das reine Märchen, wie Goethe und Novalis je eins geschrieben haben, gilt er gar nicht; hier sind alle Naturgesetze aufgehoben, und wenn auch menschenähnliche Wesen darin vorkommen, so sind sie doch keine wirklichen Menschen. In den gewöhnlichen Märchen und in der Fabel sind nur die Naturgesetze außer Kraft gesetzt oder modifiziert, indem zum Beispiel nach Menschenart handelnde und redende Tiere auftreten, aber die Menschen darin unterliegen den psychologischen Gesetzen und den Bräuchen des Standes, des Ortes, des Volks, der Zeit, worein sie der Dichter versetzt. Spielt die Geschichte nicht in nirgendwo und überall, sondern in einem mit Namen bezeichneten Lande, so soll auch die Geographie nicht verletzt werden. Daß Shakespeare den Verkehr zwischen Sizilien und Böhmen zu Schiffe vor sich gehn läßt, haben die deutschen Übersetzer dadurch zu rechtfertigen gesucht, daß sie winter's tale mit Wintermärchen wiedergeben; in Wirklichkeit liegt aber die Rechtfertigung darin, daß das Volk zu des Dichters Zeit sehr unwissend war, und daß damals der durchschnittliche Engländer von der Lage Böhmens so wenig eine klare Vorstellung hatte, wie der heutige englische Proletarier. Die griechischen Dramatiker entgingen allen Schwierigkeiten dadurch, daß sie ihre Stücke im mythischen Zeitalter spielen ließen. Der heutige Roman, der in der Gegenwart und in den uns genau bekannten Kreisen spielt, hat mit so vielen Möglichkeitsbedingungen zu rechnen, daß die Realisten aus ihnen die Hauptsache gemacht und darüber die wirkliche Hauptsache: das interessante Menschenschicksal und die der Teilnahme werte menschliche Persönlichkeit, häufig vergessen haben. Das eine soll beachtet, das andre nicht vernachlässigt werden. So zum Beispiel darf ein Graf bei dem Erntefest, das er seinen Leuten gibt, seine Tochter mit dem Pferdejungen tanzen lassen, aber ein Kommerzienrat kann zu einem Diner, das er seinen Freunden gibt, nicht seine Hausknechte einladen und ihnen die vornehmsten der anwesenden Damen zu Tischdamen geben. Kurzum, der Leser muß sich sagen können: Haben diese Personen nicht wirklich gelebt, so können sie doch gelebt und so gehandelt und sich benommen haben, wie sie uns der Dichter zeigt. Richard Voß hat nun unter dem Titel: Für die Krone in Über Land und Meer einen Roman veröffentlicht, von dessen Personen der Leser (ich habe nur einzelne Abschnitte überflogen) sich auf der Stelle sagt: Es steht bombenfest, daß sie niemals existiert haben! Die Hauptpersonen sind ein König und seine beiden Söhne. Die Wahl von Personen, deren Gattung eine so kleine Anzahl von Individuen umfaßt, ist an sich recht mißlich. Schon bei den Etatsräten der dänischen Romane wird man ein wenig besorgt, ob auch das kleine Land soviel Exemplare dieser Spezies erzeugt, daß sie für alle die Geschichten ausreichen, und wer in der Kopenhagner Gesellschaft lebt, der muß, so oft er einem Etatsrat vorgestellt wird, denken: Wer von meinen alten Bekannten aus der Leihbibliothek mag das wohl sein? Nun gar Könige und Kronprinzen! Vossens König ist ein deutscher König, und er regiert ein Land, in dem es Alpen und Alpenseen gibt.

Das Land kann alſo nur Bayern ſein. Der König iſt geiſteskrank, und ſeine beiden Söhne ſind erblich belaſtet. Stimmt wenigſtens in Beziehung auf die Söhne. Aber der zweite Sahn, die hauptſächlichſte Hauptperſan, wird ebenfalls König und verſtößt, um den Thran beſteigen zu können, ſeine unebenbürtige Gemahlin. Stimmt ganz und gar nicht. Mit einem Wart: der Leſer weiß, daß die Perſanen des Romans nie und nirgends gelebt haben und gar nicht gelebt haben können, und ſabald er das merkt, verliert er alles Intereſſe an der Geſchichte; er ſagt ſich: Es iſt ja alles unwahr und Unſinn, zu was alſa weiter leſen! Ich frage alſa die Literaturtechniker: Halten ſie einen ſaichen Raman für erlaubt?

Geſchichte der Wandalen.*) Dieſe ſich durch beſannene Kritik und unparteiiſche Darſtellung auszeichnende Geſchichte iſt in dappelter Beziehung intereſſant. Einmal als ein Beitrag zur Kenntnis der Kulturzuſtände und der Verfaſſung der Germanenſtaaten in der Zeit der Völkerwandrung, dann weil ſie über den zweiten der Verſuche berichtet, die in äiterer Zeit gemacht warden ſind, das Berbervalk in den europäiſchen Kulturkreis hineinzuziehn; gelingen kann das erſt heute, weil erſt die maderne Technik die eurapäiſche Kultur unwiderſtehlich gemacht hat. Die bekannten Urſachen des Untergangs des Wandaienreichs werden in dieſer Manographie vollends klar gemacht. Die erſte und hauptſächiichſte war die zu kieine Anzahl der Eraberer. Der Verfaſſer hält die Angabe des Viktar van Vita für richtig, daß das Valk — es ſetzte wirklich das ganze Valk nach Afrika über — 80000 Köpfe ſtark war, ſodaß die Zahl der waffenfähigen Männer auf 16000 zu ſchätzen iſt. Was die Wandalen zur Überſiedlung nach Afrika bewag, war nach Schmidt die Beſargnis var der drahenden Übermacht der Weſtgaten; dazu ſei, wie bei allen Einfällen der Germanen in römiſches Gebiet, die Ausſicht auf Kriegsbeute gekammen und der Wunſch, die Rauf- und Mardluſt zu befriedigen; daß ſie der Cames Baniſatius gerufen habe, wird für eine Fabel erklärt. Zu der Schwäche ihrer Zahi kam der dappelte Gegenſatz zu den wilden Mauren und zu den kathaliſchen Römern; nur ein graßes paiitiſches Organiſatianstalent, das dem König Geiſerich abging, hätte der ſchwächlichen Gründung einigen Halt verleihen können. Der kanfeſſianelle Gegenſatz wurde erſt unter Hunerich verhängnisvall, der die Kathaliken aus Grauſamkeit und aus arianiſchem Fanatismus verfalgte, während Geiſerich nur gegen ſie eingeſchritten war, wenn ſie durch paliiiſche Zettelungen den Staat bedrahten.

*) Geſchichte der Wandalen von Dr. Ludwig Schmidt, Bibliathekar an der königlichen öffentlichen Bibliathek in Dresden. Leipzig, B. G. Teubner, 1901.

Aus Landwirtschaft, Industrie und Handel

Die Landbank in Berlin 1902. Der Geschäftsbericht der Landbank für 1902 legt von der günstigen Geschäftsentwicklung der Gesellschaft ein ebenso erfreuliches Zeugnis ab wie von ihrer volkswirtschaftlichen Bedeutung. Von den in den Jahren 1896 bis 1902 erworbnen 118 Gütern mit zusammen 84810 Hektaren wurden bis Ende 1902 vollständig bis auf kleine Flächen aufgeteilt und vergeben 90 Güter. Im ganzen sind in den sieben Jahren 73610 Hektar an 2013 Käufer verkauft worden, wodurch 929 selbständige neue Bauernstellen zusammen mit 12947 Hektaren und 176 selbständige Vorwerke und Restgüter mit 56914 Hektaren gebildet wurden, während 3749 Hektare zur Vergrößerung von 908 bestehenden Wirtschaften durch Zukäufe Verwendung fanden. Der Bericht sagt, daß sich die Gesellschaft auch in Zukunft bemühen werde, die „eigentliche Kleinkolonisation" zu fördern, in der Annahme, daß dies ohne Schädigung ihrer Gesamtinteressen geschehn könne, insoweit und solange ihre auf die Förderung wirtschaftlicher Interessen gerichteten Bestrebungen „die Unterstützung der zuständigen Behörden" fänden. Zur Durchführung der geplanten Ausdehnung der Kleinkolonisation habe sie in den frühern Geschäftsführern der Deutschen Ansiedlungs-Gesellschaft, den Herren Anhagen und Dr. Stumpfe erprobte Spezialisten für ihren Dienst erworben. Die genannten beiden Herren sind den Grenzbotenlesern durch wiederholte eingehende Besprechungen ihrer verdienstlichen Arbeiten über Lage und Wesen des deutschen Landwirtschaftsbetriebs in Rücksicht auf Groß- und Kleinbetrieb bekannt geworden, und soweit man aus diesen von eingehendster Sachkenntnis und dem wärmsten Interesse für die deutsche Landwirtschaft im allgemeinen wie für die deutsche Bauernwirtschaft im besondern zeugenden Studien Schlüsse ziehn kann, muß man die Landbank zur Gewinnung solcher Mitarbeiter beglückwünschen. Auch die Zusammensetzung des Aufsichtsrats und der Direktion bietet die größtmögliche Sicherheit, daß die Gesellschaft bei der Wahrung ihres Geschäftsinteresses das volkswirtschaftliche Interesse nicht zu kurz kommen lassen wird, sondern dem Zweck einer gesunden innern Kolonisation zu dienen wohl geeignet ist. Es ist deshalb auch nur erfreulich, daß sie, wie in den Jahren 1896 bis 1900, für 1902 wieder eine Dividende von 7 Prozent auszuschütten in der Lage ist, nachdem für 1901 nur 6 Prozent verteilt worden waren. Man wird das, auch ohne Optimist zu sein, immerhin als ein gutes Anzeichen für die Aussichten der innern Kolonisation im Osten überhaupt ansprechen dürfen. Von dem von der Bank von 1896 bis 1902 erworbnen Grundbesitz kommen 24675 Hektar auf Posen, 23570 Hektar auf Westpreußen, 11685 Hektar auf Pommern, 9530 Hektar auf Ostpreußen, 6985 Hektar auf Brandenburg, 6195 Hektar auf Schlesien, 895 Hektar auf Schleswig-Holstein, 750 Hektar auf die Provinz Sachsen und schließlich 925 Hektar auf den bayrischen Regierungsbezirk Oberpfalz. Wie der Bericht sagt, hat sich die Gesellschaft in Posen und Westpreußen, wo die Königliche Ansiedlungskommission ausschließlich tätig ist, neuerdings zu einer vorläufigen Zurückhaltung im Ankauf veranlaßt gesehen. Möge die Gesellschaft mit um so größerm Erfolg nunmehr in den übrigen Ostprovinzen ihrem Geschäft und ihrer volkswirtschaftlichen Aufgabe nachgehen, und ihr dabei jede zulässige Förderung durch die Behörden zuteil werden.

Die Landbankaktien wurden 1895 zum Kurse von 120 emittiert und erreichten als höchsten Kurs an der Berliner Börse

1897	1898	1899	1900	1901	1902
128,50	125,90	138,00	124,50	121,00	119,00

Der niedrigste Kurs im Jahre 1902 war 109,25; der letzte Kurs 1902: 119,00. Am 31. Januar 1903 standen sie 115,40 und am 18. April 117,75. Das waren sehr beträchtliche Schwankungen. Hoffentlich wird man nicht ein Spielpapier daraus machen. Der letzte Jahresbericht enthielt einige Unerklärlichkeiten: den hohen

Buchwert des gegenwärtigen Grundbesitzes und seine noch höhere hypothekarische Belastung.

Arbeiterversicherung und Armenpflege. Wie die Statistik der Armenpflege im Königreich Bayern (Zeitschrift des Kgl. B. St. Bureaus 1902, IV) ausweist, kamen in der gemeindlichen Armenpflege auf je 1000 Einwohner im Jahresdurchschnitt der Jahrfünfte:

	1881—1885	1896—1900
Unterstützte überhaupt	30,3	31,8
erwachsene Verarmte	9,56	10,53

Die Zahl der Unterstützten ist also durch Arbeiterversicherung nicht vermindert worden. Was den Unterstützungsaufwand anbelangt, so sind folgende Zahlen bemerkenswert. Es betrug die durchschnittliche Unterstützung:

		1881 Mark	1899 Mark	1900 Mark
für eine unterstützte Person überhaupt		37,5	45,5	48,2
für eine dauernd	unterstützte Person	48,0	62,1	66,5
für eine vorübergehend		19,0	21,5	22,7
für eine mit Geld dauernd		30,3	48,4	50,1
für eine durch Unterbringung in einer Anstalt		78,3	138,2	159.4
für eine auf Rechnung der Armenpflege erhaltene und erzogene jugendliche Person		57,6	63,3	63,4
für eine verarmte Person		77,0	86,8	96,2
und der Unterstützungsaufwand im ganzen		(Millionen Mark)		
		6,02	8,70	9,12

Hier ist also eine sehr starke Steigerung der Leistung der Gemeindearmenpflege eingetreten.

Außerdem werden folgende beachtenswerte Zahlen über die Leistungen der organisierten Privatwohltätigkeit gegeben. Von privaten Wohltätigkeitsanstalten wurden unterstützt:

	1881	1899	1900
Personen	12207	73642	89118
mit Millionen Mark	1,19	3,88	3,71
und von privaten Wohltätigkeitsvereinen:			
Personen	43693	72815	95354
mit Millionen Mark	0,75	1,15	1,41

Von den Leistungen der nicht organisierten Privatwohltätigkeit, die ja gar nicht hoch genug bewertet werden können, wenn sie auch in der Neuzeit in ihrem sozialen Wert meist unterschätzt werden, ist dabei noch gar nicht die Rede.

Es scheint uns eine müßige Doktorfrage, ob und wieweit die in gewissem Sinne entschieden erfreuliche Steigerung der Leistungen der öffentlichen und der privaten Armenpflege als Wirkung der Arbeitsversicherungsgesetzgebung anzusprechen sei. Das soziale Verständnis und Pflichtgefühl ist eben in den letzten beiden Jahrzehnten mächtig erstarkt. Das gesetzgeberische Vorgehen ist der Beweis dafür und hat seinerseits wieder belebend gewirkt. Fest steht jedenfalls, daß die Arbeiterversicherung die Lage der arbeitenden Klassen in Deutschland sehr gehoben hat, und daß neben dieser Leistung der Arbeiterversicherung die erhöhte Leistung der Armenpflege auch wieder gerade der Arbeiterbevölkerung zu gute gekommen ist. Ganz besonders ist dadurch den Arbeitern die Sorge um den Unterhalt ihrer erwerbsunfähigen Hinterbliebenen erleichtert worden. Wieweit die Durchführung der Witwen- und Waisenversicherung der Arbeiter die Leistungen der Armenpflege hinabdrücken wird, kann vorläufig niemand voraussehen. Auch wenn sie diese Wirkung nicht haben wird, wird sie von großem Segen sein.

Die Seeschiffahrt der Vereinigten Staaten im Fiskaljahr 1901/2. Im Heft 14 der Grenzboten vom 3. April 1902 ist der Anteil der Vereinigten Staaten an der internationalen Seeschiffahrt bis 1900/1 (Anfang Juli bis Ende Juni) eingehender besprochen worden. Für das Fiskaljahr 1901/2 liegen jetzt folgende amtlichen Angaben (Annual Report of the Commissioner of Navigation) vor.

Die gesamte Handelsflotte der Vereinigten Staaten hatte im Juni 1902 (der Raumgehalt brutto berechnet):

	Dampfer		Segelschiffe		zusammen	
	Schiffe	Registertons	Schiffe	Registertons	Schiffe	Registertons
1898	6712	2371923	15993	2377815	22707	4749738
1899	6837	2476011	15891	2388227	22728	4864238
1900	7053	2657797	16280	2507042	23333	5164839
1901	7414	2920953	16643	2603265	24057	5524218
1902	7727	3176874	16546	2621028	24273	5797902

Ein wesentlich andres Bild hieten die Zahlen der zum Ozeanverkehr mit dem Ausland (Foreign trade) zugelaßnen Schiffe (Registered vessels). Solche waren (die für die Walfischerei registrierten Fahrzeuge eingeschlossen) vorhanden:

1898	312	294064	824	443645	1136	737709
1899	367	360030	964	488216	1331	848246
1900	338	341342	992	485352	1330	826694
1901	355	429722	972	459407	1327	889129
1902	341	458825	885	423730	1226	882555

Ohne die Walfischereiboote, also nur für den Ozeanverkehr mit dem Ausland waren registriert, Dampfer und Segelschiffe zusammen:

	1898	1899	1900	1901	1902
Schiffe	1084	1283	1288	1286	1190
Brutto-Registertonnage . .	726213	837229	816795	879595	873235

Von den im Juni 1902 vorhandnen Registered vessels (die Walfischereiboote eingeschlossen) kamen auf

die Atlantische und Golf-Küste	708	mit	539461	Registertonnen	brutto
Porto-Rico	20	„	3962	„	„
die Pazifische Küste	491	„	334322	„	„
Hawaii	2	„	3392	„	„
die nördlichen Seen . . .	5	„	11418	„	„
Davon waren Dampfer					
an der Atlantischen und Golf-Küste	150	mit	293964	Registertonnen	brutto
in Porto-Rico	4	„	1676	„	„
an der Pazifischen Küste . .	183	„	151844	„	„
in Hawaii	—	„	—	„	„
in den nördlichen Seen . .	4	„	11341	„	„

Für den transatlantischen Verkehr kommt nur ein kleiner Teil der an der Atlantischen und der Golf-Küste registrierten Dampfer in Betracht.

Je weniger befriedigend diese Zahlen sind, um so mehr betonen die amerikanischen Statistiker den großen Zuwachs, den die Dampfer, die in amerikanischem Besitz sind, aber unter fremder Flagge gehn, durch die Bildung der „International Mercantile Marine Company“ erfahren haben, deren Flotte auf 136 Dampfer mit 1034884 Registertons angegeben wird. Wieviel davon wirklich im Besitz amerikanischen Kapitals ist, weiß man nicht, aber die „American control“ wird stolz als unabänderliche Tatsache behandelt. Die Unnatürlichkeit und Bedenklichkeit dieses Zustandes liegt auf der Hand, aber man scheint trotzdem nicht an die Aufhebung des Gesetzes von 1792 zu denken, das im Interesse des inländischen Schiffbaus die Registrierung im Ausland gebauter Schiffe in den Vereinigten Staaten verbietet. Von dem seit Jahren immer wieder vorausgesagten gewaltigen Aufschwung des amerikanischen Ozeanschiffbaues ist noch nichts zu sehen, aber die Voraussagungen werden trotzdem immer wiederholt. Die Reklame ist eben drüben zweite Natur.

Über den Anteil der amerikanischen Flagge an der Netto-Registertonnage der in den Häfen der Vereinigten Staaten angekommnen und abgegangnen Schiffe und über ihren Anteil an dem Wert der zur See ein- und ausgeführten Waren geben folgende Prozentzahlen Auskunft. Auf die Flagge der Vereinigten Staaten kamen:

	von der angekommnen und abgegangnen Netto-Registertonnage:	vom Wert der zur See ein- und ausgeführten Waren:
1895	23 Prozent	11,7 Prozent
1896	25 „	12,0 „
1897	23 „	11,0 „
1898	20 „	9,3 „
1899	21 „	8,9 „
1900	22 „	9,3 „
1901	23 „	8,2 „
1902	23 „	8,8 „

Also auch hier keiu Fortschritt.

Die Zahlen über den Verkehr mit den verschiednen fremden Staaten für 1901/2 stehn noch aus.

Die neuen Ausstandsgesetze in Holland. Die neuen, sofort in Kraft tretendeu Abäuderungeu des holländischen Strafgesetzbuchs zum Schutz der Arbeitswilligen und des öffeutlichen Eisenbahnverkehrs iu Ausstandsfällen haben in der Hauptsache folgeudeu Inhalt. Dem Schutz der Arbeitswilligen sollen dieuen Artikel 284:

Mit Gefängnis von höchstens neun Monaten oder Geldhuße his 300 Gulden wird bestraft: 1. Wer einen andern durch Gewalt oder andere Tatsächlichkeit oder durch Bedrohnng mit Gewalt oder einer andern Tatsächlichkeit, wenn sie gegen diesen andern oder gegen dritte gerichtet ist, widerrechtlich zwingt, etwas zu tun oder zu dulden. 2. Wer einen andern durch Bedrohung mit Schmähung durch Wort oder Schrift zwingt, etwas zu tun, nicht zu tun oder zu dulden. — In dem unter 2) angegehnen Falle wird das Vergehn nnr auf die Klage dessen hin, gegen den es verübt worden ist, verfolgt.

Ferner der dem Artikel 358 angefügte Zusatz:

Wer widerrechtlich auf öffentlichen Wegen einen andern in seiner Bewegungsfreiheit hindert oder mit einem oder mehreren andern sich einem andern gegen dessen ausdrücklich erklärten Willen aufdrängt oder ihn in hindernder Weise verfolgt, wird mit Haft his einen Monat oder Geldbuße bis 100 Gulden bestraft.

Zur Sicheruug des öffeutlicheu Eiseuhahuverkehrs heizutragen, sind die neuen Artikel 358a his c bestimmt. Sie lauteu:

Artikel 358a: Der Beamte oder eine andere im öffentlicheu Eisenhahnverkehr dauernd oder zeitweilig angestellte Person, die nicht zum Personal einer Eisenbahn gehört, auf der ausschließlich mit beschränkter Geschwindigkeit befördert wird, der, in der Absicht, in der Ausühung eines öffentlichen Dienstes oder im öffentlichen Eisenbahnverkehr Störung herbeizuführen oder fortdauern zu lassen, unterläßt oder, wenn er gesetzlich dazu aufgefordert wird, sich weigert, Arbeiten zu verrichten, wozu er sich ausdrücklich oder kraft seines Dienstvertrages verpflichtet hat, wird mit Gefängnis his sechs Monate oder Geldhuße his 300 Gulden bestraft. Artikel 358b. Wenn zwei oder mehrere Personen infolge von Verahredung dieses im vorigen Artikel umschriehne Vergehn verüben, werden die Schuldigen, wie die Führer oder Anstifter dieser Verahredung mit Gefängnis his zwei Jahre bestraft. Artikel 358c. Wenn die in Artikel 358a umschriehne Absicht erreicht wird, dann wird Gefängniastrafe verhängt: im Falle des Artikels 358a his einem Jahr, im Falle des Artikels 358b his vier Jahren.

Um nur etwas zustande zu hriugeu, hat man sich mit etwas Halbem begnügen müssen, das weder vom juristischen uoch vom sozial- und wirtschaftspolitischen Gesichtspunkt aus befriedigt. Für deu Augeuhlick hat allerdings das Halbe seine Schuldigkeit getan. Das schnelle, einmütige Eingreifeu vou Regierung und Parlament hat den Ausstand beendigt. Die Frage ist damit uur angeschuitteu worden, uicht erledigt.

Weizen- und Roggenpreise in den verschiednen Teilen des Deutschen Reichs. Seit Anfang 1897 gehu dem Kaiserlichen Statistischeu Amt täglich von einer Anzahl (1903 vou 164) deutschen Fruchtmärkten Mitteilungeu über die Preisgestaltung vou Weizen uud Roggen zu. Auf Grund dieser Mitteilungeu ist iu dem neuesteu Vierteljahrsheft zur Statistik des Deutscheu Reichs (I, 1903) eine beachtenswerte Arbeit veröffeutlicht wordeu, der folgende, die Spannung der Weizeu- und Roggeupreise zwischeu deu verschiedneu Teilcu Deutschlands betreffendeu Angaben entnommeu siud.

Die Spauuungeu der Preise habeu ihre Bedeutung für die Frage, oh Verkauf uud Verfrachtung von einem Teile Deutschlands nach dem andern bei deu herrscheudeu Eiseubahn-, See-, Fluß- und Kanalfrachteu uoch einen Gewinn lassen. Die Jahresdurchschnittspreise für 1 dz Weizeu und Roggeu an deutscheu Fruchtmärkteu stellteu sich wie folgt:

	Weizen				
	1898	1899	1900	1901	1902
	Mark	Mark	Mark	Mark	Mark
Nordost-Deutschland . . .	17,20	15,35	14,70	16,16	15,95
Nord-Deutschland	15,55	15,04	14,78	15,73	15,45
Mittel-Deutschland	18,65	15,25	14,41	14,92	15,01
West-Deutschland	19,38	16,10	15,81	15,97	15,75
Süd-Deutschland	20,33	17,14	16,98	17,44	17,20

	Roggen				
Nordost-Deutschland . . .	14,18	13,67	13,68	13,91	13,69
Nord-Deutschland	14.68	14,18	13,94	13,27	13,59
Mittel-Deutschland	15,20	15,18	14,89	14,80	14,87
West-Deutschland	14,70	14,40	14,47	13,65	13,91
Süd-Deutschland	16,23	15,50	15,34	14,84	14,43

Betrachtet man z. B. die Preisspannungen zwischen dem großen Getreideprodnktionsgebiet des Nordostens (Ost- und Westpreußen, Pommern rechts der Oder, Posen nnd Schlesien nmfassend) mit dem hochindustriellen Konsnmtionsgebiet des Westens (Westfalen, Hessen-Nassau, die Rheinlande nmfassend), so betrug die jahresdurchschnittliche Preisspannung

	1898	1899	1900	1901	1902
bei Weizen	2,18	0,75	1,11	(—) 0,19	(—) 0,20
„ Roggen	0,52	0,73	0,79	(—) 0,26	0,22

Ein Vergleich dieser fünf Jahre untereinander zeigt hinsichtlich des Weizens für 1901 nnd 1902 nicht nur die kleinste Spannung, sondern auch eine Umkehr der Spannungsrichtung: die Preise waren in den beiden Jahren niedriger im Westen als im Nordosten, woranf das Zeichen (—) aufmerksam macht. Für Roggen zeigt das Jahr 1902 die kleinste Spannung dem Betrage nach, die größte Abweichung vom Normalen aber das Vorjahr, wo der Roggen im Westen hilliger war als im Nordosten.

In Jahres-Dnrchschnittspreisen sind die Spannungen natürlich verwischter als in denen der Monate. Die folgende Znsammenstellung zeigt die größte Monats-Preisspannnng zwischen dem Westen und dem Nordosten für jedes Jahr der Periode 1898 his 1902.

	1898	1899	1900	1901	1902
	Juni	Oktober	Juli	Juni	August
bei Weizen	4,25	1,21	1,91	(—) 0,78	(—) 0,99
	Mai	November	Juli	September	Juni
„ Roggen	2,43	1,55	2,04	(—) 0,53	1,07

Hieraus ergäbe sich — meint der amtliche Statistiker —, daß nur selten die Preisdifferenzen zwischen dem Westen nnd dem Nordoston für Brotgetreide belangreich genng wären, bei Eisenhahnverfrachtung Gewinn abznwerfen.

Auf den Wert dieser Zahlen nnd dio daraus zu ziehonden handels- und verkehrspolitischen Folgerungen näher einzngehn, wird sich noch Gelegenhoit finden.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Anzeigen

Alleinige Inseratenannahme durch
Hermann Weigel, Berlin C, Neue Friedrichstrasse 41/42
Preis für die zweigespaltne Nonpareillezeile 1 Mark. Umschlagseiten erhöhte Preise

Das beste, brillant ausgestattete nnd dabei billige, Buch für jeden, der sich über die deutsche Marine unterrichten will, auch für die reifere männliche Jugend geeignet.

Deutschlands Seemacht sonst und jetzt

Nebst einem Überblick über die Geschichte der Seefahrt aller Völker
von
Georg Wislicenus

Erläutert durch 8 farbige Einschaltebilder und 65 Textbilder von dem Marinemaler Willy Stöwer

Zweite, neubearbeitete und stark erweiterte Auflage

Preis: Elegant kartoniert 6 Mark

Eröffnung Mai 1903.

Carlton Hotel u. Restaurant Kons

Prachtbau Unter den Linden * Ecke Charlottenstraße

Berlin

Nächstgelegenes Hotel den Königl. Schlössern, Musseen,

dem Opern- und dem Schauspielhaus

2 Minuten vom Bahnhof Friedrichstrasse

Vornehmes erstklassiges Haus — Moderner Comfort

Kons & Pfennings
Hof-Traiteure

Es ist eine bekannte Tatsache, dass das Äussere einer Zigarre die Qualität nicht beeinflusst, weshalb auch gute Ausschuss-Zigarren der grossen Preisdifferenz halber vor reinsortierten bevorzugt werden. Hier in Bremen werden diese Vorteile schon seit langen Jahren ausgenutzt. Unsere Sortimentskiste I enthält von 10 verschiedenen hochfeinen Br. Marken je 33—34 Stück, zusammen 334 Stück (1/3 Mille)

Bremer Ausschuss-Zigarren (Fehlfarben),

welche rein sortierten Farben 75, 80, 86, 86, 92, 100, 108, 115, 115 u. 120 Mk. per Mille kosten. Diese versenden wir für den sehr billigen Preis von **Mark 20,—** franko. Alle Sorten sind leichte bis mittelkräftige milde Bremer Fabrikate mit hochfeinem Aroma und Geschmack, sowie schönem gleichmässigem Brand. Um einen Vergleich mit bisher gerauchten Qualitäten anstellen zu können, senden wir gern eine Kiste zur Probe und nehmen solche, wenn der Inhalt nicht voll befriedigt, jederzeit auf unsere Kosten zurück. In diesem Falle beanspruchen wir für entnommene Proben bis zu 10 Stück keine Vergütung und erstatten gezahlten Betrag sofort voll zurück. Für strenge reelle Bedienung bürgt der Ruf unserer Firma **Joh. Eggers & Co., Hemelingen b. Bremen.**

Nordische Erzählungen. Verlag v. Fr. Wilh. Grunow i. Leipzig

Allen Freunden einer gesunden und erfrischenden Lektüre empfohlen

Sophus Bauditz. Absaloms Brunnen. Erzählung. Ein Band. Fein geb. 6 Mark. — Spuren im Schnee und andre Erzählungen. Ein Band. Fein geb. 4 Mark. — Geschichten aus dem Forsthause. Ein Band. Fein geb. 6 Mark. — Die Chronik des Garnisonstädtchens. Roman. Ein Band. Fein geb. 7 Mark. — Wildmoorprinzeß. Roman. Zweite Auflage. Ein Band. Fein gebunden 6 Mark.

K. G. Brøndsted. Niels Glambäk. Wie er ein Mann wurde. Erzählung. Ein Band. Fein geb. 4½ Mark. — Der Vorreiter. Erzählung. Ein Band. Fein geb. 7 Mark. — Freiheit. Erzählung. Ein Band. Fein geb. 6 Mark.

Zacharias Nielsen. Die Kohlenbrenner. Erzählung. Fein geb. 5 Mark.

Björnstjerne Björnson. Über den hohen Bergen. Bauerngeschichten. Zwei Bände Fein geb. 10 Mark. Inhalt: Arne — Synnöve Solbakken — Ein fröhlicher Bursch — Der Brautmarsch — Eisenbahn und Kirchhof — Kleine Geschichten — Das Fischermädchen.

Magdalene Thoresen. Die Sonne des Siljethals. Mit Ola. Erzählungen. Ein Band. Fein geb. 6 Mark. — Signes Geschichte. Der Luknehof. Niels Lochmhaus. Erzählungen. Ein Band. Fein geb. 6 Mark. — An einsamen Küsten. Erzählungen. Ein Band. Fein geb. 5 Mark. Inhalt: Es lohnte sich — Dreimal gefunden — Die Schuld — Der Seelöwe — Die Liebeswahl.

Der deutsche evangelische Kirchenbund

Je näher die Möglichkeit rückt, daß die evangelischen Landeskirchen des Deutschen Reichs irgend welche gemeinsame Organisation erhalten, desto heftiger und lauter erhebt sich dagegen von mancher Seite der Widerspruch. Besonders nachdrücklich hat jetzt der Vorstand der kirchlichen Landeskonferenz für die beiden Großherzogtümer Mecklenburg seinen ablehnenden Standpunkt in einstimmigem Beschluß erklärt und begründet. Es lohnt darauf näher einzugehn, weil diese Erklärung alles wesentliche zusammenfaßt, was sich gegen den Plan sagen läßt.

Die Mecklenburger fürchten vor allem eine Gefährdung „der geschichtlich gewordnen Selbständigkeit und Eigenart der einzelnen Landeskirchen.“ Nun, was geschichtlich geworden ist, das kann auch geschichtlich wieder anders werden. Die römische Kirche ist klüger; sie beruft sich, gleichviel mit welchem Recht, für ihre im Papsttum gipfelnde Verfassung nicht auf die historische Entwicklung, sondern auf den Auftrag Christi an Petrus, dessen majestätische Worte in goldnen Riesenlettern in der Peterskuppel prangen: Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam et tibi dabo claves regni coelorum; sie rückt sie damit für jeden, der an diese ausschließliche Vollmacht für den „Fürsten der Apostel“ glaubt, aus aller Debatte, als eine göttliche, in der Heiligen Schrift begründete Institution, die zwar zeitlichen Wandlungen im einzelnen unterworfen ist, aber in ihrem Kerne, dem Primat des Bischofs von Rom als des Nachfolgers Petri und des Stellvertreters Christi, unanfechtbar dasteht. Die Verfassung und der Bestand der evangelischen Landeskirchen in Deutschland kann sich auf kein Wort der Heiligen Schrift berufen; sie sind, wie sie heute sind, in der Tat durchaus das Ergebnis einer ganz bestimmten, geschichtlichen Entwicklungsstufe, die im allgemeinen großenteils längst überwunden ist; sie sind sogar aus einem Notstande hervorgegangen. Was Luther anfangs wollte, das war bekanntlich die deutsche Nationalkirche unter dem Regiment der deutschen Bischöfe und unter der Ehrenvorstandschaft des Papstes. Erst als sich die Bischöfe seiner Reformation versagten, und die Reichsgewalt im Bunde mit dem Papsttum ihn ausstieß, als dann sich sein erster Versuch, die Kirche auf die Gemeinde zu gründen, als unausführbar erwiesen

und der Beschluß des Reichstags von Speier 1526 den Landesherren nicht nur die Kirchenhoheit, das ius circa sacra, sondern tatsächlich sogar das ius in sacra, die Aufstellung der Dogmen, der gottesdienstlichen Ordnung u. s. f. zugestanden hatte, um der wachsenden Verwirrung zu steuern, da nahmen diese als „Notbischöfe" die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse selbständig in die Hand. So erwuchsen allmählich ebensoviele Landeskirchen, als evangelische Territorien vorhanden waren, und die Verträge von Passau 1552 und von Augsburg 1555 gaben dieser Entwicklung die reichsrechtliche Grundlage. Aber die damaligen Landeskirchen waren etwas wesentlich andres, als es die heutigen sind; sie beruhten auf der Einheit der Konfession innerhalb des Territoriums, sie waren Staatskirchen und schlossen nach dem Grundsatze cuius regio, eius religio, der die Entscheidung auch über den Bekenntnisstand in die Hände des Landesherrn legte, jede andre Konfession als anerkannte Religionsgenossenschaft vom Staatsgebiet aus, ohne allerdings eigentlichen Gewissenszwang zu üben oder gar die Andersgläubigen als Ketzer zu behandeln und zu bestrafen. Die heutigen evangelischen Landeskirchen, wie sie sich seit dem Westfälischen Frieden entwickelt haben, sind etwas ganz andres. Die alte konfessionelle Geschlossenheit der Territorien ist zerstört, alle deutschen Staaten sind heute mehr oder weniger stark konfessionell gemischt, und allen Untertanen ist die Kultusfreiheit verfassungsmäßig gewährleistet. In den überwiegend protestantischen Staaten umfaßt die Landeskirche zwar den größten Teil der Staatsangehörigen, und der Landesherr gilt, sofern er protestantisch ist, als oberster Landesbischof, aber das Kirchenregiment führt in seinem Auftrag eine kirchliche Oberbehörde, die gesetzgebende Synoden zur Seite hat; persönlich übt er kaum einen Einfluß. Dagegen nimmt er auch seinen katholischen Untertanen gegenüber das Recht der Oberaufsicht, das ius circa sacra als ein selbstverständliches Recht, einen Ausfluß der Staatsgewalt in Anspruch. In dieser Gestaltung ist Brandenburg-Preußen den übrigen deutschen Staaten vorangegangen; es hat später, 1817, die Union, die Verbindung der beiden protestantischen Konfessionen nicht in der Lehre, aber in der Kultusordnung und in der Verfassung durchgesetzt, die dann unter ähnlichen Verhältnissen auch in Nassau, in der Rheinpfalz und in Baden Eingang gefunden hat.

Bei dem engen Zusammenhange mit den Staaten haben die Landeskirchen auch deren Schicksale geteilt. Wie jene, so haben deshalb auch diese durch die Gebietsveränderungen von 1803, 1806, 1815 und 1866 die allerstärksten Umwandlungen ihres Bestandes erfahren. Zahlreiche kleine Landeskirchen sind mit größern vereinigt worden, wie die Territorien, denen sie entsprachen, mit größern Staaten, sie sind also verschwunden; die württembergische, die badische, die hessische Landeskirche sind in ihrem Umfange etwas völlig andres, als sie vor hundert Jahren waren, und die älteste aller, die kursächsische, hat einerseits 1815 die gute Hälfte ihres Gebiets an Preußen verloren, andrerseits die evangelische Kirche der Oberlausitz in sich aufgenommen, wo eine Landeskirche niemals bestanden hat, weil der Landesherr bis 1635 der katholische König von Böhmen war. Der preußische Staat hat es allerdings bei den großen Annexionen von 1866 vermieden, die lutherischen Landeskirchen der neuen

Provinzen in seine unierte Landeskirche aufzunehmen, und so stehn noch heute Schleswig-Holstein, Hannover und Hessen ebenso gut außerhalb wie Mecklenburg oder Sachsen. Was das preußische Staatsinteresse in dieser Beziehung wäre, ist ohne weiteres klar; der Wunsch nach einer engern Verbindung aller evangelischen Landeskirchen ergibt sich deshalb auch aus den besondern Verhältnissen Preußens, obwohl er keineswegs von dort ausgegangen ist.

Was diese Landeskirchen in ihrer Vereinzelung als sozusagen souveräne Körperschaften geleistet haben und noch leisten, das könnte nur die Unbilligkeit verkennen. Sie haben trotz aller zuzeiten hervortretenden Engherzigkeit der neuen Lehre und der auf sie begründeten grundsätzlichen Anerkennung der Glaubens- und der Denkfreiheit in den Zeiten schwerster Bedrängnis Schutz gewährt und damit einen unermeßlichen Fortschritt nicht nur der deutschen Welt vermittelt, sie haben an der Ausbildung namentlich des Volksschulwesens einen hervorragenden Anteil gehabt, sie haben mit der modernen Heranziehung der Gemeindemitglieder zur Kirchenverwaltung und zur synodalen Gesetzgebung ein uraltes christliches Prinzip in weitem Umfange verwirklicht, sie haben endlich eine rege Missionstätigkeit sich entfalten lassen und im Gustav-Adolf-Verein eine sehr wirksame Organisation zur Unterstützung ihrer Glaubensgenossen in der Diaspora ins Leben treten sehen, beides Dinge, die weit über die Grenzen der einzelnen Landeskirchen hinausgehn, die diese vielmehr in einer freilich nur idealen Einheit zusammenfassen. Kurz, sie haben im Laufe der Jahrhunderte die größten innern und äußern Wandlungen durchgemacht, und sie sind, äußerlich betrachtet, von dem Geschick der Staaten, denen sie ihr Dasein wie ihren Bestand verdanken, und denen sie angehören, immer aufs allerstärkste beeinflußt worden, unendlich mehr als die von jeher einheitlich zusammengefaßte römisch-katholische Kirche, die älter ist als jeder heute bestehende europäische Staat. Kein verständiger Mensch wird an dem, was sie geschichtlich geworden sind und heute sind, leichtsinnig rütteln wollen, und ein unhistorisches Beginnen wäre es vollends, ihren engen Zusammenhang mit dem Staate lösen zu wollen, etwa nach nordamerikanischem Vorbilde. Aber ist ihre heutige Gestaltung, das Ergebnis fortwährender Veränderungen, ein Zustand für alle Ewigkeit, ist er unantastbar? Ist es nicht vielmehr einer der größten Vorzüge der evangelisch-kirchlichen Institutionen, daß sie sich den wechselnden Bedürfnissen der Zeit anzuschmiegen wissen, statt ihnen das starre römische Non possumus entgegenzusetzen, das der römischen Kirche die Einordnung in die Entwicklung der Zeit so unendlich erschwert und sie in unausgesetzte Konflikte bringt?

Auch die deutschen Einzelstaaten haben äußerlich und innerlich die allergrößten Umwandlungen durchgemacht, vor allem in ihrem äußern Bestande. Denn auch sie sind zunächst als Notbehelfe entstanden, als die Reichsgewalt zerfallen war, weil ohne irgend eine Regierung eben kein Volk bestehn kann. Sie sind nicht, wie so oft gedankenlos gesagt oder angenommen wird, Schöpfungen des Stammesbewußtseins, sondern dynastische Gebilde. Die alten Stammesstaaten der Sachsen, Franken, Schwaben, Bayern u. s. f. hat schon das alte Kaisertum zerstört; von den heutigen Staaten ist jeder aus Teilen verschiedner Stämme zusammengesetzt. Preußen vereinigt Bruchstücke aller deutschen Stämme außer

den Bayern und umschließt auch den niedersächsischen Stamm nicht ganz; Sachsen führt seinen Namen ohne eigentlich historisches Recht, denn seine Bevölkerung ist thüringisch-fränkischen Ursprungs; Bayern heißt zwar so mit besserm Grunde, aber der größere Teil des alten bayrischen Stammes wohnt nicht innerhalb der blau-weißen Grenzpfähle, sondern in Österreich, und diese schließen auch Franken und Schwaben ein. Sogar Württemberg ist kein rein schwäbisches Gebiet, und Baden ist im nördlichen Drittel fränkisch. Ohne Zweifel drückt der vorwiegende Stamm dem Einzelstaat ein besondres, unterscheidendes Gepräge auf, aber das Sonderbewußtsein der Deutschen beruht, soweit es sich politisch äußert, nicht auf dem Stammesgefühl, sondern auf der Staatszugehörigkeit, es ist nicht niedersächsisch, fränkisch, schwäbisch, sondern preußisch, württembergisch, badisch, hessisch u. s. f., und an dem bayrischen Selbstgefühl nimmt der schwäbische Augsburger und der Franke von Würzburg gerade so gut teil wie der Altbayer von München und Ingolstadt. Diese Bruchteile verschiedner Stämme sind durch die Taten der Herrscherhäuser zusammengebracht und zusammengeschweißt worden, durch Erbschaft, Kauf, Eroberung, inmitten der Stürme der europäischen Politik, und sie haben sich gerade deshalb in ihrer Zusammensetzung fortwährend verändert. Der Territorialbestand der meisten heutigen deutschen Staaten ist noch keine hundert Jahre alt, der gegenwärtige Preußens noch nicht vierzig Jahre, und in diesen Veränderungen, an denen die Bevölkerung fast nur leidenden Anteil genommen hat, sind seit 1792 weitaus die meisten der damals vorhandnen deutschen Staaten als selbständige Gemeinwesen zu Grunde gegangen; von den im Jahre 1792 vorhandnen 289 Staaten bestanden im Jahre 1866 nur noch 34. Bekanntlich hat die Umwälzung, aus der schließlich das Deutsche Reich hervorging, weder vor diesem Bestande noch vor der bundestäglichen Souveränität der Mittel- und der Kleinstaaten Halt gemacht, sondern fünf von diesen vernichtet und die ebenso unhaltbare als ungeschichtliche Selbständigkeit der übrigen stark eingeschränkt. Es ist vergeblich, sich diesem wohltätigen Rechtsbruche gegenüber auf die Legitimität der Wiener Verträge von 1815 zu berufen, wie es die sogenannte Rechtspartei in Hannover und Hessen noch zu tun liebt; denn es ist nicht einzusehen, warum diese Legitimität besser, unantastbarer sein sollte, als die Legitimität des Westfälischen Friedens von 1648, dessen Gebietsverteilung die Fürstenrevolution von 1803 größtenteils über den Haufen warf. Höher als jedes dynastische und einzelstaatliche Recht stand und steht das Recht des deutschen Volks, das älter ist als alle seine modernen Staaten, sich eine Gesamtverfassung nach seinen Bedürfnissen zu geben.

Haben sich die deutschen Staaten im Strome der historischen Entwicklung gewandelt, stärker als die jedes andern europäischen Volks, weil sie großen Aufgaben der Nation nur sehr mangelhaft genügen konnten, so ist es auch ohne jede historische Begründung, wenn man sich auf „die geschichtlich gewordne Selbständigkeit und Eigenart der einzelnen Landeskirchen" beruft, um einen engern Zusammenschluß abzulehnen. War der Territorialbestand und die Souveränität der Einzelstaaten vor 1866 nicht auch etwas geschichtliches gewordnes? Aber die Mecklenburger haben daneben noch einen andern, mehr innerlichen Grund,

Digitized by Google

sie fürchten eine Gefährdung des Bekenntnisstandes. Darin liegt zunächst ein zweifacher, grundsätzlicher, dem Geiste des Protestantismus widersprechender Irrtum. Erstens ist jedes kirchliche Bekenntnis überhaupt der Ausdruck des religiösen Bewußtseins einer bestimmten Entwicklungsstufe, also einer bestimmten Zeit, ein Zeugnis, nicht ein für alle Zeiten verbindliches Gesetz. Auch die scheinbar so starre Dogmatik der römischen Kirche ist in beständiger Umwandlung begriffen und hat noch 1870 mit der Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit in Glaubenssachen einen neuen wichtigen Abschnitt erreicht. Die Augsburger Konfession von 1530 war der religiöse Ausdruck der Reformationszeit, sie erfuhr noch im sechzehnten Jahrhundert manche Veränderungen. Seitdem ist eine neue protestantische Bekenntnisbildung nicht mehr versucht worden. Ganz natürlich, denn die evangelischen Kirchen haben keine Autorität, die über den Glauben richten könnte; das ist das Zweite, was die mecklenburgische Landeskonferenz übersehen hat. Ihre Konsistorien können auch einen Geistlichen, der dem Bekenntnis, auf das er verpflichtet ist, untreu wird, nicht aus der Kirche stoßen, sie können ihn höchstens von seinem Amte entfernen, aber eine solche Maßregel erregt allemal das größte Aufsehen und wird deshalb nur in den allerdringendsten Fällen angewandt; eine Glaubensentscheidung zu treffen, ein Dogma neu zu definieren, ein neues Bekenntnis aufzustellen ist kein Konsistorium und keine Synode befugt. Eine solche Befugnis würde bei uns notwendigerweise zu einer unerträglichen kirchlichen Parteityrannei führen, bei der jede augenblicklich herrschende Richtung behaupten würde, daß sie und nur sie die religiöse Wahrheit vertrete, wie es im Zeitalter der lutherischen Orthodoxie, in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, tatsächlich geschehn ist, und das würde eine fortwährende Absplitterung von Sekten oder völlige kirchliche Gleichgiltigkeit herbeiführen. Auch könnten sich dogmatische Festsetzungen ergeben, die im besten Fall nur eine einzelne Landeskirche verpflichteten; und wie nun, wenn einer Entscheidung dieser Art, die in Sachsen getroffen würde, in der altpreußischen oder in der württembergischen Landeskirche die Anerkennung verweigert würde? Es gibt nicht einmal ein auf Deutschland beschränktes evangelisches Bekenntnis; soll es da etwa eine sächsische oder eine mecklenburgische Konfession geben? Deutlich tritt hier wieder der Gegensatz zwischen evangelischem und römischem Kirchenwesen heraus. Was der Papst ex cathedra als Glaubenssatz verkündet, das ist für jeden Katholiken ohne weiteres unverbrüchliches Gesetz, auf seine persönliche Meinung und Überzeugung kommt nicht das allermindeste an, er hat zu gehorchen oder aus der Kirche zu scheiden, denn die römische Kirche ist vor allem Macht, die Herrschaft des Klerus als der Wissenden und Geweihten über die Laien, und deren Behauptung ist ihr oberster Zweck. Den Protestanten bindet allein sein Gewissen, auch den protestantischen Geistlichen; allein mit seinem Gewissen hat er es auszumachen, ob seine religiöse Überzeugung dem Bekenntnis seiner Kirche entspricht. Ist das nicht mehr der Fall, dann allerdings gebietet ihm sein Gewissen, aus dem Amte zu scheiden. Aber die oberste, die einzig verbindliche Glaubensautorität ist für ihn wie für jeden Evangelischen nicht irgendwelches Bekenntnis, sondern die Heilige Schrift, deren „Wahrheitsgehalt aus-

zuschöpfen die Aufgabe der theologischen Wissenschaft ist," und in der Heiligen Schrift Neuen Testaments findet sich nur das eine schlichte Bekenntnis, dort, wo Christus bei der Einsetzung der Taufe das ganze Christentum als die Gemeinschaft des Menschen mit dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geist bestimmt.*) Die Kirche des Evangeliums will eben auf dem persönlichen Verhältnis des Menschen zu Gott beruhen, und dieses ist Sache der persönlichen Überzeugung und Erfahrung. Darin liegt ihre innere Stärke und ihre äußere Schwäche, die katholische Denker immer wieder befremdet und zuweilen zu der Meinung verführt, der Protestantismus habe keine Zukunft. Zwischen evangelischer Freiheit und römischer Autorität gibt es freilich keine Vermittlung. Mit vollem Rechte hat deshalb Gustav Schmoller in der großen Debatte des preußischen Herrenhauses am 3. April, die sich in der Tat auf der Höhe ihres Gegenstandes, des Verhältnisses zwischen theologischer Wissenschaft und religiösem Glauben, hielt, seinen Kollegen zugerufen: „Man muß vor allem zugeben, daß unsre evangelische Kirche auf diesem Standpunkt der Freiheit begründet ist, daß sie mit diesem Standpunkte steht und fällt. Wenn Sie ihr diese Freiheit nehmen wollen, dann gibt es nur eins: kehren Sie in den Schoß der katholischen Kirche zurück!" In der Tat, wer Autorität sagt, der sagt Papst, oder er sagt gar nichts. Auf den ganz und gar unprotestantischen Standpunkt der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, wo protestantische deutsche Landesherren jeden Geistlichen und Lehrer, der sich nicht irgendwelcher Veränderung des Bekenntnisses der Landeskirche unterwarf, aus Amt und Brot stießen, kann heute auch Mecklenburg nicht zurückkehren; die Mahnung der besorgten kursächsischen Pfarrersfrau an ihren schwankenden Gatten: „Schreibet, lieber Herre, schreibt, auf daß Ihr bei der Pfarre bleibt," wird und darf in deutschen Landen niemals und nirgends wieder gehört werden, auch in Mecklenburg nicht.

Hat nun die dortige Landeskonferenz den Charakter eines kirchlichen Bekenntnisses ebenso verkannt wie den notwendigen Mangel einer Glaubensautorität in der protestantischen Kirche, so verkennt sie nicht minder die innerliche Stellung der doch wohl überwiegenden Mehrzahl der gebildeten Protestanten zu dem Bekenntnis ihrer Landeskirche. Auf die religiöse Weltanschauung des sechzehnten Jahrhunderts, wie sie in den damals festgestellten protestantischen Bekenntnisschriften niedergelegt worden ist, läßt sich der moderne Mensch schlechterdings nicht mehr verpflichten, auch der Theologe nicht. Man frage doch nur einmal, wieviele gebildete Protestanten sich über die sogenannten Unterscheidungslehren wirklich klar sind. Sogar Kernsätze der Augustana, wie der von der satisfactio vicaria, werden heute von nicht wenig evangelischen Theologen stillschweigend oder offen preisgegeben. Denn was Luther suchte und gefunden zu haben glaubte, das war das Christentum des Paulus, das ihm mit der

*) Ganz in diesem Sinne lautet z. B. der Religionseid der sächsischen Theologen: „Ich gelobe vor Gott, daß ich das Evangelium von Christo, wie dasselbe in der Heiligen Schrift enthalten und in der ersten ungeänderten Augsburgischen Konfession und sodann in den übrigen Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche bezeugt ist, nach bestem Wissen und Gewissen lauter und rein lehren und verkündigen will."

echten Lehre Christi zusammenfiel; was wir heute suchen und zu finden hoffen, das ist das Christentum Christi, die unvergleichliche Persönlichkeit Christi, die sich in der Auffassung des Paulus schon vielfach verändert haben, weil schon dieser seine jüdisch-hellenische Spekulation auf sie anwandte. Trotz dieser vielfachen Abwendung von dem positiven Bekenntnis wird man nicht behaupten können, daß unsre Zeit irreligiös sei, im Gegenteil, das religiöse Interesse ist heute auch bei den Protestanten unzweifelhaft wesentlich stärker als vor fünfzig Jahren. Das beweist die rege Tätigkeit der protestantischen „Laien" in der Kirchenverwaltung und in der kirchlichen Liebespflege, das zeigt die tiefe Erregung, die eine scheinbar so ganz wissenschaftliche Frage wie die nach dem Verhältnis der assyrisch-babylonischen Kultur zum Alten Testament in weite Kreise getragen hat. Was die Mehrheit der gebildeten Protestanten ablehnt, das ist nicht die Religion, sondern der enge Konfessionalismus und die Bindung an die dogmatischen Feststellungen des sechzehnten Jahrhunderts, die doch auch damals keineswegs unbestritten gewesen sind. „Wollen Sie, so fragte Schmoller am 3. April das Herrenhaus, Männern wie Melanchthon und Zwingli den Namen von Christen abstreiten, weil sie nicht ganz orthodox im Sinne Luthers waren?" Wollte die protestantische Kirche den Glauben an den Buchstaben der Bekenntnisse zu ihrer Richtschnur erheben, so würde sie nur den religiösen Indifferentismus, die Abkehr von der Kirche fördern, also auf die Gebildeten eine ähnliche Wirkung erzielen, wie der Katholizismus in den romanischen Ländern, wo die gebildeten Männer der Kirche einfach feindlich gegenüberstehn, nur mit dem wichtigen Unterschiede, daß er dort in den breiten Volksmassen fester wurzelt, als irgend eine protestantische Kirche bei uns. Gewiß kann keine Kirche ohne ein bestimmt formuliertes Bekenntnis, ohne articuli stantis et cadentis ecclesiae bestehn, wie in jener Debatte der Generalsuperintendent Oberhofprediger Dryander gesagt hat, schon um der Masse willen, die zu einer selbständigen religiösen Überzeugung unfähig ist. Aber die protestantischen Kirchen haben, wie derselbe positivgesinnte Geistliche weiter ausführte, kein Recht, der evangelischen Theologie ein: Bis hierher und nicht weiter! zuzurufen; wer das tun wollte, „der würde unsrer evangelischen Kirche einen schlechten Dienst, ja Schaden tun." Sie kann nur erwarten, daß die theologischen Lehrer „in sich selbst die freie Stellung zu ihrer Wissenschaft und das warme Bekenntnis des Glaubens nicht mehr als Gegensätze, sondern als übereinstimmend empfinden"; vor den schweren Kämpfen, die solchem Ausgleich oft vorangehn, kann und soll sie ihre Jünger nicht bewahren, und sie hat nicht das Recht, irgend jemand den Namen eines evangelischen Christen zu bestreiten, „so lange er die Heilige Schrift als Grundlage des evangelischen Glaubens ansieht." (Dr. Bierling im Herrenhause am 3. April.)

Kurz und gut: die Forderung der „Wahrung des Bekenntnisstandes" verlangt entweder etwas, was heutzutage unmöglich ist und dem Prinzip des Protestantismus widerstreitet, oder sie ist etwas, was einem engern Zusammenschluß der evangelischen Landeskirchen schlechterdings nicht im Wege steht. Ja noch mehr: die Befürchtung, daß durch einen solchen Zusammenschluß der Bekenntnisstand der einzelnen Landeskirchen gefährdet werden könne, ist ebenso

unbegründet, wie die Angst vor einer Beeinträchtigung „ihrer geschichtlich gewordnen Selbständigkeit und Eigenart." In feierlicher Stunde hat der Kaiser am 26. Dezember 1901 in Gotha, indem er eine „Einigung der evangelischen Kirchen Deutschlands in den für sie gedachten Grenzen" als „ein hohes Ziel seines Lebens" bezeichnete, ausdrücklich erklärt, er sei „fern davon, auch nur in Wünschen und Hoffnungen der Selbständigkeit andrer (Kirchen) nahe zu treten." Auch die praktischen Erfahrungen der letzten Jahrzehnte beweisen, daß daran in der Tat nie gedacht worden ist. Wenn die mächtige unierte Landeskirche der alten preußischen Provinzen die lutherischen Landeskirchen der neuen Provinzen im Rahmen desselben Staats ruhig neben sich bestehn läßt und selbst in ihrem eignen Innern die verschiednen Bekenntnisse nicht angetastet hat, wenn die sächsische Landeskirche der kleinen Oberlausitz ihre eigentümliche Kirchenverfassung (ohne Superintendenten) gelassen hat, dann ist doch dasselbe bei einer wie immer gearteten engern Zusammenfassung aller deutschen Landeskirchen erst recht zu erwarten. In der Tat lautet Paragraph 2 des jetzt eben von der Weserzeitung veröffentlichten „Vorschlags" (des Ausschusses der Eisenacher Kirchenkonferenz) für die Begründung des „Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses wörtlich: „Auf den Bekenntnisstand und die Verfassung der einzelnen Landeskirchen erstreckt sich die Tätigkeit des Ausschusses nicht. Ebenso bleiben die kirchenregimentlichen Rechte der Landesherren unberührt." Was erstrebt wird, das ist also weder die Aufstellung eines neuen, gemeinsamen Bekenntnisses, wozu alle Voraussetzungen fehlen würden, noch auch ein Eingriff in die übrigens doch in den Grundzügen einander sehr ähnlichen Verfassungen der einzelnen Landeskirchen, sondern nur die Begründung eines gemeinsamen dauernden Organs zur Wahrung ihrer gemeinsamen Interessen im Anschluß an die längst bestehende Eisenacher Kirchenkonferenz, in weiterer Ausgestaltung der Ideen, die dem Gustav-Adolf-Verein und dem Evangelischen Bunde zu Grunde liegen. Als solche Aufgaben des neuen Kirchenbundes — wie wir anstatt des schrecklichen Wortes „Kirchenausschuß" sagen möchten — bezeichnet jener Vorschlag: „Er hat die Aufgabe, die (Eisenacher) Konferenz in der ihr obliegenden Förderung einer einheitlichen Entwicklung der Zustände der einzelnen Landeskirchen zu unterstützen. Er hat ferner das gemeinsame Interesse der deutschen evangelischen Landeskirchen nach außen zu vertreten, 1. in Bezug deren Verhältnis zu andern deutschen und außerdeutschen Kirchengemeinschaften wie zu nicht christlichen Religionsgemeinschaften; 2. die kirchliche Versorgung der Evangelischen in den deutschen Schutzgebieten; 3. die Förderung kirchlicher Einrichtungen für die evangelischen Deutschen im Auslande, sowie der Seelsorge unter deutschen Auswandrern und Seeleuten." Das sind doch wahrhaftig Ziele, denen jeder Protestant nur aufs wärmste zustimmen kann, Ziele, die sich ausschließlich sozusagen auf die auswärtige Politik der evangelischen Gesamtkirche richten, ihre innern Verhältnisse gar nicht berühren. Ein solches Organ würde seine Stimme mit ganz anderm Nachdruck erheben können, als etwa eine Provinzial- oder Landessynode, die gegen irgend einen Ausfall einer päpstlichen Allokution oder eines Katholikentages den üblichen geharnischten Protest erhebt, und sie würde vor allem das Gefühl des Zu-

sammenhangs stärken. Gerade dieses brauchen die evangelischen Deutschen so nötig wie das tägliche Brot. Die Abschließungstendenzen der orthodoxen Lutheraner gegenüber den Reformierten und den Unierten sind ein trauriger Anachronismus aus dem sechzehnten Jahrhundert, und hinter diesem kirchlichen Partikularismus versteckt sich nicht selten, wie in Hannover, in Mecklenburg und im alten Kurhessen, der auf seinem eignen Gebiete, Gott sei Dank, besiegte politische Partikularismus, außerdem auch wohl die Furcht, daß so manches Kirchenlicht, das sich zu Hause als eine helle Fackel dünkt und dafür gilt, in einem größern Verbande, und wenn man sich erst daran gewöhnt hat, über die eignen Grenzpfähle etwas hinauszusehen, als ein recht schwaches Lichtstümpfchen erscheinen würde.

Die Angst, daß die altpreußische Landeskirche, deren Evangelischem Oberkirchenrat in Berlin die Leitung der Geschäfte übertragen werden soll, als die mächtigste die Führung an sich reißen würde, entspringt sicher teilweise solchen Motiven, hat aber im übrigen keinen Grund. Den neuen Verband werden die tüchtigsten Männer regieren, sie mögen Altpreußen, Sachsen oder Mecklenburger sein, und erst dann wird ganz klar werden, über welche reichen geistigen Kräfte das evangelische Deutschland verfügt. Allerdings fürchten nun manche treuevangelische Männer nicht nur das Übergewicht der preußischen Landeskirche, sondern auch die Abhängigkeit vom Kaiser als deren Summus episcopus (was nun freilich eine leere Vermutung ist), und manche meinen sogar, mit der vom Reichskanzler eingenommenen Stellung zum Paragraphen 2 des Jesuitengesetzes habe die preußische Landeskirche das Recht auf die Leitung des deutsch-evangelischen Kirchenbundes verwirkt. Diesen Gedanken führt ein Aufsatz in der Deutschen Evangelischen Korrespondenz, der den Titel trägt: „Ein Trümmerhaufen“ näher aus. Der Trümmerhaufen besteht nämlich aus den auf die engere Verbindung der evangelischen Landeskirchen gerichteten Bestrebungen, und diese in Trümmer geschlagen zu haben ist das Verdienst oder vielmehr die Schuld des Reichskanzlers, dessen „unvorsichtige Hand wieder einmal unvermutet und ohne zwingenden Grund in das kirchenpolitische Getriebe des Deutschen Reichs“ eingegriffen hat, indem er für die Aufhebung des Paragraphen 2 die siebzehn preußischen Stimmen des Bundesrats nicht etwa abgegeben, sondern nur abgeben zu wollen erklärt hat. Manche Leute auf protestantischer Seite scheinen wirklich sehr nervös zu werden und alle ruhige Überlegung zu verlieren. Also weil sich Graf Bülow als preußischer Ministerpräsident bereit erklärt hat, seinen amtlichen Einfluß für die Beseitigung einer Vollmacht aufzuwenden, die höchst selten, in den letzten Jahren überhaupt niemals angewandt worden, übrigens von den Katholiken immer als unbillig und entwürdigend empfunden worden ist, deshalb ist die preußische Landeskirche unfähig geworden, die ihr zugedachte Führung der deutschen Landeskirchen zu übernehmen! Hat sich denn etwa das Regiment der preußischen Landeskirche für die Aufhebung des Paragraphen 2 ausgesprochen? Und wird sie etwa von dem Reichskanzler regiert? Weder das eine noch das andre! Wenn jedes Zugeständnis an die katholische Kirche als eine Beeinträchtigung der evangelischen empfunden wird, wenn man sich vor den paar Jesuiten fürchtet, die wir vielleicht mehr ins Reich bekämen

— als wenn es keine Bücher und keine Presse gäbe, — wohin geraten wir? Der Deutsche Kaiser und König von Preußen kann nicht die Rolle des Direktors eines Corpus evangelicorum spielen, wie der Kurfürst von Sachsen im siebzehnten Jahrhundert sie mit geringem Erfolg gespielt hat; er ist zwar der Summus episcopus der altpreußischen Landeskirche und als der mächtigste evangelische Fürst auch der mächtigste Schirmherr der Evangelischen überhaupt, an dessen protestantischer Überzeugungstreue auch nicht der leiseste Zweifel erlaubt ist, aber er muß auch der Schutzherr seiner katholischen Untertanen sein und hat hundertmal gezeigt, daß er es sein will und wirklich ist. Konfessionelle Politik kann und soll er nicht treiben, Gott bewahre uns vor jedem solchen Versuch; das wäre ein Rückfall in die schlimmste Zeit des sechzehnten Jahrhunderts, die den Dreißigjährigen Krieg erzeugte. Gerade weil in unserm Volke, trotz der schlimmsten Erfahrungen, immer noch etwas von solchem unseligen Parteigeiste steckt, weil es der natürliche Zustand des Deutschen zu sein scheint, zu protestieren und zu opponieren und unter allen Umständen seinen Kopf aufzusetzen, mag aus dem Vaterlande werden, was da will, müssen die Besonnenen von beiden Seiten zusammenstehn, um diesen Parteigeist niederzuhalten.

Wenn man von protestantischer Seite die ultramontane Hochflut fürchtet, so ist das beste Mittel dagegen eben der Zusammenschluß der evangelischen Landeskirchen, nicht das Verharren in der bisherigen Absonderung, die über eingebildeten Gefahren für Bekenntnisstand und Selbständigkeit die gemeinsamen Interessen übersieht. Eine zunächst nur beabsichtigte, noch gar nicht einmal durchgeführte kirchenpolitische Maßregel der preußischen Regierung kann an dieser Notwendigkeit nicht das mindeste ändern und kann auch die Stellung der altpreußischen Landeskirche zu der ganzen Frage nicht berühren. Und wenn wirklich, wie die Deutsche Evangelische Korrespondenz erzählt, „ehrliche protestantische Männer Preußens in den letzten Wochen unter der Hand ihren nichtpreußischen Freunden offen das erschütternde Geständnis abgelegt haben: Ich schäme mich zur Zeit ein Preuße zu sein, so ist das eine beklagenswerte Verirrung. Wer deshalb, weil ihm eine Maßregel seiner Regierung einmal nicht gefällt, den Glauben an seinen stolzen Staat verlöre und sich gar schämte, ihm anzugehören, der wäre nicht wert, ein Preuße zu sein. Und wem die Erhaltung unbeschränkter landeskirchlicher Selbständigkeit über das evangelische Gesamtinteresse geht, wem auch das kleinste Opfer dafür zu viel ist, der gehört nicht in den Anfang des zwanzigsten, sondern ans Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Auch in dieser entscheidenden Zukunftsfrage muß und wird der alte Spruch gelten, und zwar in allen seinen Teilen:

In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.

*

Zollvereine

Der mitteleuropäiſche Zollverein — Der Imperialismus in England — Panamerika

Von L. O. Brandt in Düſſeldorf

Das Intereſſe unſrer Tage wird vorwiegend von den Verhandlungen in Anſpruch genommen, die in Deutſchland und rings um uns über die Neugeſtaltung der Handelspolitik ſtattfinden. Bei dieſer Gelegenheit wird auch die alte Frage einer größern Zollunion Deutſchlands mit ſeinen Nachbarländern wohl hie und da erörtert; ſie hat in der letzten Zeit wieder eine neue Beleuchtung durch die Anträge des Grafen von Schwerin-Löwitz auf dem ſiebenten internationalen landwirtſchaftlichen Kongreß erfahren, der in Rom vom 13. bis 17. April 1903 getagt hat. Wir kommen auf dieſe Anträge noch zu ſprechen. Es verlohnt ſich, einmal auf die Frage des mitteleuropäiſchen Zollvereins im einzelnen einzugehn, weil ſich der Blick weitet, wenn wir ſie in ihren Folgen ganz durchdenken. Notwendig müſſen ſich daran Betrachtungen über die Pläne für große Zollunionen anſchließen, die in andern Ländern aufgetaucht ſind. Die kritiſche Betrachtung dieſer Pläne iſt auch deshalb nützlich, weil der Bund der Landwirte mit dem Begriff des „geſchloßnen Wirtſchaftsgebiets," der dabei eine große Rolle ſpielt, neuerdings viel arbeitet, ja eigentlich ſeine Grundſätze auf der Einbildung aufgebaut hat, man könne auch Deutſchland zu einem ſolchen „geſchloßnen Handelsſtaate" machen. Und zwar geſchieht dies ausdrücklich unter dem Hinweis darauf, daß die großen Weltreiche einen ſolchen Zuſtand ganz oder teilweiſe ſchon verwirklicht hätten. Wir werden bei unſern Betrachtungen mehrfach auf dieſen Gedankengang ſtoßen. Dieſe ſollen ſich nun nicht in Einzelheiten verlieren, ſondern nur die wichtigſten Grundgedanken hervorheben. Wer eine eingehendere Unterrichtung wünſcht, ſei auf die Arbeiten von Profeſſor Dr. Sartorius von Waltershauſen in der Zeitſchrift für Sozialwiſſenſchaft (1900 und 1902), von Profeſſor Dr. Dietzel in der Nation (1900) und von Dr. Arndt in ſeinem Buche „Wirtſchaftliche Folgen der Entwicklung Deutſchlands zum Induſtrieſtaat" (Berlin, 1899) verwieſen, deren Ergebniſſe von uns zum Teil benutzt worden ſind.

Es haben ſich in neuerer Zeit drei nationale Gebiete volkswirtſchaftlich gewaltig entwickelt, Rußland und die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die beide über ſo große Bodenflächen gebieten, daß ſie, wie man behauptet, am eheſten noch die Forderung erfüllen können, ein vollſtändiges Gleichgewicht der Gütererzeugung und des Güterverbrauchs innerhalb ihrer eignen Grenzen herzuſtellen, d. h. ein ſogenanntes geſchloßnes Wirtſchaftsgebiet zu ſein. Ein

drittes Gebiet, England mit seinen Kolonien, ist nach dieser Anschauung in ähnlicher Lage. Angesichts dieser Entwicklung hat man sich gesagt: Die alten europäischen Kulturvölker verfügen nicht über so große Räume, sie können auf ihrem Boden eine wachsende Bevölkerung kaum mehr ernähren, die Erzeugung ihrer Gewerbe nicht im Innern unterbringen, sie können der gleichmäßigen, gewaltigen, festen Zollgrenze jener Staaten nichts ähnliches entgegensetzen; sie müssen sich also vereinigen, wenn sie jenen großen, volkswirtschaftlich so mächtigen Ländermassen das Gleichgewicht halten wollen. Ist es auch ausgeschlossen, dies durch eine politische Einigung, durch ein vollständiges Aufgehn der europäischen Länder ineinander zu erreichen, so muß man mindestens größere Zollvereine schaffen. Aus dieser Gedankenreihe ist der Plan einer mitteleuropäischen Zollunion entsprungen.

Bevor wir ihn im einzelnen betrachten, wollen wir noch einige Bemerkungen vorausschicken.

Unter einer Zollunion verstehn wir im großen und ganzen — es kommen davon allerlei Abweichungen vor — die Vereinigung von zwei oder mehreren politisch selbständigen und selbständig bleibenden Staaten zu dem Zweck, eine gemeinsame Zoll- und Handelspolitik zu treiben. Das Gebiet der Zollunion umschließt eine Zollgrenze, im Innern herrscht im wesentlichen annähernd Zollfreiheit, die Zölle werden von einem gleichförmig organisierten Beamtenapparat erhoben und nach einem bestimmten Verhältnis verteilt. So ist seinerzeit der Deutsche Zollverein 1828 entstanden, der jetzt noch die Grundlage unsrer Zollpolitik ist. Auch er geht über die Grenzen Deutschlands noch hinaus, da er Luxemburg mit umfaßt.

Die Zollunion hat deshalb große Vorzüge, weil sie auf größerm Gebiet im Innern eine reichere Absatzgelegenheit schafft und die Zolleinnahmen mindestens dadurch vermehrt, daß die Ausgaben, die Verwaltungskosten, verringert werden. Daß die Ausgaben einer gemeinsamen Zollverwaltung viel geringer sind, als die vieler kleiner Volkswirtschaften, kann man sich am besten klar machen, wenn man sich vorstellt, daß vor 1828 jeder deutsche Staat eine Zollgrenze hatte und die Zollverwaltung selbständig führte. Wie viele Hunderte von Meilen Zollgrenze sind nach der Errichtung des Zollvereins weggefallen, und damit die Kosten für ihre Überwachung und die Zollverwaltung! In der Übergangszeit spielen ja natürlich auch die plötzlich wegfallenden Zolleinnahmen für die eine Zollunion abschließenden Staaten eine Rolle. Sie werden aber ausgeglichen durch eine Verringerung der Ausgaben und durch die erfahrungsgemäß zunehmende Produktivität der Volkswirtschaft. Immerhin können diese Summen ins Gewicht fallen, vor allem bei einem Staate, der seine Einnahmen vorwiegend auf den Zöllen aufgebaut hat. Professor Sartorius von Waltershausen berechnet, daß wenn Österreich-Ungarn, die Niederlande, die Schweiz und Dänemark mit Deutschland eine Zollunion eingingen, Deutschland plötzlich einen Ausfall an seinen Zöllen von etwa 95 Millionen Mark hätte.

Von Bedeutung für die Volkswirtschaft ist es, daß das Gebiet, auf dem sie betrieben wird, geographisch abgerundet ist, daß es vor allem den ungehinderten Zugang zu allen Meeren und schiffbaren Flüssen hat. Wie lange ist es her,

daß Preußen und Süddeutschland vom Meere vollständig abgeschlossen waren, wenigstens von der Nordsee, die für den Weltverkehr allein in Betracht kommt. Ihre Küsten waren in der Hand von Holland, Hannover, Bremen, Hamburg und Dänemark. Deutschland hat nur einen großen Strom ganz, die Weser, alle andern sind an dem Unter- oder Oberlaufe in der Hand des Auslandes. Hier könnte ein größerer Zollverein also auch für Deutschland allerlei Nützliches schaffen. Selbstverständlich ist auch die Möglichkeit verschiedner Gütererzeugung und deren Verbreitung, die Ernährung großer Volksmengen auf der großen Bodenfläche der Zollunion größer als auf verschiednen kleinern Gebieten, und damit auch vielleicht die geistige Leistungsfähigkeit.

Es lag vor allem in der Zeit, wo Österreich noch gewohnt war, in deutschen Angelegenheiten ein entscheidendes Wort mitzureden, nahe, der Idee, die im Zollverein verwirklicht worden war, eine größere Ausdehnung zu geben, und zunächst dachte man daran, daß Österreich selbst dem Zollverein beitreten solle. Das zu verhüten, ist eine der wichtigsten Aufgaben des preußischen Staates im Zollverein gewesen. Wenn Preußen unter Manteuffel und dem jüngst verstorbnen Delbrück im Zollverein freihändlerische Bahnen einzuschlagen begann, wenn man sogar mit Frankreich 1862 einen Handelsvertrag abschloß, so war immer der Wunsch maßgebend, das schutzzöllnerische Österreich von dem Zollvereine fernzuhalten. Als man dem verstorbnen Delbrück seinen Nekrolog schrieb und ihn als radikalen Freihändler bezeichnete, hatte man allerdings Recht, aber die Gerechtigkeit fordert es doch, hervorzuheben, daß seine freihändlerische Betätigung in den Zeiten des Zollvereins ebenso sehr der politischen Notwendigkeit wie der theoretischen wirtschaftlichen Überzeugung entsprang. Der Gedanke der mitteleuropäischen Zollunion ist aber bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben, er hat immer noch eine Reihe von Anhängern, vor allem in Österreich, und der Grundstock bleiben immer Deutschland und Österreich. Der Vater des Gedankens ist der österreichische Handelsminister Bruck, der im Oktober 1849 die Handelsvereinigung der beiden Staaten als Programm aufstellte. Dieser Zollbund soll den innern, zollfreien Markt für die beiden Nationen erweitern, das politische und handelspolitische Gewicht nach außen stärken. Man sagt sich, ein Zollbund, der beide Staaten umfaßt, ist vom Weltmarkt unabhängiger als jeder der Staaten für sich. Je gefahrdrohender die Konkurrenz der großen Länderkomplexe wie Rußland und die Vereinigten Staaten werde, die in sich selbst alle Bedürfnisse des Lebens und Schaffens befriedigen können, desto wichtiger werde es, ähnliche große Länderkomplexe in Europa auf dem Wege der Zollunion zu schaffen. Die Idee des mitteleuropäischen Zollvereins ist dann auch ausgedehnt worden auf Frankreich. Deutschland, Österreich und Frankreich sollen einen Zollbund mit innerm freiem oder nahezu freiem Verkehr bilden, der nur nach außen mit Hilfe einer gemeinsamen Zollpolitik seine Macht zeigt. Neuerdings hat man sogar davon gesprochen, auch die Niederlande, Belgien, Dänemark und die Schweiz in diesen Zollverein aufzunehmen.

Dieser Gedanke hat unzweifelhaft etwas bestechendes, und wenn er sich verwirklichen ließe, würde er vielleicht auch Vorteile für die Volkswirtschaft dieser

Länder Mitteleuropas bieten. Zwar hat er noch nie die Regierungen der in Frage kommenden Länder offiziell beschäftigt, aber es ist auch in Deutschland noch gar nicht lange her, daß man diesen Plan ganz offen auch in den Parlamenten behandelte. Caprivi streifte ihn 1891, als er den Satz aussprach: „Wollen nun die europäischen Staaten ihre Weltstellung aufrecht erhalten, so werden sie nach meinem Dafürhalten nicht umhin können, sich eng aneinanderzuschließen, soweit sie nach ihren sonstigen Anlagen dazu geeignet sind." Und fast alle Parteien pflichteten ihm damals bei. Ähnlich äußerten sich der Abgeordnete Hammacher noch 1897 und in Österreich der Minister des Auswärtigen, Graf Goluchowski. Aber heute ist der Gedanke eines mitteleuropäischen Zollbundes weiter als je von der Verwirklichung entfernt. Wir sehen jeden Staat sich auf eigne Faust für die Erneuerung der Handelsverträge rüsten, und die geschichtliche Entwicklung der Dinge hat außerdem seit zehn Jahren eine starke Verschiebung zu Ungunsten solcher Pläne hervorgerufen. Die Handelsverträge tragen die Schuld daran. Noch vor seinem Handelsvertrage mit Deutschland schloß Rußland einen solchen mit Österreich, und damit allein war ein deutsch-österreichischer Zollbund schon unmöglich gemacht. Gerade Rußland war ja einer der Staaten, gegen den er sich richten sollte. Dann kam die Meistbegünstigung in den Handelsverträgen und wirkte ebenso; sie hinderte eine einheitliche auf sich selbst gestellte Wirtschaftspolitik eines solchen mitteleuropäischen Zollvereins. Die Behauptung, auch die Handelsverträge hätten einen Teil der Hoffnungen erfüllt, die man auf eine Zollunion setzt, ist dagegen mit einem Fragezeichen zu versehen. Sachlich ist das Entscheidende für die Unmöglichkeit, eine Zollunion der mitteleuropäischen Staaten herzustellen, daß sich keine Macht, die sich stark genug fühlt, große Politik zu treiben, freiwillig dieses Rechtes und seiner Vorteile begeben wird, sich in die Fesseln einer Zollunion wird schlagen lassen, die sie ihrer Selbständigkeit, wenigstens zum Teil, beraubt.

Der Zollunion mit Österreich stehn besonders wichtige Bedenken entgegen. Auch wenn wir Frankreich und andre Länder aus dem Spiele lassen, ist die Lösung des Problems schwer genug. Wir würden eine Zollunion mit einem Staate schließen, der innerlich nicht gefestigt ist, der keine nationale Grundlage hat. Wir brauchen nur an die Nationalitätskämpfe in Österreich zu erinnern, an den immerhin lockern Zusammenhang zwischen Österreich und Ungarn, gerade auch auf handelspolitischem Gebiet, um das klar zu machen. Die Verhältnisse liegen hier sogar ganz besonders schwierig. Österreich und Ungarn sind bekanntlich durch die pragmatische Sanktion von 1724 zu einer Monarchie mit Personalunion verbunden, in der Ungarn die volle Selbständigkeit erhalten blieb. Die auswärtigen Angelegenheiten, das Armeewesen, die Finanzangelegenheiten sind Gegenstand der gemeinsamen Gesetzgebung und Verwaltung. Über die andern Angelegenheiten, insbesondre auch über die Handelsangelegenheiten und die Zollgesetzgebung sollen von Zeit zu Zeit gemeinsame Grundsätze vereinbart werden. Über diesen sogenannten Ausgleich sind nun seit 1896 langwierige und wiederholt ernstlich unterbrochne Verhandlungen geführt worden und im Januar 1903 nach zweijährigem schwerem Kampfe zu Ende gekommen. Diese Vorgänge beweisen aber, wie außerordentlich schwierig gerade mit Österreich-

Ungarn ein Zollverein herzustellen wäre, da wir nicht mit einem, sondern mit zwei Ländern zu verhandeln hätten, deren Interessen ungleich sind, und die doch vor allen Verhandlungen zu einem Ausgleich gekommen sein müssen. Zwar die Gefahr bringt ein Zollbund nicht mit sich, daß er die politische Selbständigkeit jedes der beiden Teile an sich gefährdete, aber ein national eng geschloßnes, einiges Volk kann sich handelspolitisch nicht so eng mit einem innerlich so zerrißnen Volke verbünden, wie das in unserm Falle notwendig würde. Sodann haben die beiden Staaten eine ganz verschiedne innere Besteuerung. Österreich hat z. B. das Tabakmonopol, Deutschland nicht. Die innere Besteuerung muß aber in beiden Staaten gleichmäßig sein, sonst sind einheitliche Zölle nicht denkbar. Deshalb sind auch seinerzeit beim Abschluß des deutschen Zollvereins eine ganze Anzahl von Abmachungen über die Herstellung gleichmäßiger innerer Steuern in die Verträge mit aufgenommen worden. Wenn ein Staat zu Gunsten des andern seine Besteuerung ändern, seine Steuern z. B. herabsetzen wollte, so müßte der Einnahmeausfall, auf den man im Interesse des Staatshaushalts nicht dauernd verzichten kann, durch neue Steuern auf anderm Gebiete ersetzt werden. Und davor schreckt man meist zurück. Auch würden auf dem inneren Markte beider Länder auf einmal ganz andre Konkurrenzverhältnisse geschaffen. Die österreichische Eisenindustrie und Textilindustrie, die Lederindustrie des ungarischen Staates, die Gerste und andre Waren würden plötzlich zollfrei auf dem deutschen Markt erscheinen, umgekehrt unsre Erzeugnisse zollfrei auf dem österreichisch-ungarischen Markte, und das müßte zu großen Umwälzungen führen. Ähnlich würden die Verhältnisse bei einem Zollbunde mit der Schweiz, mit Holland und Belgien liegen. Man denke an die schweizerische Textil- und Maschinenindustrie, an die belgische Eisen- und Glasindustrie, an die holländische Heringsfischerei. Daß ein solcher Zollbund die Selbständigkeit der handelspolitischen Gesetzgebung stark vermindern würde, und zwar in beiden Staaten, kann man nicht leugnen. Ferner ist die Verschiedenheit der Währung in zwei Ländern wie Österreich und Deutschland ein weiteres Hindernis, und schließlich ist die Frage, nach welchem Verfahren die Zölle an der gemeinsamen Außengrenze erhoben und verteilt werden sollen, nicht leicht zu lösen. Ähnlich hat sich die Kritik gegenüber dem Plane zu verhalten, Frankreich, die Schweiz, Holland und Belgien in den Zollverein hineinzuziehn.

Bei den zahlreichen engen Beziehungen, die wir zu den Niederlanden haben, ist es wohl angebracht, dem Gedanken eines deutsch-niederländischen Zollvereins eine besondre kurze Betrachtung zu widmen.

Im August 1899 tauchte dieser Gedanke scheinbar ganz spontan in der niederländischen Presse auf. In Wirklichkeit hatte die Erörterung dieses Themas aber ihre guten Gründe; es sprach aus ihr eine gewisse Sorge, hervorgerufen durch die letzten politischen Wirren. In Europa sind die kleinen Staaten, wie die Schweiz, Holland, Belgien, in ihrer Selbständigkeit nirgends bedroht. Anders dagegen, sobald sie einen wesentlichen Kolonialbesitz haben, ohne die physische Macht, ihn zu schützen. Das ist bei Holland der Fall. Der spanisch-amerikanische Krieg hat dort die Befürchtung wachgerufen, daß,

ebenso wie man Spanien seine Kolonien kurzer Hand abnahm, dies auch einmal Holland selbst in Ost- und Westindien passieren könne. Das einzige Mittel, den Gegner von einem solchen Schritte abzuhalten, ist, daß er die physische Macht auf der andern Seite fürchtet, und diese Macht glaubt man in einigen holländischen Kreisen zu gewinnen, indem man sich dem deutschen Zollverein anschließt. Dieser Glaube ist allerdings trügerisch, denn Deutschland würde es sich trotz eines solchen Zollvereins sehr überlegen, ob es sich in die Gefahren eines überseeischen Krieges zu Gunsten Hollands begeben könnte. Da müßte erst ein ganz andrer, staatsrechtlich viel engerer Zusammenhang zwischen beiden Staaten geschaffen sein. Der zweite Grund der Sorge in Holland ist die Einwirkung des Mittellandkanals im Zusammenhang mit dem Dortmund-Emskanal und der Weserkorrektion auf den Rheinverkehr von und nach Holland. Man sagt sich, wenn tatsächlich ein beträchtlicher Teil des Rheinverkehrs nach deutschen Häfen abgelenkt wird, so müssen die eignen holländischen Häfen veröden, vor allem Rotterdam müßte bedeutend zurückgehn. Da wäre es ein großer Vorteil, wenn Holland innerhalb der deutschen Zollgrenze läge, dann könnte es seinen Hafen Delfthyl am Ausgange der Ems entwickeln, und die Maßnahmen Deutschlands, den Verkehr vom Rheine auch mit Ausnahmetarifen auf der Eisenbahn abzulenken, würden voraussichtlich dann als zwecklos unterbleiben. Ganz richtig ist diese Auffassung nicht, und wir glauben auch nicht, daß man in Holland nicht zu überschauen in der Lage ist, daß der Mittellandkanal, oder sagen wir zutreffender der Dortmund-Rheinkanal, in Wirklichkeit der holländischen Schiffahrt ebenso zugute kommen würde, wie der deutschen (man müßte denn eine Art Flaggenzoll für den Verkehr auf dem Kanal einrichten, woran doch nicht zu denken ist), daß diese Wasserstraße den Umschlag in den holländischen Häfen unmittelbar nicht beeinflussen würde. Nur soviel ist richtig, daß der Dortmund-Emskanal für ein gewisses westfälisches Industriegebiet den Verkehr nach Emden ablenken wird.

Der dritte Grund, der einen Teil der Holländer bestimmt, Freunde einer Zollunion mit Deutschland zu sein, entspringt der allgemeinen wirtschaftlichen Lage des Landes. Holland hat nächst England in Europa den Freihandel am folgerichtigsten entwickelt, und es kam dabei zu Reichtum, weil es die Rheinmündung besaß und Deutschland so zwang, sich seiner als Vermittler im auswärtigen Handel zu bedienen. Die eigne Industrie konnte sich aber bei solcher Handelspolitik wenig entwickeln. Nun kann aber Holland für sich aus zwei Gründen keine Schutzzollpolitik treiben. Die Schutzzölle würden seine Zwischenhandelsstellung empfindlich beeinträchtigen, und der Industrie nützten diese Schutzzölle nichts, denn der innere holländische Markt ist zu klein, als daß er den Absatz einer einigermaßen beträchtlichen Industrie stützen könnte. Ohne kaufkräftigen innern Markt ist aber auf die Dauer keine Ausfuhr möglich. Der Eintritt Hollands in den Zollverein würde alle diese Hindernisse mit einem Schlage beseitigen. Der Handel bleibt nach Deutschland zu ungehindert, die Industrie gewinnt die deutschen Schutzzölle und ein großes Absatzgebiet.

Auch die veterinärpolizeilichen Maßnahmen Deutschlands werden in Holland unangenehm empfunden. Die deutschen Grenzen sind gegen die Einfuhr

holländischen Viehs fast völlig gesperrt, damit die Seuchen bekämpft werden können. Ist Holland im deutschen Zollverein, so hat seine Viehproduktion voraussichtlich auch freien Zugang zum deutschen Absatzgebiet, und die holländischen Viehpreise würden steigen.

Auf deutscher Seite würden die Vorteile eines solchen Zollbündnisses darin liegen, daß wir die Rheinmündung in die Zollgrenze einbeziehn könnten. Schon Friedrich List hat darauf aufmerksam gemacht, daß „Deutschland ohne Holland mit einem Hause zu vergleichen sei, dessen Tür einem Fremden gehört." Die deutsche Industrie und das deutsche Kapital würden an den holländischen Häfen Unternehmungen ins Werk setzen können, die für die Ausfuhr besonders günstig lägen. Wir hätten in den holländischen Kolonien wertvolle Stützpunkte auf dem Weltmarkte gewonnen.

Für Deutschland entspränge einer Zollunion der weitere Vorteil, daß dann die Bahn leichter frei gemacht werden könnte für eine weitere Vertiefung des Niederrheins, sodaß er bis Köln eine vollwertige Seewasserverbindung darstellte. Die Anfänge zu einer unmittelbaren Rhein-Seeschiffahrt sind zwar gemacht, es ist bekannt, daß nach England, Bremen, Hamburg und der Ostsee Rheinseeschiffe verkehren. Die geringe Tiefe des Rheins ist aber ein wesentliches Hindernis für die vollkommnere Ausbildung dieses Verkehrsmittels, und heute hat Holland, ohne das eine Vertiefung des Niederrheins nicht erfolgen kann, das unmittelbare Interesse, sie zu verhindern, da es sonst in seinen Häfen mehr und mehr den Umschlag von und nach dem Rheine verlieren würde. Daß der Zollverein auch gewisse Vorteile für das Verhältnis des Eisenbahnverkehrs zum Rheinverkehr haben würde, wollen wir nur im Vorübergehn erwähnen. Es ist hier nicht der Ort, die Bekämpfung des Rheinverkehrs durch die preußischen Eisenbahnen eingehend darzustellen.

Ohne wirtschaftliche Verschiebungen würde ein solches Bündnis natürlich nicht bleiben, auch nicht in industrieller Beziehung. Die holländische Papierindustrie, die Heringsfischerei würden unsern entsprechenden Gewerben einen empfindlichen Wettbewerb bereiten, wenn ihre Waren zollfrei eingingen! Vor allem aber würde jedenfalls die deutsche Landwirtschaft gegen die zollfreie Einfuhr von Vieh und Viehprodukten aus Holland lebhafte Bedenken äußern, obwohl die Gefahren dieses Wettbewerbs viel schlimmer aussehen, als sie tatsächlich sind. Der Vorteil, den die deutsche Industrie unmittelbar aus der Erweiterung des Absatzgebiets zieht, würde bald dadurch ausgeglichen sein, daß in Holland eine eigne Industrie entstünde und dann das örtliche Bedürfnis nach Waren selbst deckte.

In Deutschland steht man diesem Plane zurückhaltend gegenüber. Die Hoffnungen, die die Holländer auf eine militärisch-politische Unterstützung Deutschlands bei einem Angriff auf ihre Kolonien setzen, können wir nicht nähren, wir werden uns sehr hüten müssen, in der auswärtigen Politik die Eifersucht andrer Großstaaten zu erregen. Unsre Industrie muß sich sagen, ein Zollverein kann auch einmal wieder auseinandergehn, und dann kann Holland mit unsrer Hilfe eine eigne Industrie herangezogen haben, die der unsern Konkurrenz macht. Ferner ist auch hier die Frage schwer zu lösen, welche Form

der Zollverein haben sollte. Schließlich würde Holland eine Einwirkung auf die deutsche Handelspolitik verlangen, und die könnten wir nicht gewähren. Wir sind froh, daß wir Österreich nicht mehr im Zollverein haben, daß die Tage des Zollparlaments vorüber sind, wo ein Staat den andern hemmte. Also auch für diesen Plan gilt, daß bis zu seiner Durchführung noch viel Wasser den Rhein hinunterfließen wird, und schließlich müßte immer der entscheidende Antrag von Holland selbst ausgehn, schon damit wir uns davor schützen, daß man behauptet, wir hätten Annexionsgelüste auf Holland. Das ist eigentlich der hauptsächlichste Grund für die deutscherseits beobachtete Zurückhaltung. Man kennt die übrigens vollständig unbegründete Empfindlichkeit der Holländer, in allen solchen Anregungen rein wirtschaftspolitischer Art eine Gefahr für ihre nationale Selbständigkeit zu sehen, und verzichtet deshalb in sorgsamer Schonung dieser Gefühle sogar auf die theoretische Erörterung dieser Gedanken, geschweige denn, daß man einen Versuch machte, praktisch für ihre Verwirklichung zu arbeiten, trotzdem daß die Gründe, die für einen deutsch-niederländischen Zollverein sprechen, entschieden gewichtiger sind, wenigstens auf niederländischer Seite, als die Gründe, die wir eben dagegen angeführt haben. Mit großer Befriedigung würden es jedoch alle Handelskreise in Deutschland begrüßen, wenn endlich ein ohne weiteres durchführbarer Postvertrag zwischen den Niederlanden und Deutschland zustande käme, der eine entsprechende Ermäßigung der Portosätze brächte. Auch ein Übereinkommen über den Fernsprechverkehr ist schon längst eine Notwendigkeit.

(Schluß folgt)

Der Malmöer Pfandvertrag von 1803

Von Edgar Leo

Wenn man die Geschichte der alten Hansastädte liest, so dürfte man schwerlich eine interessantere finden, als die von Wismar, dem jetzt zweitgrößten Handelsplatze an der mecklenburgischen Ostseeküste. Wismar war einst neben Lübeck die mächtigste Stadt des kriegsgewaltigen Hansabundes, der im vierzehnten Jahrhundert als die erste Macht des Nordens anerkannt wurde, und der sogar eine Zeit lang das Recht hatte, auf die Königswahlen der nordischen Länder entscheidend einzuwirken. Großer Reichtum wohnte damals in den Mauern Wismars. Durch zahlreiche der Stadt gewährte Privilegien war Wismar, das 1229 das erstemal erwähnt wird, schnell emporgeblüht. In dem prächtigen, hauptsächlich durch die Insel Poel geschützten Hafen, einem der besten deutschen Häfen überhaupt, fuhren alljährlich Hunderte von Schiffen ein und aus. Ihr Kurs ging sowohl nach dem hohen Norden als auch nach dem Orient, und Schätze über Schätze brachten sie heim. Stolze Bauten wurden geschaffen, Bauten, die noch heute ebensosehr von dem Reichtum der Bewohner

der Stadt als auch von ihrem kühnen Unternehmungsgeiste Zeugnis ablegen. Nur allzuschnell kam aber auch wieder der Verfall dieser Macht. Wie in Lübeck, so trugen auch in Wismar in der Hauptsache innere Zwistigkeiten Schuld an diesem Niedergang. Aber während sich Lübeck immer auf einer gewissen Höhe behaupten konnte, oder besser gesagt, nicht alles verlor, sank Wismar allmählich zu einem gänzlich bedeutungslosen Orte zurück, und wären nicht die stummen Zeugen einer gewaltigen Vergangenheit gewesen, die Wismarer hätten ihren einstigen Ruhm selbst vergessen können.

Dieser völlige Verfall war das Werk des Dreißigjährigen Kriegs und der Fremdherrschaft, unter der Wismar anderthalb Jahrhunderte lang stand, und der es nur im Wege eines Pfandvertrags im Jahre 1803 entrissen werden konnte.

Im Dreißigjährigen Kriege wurde Wismar 1627 von den Kaiserlichen besetzt, 1632 aber nach langer Belagerung von den Schweden zur Kapitulation gezwungen. Diese behielten die Stadt bis zum Ende des Kriegs in der Hand, und im Osnabrücker Frieden wurde sie nebst dem Amt Neukloster und der Insel Poel dauernd den Schweden als Reichslehen abgetreten. Schweden hatte nun nichts Eiligeres zu tun, als die Stadt zu einer noch bedeutendern Festung zu machen, die durch ihre Lage sehr begünstigt wurde, da sie auf der einen Seite durch das Meer und auf der andern durch einen Morast gedeckt war. Trotzdem bezwangen die dänischen und die preußischen Truppen in den Jahren 1717 und 1718 nach harten Kämpfen die Festung. Die Sieger schleiften sämtliche Festungswerke, auch das zwischen der Insel Poel und der Stadt auf einem kleinen Eiland liegenden Fort Walfisch, und Dänemark verpflichtete Schweden bei der Rückgabe, niemals mehr Wismar zu befestigen. Wie schwer die Stadt unter den steten Kämpfen gelitten haben muß, geht aus den Angaben über die Bevölkerungszahl hervor. Um 1630 soll die wehrhafte Mannschaft noch 3000 betragen haben; diese wurde aber in dem Verlaufe des Dreißigjährigen Kriegs bis auf 300 vermindert. Im Jahre 1670 waren wieder 1400 Bürger vorhanden, die Zahl sank aber bei den folgenden Kriegen, insbesondere während des Nordischen, auf kaum 800 zurück. Die Stadt war also damals fast ganz verödet; erst in dem folgenden Jahrhundert blühte sie wieder etwas auf. Im Jahre 1800 zählte man in der Stadt und den Ämtern 8000 bis 9000 Einwohner, aber das war doch nicht einmal ein Schimmer von der einstigen Macht.

Um diese Zeit trug sich der schwedische König Gustav der Vierte Adolf mit Heiratsplänen. Er scheint ein etwas impulsiv handelnder Fürst gewesen zu sein, denn nacheinander „schaffte" er sich nicht weniger als drei Bräute an. Zuerst verlobte er sich mit der Tochter des damals in Mecklenburg regierenden Herzogs Friedrich Franz, dann mit der Tochter des spätern russischen Kaisers Paul, und endlich ging er mit der Enkelin des ersten badischen Großherzogs Karl Friedrich eine Ehe ein. Der mecklenburgische Fürst forderte nun von dem Wortbrüchigen Schadenersatz, und nach längern Verhandlungen setzte man diesen auf 100000 Reichstaler fest. Der Schwedenkönig, der nur wenig von dem gleißenden Metall besaß, bezahlte zwei Raten und leitete dann Schritte ein, um den zürnenden Herzog auf andre Weise zufrieden zu stellen: ihm sollte

Wismar zurückgegeben werden. Vielleicht hatte der Schwedenkönig damals die Absicht, diese Abtretung ohne Einschränkung zu vollziehen — wenigstens geht das aus überlieferten Äußerungen seiner Bevollmächtigten hervor —, aber die öffentliche Meinung in Schweden dürfte ihn zu der bloßen Verpfändung gebracht haben, die in dem berühmten Malmöer Vertrage festgelegt ist.

In diesem Traktat wurden Wismar und die dazu gehörenden Ämter auf hundert Jahre gegen Zahlung von 1250000 Reichstalern und gleichzeitige Streichung der noch vom Könige zu entrichtenden Entschädigungssumme an Mecklenburg verpfändet. Schweden sollte nach Ablauf von hundert Jahren, also am 26. Juni 1903, das Recht haben, die verpfändeten Güter nach Bezahlung der geliehenen Summe und drei Prozent Zinseszins zurückzufordern. In diesem Jahre muß es sich also entscheiden, ob Wismar deutsch bleiben oder schwedisch werden soll. Obgleich der Vertrag noch heute zu Recht besteht, und Wismar wohl ein begehrenswertes Objekt in der Zeit seiner Zugehörigkeit zu Mecklenburg geworden ist, ist es doch sicher, daß Schweden nicht erst den Versuch machen wird, Wismar zurückzubekommen, und daß es auch nicht seine Verzichtleistung auf Wismar von andern Gegenleistungen Deutschlands abhängig machen wird. Bei der großen Bedeutung dieser ganzen Frage wollen wir hier zunächst die wichtigsten Artikel des Malmöer Pfandvertrags wörtlich wiedergeben.

Artikel I.

Der auf die hiernächst folgenden Stipulationen begründete Pfandvertrag soll nicht nur hundert Jahre lang von dem Tage dessen Unterzeichnung an ohne die mindeste Veränderung in Kraft bleiben, sondern er kann auch nach Verlauf dieser Frist verlängert werden.

S. M. der König von Schweden cediren an S. D. den Herzog von Mecklenburg-Schwerin, als ein Unterpfand (antichresis) und gegen eine in dem III. Artikel stipulirte Erlegniß, ununterbrochen, auf die ganze Dauer der obbestimmten Jahre, den vollen, unbeschränkten, genießbräuchlichen Besitz der Stadt und Herrschaft Wismar, wie auch der Ämter Poel und Neukloster nebst Zubehörigen. In dieser Cession ist überhaupt alles begriffen, was der Krone Schweden innerhalb der oberwähnten Bezirke eigenthümlich zugehört, als: Schlösser, Marktflecken, Dörfer, Weiler, Pacht- und Meyerhöfe, angebautes und wüstes Land, Hölzungen, Jagd und Fischerey, öffentliche Gebäude, Inventarien und unbewegliche Güter, Gerechtigkeiten, Renten und Gefälle aller Art, ohne Ausnahme, gleich als wenn davon eine ausführliche Specification in dem gegenwärtigen Artikel eingerückt wäre.

II.

S. M. der König von Schweden übertragen auf die Person S. D. des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin und auf dero Nachfolger, alle Hoheitsrechte über die Stadt Wismar, deren Territorium und Zubehörungen ohne Ausnahme, in der Eigenschaft, wie diese Rechte in dem sechsten und dreyzehnten Paragraph des zehnten Artikels des Osnabrückschen Friedenstractats auf die Krone Schweden übertragen worden; in dem S. M. zu Gunsten besagter Durchlaucht und Dero Nachkommen auf alle Rechte, die Sie im politischen, militärischen und Civil-Fache, so wie im geistlichen und gerichtlichen über die verpfändeten Besitzthümer und deren Einwohner bis auf diesen Augenblick ausgeübt haben, förmlich Verzicht leisten.

III.

S. D. der Herzog von Mecklenburg-Schwerin entsagen auf immer für sich, als für Ihre Nachfolger dem Rechte, gegen Retardirung der Hypothek, die Zurückzahlung des in dem VI. Artikel dieses Vertrages stipulirten hypothecarischen Kapitals zu fordern; dahingegen S. M. der König von Schweden den Erben und der Krone das Wiedereinlösungs-Recht, nach Ablauf der im I. Artikel erwähnten Frist, vorbehalten, und verstehen hier durch angeregtes Recht die Befugnis unter den, im nachstehenden Artikel stipulirten Bedingungen, wieder in den Besitz der verpfändeten Stadt, Herrschaft und Ämter zu treten, dagegen aber, wenn es Seiner Königlich Schwedischen Majestät Convenienz nicht seyn sollte, diese Bedingungen zu der vorbestimmten Zeit zu erfüllen, alsdann das Wiedereinlösungsrecht nicht reklamirt, sondern gegenwärtige Vereinbarung de facto so angesehen werden soll, als wenn sie noch auf andere hundert Jahre erneuert worden wäre.

IV.

Sollte aber der entgegengesetzte Fall sich ereignen, daß S. M. der Königl von Schweden, nach Verlauf der stipulirten Frist, das Retuitions-Recht geltend machen wollen, so verpflichten Sich gedachte Majestät in der bündigsten Form Rechtens, Seiner Herzoglichen Durchlaucht nicht nur das erste hypothecarische Capital wieder zu erstatten, sondern auch die, aus nachstehender Berechnung aufkommenden Zinsen auf Zinsen zu bezahlen. Der Zinsenfuß des Pfand-Schillings wird von dem Tage der Auswechselung der Ratificationen an gerechnet, auf fünf Prozent angenommen. Von diesen Fünf Prozent werden zwei Prozent als ein Aequivalent für die Nutznießung der hypothecarischen Besitzungen abgezogen, und die übrigen drey Prozent sollen bis zum Ablauf der Verfallzeit jährlich zum Capitale geschlagen werden, und einen zinstragenden Theil desselben ausmachen. Es wird demnach die aus diesem angehäuften zum Haupt-Fonds geschlagenen Zinsen, erwachsene Totalsumme diejenige seyn, die S. M. der Königl von Schweden in dem Wiedereinlösungs-Falle zu entrichten haben würden. Da aber vorstehender Calcul lediglich auf diesen einzigen Fall berechnet ist, so soll er bey dessen Nichtentstehung als null und ohne Wirkung angesehen werden.

VI.

Seine Herzagliche Durchlaucht verpflichten Sich auf das feyerlichste, S. M. dem Könige von Schweden eine Total-Summe von einer Million zweimal Hundert und fünfzig Tausend Reichsthaler Hamburger Banco, als den Pfand-Schilling für den genießbräuchlichen Besitz der Stadt und Herrschaft Wismar, der Aemter Poel und Neukloster nebst Zubehörungen zu bezahlen; da aber oberwähnte Summe von 1250000 Reichsthaler Hamburger Banco als ein mit dem Werthe der obigen Ueberlassungen in richtigem Verhältnisse stehender Ersatz anzusehen ist, so haben Sich die hohen Paciszenten dahin einverstanden, daß unter keinerley Vorwande, selbst nicht eines außerordentlichen Kostenaufwandes, als Courtage, Prämien, Disconto etc. irgend ein Abzug oder Decourt von dem stipulirten Pfand-Capitale stattfinden könne usw.

XI.

Dieweil eine zu Pfand und Genießbrauch übertragene Besitzung, ihrer Eigenschaft nach, unveräußerlich ist, den Fall ausgenommen, wenn der erste Souverain das Einlösungsrecht ausüben will, so ist ausdrücklich stipulirt, daß so wenig die Stadt und Herrschaft Wismar, als die Aemter Poel und Neukloster nebst Zubehörungen jemals veräußert, verkauft, verpfändet, legirt, noch auf irgend eine Art an eine andere Macht oder Staat überlassen werden können, indem angeregte Besitzthümer namentlich und allein den Herzogen von Mecklenburg-Schwerin als Pfand übertragen sein sollen. Auch soll diese Clausel nicht allein für S. D. den jetzt

regirenden Herzog, sondern auch für dessen Nachfolger, bis zur gänzlichen Verfallzeit des Pfand-Termins verbindlich seyn.

XV.

Da S. M. der König von Schweden durch eine mit einer andern Macht vorzeiten eingegangene und noch bestehende Vereinbarung Sich verbindlich gemacht haben, weder die Stadt Wismar noch deren Hafen auf irgend eine Art, noch unter welchem Vorwande es seyn möchte, zu befestigen, und die hohen Contrahenten Sich für überzeugt halten, daß durch eine blos hypothecarische Cession, diese durch einen älteren Vertrag übernommene Verpflichtung nicht entkräftet werden könne; so haben S. D. der Herzog von Mecklenburg-Schwerin kein Bedenken getragen, besagte Seiner Schwedischen Majestät Verpflichtung für Sich und für Ihre Nachfolger auf die volle Dauer des Pfand-Termins ohne alle Einschränkung zu übernehmen.

XVI.

Es ist ferner die wechselseitige Vereinbarung getroffen worden, daß der Hafen der Stadt Wismar nie zu einem Kriegshafen zum Gebrauch irgend einer fremden Macht oder eines anderen Staates bestimmt werden könne. usw.

Daß dieser Vertrag trotz seiner den modernen staatsrechtlichen Anschauungen und Prinzipien widersprechenden Fassung rechtlich noch Geltung hat, kann nicht bestritten werden, obgleich schon von verschiednen Seiten ein solcher Versuch gemacht worden ist. Wenn inzwischen eine Änderung in den staatsrechtlichen Anschauungen eingetreten ist, die Änderung, daß man niemals mehreren koordinierten Staaten an demselben Territorium gesonderte Rechte von „dinglichem Charakter" beilegen kann, so hat das nicht die Ungiltigkeit eines alten, rechtsgiltig abgeschloßnen Vertrages zur Folge, sondern nur eine entsprechende Änderung. Der Artikel XI des Vertrags widerlegt ferner auch einen andern Einwand, der gerade neuerdings wieder, u. a. auch in den „Hamburger Nachrichten," gegen die Rechtsgiltigkeit des Vertrags angeführt worden ist, nämlich den, daß Mecklenburg jetzt, nachdem es dem deutschen Staatenbunde beigetreten ist, auch wenn es die Rückgabe wolle, dieses nicht ohne Zustimmung der Zentralgewalt tun dürfe. Mecklenburg habe nach dem Bündnis nicht mehr das Recht, einen Teil seines Territoriums an eine fremde Macht abzutreten. Die andern Bundesstaaten kannten ebenso gut wie Mecklenburg bei Abschluß des Bündnisses den Malmöer Vertrag. Man wußte also, daß Wismar noch nicht definitiv zu Mecklenburg gehört, und könnte nun nicht die Rückgabe des fremden Eigentums verweigern.

Ein dritter Einwand, den die Kreuzzeitung vor Jahren gelten machte, ist der, daß der Malmöer Vertrag nur ein Personalvertrag zwischen zwei Fürsten sei, von diesen abgeschlossen nur für sich und ihre Häuser, nicht dagegen auch für die Staaten. Mit andern Worten: Nur das Haus Wasa hätte das Recht, Wismar zurückzufordern, und nicht Schweden. Und da nun jetzt das Haus Bernadotte in Schweden regiert, so könne jetzt überhaupt kein Anspruch auf Wismar von jener Seite mehr erhoben werden. Sehr treffend bemerkte hierzu der Privatdozent an der Heidelberger Universität Dr. jur. Schmidt in einem im Historisch-philosophischen Verein zu Heidelberg im Jahre 1900 gehaltnen Vortrage: „Wäre diese Behauptung, daß die Wiedereinlösungsbefugnis nur ein sämtlichen Gliedern der Wasafamilie successiv zustehendes Individualrecht

bedeuten sollte, als richtig anzuerkennen, so müßte in erster Linie hervorgehoben werden, daß für Mecklenburg selber aus der veränderten Sachlage absolut kein Vorteil entspringen würde. Denn das Haus Wasa ist ja zur Zeit durchaus nicht völlig ausgestorben, sondern lebt in einer Enkelin Gustavs des Vierten, nämlich der Königin Carola von Sachsen, noch fort. Es würde also unter den angenommnen Voraussetzungen an Stelle Schwedens 1903 einfach der letztgenannte deutsche Gliedstaat in gewissem Sinne als Prätendent auf Wismar auftreten können und so eine Aussicht erhalten, zu dem bisher besessnen Leipzig noch eine zweite große Seestadt hinzuzugewinnen. Indes man wird sich in Sachsen wohl schwerlich irgendwelche Hoffnungen nach dieser Richtung hin machen, und zwar mit vollem Recht, denn die Behauptung, daß der Malmöer Traktat ein reiner Personalvertrag zwischen zwei Fürsten gewesen sei, steht zu den gegebnen Tatsachen in schärfstem Widerspruch, zum mindesten was den schwedischen Kontrahenten betrifft. Schon im Westfälischen Frieden ist klar und deutlich bestimmt, daß Wismar nicht an die zur Zeit regierende Dynastie, sondern dem regnum Sueciae schlechthin abgetreten würde. Daher war König Gustav der Vierte Adolf gar nicht imstande, anders wie in seiner Eigenschaft als Staatsoberhaupt über die Stadt zu verfügen; nur als solches hat er den Vertrag zu Malmö überhaupt abschließen können und dabei durch Artikel 3 auch ganz korrekt das Wiedereinlösungsrecht nicht bloß seinen Familienerben, sondern ausdrücklich der Krone Schweden reserviert."

Also in juristischer Hinsicht ist an der Giltigkeit des Vertrags und dem Recht der Zurückverlangung nicht zu deuteln. Schweden wird aber schwerlich auf sein Recht pochen, und zwar deshalb nicht, weil ihm Wismar nichts nützen kann, weil es ihm im Gegenteil unter den heutigen Verhältnissen nur Schaden bringen könnte. Aus den angeführten Artikeln des Vertrags geht hervor, daß Wismar auch in Zukunft von Schweden nicht ohne weiteres befestigt werden darf. Schweden würde dann also mitten in fremdem Lande, weit ab vom Mutterlande, eine unbefestigte Besitzung haben. Welche Unsummen würde da zunächst die Verwaltung verschlingen. Und würde denn Schweden überhaupt seines Besitzes froh werden können? Müßte es nicht fortwährend die Befürchtung hegen, den fernen Besitz zu verlieren, ohne auch nur sich dagegen ernstlich wehren zu können? Ja, wenn Schweden eine starke Flotte hätte! Aber auch wenn Schweden durch Beseitigung jener hindernden Bestimmung, wozu der König von Dänemark ja berechtigt wäre, Wismar zu einer starken Festung umwandeln wollte, so würde dieses dennoch Schweden wenig nützen, für Deutschland dagegen müßte es eine Quelle ewiger Beunruhigung sein, und das würde auch sehr nachteilig auf die Beziehungen beider Staaten zueinander einwirken. Der leidende Teil ist hierbei aber immer der Schwächere, also Schweden. Ferner muß Schweden noch in Betracht ziehn, daß zwar Wismar gegenwärtig wieder in hoher Blüte steht, daß sich aber bei einer Rückgabe der Stadt an Schweden zweifellos zahlreiche Personen — und nicht nur die ärmsten — in den benachbarten Gebieten ansiedeln würden, weil sie nicht unter fremder Herrschaft stehn wollen, weil sie befürchten müßten, bei dem sich entwickelnden gespannten Verhältnis zwischen Deutschland und Schweden geschäftlich Schaden zu leiden. Und endlich dürfte auch die Summe, die der Rückkauf

erfordern wird, bestimmend einwirken oder eingewirkt haben; denn es liegen schon Kundgebungen vor, die einen definitiven Verzicht Schwedens auf Wismar in sichre Aussicht stellen. Schweden müßte nicht weniger als rund 107000000 Mark für das verpfändete Gut zurückzahlen. Eine solche Summe opfert man nicht gern, um ein höchst zweifelhaftes Wertobjekt hierfür einzutauschen.

Die ersten der erwähnten Kundgebungen erfolgten schon im Jahre 1900 bei einem von dem schwedischen Abgeordneten Hedin gestellten Antrage, Schweden möge nur dann auf Wismar Verzicht leisten, wenn Deutschland die nordschleswigschen Gebiete an Dänemark zurückgibt. Über den praktischen Wert dieses Antrags braucht heute kein Wort mehr verloren zu werden; er fand ja auch in der schwedischen Kammer die Behandlung, die er verdiente; er wurde fast sang- und klanglos begraben. Von der schwedischen Regierung wurde schon damals das moralische Recht Schwedens auf Wismar bestritten. Der schwedische Minister sagte damals unter anderm, es sei so gut wie erwiesen, daß sich unter der Form einer Verpfändung die wirkliche Abtretung des Pfandobjekts verberge. Eine spätere Wiedereinlösung sei schon beim Abschluß des Vertrags als ausgeschlossen betrachtet worden. Es sei die moralische Pflicht Schwedens, das alte Besitztum jenseits der Ostsee, wo noch heutigestags Achtung und Freundschaft für Schweden und sein Volk in hohem Maße vorhanden sei, von den Nachteilen zu erlösen, in denen es infolge des für ihn so verhängnisvollen Pfandverhältnisses wäre. Der Minister hatte sich hierbei in der Hauptsache auf die Auslassungen des Generalbevollmächtigten des Königs Gustav des Vierten, von Toll, einer zweifellos einwandfreien Quelle, gestützt. Dieser fügte nämlich seinerzeit seinem Bericht über den Abschluß des Vertrags die kritisierende Bemerkung hinzu, daß Schweden in materieller Beziehung bei dem Wismarer Handel auf ein durchaus zufriedenstellendes Resultat sehen könne. „Wir entäußerten uns damit einer Besitzung, die wir aus geographischen und andern Gründen auf die Dauer unter keinen Umständen hätten behaupten können, indem wir zu gleicher Zeit eine Entschädigungssumme herausschlugen, deren Zinsertrag im Jahre ungefähr das Doppelte darstellt von den Einkünften, die für uns mit dem Besitz des Reichslehns Wismar, Poel und Neukloster wirtschaftlich verknüpft waren."

Auch Mitglieder des mecklenburgischen Fürstenhauses haben in neuerer Zeit bei offiziellen Gelegenheiten Äußerungen getan, die nur den Schluß zulassen, daß man auch hier nicht mehr an eine Rückgabe denkt. Es war am 8. Mai 1898, als der damalige Herzog-Regent Johann Albrecht bei seinem Einzug in Wismar sagte: „Ich leere mein Glas darauf, daß nie wieder ein fremder Fuß diesen durch und durch mecklenburgischen Boden als sein Eigentum betreten möge." Und Großherzog Friedrich Franz der Vierte sprach gleich nach seinem Regierungsantritt bei seinem offiziellen Besuche von Wismar als „meiner getreuen Stadt." Nach all diesen Kundgebungen konnte es nicht wunder nehmen, daß die schwedische Regierung vor kurzem den Antrag in der schwedischen Kammer einbrachte, der Reichstag möge genehmigen, daß Schweden auf sein Recht, durch Erlegung der in dem Vertrage bestimmten Summe die Stadt und Herrschaft Wismar nebst den Ämtern Poel und Neukloster einzulösen, Verzicht leisten möge. Nach einem historischen Rückblick begründete der Minister

seinen Antrag mit folgenden Worten: „Ohne Zweifel ist es Tatsache, daß, auch wenn Schweden den Betrag von etwa 96 Millionen Kronen, der nötig sein würde, das Pfand einzulösen, zur Verfügung haben sollte, und eine solche Einlösung nicht aus andern Gründen unmöglich gemacht wäre, sich hier im Lande gegen ein solches Vorgehen einer Bevölkerung von fremder Nationalität gegenüber ein allgemeiner Widerstand erheben würde. Bedenkt man ferner, daß seit der Zeit der Verpfändung die eignen Landsleute dieser Bevölkerung gerade infolge der für die Verpfändung gewählten Form die alten Wismarer in gewissem Sinne als Ausländer angesehen haben, und daß die unklaren staatsrechtlichen Verhältnisse Wismars der Grund gewesen sind, daß die Entwicklung dieses Landesteils in manchem zurückgeblieben ist, so kann kein Zweifel darüber herrschen, was von Schweden zu geschehen hat, daß noch vor Ablauf der hundertjährigen Vertragszeit diesem Zustande ein Ende gemacht wird. Dies kann nur in der Weise geschehen, daß Schweden durch einen förmlichen Staatsakt bekundet, daß es auf seine Berechtigung, das dereinstige Reichslehn wieder einzulösen, Verzicht leistet." Obgleich von radikaler Seite darauf erklärt worden ist, Schweden möge seine völlige Verzichtleistung von Zollvergünstigungen abhängig machen, glauben wir doch nicht daran, daß die Mehrheit des Reichstags auch nur diesen Gedanken ernsthaft erwägen wird. Die Verzichtleistung wird und muß bedingungslos sein.

Nun noch etwas von dem Interesse, das Deutschland an dem Verbleiben Wismars unter mecklenburgischer Herrschaft hat. Wenn Schweden Wismar wieder besitzen und befestigen würde, so läge auch die Befürchtung nahe, daß das schwache Schweden diese Festung bei irgend einem Konflikt mit einer seegewaltigen Großmacht an diese verlieren würde. Ja, auch bei einem Konflikt Deutschlands mit einer solchen Macht könnte das passieren, und Wismar würde dann ein sehr gefährlicher Nachbar werden; denn seine günstige Lage als Festung hat es schon in mehr als einem Kriege bewiesen.

Auch wenn also Schweden wider alles Erwarten die Rückgabe Wismars verlangt hätte, so hätte Deutschland um seiner Sicherheit willen nicht darauf eingehn können. In diesem Falle hätte das verbriefte Recht vor der eisernen Notwendigkeit zurücktreten müssen. Niemand anders als der eiserne Kanzler hatte diesen Gedanken mehr als einmal ausgesprochen. —

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß schon in den nächsten Jahren in den Wismarer Hafenverhältnissen eine große Änderung eintreten wird. Schon in der Einleitung haben wir den prächtigen Hafen erwähnt, der sich mit geringen Kosten zu einem Kriegshafen erster Klasse ausbauen ließe. Daß das bisher noch nicht geschehn ist, lag gewiß nicht an der Marineverwaltung, sondern wohl allein an dem Artikel XV des Malmöer Vertrags. Die Insel Poel, die etwa anderthalb Meilen vor der Stadt liegt, beherrscht den Hafeneingang vollkommen. Es ist also wie geschaffen zur Anlegung von Forts. Eine mit Wismar als Stützpunkt operierende Flotte würde die ganze westliche Ostsee beherrschen können.

Die Frauenbewegung während der französischen Revolution

Zu den vielbesprochnen Tagesfragen der modernen Zeit gehört ohne Zweifel die Frauenfrage. Sie berührt die rechtliche, politische, wirtschaftliche und sittliche Seite des Frauenlebens; dabei machen sich regelmäßig Versuche geltend, die Stellung der Frauen in der menschlichen Gesellschaft neu zu regeln: die Gesamtheit dieser Bestrebungen pflegt man heute mit dem Schlagwort „Frauenbewegung" zusammenzufassen. Mehr als hundert Jahre sind seit dem ersten Auftauchen der wichtigen Probleme verflossen; denn die große französische Revolution, die den Zusammensturz der alten Gesellschaftsordnung herbeiführte, muß als Ausgangspunkt der Frauenbewegung angesehen werden.

Der französische General Marquis de Lafayette, der an dem nordamerikanischen Freiheitskriege teilgenommen hatte, brachte am 11. Juli 1789 seine berühmte „Erste Erklärung der Rechte der Menschen und der Bürger" vor die französische Nationalversammlung. Hier sprach er, wie ein Abgeordneter artig bemerkte, „über die Freiheit so, wie er für die Freiheit gekämpft hatte." Sein Entwurf, der nur Rechte, aber keine Pflichten enthielt, begann also: Die Natur hat die Menschen frei und gleich geschaffen, die für die Gesellschaftsordnung nötigen Unterschiede sind nur auf den öffentlichen Nutzen begründet. Und dann fügt er hinzu: Jeder Mensch kommt mit unveräußerlichen und unvorgreiflichen Rechten zur Welt. Solche Rechte sind: die Freiheit aller seiner Meinungen, die Sorge für seine Ehre und sein Leben, das Recht des Eigentums, die freie Verfügung über seine Person, seine Arbeit, alle seine Fähigkeiten, die Mitteilung seiner Gedanken auf jedem möglichen Wege, das Streben nach Wohlfahrt und der Widerstand gegen Unterdrückung. Die Ausübung der natürlichen Rechte hat keine Schranken als die, die allen andern Mitgliedern der Gesellschaft den Genuß der Rechte sichern usw.

So heißt der Anfang der ersten Fassung des Themas, das nun wochenlang in erregten Debatten von der Nationalversammlung erörtert wurde. Inzwischen kam es in der Nacht vom 4. zum 5. August 1789 zu den bekannten Verzichtleistungen. Der Klerus überbot den Adel, der Adel den Klerus, als es sich darum handelte, Vorrechte und Titel aufzugeben. „Es war, wie ein Geschichtschreiber zutreffend sagt, ein Taumel der Aufopferung, ein Ehrgeiz der Selbstverleugnung, das Endergebnis eine Liste von Beschlüssen, die mehr wert waren als alles Reden von den Menschenrechten, denn es wurde in den Gesetzen vom 4. zum 5. August der Rechtsboden einer neuen Gesellschaftsordnung geschaffen."

Digitized by Google

Zur Erklärung der Menschenrechte als Vorrede für die neue Verfassung ergriff Mirabeau, der bedeutendste Redner der Nationalversammlung, das Wort; er warnte vor der Gefahr einer Gesetzgebung, die nur Versprechungen bot. Abbé Sieyès, der mehr durch seine Feder als durch seine Rede Einfluß ausübte, nahm eine vermittelnde Stellung ein; er galt für den ersten Prediger der Gleichheit, seitdem er in der Beantwortung der Frage: Was ist der dritte Stand? Alles! — Was war er? Nichts! — einen Gedanken klar ausgesprochen hatte: Fort mit allen Vorrechten und Bevorrechtigten! Er las am 20. Juli im Ausschuß einen Entwurf über die Anerkennung und die Begründung der Rechte der Menschen und der Bürger vor, worin sich folgende Stelle findet: „Alle Bewohner eines Landes sollen die Rechte des Passivbürgers haben. Alle haben Anspruch auf Schutz für ihre Person, ihr Eigentum, ihre Freiheit, aber nicht alle haben ein Recht, aktiv teilzunehmen an der Bildung der öffentlichen Gewalten, nicht alle sind Aktivbürger. Die Frauen, wenigstens in ihrem jetzigen Zustand, und die Leute, die zur Aufrechterhaltung der Staatsanstalt nicht beitragen, sollen auch nicht aktiv auf die öffentliche Sache wirken. Die Vorteile der Gesellschaft dürfen alle genießen; aber nur die Menschen, die die Staatsanstalt unterhalten helfen, sind die wahren Teilnehmer der großen Aktiengesellschaft. Sie allein sind wahre Aktivbürger, wahrhaft Mitglieder des Staatsvereins."

Sieyès, der Philosoph der Versammlung, hatte also doch der Frauen gedacht. Er sah ein, daß sie rechtlich nicht mehr bleiben konnten, was sie lange gewesen waren: eine Null, sondern daß sie wenigstens mit dem Passivbürger gleichmäßig bedacht werden mußten. Die Frauen selbst verhielten sich während dieser Vorgänge nicht abwartend. Die ersten Regungen der Freiheit wurden auch bei ihnen wach, als Lafayette aus Amerika zurückgekehrt war. Ihn erklärten sie für ihren Helden und gaben ihrer Begeisterung mitunter öffentlich Ausdruck; manche trugen sogar Hüte à la Lafayette. Schließlich griffen sie in das politische Getriebe tätig ein und richteten am 28. Oktober 1789 eine Adresse an die Nationalversammlung, worin sie Rechtsgleichheit für Männer und Frauen energisch forderten. „Wie kommt es, lautet eine Stelle der Adresse, daß die Frauen, die dazu geboren sind, den Männern Rosen auf den Weg zu streuen, von der höchsten bis zur niedrigsten als Entgelt dafür Fesseln, Leiden und Ungerechtigkeiten empfangen?" Sie forderten ein Dekret, durch das die Männer gezwungen werden sollten, auch Frauen ohne Mitgift zu heiraten. „Für dieses Opfer, sagten sie, werden die Frauen Vorzüge, ein dankbares Herz, Vertrauen und Achtung den Gatten entgegenbringen, die ihre Familien glücklich zu machen wissen." Endlich verlangten sie für unbemittelte Frauen Stellen und Ämter, denen sie gewachsen wären.

Alle diese Forderungen hatte man in den zahlreichen Frauenklubs, zum Beispiel in der „Gesellschaft der Freundinnen der Republik," im „republikanischen Frauenverein" beraten und zusammengefaßt. Die wichtigste Rolle spielte dabei Olympe de Gouges, die ein französischer Geschichtschreiber wegen ihrer rastlosen Tätigkeit in den Frauenklubs die „Klubfrau" nennt. Sie war die erste Vorkämpferin für die damalige Frauenbewegung und die Verfasserin

der in siebzehn Artikeln zusammengedrängten Erklärung der Frauenrechte als Ergänzung und Erklärung der Menschenrechte. Marie Olympe de Gouges war 1755 zu Montauban geboren. Ihr Vater war wahrscheinlich Literat. Im Alter von fünfzehn Jahren heiratete sie einen begüterten Mann namens Aubry, verlor ihn jedoch schon ein Jahr darauf. Als sechzehnjährige junge Witwe und Mutter eines Sohnes zog sie nach Paris, und hier nahm sie ihren Mädchennamen wieder an. Von abenteuerlichen, phantastischen Ideen erfüllt, stürzte sie sich in den Strudel der Vergnügungen, mit dem Wunsche, eine zweite Ninon de Lenclos zu werden, die Ende des siebzehnten Jahrhunderts als hochgefeierte, schöngeistige Frau in aller Munde war. In den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts gab es in Paris allerlei Zerstreuungen. Am besuchtesten waren die Nachtkonzerte des Palais Royal und die des Kolosseums. Zu den regelmäßigen Gästen in den genannten Räumen gehörte auch die junge, leidenschaftliche Südfranzösin. Bald kam ein andrer Dämon über sie — der Dämon der Schriftstellerei. Sie konnte allerdings weder lesen noch schreiben, alles mußte sie einem andern in die Feder diktieren. Zuerst versuchte sie es mit Dramen, dann verfiel sie auf Romane. Im Roman du prince philosophe verteidigte sie die Rechte ihres Geschlechts gegen die Männer. Es fing nun für sie eine wahre Sturm- und Drangperiode an, überall überraschte sie durch Kühnheit der Sprache, durch Reichtum der Ideen, aber auch durch Fehler des Stils. Da spitzten boshafte Kritiker ihre Feder, und voll Ärger forderte sie die Gegner auf Pistolen. Bald bot sich ihrem unbezähmbaren Tätigkeitsdrang ein neues Feld — die Nationalversammlung. Ein innerer Drang lenkte ihre Schritte nach Versailles, als man die Erklärung der Menschenrechte beriet. Jetzt hielt sie den Augenblick für gekommen, wo die Frauen ihre Gleichberechtigung mit den Männern durchsetzen könnten, und mit Schriften und Reden trat sie dafür ein. Da die politischen Klubs sogar in Dörfern Stimmung für die neuen Ideen machten, so erwartete Olympe de Gouges doppelte Erfolge auch von Frauenvereinen mit politischer Tendenz. In diesem Sinne wirkte sie eifrig, und dabei erwarb sie sich durch ihre angeborne Rednergabe das größte Ansehen. Man kann wohl sagen, daß das ganze Altertum keine so redegewandte, kühne Frau hervorgebracht hat, wie Olympe de Gouges es war. Zuerst ergriff sie das Wort für eine freiwillige Steuer, mit der das gewaltige Defizit der Staatskasse gedeckt werden sollte; Arme und Reiche sollten nach Kräften beitragen, sie selbst gelobte ein Viertel ihrer Einkünfte und den Ertrag eines neuen Dramas. Von ihren begeisterten Ansprachen hingerissen, opferten manche Frauen ihr Silbergeschirr und Goldgeschmeide. Trotzdem blieben ihr Anfeindungen nicht erspart: den einen war sie eine zu extreme Republikanerin, den andern zu sehr Royalistin; ja man warf ihr sogar vor, sie habe sich von der Regierung kaufen lassen. In einer Broschüre hatte sie nämlich eine Vertagung der Versammlung auf sechs Monate verlangt, damit sich die erhitzten Köpfe inzwischen abkühlen könnten. Mirabeau allein verstand sie und schrieb ihr Worte der Anerkennung. In einem weitern Schriftstück an den König enthüllte sie die Leiden des Volks und suchte dem Herrscher die Augen über die wahre Lage der Franzosen zu öffnen. Nebenbei

vergaß sie nicht, auf ihr Hauptziel hinzusteuern — auf die Besserung des Frauenloses. Eines Tages richtete sie an die Königin, als Gegenstück zu Lafayettes Erklärung der Menschenrechte, die Erklärung der Rechte der Frauen. Diese Zuschrift beginnt folgendermaßen: „Wenig bekannt mit der Hofsprache will ich mit Freimut sprechen, aber nicht etwa deshalb, weil die Freiheit mich dazu zu ermächtigen scheint. Ich würde es auch tun, wenn die Verblendung der Despoten eine so edle Kühnheit bestrafen würde. Als ganz Frankreich Ew. Majestät, die Königin, anklagte und für sein Unglück verantwortlich machte, habe ich allein in der stürmischen Zeit es gewagt, Ihre Verteidigung zu übernehmen. Ja, Madame, als ich das Schwert über Ihnen gezückt sah, warf ich mich zwischen Schwert und Opfer. Aber heute, Madame, will ich Ihnen sagen, was ich damals nicht gesagt hätte. Wenn die fremden Mächte Feuer und Schwert nach Frankreich bringen, dann sind Sie in meinen Augen nicht mehr die unschuldige Königin, sondern eine unversöhnliche Feindin der Franzosen. Nun, Madame, als Gattin und Mutter wenden Sie allen Ihren Einfluß an, das Unglück zu verhüten, das heranzieht. Sie können sich die Hälfte des Reichs und ein Drittel der andern Hälfte wieder erobern, wenn Sie sich zur Beschützerin Ihres Geschlechts erklären und den Frauen zu ihrem Rechte verhelfen. Glauben Sie mir, unser Leben hat wenig Wert, besonders für eine Königin, wenn dieses Leben nicht durch die Liebe des Volks verschönt wird und durch den ewigen Reiz der Wohltätigkeit."

In der Vorrede zu den Hauptartikeln des energischen Protestes wirft sie sich als strenge Richterin über die Oberherrschaft des Mannes auf: „Mann! wer hat dir das Recht gegeben, mein Geschlecht zu unterdrücken? Wandre mit mir durch die ganze Natur und gib mir, wenn du es wagst, ein Beispiel der Tyrannenherrschaft, die du dir anmaßest; beobachte die gegenseitigen Beziehungen der Geschlechter in der großen Verwaltung der Natur. Überall herrscht Gemeinschaft und ein harmonisches Ganze." Dann geht sie zur Hauptsache über, indem sie erklärt, daß Unkenntnis, Vergeßlichkeit oder Verachtung der Frauenrechte die einzigen Ursachen des öffentlichen Unglücks und der Verderbtheit seien, daß notwendigerweise diese natürlichen, unveräußerlichen und geheiligten Rechte feierlichst bekannt gegeben werden müßten, damit sie jederzeit allen Gliedern der menschlichen Gesellschaft gegenwärtig wären und in Zukunft auf fester Grundlage ruhten. Sie fordert endlich eine Nationalversammlung der Frauen und stellt folgende Grundsätze auf: „Die Frau ist frei geboren und steht dem Mann an Rechten gleich. — Die sozialen Unterschiede können nur auf den Nutzen der Allgemeinheit begründet sein. — Zweck jeder politischen Gesellschaft ist die Erhaltung der natürlichen Rechte der Frau und des Mannes. Diese Rechte sind: Freiheit, Glück, Sicherheit und besonders Widerstand gegen Unterdrückung. — Das Prinzip jeder Souveränität beruht wesentlich auf der Nation, die nur eine Vereinigung von Mann und Frau kennt. Freiheit und Gerechtigkeit bestehn darin, jedem das Seine zu geben. Die Ausübung der Naturrechte der Freiheit hat nur die Grenzen, die die ständige Tyrannei des Mannes zieht. Diese Grenzen müssen durch das Gesetz der Natur und der Vernunft reguliert werden. Das Gesetz soll der Ausdruck des allgemeinen

Willens sein. Alle Bürgerinnen müssen ebenso wie die Bürger entweder persönlich oder durch Abgeordnete mitwirken. Beide sollen gleich sein, zu allen Würden und Staatsämtern, je nach ihren Fähigkeiten, zugelassen werden. — Die Frau hat das Recht auf das Schafott zu steigen, sie muß ebenso auch das Recht haben, auf die Tribüne zu treten. — Die Sicherung der Frauenrechte geschieht zum Nutzen aller und nicht zum Nutzen der Frauen allein, denen die Rechte gewährt worden sind. — Die Frau zahlt Staatssteuern wie der Mann; sie hat also ebenso das Recht wie er, von jedem Beamten Rechenschaft über seine Verwaltung zu fordern. — Jede Gesellschaft, in der die Rechte nicht gesichert sind und auch die Staatsgewalt nicht fest bestimmt ist, hat keine Verfassung. Die Verfassung ist null und nichtig, wenn die Mehrheit der Glieder, die die Nation ausmachen, nicht an ihrer Ausarbeitung mitgewirkt hat." In diesem Ton fährt sie fort. Endlich schließt sie mit den Worten: „Frauen, wachet auf! Die Sturmglocke der Vernunft ertönt im ganzen Weltall. Die machtvolle Herrschaft der Natur ist nicht mehr umgeben von Vorurteilen, Fanatismus und Lüge. Die Fackel der Wahrheit hat alle Wolken der Anmaßung zerstreut. Frauen! Frauen! Wann werdet ihr aufhören, blind zu sein? In den Zeiten der Korruption habt ihr über die Schwäche der Männer geherrscht, eure Herrschaft ist nun vernichtet. Was bleibt euch noch! — Die Überzeugung von der Ungerechtigkeit des Mannes. — Schart euch drum unter die Fahnen der Philosophie, setzt der materiellen Gewalt die Gewalt der Vernunft entgegen, und ihr werdet bald eure stolzen Männer nicht wie sklavische Anbeter vor euch kriechen sehen, sondern stolz darauf, mit euch die Schätze des höchsten Wesens zu teilen." Eine solche Sprache wimmelt ja von Übertreibungen, aber man muß doch zugeben, daß es die Sprache einer ungewöhnlichen Frau ist. Sie redet manchmal wie eine Gesetzgeberin. Wie packend klingt der Satz: La femme a le droit de monter à l'échafaud; elle doit avoir également celui de monter à la tribune.

Von der Girondepartei wurde Olympe de Gouges hochgeschätzt; sie verkehrte häufig im Hause Péthions, deshalb sah sie auch in den Jakobinern und den Feuillants ihre Todfeinde. Sie nannte die beiden Gruppen zwei Hydren, die in gleichem Tempo zur Vernichtung Frankreichs herbeistürzten; die eine spitze ihre Dolche, die andre ihre Piken, die eine entzünde den Bürgerkrieg, die andre die Anarchie und verbinde sich mit Mordgesellen, die zuerst die Nation, dann sich gegenseitig erwürgen würden. Nicht ohne Interesse ist ihre Stellung zur Verurteilung des Königs. Ihre Ansicht ging dahin, die ganze Nation müsse durch eine allgemeine Abstimmung über sein Schicksal entscheiden. Die Anklage sah sie voraus; sie war früher eine eifrige Republikanerin und Feindin des Königs gewesen, jetzt fühlte sie plötzlich Mitleid und reichte dem Angeklagten ihre hilfreiche Hand. Am 15. Dezember 1792 bot sie sich neben Malesherbes zur Verteidigung des Gefangnen an und hielt Verbannung, nicht Tod für die richtige Strafe. Dieses Vorgehn zog ihr das Mißtrauen der Königsfeinde und verdoppelten Haß der Jakobiner zu. Nun ließ sie sich von ihrer Kampfesluft noch weiter fortreißen: sie schonte nicht mehr den allmächtigen Robespierre, und da war ihr Tod bald eine beschlossene Sache. Am 23. Juli

1793 wurde sie gefangen genommen und nach kurzer Beratung zum Tode verurteilt. Einst hatte sie in fanatischer Begeisterung ausgerufen: Wie schön ist es, der Sache des Volkes zu dienen! Wie schön dafür zu sterben! Es waren keine eiteln Redensarten gewesen. Ruhig und gefaßt vernahm sie nun ihr Schicksal und ließ sich willig zum Fallbeil führen. Tags darauf brachte die Staatszeitung, La feuille du salut public, eine kurze Notiz: Olympe de Gouges, eine überspannte Person, wollte Staatsmann sein. Es scheint, daß das Gesetz diese Verschwörerin bestraft hat, weil sie die Tugenden vergessen hatte, die sich für ihr Geschlecht ziemen.

So hatte Olympe de Gouges das Beste für die Frauen gewollt und nichts als Spott geerntet. Die Männerwelt nahm ihre Anträge und Reden nie ernst; selbst der große Mirabeau, den manche Französin für einen Freund der Frauenrechte ansah, war im Herzen der ganzen Sache abhold. In seinem Werke über die öffentliche Erziehung beschränkt er die Frau auf die Herrschaft im Innern des Hauses, und außerdem soll sie in schwierigen Dingen Beraterin des Mannes sein. Die Kinder sind verpflichtet, in ihr etwas Hohes zu sehen, sie wahrt den Frieden unter den Verwandten und Nachbarn, sie spendet Trost und Almosen. Er wünscht nicht ihren Besuch in Versammlungen, nicht ihre Zulassung zu Ämtern, sie soll nur die Seele des Familienrates sein und bleiben. Kurz, der schlaue Mirabeau verstand es, die bittere Pille, die er ihnen reichte, zu verzuckern; er gab wenig und schmeichelte ihnen wie ein alter Dichter, der da sagte: Ein Gott nahm den Frauen die Hälfte ihrer (schönen) Seele.

Auch in der spätern Zeit der Republik machte die Frauenbewegung wenig Fortschritte. Schließlich entzog der Konvent den Frauen das Versammlungsrecht und verbot ihre Klubs, hauptsächlich weil einige ihre Mitglieder in Journalen aufgefordert hatten, Männerkleider anzulegen. Durch dieses Einschreiten war die ganze Frauenbewegung gehemmt, nicht aber der Einfluß einzelner Damen, die in ihren Salons eine Großmacht waren. Hier hielten sie während der ganzen Revolution alle Fäden der Politik in ihren zarten Händen; in ihren üppigen Boudoirs wurde über Frankreichs Wohl und Wehe beraten, in ihren damals neu aufblühenden Literaturkreisen erwarb sich der junge, strebsame Schriftsteller Ruf und Ansehen; hier wurde für ihn Stimmung gemacht, sobald bei dem Tode eines „Unsterblichen" ein Sitz in der Akademie der Wissenschaften frei geworden war. Zwei Pole waren es, um die sich das Salonleben während dieser Zeit drehte: der weibliche Esprit und eine gewisse Frivolität. In solchen Kreisen der Politik, der Literatur und mitunter der lockeren Sitten glänzten als Sterne ersten Ranges: Madame Necker, die schöne, geistvolle Gattin des berühmten Finanzministers, Madame Roland, die ihren Gemahl, den Minister, so unterstützte, daß man allgemein von einem Ministerium der Frau Roland sprach, Madame de Staël, die kluge Tochter der Madame Necker, Madame de Récamier, die bildschöne Königin der Gesellschaft mit der engelgleichen Koketterie, wie ein begeisterter Verehrer schwärmerisch behauptete, und Madame Tallien, von gleicher Schönheit und größerer Bedeutung als Madame de Récamier. Denn sie hatte nach dem Urteile von Zeitgenossen

„einen eigentümlichen, magnetischen Zauber, der sich wie Phosphorglanz von ihrer Person löste und alle Welt berückte.“ Ein Blick, ein Lächeln, ein Wort — und es war um den geschehn, der sich ihr näherte. Für die Lösung der Frauenfrage im ernsten, politischen Sinne hatte sie allerdings nur einmal die Feder ergriffen und ganz anders als Olympe de Gouges die Stellung der Frau aufgefaßt. Im Alter von zwanzig Jahren, geschieden von ihrem ersten Gemahl, dem verschwenderischen Marquis de Fontenay, schrieb sie, die Tochter des spanischen Finanzministers Cabarrus, als begeisterte Republikanerin am 28. April 1794 an den Nationalkonvent einen Brief, aus dem einzelne charakteristische Stellen herausgegriffen werden mögen. „Wehe den Frauen, die ihre Bestimmung verkennen und den lächerlichen Ehrgeiz haben, die Pflichten der Männer zu übernehmen, sie verlieren dabei nur die Vorzüge ihres Geschlechts, ohne die des andern zu erwerben. Die Gefährtinnen der Männer sollen nicht ihre Rivalinnen, sondern ihr Trost und ihre Stütze sein. Es gibt gewisse Berufsarten, die den Frauen von Natur gebühren. Sie können z. B. im öffentlichen Unterrichte wirken, besonders bei der Erziehung junger Mädchen, die des mütterlichen Einflusses beraubt worden sind. — Was ich aber vertrauensvoll heut von euch, ihr Bürger, im Namen der Frauen fordre: das ist der ehrenvolle Vorzug, in die geheiligten Stätten des Unglücks und der Leiden gerufen zu werden und dort die Pflege zu übernehmen und süßen Trost zu spenden. Muß sich nicht gerade dort die beste Lehrzeit für das Leben einer jungen Frau bieten? In dieser Schule sollen sich die jungen Mädchen entwickeln, sich in der Tugend der Wohltätigkeit üben. — Wer weiß nicht, wie angenehm ihre Gegenwart den Unglücklichen ist. Möge es mir als Frau erlaubt sein, offen zu reden: Die Männer sind bestimmt für tapfere Taten, energische Tüchtigkeit; aber bei Kranken ist sogar ihre zarte Fürsorge etwas hart, ihre milde Stimme klingt noch rauh, ihre Geduld währt nicht lange; sie scheinen gewissermaßen aus der Nähe des Unglücklichen zu fliehn, dem sie Erleichterung verschaffen wollen; die Frauen dagegen wünschen bei der Krankenpflege nur für den Kranken zu leben; alles an ihnen trägt zur Linderung der Leiden andrer bei. Ihre Stimme klingt tröstend, ihr Blick ist sanft, ihre Bewegungen sind anmutig, ihre Hände geschickt, ihre Worte erwecken die Hoffnung wieder, und wenn sie sich vom Kranken entfernen, so ist er davon überzeugt, daß sie es nur seinetwegen tun, und daß sie seinetwegen bald wiederkommen werden. — Befehlet also, ihr Bürger, daß alle jungen Mädchen vor der Heirat einige Zeit in den Asylen der Armut und des Schmerzes zubringen, wo sie den Unglücklichen helfen und alle die Tugenden üben, die die menschliche Gesellschaft von ihnen erwartet. Wieviel Vorteile werden da für die ganze Nation herauskommen! Die Hospitäler werden den gehässigen Namen verlieren und in Zukunft Tempel sein, die der Menschheit geweiht sind, und um diese Tempel wird man in einer Säulenhalle theoretisch die Tugenden studieren, die praktisch im Innern geübt werden. — Der allgemeine Brauch hat den Frauen den Ehrennamen „Bürgerinnen“ beigelegt; möge er in Zukunft nicht bloß eine eitle Zierde, sondern ein echter Titel sein. — Alle Männer, auch die Greise dürfen am Hause des friedlichen Bürgers Posten stehn, alle beziehn die Wache

auf den Wällen, um drohende Gefahren abzuwenden: die Frauen wünschen bei den Unglücklichen Wache zu stehn, um durch liebevolle Fürsorge die grausamen Schmerzen zu lindern und das düstere Vorgefühl des herannahenden Todes, schlimmer als der Tod selbst, durch Worte des Trostes zu bannen."

Der Konvent hörte mit Aufmerksamkeit die Verlesung des Briefes und spendete der Schreiberin Beifall. So zeigte sich die vergötterte Herrscherin der Salons, die Freundin ausgelassener Festesfreuden, plötzlich wie durch einen Zauberstab verwandelt, als Beschützerin der Armen und der Kranken, als ernste Lehrerin. Als sie später durch Robespierre in den Kerker geworfen wurde, verdankte sie ihre Rettung Tallien, dem berüchtigten Septembriseur, das heißt Veranstalter der Septembermorde. Sie heiratete ihn, nachdem er auf ihre Veranlassung Frankreich von dem blutdürstigen Tiger Robespierre befreit hatte, und benutzte oft ihren Einfluß, um Verurteilte zu retten. Man gab ihr deshalb den Beinamen Notre dame de bon secours. Ihr diplomatisches Genie entfaltete sie am glänzendsten in ihrem Salon. Sie vereinigte dort wütende Republikaner und stolze Aristokraten. Der Luxus und die Pracht der Einrichtung, vor allem das bezaubernde Walten der Herrin brachte alle Fehden zur Ruhe. Zum Esprit und zur Frivolität, die hier noch liebevoller als anderswo gepflegt wurden, trat als dritte im Bunde die unbesiegbare Gebieterin aller Frauen: die Mode. Ihr öffnete Madame Tallien Tür und Tor, ihr weihte sie fortan Geist und Erfindungsgabe. Bald sah man sie und ihre Freundinnen in griechischen Gewändern und griechischer Frisur ohne Puder, auf hohen Kothurnen, die bloßen Zehen mit Diamanten oder Smaragden geschmückt, bald erschien sie als Göttin Diana allein und ließ ihre kleinen Füße, die schönen Arme und quelques accessoires, wie ein Feind der lockeren Sitten sarkastisch hinzufügte, bewundern. Wie erklärlich ist es dann, daß sich Alt und Jung zu den Festen der Madame Tallien drängte. Sie war eben der Typus der Frauen, die ein scharfsinniger Beobachter in einem Briefe am 15. Juli 1795 also schildert: „Dieses frohe Volk der Franzosen gibt sich dem Vergnügen hin: die Tänze, die Schauspiele, die Weiber, die hier die schönsten der Welt sind, beherrschen alles, Wohlstand, Luxus, guten Ton; alles ist wieder aufgelebt. An den Schrecken denkt man nur noch wie an einen bösen Traum zurück. Alles ist hier aufgehäuft, zu zerstreuen und das Leben angenehm zu machen. Man reißt sich gewaltsam vom Nachdenken los, und wie sollte man schwarz sehen können, mitten in dieser Anspannung des Geistes und diesem beständigen Wirbel! Die Weiber sind überall, in dem Theater, auf den Spaziergängen, in den Bibliotheken. Im Kabinett des Gelehrten sieht man ganz liebreizende Wesen. Hier allein auf der ganzen Welt verdienen sie, das Ruder zu führen. Darum sind die Männer von ihnen voll bis zur Narrheit; sie denken nur an sie und für sie. Sechs Monate braucht eine Frau in Paris, wenn sie erfahren will, was ihr zukommt, und welche Macht sie hat."

Und fragen wir nach dem Schreiber dieser Zeilen — nun, es war ein sechsundzwanzigjähriger Artillerieoffizier, der nach einer harten Jugend voll Entbehrungen 1794 einen Blick in diese ihm fremde Welt tat. Zuerst fuhr

er wie geblendet zurück, dann überließ er sich ihrem Zauber, freilich nur um lustig mitzugenießen; zugleich aber strebte er weiter, denn er wollte nicht wie viele andre in dem klippenreichen Strudel versinken. Es war Napoleon Bonaparte. M. Thamm

Im Lazarett

4. Die barmherzige Schwester

In dem kleinen Neuen Testament, das mir der Divisionspfarrer geschenkt hatte, las ich manchmal den ersten Korintherbrief. Wenn ich an die Stelle kam: „Die Liebe hört nimmer auf, so doch die Weissagungen aufhören werden, die Sprachen aufhören werden, und das Erkenntnis aufhören wird," dachte ich heute nicht lange über die Liebe nach, die hier gemeint sei, dachte vor allem nicht an die natürliche Liebe, die Gatten zueinander oder Eltern zu Kindern hegen, und die, ein Stück Leben selber, weit über den Menschen hinaus durch die ganze lebendige Welt geht; ich sah, seitdem ich in dem Rekonvaleszentenhaus verweilte, zu jeder Stunde des Tags eine andre Auslegung vor mir. Bei den barmherzigen Schwestern, die hier pflegen, hört die Liebe nie auf. Sie sind Tag und Nacht zur Stelle, immer hilfbereit und immer heiter; für sie scheint es keine Müdigkeit, keine Abspannung, keinen Ekel zu geben. Ihr Verbinden der Wunden ist wie ein Gebet, von dem sie sich neugestärkt erheben. Wie wäre die Welt, wenn es auch außerhalb dieser Klostermauern viele solche Frauen gäbe? Das ist jetzt nicht möglich, aber es muß einst so kommen. Es muß auch andern gelingen, wunschlos zu werden und jenseits der Stürme zu leben. Die stille Ergebung in die Pflicht des Tages und des Augenblicks, die diese Frauen selig macht, sodaß wir im Anblick ihres Wirkens an die Seligpreisung der Bergpredigt denken, liegt im Keim in so vielem weltlichem Tun; es muß Mittel geben, diese Eigenschaft aus ihren Schalen frei zu machen.

Mein Kamerad, der Theolog im Waffenrock, den der Kriegssturm aus einem Hallischen Hörsaal bis vor Paris verweht hatte, und der als Typhusrekonvaleszent zurückgesandt worden war, meinte dazu: Das ist der Sinn der Sentenz: im kleinsten Punkt die größte Kraft, die von den meisten, die sie nachsprechen, rein materiell gedacht wird. Aber habe einmal gelernt, daß das Kleinste, das sich dir zur Arbeit beut, eine verborgne Tiefe hat, in die du den größten Willen und das beste Geschick hineinlegst, und es füllt sich niemals an, es geht immer noch mehr hinein, so hast du eine innere Erfahrung gewonnen, die mit der Sicherheit des Kompasses unfehlbar auf eine große beständige Lebensaufgabe zeigt. Was ist nun tiefer als die Not des Lebens? Schlechthin nichts.

Ich verstehe dich, sagte ich; du meinst eben, wegen dieser Tiefe kann die Liebe nicht aufhören.

Ganz recht; und ich möchte noch hinzufügen: jede Entmutigung im Kampf mit der Not des Lebens ist ein Streiten mit dem Gott in uns, ein Abfall von dem, der uns stark, stark zur Tat will. Sehen wir uns doch in allernächster Nähe um. Jedem Soldaten ist es gelegentlich beschieden, Samariterdienste zu tun, besonders im Gefecht. Im Lazarett gäbe es noch mehr Arbeit. Ich habe gesehen, wie das gezwungne Nichtstun bei so vielen Lazarettinsassen ihr Verhältnis zum Ganzen lockerte, ich erkannte die Gefahr, daß diese Gewohnheit des ziellosen Herumlungerns von einem Tag in den andern auch mich erfassen könnte; da ging es mir wie eine Rettung auf, als ich diese breite Bresche sah, wo Menschenkräfte bauen könnten. Es zog mich in die Aufgabe, Hand anzulegen, buchstäblich hinein. Der

Digitized by Google

Krieg ist für alle, die nicht siegen, besonders für die ein großes Unglück, die die Krankheit aufs Lager streckt; mit den Monaten empfinden sogar die von Sieg zu Sieg eilenden, daß er nicht ihr natürlicher Zustand ist. Muß darin nicht die Forderung sein, alle Quellen des Glücks zu öffnen, die überhaupt möglich sind? Glück muß zum Streit wider das Unglück aufgerufen werden. Wer das einsieht, kann nimmer rasten, in dem spricht es: Nimm dich selbst in Zucht, wie diese Frauen es tun, steigere die Disziplin ins Sittliche. Laß vor allem deine Seele nicht bis zur Stagnation ruhn, schaffe dir die innere Quelle der Erfrischung, die keine Abstumpfung, keine völlige Ausebnung aufkommen läßt. Sobald sich der grüne Überzug der Schleimalgen und Wasserlinsen über die Klarheit einer Quelle zieht, bist du nicht sicher, welches Gewürm darunter auskriecht. Darin liegt der Segen der äußern Tätigkeit. Solange der Körper gesund ist, sollte er immer hart am Rande der Ermüdung gehalten werden. Der Mensch sei wie eine Flamme: die bewegt sich, solange sie Nahrung hat, wenn sie ruht, stirbt sie; aber solange sie lebt, strebt sie aufwärts.

Als in den ersten Dezembertagen bei Paris und an der Loire zugleich blutige Schlachten geschlagen worden waren, leerte man in aller Eile die Feldlazarette hinter der Front und schickte rückwärts, was transportabel war. Es war fast für alle, die des Lebens im Lazarett müde geworden waren, eine Erlösung, für manche mag auch die Entfernung vom Kriegsschauplatz willkommen gewesen sein, auf dem sich damals die von manchen für furchtbar gehaltenen neuen französischen Armeen vorwälzten. Es war ein glückliches Los, das mich hierher verschlug. Ich war nicht kriegsmüde, aber müde des Bluts; dessen, und der Trümmer, des Schmutzes hatte ich genug. Als ich in dieses Haus eintrat, sah ich seit Monaten zum erstenmal wieder ein friedlich-heiteres Antlitz. Vielleicht fesselte mich am meisten die breitflüglige Haube, die das frische, rötliche Gesicht der Schwester einfaßte, sie war so weiß, so weiß; seit wann hatte ich nichts so weißes gesehen? Jetzt mochte draußen im Felde der Schnee liegen, der konnte ähnlich sein, aber nur der allein, und auch auf diesem standen manchmal Blutlachen mit sonderbaren blaß bräunlichroten Rändern. Bei uns sah man nur fahle, bräunliche, gelbliche Töne; sogar das Weiße im Auge war trüb vom Blute, das in den müden Gefäßen stockte. Ich dachte an das Weißeste, was ich jemals gesehen hatte, an Firnfelder im Hochgebirge, an blendende Sommerwolken, die im tiefen Mittagsblau schwimmen, an den weißen Frühlingskrokus, dessen Blüten noch klarer als Lilien sind. Ich habe dann freilich noch viel helleres, leuchtenderes gesehen. Denn wie ein Stern, der aus Sturmwolken hervortritt, mutete mich die Menschenliebe und Frömmigkeit an, die ich hier erfahren habe. In der Krankheit und in jeder Art von Not steht eine Wolke vor dem Himmel, sagte die alte Schwester Eulalia, die Lothringerin; wir Pflegerinnen kämpfen, daß sie sich zerstreue und Gottes Angesicht uns wieder hell ansehe.

Wenn von den Gründen gesprochen wurde, warum wir uns in der Pflege der Schwestern so wohl fühlten, wurde jedesmal ihre verständige, ruhige Behandlung der Kranken gerühmt; einige behaupteten, sie hätten mitten im Fieber aus ihren Fingerspitzen, die sich an den Puls legten, etwas beruhigendes herüberfließen fühlen. Es stellte sich dabei aber auch eine innere Verwandtschaft heraus. Jeder von uns Soldaten, der in ihre Nähe kam, fühlte etwas Verwandtes in ihrem Wesen. Nicht bloß in der Uniform liegt das, die sie tragen, und auf die sie so stolz sind, wie wir auf die unsre. Wir und sie dienen, und zwar dienen wir beide einen harten Dienst, zur Not geht es ums Leben. Wir und sie kämpfen nieder, was wir wollen, und tun, was wir sollen. Auch darin sind sie den Soldaten ähnlich, daß sie gerade und mutig ihrer Pflicht nachgehn; das gewöhnliche Weltleben mit seinen Umwegen, die gar oft zwecklos in sich zurücklaufende Schlangenwege sind, mit seinem Biegen und Ducken erzielt nur schillernde Charaktere. Der Soldat antwortet auf jede Frage eines Vorgesetzten kurz und bestimmt, indem er ihm fest ins Auge schaut. Dasselbe ist die Art der Rede der Schwestern. Diese legen vielleicht noch

mehr als die Soldaten, wenn sie die Uniform anziehn, alle übrigen Unterschiede ab, sie verlieren Vorzüge und Vorteile und steigen doch nicht herunter. In ihrem gehaltnen Wesen liegt ein Bewußtsein ihrer Grenzen. Ihr Gang ist gelassen und leise, und doch schnell; eine geht wie die andre, sie sind darauf geübt, wie wir auf das Marschtempo. Beobachte, wenn eine gerufen wird, sie wendet nicht den Kopf, sondern wendet sich mit dem ganzen Körper um, es sieht dienstbereiter aus. Neben dem Arzt steht sie unbeweglich wie auf das Kommando Achtung! und was sie auch sehe, es zuckt keine Wimper. Sie haben alle dieselbe Art, wenn sie den Kranken zu trinken geben, sie halten ihnen den Kopf mit der einen Hand von rückwärts und neigen mit der andern leicht den Trinkbecher; wie sanft lassen sie dann den Kranken wieder auf sein Kissen zurücksinken, und ehe sie weitergehn, streichen sie seine Decke zurecht, sorgen, daß sie ihn gut einhülle. Eine macht es wie die andre, aber bloß angelernt ist das nicht. Da muß jemand seine ganze Menschlichkeit, oder wie sage ich doch? sein Unsterbliches hineinlegen, damit das tausendmal Getane die Frische der Blüte draußen in der Gottesnatur behält. Die Schwestern lernen durch Übung empfinden, was der Kranke braucht. Wenn ihn das Leiden sprachlos gemacht hat, oder wenn die leiseste Frage ihn aufregen würde, erraten sie seine Wünsche, als wenn sie selbst gerade in seiner Lage wären.

Die lothringische Schwester mit dem faltigen Gesicht sagte: Das hängt mit dem zusammen, was man in der Welt draußen als Enge und Einseitigkeit belächelt. Eng ist dieses Reich wohl, wenn Sie in ihm nach den Seiten hingehn, aber es ist unermeßlich groß nach der Höhe und nach der Tiefe hin, es ist ein Reich der tiefsten Tiefe und der höchsten Höhe; oder vielmehr, verbessert sie sich, es müßte so sein; alles ist nicht genau so hoch und so tief, wie es sein sollte. Nur nach der Welt zu stoßen wir allerseits an Mauern, und das ist gut; nichts hemmt dagegen den Aufschwung und das Sichversenken. Die beständige Übung des sich in die Lage unsrer Kranken versetzens öffnet die Sinne für so manches, was uns sonst unverständlich bliebe. Es gibt abstoßende Menschen, in die man sich nicht ganz hinein versetzen kann, die man aber doch verstehn muß, wenn man sie recht pflegen will; auch sie haben Menschen, denen sie teuer sind, diese werden gerade das finden, was ich nicht finden konnte, und indem ich sie gleichsam durch die Seele ihrer Lieben betrachte, finde ich oft ein Verständnis, wo ich es gar nicht erwartet hätte. Und ein andermal: Im Dienst der Kranken und der Elenden springen Quellen innern Glücks, von denen niemand weiß, der solchen Dienst niemals geleistet hat. Die stille Heiterkeit kommt davon, die wie der Widerschein eines verborgnen Lichts auf den Gesichtern der Schwestern liegt. Die äußere Heiterkeit, die ihr bewundert, fließt aus derselben Tiefe. Eure Weltweisen nennen den Humor das Lächeln des Herzens, das verwundet ist. Aber die Verwundung ist gar nicht nötig. Welchem Soldaten müßte man erst sagen, daß auf Kampf und Sieg die Freude einer gehobnen Stimmung folgt? Wenn das Verzagen niedergerungen ist, wallt der Lebensmut hoch auf. Wir kämpfen gegen uns selbst, reißen uns von unserm eignen Ich los, das uns niederzieht, und dieses Loskommen von sich selbst stärkt zu Werken der Demut, die beseligen. Was im gewöhnlichen Leben die Stimmung trübt: Empfindlichkeit, Ärger, Eitelkeit, Ekel, gibt es da nicht. Die Aufgaben, die wir uns setzen, hören nie auf, sie ziehn das Schifflein unsers Lebens durch die Flut der Zeit, die Wellen rauschen so frisch und hell daneben auf, kein Augenblick ist bei solchem Wandel zu verlieren, jeder hat seinen Zweck, seine Aufgabe. Das Aufsichbesinnen führt zu nichts. So muß unser Leben beschaffen sein, daß eine Forderung des Augenblicks sich an die andre reiht, und in dieser Kette keine Lücke bleibt, durch die du einen Blick in das Rätsel deines Daseins gewönnest. Besinne dich auf dein Tagwerk, das reicht aus.

Zu dem Theologen im Waffenrock sagte eine Schwester über ihren Dienst: Der Töchter natürliche Dienststätte ist das Elternhaus, sie können nur einen viel schwerern Dienst antreten, wenn sie diese verlassen, denn in der rechten Dienstbarkeit gibt es nur ein Avancement zu den größern Lasten. Das ist freilich auch immer ein Fortschritt zu größerer Zufriedenheit und mehr innerer Klarheit. Wenn sich

Digitized by Google

das Auge der weltlichen Gewohnheit entäußert hat, beständig zwischen groß und klein zu unterscheiden, und nun immer das Große im Kleinen sieht, hat die Welt keinen Reiz mehr für uns. Heimweh? Welches Heimweh meinen Sie? Das Heimweh, das zurückschaut, oder das Heimweh nach dem Frieden, der Ruhe vor uns? Wir schauen vorwärts. Auch darin ist unser inneres Auge anders gewöhnt. Vielleicht ist kein Vorwurf, den man uns macht, berechtigter als der des geringen Interesses für Familienangelegenheiten unsrer Kranken. Sie unterhalten uns von nichts lieber als davon und fordern natürlich unsre Teilnahme dafür; wir aber, gewohnt nach oben und nach unten zu sehen, verstehn nicht mehr so recht zu unterscheiden, was draußen jenseits der Mauern unsrer Krankenzimmer vorgeht. Vielleicht, sagte sie lächelnd, verstehn wir uns eben deshalb so gut mit den Soldaten, die sich ja auch aus ihren Familienbanden haben lösen müssen, um in neue Verbindungen einzutreten, die vorübergehend vielleicht fast so fest wie die unsern sind.

* * *

Meine Erinnerungen haben mich weit über die Räume des alten Lazaretts hinausgeführt, wo ich die ersten Erfahrungen im Krankenleben und -sterben sammelte; ich möchte noch von den letzten Tagen erzählen, die ich darin verlebte.

Bis Ende November hatte uns die rauhe Wirklichkeit des Kriegs in unsern Krankensälen verschont. Nur Botschaften und Gerüchte drangen zu uns, sie kamen von ziemlich weit her, denn unsre Truppen waren seit Wochen im Vordringen; auch brachten die Transporte nur einzelne Verwundete, und die Gerüchte erzählten auch nur von einzelnen Gefallnen. Daß es nicht so bleiben werde, war klar. Die ersten Sturmvögel waren wie gewöhnlich die Franzosen selbst, die Bewohner der Stadt, die kecker wurden, sich in auffallend großer Zahl auf den Straßen versammelten und einander wichtige Nachrichten zuzuflüstern hatten. Wir hörten davon durch die Krankenwärter, die manchmal etwas niedergeschlagen von ihren Gängen in die Stadt zurückkehrten, und durch einen der Unterärzte, der leider gar kein Held war, sondern in der häßlichen nervösen Feigheit der Gebildeten alles schwarz sah und Befürchtungen selbst uns gegenüber an den Tag legte.

An einem der früh dunkeln Dezembernachmittage hörte man ein stärkeres Gewehrfeuer, dichter als sonst und ohne Zweifel rasch näher kommend. Der jüngere Arzt, der von uns allen am wenigsten zu fürchten hatte, kam in etwas aufgeregter Stimmung in den Saal, befahl allen denen, die irgend transportfähig seien, sich bereit zu machen, auf den ersten Befehl mit der hartbedrängten Besatzung abzumarschieren, bezeichnete schon einige Leichtverwundete, die marschfähig seien, und andre, für die Wagen zu requirieren wären; von der Mehrzahl, die übrig blieb, sprach er nicht; man wußte zur Genüge, daß sie dem Feind in die Hände fallen würde. Das tiefe Schweigen unterbrach ein Typhusrekonvaleszent, Schlesier, angeblich Jude, mit der angebrachten Frage, ob die weiße Flagge mit dem roten Kreuz bereit sei, unter der man sich etwaiger Übergriffe der siegreich eindringenden zu erwehren habe. Der Arzt verriet seine Nervosität uns in solchen Dingen empfindlichen Soldaten dadurch, daß er nicht das in solchen Fällen übliche „Halten Sie das Maul, bis Sie gefragt werden" fand, sondern etwas Unsicheres brummte. Außen kam das Gefecht offenbar näher, am offnen Fenster hörte man Trompetensignale, Trommeln, die zu einem Sturmangriff einschlugen: Die brummen, es sind französische, unsre klopfen heller, sagten unsre Kenner; dann Salven: siebengliedrig, die war gut, das waren Unsre. Dann wiederholte Salven und zerstreutes Gewehrfeuer, das sich entfernte. Unterdessen hatte sich alles fertig gemacht, was nur gehn konnte, und es stellte sich im Mittelgang des Saales eine Elitetruppe auf, in der jeder Einzelne würdig gewesen wäre, einem Karikaturisten als Modell zu dienen. Verbundne Köpfe, umwickelte Hälse, Arme in Schlingen, Füße in Bekleidungen jeder Art und Größe, und auf das alles die Uniformstücke gezwängt, der Tornister auf- und das Seitengewehr umgeschnallt, so stand die mehr als falstaffische

Schar von neunzehn angeblich marschfähigen Lazarettgenossen unsers Saales Gewehr bei Fuß. Einige packten noch in Tornister und Brotsack, was sie an Brotkrumen finden konnten. Es war sicherlich eine lächerliche Gesellschaft, und so mochte es auch jedem Einzelnen davon vorkommen, wenn er seinen Nebenmann ansah. Aber der Ernst der Lage und die Disziplin wirkten auch hier Wunder. Diese Jammergestalten stellten sich in Reih und Glied, die Flügelmänner waren gleich herausgefunden, und ein pommerscher Unteroffizier, dem der Helm ganz sonderbar auf dem verbundnen Kopf schwankte, stellte zurecht, teilte Sektionen ab, kommandierte „Stillgestanden!“ und ließ „In Reihen gesetzt, rechtsum!“ machen, dann Front, worauf er erklärte, in Reihen gesetzt würden wir abmarschieren, wenn der Befehl dazu käme, jetzt sollte sich jeder einstweilen an seinen Platz begeben. Das Gewehrfeuer hatte sich indessen offenbar immer weiter von der Stadt weggezogen, doch blieben unten im Hof die Wagen bespannt, die vorhin aufgefahren waren, und jetzt hörte man, wie einzelne beordert wurden, in der Richtung auf Longpré hinauszufahren, um Verwundete hereinzuholen. Noch an demselben Abend wurden unserm Saal zwei Leichtverwundete zugeteilt, ein Musketier und ein Sergeant, die das Gefecht des Nachmittags mitgemacht hatten und noch Zeugen des Rückzugs der Franzosen gewesen waren. Ich sehe den Sergeanten, dem zwei Finger der linken Hand abgeschossen waren, vor mir, wie er mit Begeisterung die drei siebengliedrigen Salven schilderte, die seine quer über die Straße liegende Kompagnie in die Franzosen abgegeben hatte, die man auf fünfzig Schritte hatte herankommen lassen. Mit Recht war er besonders stolz darauf, daß kein Schuß vor dem Kommando losgegangen war. Das war ein Unterschied, das Heckenfeuer von den Franzosen, das nur so prasselte, und unsre Salven, ein Unterschied, wie wenn ihr kleingespaltnes Kienholz oder einen buchnen Klotz in den Ofen legt. Ja, Salven kann man gar nicht genug üben, fügte er hinzu, als ob er sich vornähme, gleich bei der Rückkunft in die Garnison diese Kriegserfahrung kräftigst auszunutzen.

* * *

Die letzten Gefechte hatten zahlreiche Verwundete gebracht, und der frühe Frost viele Kranke. Da wurde es nun Ernst mit dem „Evakuieren.“ Zwei Tage nach diesem aufgeregten Abend hielten Leiterwagen, mit Stroh gefüllt, in denen zwanzig von uns ein paar Etappen weiter rückwärts befördert wurden. Daß wir erst in Lunéville Halt machen würden, wußten wir damals nicht. Es war eine kalte Fahrt, auf der einige von uns die Lehre, daß man bei fünfzehn bis zwanzig Grad unter Null unbeweglich auf dem Stroh offner Wagen liegend die Zehen erfriert, wenn man nicht die Stiefel auszieht und die Füße mit Stroh umwickelt, mit erneuter Erkrankung bezahlten.

Ganz andre Lehren trug ich aber in meinem Innern mit. Dem Lazarett, wo ich genau vier Wochen gelegen hatte, sagte ich mit dem Gefühl Lebewohl, reicher zu gehn, als ich gekommen war. Den Krieg, den ich bis zu meiner Verwundung wie einen abwechslungsreichen Spaziergang mitgemacht hatte, lernte ich hier von der ernstesten Seite kennen. Früher hatte mich schon der Gedanke an eine chirurgische Operation aus einem Krankenzimmer vertreiben können, und an den Ausbruch epileptischer Krämpfe, dessen Zeuge ich mehrmals gewesen war, hatte ich nur mit Grausen zurückgedacht. Hier erfuhr ich nun zum erstenmal den Segen der Selbstaufopferung, der vielen edeln Menschen das Leben erst lebenswert macht. Nun übertrug sich die Kameradschaft mit Gesunden ganz selbstverständlich in das Selbstgebot tätiger Teilnahme an den Leiden der Kranken. Ich habe mit der Zeit meinen Aufenthalt und meine Tätigkeit als eine Art von freiwilligem Lazarettgehilfen liebgewonnen.

Im Rückblick auf diese Erfahrungen erkenne ich, daß sich in dem alten Lazarett von D. Ereignisse von entscheidender Bedeutung für mein ganzes Leben abgespielt haben. Und zwar wurde mir klar, daß es wohl wichtig für einen Mann sei, dem Tode nahe ins Auge geblickt und erfahren zu haben, daß ihm das ohne

Digitized by Google

Zittern möglich sei, daß aber eine höhere Art von Mut dart auf die Probe gestellt werde, wo man tagtäglich mit dem Tod umgeht und mit dem Opfer auch der niedersten Dienste den Menschenleben, die der Tod schon in der Hand hai, ein mildes Hinübergehn erkauft. Ein Mensch ist nicht fertig, der nicht letzte Dienste erwiesen, Sterbende bis an die Schwelle der Ewigkeit begleitet hat. Was du einem Sterbenden tust, und wäre es nur, daß du ihm die Augen zudrückst aber die Schweißtropfen abwischst, ist ein letzter Dienst. Bedenke, was das heißt, ein letzter! Sterben heißt die Grenze zweier Welten überschreiten, der Sterbende stehi in der Zeit und siehi in die Ewigkeit hinüber, du aber bleibst einstweilen nach hier. Ist es dir nun nicht, als fiele durch diese Spalte zwischen Zeit und Ewigkeit ein Strahl, der uns sonst nie, nie leuchtet, auf unsern Weg? Dieser Strahl heiligt den Sterbenden, und er ist es, der deinen Dienst am Sterbebett verklärt.

Feuer!

Erinnerung aus dem russischen Polizeileben

von Alexander Andreas

(Schluß)

22

In der kurzen Zeit, die ich im Hause verbracht hatte, war eine große Veränderung vor sich gegangen. Der Wind wehte scharf und im Vergleich zu der frühern Temperatur kühl. Der Rauch zag schnell und ziemlich hach. Die Luft war unten klarer gewarden. Nach dem Flusse zu sah ich nichts als Feuer und Dampf. Ein Blick über die Zäune zeigte mir das Stadtteilhaus unversehrt. Aber dicht daneben standen mehrere niedrigere Gebäude in Flammen. Es war nicht zu säumen, wenn ich nicht zu spät kommen wallte.

Ich konnte mich dennach nicht enthalten, über die Straße zu laufen und zu Burin in die Fenster zu gucken, die offen standen. Dart waren die Möbel an ihrem Platze. Auf ihnen und auf dem Fußboden lagen alle möglichen Gegenstände umhergeworfen. Es war niemand da. Der Künstler hatte sich mit seiner alten Magd und wahrscheinlich mit seinen Mappen davongemacht und das Haus dem Schicksal überlassen. Ich drückte die Haustür, die auch weit affen stand, fest in das Schloß und wandte mich dem Lärm vor dem Laden Abramows zu.

Hier waren die Wagen der beiden Lastfuhrleute mit des Händlers Sachen und Waren hoch beladen, und noch immer schleppte die Frau mit den Kindern verschiednes aus dem Hause. Neben den Fuhren standen wie zwei Recken der alten Zeit der blande Abramaw und der schwarze Timofé des Obersten Przebucki, hatten die Beine weit auseinander gestemmt, die Arme ineinander verschlungen und suchten sich gegenseitig zurückzudrängen. Sie stöhnten und schwitzten und ächzten. Keiner konnte den andern vom Platze bringen. Einige zerzauste, barfüßige Mädchen faßten nach den Leinen und gaben sich alle Mühe, die Pferde wegzulenken und in Bewegung zu setzen, wurden aber durch die Fuhrleute daran gehindert, die kaltblütig die Leinen dicht am Gebisse festhielten und die Anstrengungen der Mädchen vereitelten. Dabei schrieen und zeterten die Mädchen. Die Kinder und die Frau des Händlers schimpften und fluchten im Ab- und Zugehn. Mitten in der Straße biß sich der Pudel des Händlers mit dem alten Jagdhunde des Obersten wütend herum.

Was gehi hier vor? Seid ihr wahnsinnig! schrie ich die Leute an. Abramow! Timofejew! losgelassen! aber ich nehme euch beide in Arrest.

Sie ließen sich fahren und klagten beide zugleich mit rallenden Augen und zitternden Lippen.

Euer Wohlgeboren, rief Timofé heftig gestikulierend. Seine Hochwohlgeboren der Herr Oberst ist ein kranker, gelähmter Mann. Er kann ohne die Pferde nicht auskommen. Er muß sie haben!

Herr Gehilfe, grollte Abramow, hat man je so etwas gehört! Meine Fuhrleute! Ich habe sie gemietet. Der Räuber will mir meine Fuhrleute mit Gewalt wegnehmen!

Er lügt! behauptete Timofé. Er hat sie gar nicht vorher gemietet. Er will aus Bosheit Seine Hochwohlgeboren im Feuer umkommen lassen, der Seelenverkäufer!

Der Oberst ist schon längst in Sicherheit in seinem großen Garten, sagte der Händler entrüstet. Das Haus ist geräumt und ausgeraubt. Der Halunke will mich nur aus Rachsucht hindern, meine Sachen unbeschädigt wegzuschaffen.

Der Boden brannte mir vor Ungeduld unter den Füßen, und von oben her fielen Funken auf uns. Ich rief dem schwarzen Timofé drohend zu, er solle dem Händler nicht hinderlich sein, und eilte weg, da ich einsah, daß der Händler mit seiner Familie und den Fuhrleuten nicht die schwächere Partei war und auch ohne mich auskommen konnte.

Und nochmals hielt ich an. Vor ihrer geöffneten Pforte stand das Fräulein Wera Schtschepin und hielt einen Topf mit einem blühenden Rosenstock in den Händen. Ihr gegenüber lehnte am Pfosten die Magd und stützte sich auf einen Besen. So sahen sie sich stumm und starr an. Die Augen hatten sie weit geöffnet. Die Lippen des halboffnen Mundes zitterten. Die Kniee schlotterten. Mich ergriff unsägliches Mitleid mit den Verlassenen, die offenbar unfähig waren zu handeln oder zu denken.

Mein Fräulein, sagte ich, die Gefahr ist da. Größeres können Sie nicht retten. Aber Ihr Geld, Ihre Goldsachen, Ihre Papiere! Übergeben Sie das mir. Ich bringe es Ihnen in Sicherheit.

Sie wandte mechanisch den Kopf nach mir und wieder zurück. Der Blick sah irrsinnig aus.

Fedora, sagte sie langsam, und ihre Zähne klapperten dabei, haben wir auch alles mitgenommen, alles, alles?

Ja, Fräulein, antwortete die Magd noch langsamer und kaum verständlich, alles, alles.

Dabei machte sie eine Bewegung mit dem Besen, als ob sie das Gewehr präsentierte.

Mein Fräulein, es ist keine Zeit zu verlieren. Besinnen Sie sich rasch, drängte ich.

Alles, alles, flüsterte sie und drückte den Rosenstock an sich.

Da konnte ich nicht weiter helfen. Ich lief davon. Die Soldaten folgten mit dem lauten Klappern ihrer beschlagnen Absätze. Durch den nächsten Zwischenraum konnte ich sehen, daß die Flamme das Stadtteilhaus noch nicht ergriffen hatte. Aber das mit Pappe gedeckte Dach dampfte, und zu beiden Seiten brannten die Schindeldächer der Nachbargebäude. Der Wind blies heftig. Die Straße füllte sich mit Rauch, der in den Augen biß und in der Nase kitzelte. Da, was war das? Ich griff nach der Nase, auf der ich etwas wie einen leichten Stich empfand. Dasselbe fühlte ich gleich darauf an der rechten Wange, dann auf der Hand. War es möglich, daß der Himmel sich erbarmte? Es war kein Zweifel. Auf der Hand sah ich einen kleinen Tropfen.

Mein Gott, es regnet wohl gar! rief ein Soldat hinter mir.

Die Tropfen fielen häufiger, dichter. Aber auch Funken und glühende Kohlen fielen mit ihnen. Wenn die nicht zünden sollten, mußte es ganz anders regnen.

Wir gelangten eben zu dem Hause Spechts. Der Stutzer, der Schauspielbewundrer, kam uns raschen Schritts entgegen. Die Haustür bei Specht stand weit offen, und in ihr der Lehrer selbst, die Augen aufwärts zum Himmel gerichtet,

wo vor dichtem Rauche nichts zu sehen war. Hinter ihm im Vorhause standen seine Hausgenossen, sein Sohn in der Gymnasiastenuniform, seine Frau, seine Magd und seine Schwägerin, jedes neben einem großen Bündel. Ein wahrhaft riesiger Pack lag in der Mitte. Den wollte jedenfalls er selbst im letzten Augenblick auf die Schulter laden.

Der Stutzer lief auf die Tür zu und drängte sich an Specht, der ihm verwundert Raum gab, vorbei in das Innere.

Was wünschen Sie? fragte Specht langsam und ruhig, wie er immer sprach.

Ah, Sie sehen doch, es regnet, sagte der Stutzer in leichtem, gefälligem Tone und strich mit dem Ärmel die Tropfen von dem Seidenhute, den er abgenommen hatte.

Ich tat zögernd den nächsten Schritt, denn ich war neugierig, was Specht weiter sagen werde. Ich war empört wie über die ärgste Beleidigung durch die maßlose Frechheit des Burschen. Hier war ein Mann mit seiner Familie eben im Begriff, alles zu verlieren, was er besaß, und auf den eignen Schultern fortzuschleppen, was er am notwendigsten brauchte, und der nichtsnutzige Herumtreiber und Schönheitbewundrer schob ihn auf die Seite, um seinen Felbelhut vor den Tropfen zu schützen. Ich hätte den Flegel niedergeschlagen, wenn er in meinem Bereich gewesen wäre. Was mochte Specht zu der Frechheit sagen?

Specht sagte gar nichts. Er streckte ruhig und sicher, als ob er nach einer Papiros griffe, den Arm aus, faßte den Eindringling am Kragen, drehte ihn herum, ohne die leiseste Anstrengung zu verraten, und schleuderte ihn mit solcher Kraft aus der Tür, daß er quer über die ganze Straße taumelte und im Rinnsteine gegenüber niederstürzte.

Ho ho! jubelten die Soldaten, der junge Herr hat genau ausgemessen, wie breit die Straße ist!

Hätte ich Zeit gehabt, ich wäre zu Specht geeilt und ihm trotz seinem gemessenen Wesen um den Hals gefallen. Burin hatte ganz Recht. Vor dem Manne mußte man die Mütze ziehn. Er wußte immer und überall, was Not war.

Wir liefen schärfer. Es regnete ganz gründlich, aber der Wind war wieder fast zum Sturme geworden, und Funken und Kohlen fielen dicht. Wir erreichten Suslins Ecke und glaubten, unser Ende wäre gekommen. Mit betäubendem Heulen und Brausen empfing uns ein Orkan. Ich wurde an die Wand gepreßt. Der Fensterladen neben mir schlug aus den Angeln gerissen nieder und streifte mir die Schulter. Eine Wolke von Sand und Kies wirbelte an mir vorüber. Feuerzungen schossen die Quergasse entlang an mir hin. Kohlen, glimmende Schindeln, ganze Feuerbrände klatschten auf das Pflaster. Ich sah noch den Lehrer Specht, wie er aus der Tür sprang und auf der Mitte der Straße zu seinem Dache emporschaute, das mit dampfenden und brennenden Gegenständen bedeckt war, und — weiter konnte ich nichts unterscheiden. Ich war umgeben von undurchsichtigem schwarzem Qualm. Ich glaubte ersticken zu müssen. Es begann mir zu schwindeln. Ich hörte Rauschen, Rieseln, Plätschern. Ich fühlte erfrischende Kühle. Ich kam zu mir. Es wurde lichter um mich. Es regnete nicht, es goß vom Himmel herab. Es fielen nicht Tropfen, sondern lange Wasserstrahlen. Von dem Dache Suslins fuhren Ströme nieder. Im Rinnsteine schoß ein Bach dahin. Die Soldaten standen in meiner Nähe zerstreut, hatten die Feldmützen abgenommen und bekreuzten sich.

Das war Hilfe in der Not. Gegen die Wassermenge, die so freigebig von den Wolken gespendet wurde, konnte kein irdisches Feuer aufkommen. Die Macht des Orkans hatte sich nach wenig Sekunden gebrochen. Es wehte stark, aber nicht übermäßig von Westen. Nach der fürchterlichen Hitze war der Wind empfindlich kalt und verursachte Frösteln. Der Regen hielt an, und wenn er auch nicht wie in den ersten Augenblicken eine Art von Wolkenbruch war, so blieb er doch immer noch ein tüchtiger Platzregen. Wir gingen zum Stadtteilhause, das allein unversehrt geblieben war, während die Nachbarhäuser zu beiden Seiten der Straße

brannten. Das Pappdach hatte es gerettet. Vor der Tür ſtand unter dem Vordache Iwan. Er ſchmauchte mit Genuß ſein Pfeifchen.

Ich gratuliere zum Regen, Euer Wohlgeboren, rief er mir munter entgegen.

Ich entließ die Saldaten. Wenn auch alles rund umher brannte, gab es für das Stadtteilhaus einſtweilen keine Gefahr. So lange der Regen anhielt und auch noch länger, bis die Dächer und Wände wieder trackneten, konnte vom Feuer nicht ergriffen werden, was noch nicht in Brand geraten war.

Ich rauchte in der Dienſtſtube eine Papiros, die einzige, die noch halb trocken war, ging dann wieder zurück, ließ das Regenwaſſer an mir niederfließen und überlegte. Über den Fluß ſetzen — das hatte nun keinen Sinn mehr. Die Feuerwehr hatte nach dem Wechſel des Windes drüben jedenfalls nichts zu tun und würde gewiß zurückkehren, denn wenn ſich trotz dem Regen ihr Eingreifen nötig erweiſen konnte, ſo war das nur der Fall an der Grenze des erſten und des zweiten Stadtteils diesſeits des Markts, wo große Steingebäude Mauer an Mauer nebeneinander ſtanden, ſodaß ſich die Flamme im Innern weiterzuarbeiten vermochte, und wo die verſchiednen Regierungsanſtalten ganz beſonders Schutz nätig hatten. Die Brücke konnte nicht paſſiert werden, einerlei ob ſie verbrannt und eingeſtürzt war oder nach ſtand. Der Zugang zu ihr war von beiden Seiten durch die Feuersbrunſt geſperrt. Die Feuerwehr mußte alſo über die Fähre am untern Ende der Stadt und van dort über den Markt. Ich halte nichts zu verſäumen und durfte ihr gemütlich entgegenſpazieren. Ich konnte bei dieſer Gelegenheit auch zu Maſcha — hm, ich hatte während der langen Zeit nicht ein einzigesmal an Maſcha gedacht. Als ich ſie verlaſſen hatte, war es etwa zwei Uhr geweſen, und jetzt — ich zog die Uhr, die van Waſſer trieſte — wahrhaftig, es ging ſchan auf ſieben, war aber ſo dunkel wie an den varhergegangnen Tagen um zehn. Vier Stunden war mir Maſcha nicht in den Sinn gekommen. Freilich war ich von dem Feuer in Anſpruch genommen geweſen, aber — bisher hatte ſie mir bei meiner nicht ſelten aufregenden Arbeit immer vorgeſchwebt. Und auch jetzt dachte ich an ſie einigermaßen ruhig und kühl. Ich hatte zu viel Schrecken, zu viel Elend in dieſen Stunden geſehen. Und zudem — ich machte mir Varwürfe über meine Kleintichkeit — der letzte Blick in ihr Geſicht, der Eindruck, den ihr unvernünftig unbändiges Weſen auf mich gemacht hatte, ſteckte mir in den Gliedern. Es war das etwas neues geweſen. Früher hatte ich nie ähnliches an ihr bemerkt. Im Augenblick unerwarteter Gefahr pflegt der Menſch ſich unverhüllt in ſeinem wahren Werte zu zeigen, und — in einem ſalchen Augenblick hatte ſie mich durch ihr Verhalten, ſagar durch ihr Ausſehen — nun, nicht gerade abgeſtaßen, aber — Ob ſie wahl var dem Regen nach Hauſe gelommen war, und wie?

In den Straßen, in denen es vorhin von Menſchen gewimmelt hatte, war es jetzt ſtiller, aber der ſtumme Jammer, der ſich bei dem Lichte des Feuers auf den Zügen der Begegnenden malte, zerriß mir noch mehr das Herz als der frühere verzweifelte, ſinnloſe Lärm. Teils ſchleppten die Leute ihre vom Regen durchweichten Habſeligkeiten zurück in die vom Brande verſchanten Wahnungen, teils kauerten und lagen ſie bei ihrer Habe in Pfützen, die überall entſtanden waren. Großer Gott! ſallte es wirklich möglich ſein, daß menſchliche Weſen ſo weit ſinken, ſo ſehr zu Ungeheuern werden konnten, wie der Alte auf dem Markte und Iwan behaupteten!

Ich ſchritt über den Markt, in deſſen Umgebung die letzten glimmenden Überreſte ſchon verloſchen waren. Nur durch die Öffnungen des großen dreiſtöckigen Gebäudes ſtahl ſich noch hin und wieder ein Lichtſtrahl, und leichter, gegen den dunkeln Himmel und das Feuer weißlich erſcheinender Dampf ſtieg zwiſchen den Mauern auf. Von der Feuerwehr war nach nichts zu vernehmen. Sie konnte auf dem großen Umwege und bei der Umſtändlichkeit des Überſetzens jedenfalls auch erſt nach einer Stunde oder noch ſpäter eintreffen. Bis dahin durfte ich bei Maſcha bleiben, wo — ich ſchüttelte mich vor Kälte — einige Gläſer heißen Tees

mir sehr wohl tun würden. Es zog mich nach der alten Gewohnheit zu Mascha, und dabei ärgerte ich mich, daß ich ihren letzten Gesichtsausdruck, ihr Kreischen und unvernünftiges Trampeln mit den Füßen nicht aus dem Gedächtnis bringen konnte. Auf den Tee aber freute ich mich aufrichtig. Eine Papiros hätte ich auch gern geraucht.

Ich hatte den Hof erreicht. In der Wohnung brannte Licht, aber alles war still. Ich betrat das Vorhaus. In der Küche war es dunkel. Im Zimmer glaubte ich das leise Klirren einer Tasse zu vernehmen. Sonst hörte ich keinen Laut. Unruhe ergriff mich. Sollte Mascha noch nicht zuhause oder gar vor Schreck und Erkältung krank sein? Ich öffnete rasch.

Die Mutter war mit dem Decken des Teetisches beschäftigt. An der Wand gegenüber saß auf einem Stuhle der bärtige Leutnant ohne Rock. Er hatte diesen wohl ausgezogen, weil er zu sehr durchnäßt war. Auf dem Schoße des Leutnants saß Mascha, wie sie auf meinem, wie sie wahrscheinlich auch auf Guibos Schoße gesessen hatte, und der Leutnant hielt sie mit einem Arme umfaßt, während er — praktisch war er immer — mit der andern Hand eine Papiros zum Munde führte. Mascha wollte aufspringen, als sie mich sah. Der Leutnant drückte sie an sich und sagte: Warum! Da barg sie das Gesicht an seiner Brust, wie sie es an meiner und wahrscheinlich auch an der von Guiba geborgen hatte.

Nie war mir in den Sinn gekommen, daß es mir bestimmt sein könnte, bei einer solchen Szene den Zuschauer zu spielen. Hätte ich aber daran gedacht, so hätte mir gleich Verzweiflung und Mord und Totschlag dabei vorgeschwebt. Zu meinem eignen Erstaunen sah ich äußerlich ruhig auf das Bild, und innerlich regte sich bei mir neben einem bittern Gefühl hauptsächlich nur Verachtung. Mir war zu Mut, als ob ich unerwartet in die Nähe eines widerlichen Reptils geraten wäre. Die Schrecken des Nachmittags hatten mich stumpf gemacht.

Ach, Alexander Andrejewitsch, sagte die Mutter, die ihre sehr bemerkbare Beklemmung niederzukämpfen suchte, denken Sie sich, Mascha hat sich mit dem Leutnant verlobt.

Ich lachte unwillkürlich.

Da wünsche ich Glück und Segen und zahlreiche Nachkommenschaft, sagte ich hart und wandte mich zur Tür.

Alexander Andrejewitsch, bleiben Sie doch, rief die Mutter, indem sie mir nacheilte. Sie triefen ja! Eine Tasse Tee ...

Ich hatte die Tür schon geschlossen und schritt in die Dunkelheit hinaus.

Ich war wieder auf dem Markte. Brr, es war schändlich kalt. Und Mascha hatte sich verlobt, hatte trotzdem, daß sie entschlossen gewesen war, den Leutnant zu heiraten, doch noch Komödie mit mir gespielt und in ihrem Flatterſinn den einzigen Tag, wo ihr Herzliebster sie allein ließ und mit seinen Kameraden ausfuhr, benutzt, gegen mich die Hingebende, Vielversprechende zu spielen. Pfui Teufel! Wenn es doch möglich wäre, irgendwo eine Papiros zu bekommen! Ich Narr, ich Narr!

Die Feuerwehr ließ sich nicht hören. Der Westwind war schneidend. Die nassen Kleider legten sich wie Eisstücke an den Körper. Ich fror, daß ich mit den Zähnen klapperte wie die Magd der Schtschepin. Ah, ja, die Schtschepin! Ob ihr Haus vom Feuer erreicht war oder nicht? Die arme Person! Sie hatte in ihrem Geschwätz doch manches Zutreffende über Mascha vorgebracht. Und wie mochte es mit Burin stehn? Was getan werden soll, geschieht am besten schnell. Die Feuerwehr kam vielleicht erst in einer Stunde. Ich mußte erfahren, wie es in meiner Steinstraße stand. Lebte Burin und war er da, gab er mir gewiß ein Glas Tee und eine Papiros.

Die Geschichte mit Mascha hatte mich doch wohl mehr angegriffen, als ich es damals spürte, denn ich habe mich später manchmal gewundert, warum ich nicht in meine Wohnung ging, um mich zu erwärmen, umzukleiden und mit Papiros zu

versorgen. Meine Wohnung kam mir aber gar nicht in den Kopf. Es war mir, als ob ich abgebrannt wäre und kein Heim mehr hätte.

Die Unglücklichen, die die jämmerlichen Reste ihrer Habe unter Dach und Fach zu bringen suchten, versperrten mir dann und wann den Weg. Ich ärgerte mich über sie und fuhr einen Kerl, der mich mit seinem Pack stieß, barsch an. Ich ging schnell, um mich zu erwärmen.

Die Fenster Spechts strahlten helles Licht aus. Sonst waren die Läden des Abends immer geschlossen. Ich ging an das Haus. Ah! der Orkan hatte die Läden abgerissen. Ich hob mich auf die Zehen, um in das Innere sehen zu können. Glückliche Leute! Die Frau wanderte ab und zu, um die Spuren der Feuerunordnung zu vertilgen. Die Magd deckte in einem Zimmer den Tisch. Im andern spielte Specht mit seinem Sohne und seiner Schwägerin Karten und lachte eben herzlich, während der Feuerschein aus der Verkündigungsstraße herüberleuchtete und das Zischen, Knattern und Krachen der zunächst gedämpften, aber noch lange nicht überwältigten Glut deutlich vernehmbar war. Sein fröhliches Lachen berührte mich unangenehm. Der kluge Specht hatte sich in seinem Leben wohl nie in unverantwortliche Dummheiten hineingeritten! Ich schritt weiter.

Die Holzhäuser waren sämtlich unversehrt geblieben. Der Regen war zeitig genug eingetreten, ihr Brennen zu verhüten. Bei der Schischepin, bei Abramow, bei dem Obersten, beim Richter — überall war Licht. Überall erholten sich die Menschen von dem Schreck und brachten ihre Sachen wieder in Ordnung. Daß dicht neben ihnen in der Verkündigungsstraße und weiterhin in der Steinstraße selbst die Feuersbrunst in vollem Gange und vielleicht nur für Stunden in ihrem Fortschritte gehemmt war, schien die Leute nach dem heute Erlebten kaum zu beunruhigen. Sonst hatten sie gezittert, wenn in viel größerer Entfernung einige Hütten brannten.

Burin saß beim Tee. Er begann für mich zu sorgen und unendliches Wesen zu machen, als ich ihm sagte, daß ich gleich wieder weg müsse. Er wollte mich ganz auskleiden, wollte mir durchaus trockne Wäsche aufdringen und meine Kleider in der Küche ans Feuer hängen lassen. Er benahm sich wie eine Mutter. Ich sah die gute Absicht ein und war ihm sehr dankbar — aber ich konnte nichts dafür, seine Liebenswürdigkeit stieß mich ab, und ich mußte mir Gewalt antun, nicht schnöde gegen ihn zu werden. Ich schlürfte mit Gier einige Gläser heißen Tees, verschlang einige Bissen, rauchte mit Heißhunger eine Papiros, nahm einige trockne Papiros in einem Wachstuchtäschchen von Burin, drückte ihm die Hand und ging. Er gab mir kopfschüttelnd das Geleite bis vor die Haustür.

Die Feuerwehr war schon bei den Regierungsgebäuden. Mit Hilfe einer Abteilung Soldaten wurde ununterbrochen gepumpt und gegossen. Ich lernte in dieser Nacht das Spritzenrohr führen, wagte mich mit Prorwin um die Wette mitten zwischen glühende Mauern und auf brennende, halb zerfallne Holzwände, sah mich nicht selten von Flammen umgeben und mußte mich mehrmals durch einen kühnen Sprung in das Ungewisse vor dem Ersticken im Rauche retten. Dann lag ich wieder ausgestreckt auf dem Steinpflaster oder auf irgend welchen Trümmern, um den vor Anstrengung zitternden Gliedern einige Erholung zu gönnen, und schaute empor zu der über mir ausgebreiteten Rauchmasse, die den Eindruck eines kohlschwarzen Gewölbes machte. Von den einzelnen eingestürzten Häusern ringsum stieg dichter Qualm empor und bildete im Lichte der hin und wieder flackernden und spielenden Flammen weißliche Säulen, die die schwarze gewölbte Decke zu stützen schienen.

Ich war imstande, ruhig über mich und Masscho nachzudenken. Daß sie mit mir gespielt, daß sie meinem innern Menschen einen Stoß versetzt hatte, der sich lange nicht würde verwinden lassen — Gott mit ihr! Mochte sie glücklich werden! Ich wünschte ihr nichts böses. Und von einer andern Seite betrachtet hatte sie, vielleicht unbewußt, wirklich das beste Teil erwählt. Der Leutnant, der sie wie

ein Kind behandelte, sie im Scherze bis zu Tränen reizte und an ihrem Zorne sein Vergnügen fand, war jedenfalls der passendere Mann für sie. Und daß er später, nach der Hochzeit, die Ordnung in seinem Hause aufrecht halten und seiner Frau die Lust zum Spielen mit andern Männern austreiben würde — ha ha! dazu war er erst recht der Mann. Gewiß, es war ja gut so, wie es gekommen war, aber — o, wie es schmerzte!

Und die Alte, die Mutter! Was für Begriffe hatte die eigentlich? Hatte sie menschliches Gefühl, oder war sie eine Marionette in der Welt, und betrachtete sie auch die übrigen Menschen als Marionetten? Wenn es nach ihr gegangen wäre, hätte ich mich hingesetzt, mich an den Liebkosungen des Leutnants und Maschas geweidet oder mir, wenn der Leutnant den Rücken wandte, von Mascha wieder die Hände drücken oder auch mit dem flehenden Blick — pfui Teufel!

Ich sprang auf und griff wieder zum Spritzenrohre.

23

Der Regen hielt bis nach Mitternacht an. Dann wurde er schwächer. Zuletzt fiel er als feiner, nebelartiger Sprühregen. Mit dem Erscheinen der Sonne hörte er ganz auf. Auch der Wind hatte nachgelassen, wehte schwach, aber dafür mit eisiger Kälte. Die Finger erstarrten am Metallrohre. Gegen sieben, als die Sonne schon hoch stand und angenehme Wärme verbreitete, legte ich mich auf ein Sofa, das mit unzähligen feinen und groben, heilen und zerbrochnen Sachen und Gerätschaften an der Straße stand, und war bald fest eingeschlafen.

Rauhe Hände rüttelten mich. Ich öffnete die Augen und richtete mich auf. Um mich her standen einige Feuerwehrleute. Vor mir sah ich Jemeljan Afanasjewitsch in großer Erregung. Ein Wagen rollte eben fort.

Unglücksmensch! rief Jemeljan Afanasjewitsch, hat Sie der Teufel geplagt, daß Sie sich hier zur Schau auf das verfluchte Sofa hinstrecken mußten?

Was ist geschehn? fragte ich und rieb die Augen.

Was geschehn ist! Der Chef der Provinz ist eben vorbeigefahren, und wie er Sie so öffentlich liegen sah, befahl er dem Polizeimeister, Sie aus dem Dienste zu entlassen.

Der Chef der Provinz! wiederholte ich und kam noch immer nicht recht zu mir. Wie kommt der Chef hierher?

Er ist die Nacht durch gefahren, als er Kunde von dem Brande erhielt.

Verstehn Sie, er umfährt jetzt die Brandstätte, um die Grenzen festzustellen, ergänzte spöttisch der Brandmeister, der an einer Semmel kaute.

Er muß doch dem Brande, der ohne obrigkeitliche Erlaubnis begonnen hat, nachträglich die gesetzliche Sanktion erteilen, Vater Brandmeister, fügte Prorwin hinzu und brach dabei dem andern die Hälfte Semmel vor dem Munde weg.

Haben Sie gehört, Alexander Andrejewitsch, er hat befohlen, Sie zu entlassen, wiederholte der Aufseher.

Ah, hole ihn der Teufel! rief ich. Mir ist es einerlei. Dann kann ich ruhig weiterschlafen.

Mir war es wirklich einerlei. In der stumpfen Stimmung, in der ich war, wäre es mir ziemlich einerlei gewesen, wenn er noch ganz andres befohlen hätte.

Glücklicherweise hat er hinzugefügt: sobald das Feuer ganz gelöscht sei. Unterdessen bleibt uns noch Zeit, die Sache vielleicht irgendwie einzufädeln.

Fädeln Sie, wieviel Sie wollen, versetzte ich grob. Wenn man einmal Mensch ist, muß man die Möglichkeit haben, zu schlafen.

Wer bei der Polizei dienen will, muß aber wissen, daß er nicht Mensch sein darf, rief Jemeljan Afanasjewitsch, dem die Sache viel mehr zu Herzen zu gehn schien, als mir selbst.

Ah, packt euch zu Teufels Mutter! sagte ich, streckte mich wieder aus und wandte das Gesicht zur Rücklehne.

Ich konnte aber nicht gleich einschlafen. Unendlich düstre Gedanken fuhren mir durch den Kopf. Das war also der Lohn! Das war die Erfüllung der Erwartungen, die ich gehegt hatte, als ich herberufen wurde, und als der Aufseher mir Verheißungen machte! Und ich Narr hatte daran gedacht, einen Hausstand zu gründen, Mascha zu heiraten! Klug war das Mädchen und weiter nichts, hundert und tausendmal klüger als ich Esel. Da lag ich nun wie ein auf die Straße gejagter herrenloser Hund, wie ein abgelohnter Tagelöhner. Und wofür! Dafür, daß ich die ganze Nacht gearbeitet hatte, nicht wie ein Lasttier, sondern wie ein Wahnsinniger. Freilich, Seine Exzellenz hatte auch nicht geschlafen, hatte das weiche Federbett nicht aufsuchen können, sondern sich mit leichtem Schlummer in der bequemen Equipage begnügen müssen. Dabei waren noch die Wege schlecht, sodaß Seine Exzellenz trotz der englischen Ressorts manchen Stoß empfunden haben mochte. Jetzt fuhr Seine Exzellenz zur Dienstwohnung und holte im Bette das Versäumte nach, und ich wurde dafür, daß ich im Sonnenschein auf einem Sofa ein kurzes Schläfchen gehalten hatte, aus dem Dienste gejagt. Natürlich, Seine Exzellenz schlief am gesetzlichen Orte und zur gesetzlichen, das heißt ihm bequemen Zeit, und ich — hatte die Frechheit gehabt, schlafen zu wollen, wo und wann es nicht befohlen war. Der Augenblick des Mißfallens überwog in den Augen Seiner Exzellenz alles, was ich bisher geleistet, alles, wodurch ich mir eine gesicherte Stellung erworben zu haben glaubte. Entlassen! Ohne gefragt, ohne gehört worden zu sein, entlassen! Und wie vorsorglich praktisch entlassen! Erst sollte ich die begonnene Arbeit zu Ende führen, mir möglicherweise einen Arm oder ein Bein brechen, und dann, wenn man mich im Augenblick nicht brauchte — entlassen! Es lag eigentlich Humor in dem von Seiner Exzellenz erteilten Befehl.

Der Schlaf hatte mich zuletzt doch übermannt. Als ich erwachte, mußte ich mich erst lange besinnen, ehe ich mir meine Lage vergegenwärtigte. Dem Stande der Sonne nach begann der Nachmittag. Vorsorglich hatte jemand einen Feuerwehrmantel so über die Lehne des Sofas gehängt, daß die Sonnenstrahlen meinen Kopf nicht hatten erreichen können. Mein Körper aber war fast gebraten, da der Wind, der kühl und stark wehte, durch die Lehne von mir abgehalten wurde. Ich erhob mich, suchte mir einen Sitz im Schatten der nächsten Mauer und zündete mir eine Papiros an. Der Zündhölzchen bedurfte ich dazu nicht, denn glühende Kohlen fanden sich zwischen den Trümmern in riesigen Haufen. Ich hörte in kurzer Entfernung eine Spritze arbeiten. Einzelne Einwohner wanderten zwischen den Überbleibseln der Gebäude umher. Von fern her näherte sich Jemeljan Afanasjewitsch, und hinter ihm bewegte sich eine unförmliche Gestalt, in der ich zu meiner Verwunderung bald meinen Gerassim erkannte.

Der treue Mensch hatte, da ich gar nicht zurückkehrte, zum erstenmal, seit wir zusammen hausten, die Wohnung auf längere Zeit der Aufsicht des Wirtes anbefohlen und sich aufgemacht, mich zu suchen. Er war bepackt wie ein Lastesel. In einer Hand trug er das in den Riemen gestapelte Mittaggeschirr mit den Speisen darin, und zugleich preßte er mit demselben Arme einen Packen an sich, aus dem die Enden von Semmeln hervorschauten. Im andern Arme schleppte er die Teemaschine mit der Teekanne darauf, während an den Fingern dieser Hand meine Dienststiefel baumelten. Auf den Schultern hatte meine Arbeitkleidung mit dem Mantel Platz gefunden. So war er auf gutes Glück ausgewandert und zur rechten Zeit auf Jemeljan Afanasjewitsch gestoßen, der ihn zu mir führte.

Gerassim! rief ich lachend, bist du toll, dich so zu beladen!

Euer Wohlgeboren, antwortete er und zeigte lustig die weißen Zähne, Sie werden das alles nötig haben.

Gott sei Dank, Alexander Andrejewitsch, sagte der Aufseher, ich habe den Polizeimeister ...

Jemeljan Afanasjewitsch, sagte ich und stellte mich dienstlich, ich muß Sie demütig um Verzeihung bitten. Ich habe mir am Morgen erlaubt, gegen Sie ...

Ah, nun, reden Sie keinen Unsinn, fiel er ein. Wenn ein Mensch behandelt wird wie ein Hund, soll er wohl noch viel Federlesens machen! Also — vor allen Dingen setzen Sie sich — so, ich bin auch müde. Also ich habe den Polizeimeister gesucht und an der Fähre glücklich abgefangen. Ich habe mit ihm gesprochen. Nun, Sie kennen mich. Ich habe ihm die Leviten gelesen. Kurz und gut, er hat mir das heilige Versprechen gegeben, mit dem Chef eindringlich und entschieden zu reden. Nur will er einige Tage verstreichen lassen, bis sich der Chef besinnt und in bessere Laune gerät. Ich hoffe, daß sich die Sache ausgleicht, und daß wir zusammen bleiben.

Ich bin Ihnen sehr dankbar, Jemeljan Afanasjewitsch, aber —

Was, aber?

Aber ich weiß wirklich nicht, ob es nicht besser wäre — Freilich, ich wüßte im Augenblick nicht, wohin.

Er sah mich lange an.

Jetzt hört aber alles auf! rief er entrüstet. Mensch, begreifen Sie denn nicht, daß ich Sie nicht fortlassen will, daß Sie mir ans Herz gewachsen sind wie mein Sohn oder, wenn Sie wollen, wie ein Bruder! Und da erzählt der Mensch von „weiß nicht, ob es nicht besser wäre"! Pfui!

Er sprang auf, spuckte aus und ging rasch auf und nieder.

Es fiel mir schwer, ihn zu besänftigen, und er setzte sich erst wieder, als ich ihm mein Wort gab, daß ich seinen Bemühungen nicht hinderlich sein und mich im Notfalle sogar entschließen würde, wenn die Umstände es verlangten, persönlich Seine Exzellenz um Verzeihung zu bitten.

Gerassim hatte unterdessen einen Tisch und zwei Stühle aus der Menge der überall aufgehäuften Möbel herbeigebracht und das Essen serviert. Jemeljan Afanasjewitsch hatte auch noch nicht gespeist, und wir machten uns in der besten Laune und Hoffnung über die Schüsseln her. Während er die Suppe löffelte, bearbeitete ich den Braten, und dann tauschten wir, denn Gerassim hatte nur ein Tischbesteck mitgebracht. Wir mußten von Herzen lachen, als wir sahen, wie der brave Bursche die Teemaschine in Bereitschaft setzte. Obgleich Wasser in langen Reihen von Fässern durch die zünftigen Wasserführer angeschleppt wurde, und es bei einem solchen Brande Kohlen wahrlich im Überflusse gab, hatte er doch vorsorglich die Teemaschine mit Wasser gefüllt und mit Kohlen versehen von Hause hergetragen. Das Teetrinken brauchten wir nicht abwechselnd vorzunehmen, da Gerassim aus den Taschen seines Rockes zwei Gläser hervorzog, die er eingesteckt hatte, weil ich manchmal den Tee in dem einen abkühlen ließ, während ich aus dem andern trank. Auch Zucker hatte er zur Genüge in ein Papier gewickelt.

Bei dem Tee teilte mir Jemeljan Afanasjewitsch die Bestimmungen für die nun folgende Arbeit mit. Er sagte es nicht, aber der Verstand, der aus den Anordnungen sprach, zeigte deutlich, daß er sie dem Polizeimeister diktiert hatte. Die Feuerwehr wurde geteilt. Zwei Spritzen setzten wieder auf die andre Seite des Flusses über. Zwei blieben diesseits. Eine von diesen sicherte unter Nemirows Führung hier am Orte die Marktseite gegen neue Übergriffe des Feuers, die andre wurde mir zum Schutze der Steinstraße und der Sandseite übergeben. Jeder Spritze war ein Kommando Soldaten zum Pumpen und eine Anzahl Wasserführer zugeteilt. Der Brandmeister mit Prorwin und den Steigern hatte mit der Reservespritze in den Feuerherd selbst zur Brücke vorzudringen und, falls diese noch brauchbar war, die Passage zu ihr und über sie freizumachen. Daß sie noch stand, ließ sich aus der Ferne wahrnehmen, und Bootsleute, die unter ihr durchgefahren waren, behaupteten, sie scheine vom Feuer nicht gelitten zu haben. Unsre Tätigkeit müsse gleich beginnen, schloß Jemeljan Afanasjewitsch, da der Wind alles schon ziemlich getrocknet habe, und die Flammen überall begönnen, neu hervorzubrechen. Meine Spritze sei mit dem Wachmeister Jegorow schon zur Steinstraße aufgebrochen.

Ich kleidete mich an Ort und Stelle um. Sogar einen tüchtigen Vorrat von Papiros und Zündhölzchen hatte der wackre Gerassim in meine Manteltasche gesteckt. Ich ging zu meiner Spritze, die ohne Nutzen an den ersten brennenden Häusern der Steinstraße ihre Kraft vergeudete. Ich ließ Jegorow einstweilen, wo er war, und wanderte an der Linie des Feuers bis zum Ufer, um zu erfahren, wo mein Einschreiten zur Hemmung des Brandes am nötigsten sei. Ich sah es bald. Die größte Gefahr gab es am Ufer selbst, wo die dicht stehenden Holzhäuser nicht durch breite Gärten von der Feuersbrunst geschieden waren wie weiter ab. Die Bewohner der Sandseite hatten das schon am Morgen herausgefunden und arbeiteten im Schweiße ihres Angesichts mit Eimern und Krügen, mit Kannen und nassen Besen, um an diesem Punkte des Feuers Herr zu werden. Wie jubelten sie auf, als die Spritze anlangte!

Jetzt nimmt unser Herr Gehilfe die Sache in die Hand, riefen sie einander zu, jetzt sind wir gerettet!

Ein riesiger Bottich wurde aus einer nahen Brauerei herbeigeschafft. Das Saugende des Schlauches kam dort hinein. Hunderte von Weibern und Kindern gossen unaufhörlich mit allen möglichen Gefäßen Wasser zu. Hunderte von Männern boten sich zur Ablösung der Soldaten an. Die Wasserführer schafften ihre Fässer zu verschiednen Punkten, die von der Spritze nicht erreicht und von den Leuten mit Eimern begossen wurden. In einer Breite von mehreren Hunderten von Schritten kribbelte es wie in einem Ameisenhaufen. Die Arbeit wurde mit Lust getan, und als es dunkelte, konnte ich die Leute mit gutem Gewissen ermahnen, nach Hause zu gehn und ruhig zu schlafen, denn für die etwa noch drohende Gefahr war ich mit meinem Kommando völlig genügend. Eine große, ganz gelöschte Strecke trennte das Feuer von den erhaltnen Gebäuden.

Ich ließ die Spritze in Bereitschaft und bei ihr eine Wachmannschaft. Die übrigen Leute des Kommandos durften sich zur Ruhe legen, nachdem sie das ihnen gebrachte Essen verzehrt hatten. Ich selbst ging wieder die Feuerlinie ab. Die Gefahr hatte sich nicht vergrößert. Ich faßte darum den Beschluß, morgen mit dem Frühesten allmählich vom Flusse weiterzurücken und gegen die äußersten, an der Steinstraße brennenden Häuser vorzugehn. Ich weckte nach Mitternacht den Wachmeister und legte mich selbst auf ein Stündchen nieder.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als wir schon wieder arbeiteten, und als auch schon einzelne Einwohner aus eignem Antriebe zur Hilfe erschienen, da kam ein Schutzmann gelaufen und brachte mir einen Zettel von Jemeljan Afanasjewitsch. Der Richter hatte in der Nacht Funken gegen sein Haus ziehn sehen, hatte den Polizeimeister aufgesucht und das dringende Verlangen ausgesprochen, sein Haus als das einzige offizielle Lokal in der Gegend solle vor allen Dingen gesichert werden. Der Polizeimeister hatte auch ohne weiteres befohlen, ich solle mit meiner Spritze das brennende Gebäude an der Verkündigungsstraße in Angriff nehmen, das dem Hause des Richters windwärts gegenüber lag, und es nicht verlassen, ehe es ganz gelöscht sei.

Kopfschüttelnd ließ ich die Spritze bespannen. Der Richter hatte unter seinem Eisendache ebenso wenig von den aus der Ferne anfliegenden Funken zu befürchten, wie Burin ihm gegenüber und die übrigen Nachbarn, deren Häuser alle mit Blech gedeckt waren. Da hatten es die Leute weiter oben bis zur Ecke Suskins viel schlechter, denn sie saßen unter Schindeln. Doch dem Befehl mußte Folge geleistet werden. Ich vertröstete die Männer der Sandseite auf meine Rückkehr und ermahnte sie, recht fleißig zu gießen und auf ihre Dächer acht zu haben. Wir fuhren ab.

Bis zum Stadtteilhause gelangten wir in der Verkündigungsstraße ziemlich bequem, aber weiter wollte es uns nicht gelingen, zwischen den brennenden und teils eingestürzten Häusern durchzukommen. Wir wetterten und fluchten alle nicht wenig. Der Laune des Richters zuliebe sollten wir hier unnützerweise in das Feuer selbst dringen, um ein Gebäude oder gar mehrere zu löschen, an denen doch

nichts mehr zu retten war. Wir erreichten den Ort, zu dem wir mußten, endlich nur dadurch, daß wir Zäune niederhieben und über Höfe und durch Gärten fuhren. Wir spritzten unmutig auf die glühenden Schutthaufen los, und Jegorow wurde dabei nicht müde, seiner Unzufriedenheit gegen den verrückten Richter, wie er ihn nannte, die Zügel schießen zu lassen.

Da kam über Zäune und Schutt, Balken und Fundamente ein langer Mann geeilt. Es war der Lehrer Specht. Seine ruhige Sprache stand in einem komischen Gegensatz zu der Hast, mit der er sich einfand. Das letzte der brennenden Häuser an der Verkündigungsstraße, meldete er, sei plötzlich von neuem hell aufgelodert, und unser Einschreiten sei sofort nötig, da das ganze Ende der Steinstraße mit Funken überschüttet werde und in der größten Gefahr stehe.

Ich wußte, was er sagte, war richtig, aber —

Ich darf nicht, antwortete ich. Der Befehl des Polizeimeisters fesselt mich an diesen Platz, solange diese dampfenden Haufen nicht ganz gelöscht sind.

Aber die Arbeit, die Sie tun, ist unnütz, wandte er ein.

Ja, ich muß Ihnen Recht geben. Sie ist unnütz.

Und dort können unterdessen Dutzende von Gebäuden dem Feuer erliegen.

Ich sehe das vollkommen ein, aber — ich darf nicht.

Wessen bedürfen Sie denn eigentlich, um es zu dürfen? fragte er, indem er sich entschlossen aufrichtete.

Des Befehls des Polizeimeisters.

Den sollen Sie sofort haben, sagte er bestimmt und wandte sich um.

Was denken Sie, wo kann ich den Polizeimeister so früh am Morgen wohl finden? fragte er, indem er zurückschaute.

Ich zuckte die Achseln.

Er lief fort. Ja, wirklich, er lief. Ich sah ihm lächelnd nach. Das Laufen paßte gar nicht zu dem Bilde, das ich mir bis jetzt von Specht gemacht hatte. Und wie schnell und gewandt lief er! Wie keck sprang er auf seinen langen Beinen über Fundamente und Trümmerhaufen weg. Ich wünschte aufrichtig, daß seine Eile Erfolg haben möchte.

Noch keine Viertelstunde war vergangen, als zwischen den Wassertonnen eine Droschke angerasselt kam. Das arme Pferd triefte vor Anstrengung. Auf dem Sitze saßen Specht und ein Schutzmann.

Vorwärts, vorwärts! rief Specht, als er so nahe war, daß ich ihn verstehn konnte, und winkte mit der Hand. Ich habe den Polizeimeister glücklich getroffen. Er befahl, Sie sollten sogleich mit der Spritze an den gefährlichen Punkt. Hierher können Sie später zurückkehren. Ich habe auch einen Schutzmann von dort mitgenommen.

Wozu er den Schutzmann mitgenommen hatte, begriff ich freilich nicht. Etwa als Legitimation, daß er wirklich vom Polizeimeister kam? Ich zweifelte auch so nicht daran.

Während ich einspannen ließ, fertigte Specht den Kutscher ab und schickte den Schutzmann zurück. Dann wanderte er mit uns zu dem gefahrdrohenden Gebäude, wo es wirklich die höchste Zeit war, daß wir einschritten. Als er sah, daß unter unserm Strahle die Flamme sichtbar abnahm, entfernte er sich, nachdem er mir zur Verteilung unter die Feuerwehrleute und Soldaten eine kleine Summe „zu Tabak" eingehändigt hatte.

Am Nachmittage, als wir das Gebäude gelöscht und auch die Überbleibsel der anstoßenden hölzernen Baulichkeiten auseinander gerissen hatten, fand sich Jemeljan Afanasjewitsch ein. Wir ruhten und aßen gerade, wobei sich die Leute den für Spechts Geschenk geholten Tabak schmecken ließen, der zum Teil wirklich in Tabak, zum Teil in Weißbrot und Bier bestand.

Was tun Sie hier? fragte er. Sind Sie denn dort schon fertig? Das ist doch nicht möglich.

Ich meldete ihm den Befehl des Polizeimeisters.

Er schaute verwundert dazu und ließ sich das Nähere erzählen. Er runzelte die Stirn, blickte finster, schüttelte den Kopf und lachte zuletzt.

Er bleibt doch unverändert, der Alte, der Specht, sagte er, aber Recht hat er immer.

Sie glauben doch nicht etwa? meinte ich und blieb stecken, denn mir fiel die sehr kurze Zeit ein, in der Specht den Befehl erhalten und mir überbracht hatte.

Was?

Daß Specht gelogen habe?

Er lachte laut.

Ich glaube es nicht, ich weiß es. Ich bin den ganzen Morgen mit dem Polizeimeister zusammen gewesen. O, Sie kennen den Specht noch nicht. Er würde sich in gewöhnlichen Fällen zu keiner Unwahrheit hergeben, wenn Sie ihn auch in Stücke schnitten. Aber im Notfalle macht er sich aus der unverschämtesten Lüge so wenig wie aus einer Prise Tabak. Ehe ich ihn recht kennen lernte, habe ich mich manchmal so über ihn geärgert, daß ich glaubte, umkommen zu müssen.

Aber er kann zur Verantwortung gezogen werden.

Pah, wer wird ihn anklagen! Und zudem, sagen Sie nicht selbst, daß hier die Hilfe wirklich am nötigsten war? Das würden Sie im Falle einer Klage ja doch auch bezeugen müssen.

Eine ganze Wache dauerte es, ehe wir so weit kamen, daß wir das Gießen einstellen und erklären konnten, jegliche Gefahr sei beseitigt. Jemeljan Afanasjewitsch zeigte sich mir während dieser Zeit nur auf Augenblicke und von weitem. Er war in fieberhafter Tätigkeit, denn es sollten so schnell wie möglich genaue Listen über den durch die Feuersbrunst verursachten Verlust angefertigt werden. Der Chef der Provinz verlangte es und brachte durch seine Ungeduld den Polizeimeister fast zur Verzweiflung. Der Polizeimeister trieb natürlich täglich und stündlich die Aufseher der Stadtteile an. Die Aufseher verbitterten ihrerseits den Gehilfen das Leben, und da in unserm Stadtteil im Augenblick nur Guibo zur Verfügung stand, so geschah ein Wunder, das früher nie jemand für möglich gehalten hätte: Peter Arkadijewitsch Guibo, unser privilegierter Nichtstuer, trabte vom Aufgange bis zum Untergange der Sonne in Schweiß gebadet umher, fragte, verhörte, schrieb auf und tat das in den ersten Tagen mit Fluchen und Poltern, zuletzt resigniert und in sein Schicksal ergeben. Er wagte diesesmal nicht, seine gewöhnlichen Winkelzüge anzubringen und sich von der Arbeit wegzustehlen, denn Jemeljan Afanasjewitsch war noch nie so grob und fuchswild gewesen, und — im Hintergrunde malte sich die drohende Allgewalt des Chefs der Provinz, der mit einem widerspenstigen Beamten kurze Sprünge zu machen verstand. Der arme Peter Arkadijewitsch magerte in dieser Zeit zu einem Skelett ab.

Das Löschen war beendet und eingestellt. Ich hatte meine Spritze abgeliefert und war nach Hause gegangen, hatte ein Bad genommen, mich umgekleidet und nach langer Zeit zum erstenmal unter Dach und Fach und nicht unter freiem Himmel mein Mittagmahl verzehrt. Da trat Jemeljan Afanasjewitsch ein. Er machte ein eigentümliches Gesicht und grüßte gewissermaßen verlegen. Ich lächelte bitter. Ich begriff, daß mein Schicksal entschieden war.

Der Polizeimeister hat mit dem Chef meinetwegen gesprochen? frogte ich, während er sich setzte und seine Papirostasche hervorholte.

Ja, diesesmal hat er wirklich Wort gehalten und die Kühnheit gehabt, versetzte er und zerbrach das Zündhölzchen, das er benutzt hatte, mit einer Art von Ingrimm.

Und — ich bin entlassen?

Sehen Sie, Alexander Andrejewitsch, sagte er langsam und nachdenklich, wenn jemand über andre Menschen zu verfügen hat, so liegt ihm, meine ich, jedenfalls

die Pflicht nahe, Verstand in seine Anordnungen zu legen. Das wird mir doch niemand bestreiten wollen, hoffe ich.

Ich bin endgiltig entlassen?

Ja, was soll ich sagen! Ich bin nicht mit mir im klaren. Ich begreife es nicht recht. Ich finde den Verstand nicht heraus. Zum Teufel! Wenn jemand eine Provinz regieren, wenn er unter anderm auch die Polizei kommandieren will, muß er doch, denke ich —

Er sprang auf, schleuderte die Papiros wütend zum Fenster hinaus und wanderte auf und nieder.

Quälen Sie mich nicht, Jemeljan Afanasjewitsch. Ich bin aus dem Dienste gejagt?

Wer, Sie? Unsinn. Daran hat ja doch niemand auch nur eine Minute geglaubt. So weit hat er sich, Gott sei Dank! nicht verstiegen. Wenn bei jeder augenblicklichen schlechten Laune die Leute mir nichts dir nichts aus dem Dienst gejagt werden sollten, wo bekäme man dann die Beamten her! Aber da kommt ja nun eben der Unverstand. Im Dienste läßt er Sie gnädigst, weil Sie ein tüchtiger junger Mensch sind; aber ganz ohne Strafe kann er Sie nicht ausgehn lassen, und darum versetzt er Sie nach G. als ersten und einzigen Polizeibeamten. Bis jetzt hat das Kommando dort ein Wachmeister gehandhabt, aber nun ist das Städtchen gewachsen, und die Polizei wird vermehrt. Er braucht dort einen tüchtigen Beamten zur Einführung der nötigen Ordnung. Begreifen Sie den ganzen Blödsinn? Sie müssen bestraft werden, weil Sie sich hier gegen die Ordnung vergangen haben, und dorthin werden Sie geschickt, weil Sie der richtige Mann sind, die nötige Ordnung selbständig in Gang zu setzen. Wie gefällt Ihnen das?

Jemeljan Afanasjewitsch, sagte ich nach einer kurzen Pause, während er sich wieder setzte und eine neue Papiros vornahm, aufrichtig gesprochen, gefällt es mir ganz gut, sehr gut sogar. Ich freue mich, in eine andre Umgebung zu kommen.

Den Teufel tun Sie! rief er entrüstet. Ich freue mich aber gar nicht. Nun, einerlei! Daß ich nicht ruhn werde, ehe ich Sie wieder hierher zurück habe, darauf dürfen Sie sich getrost verlassen.

Warum freuen Sie sich? setzte er dann hinzu und sah mich an. Wollen Sie sich frei machen? Wollen Sie — mit — von — Entschuldigen Sie, Alexander Andrejewitsch, aber —

Marja Iwanowna heiratet, sagte ich ohne Umstände. Sie hat sich mit einem Offizier ...

Gott sei Dank! platzte er heraus. Das ist das Angenehmste, was Sie mir gesagt haben, seit wir uns kennen. Reisen Sie in Gottes Namen, reisen Sie. Ich setze alle Mittel in Bewegung, und wenn Sie zurückkommen, werden Sie den Kram längst vergessen haben.

Ich mußte wieder bitter lächeln.

Wann habe ich aufzubrechen?

Gleich, Alexander Andrejewitsch, heute noch. Der Befehl war schon ausgefertigt, als ich die Polizeiverwaltung verließ. Ich wundre mich, daß er noch nicht hier ist. Morgen sollen Sie am Orte sein.

Da kam auch schon der Schutzmann mit dem Papier. Ich durfte keine Minute säumen. Ich packte und lief nur hastig zu Burin, um mich von ihm zu verabschieden. Ich fand ihn nicht zuhause und mußte mich begnügen, ihm einige Zeilen zu hinterlassen. In seinem Besuchszimmer hing der Eingangstür gegenüber in einem breiten Goldrahmen das lebensgroße Brustbild eines Offiziers, das früher nicht vorhanden gewesen war. Ich trat näher und erkannte mich selbst. Ich schloß wenigstens aus der Uniform und dem Schnitte des Bartes, daß ich es sein sollte, aber — hatte Burin in seiner Anhänglichkeit mir geschmeichelt, oder hatte ich mich in der letzten Zeit wirklich so stark verändert? Freilich war ich durch den Kummer,

der mich seit der Bekanntschaft Maschas mit den Offizieren niederdrückte, wenn ich es mir auch nicht gestanden hatte, so gleichgiltig gegen mich gewesen und dabei durch den Dienst so sehr in Anspruch genommen worden, daß es mir nie eingefallen war, in den Spiegel zu blicken. Jetzt schaute mich aus dem Bilde ein schöner bleicher Mann so entschlossen und lebhaft an, als stünde er wirklich da, und als wäre der Rahmen etwa nur das Fenster, hinter dem er in einem Nebengemach stünde.

Mit dem Einbruch der Nacht war ich reisefertig auf der Poststation, begleitet von Jemeljan Afanasjewitsch und Gerassim. Der Abschied von dem treuen Burschen schmerzte mich am meisten. Ich hatte nicht gewußt, wie lieb er mir durch seine geräuschlose Pünktlichkeit und seine Anhänglichkeit geworden war. Er heulte wie ein Kind, als ich in den Wagen stieg, und fühlte sich doch auch überglücklich, denn ich hatte ihm alles geschenkt, was in der Wohnung war und von mir nicht mitgenommen werden konnte. Für seine Verhältnisse war das ein ganzes Kapital.

* * *

Wieviel Feuer noch vorhanden ist! sagte ich zu dem Postknechte, als wir die morsche Brücke passiert hatten und über die Brandstätte durch den jenseitigen Stadtteil rollten, wo links und rechts an unzähligen Stellen kleine Flämmchen knisternd aus verschütteten Kellerräumen und zwischen zerbröckelten Fundamenten hervorzüngelten.

Ja, sagte er und wandte sich vergnügt lachend zu mir um, dafür wird es jetzt viele Jahre nicht brennen.

Warum glaubst du das?

Nun, Euer Wohlgeboren, versetzte er ausweichend, das ist schon so.

Ha, ihr, Weißgefesselte, rührt euch, rief er, sich den Pferden zuwendend.

Ich verstand ihn. Es war wieder dieselbe Anschuldigung, die ich von dem Alten auf dem Markt und von Iwan gehört hatte.

Es brannte wirklich eine Reihe von Jahren in der Hauptstadt der Provinz nicht, einzelne unbedeutende Fälle abgerechnet. Ob das aber damit zusammenhing, daß es genug zu bauen gab, aber ob es, wie ich eher glaube, daher kam, daß die durch die große Feuerbrunst klug gewordnen Einwohner vorsichtiger geworden waren und weniger leichtsinnig mit dem Feuer und mit brennbaren Sachen umgingen — wer könnte es sagen!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Englische Macht- und Finanzpolitik. Wenn auch von Osten her das Rollen „dumpfer Donner" wieder vernehmbar ist, so scheinen doch die englischen Interessen dabei zunächst nicht gefährdet zu sein. In Ostasien tut der japanische Verbündete Vorpostendienste, und auch die amerikanischen Interessen bewegen sich diesesmal mit den englischen auf gleicher Linie; dem Kaiser von Indien aber kann es nur recht sein, wenn mazedonische Wirren den russischen Vormarsch eine Zeit lang aufhalten.

Die englische Weltmachtpolitik steht, nachdem der südafrikanische Krieg glücklich beendet worden ist, im Zeichen des Erfolgs, der sich nunmehr auch auf die nördlich vom Äquator liegende Hälfte des Erdteils ausgedehnt hat, nachdem das Bündnis mit Portugal besiegelt und eine bedeutungsvolle Verständigung mit den westlichen Mittelmeermächten herbeigeführt worden ist. Aber diese politischen Erfolge sind — und waren namentlich noch vor wenig Wochen — ebenso wie für die übrige Welt,

so auch für das englische Volk nicht genügend sichtbar. Da bedurfte es noch eines andern Mittels, dem englischen Volke zu zeigen, daß nach dem opferwillig ertragnen Ausnahmezustande des Kriegs seinem Körper wie nach einer überstandnen Krankheit wieder neue Säfte und Kräfte zuströmen.

Dieses Mittel hat die englische Regierung in dem neuen Budget für 1903/4 gefunden, das zugleich als ihr „Wahlbudget" bezeichnet werden muß. Der Kornzoll wird danach wieder aufgehoben, die Einkommensteuer um vier Pence für das Pfund Sterling herabgesetzt. Die Erhöhung der Steuer, die teilweise zur Deckung der Kriegskosten geschehen war, ist somit wieder vollständig beseitigt und außerdem noch gegen früher um einen Penny für das Pfund ermäßigt worden. Da der Finanzminister Ritchie für das laufende Jahr einen Überschuß von 10816000 Pfund herausgerechnet hat, diese Steuererleichterungen aber nur 10500000 Pfund ausmachen, so stehn ihrer Durchführung keine Schwierigkeiten entgegen. Herr Ritchie selbst hat sich durch diese Maßnahmen als ausgezeichneter Politiker und Diplomat eingeführt. Jedoch hat er richtig gefühlt, daß, wenn sein Budget für längere Jahre Beständigkeit haben soll, noch einige Voraussetzungen notwendig sind. Wir wollen hier auf das Anwachsen der englischen Staatsschuld und deren vorgesehene Tilgungs- und Zinsenraten nicht näher eingehn; aber abgesehen davon rechnet Herr Ritchie auf eine starke Verminderung der Ausgaben für das Heer — in ein bis zwei Jahren —, und was die Flotte betrifft, so hilft er sich mit noch weitergehenden Utopien.

Das englische Marinebudget hat in den letzten fünf Jahren eine jährliche Durchschnittssteigerung von 42,5 Millionen Mark erfahren, und auch Herr Ritchie sieht eine starke Flotte als Lebensbedingung für England an. Er glaubt also nicht, daß in diesen Ausgaben bei dem harten wirtschaftlichen Wettstreit aller Nationen, der seit einer Reihe von Jahren herrscht, ein Stillstand eintreten wird. Seinem Budget aber zuliebe äußerte er, er freue sich zu bemerken, daß es nicht an Anzeichen für die Absicht einzelner Nachbarstaaten fehle, den Ausgaben für ihre Flotten ein „Halt!" zuzurufen, und er fügte hinzu, daß, wenn sie (die Nachbarstaaten) eine solche Politik annähmen, England bereitwillig und loyal ihrem Vorgehn folgen werde.

Was hat diese Äußerung beabsichtigt? Und was hat sie erreicht? Von einem unmittelbaren, praktischen Resultate kann natürlich keine Rede sein, was auch schon daraus hervorgeht, daß der Premierminister Balfour auf eine Anfrage im Unterhause erwiderte, es sei nicht für notwendig erachtet worden, den europäischen Mächten über die Ansichten der Regierung eine formelle Mitteilung zu machen, da sie im Parlament öffentlich ausgesprochen worden seien. Soweit die Regierung zur Zeit unterrichtet sei, glaube sie nicht, daß durch eine solche Mitteilung irgend etwas gewonnen werden würde. Uns aber will die Äußerung des Finanzministers in doppelter Hinsicht erfolgversprechend erscheinen. Einmal ist sie dazu angetan, die englische Regierung von dem Odium zu befreien, daß das Drängen nach immer größern Flottenrüstungen von ihr ausgehe, wodurch sie ihr bei spätern Budgetbewilligungen über Schwierigkeiten hinweghelfen kann; sodann kann namentlich die hinzugefügte Bemerkung in andern Staaten den Flottengegnern Anlaß und Vorwand dazu geben, solche Bewilligungen zu verweigern. Die ganze Äußerung Ritchies ist also nach dem Grundsatze angelegt: „Doppelt genäht hält besser."

Und in der Tat ist es auch bei der Besprechung des neuen englischen Budgets schon versucht worden, die Sache so darzustellen, als ob nicht die wirtschaftliche Entwicklung im Verein mit der allgemeinen Weltlage zu den sich stetig steigernden maritimen Rüstungen den Anlaß gegeben hätte, sondern das Flottenprogramm einer einzelnen Macht. Hierbei ist unter besonderm Hinweis auf England das deutsche Flottengesetz erwähnt worden.

Wie falsch eine solche Auffassung und ein solcher Hinweis sind, geht schon daraus hervor, daß die englische Marinepolitik seit nunmehr vierzehn Jahren an dem two power standard, d. h. in seinen Seerüstungen mindestens zwei andern

Großmächten gleich zu sein, festhält, während das deutsche Flottengesetz erst seit 1900 in Kraft und nur darauf zugeschnitten ist, den stetig wachsenden Seeinteressen des Reichs das nötige Rückgrat zu geben.

Es ist bei solchen Erörterungen gut, sich zu vergegenwärtigen, daß das englische Jahresbudget zur Zeit nach mehr als das Dreifache des deutschen beträgt, für 1902 660 Millianen gegen 205 Millionen Mark, und daß auch „nach voller Ausführung des Flottenplans die deutsche Flotte — wie Graf Bülaw erst am 22. Januar dieses Jahres wieder im Reichstag ausgeführt hat — erst die vierte oder die fünfte Stelle unter den Flotten der Welt einnehmen wird."

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß unter diesen Umständen ein „Halt!" in unserm Flattenplan einem freiwilligen Verzicht auf die Vertretung unsrer Seeinteressen, einer Abrüstung gleichkäme. Das aber kann keine Regierung und keine Volksvertretung zulassen. E. F.

Bismarcks Briefe an seine Gattin aus dem Kriege 1870/71.*) Als zu Weihnachten 1900 Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin in viele Tausende van Familien ihren Einzug hielten, sah sich die Verlagshandlung zu ihrem Bedauern zu der Mitteilung genötigt, daß die Feldzugsbriefe aus dem Jahre 1870/71 leider unauffindbar seien. Überall war nachgesucht und nachgesarscht warden, man beruhigte sich schließlich in der Annahme, daß die Briefe verliehen und nicht zurückgegeben worden aber, wie manches andre, bei dem eiligen Umzug im März 1890 abhanden gekammen seien. Im vergangnen Herbst wurde nun bei Bauveränderungen in Friedrichsruhe der Dachbaden abgeräumt, und da fand man zwischen Kisten und Kasten eine kleine holzgeschnitzte Truhe und in dieser mit seidnem Bande zusammengebunden die vermißten Briefe. Bekannt von diesen war nur der aus Vendresse vom 3. September datierte Sedanbrief. Wie man sich erinnern wird, war die betreffende Feldpost seinerzeit Franktireurs in die Hände geraten, und ein Faksimile dieses Briefes erschien später im „Figaro." Die Sammlung selbst ist nicht sehr umfangreich. Van der Zeit an, wa die Verhandlungen in der Versassungsfrage in Versailles begannen, gebrach es dem überlasteten Staatsmann aft an Zeit. Ein Teil der Briefe trägt infolge dessen das Gepräge der größten Eile; einmal schreibt er mit Bleistift „weil ihm die Zeit zum Eintauchen sehlt." Dennoch wendet das Publikum diesen Briefen ein gespanntes Interesse zu, sie bieten wenn auch nur in wenigen, eiligen und graßen Strichen ein Spiegelbitd seines Seelenlebens während jener größten Periode unsrer neuern Geschichte. Bismarck selbst hat nicht das Jahr 1870 mit seinem folgenreichen Ausgange, sondern die schleswig-halsteinische Periade als die bedeutsamste seines Wirkens bezeichnet. Vom diplomatisch-sachmännischen Standpunkt aus hat er damit unzweiselhaft Recht. Das Widerspiel der diplomatischen Kräfte war unstreitig bei weitem das schwierigste in der schleswig-holsteinischen Frage, Preußen im lockern Bunde mit Österreich allen Graßmächten und den deutschen Staaten gegenüber, im Innern durch Parteikämpfe zerrissen und dennoch seinen Weg fortschreitend bis zu dem Ziele, das sich Bismarck schan 1863 gesetzt hatte, als er — wie der saeben verstarbne Keudell berichtet — am Sylvesterabend am Kaminfeuer aussprach: „Die up ewig Ungedeelten müssen dach einmal preußisch werden, das ist das Ziel, nach dem ich strebe, ab ich es erreiche, steht bei Gatt." Von derselben Anschauung beseelt war auch Raan, aber nur langsam näherte sich der König diesem Standpunkte. War es dach schan eine gewaltige Leistung Bismarcks sa bald nach dem Frankfurter Fürstentage und unter Ablehnung des Allianzanerbietens Kaiser Alexanders, Österreich an den Streitwagen der preußischen Palitik zu spannen, der ihr alsbald zum Triumphwagen werden sallte, und dann denselben Weg und dasselbe sest ins Auge gesaßte Ziel auch gegen Österreich zu behaupten. Im Jahre 1870 an der Spitze der geeinten deutschen Volkskraft, mit dem

*) Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

siegerprobten Heere, von den Wogen der Begeisterung getragen, war das Handeln ungleich leichter und auch ungleich verantwortungsfreier; es vollzog sich, was Bismarck ein Jahr zuvor gegen Bebel im Reichstag ausgesprochen hatte: Wir werden mit ehernen Tritten zermalmen, was sich der Vollendung unsrer nationalen Macht und Einheit entgegenstellt!

Die Feldzugsbriefe umfassen 79 Nummern (88 Seiten), darunter eine kleine Anzahl Telegramme und fünf Briefe an seinen Sohn Herbert. Gleich der erste ist außerordentlich bezeichnend. Sicherlich hat damals jeder gute Deutsche angenommen, daß der Bundeskanzler mit allem sorglich ausgerüstet in das Feld gezogen sei. Aber nach schier endloser Fahrt in Mainz angekommen, sieht sich Bismarck lediglich im Besitz eines Nachthemdes; alle seine Sachen sind aus Versehen zurückgeblieben, und der Schöpfer der deutschen Einheit kam aus Mangel an einem Hemd und an Kleidern nicht zum Könige. Wie außerordentlich komisch nimmt sich mitunter die Tragik der Weltgeschichte von der Rückseite aus! Am 6. August ermahnt er seine bei den ersten Gardedragonern stehenden Söhne fürsorglich, im Falle einer Verwundung erst an ihn zu telegraphieren, der Mutter aber erst später Nachricht zu geben. Dann kommen die Klagen über die Mangelhaftigkeit der Unterkunft, mit der er und Roon bedacht wird, zugleich aber die tiefe Bewunderung für den Heldenmut unsrer Soldaten. „Eiserne Kreuze noch keine ausgegeben, wahrscheinlich nicht fertig. Es ist vielleicht recht gut, denn wenn erst einige damit gehn, sind die andern gar nicht mehr zu halten und stecken die Köpfe in die Mündungen der französischen Kanonen, sie sind so schon wie die Berserker." (14. August.) Zwei Tage später: „Die Leute müssen mich hier für einen Bluthund halten, die alten Weiber, wenn sie meinen Namen hören, fallen auf die Kniee und bitten mich um ihr Leben. Attila war ein Lamm gegen mich." Überhaupt ist die Mischung von Herzlichkeit und Verdrießlichkeit innerhalb weniger Zeilen meist außerordentlich fesselnd. Die Fürsorge für Gattin und Kinder, die Mahnung an die Frau fast in jedem Briefe, nach Nauheim zu gehn, dann die Sorge um die Söhne, die Mitteilung, daß Herbert gar keine Hosen habe, die Klage aus Clermont: Ich beim Schulmeister, Lager an der Erde, ein Strohstuhl, kleiner fichtener Tisch zum Waschen, Schreiben, Essen. Am andern Tage: „Noch immer an der Erde liegend beim Schulmeister. Bayerndurchmarsch seit vier Stunden, blasen falsch." Noch drastischer ist der Brief vom folgenden Tage, gleichfalls aus Clermont, wo er über den Mangel eines sehr notwendigen Geräts klagt. Der zweite Brief aus Vendresse 3. September, den die Franzosen nicht erwischten, sagt unter anderm: „Ich bin gestern früh um sechs zu Pferde gestiegen, um Mitternacht herunter, zehn bis elf Meilen geritten, zweimal naß und trocken geworden und hatte seit dem dritten Tage nichts Warmes genossen, als ich zu besagter Mitternacht über einen Schmorbraten geriet, wie ein Wolf davon aß, dann sechs Stunden sehr fest schlief." Eigentlich war dieser „Schmorbraten" ein Kalbsbraten, für den Schlachtenmaler Georg Bleibtreu und Gustav Freytag aufgetragen, die damals das kronprinzliche Hauptquartier begleiteten und sehr froh gewesen waren, spät am Abend etwas zu essen aufzutreiben. Die Suppe hatten sie eben verspeist, als zugleich mit dem Kalbsbraten Graf Bismarck-Bohlen eintrat und „etwas zu essen" für den ihm folgenden Bundeskanzler suchte. Die beiden gleichfalls recht hungrigen Freunde mußten nun zusehen, wie der Braten, dessen Duft ihren Appetit noch mehr gereizt hatte, vor ihren Blicken verschwand. Es war, wenn wir nicht irren, dasselbe Haus, wo am Abend vorher die von Bleibtreus Pinsel verewigte (später hat A. von Werner denselben Gegenstand behandelt) Kapitulationsverhandlung stattgefunden hatte.

Am frühen Morgen nach dieser Mahlzeit war Bismarck dann durch den von Napoleon entsandten General Reille geweckt worden und „ungewaschen und ungefrühstückt" zum Kaiser geritten, den er auf der Sedaner Landstraße traf. Dem Briefe liegt ein Zettel bei von der Hand der Gattin: „Bleibts dabei, daß erste Friedensbedingung: ewiges Verbleiben von L. N. auf Franzosen-Thron?" Bis-

marcks Antwort: „wo möglich, ja.“ Ein Brief aus Ferrieres 23. September an Herbert trägt unter dem Datum die Worte: „Heute vor acht Jahren wurde ich, dünkt mich, Minister.“ Weiter heißt es darin: „Die Kränkung über Wilhelmshöhe begreife ich; die Küche, Stall und Livreen sind gegen den Willen des Königs von Berlin geschickt worden (also wohl von der Königin), und Napoleon hat darauf seine eigene schnell entlassen und verkauft, um zu sparen. Im übrigen ist uns ein gut behandelter Napoleon nützlich, und darauf allein kommt es mir an. Die Rache ist Gottes. Die Franzosen müssen ungewiß bleiben, ob sie ihn wiederbekommen. Das fördert ihre Zwistigkeiten.“ Der ruhig, kühl berechnende Realpolitiker! Durch alle Briefe Bismarcks zieht sich neben manchem Ärger doch immer unverändert die innige Sorge um und für die Seinen, die Anerkennung der tapfern Truppen und eine demütige Dankbarkeit gegen Gott für die unermeßlichen Erfolge. Vom Oktober an bricht sein Ärger über den Aufschub des Bombardements durch, einmal sehr entrüstet über das Gerücht, daß er das Spiel der Geschütze hemme. „Es schwebt über der Sache irgend eine Intrigue, angesponnen von Weibern, Erzbischöfen und Gelehrten, bekannte hohe Einflüsse sollen mitspielen, damit das Lob des Auslandes und die Phrasenberäucherung keine Einbuße erleiden.“ Am 12. November schickt der „eiserne Kanzler“ „einige Blätter von einem Strauß, welchen mir gestern ein 47er Unteroffizier, von seinen Schlesiern im Feuer der Franzosen für mich gepflückt, dienstlich mit strammer Meldung von den Vorposten brachte.“

In einem Briefe vom 16. November spricht Bismarck mit warmen Worten über Delbrück: „Sage ihm der Wahrheit entsprechend, wie dankbar ich seine rastlose und erfolgreiche Arbeitskraft bewundre; Du weißt, daß meine Anerkennungsfähigkeit nicht groß ist, aber dieser kommt mir durch ....“ Am zweiten Weihnachtstage mahnt er: „Sei sanft und gut, mein Herz, wir mangeln alle des Ruhmes und müssen Gottes Wille geschehen lassen, der gütig für uns über Verdienst ist.“ Die Zahl 71 schreibt er am Neujahrstage zum erstenmal an die geliebte Gattin, „das soll uns Glück bringen.“ Vom 5. Januar Morgens datiert der folgende Zettel des Generaladjutanten Grafen Lehndorff: „8^{15} fiel der erste Schuß aus unsern Batterien — seitdem mehrere. Sie wissen es vielleicht schon lange, aber beim Erwachen mit diesem endlich erfüllten Wunsch mich an Ihrem Bett einzufinden wollte nicht versäumen — Lehndorff.“ Am 21. Januar entschuldigte sich Bismarck, daß er so lange nicht geschrieben habe: „aber diese Kaisergeburt war eine schwere.“ Ähnlich wie früher über Delbrück spricht er sich hier dankbar anerkennend über den Großherzog von Baden aus. „Der Großherzog von Baden ist recht verständig und vermittelnd, aber er ist der Einzige, der mir ab und zu geschäftlich beisteht.“ „Gestern Abend plötzlich S. M. und Kronprinz im Zimmer bei mir, als wir von Tisch aufstanden. Trochu wollte Waffenstillstand, is nich.“ Sehr hübsch schreibt er über Thiers: „Mein kleiner Freund Thiers ist sehr geistreich und liebenswürdig, aber kein Geschäftsmann für mündliche Unterhandlungen. Der Gedankenschaum quillt aus ihm unaufhaltsam wie aus einer geöffneten Flasche und ermüdet die Geduld, weil er hindert zu dem trinkbaren Stoff zu gelangen, auf den es ankommt.“ Dieser Vergleich mit einer Flasche Sekt ist geradezu klassisch! Weiter heißt es: „Dabei ist er ein braver kleiner Kerl, weißhaarig, achtbar und liebenswürdig, gute altfranzösische Formen, und es wurde mir sehr schwer, so hart gegen ihn zu sein, wie ich mußte. Das wußten die Bösewichter, und deshalb hatten sie ihn vorgeschoben.“ Bezeichnend ist der Schluß des letzten Briefes, der von dem Einzug in Paris handelt: „Bei dem Zapfenstreich am Donnerstag sind Tausende Pariser mit unsern Soldaten im Arm gefolgt, und bei »Helm ab zum Gebet« nahm alles die Hüte ab, und sagten voilà ce qui nous manque, und das wird wohl richtig sein.“ (Diese Mitteilung findet sich auch bei andern Augenzeugen des Zapfenstreichs.)

Die Feldzugsbriefe sind fast mehr noch als alle andern dazu angetan, dem „eisernen Kanzler“ ins Herz zu sehen. Ob Liebe darin aufflammt oder ob der Zorn auflodert — es sind fesselnde, menschlich anmutende Züge auf einem Antlitz von gigantischer Größe, das uns heute wie von einem fernen Horizonte aus leuchtet. Dem

deutschen Volk ist Bismarck mit diesem Vermächtniß seiner Seelenstimmung während der großen Geburtszeit des Reiches wieder noch unendlich näher gerückt.

Adliche und bürgerliche Landräte in Preußen. Bei der Beratung des Gesetzentwurfs über die Vorbereitung zum höhern Verwaltungsdienst ist es im preußischen Abgeordnetenhause zwischen dem Minister des Innern und einigen Abgeordneten zu Auseinandersetzungen gekommen über den Prozentsatz der Adlichen und der ehemaligen Korpsstudenten unter den Regierungspräsidenten, Landräten und Regierungsreferendaren, und der Minister ist dabei für den Adel und das Korpsstudententum mit Redewendungen eingetreten, die auf der linken Seite des Hauses große Unruhe erregt haben und in den Zeitungen und Witzblättern weiter behandelt worden sind. Der Minister war in einer Verteidigungsstellung, da der Regierung die Bevorzugung des adlichen und des Korpsstudentenelements vorgeworfen worden war; er entgegnete zunächst in Bezug auf den Adel, wenn vierzig Prozent der Referendare adlich seien, so beweise das nur, daß der Adel, und wesentlich der unvermögende Adel, aus dem die frühern preußischen Könige ihren Staat gebildet hätten, auch heute noch dem Vaterlande dienen wolle, und er freue sich über jeden Referendar, der einer Adels- oder Beamtenfamilie angehöre, weil er sicher sei, daß die Regierung damit gut fahre; damit sei nicht gesagt, daß die Verwaltungsbeamten nicht adlicher Abstammung weniger tüchtig seien. „Ich freue mich über jeden tüchtigen Beamten, gleichviel ob er adlich ist oder nicht." Der Minister weiß so gut wie wir alle, daß die Zeit der Standesvorrechte im Staatsdienst vorüber ist — um Hofchargen und Gardeoffizierstellen handelt es sich hier ja nicht —, er konnte sich gar nicht anders ausdrücken, wenn er sich in unsrer Zeit an seinem Platze behaupten wollte, und die Provokation traf ihn zumal nach den kürzlich vollzognen Neubesetzungen der Verwaltungsämter, auf die wir noch zurückkommen, so unverdient, daß der nationalliberale Redner keine Ursache hatte, sich über die Schärfe aufzuregen, mit der der Angegriffne sie zurückwies. Was den zweiten Punkt anlangt, so erklärte der Minister die Korps für ausgezeichnete Erziehungsanstalten, worin wir ihm nach unsern Wahrnehmungen mit einigen Vorbehalten zustimmen, ohne deswegen zu meinen, daß es nicht auch noch andre Erziehungsmethoden für den künftigen höhern Beamten geben könne. Das ist ja aber auch nicht die Ansicht des Ministers. „Wenn der Beamte tüchtig ist, sagt er, so ernenne ich ihn zum Regierungspräsidenten; ist er Korpsstudent, so ist das ein persönlicher Vorzug in meinen Augen (andauernder Lärm links), für die Besetzung der Stelle ist es natürlich gleichgiltig. Was ich hochhalte, das ist die Aristokratie des Geistes, und die will ich auch unter den preußischen Beamten erhalten sehen." Ohne Zweifel würde er mit diesem Teil seiner Ausführungen mehr erreicht haben, wenn er weniger den ehemaligen Korpsstudenten „markiert" hätte. Nach unsern Erinnerungen ist das noch niemals von einer so hohen Stelle aus in so auffallender Weise geschehn. Soweit das eine Geschmacksfrage ist, lassen wir es unerörtert, weil da ein Schulmeistern selbst die ärgste Geschmacklosigkeit wäre; soweit es die Sache berührt, möchten wir nicht daran vorübergehn. Bekanntlich ist bei uns die Meinung weit verbreitet, daß der ehemalige Korpsstudent schon als solcher durch seine Konnexionen, auch wenn er keineswegs zu der „Aristokratie des Geistes" gehört, Vorteile im höhern Staatsdienste genießt, und wir selbst kennen Kreise, in denen man das sogar für ganz in der Ordnung hält. Da der Minister den aufrichtigen Willen hatte, an seinem Teil eine solche Auffassung der Dinge abzulehnen, so ist zu bedauern, daß aus dem Wie seiner Ablehnung jene Meinung neue Nahrung ziehn kann.

Die Frage, ob adlich oder bürgerlich, ist bei den erwähnten letzten Neubesetzungen von Verwaltungsämtern viel beachtet und auch in den Zeitungen erörtert worden. Die Provinz Hannover hat bekanntlich sogar einen bürgerlichen Oberpräsidenten erhalten. Dort, wo der altpreußische Konservatismus niemals Wurzel fassen konnte, hat das Welfentum seit Bennigsens Rücktritt bedeutend an Boden gewonnen. Herr

von Hammerstein als geborner Hannoveraner weiß das am besten. Nun ist es aber mit der bürgerlichen Qualität eines höhern Regierungsbeamten, sagen wir einmal eines Landrats auf einem wichtigen und gefährdeten Posten, allein nicht getan, sie ist zunächst nur eine negative Größe, die sogar ihre Kehrseite haben kann. Der Minister sagt: „Es ist vielfach vorgekommen, daß Referendare und Beamte aus wohlhabenden (bürgerlichen) Familien sich weigerten, in abgelegne, fremde Gegenden zu gehn und lieber ihren Abschied nahmen; das ist bei den aus alten Familien hervorgegangnen niemals der Fall gewesen; sie sind eben treue Diener ihres Königs und ihres Vaterlandes (Lärm links)." Wir stehn hier wieder ganz auf der Seite des Ministers und möchten den Lärmmachern einiges zu bedenken geben. Die Tradition einer guten, echten adlichen Familie mit ihrem Erziehungswert für ihre einzelnen Mitglieder ist etwas Schönes, und ein Landrat aus einer solchen Familie, der seinen Kreis in echter Vornehmheit „führt," wie der altpreußische Ausdruck bezeichnend lautet, der zu rechter Zeit auf die Hinterbeine tritt und anmaßendes Protzentum von oben herab ansieht, im übrigen aber gerecht, wohlwollend und freundlich mit seinen Eingesessenen verfährt und verkehrt, ist ganz gewiß der richtige Mann an seinem Platze. Dagegen kann es nichts unzweckmäßigeres geben, als wenn ein bürgerlicher Regierungsassessor mit ererbtem oder angeheiratetem Reichtum in ein erledigtes Landratsamt geschickt wird, dem die ungewohnte Würde so zu Kopf steigt, daß er sich als der Herrgott vorkommt, der eigentlich nur noch mit sich selbst verkehren zu können meint, weil er doch die Botokuden, die er hier regieren soll, unmöglich für seinesgleichen ansehen kann. Geldstolz ist noch dümmer als Adelshochmut, und ein Knallprotz, der als Regierungsrat in der Stadt unter den Augen seines Präsidenten völlig unschädlich sein könnte, wird in der selbständigen Stellung eines Landrats draußen in einem ländlichen Kreise viel verderben, weil ihm das Steuerruder einer guten Familientradition fehlt. Die Auswahl der Personen ist also bei diesem wichtigen Amt von solcher Bedeutung, daß dagegen die Frage nach dem Prozentsatz der adlichen Landräte gar nicht aufkommt. An dem Willen des Ministers, das bürgerliche Element zur Geltung zu bringen, ist nicht zu zweifeln. Hoffentlich wird seine Energie es auch an den nötigen Direktiven in das Amt hinein nicht fehlen lassen.

Noranarrheit. Gegen den unter dieser Überschrift im 7. Heft veröffentlichten kleinen Artikel protestieren zwei unsrer Leser. Den Wunsch, wir möchten ihre Einsendungen abdrucken, bedauern wir, nicht erfüllen zu können, weil sie nachzuweisen versuchen, daß Ibsens Nora edel und pflichtgemäß handle, wir aber den Nachweis des Gegenteils in den Betrachtungen über Ibsen im Jahrgang 1900 der Grenzboten für unwiderleglich halten; nähmen wir also die beiden Zuschriften auf, so müßten wir, um unsre Leser nicht irre zu führen, aus jenen Betrachtungen den ganzen Abschnitt über Nora noch einmal mit abdrucken. Die eine der beiden Zuschriften enthält jedoch eine Bemerkung, die wir den Lesern nicht vorenthalten dürfen. Der Einsender stößt sich daran, daß der Verfasser des Artikels, während er Nora Gift nennt, Goethes römische Elegien in Schutz nimmt, die doch offenbar unsittlich seien. Ohne uns in die Streitfrage wegen der Sittlichkeit oder Unsittlichkeit Goethes und seiner Elegien zu vertiefen, geben wir ohne weiteres zu, daß auch diese Gift genannt werden können. Aber zwischen ihnen und den modernen Problemdramen der bekannten Art walten zwei Unterschiede ob, die uns das ältere Gift als das weniger gefährliche erscheinen lassen. Erotische Gedichte geben sich als das, was sie sind, verschleiern ihren Charakter nicht; eben ihre Offenheit ist es ja, was ihnen vorgeworfen wird. Jedermann weiß bei ihnen, wie beim Alkohol, wie sie wirken; sie sind Gift in richtig etikettierten Flaschen, und wer sie als Medizin oder zur Berauschung gebraucht, der weiß, was er tut. Gewisse Problemdramen dagegen schleichen sich unter der falschen Etikette von Verbreitern einer neuen, höhern und feinen Sittlichkeit ein, um die alte und unveränderliche Sittlichkeit zu zerstören. Und während es sich bei der Erotik nur um Fragen des

Privatgewissens, der Seelendiät, der Pädagogik und allenfalls der Polizei handelt, gefährden die falsch gestellten und falsch gelösten Probleme eines Ibsen das öffentliche Recht und die Gesellschaftsordnung. Um unsern Lesern unsre Auffassung ins Gedächtnis zurückzurufen, wollen wir doch aus dem Abschnitt über Nora in der erwähnten Artikelreihe wenigstens eine Stelle wiederholen (S. 542 und 543 des 3. Bandes des Jahrgangs 1900). „Daß ein Zusammenleben ohne inneres gegenseitiges Verständnis, ohne den Austausch aller Lebensinteressen und aller wichtigen Gedanken und Empfindungen keine richtige Ehe ist, das wird am wenigsten der ernste Christ leugnen. Aber nach Ibsen ist das überhaupt keine Ehe, und weil keine Ehe vorhanden ist, so hat jedes der beiden Zusammenlebenden jederzeit das Recht fortzulaufen und die etwa vorhandnen Kinder dem andern zu überlassen. Eine solche Theorie hebt nicht bloß die Ehe, sondern die ganze Rechtsordnung auf. Die Ehe ist ein Vertrag, und Verträge gelten auch dann, wenn nachträglich der eine Teil findet, daß er besser getan hätte, ihn nicht zu schließen. Der einmal geschlossene Vertrag bindet so lange, als er nicht in ordnungsmäßiger Weise aufgelöst ist. Es gibt Verhältnisse, die die Auflösung vor dem Gewissen rechtfertigen oder sogar zur Pflicht machen, aber ohne Beobachtung der gesetzlichen Formen von den Kindern weglaufen, das ist selbst dann unentschuldbar, wenn die Frau vom Manne Mißhandlungen zu erdulden hat. Helmer erinnert Nora an ihre Pflichten gegen Mann und Kinder, sie aber antwortet: »Ich habe andre ebenso heilige Pflichten, die Pflichten gegen mich selbst; daß ich vor allem Gattin und Mutter sei, das glaube ich nicht mehr, vor allem bin ich ein menschliches Wesen.« Es ist eben der Grundirrtum dieses modernen Idealismus, der übrigens an der katholischen, aus der Welt, d. h. aus allen Familienbanden hinaus ins Kloster treibenden Sorge für die eigne Seele seine Vorgängerin hat, daß man Pflichten gegen sich selbst erfüllen könne, ohne Glied einer gesetzlichen menschlichen Ordnung zu sein. Nora gibt natürlich auch nichts auf Formen, wie alle diese modernen Weiber, aber ohne anerkannte Formen ist keine gesetzliche Ordnung möglich. Daß der Mensch, von Leidenschaft oder Not überwältigt, diese Formen verletzt, das kommt alle Tage vor, und das wirft die gesetzliche Ordnung nicht über den Haufen; im Gegenteil: der Diebstahl bekräftigt die Eigentumsordnung. Aber wenn sich die Ansicht verbreitet: Formen gelten nichts, so kann das den Gesellschaftsbau untergraben, und niemand würde schlechter fahren als die Ehefrauen, wenn es keine gesetzlichen Formen zu ihrem Schutz mehr gäbe."

Geschichte der Familie von Kalb.*) Das Buch ist eine fleißige, wenn auch nicht lückenlose Bearbeitung der Familiengeschichte des bekannten Geschlechts. Den Mittelpunkt nimmt natürlich Charlotte von Kalb, die Freundin Schillers und Jean Pauls, ein. Ein eignes Dunkel herrscht über diese interessante Persönlichkeit, aber dazu hat sie freilich durch Vernichtung aller ihr zugänglichen Dokumente, die ihre Herzensangelegenheiten betrafen, und durch Einwirkung auf andre, die im Besitz solcher Urkunden waren, das Möglichste beigetragen. Auch muß man es ihr zuschreiben, daß in dem von den Erben Jean Pauls veranstalteten Briefwechsel des Dichters mit Otto wichtige Angaben unterdrückt worden sind, und man ihren Namen oft nur mit Kreuzchen bezeichnet hat. (Vergl. meine Publikation des Nachlasses Jean Pauls im Euphorion 1899 und 1900.) Daß es mit den Briefen Schillers an Körner ähnlich geschehn ist, zeigt Klarmann Seite 244 in der Note. Sein Werk bietet sehr wertvolle Ergänzungen zu dem Lebensbilde Charlottes und zahlreiche Korrekturen zu Palleskes „Gedenkblättern." Leider verschweigt der Verfasser in dem edelmütigen Bestreben, möglichst viel Licht auf die Kalbsche Familie zu werfen, wichtige Dinge, so das Urteil Schillers über Charlottens Unaufrichtigkeit (S. 384 ist nur der schonendere Anfang des Satzes zitiert).

*) Geschichte der Familie von Kalb auf Kalbsrieth. Von Johann Ludwig Klarmann. Erlangen, Junge und Sohn, 1902.

Auch die Tatsache, die Jean Paul am 27. Januar 1799 an Otto berichtet: „Schiller näherte sich sehr der Titanide und sagte schon dreimal zu ihr: Wir müssen miteinander nach Paris. Hier ist alles revolutionär kühn, und Gattinnen gelten nichts" durfte nicht verschwiegen werden. Der Gatte Charlottens, Heinrich von Kalb, wird viel zu günstig beurteilt. „Leichtlebig" (S. 247) ist ein zu mildes Urteil gegenüber seinen schweren sittlichen Verfehlungen, die ja eine lange Trennung Charlottens von ihm hervorriefen. Die Vermutung des Autors, die Scheidung Charlottens und ihr Plan, sich mit Jean Paul zu verheiraten, seien auch an Vorbehalten des Gatten gescheitert (S. 256), ist unrichtig. Der Gatte war vielmehr bedingungslos einverstanden (vergl. den Brief Jean Pauls an Otto vom 2. Februar 1799); aber Jean Paul weigerte sich. In der Note zu Seite 256 führt der Autor das Urteil Schlönbachs an: Jean Paul habe sich gegen Charlotte unedel benommen, desgleichen den abgeschmackten Satz Nerrlichs: „Niemals hat ein Dichter so wenig zu lieben verstanden wie der des Hesperus." Indem der Autor diese Vorwürfe ohne Kommentar wiedergibt, schließt er sich ihnen an, aber er hätte dann mindestens die Verpflichtung gehabt, anzugeben, worin Jean Paul unedel gewesen sei. Es ist überhaupt eine Unart des Autors, da, wo man von ihm eine Entscheidung erwartet, fremde Autoritäten anzuführen und sich so des eignen abschließenden Urteils zu begeben. So führt er auf Seite 487 das Urteil Nerrlichs über das „Campanertal" an: es sei das Verfehlteste, was Jean Paul geschrieben habe; hier aber setzt er gutmütig hinzu, es habe trotzdem ursprünglich eine freudige Aufnahme bei seinen Verehrerinnen gefunden.

Das Buch enthält wichtige historische Aufschlüsse; wenige werden z. B. wissen, daß der Gatte Charlottens, damals Major in französischen Diensten, Führer der französischen Königsfamilie bei dem ersten Fluchtprojekt 1790 nach Belgien werden sollte. Eine Menge kulturgeschichtlicher Bemerkungen sind eingestreut; die Geschichte der Stammdörfer Marschalk-Ostheim, Dankenfeld, Trabelsdorf, Waltershausen und die von Kalbsrieth ist eingehend dargestellt; viel bisher ungedrucktes Material ist in den Beilagen am Schluß abgedruckt. Hier hätte jedoch eine strenge chronologische Ordnung eingehalten werden sollen; auch die zu breite und unübersichtliche Darlegung des Erbschaftsprozesses, die immer wieder durch andre Kapitel unterbrochen wird, ist ein Mangel. Im ganzen aber ist das Werk ein wertvoller Beitrag zur Kultur- und Literaturgeschichte.

Josef Müller

Ein deutsches Kaisergrab in Rom. Der Einzug unsers Kaisers in Rom und sein manchem Deutschen natürlich sehr mit Unrecht anstößiger Besuch im Vatikan lenkt den Blick unwillkürlich zurück auf das Grab des einzigen deutsch-römischen Kaisers, der in Rom seine letzte Ruhestätte gefunden hat, Ottos des Zweiten, im Jahre 983. Es hat nämlich jetzt nicht nur ein deutscher katholischer Forscher, C. M. Kaufmann, dieses Grabmal kunsthistorisch und bildlich eingehend dargestellt (Das Kaisergrab in den Vatikanischen Grotten, München 1902), sondern es besteht auch an maßgebender Stelle die Absicht, dieses Denkmal, das bei dem Neubau der Peterskirche in die sogenannten Vatikanischen Grotten, d. h. in den Rest der mittelalterlichen Kirche unter der modernen gebracht und gänzlich verändert worden ist, wieder in den ursprünglichen Zustand zu versetzen und ihm die Inschrift beizufügen: Aream ... in formam pristinam redegit regnante Leone XIII. Pont. Max. Imperator Guilelmus II. Kaufmann schlägt daneben vor, es in die herrliche Vorhalle der heutigen Peterskirche zu übertragen, wo auch die modernen Reiterstatuen Konstantins des Großen und Karls des Großen stehn. Manchen wird das alles freilich nicht nur als Romantik, sondern auch als „Umschmeichelung des Vatikans" erscheinen, von der jetzt so viele betrübende Beispiele vorlägen. Habeant sibi. Goethe war weder Romantiker noch hat er jemals den Vatikan „umschmeichelt," aber Rom ist ihm allezeit eine ehrwürdige Stätte gewesen. *

Aus Landwirtschaft, Industrie und Handel

Die Berliner Aktienbanken nach der Krisis. In Heft 15 der Grenzboten vom 9. April ist gesagt worden, daß die Ergebnisse der Aktienbanken für 1902 im ganzen ein recht erfreuliches Bild böten. Außer Zweifel steht jedenfalls, daß die deutschen Banken die Krisis von 1901 ohne dauernde Schädigung überstanden haben. Das Jahr 1902 bedeutet für sie ein Jahr ausgesprochner Wiederbelebung, des Fortschritts nach überstandnem Rückschritt. Damit aber ist das Gerede von dem Zusammenbruch und dem Siechtum unsers Wirtschaftslebens überhaupt endgiltig Lügen gestraft worden. Gerade in Deutschland ist die Lage der Banken ein besonders sicheres Merkmal für die wirtschaftliche Gesamtlage, vielleicht schon mehr als gut ist. Um die Lage der Banken vor, während und nach der Krisis zu veranschaulichen, sind in folgendem für acht Berliner Aktienbanken einige Zahlen zusammengestellt. Das Aktienkapital dieser Banken macht zusammen 800 Millionen Mark aus. Sieht man von der Reichsbank, von den Hypothekenbanken und von drei nur durch — allerdings sehr bedeutende — Filialen in Berlin vertretnen Großbanken ab, so fallen von dem Kapital aller Berliner Aktienbanken fast 90 Prozent auf die hier berücksichtigten acht Banken.

In den für die Entwicklung besonders charakteristischen Jahren der Periode 1893/1902 (vergleiche Neumanns Kurstabellen der Berliner Fondsbörse) stellt sich die durch die Dividendenhöhe ausgedrückte Rentabilität der acht Banken wie folgt:

	Dividendenberechtigtes Aktienkapital 1902 (Millionen Mark)	Dividenden (Prozent des Aktienkapitals) 1893	1895	1898	1899	1901	1902
Deutsche Bank	150	8	10	10½	11	11	11
Diskonto-Gesellschaft	130	6	10	10	10	8	8½
Dresdner Bank	130	5½	8	9	9	4	6
Darmstädter Bank	105	5¼	8¼	8	7	4	6
Schaaffhausenscher Bankverein	100	6	7	8	8	5	5
Berliner Handelsgesellschaft	90	5	8	9	9½	7	7½
Nationalbank für Deutschland	60	4½	8½	8½	8½	3	5
Berliner Bank	42	5	7	7	7	2	3½

Die Besserung im Jahre 1902 gegen 1901 ist augenfällig, der Stand von 1902 übertrifft, von der Berliner Bank abgesehen, durchweg auch den Stand von 1893.

Die nachstehende Übersicht gibt den höchsten und den niedrigsten Börsenkurs dieser Jahre an.

Berliner Börsen-Kurse
(H = höchster, N = niedrigster Kurs)

		1893	1895	1898	1899	1901	1902
Deutsche Bank	H	172,80	222,00	211,00	216,50	210,50	215,90
	N	147,00	170,25	190,20	199,50	187,25	203,25
Diskonto-Gesellschaft	H	168,20	234,70	206,50	203,75	192,60	196,50
	N	165,75	195,60	190,60	188,90	168,50	180,60
Dresdner Bank	H	160,75	185,00	166,90	167,90	152,25	149,20
	N	120,90	152,50	154,50	158,90	116,30	128,70
Darmstädter Bank	H	148,75	168,20	163,00	156,20	137,40	143,00
	N	125,25	144,00	150,40	142,50	111,70	125,60
Schaaffhausenscher Bankverein	H	116,50	148,50	152,00	152,10	125,50	124,75
	N	104,25	134,00	146,50	143,00	105,00	111,10
Berliner Handelsgesellschaft	H	154,90	173,80	176,40	174,00	154,90	160,00
	N	125,00	141,00	155,40	160,75	128,40	139,00
Nationalbank für Deutschland	H	123,90	153,75	158,75	152,30	133,00	118,50
	N	101,40	126,25	141,50	141,00	95,75	103,10
Berliner Bank	H	104,80	123,50	118,25	120,40	104,80	95,10
	N	95,25	109,25	112,00	111,75	77,00	83,25

Auch hier ist die Besserung des Jahres 1902 evident. Die niedrigsten Kurse sind bei allen acht Banken 1902 nicht unbeträchtlich höher als 1901; mit alleiniger Ausnahme der Berliner Bank auch höher als 1893. Die höchsten Kurse des Jahres 1902 stehn hinter denen von 1901 nur bei der Dresdner Bank und dem Schaaffhausenschen Bankverein um eine Kleinigkeit, bei der Berliner Bank etwas mehr zurück. Der Unterschied zwischen den höchsten und den niedrigsten Kursen in der ganzen Periode 1895/1901 ist bei einzelnen Banken zwar sehr verschieden, durchweg aber erschreckend groß. Ebenso auch die Spannung zwischen dem höchsten und dem niedrigsten Stande in den einzelnen Jahren. Man gewinnt den Eindruck, daß auch die Bankaktien im Jahrzehnt 1892/1901 dem Spiel statt der gesunden Spekulation in höherm Grade gedient haben, als es sich mit der hohen Bedeutung verträgt, die unsre Großbanken für die ganze Volkswirtschaft gewonnen haben und wohl auch vorläufig behalten werden.

Zur Beurteilung der Entwicklung seit Ende 1902 gehen folgende Zahlen einigen Anhalt:

	1902	1903 Kurs vom				
	letzter Kurs	15. Januar	16. Februar	16. März	15. April	27. April
Deutsche Bank	212,50	214,60	217,20	217,90	211,90	211,50
Diskonto-Gesellschaft . .	190,40	194,00	198,00	195,75	190,10	189,20
Dresdner Bank	145,70	148,20	151,25	150,40	148,50	150,40
Darmstädter Bank . . .	133,50	136,25	141,90	142,25	141,50	140,40
Schaaffhausenscher Bank-Verein	114,80	121,30	121,90	120,50	127,75	126,75
Berliner Handelsgesellschaft	158,40	159,90	162,00	160,90	158,10	157,00
Nationalbank für Deutschl.	117,60	119,50	120,50	120,00	121,75	120,60
Berliner Bank	89,60	94,80	93,25	91,75	96,25	94,50

Ob die Kursschwankungen sich weiter in vernünftigen Grenzen halten werden, bleibt abzuwarten. Die Banken selbst haben darauf einen recht weitgehenden Einfluß gerade in Deutschland, wo sie mit Recht als die „Schrittmacher" der Industrie bezeichnet werden können. Die Krisis von 1901 ist verschuldet worden durch das unvernünftige Tempo, womit die deutsche Industrie in den Jahren 1895/1900 vorwärts stürmte. Die „Schrittmacher" haben daran viel Schuld gehabt aber leider zugleich viel Geld verdient. Ganz erstaunlich wenig von ihnen haben dabei den Hals gebrochen. Die Leidtragenden waren in der Hauptsache wohl ganz andre, nicht zu den Wissenden gehörende Spieler. Wollen die Banken sich selbst und die Börse von schädlichen Fesseln befreien und davor bewahren, so werden sie gut daran tun, die Schrittmacheraufgabe etwas anders aufzufassen als 1895/1900. Das wird bei einer Betrachtung der Kursbewegungen der Industrieaktien noch klarer werden.

Eisenproduktion, Eisenverbrauch und Eisenausfuhr Deutschlands. In der am 26. April zu Köln abgehaltnen Hauptversammlung des Vereins deutscher Eisenhütteuleute konnte — wie die Zeitungen berichteten — der Vorsitzende, Geheimer Kommerzienrat Lueg, wegen der allgemeinen Geschäftslage erfreulicherweise die Meinung äußern, daß sich seit Beginn des neuen Jahres der einheimische Bedarf fast auf allen Gebieten gehoben habe. Die Beschäftigung sei überall befriedigend, nur ließen die Preise zu wünschen übrig. Im Interesse unsrer nationalen Arbeit müsse besonders gewünscht werden, daß die Ausfuhr unsrer „Fertigerzeugnisse" möglichst unterstützt werde. Bei der hohen Leistungsfähigkeit unsrer Rohmaterialien und Halbfabrikate erzeugenden Werke werde es aber auch in Zukunft selbst bei dem lebhaftesten inländischen Geschäftsgange niemals ausbleiben können, daß wir einen Teil dieser rohen Erzeugnisse ins Ausland schickten. Noch in der Hauptversammlung desselben Vereins vom 28. September vorigen Jahres äußerte sich derselbe besonders sachkundige Industrielle dahin, daß der jetzige inländische Eisenverbrauch nicht im richtigen Verhältnis zu der stark vergrößerten Leistungsfähigkeit unsrer Eisenwerke stehe. Es dürfe nicht übersehen werden, daß in der Periode der Aufwärtsbewegung der Bedarf durch den Bau zahlreicher neuer und die Erweiterung bestehender Werke stark gewachsen sei, und daß jetzt bei dem Stillstand dieser Bautätigkeit nicht nur der durch sie veranlaßte Absatz wegfalle, sondern mittlerweile auch die neuen und erweiterten Werke in Tätigkeit getreten wären, wodurch erst recht Mangel an Absatz fühlbar würde.

Bei der großen Bedeutung, die diese Frage nicht nur für die Überwindung der unmittelbar hinter uns liegenden und zum Teil noch stark nachwirkenden Krisis unsers industriellen Lebens, sondern auch für die Beurteilung unsrer ganzen wirtschaftlichen Entwicklung in Vergangenheit und Zukunft hat, seien nachstehende tatsächliche Mitteilungen, die sich auf die amtliche Statistik und auf die höchst verdienstlichen Veröffentlichungen des statistischen Bureaus des „Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller“ stützen, dem Interesse der Grenzbotenleser recht dringend empfohlen.

Von der Lage der Dinge in den sechziger und in der ersten Hälfte der siebziger Jahre geben folgende Zahlen ein Bild. Es ist dabei zu bemerken, daß nach der bewährten Methode des statistischen Bureaus des Vereins bei der Einfuhr und bei der Ausfuhr nicht nur erstens Roheisen aller Art und altes Brucheisen, sondern auch zweitens Materialeisen und Stahl und grobe Eisen- und Stahlwaren (einschl. Maschinen aus Eisen) einbegriffen sind, und zwar die zu zweit genannten Produkte mit einem Zuschlag von 33⅓ Prozent zur Roduktion auf Roheisen.

	Durchschnitt der Jahre 1861/64	1866/69	1871/74
	(1000 Tonnen)		
Hochofenproduktion	751,3	1209,5	1924,7
Einfuhr	182,0	202,2	826,5
Produktion + Einfuhr	933,3	1411,6	2751,2
Ausfuhr	66,2	188,6	428,6
Mehreinfuhr	**115,8**	**13,6**	**397,9**
Einheimischer Verbrauch	**867,1**	**1223,0**	**2322,6**
	Kilogramm		
Eigne Produktion auf 1 Einwohner	21,8	32,7	46,7
Einheimischer Verbrauch auf 1 Einwohner	25,2	33,6	57,8

Das war die Periode der Mehreinfuhr an Roheisen. Schon 1876 aber stellte sich die eigne Produktion auf 1 Einwohner auf 43,6 Kilogramm gegen einen einheimischen Verbrauch auf 1 Einwohner von 41,7 Kilogramm, und es ergab sich eine Mehrausfuhr von 4,25 Prozent der eignen Produktion (Hochofenproduktion). Im Jahre 1879 war diese Ausfuhrquote schon auf 30,71 Prozent gestiegen. Die in den Gründerjahren übermäßig erweiterten Eisenhüttenwerke mußten nach dem Krach ihr Heil im Export versuchen.

Über die Zeit von 1880 bis 1890 mögen folgende Zahlen Aufschluß geben.

	1880	1882	1886	1888	1890
	(1000 Tonnen)				
Produktion	2729,0	3380,8	3528,6	4337,1	4658,4
Einfuhr	325,1	388,6	265,7	346,1	596,5
Produktion + Einfuhr	3054,1	3769,4	3795,3	4683,2	5254,9
Ausfuhr	1301,6	1441,8	1594,9	1452,5	1334,0
Einheimischer Verbrauch	**1753,5**	**2327,6**	**2200,4**	**3230,7**	**3920,9**
Mehrausfuhr	**976,5**	**1053,2**	**1328,2**	**1106,4**	**737,5**
	Auf 1 Einwohner kamen Kilogramm				
der Produktion	61,2	74,8	75,8	90,0	97,1
des einheimischen Verbrauchs	39,3	51,5	47,3	66,8	81,7
	In Prozent der Produktion betrug				
die Mehrausfuhr	35,78	31,15	37,64	25,53	15,83

Immer weiter ist in dieser Periode die Produktion gesteigert worden, und immer stärker wird die Mehrausfuhr zum dauernden Bedürfnis, das sich, je kleiner der einheimische Verbrauch ist, um so dringender äußert.

Noch mehr interessiert die Entwicklung in der vielgerühmten Aufschwungszeit von 1895 bis 1900:

	1895	1896	1897	1898	1899	1900
	(1000 Tonnen)					
Produktion	5465,4	6372,6	6881,5	7312,7	8143,1	8520,5
Einfuhr	339,7	527,6	691,2	672,0	1019,5	1166,1
Produktion + Einfuhr	5805,1	6900,2	7572,7	7984,7	9162,6	9689,6
Ausfuhr	2063,8	2172,0	2037,3	2325,8	2227,5	2309,3
Einheimischer Verbrauch	**3741,3**	**4728,2**	**5535,4**	**5658,8**	**6945,1**	**7377,3**
Mehrausfuhr	**1724,1**	**1544,4**	**1346,1**	**1653,8**	**1208,0**	**1143,2**
	Auf 1 Einwohner kamen Kilogramm					
der Produktion	105,1	121,4	129,8	136,6	150,8	152,1
des einheimischen Verbrauchs	71,2	90,1	104,1	105,8	128,4	131,7

In Prozent der Produktion betrug						
die Mehrausfuhr	31,54	24,23	19,56	22,63	14,83	13,42

Die Produktion ist wieder ungeheuer ausgedehnt worden. Der „innere Markt" schien unersättlich. Die Kopfquote des einheimischen Verbrauchs hat sich in diesen sechs Jahren fast verdoppelt, die Einfuhr verdreifacht. Die Mehrausfuhr sank im Jahre 1900 auf den niedrigsten Stand seit dem Ausgang der siebziger Jahre. Aber dann kam der gewaltige Rückschlag:

	1901	1902
	(1000 Tonnen)	
Produktion	7880,1	8539,9
Einfuhr	526,5	367,1
Produktion + Einfuhr	8406,6	8897,0
Ausfuhr	3304,1	4526,7
Einheimischer Verbrauch . .	**5102,5**	**4367,3**
Mehrausfuhr	**2776,6**	**4162,6**
Auf 1 Einwohner kamen Kilogramm		
der Produktion	193,3	149,6
des einheimischen Verbrauchs . .	90,3	76,6
Prozent der Produktion kamen auf		
die Mehrausfuhr	35,25	48,80

Nachdem 1901 die Produktion ziemlich stark gegen den Höchststand von 1900 zurückgegangen war, ist sie 1902 noch über den Stand von 1900 hinausgewachsen, Natürlich nur der Ausfuhr zuliebe, denn der einheimische Verbrauch fiel auf den Kopf der Bevölkerung in den drei Jahren 1900, 1901 und 1902 wie 131,7 : 90,3 : 76,6. und die Mehrausfuhr stieg im Verhältnis zur Produktion wie 13,42 : 35,25 : 48,80. Eine Exportquote wie im Jahre 1902 hat das deutsche Eisen überhaupt noch niemals erlebt.

Lueg hat Recht: auch wenn sich das Inlandsgeschäft wieder belebt, bei dieser riesigen Erweiterung der Hochofenproduktion werden die Hütten immer exportieren müssen. Ob diese Entwicklung gesund ist, das freilich ist eine andre Frage. Aber die Zahlen lehren auch, daß sich der „innere Markt" in der Aufschwungsperiode nicht nur übersättigt, sondern sich den Magen gründlich verdorben hat. Wohl nur eine längere Kur wird darin Wandel schaffen können.

Die Einfuhr und die Ausfuhr von Eisen und Eisenwaren im Januar und Februar 1803 sind schon in Heft 15 der Grenzboten besprochen worden. Jetzt liegen die Zahlen für das ganze erste Vierteljahr und ebenso die Statistik des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller über die Roheisenproduktion in diesem Zeitabschnitt vor. Danach betrug die deutsche Roheisenproduktion

	1903	1902
im	Tonnen	Tonnen
Januar	782484	656688
Februar	734259	597334
März	843224	681349
zusammen	**2359967**	**1935371**

Und die Ein- und Ausfuhr von Eisen und Eisenwaren stellt sich im ersten Vierteljahr wie folgt:

	1903	1902
	Tonnen	Tonnen
Einfuhr	59685	53864
Ausfuhr	901556	730383
Mehrausfuhr . . .	**841771**	**676519**

Die Produktion ist also auch noch im ersten Quartal dieses Jahres sehr gesteigert worden, und immer noch — jedenfalls zum großen Teil — der Ausfuhr von Rohmaterial und Halbfabrikaten zuliebe. Wenn diese außerordentlich starke Ausfuhr, die — wie schon in Heft 15 betont wurde — unstreitig nur als ein vorübergehendes Gelegenheitsgeschäft behandelt werden durfte, versagt, dann wird sichs zeigen, ob der Inlandsmarkt schon soweit aufnahmefähig ist, daß neue Rückschläge vermieden werden können. Die zurückgebliebne Ausfuhr an Fertigfabrikaten, an der wir leiden, ist gerade jetzt tief zu beklagen. Diese Ausfuhr soll den Inlandsmarkt bereichern zum besten der „schweren" Industrie und zum besten auch der Landwirtschaft. Eine Zollpolitik, die das verkennt, wäre die größte Dummheit. Aber auch die beste Handelspolitik kann nicht alles tun. Niemals werden Zolltarif und

Handelsverträge der deutschen Eisenindustrie die Verantwortung für Überproduktion und Überspekulation abzunehmen vermögen, zu der die ungeheuern Gründergewinne leider die „Wissenden" immer viel verleiten. Wie viel Gutes können da die Kartelle wirken; wie viel Übles aber auch, wenn sie den Gründerspekulanten dienstbar sind!

Das bißchen Arbeiterversicherung. Unter dieser Spitzmarke brachte die Deutsche Tageszeitung kürzlich folgende die weiteste und dauerndste Beachtung verdienende Notiz:

Denen, die stets auf ein raschores Tempo der gesetzgeberischen Tätigkeit im Interesse der arbeitenden Bevölkerung drängen, muß von Zeit zu Zeit vor Augen geführt worden, wie viel Deutschland auf diesem Gebiete leistet, und wie langsam die übrigen Kulturstaaten ihm auf diesem Wege folgen. Im Jahre 1902 haben nach der Deutschen Volksw. Korr. an Unterstützungen empfangen:

auf dem Gebiete der Unfallversicherung 834566 Personen . .	107205573 Mk.
auf dem Gebiete der Invalidenversichornng etwa 1100000 Personen etwa	121000000 „
auf dem Gebiete der Krankenversicherung etwa 4800000 Erkrankte etwa	206000000 „
insgesamt rund 6735000 Personen etwa	434000000 Mk.

Von dieser Summe sind etwa 41400000 Mark vom Reiche und 210000000 Mk. von den Arbeitgebern, also rund 182000000 Mk. von den Versichorten und 252000000 Mk. von andrer Seite aufgebracht worden, demnach täglich etwa 700000 Mk. Im Jahre 1885 betrugen diese Unterstützungen insgesamt erst 1500000 Mk., ein winziger Betrag gegenüber den jetzigen Leistungen der Arbeiterversicherung. Selbst im Jahre 1891, in dem bereits alle drei Versicherungszweige in Kraft getreten waren, betrug die Summe der gezahlten Unterstützungen erst 40600000 Mk., noch nicht ein Zehntel dessen, was elf Jahre später gezahlt wurde.

Wenn die Steigerung auch nicht mehr eine so rasche sein wird, wie bisher, so werden die Leistungen zu Gnnsten der Versicherten auch ohne Änderung der gesetzlichen Bestimmungen doch von Jahr zu Jahr um erhebliche Beträge zunehmen und voraussichtlich schon in zwei Jahren eine halbe Milliarde übersteigen. Wer da noch von dem „bißchen Arbeiterversicherung" zu sprechen wagt, dem geht entweder das Verständnis ab, oder er will absichtlich eine falsche Darstellung der Verhältnisse geben.

Die Geflügelzucht in Deutschland. Das Federvieh ist in Dentschland — für das ganze Reich — am 1. Dezember 1900 zum erstenmal gezählt worden. Nach dem I. Vierteljahrsheft zur Statistik des Dentschen Reichs, Jahrgang 1903, wnrden gezählt:

	überhaupt	auf 100 Einwohner
Gänse	6239126	11,1
Enten	2467043	4,4
Hühner	55395827	98,3
Truthühner	351165	0,62
Perlhühner	120071	0,21
zusammen	64573241	114,6

In Preußen, Sachsen, Württemberg nnd Baden sind die Gänse, Enten und Hühner schon früher gezählt worden. Danach haben die Gänse nur in Sachsen zugenommen, in den drei andern Staaten abgenommen, während sich die Enten nnd Hühner überall vermehrt haben. An lebendem Geflügel allein sind im Jahre 1900 fast 300000 dz im Wert von 31000000 Mark mehr eingeführt als ausgeführt worden, ferner an totem Geflügel 49000 dz im Wert von 6 Millionen, an rohen Bettfedern 88900 dz im Wert von 18 Millionen nnd an Eiern 1176000 dz im Wert von 103 Millionen Mark. Es kann nicht bezweifelt werden, daß die deutschen Landwirte durch eine stärkere, richtig betriebne Geflügelzucht viel Geld verdienen könnten, wenn auch darin ebensowenig wie im stärkeren Obst- und Gemüsebau ein Universalmittel gegen den landwirtschaftlichen Notstand zu sehen ist. Zahlreiche Geflügelzuchtvereine sind in neuerer Zeit bemüht, der guten Sache zu dienen. Es scheint aber namentlich noch an der genossenschaftlichen Organisation des Absatzes zu fehlen, ohne die wir nicht vorwärts kommen.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

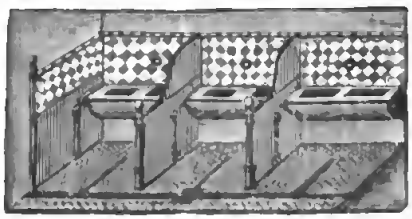
Anzeigen

Alleinige Inseratenannahme durch
Hermann Weigel, Berlin C., Neue Friedrichstrasse 41/42
• • Preis für die zweigespaltne Nonpareillezeile 1 Mark. Umschlagseiten erhöhte Preise • •

Hoflieferant Sr. Maj. des Kaisers. **A. Benver** Hoflieferant Sr. Maj. des Kaisers.

Vollständige Einrichtungen
von
Pferdeställen und Geschirrkammern
jeder Art

Bureau und Musterausstellung:



Berlin NW., Friedrichstrasse 94.

Industrie
!

Projekte für Anlagen jeder Art und massive Fabrikbauten mit Gleisanschluss und maschin. Einrichtung. Spezialtechniker für die meisten Industriezweige.

Honorartarif unbonnt und portofrei.

Eugen P. Fischer, Civil-Ingenieur
Düsseldorf.

Technische Vertreter überall gesucht.

Concordia
Cölnische Lebens-Versicherungs-Gesellschaft

gegr. 1853 gegr. 1853

Grundkapital	30 Millionen Mark
Gesamt-Vermögen zu Ende 1901	110 " "
Versicherte Kapitalien	288 " "
Seither ausgez. Sterbekapitalien	100 " "

Denkbar grösste Sicherheit. Billige Prämien. Aeusserstgünstige Bedingungen. Möglichst grosse Unanfechtbarkeit und Unverfallbarkeit.

Steigend berechnete Dividende der mit Gewinnanteil Versicherten schon nach zwei Jahren.

Jede Nachschusszahlung der Versicherten ist vertragsmässig ausgeschlossen.

Nähere Auskunft wird bereitwilligst und unentgeltlich erteilt im Geschäftshause Maria-Ablaesplatz 15.

Cöln a. Rh. Die Direktion.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

Männerbünde

Mit den Zuständen der Naturvölker und der Barbaren hat man sich in den letzten Jahrzehnten so eifrig beschäftigt, daß es wohl kaum noch eine Einzelheit in ihrem sozialen und politischen Leben, in ihren wirtschaftlichen und Erwerbsverhältnissen, in ihrem Gewerbe und ihren Kunstfertigkeiten gibt, die nicht durch populäre Darstellungen allgemein bekannt geworden wäre. Dagegen ist die weltgeschichtliche Bedeutung einer ihrer Eigentümlichkeiten, genauer ausgedrückt, ihre Bedeutung für die Erklärung weltgeschichtlicher Erscheinungen, bisher nicht allein dem Publikum, sondern auch den meisten Forschern entgangen. Man hält ganz allgemein die Familie für die Zelle des großen gesellschaftlichen Organismus, der Staat heißt. Heinrich Schurtz*) weist in seinem Werke: Altersklassen und Männerbünde. Eine Darstellung der Grundformen der Gesellschaft. Mit einer Verbreitungskarte (Berlin, Georg Reimer, 1902) nach, daß die Familie höchstens zur Sippenbildung ausreicht, daß dagegen größere politische Gründungen von einer Kraft auszugehn pflegen, die zum Familienleben im Gegensatz steht und sich ihm nicht selten feindlich erweist: vom Geselligkeitstriebe der Männer. Dieser stiftet Vereine und Bünde von Jünglingen und Männern, die den Mann von der Familie unabhängig machen, die über die Sippe hinausgreifen und mehrere Sippen zu einem größern Gemeinwesen vereinigen. Bis auf den heutigen Tag und bis in den Schoß der am höchsten gebildeten Kulturvölker hinein erscheint die Politik als ein Vorrecht der Männer und als eine Feindin des Familienlebens. Sie gibt den Beweggrund oder wenigstens den Vorwand ab zu den Studentenverbindungen und den Männervereinen, die den Jüngling und den Mann vom häuslichen Herd zum Stammtisch ziehn, und im Hausschlüssel haben die Witzblätter das Symbol des feindlichen Gegensatzes geschaffen. Staatsangelegenheiten sind Männersachen, und Weiberstaaten kommen nur in Sagen und in Satiren vor. Allerdings, nicht

*) In dem Augenblick, wo wir diesen Aufsatz zum Druck geben, erhalten wir die erschütternde Nachricht, daß der Verfasser des besprochnen Buchs, Heinrich Schurtz, der auch unser Mitarbeiter war, plötzlich in Bremen gestorben ist, wo er Direktor des Museums für Völker- und Handelskunde war. Heinrich Schurtz war der genialste und literarisch gestaltungskräftigste unter den jüngern deutschen Ethnographen.

Digitized by Google

bloß in unsrer Zeit der weiblichen Emanzipationsbestrebungen, sondern schon in alter Zeit und auf niedern Kulturstufen machen die Weiber den Versuch, den Männervereinen durch Gegenorganisationen die Spitze zu bieten, aber diese Versuche fallen immer schwächlich aus und haben keinen dauernden Erfolg. Einen andern Weg, ihnen unerwünschte Wendungen der Politik abzuwenden, schlagen die Frauen bekanntlich ein, wo sie Gelegenheit haben, sich mit den Priestern zu verbünden: sie suchen dort die Politik der Männer im häuslichen Einzelkampf zu beeinflussen. Schurtz erinnert daran, daß zwar die gewaltige Anziehungskraft, die aus dem Gegensatz der Geschlechter entspringt, überall an der Oberfläche wirksam ist, daß sich aber darunter als Erzeugnis eben der Verschiedenheit eine Antipathie regt, die sich oft bis zu heftiger Abneigung und Feindschaft steigert, und daß es keineswegs die höhern Gemütsbedürfnisse sind, die ursprünglich den Mann an das Weib fesseln. Geadelt wird die geschlechtliche Vereinigung erst durch das Hinzutreten dieser höhern Bedürfnisse, deren einfachstes und erstes das Bedürfnis eines freundschaftlichen Verkehrs ist, der Gelegenheit gibt, Gedanken auszutauschen und den Kameraden zum Vertrauten und Teilnehmer des eignen Empfindungslebens zu machen. Aber bevor dem jungen Manne das Glück eines solchen Freundschaftsbundes in der Ehe zuteil wird, sucht er Befriedigung dieses Bedürfnisses, das die Mädchen und die Frauen in geringerm Grad empfinden, bei seinesgleichen, zumal da sich ihm Lebenszwecke erschließen, die er mit Weibern überhaupt nicht verfolgen kann, und zu deren Verwirklichung auch nicht ein kleiner Verein von zwei oder drei Personen genügt. So tritt dem natürlichen Verbande, der Familie, der Sippe, dem unentbehrlichen Lebensquell der Menschheit, der künstliche Verband, der auf freier Wahl der Genossen beruhende Männerverein zur Seite und gegenüber. Starke Betonung des Gegensatzes der Geschlechter, bemerkt der Verfasser, sei im allgemeinen für die Männer, sein Zurücktreten — man denke an Nordamerika! — für die Weiber vorteilhaft.

Da sich beide Arten von Verbänden in Wechselwirkung miteinander entwickeln, durfte Schurtz die bekannte Frage über die Urfamilie nicht unerörtert lassen. Er findet, daß auch auf diesem Gebiete die einander bekämpfenden Tendenzen die Ermittlung der Wahrheit erschwert haben, indem die einen in ihrer Sorge für die Wahrung der Menschenwürde alle Nachrichten über widerwärtige und häßliche Vorkommnisse als unglaubwürdig ablehnten, während die andern aus einer Art von brutaler Freude am Tierischen die vereinzelt vorkommenden Verirrungen möglichst zu verallgemeinern bestrebt waren. Schurtz kommt gleich Westermarck, dessen Beweisführung er übrigens für ungenügend erklärt, zu dem Ergebnis, daß ursprüngliche Promiskuität höchst unwahrscheinlich sei und auch die sogenannte Gruppenehe kaum irgendwo nachgewiesen werden könne. Zum Teil seien die Angaben über solche auf irrige Deutung der Verwandtennamen zurückzuführen. (Dasselbe weist Dr. Josef Müller nach, der seine zuerst in der Renaissance veröffentlichten Abhandlungen über das sexuelle Leben der Naturvölker und der alten Kulturvölker bei Th. Grieben in Leipzig in Broschürenform herausgegeben hat. Wo Promiskuität vorkomme, da sei sie nicht das Ursprüngliche, sondern Entartung ursprünglicher Einrich-

tungen, ja vielfach erst ganz neuen Ursprungs, als Wirkung der von den Europäern eingeschleppten Verwilderung.) Schurtz zeigt ausführlich, wie die außerordentlich künstlichen und verwickelten ungeschriebnen Ehegesetze der Naturvölker zwei Zwecke verfolgen: einmal den allerdings zu wildem Wuchern neigenden Geschlechtstrieb in gesetzliche Bahnen einzudämmen, dann aber der Rassenverschlechterung vorzubeugen. Dieses geschieht vorzüglich dadurch, daß Ehen nicht zwischen Sprößlingen derselben Sippe, aber auch nicht zwischen Mitgliedern beliebiger Sippen und zwischen beliebigen Altersklassen geschlossen werden dürfen; dadurch wird einerseits die Inzucht, andrerseits wahllose Bastardierung verhindert. Selbstverständlich hat nicht die überlegne Weisheit studierter Anthropologen, sondern ein gesunder, in seinem zweckmäßigen Walten bewunderungswürdiger Instinkt diese Eherechte und Ehehindernisse geschaffen. Auch die geographischen Verhältnisse wirken ein. Stämme, die kleine Inseln bewohnen, dürfen es nicht zu unbegrenzter Vermehrung kommen lassen und üben deshalb die Kindertötung als anerkannte Sitte. Eine höchst merkwürdige Zwischenbildung zwischen natürlichem und künstlichem Verbande, die an die antike Amazonensage erinnert, ist vor einigen Jahrhunderten in Afrika vorgekommen. Das Eroberervolk der Dschagga pflegte alle Kinder, die bei ihm geboren wurden, gleich nach der Geburt zu töten, um nicht durch das Mitschleppen pflegebedürftiger Wesen in seinen Raubzügen gehindert zu werden, und ergänzte sich durch den Raub halbwüchsiger Knaben und Mädchen aus benachbarten Stämmen. Dieselbe Praxis, nur nicht so radikal durchgeführt, sollen die Sulus bis in neuere Zeiten geübt haben.

Eine Sitte oder Unsitte nun, die das feinere sittliche Empfinden gröblich verletzt, besteht ganz unzweifelhaft bei vielen Naturvölkern: die freie Liebe vor der Ehe; und diese muß hier erwähnt werden, weil an sie gewöhnlich die Gründung des künstlichen Verbandes anknüpft. Die künstlichen Verbände sind zunächst Vereinigungen gleichaltriger Jünglinge und Männer, und zwar sind die Jünglingsvereine allgemeiner als die Männervereine, weil die Verehelichung den Mann an sein Haus oder seine Hütte bindet. Die Knabenweihe trennt den Neophyten von der elterlichen Hütte und von der Mutter und verleiht ihm unter andern Rechten auch das des freien Verkehrs mit den Mädchen seines Stammes, der fortgesetzt wird, bis ihn die Verehelichung an seine Frau, oder wo Polygamie herrscht, an seinen Harem fesselt. Wo der freie Verkehr nicht geduldet wird, da tritt an seine Stelle die Prostitution, die keineswegs, wie vielfach geglaubt wird, nur ein trauriges Vorrecht der Kulturvölker ist. Der Geschlechtsverkehr macht aber nicht etwa den einzigen oder auch nur den Hauptinhalt des Vereinslebens der mannbar gewordnen aus, wie schon die Zeremonien der Knabenweihe beweisen. Bekanntlich gehören zu diesen lange Vorbereitungen, sehr oft die Beschneidung und immer irgendwelche meist sehr schmerzhafte Operationen, z. B. Tätowierungen. Vielfach mag es nur die Lust der Grausamkeit gewesen sein, was die tage-, wochen- und monatelang währenden raffinierten Quälereien erfunden hat. Aber ohne Zweifel werden sie auch grundsätzlich und mit Bedacht vorgenommen, um zu erproben, ob der zu weihende zum Jäger und Krieger taugt. Knaben, die die Probe nicht

aushalten, werden nicht zugelassen; sie fallen im Examen durch und bleiben zeitlebens Mädchen, wie es bei manchen Stämmen heißt. Die grausame Weihe, bei der jeder an die spartanischen Geißelungen und an den Schwertertanz der Germanenjünglinge, auch an den Ritterschlag denkt, hat also einen ganz vernünftigen Zweck. Und wie denn der Mensch auch auf den niedrigsten Kulturstufen keine wichtige Handlung vornimmt, ohne an die jenseitige Welt zu denken, mit der sein vergängliches Erdendasein verknüpft ist, so verbindet sich auch mit der Knabenweihe allerhand Mystik. Der zu Weihende weilt im Zauberwald, wird durch furchtbare Töne und Erscheinungen erschreckt, wird in einen Schlaf versenkt, der ihm bedeutungsvolle Träume bringt, ja er stirbt und ersteht als ein andrer Mensch zu neuem Leben. Der Gedanke, der im Christentum seinen reinsten und edelsten Ausdruck gefunden und seine machtvollste Wirkung entfaltet hat, der Gedanke, daß der Mensch nicht gleich dem Tier vollendet aus der Hand des Schöpfers oder aus dem Schoß der Natur hervorgeht, sondern die Aufgabe hat, sich mit Hilfe der Gesellschaft durch Kulturarbeit selbst zu vollenden, dieser Gedanke äußert sich auch bei den Naturvölkern — ihrer beschränkten Einsicht und ihrem rohen Empfinden gemäß in rohem und kindischem Gebaren. Der Geweihte muß sich stellen, als habe er sein früheres Leben vergessen, als sei er gestorben und mit einem andern Bewußtsein wiedererstanden, als kenne er seine Eltern nicht mehr, als habe er die Sprache verloren. Wie träumend wandelt er eine Zeit lang umher, während er sich in andern Gegenden wie ein Tobsüchtiger benimmt, mit wildem Geschrei Menschen anfällt und beißt oder sie schlägt und mißhandelt, eine Zeit lang mit seinen Kameraden ein wildes Räuberleben führt. Den Hauptinhalt seines neuen Lebens macht die Wissenschaft des Stammes aus, die ihm in der Vorbereitungszeit mitgeteilt worden ist, und die natürlich, abgesehen etwa von Kriegs- und Jagdbräuchen, im Geisterzauber besteht. So haben wir in solchen Weihungen auch nach dieser Seite hin ein Zerrbild der christlichen Konfirmation und zugleich der Schule. Der Verfasser erinnert mit Recht daran, daß auch der Schulzwang des modernen Staates eine Beschränkung der Elternrechte und einen Einbruch ins Haus bedeutet. In den Schulstreitigkeiten zwischen dem Staat und der Kirche, die ihre Kraft aus dem Schutz der Elternrechte zu schöpfen pflegt, in Krawallen wie dem Wreschener und denen in der Bretagne wird es offenbar, daß der politische Verband, der Staat, ein künstlicher ist und zu dem natürlichen der Familie in einem Gegensatze steht. Das Vereinsleben der Naturvölker hat sich nun zu großer Mannigfaltigkeit entwickelt. Es gibt Vereine jüngerer Knaben, Vereine, die die jungen Krieger vom zwanzigsten bis zum vierzigsten Jahre umfassen und also nichts andres sind als die militärische Organisation des Stammes, Vereine von Greisen, die bei manchen Völkern verachtet sind und sich zu einigem Schutz ihres elenden, hilf- und wehrlosen Daseins zusammenschließen, bei andern als Weise und Ratsherren, als „Sachems“ in hohem Ansehen stehn, endlich Vereine von Männern aller Altersklassen; doch scheint die Vereinsbildung überall von der Zusammenfassung der Gleichaltrigen, und zwar vorzugsweise der jungen Leute ausgegangen zu sein.

Und wie denn das Vereinsleben ohne einen Versammlungsort nicht denkbar ist, so haben auch die Naturvölker nicht bloß ihre öffentlichen Plätze oder Terrassen und Bühnen, sondern mehr oder weniger gedeckte und geschlossene Hallen, Hütten und Häuser. Auch diese Männerhäuser haben sich nach Zweck und Bestimmung, nach Größe und Bauart zu einer unendlichen Mannigfaltigkeit entwickelt. Es gibt Knaben-, Jünglings- und Männerhäuser, Tanz-, Flöten-, Fest-, Trink-, Spiel- und Rauchhäuser, Geisterhäuser und Schädelhäuser, Lehrhäuser und Bade- oder Schwitzhäuser, Fremdenherbergen und Rathäuser, die sich hie und da in die Häuptlingsresidenz verwandeln; dann Waffenniederlagen, Zitadellen und Schutzdächer für die Kriegsboote; Häuser endlich, die allen diesen Zwecken, solche, die nur einigen oder nur einem dienen. Es gibt Gemeinschaftshäuser, die kein Weib betreten darf, und solche, deren Bestimmung es ist, den Verkehr von Jünglingen und Mädchen zu vermitteln. Es gibt Gemeindehäuser, an die die kleinen Familienhäuser angebaut werden, und Dorfhäuser, in denen jeder Familie ein Herd angewiesen ist, sodaß sie alle Dorfbewohner unter einem Dache vereinigen. In diesem Falle ist der vor den Einzelverschlägen laufende Korridor oder die offne Halle der Versammlungsraum für die Männer. Oder umgekehrt wird auch wohl die Sonderung der Geschlechter und der Altersklassen in die Familienhütten verlegt, sodaß es gar kein gemeinschaftliches Männerhaus gibt.

Natürlich erinnert Schurtz auch an die Leschen und die Gymnasien der alten Griechen; er hätte außerdem an die Rathäuser, Innunghäuser und die Kirchen des Mittelalters erinnern können — die Kirchen wurden namentlich in England zu allen möglichen Gemeindezwecken verwandt —, sowie an die westdeutschen Saalbauten der neuern Zeit, wobei hervorzuheben gewesen wäre, daß die Veranstaltungen der christlichen Völker niemals den Männern allein gelten, auch nicht, wenn es sich bloß um Tanzhäuser handelt; ja bei denen gerade am wenigsten. Zwar hat eine weise Polizei hie und da die Genossinnen von den Tanzvergnügungen der Genossen ausgeschlossen, weil auch den geselligen Zusammenkünften der Sozialdemokratie der politische Charakter anhafte, aber wenn wir uns recht erinnern, hat eine Ministerialverfügung den Eifer der Polizei eingedämmt und die grausamen Verfügungen für ungiltig erklärt, nach denen Frauen zu Sozialdemokratenbällen entweder gar nicht Zutritt haben oder ihnen bloß von der Galerie oder von ihrem „Segment“ aus zuschauen dürfen. Schurtz führt noch eine Stelle aus Steubs Drei Sommern in Tirol an über den Tanzstadel oder Pajung (Paviglione) der Enneberger, der als Gerichtsstätte diente, und worin an allen Festtagen getanzt wurde. Jetzt ist der große Saal durch Zwischenwände in Gemächer abgeteilt, die teils als Vorratskammern der Gemeinde, teils als Schulstuben benutzt werden.

Wo größere Vermögensunterschiede hervortreten, da pflegt der Altersklassenverein dem Klub zu weichen. Die Reichen mögen nicht mehr mit den Armen gesellig verkehren und entledigen sich ihrer durch die Forderung der Eintrittsgebühr, die häufig in einem Schweine besteht. Man führt dann auch gewöhnlich noch Grade ein, jede Beförderung zu einem höhern Grade kostet ein neues Opfer, und nur wer viel Schweine hat, kann ein großes Tier werden.

Im Klub treten die Altersunterschiede zurück und machen sich höchstens insofern geltend, als natürlich die jüngern Leute zuerst in die untern Grade aufgenommen werden; über das raschere oder langsamere Aufsteigen jedoch entscheidet nicht das Lebensalter sondern das Vermögen. Beim Klub nun tritt die politische Bedeutung des Männerbundes ganz besonders deutlich hervor. Die Häuptlingswürde ist bei vielen Stämmen — der Verfasser führt besonders amerikanische an — erblich, verleiht aber nur das Richteramt im Frieden; Kriegszüge unternehmen die Klubgenossen, und deren gewählte Vorsteher haben natürlich die Führung. Wer denkt da nicht an die Gefolgschaften der Germanen und an das Wort des Tacitus: Die Könige entnehmen sie dem Adel, zu Herzögen wählen sie sich die Tapfersten! Hie und da erfüllt der Klub auch wichtige soziale Zwecke. Auf Nukahiwa bilden Reiche und Arme Schmausgesellschaften in der Weise, daß die Wohlhabenden verpflichtet sind, in Hungersnöten den Schmaus auszurichten und die mit demselben Zeichen tätowierten armen Mitglieder miteſſen zu lassen. Bei einem Negerstamm in Kamerun ist der Klub als Altersversicherungsanstalt organisiert. Die Mitglieder zahlen im arbeitsfähigen Alter Beiträge, meist in Gestalt von Naturalien, und erwerben damit den Anspruch, im Greisenalter vom Verein mit Kleidung und Nahrung versorgt zu werden. Bei den Kru, die sich den Europäern truppweise als Arbeiter verdingen, nehmen die Vereine die Gestalt der russischen Artelle an; ein älterer Mann schließt als Vorsteher den Vertrag ab und hält Disziplin unter seinen Burschen.

Wie nun schon die Altersklassen dadurch eigentlich Geheimbünde werden, daß bei der Knaben- oder der Jünglingsweihe die Zauberkünste und Zauberformeln des Stammes mitgeteilt werden, so neigt der Klub mit seinen Graden erst recht der Geheimniskrämerei zu. Förmliche Geheimbünde bestehn in Ozeanien wie im indischen Archipel, in Afrika und in Amerika zu dem Zweck, die Weiber und die Sklaven durch Furcht und Schrecken im Zaume zu halten. Von Zeit zu Zeit erscheinen vermummte Gestalten mit Tierköpfen oder scheußlichen Masken, die wüste Tänze aufführen, sich wild gebärden, beim Umherrennen jeden mißhandeln, der sich nicht vor ihnen verborgen hat, die Überfallenen anbeißen, ihnen Stücke Fleisch aus den Armen reißen und es verschlingen. Diese Gestalten, selbstverständlich die Klubmitglieder, werden für Geister ausgegeben, und durch den Schrecken vor ihnen werden die Untergebnen geneigt gemacht, alles zu tun, was der Klub verlangt. Die Obrigkeit befolgt also eine Praxis, die bei den Kulturvölkern von ungebildeten Eltern geübt wird, indem sie ihre Autorität durch die Erscheinung des Knechts Ruprecht oder des Nikolaus oder durch Herbeirufen eines nicht erscheinenden Popelmanns zu erhöhen suchen. Allgemein bekannt ist durch die Reisenden der Dukdukbund auf Neulauenburg im Bismarckarchipel geworden. Wie einer von ihnen, Weißer, versichert, würden die Häuptlinge ohne diesen Bund ganz einflußlose Familienhäupter sein. „Ihre jetzige Macht beruht nur auf dem Dukduk und der abergläubischen Furcht des Volkes vor ihm. Alle Festlichkeiten, alle Tribute, alle Gesetze, alle Tabus, alle Begräbnisse, alle Steuern werden durch den Dukduk vermittelt.“ In manchen Gegenden erscheint der

Geheimbund als eine bloße Räuberbande, in andern als eine Polizeitruppe, in wieder andern als Organ der Mächtigen zur Ausübung der Justiz, die man in diesem Falle wohl nicht mit dem Verfasser Lynchjustiz nennen darf, da sich mit diesem Worte der Begriff der Auflehnung gegen die gesetzliche Macht verbindet. Er hebt richtig den Gegensatz hervor, der in diesem Punkte zwischen den Naturvölkern und dem Kulturstaat besteht. In diesem bedarf die oberste Gewalt keiner Geheimniskrämerei, ihren Willen durchzusetzen. Sie hat moralisches Ansehen, und ihre Intelligenz, die von ihr geschaffnen Einrichtungen sichern ihr den Besitz aller materiellen Machtmittel; jeder Fortschritt der Technik bedeutet eine Stärkung der öffentlichen Gewalt, wie seit der Erfindung des Schießpulvers und noch mehr seit der der Dampfmaschine und des elektrischen Telegraphen sichtbar geworden ist. Hier nehmen, meist ohne nennenswerten Erfolg, die Untergebnen, die ärmern Volksschichten, die Unterdrückten zur Geheimbündelei ihre Zuflucht. Nur wo die Regierung den Anforderungen der erlangten Kulturstufe nicht entspricht, wie das in dem bourbonisch-päpstlichen Italien der Fall war und heute noch in Rußland der Fall ist, beteiligt sich die Aristokratie des Geistes und der Geburt an Geheimbünden.

Bei den Naturvölkern pflegen über kurz oder lang die Weiber dahinter zu kommen, wer in der Vermummung steckt. Damit bricht die Autorität des Bundes zusammen, und die furchtbaren Erscheinungen sinken zu Volksbelustigungen herab.

Der Verfasser knüpft zwei hübsche Betrachtungen an dieses Geheimbundwesen. Die eine führt den Gedanken aus, daß die Kulturwelt voll loser Geheimbünde sei, und daß jeder Kulturmensch von reichen Anlagen mehreren solchen angehöre. „Er hat vielleicht seine Freunde, mit denen er die tiefsten Probleme des Daseins besprechen kann, die aber eine Unterhaltung über Sport und Pferdezucht unerträglich finden würden; er hat andre, die er durch eine Bemerkung über das Welträtsel nur zu einem blöden Gelächter reizen könnte, die aber sehr nett über die Aussichten des nächsten Rennens zu reden wissen; er kennt auch einen vertrockneten Gelehrten, der im ganzen ungenießbar ist, mit dem ihn aber die gemeinsame Freude am Sammeln von Kupferstichen verbindet; ob er über seine Geschäfte, über Jagd, über Politik reden will, er wird immer einige Leute haben, die auf seinen Gegenstand mit Verständnis eingehn, während seine übrigen Bekannten höchstens erkünstelte Teilnahme zu zeigen vermögen. Wollte er alle seine »Geheimbünde« einmal um sich versammeln, so würde es offenbar werden, wie fremd sie einander gegenüberstehn, und den Gastgeber müßte ein Gefühl der Zerrissenheit überkommen; er könnte wohl mit jedem einzelnen dessen Sprache reden, aber er hätte keine Sprache, die alle verstünden, abgesehen vom leeren Wortgeplapper der sogenannten gesellschaftlichen Unterhaltung.“ Zu einer andern Gedankenreihe leitet ein Blick auf die Erfahrung über, daß alles Entstehn, nicht bloß das der Welt und der Organismen, sondern auch das der gesellschaftlichen Bildungen in Geheimnis gehüllt ist, daß auch alles in historischer Zeit neu entstehende Große und Gute erst eine Zeit lang im Verborgnen wachsen muß, ehe es stark genug ist, sich in der Öffentlichkeit behaupten zu können, daß also unter Um-

ständen die absichtliche Geheimhaltung zu seinem Schutze notwendig erscheinen kann. Aber ist es wirklich etwas Gutes, so hat diese Keimzeit bald ein Ende, und mag sich ein Geheimbund nach Jahrzehnten verborgner Wirksamkeit immer noch nicht entschließen, sein Geheimnis zu offenbaren, so beweist er damit, daß das, was er verbirgt, entweder nichts Gutes oder nichts Wertvolles ist; sein Treiben wird dann meist ein leerer Hokuspokus sein. Was die politische Bedeutung der Geheimbünde betrifft, so lehrt die Erfahrung, daß sie als Ersatz der Staatsgewalt oder als Gegenorganisation gegen diese in dem Maße Verbreitung zu finden pflegen, wie sich der Staat unfähig zeigt, seine Aufgaben zu bewältigen.

Zum Schlusse heben wir hervor, daß Schurtz ebenso wie Friedrich Ratzel, auf den er sich wiederholt beruft, den Mißbrauch zurückweist, den die Entwicklungstheoretiker wie mit allen bei den Naturvölkern vorkommenden Erscheinungen so auch mit den hier besprochnen treiben. Weder finden wir irgendwo auf der Erde einen Urzustand, noch ist irgend eine soziale Einrichtung der Naturvölker als Vorstufe unsrer eignen Kultur zu betrachten. Von einem Urzustande kann deswegen keine Rede sein, weil auch bei den am tiefsten stehenden Völkern die Sprache und die Gesellschaftseinrichtungen so künstlich und so verwickelt sind, daß, wenn sie als das Erzeugnis einer Entwicklung aus der Tierheit angesehen werden sollen, für den schwierigen und wunderbaren Prozeß ungezählte Jahrtausende in Anspruch genommen werden müssen. Es bleibt also dabei: wir haben keinen Begriff von einem Urzustande; die Gegenwart und die historische Vergangenheit bieten uns keine Probe eines solchen dar. Vorstufen unsrer eignen Kultur aber können die Zustände der Naturvölker aus dem Grunde nicht genannt werden, weil jedes Volk seine eigentümliche Kultur hat, die ihm aus seinen Anlagen und seinen Lebensbedingungen erwächst. Man kann aus einem Negervolke wohl eine Karikatur der europäischen Völker, aber nicht ein europäisches Volk machen. Schon die Gegenüberstellung: Kulturvölker und Naturvölker ist irreführend, ja das Wort Naturvölker geradezu falsch. Wenn man unter einem Naturvolk ein kulturloses Volk versteht, so gibt es ein solches nicht und hat es in keiner historischen Zeit eins gegeben. Mit den Kulturvölkern im engern Sinne kann man vernünftigerweise nur die Völker meinen, die die höchste Kultur, die europäische, haben. Kultur an sich haben alle Völker. Es gehört zum Wesen des Menschen, kultiviert zu sein; wie früher gesagt worden ist, nicht fertig aus der Hand des Schöpfers zu kommen, sondern durch Bildung, die eine vernünftige Tätigkeit keines andern irdischen Wesens als des Menschen allein ist, vollendet zu werden. Und jedes Volk entwickelt nun eben seine eigentümliche, die ihm angemessene Kultur. Alle Völker haben gemeinsam die Sprache, die Fähigkeit, durch künstliche Veranstaltungen ihre leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen und geistige und Gemütsbedürfnisse zu entwickeln; alle Völker regeln die Bedürfnisbefriedigung durch die Schaffung natürlicher und künstlicher Vereine. Die Form, die sie diesen Vereinen und den auf die Bedürfnisbefriedigung gerichteten Tätigkeiten geben, macht das Eigentümliche ihrer Kultur aus. Eigentümlichkeiten können nun nicht Vorstufen für einander sein, sondern jede entwickelt sich für sich. Was

Vorstufen hat, was also fortschreiten kann und wirklich fortschreitet, das sind die methodische Anhäufung von Kenntnissen und von Fertigkeiten, also die Wissenschaft und die Technik. Daß dieser methodische Fortschritt nur bei den sogenannten Kulturvölkern gefunden wird, macht nun allerdings eine der Eigentümlichkeiten ihrer Kultur aus, und nur insofern, als es auch für sie eine Zeit gegeben hat, wo sie sich in die Bahn dieses methodischen Fortschritts noch nicht hineingefunden hatten, kann man das höchst uneigentlich sogenannte Naturleben als eine Vorstufe der höhern Kultur ansehen. Aber auch auf jener Vorstufe, z. B. im Zeitalter Homers, in der germanischen Vorzeit und im christlichen Mittelalter, kann man die europäische Eigentümlichkeit von der der Neger oder der Indianer deutlich unterscheiden.

Wir haben diese Fragen einmal ausführlicher besprochen im Anschluß an Ratzels Völkerkunde (im ersten Bande des Jahrgangs 1898 der Grenzboten S. 193). Hier fügen wir nur noch eine Bemerkung über das Freiheitsproblem an. Wir finden auch bei einem Blick auf die Familienverhältnisse und die Männerbünde der Naturvölker unsre Ansicht bestätigt, daß die Freiheit im ganzen weder Fortschritte noch Rückschritte macht, sondern nur durch immer neue Bindungen und Lösungen, immer neue Verteilungen des Drucks der sozialen Fesseln fortwährend Wandlungen erleidet. Eduard von Hartmanns Formel, daß mit fortschreitender Kultur die Abhängigkeit des Menschen von der Natur abnehme, die Abhängigkeit vom Menschen wachse, kann man in beiden Gliedern nur mit vielen Einschränkungen als richtig anerkennen. So steigert sich zwar z. B. mit den Verwicklungen unsrer heutigen Kultur die wirtschaftliche Abhängigkeit, aber auf den Gebieten, mit denen sich das vorliegende Buch beschäftigt, ist der Kulturmensch viel freier als der sogenannte Wilde, der viel mehr einem mit Kandare und Trense gemißhandelten als einem frei schweifenden Gaule gleicht. Beim modernen Europäer hängt es zu einem großen Teile von seinem freien Willen ab, in welchem Grade er sich — es geschieht meist aus Eitelkeit — zum Sklaven der Sitte oder Mode machen will. Dem schwarzen, dem braunen Menschen läßt die tyrannische Sitte fast gar keine Freiheit übrig. Sie unterwirft ihn körperlichen Peinigungen, sie beschränkt die Auswahl der Gattin aufs äußerste, sie legt ihm ein Zeremoniell auf, das ihn Personen gewisser Verwandtschaftsgrade anzuschauen verbietet, sie weist ihm seine Lagerstatt an, sie verbietet ihm bei manchen Völkern, in einer Hütte zu schlafen, wo ein Weib schläft, sie zwingt die Geschlechter, ihre Mahlzeiten gesondert einzunehmen, oder macht wohl gar das Essen zu einem schimpflichen Akt, sodaß man sich schon schämen muß, einen andern essen zu sehen, namentlich aber einen Häuptling bei Todesstrafe nicht essen sehen darf. Der Kulturmensch kann in weit höherm Grade seine Lebensführung nach eignem Belieben einrichten.

Roon

Zu seinem hundertsten Geburtstage

(Schluß)

Es liegt nahe, daß Roons Vorschlag wegen der sechs Bataillone starken Regimenter den Beifall des Regenten nicht fand, so sehr er auch allem andern zustimmen mochte. Kein Regimentskommandeur hätte die einheitliche Ausbildung eines über 5000 Mann starken Regiments leiten, noch ein Offizierkorps von 112 Köpfen, darunter 80 Leutnants, heranbilden und erziehn können. Gespart wurden bei diesem Modus nur die Regimentsstäbe, die im Augenblick der Mobilmachung neu gebildet werden sollten; diese Ersparnis fiel gegenüber den großen Nachteilen nur unbedeutend ins Gewicht. Viel richtiger war es, von vornherein aus den drei Doppelbataillonen zwei Regimenter zu machen. Auch die Dislokationsfrage hätte Schwierigkeiten verursacht, da für so starke Bataillone eines Regiments in den kleinen Städten die Unterkunft nicht leicht zu bewerkstelligen gewesen wäre. Aber es handelte sich ja auch nur um einen ersten Entwurf, bei dem ohnehin die äußersten Sparsamkeitsrücksichten maßgebend gewesen waren, und der bei der weitern Entwicklung des Reorganisationsprojekts in einigen Punkten wesentlich ausgedehnt wurde. Die nächsten Besprechungen zwischen dem Prinzen und Roon fanden im September bei den großen Herbstübungen um Liegnitz statt. Im Oktober übernahm der Prinz von Preußen an Stelle der bis dahin von drei zu drei Monaten verlängerten Stellvertretung des Königs die Regentschaft „mit der alleinigen Verantwortlichkeit gegen Gott." Es wurde ein neues Ministerium gebildet, an dessen Spitze der Fürst Hohenzollern trat. General von Bonin, der schon einmal Kriegsminister gewesen und seinerzeit mit dem Prinzen zusammen in Ungnade gefallen war, trat wieder an die Spitze dieses Ressorts. In der Ansprache, die der Regent am 8. November an das neue Ministerium richtete, und die er vom Anfang bis zum Schluß eigenhändig niedergeschrieben hatte, wurde die Notwendigkeit einer Armeereorganisation mit voller Bestimmtheit betont. Roons Denkschrift hatte der Regent persönlich durchgearbeitet und dann zur nähern Prüfung an das Kriegsministerium abgegeben. Der Kriegsminister General von Bonin war jedoch von dem Projekt nicht sehr erbaut. War es Unwille, daß ein außerhalb des Kriegsministeriums stehender General die Sache angefangen hatte, oder war es Rücksicht auf die liberalen Kollegen, die ihr Regiment ungern mit einer großen Militärforderung begannen, kurzum, die Sache wurde trotz des persönlichen Eingreifens des Regenten und trotz Roons wiederholter Vernsung nach Berlin auf die lange Bank geschoben. Alsdann

traten die politischen Ereignisse hemmend dazwischen. Schon am 20. April wurden infolge des französisch-österreichischen Krieges drei Armeekorps in Kriegsbereitschaft gesetzt, Ende April die ganze Armee, im Juni folgte die Mobilmachung (bei der „Kriegsbereitschaft" wurden nur die Linientruppen auf Kriegsstärke gesetzt, bei der Mobilmachung die Landwehren einberufen und die Trains formiert). Roon war bei dieser Gelegenheit am 31. Mai Generalleutnant geworden, am 1. August konnte er seine mobile Division dem Regenten vorführen, dann trat infolge des Friedens von Villafranca der Rückmarsch und die Demobilmachung ein. Die Mobilmachung von 1859 hatte keine politischen Erfolge für Preußen gezeitigt und hatte die Arbeiten für die Armeeorganisation nochmals stark verzögert, aber sie bot den Vorteil, daß man an diese nun unter den frischen Eindrücken neuer Erfahrungen herantreten konnte.

Die Schwerfälligkeit der Organisation hatte sich bei der Aufstellung der Landwehr von neuem in der empfindlichsten Weise geltend gemacht. Der Regent hatte die Überzeugung gewonnen, daß eine energische politische Aktion für ihn und seine Regierung erst dann möglich sein werde, wenn Stärke und Beschaffenheit des Heeres volles Vertrauen einflößten. Jetzt sollte auch nicht ein Tag mehr verloren werden. Zunächst ging man ohne Zögern und Zagen an die vorbereitenden Maßnahmen. Es gelangten nur die ältesten Jahrgänge der Landwehrinfanterie zur Entlassung, die Bataillone wurden in der Friedensetatsstärke der Linienbataillone unter Waffen behalten, ebenso ein Teil der Kavallerie, sodaß für den größten Teil der Armee die Kriegsformation, wenn auch nicht die Kriegsstärke, beibehalten war. Durch Einstellung von Rekruten sollten allmählich die ältern Jahrgänge der Landwehr abgelöst werden; die Bataillone wurden als Landwehrstammbataillone, die Regimenter als „kombinierte Regimenter" bezeichnet. Eine aus Ostende am 2. September ergangne Kabinettsorder brachte Roon den Befehl, sich so bald als möglich nach Berlin zu begeben, um über das von ihm vorgelegte, inzwischen im Allgemeinen Kriegsdepartement umgearbeitete Projekt einer Reorganisation der Armee mit dem Kriegsminister zur definitiven Feststellung in Beratung zu treten. Generaladjutant von Alvensleben teilte zugleich mit, daß die Arbeiten zu Ende des Monats abgeschlossen sein müßten, da die Minister zu Anfang Oktober die Kammervorlagen zu beraten hätten, die Armeevorlage aber unter diesen den ersten Platz einnähme. Er werde nicht mit Bonin, sondern mit dem diesen vertretenden Generalleutnant Hering zu tun haben. Bonin war in Wiesbaden. Roon war mit seiner Arbeit und dem Bericht nach Baden-Baden gegen den 20. September fertig, aber fast der ganze Monat Oktober verging noch mit einem Hin und Her; erst am 19. kam Roon zum Vortrag beim Regenten, der dann seine Begleitung nach Breslau zur Begegnung mit Kaiser Alexander befahl. Zu Ende des Monats wurde nochmals eine Kommission unter Wrangels Vorsitz eingesetzt zur Prüfung von vier vom Regenten aufgestellten Fragen; endlich am 13. November konnte Roon nach Düsseldorf zurückkehren. Inzwischen hatte sich die Unmöglichkeit ergeben, daß Bonin bei seiner Stellung zur Reorganisationsfrage Minister bleiben könnte. Der kommandierende Ge-

neral des achten Armeekorps, von Hirschfeldt, war gestorben, und es handelte sich darum, ob Bonin dieses Kommando erhalten solle. Am 27. November wurde Roon wieder nach Berlin berufen und empfing dort den Antrag, das Kriegsministerium zu übernehmen, das höchste Vertrauenszeugnis, das unter den obwaltenden Umständen möglich war. Roon prüfte sich eingehend; die liberale Kollegenschaft im Ministerium war ihm schwerlich sympathisch, aber das Reformwerk sah er mit Recht als eine Existenzfrage für Preußen an, es mußte als solches vollbracht werden. Wollte er seiner Behaglichkeit leben, so wäre Düsseldorf sehr viel angenehmer gewesen, aber sein Herz würde das nicht zugelassen haben. Der Prinz schrieb ihm, daß das Ministerium mit seiner Ernennung einverstanden sei, sich aber vorher das Projekt zum solidarischen Eigentum machen wolle, damit nicht nachher behauptet werden könne, Bonin sei ein Märtyrer seiner liberalen Ansichten geworden, und Roon habe etwas ganz andres oktroyiert. Durch Kabinettsorder vom 3. Dezember wurde der Entwurf dem Staatsministerium ausdrücklich überwiesen.

Am 5. Dezember, dem Tage von Leuthen, erging endlich die Ernennungsorder mit dem Ausdruck des Vertrauens: „daß Sie in diesem neuen Amte Mir und dem Vaterlande mit derselben Treue und Umsicht dienen werden, welche Sie in Ihren frühern amtlichen Verhältnissen jederzeit bewährt haben.“ Am Tage darauf folgte die Einführung in das Staatsministerium und die Vereidigung auf die Verfassung.

In der Audienz am 4. Dezember hatte Roon den Regenten noch einmal gebeten, von ihm abzusehen, wenn er einen brauchbarern Vertrauensmann von richtigerm konstitutionellem „Parfüm“ wisse. Ergriffen faßte der Regent Roons Hand und dankte ihm feuchten Auges für die Bereitwilligkeit: „Seien Sie meines vollen Vertrauens gewiß.“ Roon schreibt seiner Frau: „Dies ereignete sich in seinem Arbeitskabinett auf derselben Stelle am Kamin, wo ich ihm im Dezember vorigen Jahres so nachdrücklich über die Notwendigkeit der Reorganisation gesprochen hatte, und er mir schließlich erwiderte: Ja, ich sehe dies alles ein, es muß geschehn, aber dann müssen Sie heran!“*)

Roon war 56 Jahre alt, als die schwere Aufgabe der Durchführung der Armeereform in seine Hände gelegt wurde, ein Mann noch in ungebrochner Kraft, in allen Dienstzweigen des Heeres bewandert und erfahren. Wissenschaftlich hoch gebildet, mit hervorragenden Gelehrten eng befreundet, hatte er sich in allen Stellungen nicht nur als ein Offizier von der größten Pflichttreue und höchsten Fähigkeit erwiesen, auch die Geradheit, Schlichtheit und Offenheit seines Charakters hatten ihm überall die höchste Achtung erworben. Die Gründe, mit denen er die Berufung zum Gouverneur des Prinzen Friedrich Wilhelm ablehnte, sind bezeichnend für seine Persönlichkeit. Er hatte die volle Energie des Handelns, Zaudern und Schwanken wurden von ihm immer mißfällig beurteilt. Von der eigentlichen Tagespolitik hatte er sich zurückgehalten. Mit seiner Auffassung vom Staat und den öffentlichen Dingen stand er auf konservativer Grundlage, aber ohne das Bedürfnis, sich in dieser Richtung zu

*) Roons Denkwürdigkeiten I, 378. 79.

betätigen. Er ging nicht als politischer Minister in das Amt, sondern in der ehrlichen Absicht, nach der Durchführung der Armeereform ein Generalkommando zu übernehmen. Erst die unerwartete und andauernde scharfe Opposition der Kammermehrheit drängte ihn in eine politische Stellung, machte ihn zum politischen Kämpfer. Es war ein Unsinn, ihm unterzuschieben, daß er „die Landwehr beseitigen" wolle. Im Lande der allgemeinen Wehrpflicht ist die Landwehr gar nicht zu umgehn, ist gar nicht ohne sie auszukommen. Wer also, wie Roon, die allgemeine Wehrpflicht wirklich zur Wahrheit gemacht wissen wollte, der stärkte und befestigte die Landwehr, schuf ihr neue tragfähige Fundamente.

Im Jahre 1859 hatten Hunderttausende von Familienvätern dem Rufe zur Fahne folgen müssen, während ebenso große oder noch größere Scharen junger waffenfähiger Leute zu Hause blieben, weil sie nicht gedient hatten, und das Heer zu klein war, sie aufzunehmen und auszubilden. Anstatt daß die Familienväter als Triarier des Heeres der Jugend als Ersatz dienten, war es beim preußischen Heere gerade umgekehrt, man hätte die gefallnen und verwundeten Landwehrleute durch junge Rekruten ersetzen müssen. Das war 1813 zulässig gewesen, wo die ganze Armee unter dem Druck der politischen, finanziellen und militärischen Notlage eine Improvisation, ein Notbehelf war und ohnehin jeder Waffenfähige unter die Fahnen gerufen wurde. Als etwas andres haben weder Scharnhorst noch Boyen damals das Heer angesehen, keiner von beiden war der Meinung gewesen, daß dieser Notbehelf eine dauernde Einrichtung sein könnte. Napoleon hatte Preußen nur 42000 Mann erlaubt. Man half sich dadurch, daß man alle Spielleute und Nichtkombattanten nicht mit in diese Zahl einrechnete, sowie daß monatlich von der Kompagnie fünf, von der Eskadron drei Mann beurlaubt wurden — das von Boyen nach Scharnhorsts Anweisung ausgearbeitete „Krümpersystem." Durch diese Prämie auf gute Ausbildung und Dienstfreudigkeit schuf man ein großes „Reservoir," woraus man 1813 die Armee für den Krieg ergänzen konnte. Jede wie immer geartete Landesbewaffnung über die 42000 Mann hinaus hatte Napoleon untersagt: nach seiner Vorschrift sollten sie verteilt sein in 24000 Mann Infanterie und je 6000 Mann Kavallerie, Artillerie und Garden.

Die Landwehren von 1813 waren somit tatsächlich nur Rekruten, die meist ohne jede Vorbildung eingestellt wurden, Formationen, die nur unter dem Druck des Hasses gegen die Fremdherrschaft und durch die Begeisterung des Augenblicks möglich waren. Aber das wieder aufgerichtete Preußen konnte auf ein solches Heer seine dauernde Macht nicht begründen. Sollte die Landwehr wirklich ein ebenbürtiges, vom Auslande respektiertes Glied der Kriegsmacht sein, so durfte sie in Zukunft nicht aus Rekruten, sondern mußte aus ausgebildeten Leuten bestehn, die durch die Schule des Heeres hindurchgegangen waren. In diesem Sinne reformierte sie Boyen, der Ende Mai 1814 Kriegsminister geworden war, in dem Kriegsdienstgesetz vom 3. September 1814, in diesem Sinne führte er nach dem zweiten Pariser Frieden die Reorganisation der Armee durch. Die freiwilligen Jäger hatten während des Krieges einen brauchbaren Offiziersatz geliefert, zwei Drittel von ihnen kehrten als Offiziere

heim. Um diesen Ersatz auch für die Zukunft sicher zu stellen, wurden die freiwilligen Jäger in die festere Form der Einjährig-Freiwilligen umgewandelt. Bedingung für Boyen, die Landwehr in wirklicher Gebrauchsfähigkeit zu erhalten, war die dreijährige Dienstzeit bei der Fahne. Nur das dadurch erzielte Maß von Ausbildung machte es nach seiner Auffassung möglich, sich während der Landwehrzeit auf kurze Übungen von acht bis vierzehn Tagen zu beschränken. Als 1819 Friedrich Wilhelm der Dritte aus zwingenden Ersparnisgründen die Dienstzeit verkürzte, trat Boyen zurück. Wie wenig Grund hatte nach dem allem die liberale Opposition, Scharnhorst und Boyen gegen die Roonschen Vorlagen auszuspielen! Die Rolle, die Roon der Landwehr zugewiesen hatte, hat sie 1866 und namentlich 1870/71 ruhmvoll und zum Nutzen des Landes ausgefüllt. Im Jahre 1866 focht das zwanzigste Landwehrregiment mit starken Verlusten bei Langensalza; das zur Deckung von Oberschlesien bestimmte Korps Stollberg bestand zum großen Teil aus Landwehren, das erste Reservekorps (v. d. Mülbe) war aus 24 Bataillonen und 24 Schwadronen Landwehr gebildet. Im Jahre 1870 fochten die Landwehrdivisionen Kummer und Tresckow mit der höchsten Auszeichnung vor Metz und Belfort, die Gardelandwehr vor Straßburg und vor Paris; ihrer hat Bismarck noch in seiner letzten großen Rede vom 6. Februar 1888 rühmend gedacht. Am Kriege von 1870 haben (ohne Süddeutsche) 43 Landwehrregimentsstäbe, 166 Landwehrbataillone und 16 Reserve-Kavallerieregimenter teilgenommen. Die Militärvorlage von 1887 hat dann die Landwehr und den Landsturm in vorher nie erreichtem Umfang auf die breiteste zeitgemäße Grundlage gestellt. Wo bleibt diesen Tatsachen gegenüber der ganze Wortschwall des sechsjährigen Militär- und Verfassungskonflikts, der den Staat in seinen Grundfesten erschütterte und ohne die kleine Schar tapfrer Männer, die den König umgab, eine schwere Gefahr für Preußen und Deutschland geworden wäre! Und wie leicht hätte sich andrerseits das alles vermeiden lassen, wenn man die politischen Flitterwochen des Ministeriums Hohenzollern-Auerswald zur Einbringung der Vorlage benutzt hätte, den Winter 1858/59, als noch kein Meltau auf de. jungen Knospe der neuen Ära lag; der mit dem Januar 1859 heraufziehende französisch-österreichische Krieg würde gewaltig geholfen haben, die Vorlage unter Dach zu bringen. Wie wir wissen, hat Roon seinen Entwurf im Juli eingereicht, er bedurfte der Umarbeitung, aber die Zeit war reichlich vorhanden, und es wäre auch sicher ein Ergebnis erreicht worden, wenn man Roon zur weitern Bearbeitung und Ausführung der Vorlage wenigstens als Direktor in das Kriegsministerium berufen und so zum Träger der Aufgabe gemacht hätte. Denn als nach Beginn der Regentschaft das Ministerium der neuen Ära gebildet wurde, waren die meisten Mitglieder wenig davon erbaut, daß eine so umfangreiche Militärvorlage zu ihren ersten Taten gehören sollte, und der neue Kriegsminister von Bonin hatte also wenig Neigung, einem außerhalb seines Ressorts aufgestellten Projekt besondre Beachtung zu schenken. Sollte zu einer Heeresreform geschritten werden, so wollte er selbst die Ideen angeben. Er unterschätzte den großen persönlichen Anteil, den der Regent an der Sache nahm.

Weit mehr als Roon war Bonin bei seiner Berufung ein politischer

Miniſter. Er hatte von 1852 bis 1854 an derſelben Stelle geſtanden und ſich damals ſehr beſtimmt für einen Krieg gegen Rußland ausgeſprochen; auf Verlangen des Kaiſers Nikolaus mußte er von ſeinem Poſten zurücktreten. Es lag nahe, daß der Prinz von Preußen, den damals Bonins Rücktritt tief berührt hatte, ihn jetzt wieder berief, aber wie es ſcheint, iſt Bonin nicht vor ſeinem Amtsantritt genügend mit der ſeiner harrenden Aufgabe vertraut gemacht worden, ſonſt wäre der paſſive Widerſtand, den er dem Roonſchen Entwurf entgegenſetzte, kaum denkbar geweſen. Hierzu kam ein Schwanken an der oberſten Stelle, das nicht dazu angetan war, Bonin und ſeinen Kollegen klar zu machen, daß ſie in der Militärfrage diligentiam zu präſtieren hätten, wenn ſie im Amt bleiben wollten. So bemächtigten ſich allmählich politiſche Strebungen und Intriguen der rein techniſchen Frage. Wie lebhaft gerade in den oberſten Schichten des Staatslebens zu jener Zeit die Parteigegenſätze einander gegenübertraten, geht aus einer gut beglaubigten Erzählung hervor. Im Palais des Regenten fanden damals Donnerstags regelmäßig muſikaliſche Abendgeſellſchaften bei der Prinzeſſin ſtatt. Als das neue Miniſterium gebildet war, und ſeine Mitglieder zum erſtenmal einer ſolchen Einladung gefolgt waren, trat, nachdem der Hof ſchon erſchienen war, General von Wrangel ſporenklirrend in den Saal, ſah ſich rund um und ſagte dann mit weithin ſchallender Stimme zu einer Gruppe Generale gewandt: Gratuliere Ihnen, meine Herren, ſind ja alle zehn Jahre jünger geworden, ſieht ja hier ganz aus wie Anno 48!

Am 10. Februar 1860 trat Roon mit ſeinen Vorlagen vor das Abgeordnetenhaus. Die eine betraf die Abänderung des Kriegsdienſtgeſetzes; die Dienſtpflicht wurde auf zwölf Jahre bemeſſen, von denen drei bei der Fahne, vier in der Reſerve und fünf in der Landwehr abzuleiſten waren. Für die Linie ſtanden dann im Mobilmachungsfalle ſieben Jahrgänge zur Verfügung. Statt 40000 ſollten fortan alljährlich 60000 Heerespflichtige eingeſtellt werden. Sodann die eigentliche Augmentierung der Armee: 9 dritte Bataillone für die Füſilier- (bis dahin Reſerveregimenter), ferner 4 Garde- und 32 Linien-Infanterieregimenter, Errichtung einer Schulabteilung, Erweiterung der Militärſchießſchule, Errichtung von 2 Garde- und 8 Linien-Kavallerieregimentern, bei der Artillerie Formierung der Regimenter in 4 Abteilungen, bei den Pionieren Verſtärkung der 9 Abteilungen auf 9 Bataillone von je 4 Kompagnien, beim Train Verſtärkung der 9 Trainſtämme auf 9 Bataillone zu je 2 Kompagnien. In der Vertretung ſeiner Entwürfe erwies ſich Roon als ein begabter, ſchlagfertiger Redner, der nicht nur ſein Material vollkommen beherrſchte, ſondern darüber hinaus ſowohl die parlamentariſche Schlacht als auch die politiſche Geſamtlage. Seine Reden ſchwollen bis zu drei-, ja einmal bis zu vierſtündiger Dauer an, ſie waren von der wärmſten innerſten Überzeugung getragen. Aber die Voreingenommenheit, mit der Roons Eintritt nach dem Rücktritt des „liberalen“ Bonin in der Öffentlichkeit begrüßt worden war, ein Ausdruck der ſchon herrſchenden Verſtimmung, widerſtand ſeiner Rednergabe. Seine Miniſterkollegen unterſtützten ihn nur lau, hatten auch wohl nicht mehr das volle Vertrauen ihrer frühern Parteigenoſſen, und ſo geſchah es, daß ſich die Kommiſſion des Abgeordnetenhauſes

ablehnend verhielt, indem sie die finanziellen Bedenken in den Vordergrund stellte, die veränderte Organisation der Landwehr bemängelte und die Herabsetzung der Dienstzeit verlangte. Schließlich wurden die Kosten, neun Millionen Taler — wie winzig erscheint dieser Betrag unsern heutigen Budgets gegenüber —, als Provisorium auf ein Jahr „zur Aufrechthaltung der Kriegsbereitschaft, zur Erhöhung der Streitbarkeit des Heeres und zu deren Vervollständigung" bewilligt. Roon sowohl als auch der an der Erreichung dieses Votums beteiligte Finanzminister von Patow waren der Hoffnung, daß die definitive Bewilligung im nächsten Jahre folgen werde. Die Reorganisation wurde demnach mit den bewilligten Mitteln zur Durchführung gebracht; am 4. Juli erhielten die neuen Truppenteile zusammen mit allen Truppenteilen der Armee neue Benennungen, und am 18. Januar 1861, nach der inzwischen erfolgten Thronbesteigung König Wilhelms, wurden den neuen Regimentern ihre Fahnen und Standarten in feierlicher Fahnenweihe am Denkmal Friedrichs des Großen übergeben. Leider blieb dieser Vorgang ohne tiefern politischen Eindruck, wenigstens auf die Kammermehrheit, die in der folgenden Session das Extraordinarium gleichfalls wieder nur auf ein Jahr bewilligte und ausdrücklich die Forderung der zweijährigen Dienstzeit erhob.

Am 16. April 1861 war Roon auch zum Marineminister ernannt worden. Er selbst sowohl wie der König hatten die Überzeugung, daß das Fehlen einer Flotte eine Lücke in der Waffenrüstung bedeute, die namentlich bei einem neuen Kriege mit Dänemark, der wohl schon damals als unvermeidlich angesehen wurde, nicht ohne Gefahr, jedenfalls von schwerem Nachteil war. Bereitwillig stellte Roon sein Organisationstalent und seine Energie auch in den Dienst der Marine. Eine erste Vorlage, die er dem Abgeordnetenhause im Jahre 1862 machte, wonach die preußische Flotte die Stärke der skandinavischen Flotten haben und auf Rügen einen Kriegshafen erhalten sollte, wurde abgelehnt; ebenso eine zweite, nach dem Dänischen Kriege, die schon den Besitz von Kiel in den Bereich der Erwägungen zog und einen Kredit von zehn Millionen Talern für Schiffsbauten usw. in Aussicht nahm. Erst nach der Aufrichtung des Norddeutschen Bundes gelang es, bei dessen Reichstag eine Kreditbewilligung für die Flotte durchzusetzen, aber fünf kostbare Jahre waren verloren gegangen. Nach dem neuen Plane sollten in zehn Jahren 16 Panzerschiffe und Fahrzeuge, 20 Korvetten, 8 Avisos und 22 Kanonenboote kriegsbereit sein. Das Jahr 1870 fand diesen Plan in voller Ausführung. Am 17. Juni 1869 hatte auch der Kriegshafen an der Jahde der Benutzung übergeben werden können. Roon konnte in Anwesenheit des Königs die neue Schöpfung Wilhelmshaven taufen. Er hatte sie für die Marine gerettet gegenüber einer Kommission des Finanzministers zu Anfang der sechziger Jahre, die anriet, den Platz am Jahdebusen aufzugeben, Roon hatte sich mit voller Entschiedenheit für die Fortsetzung des begonnenen Werks eingesetzt. In bemerkenswertem Gegensatz zu dem vom preußischen Abgeordnetenhause bezeigten Mißtrauen stand die Flottenbewegung, die in jener Zeit durch ganz Deutschland ging und bis in die untern Volksschichten hinein die Sammlung von freiwilligen Beiträgen für die Flotte mit nicht geringem Erfolg betrieb. Das Panzerfahrzeug „Arminius"

ist aus diesen Mitteln beschafft, ein Teil hiervon auch noch beim Ankauf des Panzerschiffs „Friedrich Karl“ verwandt worden. Nach dem Kriege 1870/71 ging dann die obere Leitung der Marineangelegenheiten an die neugebildete Admiralität über. Roon war der Arbeitslast nicht mehr gewachsen, aber er hatte der Marine in vieler Hinsicht die brauchbaren Grundlagen für ihr ferneres Gedeihen geschaffen und sich auch nach dieser Richtung hin Dank verdient.

Die Neuwahlen im Dezember 1861 hatten im Abgeordnetenhause die oppositionelle Mehrheit zur Herrschaft gebracht. Die vorauszusehende Ablehnung der Militärvorlage erfolgte, und am 11. März 1862 wurde das Abgeordnetenhaus aufgelöst. Das Ministerium der neuen Ära trat zurück, und an seine Stelle ein Geschäftsministerium konservativer Färbung, dem selbstverständlich kein besserer Erfolg beschieden war. Schon im Jahre 1860 trug sich Roon mit dem Gedanken, den ihm seit Jahren befreundeten Gesandten in Petersburg, von Bismarck-Schönhausen, in das Ministerium zu berufen. Der Fürst von Hohenzollern war damit einverstanden, aber die Zeit war immer noch nicht gekommen; der König konnte sich schwer dazu entschließen. Er kannte Bismarck zu genau, als daß er nicht hätte wissen sollen, was dessen Berufung bedeutete. Nachdem die Wahlen abermals eine oppositionelle Majorität ergeben hatten, trat Roon mit Entschiedenheit für Bismarcks Ernennung zum Ministerpräsidenten ein, dem Ministerium fehle das Haupt. Die Kommission des Abgeordnetenhauses lehnte im August die Heeresreform abermals ab, verweigerte alle dafür geleisteten und noch zu leistenden Ausgaben, und am 11. September trat das Plenum auf Grund dieses Beschlusses in die Beratung ein. Das Ergebnis war vorauszusehen. Da flog am 18. September das Telegramm von weltgeschichtlicher Bedeutung von Berlin nach Paris an den dortigen Gesandten von Bismarck:

Periculum in mora. Dépêchez-vous
L'oncle de Maurice Henning.

Die Unterschrift beruhte auf einer Verabredung, Moritz Henning war Moritz Henning von Blanckenburg, Roons Neffe und Bismarcks Freund. Am 20. September früh war Bismarck in Berlin und ging sofort vom Bahnhofe zu Roon. Am 22. September wurde er vom König empfangen, die Schwelle zu einem neuen Abschnitt der preußischen und der deutschen Geschichte war überschritten. Wie schon erwähnt worden ist, datiert die Freundschaft zwischen Bismarck und Roon aus dem Jahre 1834, als der neunzehnjährige Student von Bismarck in Zimmerhausen bei Blanckenburgs zu Besuch war, und er mit Moritz Blanckenburg den auf den Zimmerhauser Feldern topographierenden Leutnant von Roon Vormittags bei der Arbeit besuchte, Nachmittags mit ihm der Jagd nachging.

Im Jahre 1847 sah man sich dann in Berlin während des Vereinigten Landtags, später begegneten Roon und Bismarck einander in Venedig, wo Bismarck mit seiner jungen Gattin auf der Hochzeitsreise weilte. Roon war als Begleiter des jungen Prinzen Friedrich Karl dort. Dann trafen sich die

beiden Männer im Frühling 1848 häufig in Potsdam, und seitdem hatten sie einander wohl nie aus den Augen verloren. Ein Freundschaftsbund, wie er zwischen Staatsmännern und obenein so eigentümlichen Charakteren sehr selten sein dürfte, hielt Bismarck und Roon während der ganzen Amtsdauer Roons zusammen. Sachliche Differenzen sind namentlich nach 1871 nicht ausgeblieben, aber sie wurden jedesmal persönlich und freundschaftlich überwunden; Roon hat auch nach dem Rücktritt aus dem Amt an Bismarck auch bei zunehmender äußerer Entfremdung bis zu seinem Lebensende festgehalten. Der teils in Roons Denkwürdigkeiten, teils von Bismarck veröffentlichte Briefwechsel zwischen beiden schließt ein großes Stück deutsche Geschichte ein.

Bei den drei großen Paladinen, die unsern ersten Kaiser umgaben, ist wohl mit das Wunderbarste, wie eng sie einander ergänzten. Bismarck, Moltke, Roon — ihr Zusammenhalt und Zusammenklang hat dem preußischen Staate eine Schwungkraft verliehen, wie sie in der neuern Geschichte keinem andern Volke zu teil geworden ist, nur das Preußen von 1813 bietet Vergleichungspunkte dar. Roon stand dabei in der Mitte zwischen seinen berühmten Gefährten. Er hat seinerzeit (1864) den Immediatvortrag für Moltke herbeigeführt und dadurch nicht wenig dazu beigetragen, den Chef des Generalstabs auf die Höhe zu heben, die Moltke sich dann im Laufe weniger Jahre durch eignes Verdienst erwarb; ebenso hat Roon die Berufung Bismarcks herbeigeführt. Das Vaterland ist ihm also auch nach diesen beiden Richtungen hin Dank schuldig. Nächst der Reorganisation von 1860 und der großen Kriegsvorbereitung war ihm die militärische Organisation der neuen Provinzen, die Aufstellung dreier neuer Armeekorps nach 1866 beschieden, nach 1871 die Aufstellung des dreizehnten, des vierzehnten und des fünfzehnten Armeekorps, die Übertragung der preußischen Militärverfassung auf das Reich. Immer wieder neue Fragen, die neben den laufenden Geschäften große Ansprüche an die Arbeitskraft des Kriegsministers stellten. Dabei darf sein Biograph es mit Genugtuung verzeichnen, daß wie für Moltke, so auch für Roon die Tage der Mobilmachung von 1870 verhältnismäßig die ruhigsten für beide Männer, ja für ihren ganzen unmittelbaren Dienstapparat gewesen sind, so vorzüglich war die Maschine eingerichtet. Auf die innern Gegensätze, die Roons Eintritt in das Ministerium und die ersten Jahre seines Wirkens begleiteten, werfen neben seinen eignen Denkwürdigkeiten und Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" auch andre Publikationen, zum Beispiel Bernhardis Tagebücher und die Biographie Max Dunckers von Haym, ein helles Licht. Als im Herbst 1859 die Generalskommission unter Wrangels Vorsitz zur Beratung der ihr vom Regenten vorgelegten vier Fragen zusammentrat, nahm Prinz Friedrich Wilhelm, der spätere Kronprinz, das Wort zu der Erklärung: Die Ehrfurcht gegen den Regenten gebiete, dem Projekt ohne weitere Diskussion zuzustimmen. Worauf Wrangel: „Sehr schön, Königliche Hoheit, wenn der Regent nur nicht von uns die Beantwortung der vier Fragen verlangte." Als dann zu Anfang 1863 der Kammerpräsident Oberbürgermeister Grabow die Landtagssession mit einer Rede eröffnet hatte, die Bismarck als Kriegserklärung an das Haus Hohenzollern bezeichnete, da ließ — wie Max Duncker mitteilt — der Kronprinz

Herrn Grabow durch Stockmar sagen, daß er sich über die Rede sehr gefreut habe. Auch sonst machte der hohe Herr aus seiner oppositionellen Stellung kein Hehl. Lag es da nicht für die Linke nahe, in Anbetracht der Jahre des Königs hartnäckig auf ihrem Standpunkt zu beharren, in der Annahme, dadurch einen Thronwechsel herbeizuführen oder bei einem natürlichen Thronwechsel Herrin der Lage zu bleiben? Der Kronprinz hegte damals noch die irrige, später freilich aufgegebne Ansicht, daß sich Preußen wie England durch das Widerspiel zweier großer Parteien regieren lasse. Noch im Februar 1865 äußerte Virchow zu Sir Rowland Blennerhasset (Bernhardi VI, S. 178 u. 181): „Ich will gar keinen Kompromiß mit der Regierung, ich will den König dahin treiben, daß er die Kammern nach Hause schickt und die Verfassung aufhebt; daraus muß sich dann später eine Revolution ergeben.“ Daß solcher Verblendung gegenüber Bismarck und Roon in standhafter Überzeugung aushielten und dadurch auch den König in seiner Haltung unerschütterlich machten, ist mit ihr höchstes Verdienst um Preußens und Deutschlands Zukunft. Roon ist damit weit über seine ursprüngliche Stellung und Aufgabe hinausgewachsen, er hat sich ruhmvoll vierzehn Jahre lang behauptet. Die gesamte neuere Geschichte aller zivilisierten Völker hat diesem Kriegsminister keinen ebenbürtigen an die Seite zu stellen, einzig vielleicht Scharnhorst steht ihm gleich.

Zollvereine

Der mitteleuropäische Zollverein — Der Imperialismus in England — Panamerika

Von L. O. Brandt in Düsseldorf

(Schluß)

Vor kurzem hat nun also der Vorsitzende des deutschen Landwirtschaftsrats, Graf von Schwerin-Löwitz, den Gedanken eines allgemeinen europäischen — nicht nur mitteleuropäischen — Zollvereins in einer ganz neuen Form in der Gestalt eines Antrags aufgenommen, den er dem siebenten internationalen landwirtschaftlichen Kongreß in Rom vorgelegt hat. Der Antrag lautet nach den Zeitungsnachrichten wie folgt:

1. In Erwägung, daß a) die Verschiedenheit der Produktionsbedingungen, die durch die Schutzzölle ihren Ausgleich finden soll, bei den europäischen — namentlich den mitteleuropäischen — Staaten untereinander wesentlich geringer ist als zwischen ihnen und den außereuropäischen Staaten, b) die ungleiche Konkurrenz der außereuropäischen Provenienzen auf den europäischen Märkten sich namentlich durch verbilligte Frachtkosten fortgesetzt verschärft, c) die außereuropäischen Staaten, insbesondre Amerika und England mit seinen Kolonien in der richtigen Erkenntnis der wirtschaftlichen Überlegenheit großer Wirtschaftsgebiete, immer mehr auf einen Zusammenschluß dieser großen Wirtschaftsgebiete hindrängen, erscheint ein engerer wirtschaftlicher Zusammenschluß der Staaten des kontinentalen Europas immer dringender geboten.

2. Die bisher auf die Bildung einer europäischen Zollunion gerichteten Bestrebungen sind vornehmlich aus folgenden Gründen erfolglos geblieben: a) Keine der europäischen Regierungen bekundet bisher die Neigung, ihr freies Selbstbestimmungsrecht auf wirtschaftlichem Gebiete zu Gunsten einer solchen Union dauernd aufzugeben. b) Es würde sehr schwer sein, sich über einen gemeinsamen Zolltarif, der für alle der Union angehörenden Länder paßt, zu einigen, denn das Zollschutzbedürfnis dieser Länder ist keineswegs vollkommen gleich. c) Es würde noch viel schwerer sein, sich über die an der gemeinsamen Zollgrenze erhobnen Zollbeträge und deren Verteilung auf die einzelnen der Union angehörenden Staaten zu einigen. d) Eine gemeinsame Zollgrenze würde auch eine gemeinsame Zollverwaltung voraussetzen, die schwer durchführbar sein würde. e) Eine Zollunion verlangt nach Vorstehendem einen gewissen politischen Zusammenschluß oder wenigstens eine Harmonie der großen politischen Interessen, wie sie bei den europäischen Staaten in absehbarer Zeit nicht zu erwarten ist.

3. Wegen dieser nahezu unüberwindlichen Schwierigkeiten ist von der an sich sehr wünschenswerten und auch von den frühern internationalen landwirtschaftlichen Kongressen befürworteten Bildung einer europäischen Zollunion zunächst Abstand zu nehmen.

4. Dagegen empfiehlt es sich um so dringender, bei dem Abschlusse neuer Handelsverträge der europäischen Staaten in diese Verträge die Bestimmung aufzunehmen, daß bei der Einfuhr von Waren, deren Erzeugung in Europa vom Importeur nachgewiesen ist, besondre Zollermäßigungen zu gewähren sind, die bei der Einfuhr außereuropäischer Provenienzen nicht gewährt werden dürfen, und daß diese Vergünstigung so lange zu gewähren ist, als von jedem der vertragschließenden Staaten bei der Einfuhr solcher Waren Zölle mindestens in Höhe der Ermäßigung erhoben werden (weil ohne die Erhebung eines solchen Zolles in den Durchfuhrländern den außereuropäischen Provenienzen doch indirekt die gedachten Zollermäßigungen zu gute kommen würden).

5. Mit einer solchen Bestimmung in den europäischen Handelsverträgen läßt sich der wirtschaftliche Zweck einer europäischen Zollunion — d. h. die gegenseitige Begünstigung europäischer Provenienzen gegenüber außereuropäischen — vollkommen erreichen. Es werden dabei aber die erwähnten Schwierigkeiten vermieden, die zur Zeit einer eigentlichen Zollunion noch entgegenstehn. Und doch wird damit zugleich der für später im Auge zu behaltenden Bildung einer solchen Union am wirksamsten vorgearbeitet werden.

Der Antrag ist, wie sein Verfasser selbst hervorhebt, von außerordentlicher Tragweite. Leider können wir ihn vorläufig nicht eingehend würdigen, da uns seine Begründung unbekannt ist, in der, wie wir annehmen, die praktische Durchführung des Planes und ihre Folgen eingehend dargestellt werden, und da wir ferner noch nicht über die Verhandlungsberichte des internationalen landwirtschaftlichen Kongresses in Rom verfügen. Zunächst ist zu bemerken, daß diese Angelegenheit kaum allein von einem landwirtschaftlichen Kongreß entschieden werden kann; hierbei haben doch wohl Handel und Industrie auch ein Wort mitzusprechen. Die eine wichtige Folge einer Verwirklichung der allgemeinen differentiellen Zollbehandlung außereuropäischer Erzeugnisse wäre die vollständige Ausschaltung der Meistbegünstigung für außereuropäische Staaten, die der deutsche Reichstag noch kürzlich abgelehnt hat. Der Antrag würde ferner, wenn wir ihn einmal ausschließlich vom Standpunkte der Landwirtschaft betrachten, deren Interessen er ja vor allem, fast ausschließlich dienen soll, seinen Zweck zum guten Teile verfehlen, wenn der Begriff „europäische Staaten“ wörtlich ausgelegt werden soll. Dann gehört Rußland

land zu den Staaten der europäischen Zollunion, wie sie hier gedacht ist, und seine Getreideeinfuhr genießt den Zollnachlaß. Das würde wie eine Prämie auf die russische Getreideerzeugung wirken. Die zweite wichtige Folge des Antrags wäre die allgemeine Einführung der Ursprungszeugnisse nicht nur für Herkunft von überseeischen Ländern, sondern auch für den Verkehr der europäischen Vertragsstaaten, und nicht nur für einzelne, sondern für alle Waren. Damit tritt sowohl eine große Belästigung des Handels ein, als auch eine unter Umständen nicht geringe Verteuerung der Waren. Um die Wirkung der vorgeschlagnen Maßregel einigermaßen übersehen zu können, müßte man die Höhe des Zollnachlasses kennen, den europäische Waren genießen sollen. Erst dann könnte man ermessen, ob nicht dieser Zollabschlag von der mit Recht hervorgehobnen immer mehr fortschreitenden Verbilligung der Verkehrsmittel bald überholt werden würde. Zu beachten ist auch ferner in jedem einzelnen Falle die absolute Höhe des Zolles für eine Ware. Ist der Zoll an sich nicht sehr hoch, so wird der überseeische Wettbewerb auch durch einen starken Zollnachlaß nicht viel beschwert werden, und es könnte als Folge des Antrags und zur Vermeidung solcher Erfahrungen eine allgemeine Zollerhöhung in den europäischen Ländern eintreten. Das wird auch ganz offen gefordert für alle die Waren, die noch gar keinen Zoll tragen oder noch keinen, dessen Höhe die beabsichtigte Zollermäßigung erreicht. Schließlich kann man sich nicht verhehlen, daß die ganze hier vorgeschlagne Einrichtung sehr roh ist. Der einheitliche Satz der Zollermäßigung für europäische Waren wirkt natürlich sehr verschieden bei den einzelnen Waren. Das sind einige der Bedenken, die uns bei der ersten Prüfung des Antrags kommen. Seine eingehende Kritik muß auf spätere Zeit verschoben werden.

Wir haben vorhin die Befürchtungen kurz dargestellt, die man an das Entstehn dreier großer Weltreiche knüpft, die sich auf bedeutende Ländermassen stützen. Soweit sie sich auf Rußland beziehn, ist zu bemerken, daß man mindestens die handelspolitische Aktionsfähigkeit dieses Staates ganz bedeutend überschätzt. Wir können jedoch an dieser Stelle nicht näher darauf eingehn, müssen vielmehr auf die Artikel verweisen, die in diesen Blättern über die wirtschaftspolitische und finanzielle Entwicklung Rußlands erschienen sind. Wie steht es nun mit Greater Britain und Panamerika?

Großbritannien ist allerdings ein Reich von ungeheurer Ausdehnung durch alle Zonen und Erdteile. Aber die einzelnen Kolonien hängen doch nur lose mit dem Mutterlande zusammen, ja einzelne drohen seit geraumer Zeit, sich selbständig zu machen, oder es liegt die Gefahr vor, daß sie sich andern großen Staaten anschließen, z. B. Kanada an die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Das wird zwar von den Engländern geleugnet, es ist aber doch richtig. Da lag es denn nahe, zu fragen, ob es nicht notwendig sei, diese Kolonien enger an das Mutterland anzuschließen, auch staatsrechtlich ein britisches Weltreich auf einheitlicher Grundlage aufzubauen. Dieser Reichsgedanke hat aber auch noch einen andern Ausgangspunkt genommen. Es bestand in England eine Partei, die gegen den Freihandel Stellung nahm und erklärte, daß eine Zollschranke um das englische Mutterland und alle

Kolonien gelegt werden müsse.*) Im Innern dieses Zollbundes soll Freihandel herrschen, nach außen der Schutzzoll. Wenn das gelingt, und zugleich der engere handelspolitische Anschluß der Kolonien an das Mutterland diese veranlaßt, eigne Heere und eigne Flotten aufzustellen, so bedeutet dies allerdings einen großen Machtzuwachs für England. Die British Empire League, die aus einigen andern Vereinigungen ähnlicher Art 1896 in England zur Förderung des Reichsgedankens gebildet worden ist, hat etwa folgende Forderungen auf ihr Programm gesetzt: „Sicherung der dauernden Reichseinheit; Förderung des Handels zwischen dem Vereinigten Königreich, den Kolonien und Indien; Änderung der Gesetze und Verträge, die die Freiheit einschränken, gegenseitige Handelsbegünstigungen zu gewähren; Pflege des Verkehrs zwischen den Teilen des Reichs durch direkte und billige Telegraphen- und Dampfschiffslinien; Entwicklung von Grundsätzen über gemeinsame Verteidigung des Reichs; möglichst einheitliche Gesetze über Autorrechte, Patent- und Konkursrecht."

Die Bahn, die die Zollpolitik in diesem eng verbündeten Kolonialreiche nehmen soll, findet sich in einem von Kanadiern 1892 gestellten Antrage vorgezeichnet, wo es heißt: „Ein mäßiger Differenzzoll soll von den Regierungen des Reichs und der Kolonien zu Gunsten der heimischen Produktion gegenüber der Einfuhr fremder Waren eingeführt werden, damit der Austausch und der Verbrauch der wichtigsten einheimischen Erzeugnisse in allen Teilen des britischen Reichs ausgedehnt wird."

Als Folge dieses Antrags, so sagt man, habe Kanada von England die Kündigung der Handelsverträge mit Deutschland und Belgien gefordert, und als sich die übrigen Kolonien dieser Forderung anschlossen, erfüllte sie bekanntlich England auch, und heute helfen wir uns mühsam mit einem Handelsprovisorium mit England und haben einen Zollkrieg mit Kanada. Scheinbar kann man daraus schließen, daß die englische Regierung dem Reichsgedanken große Zugeständnisse zu machen bereit ist. Ist nun aber die Gefahr, daß eine solche Reichseinheit zustande kommt, wirklich so nahe gerückt?

Zunächst ist die Behauptung nicht richtig, daß England aus sich und seinen Kolonien alle seine Bedürfnisse befriedigen könne, wie aus folgender Übersicht hervorgeht:

Großbritannien, in Millionen Pfund Sterling:

	Einfuhr		Ausfuhr	
	1896	1900	1896	1900
aus oder nach dem Ausland	346,6	413,5	205,7	252,3
aus oder nach den Kolonien	93,2	109,5	90,7	102,0
	439,8	523,0	296,4	354,3

Auch von der Weizeneinfuhr Englands kommt nur ein Viertel aus den Kolonien, und ähnlich ist es mit allen Lebensmitteln. England ist also durchaus nicht unabhängig vom Auslande. Sodann ist aber der ganze Zollverein vorläufig Projekt. Das einzige, was eingehender erwogen worden ist, ist die Frage eines in Großbritannien einzuführenden Differentialzolls zu Gunsten

*) Vergleiche den Artikel „Englische Schutzzöllner" in Nummer 9, 1903, der Grenzboten.

seiner eignen Produkte. Aber auch mit einem solchen Differentialzoll hat es seine Schwierigkeiten, denn er richtete sich vor allem gegen die Agrarländer Rußland und die Vereinigten Staaten. Von da kommen die englischen Lebensmittel und industriellen Rohstoffe, Baumwolle usw. Die deutsche Industrie insbesondre hätte von diesem Zolle nichts oder wenig zu fürchten, und England wird sich seine Einführung jedenfalls noch etwas überlegen.

Der Gedanke eines Zollbundes Allenglands mit Handelsfreiheit im Innern stößt vorläufig auf Widerstand in den Kolonien selbst. Diese werden ihre zollpolitische Selbständigkeit so schnell nicht aufgeben, denn sie haben zum Teil Schutzzölle und ziehn aus ihnen einen großen Teil ihrer Einnahmen. Sollen diese wegfallen, so muß ein Ersatz in der innern Besteuerung gesucht werden, und das würde gerade in diesen Kolonien solche innere Kämpfe heraufbeschwören, daß wir die Sache vorläufig auf sich beruhn lassen können. England würde sich natürlich auch Repressalien andrer Staaten aussetzen, die mit ihrer Ausfuhr so stark an diesen Plänen interessiert sind. Die Heranziehung des Beispiels von Kanada dafür, daß der schutzzöllnerische Reichsgedanke in Großbritannien Fortschritte mache, ist nach Arndt und Dietzel nicht ganz stichhaltig. Sie sagen, im kanadischen Zolltarif von 1897 sei bestimmt worden, daß die Zollsätze um ein Drittel ermäßigt werden sollen zu Gunsten aller Länder, die kanadische Produkte zollfrei einlassen. Da nun England und Neu-Südwales damals (heute gehört Neu-Südwales zum australischen Staatenbunde und genießt die Zollermäßigung nicht mehr) die einzigen Staaten waren, auf die diese Bedingung zutraf, so sieht es allerdings so aus, als ob die ganze Maßregel zu Gunsten Englands geschaffen wäre. Grundsätzlich ist das aber nicht richtig; außerdem steht diese Zollermäßigung nur auf dem Papier. Kanada war nämlich so vorsichtig gewesen, bevor es die eben genannte allgemeine Bestimmung in sein Zolltarifgesetz aufnahm, die Zölle um 25 Prozent zu erhöhen, und zwar gerade für die Waren, die aus England kommen. Gegen diese Ansicht ist aber einzuwenden, daß man mit Grundsätzen hier wenig anfangen kann. Tatsächlich ist England bevorzugt, und die Kanadier haben auch genau gewußt, daß diese Wirkung eintreten würde. Daraus, daß Kanada die Kündigung des deutsch-englischen Handelsvertrags durchsetzte, ist allerdings — darin kann man den genannten Autoren Recht geben — für ein besonders intimes Verhältnis zum Mutterlande kein Schluß zu ziehn, sondern eher kann man sagen, es ist ein Zeichen der Schwäche des ganzen Kolonialstaats, daß England dem Drängen nachgab. Die Furcht davor, daß sich Kanada an die Vereinigten Staaten anschließen könnte, hat die englische Nachgiebigkeit veranlaßt. Wie schwach das englische Weltreich ist, zeigte sich im Jahre 1901 besonders deutlich, als die australischen Kolonien einen Staatenbund bildeten, der schon lange geplant war. Dieser Staatenbund, der keineswegs freihändlerisch ist, bedeutet das Entstehn eines neuen selbständigen Reichs in der Südsee, bedeutet eine Abkehr vom englischen Mutterlande, und ohne diese wichtigen Länder in der Südsee verliert der Reichsgedanke viel von seiner Tragweite.

In diesem Vorgange liegt aber nahezu etwas gesetzmäßiges. Die Ge-

ſchichte nicht nur der Kolonien Englands in ihrem Verhältniſſe zum Mutterlande iſt eine allmähliche Loslöſung vom Mutterlande in handelspolitiſcher Hinſicht. In der erſten Periode der Kolonialgeſchichte bis etwa 1650 haben nach Dr. Arndt dieſe Kolonien völlige Freiheit des indirekten Handels mit andern Ländern gehabt. Von da bis ins achtzehnte Jahrhundert monopoliſierte England den Kolonialhandel vollſtändig. In der dritten Periode bis etwa 1846 trat allmählich an die Stelle des Monopols eine Art gegenſeitiger Begünſtigung mit Hilfe von Differentialzöllen zu Gunſten der Kolonien. Dieſe wurden 1860 ganz beſeitigt. Bis in die achtziger Jahre herrſchte wieder eine freie koloniale Handelspolitik, nur behielt ſich England das Recht vor, Handelsverträge mit fremden Ländern abzuſchließen. Auch dieſes Recht iſt neuerdings nicht aufrecht erhalten worden. Und heute iſt die Sache alſo ſo weit, daß die Kolonien das Mutterland zwingen, die Meiſtbegünſtigung aufzugeben, ſobald ſie ihnen ungünſtig zu ſein ſcheint. Dieſe Entwicklung ſpricht nicht dafür, daß Neigung bei den Kolonien vorhanden iſt, einen engern Anſchluß an England zu ſuchen.

Immerhin dürfen wir andrerſeits dieſe Bewegung des Imperialismus in Großbritannien auch nicht unterſchätzen. Sie geht ihren Gang weiter, ſo wenig greifbare Erfolge ſie bisher auch aufzuweiſen hat, und man darf nicht vergeſſen, daß ſich ein ſo gewaltiger Umſchwung, wie er hier geplant wird, nicht mit einemmal vollziehn kann. Noch im vergangnen Jahre hat bei den Krönungsfeierlichkeiten Edwards in England ein Kongreß der engliſchen Kolonien ſtattgefunden, der ſich wieder mit den ſchon erwähnten Programmpunkten beſchäftigt und Anträge angenommen hat, die eine gegenſeitige Bevorzugung der engliſchen Kolonien und des Mutterlandes bei der Zollzahlung herbeiführen ſollen, Anträge, die der jüngſte Kongreß der britiſchen Handelskammern entſchieden befürwortet hat. Auch die neuſten Ereigniſſe in Südafrika zeigen uns, daß wir damit rechnen müſſen, die oben umſchriebnen Forderungen zur innern Feſtigung des britiſchen Weltreichs allmählich durchgeſetzt zu ſehen. Einer der wichtigſten Erfolge der Reiſe, die der engliſche Miniſter Chamberlain vor kurzem in Südafrika gemacht hat, iſt der Abſchluß der Zollkonvention von Bloemfontein, in der ausgeſprochen wird, daß die ſüdafrikaniſchen Kolonien England Vorzugszölle gewähren, die um 25 Prozent niedriger ſind als die Zölle, die von andern fremden Waren erhoben werden. Dieſes Zugeſtändnis der ſüdafrikaniſchen Kolonien iſt ganz einſeitig, da in England der Freihandel herrſcht, alſo Zollnachläſſe für die Einfuhr aus den Kolonien praktiſch gar keine Bedeutung haben. Die Wirkung dieſer Vorzugszölle auf die Zurückdrängung der deutſchen Ausfuhr nach Südafrika ſchlagen die Händler vorläufig noch nicht ſehr hoch an, da die deutſchen Frachten, die bei der Geſtaltung der Auslandpreiſe heute eine ſo große Rolle ſpielen, niedriger ſind als die Monopolſätze der engliſchen Linien. Das tut aber der allgemeinen Bedeutung der Bloemfonteiner Zollkonvention keinen Eintrag. Sie liegt in der Richtung der imperialiſtiſchen Politik und ſetzt das fort, was Kanada begonnen hat. Rufen wir uns ferner ins Gedächtnis zurück, daß Auſtralien eine ſcharfe Abſchließungspolitik zu treiben beginnt und daran geht,

unter anderm die fremde Küstenschiffahrt zu verdrängen, so müssen wir zu der Überzeugung kommen, daß im Imperialismus Großbritanniens recht lebenskräftige Ideen beschlossen sind, wenn sie auch langsam keimen.

Man hat nun auch vielfach die Befürchtung geäußert, daß ein solcher Zollverein Großbritanniens eine schädliche Wirkung auf die Industrie und den Handel Deutschlands ausüben könnte, da durch die Zölle unsre Produkte zu Gunsten der englischen in den Kolonien und zu Gunsten der englischen Kolonialprodukte in England selbst verdrängt werden müßten. Gewiß würde eine solche Wirkung zum Teil wohl eintreten, aber Arndt und Dietzel machen darauf aufmerksam, daß es sich voraussichtlich doch nur um mäßige Zölle handeln wird, wenigstens anfangs, und die Industrie bekanntlich zähe genug ist, auch noch ziemlich hohe Zölle zu überwinden. Wenn ferner England und seine Kolonien tatsächlich gegenseitig die innern Märkte versorgen wollen, so müssen sie sich notwendig von andern Absatzgebieten, auf denen sie bisher als unsre Konkurrenten auftraten, abwenden. Das wird also freie Bahn für unsern Außenhandel auf diesen andern Gebieten schaffen.

Noch aus einem andern Grunde wäre ein solcher Zollverein vielleicht für uns sogar von Nutzen. Dieser Verein mit seinen Zöllen würde die Stellung Englands als Zwischenhändler für andre Staaten, würde sein Frachtgewerbe empfindlich schädigen. Von Deutschland aus werden etwa für 100 Millionen Mark Waren jährlich nach England gebracht, die von dort nach fremden Ländern weitergehn. Und für etwa ebensoviel erhalten wir Waren aus fremden Ländern über England. Wenn diese Waren erst Einfuhrzölle in englischen Häfen zahlen müssen, werden sie bald unmittelbar, ohne England zu berühren, von und nach Deutschland gehn. Und ebenso ist das Verhältnis zu den andern Festlandstaaten. Unsre Handelsflotte würde einen großen Zuwachs an Frachtgütern erfahren und würde ihre überseeischen Beziehungen bedeutend erweitern können. Ihr könnte ein solcher englischer Zollverein also großen Nutzen bringen. Auch wenn die Engländer die Einfuhrzölle auf die Durchfuhrwaren zurückerstatteten oder Freihäfen einrichteten, so wären damit so große Belästigungen verbunden, daß der Handel England meiden, und sich der unmittelbare Verkehr zwischen dem Lande der Herkunft und der Bestimmung weiter entwickeln würde. Dieser Vorgang vollzieht sich schon jetzt ohne das Bestehn eines großbritannischen Zollvereins. Der Erfolg der deutschen Reederei beruht nicht zum wenigsten darauf, daß er das englische Zwischenhandelsmonopol gebrochen hat. Wenn die genannten Autoren aus diesen Erwägungen den Schluß ziehen, wir brauchten nach alledem vor dem Gespenst eines englischen Weltreichs mit Schutzzollpolitik keine große Sorge zu haben, so schutzzöllnerisch auch einzelne seiner Kolonien sind und bleiben werden, so ist das nach unsrer Ansicht zu optimistisch gedacht, es trifft vielleicht zu, wenn wir sagen, daß in der allernächsten Zeit kein Grund zu Befürchtungen für uns vorhanden ist; mehr kann man nicht prophezeien.

Wir haben uns schließlich noch mit den handelspolitischen Ausdehnungsplänen zu beschäftigen, die in den Vereinigten Staaten von Nordamerika aufgetaucht sind und zum erstenmal einen gewissermaßen offiziellen Ausdruck in

den allamerikanischen Konferenzen 1889/90 und 1901/02 gefunden haben. Nachdem sich die Vereinigten Staaten 1783 ihre Unabhängigkeit von England erkämpft hatten, weil ihnen die damalige Steuer- und Wirtschaftspolitik des Mutterlandes zu drückend erschien, stellten sie bald durch ihren Präsidenten Monroe die berühmte Monroedoktrin auf, die besagt, daß Amerika den Amerikanern gebühre, und keine fremde Macht dort etwas zu suchen habe. Diese Monroedoktrin von dem politischen auf das wirtschaftliche Gebiet zu übertragen, blieb der neusten Zeit vorbehalten, als die Industrie der Vereinigten Staaten sich mächtig entwickelte und ein möglichst großes und gesichertes Absatzgebiet verlangte. Man denkt deshalb daran, ein wirtschaftspolitisches Panamerika zu begründen: den ganzen Erdteil, Nord- und Südamerika soll eine Zollunion umfassen, in deren Innerm Freihandel herrscht. Der Staatsminister Blaine ist der Hauptverfechter dieses Gedankens, und ihm sollte auch die allamerikanische Konferenz 1889/90 in Washington dienen. Auf der Tagesordnung dieses Kongresses stand eine Fülle von Aufgaben. Dazu gehören: die Forderung eines Schiedsgerichts zur Entscheidung politischer Streitigkeiten unter den amerikanischen Staaten, der Bau einer quer durch den ganzen Kontinent nordsüdlich ziehenden Eisenbahn, neue Schiffahrtsverbindungen, ein auf gleichartige Silberausmünzung gerichteter Währungsvertrag, gleiche Maße und Gewichte, einheitliche Zollverwaltung, die Gründung einer panamerikanischen Bank, die handelspolitische Vereinigung. Die handelspolitische Vereinigung wurde nach drei Vorschlägen beraten. Man dachte entweder an einen Zollverein nach deutschem Muster, an den internationalen Freihandel oder schließlich an die Reziprozität unter den einzelnen Staaten. Alle Versuche einer engern Verbindung scheiterten aber ganz gründlich. Nur mehrere Gegenseitigkeitsverträge mit mittel- und südamerikanischen Staaten kamen auf Grund der Mac-Kinley-Bill zustande. Aber auch sie wurden durch ein neues Zollgesetz, die Wilson-Bill, wieder hinfällig. Von all den andern schönen Plänen des Kongresses ist nichts verwirklicht worden. Auch der jüngste panamerikanische Kongreß ist ziemlich ergebnislos verlaufen. Der Bau einer panamerikanischen Eisenbahn wurde einer Kommission zur weitern Beratung überwiesen, wo der Plan wohl auch liegen bleiben wird, da eine solche Bahn auf lokalen Verkehr nur wenig zu rechnen hat und im interlokalen Güterverkehr den billigen Seefrachten nicht gewachsen ist. Der Plan, eine panamerikanische Bank zu begründen, wurde nochmals zum Beschluß erhoben. Er wird auch in den nächsten zehn Jahren kaum weiter gefördert worden sein, als in den zehn Jahren vorher. Man braucht sich nur einmal die trostlose Zerrüttung der Finanzen in den meisten mittel- und südamerikanischen Staaten anzusehen, und man wird in dem Urteil bestärkt werden, daß man auf einer solchen Grundlage keine Riesenbank aufbauen kann. Auf der andern Seite ist aber seit der letzten nordamerikanischen industriellen Hochflut das Kapital der Vereinigten Staaten in steigendem Maße nach andern Ländern des Kontinents gegangen, namentlich nach Kanada und nach Mexiko, und das würde wieder eine Unterstützung für eine panamerikanische Bank sein.

Von den Vereinigten Staaten behauptet man noch lauter als von den

andern Weltreichen, daß sie sich selbst erhalten könnten, d. h. daß sie weder eine fremde Einfuhr noch eine Ausfuhr nach fremden Ländern brauchten. Aber auch hier ist es nicht richtig. Das geht deutlich aus folgender Übersicht hervor:

Die Vereinigten Staaten hatten 1900	Einfuhr: Wert Millionen Dollar:	Prozent der Gesamteinfuhr:
Nahrungsmittel, lebende Tiere	219,3	26,45
Rohstoffe für die Industrie	280,4	33,81
Halbfabrikate	84,8	10,23
Fertigfabrikate	132,4	15,98
Luxuswaren	112,1	13,53
	829,0	100,00
	Ausfuhr:	
Gesamtausfuhr	1453,0	100,00
landwirtschaftliche Produkte	904,7	62,26
Von der Ausfuhr gingen nach:		
Europa	1116,4	75,5
Nordamerika	198,8	13,5
Südamerika	41,2	2,8

Von der Einfuhr sind für etwa 350 Millionen Dollars Waren zollfrei. Zollfrei läßt Amerika die Waren aber nur dann ein, wenn sie im Lande gar nicht oder nicht rentabel hergestellt werden können. Von den zollpflichtigen eingehenden Waren sind mehr als 60 Prozent Rohstoffe, Nahrungsmittel, Materialien. Es fehlt also sehr viel daran, daß die Vereinigten Staaten trotz ihrer Größe vom Ausland unabhängig seien.

Was die Ausfuhr anlangt, so ist es doch mehr als zweifelhaft, ob diese Riesenmenge auf dem amerikanischen Kontinent untergebracht werden könnte. Die Ausfuhrbeziehungen zum eignen Kontinent sind sogar in den Vereinigten Staaten, wie oben gezeigt ist, überraschend gering entwickelt. Die amerikanischen Agrarier würden sicher erwachen und gegen eine solche wirtschaftliche Monroedoktrin energisch protestieren, denn sie sind in Bezug auf die Ausfuhr im Grunde Freihändler, so gut wie unsre deutschen Landwirte Freihändler waren, so lange sie exportierten. In einem panamerikanischen Zollverein müßte ferner der argentinische Weizen zollfrei ins Land gelassen werden, und dagegen wird sich die Landwirtschaft nun wieder vom Standpunkte des heimischen Schutzbedürfnisses aufs äußerste sträuben, wie das das Verhältnis zu Kuba schon jetzt zeigt. Dasselbe gilt für die Viehprodukte Brasiliens, Paraguays und Argentinens. In all den kleinern amerikanischen Staaten würde die heimische Industrie, die so künstlich aufgepäppelt worden ist, zu Grunde gehn gegenüber dem Wettbewerb der Vereinigten Staaten. Und was würden diese Länder als Exporteure gewinnen? Nichts, sondern sie würden viel verlieren. Ein Land wie Argentinien, dessen ganze Existenz an der Ausfuhr hängt, wird sich nicht Hals über Kopf zu einem Zollverein einfangen lassen, bei dem seine Ausfuhr von den bewährten Bahnen abgelenkt werden müßte.

Auch die Industrie in den Vereinigten Staaten ist für Panamerika durchaus nicht gewonnen. Wenn man bedenkt, wie eifrig die Zuckerindustrie und die Tabakindustrie gegen eine einfache Einverleibung der im spanischen Kriege

neu erworbnen mittelamerikanischen Inseln und der Philippinen arbeitet, weil man die zollfreie Konkurrenz dieser Länder nicht haben will, so muß man sich sagen, daß bis zu Panamerika noch ein weiter Weg ist.

Viel wahrscheinlicher ist ein Bund der südamerikanischen Staaten, und der würde erst recht eine Zollvereinigung mit Nordamerika verhindern. Denn es herrscht in Südamerika in der Tat ein großes Mißtrauen gegen die Vereinigten Staaten. Solche Imponderabilien muß man doch sehr beachten, wenn man abwägt, ob ein panamerikanischer Zollverein kommen wird oder nicht.

So sehen wir, daß in den beiden großen Weltreichen und Europa wohl Strömungen vorhanden sind, sich zu erweitern und die einzelnen Teile enger aneinander zu schließen, aber zugleich erkennen wir, daß wegen dieser großen Zollvereine die nächste Zukunft keine Befürchtungen für uns birgt. Freilich bleibt auch ohne das unsre Lage schwierig genug. Daß sich diese drei Reiche schon heute auf eine ungeheure Landmasse stützen, ist Tatsache, nicht minder, daß Rußland und Amerika den Zollschutz aufs rücksichtsloseste handhaben, und die Vereinigten Staaten eine immer größere Rolle in der Weltpolitik spielen. England hatte nach dem Verlust der amerikanischen Kolonien eine Landfläche von drei Millionen Quadratkilometern, heute ist Großbritannien 28,1 Millionen Quadratkilometer groß. Rußland ist in hundert Jahren von 18 auf 22,2 Millionen Quadratkilometer angewachsen; die Vereinigten Staaten von 1,8 auf 9,8 Millionen Quadratkilometer. Die Bevölkerung Großbritanniens betrug 1815 : 59,6, 1902 : 397,4 Millionen, die von Rußland 1782 : 28, 1902 : 131 Millionen, die der Nordamerikanischen Union 1790 : 3,9, 1902 : 82,6 Millionen Menschen.

Dem gegenüber bleiben wir trotz aller geistigen und materiellen Entwicklung noch klein genug, und vor allem bleiben wir unbedingt auf das Ausland angewiesen. Wenn uns auch die Zollvereinspläne in Großbritannien und Amerika wohl vorläufig keine Gefahr bringen, sie liegt allein schon in dem Bestehn dieser Staaten und Rußlands in ihrer heutigen Form. Vor allem sind die Vereinigten Staaten längst nicht in dem Maße gezwungen, den immerhin gewagten Versuch mit einem großen Zollverein zu machen, wie Europa und Großbritannien. Die in den Vereinigten Staaten noch vorhandnen jungfräulichen Kräfte sind so groß, daß sie allein für die nächste absehbare Zeit, für die sich eine praktische Politik einrichten läßt, ein schnelles Wachstum der wirtschaftlichen und, was vielleicht noch wichtiger ist, der geistigen Kultur verbürgen. Auch ist wohl zu beachten, daß es sich in Europa nur um die Bildung eines großen Zollvereins handeln kann, ohne irgend eine weitergehende politische Zusammenfügung der beteiligten Staaten, während in Großbritannien ausgesprochen und in Amerika versteckt an einer Ausbreitung der politischen Macht gearbeitet wird: ein Zollverein ist dort nur das Mittel, wenn auch ein wichtiges. Der deutschen Regierung erwächst also, sobald wir die Verhältnisse einmal von diesen Standpunkten aus prüfen, ganz abgesehen von andern Schwierigkeiten in dem Augenblicke, wo sie jetzt an den Abschluß neuer Handelsverträge geht, eine schwere Aufgabe, und ob wir ihre Lösung ohne Zollkriege erlangen, erscheint beinahe zweifelhaft. Schwierig ist die Aufgabe der Re-

gierung auch deshalb, weil das Netz der Handelsverträge erweitert werden muß, weil eine gründliche Auseinandersetzung mit den Vereinigten Staaten und andern Ländern einmal zu erfolgen hat und voraussichtlich durch eine Einschränkung der Meistbegünstigung erfolgen wird. Hoffen wir, daß bei allen diesen Arbeiten über unsrer auswärtigen Handelspolitik ein guter Stern leuchten möge.

Die Landflucht der Richter

In der neunzehnten Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 12. Februar sprach der Abgeordnete Jürgensen sein Bedauern darüber aus, daß die preußische Justizverwaltung so häufig Versetzungen aus kleinern ländlichen Bezirken eintreten ließe, nachdem manchmal der Amtsrichter erst $1^3/_4$ Jahr an einem Orte gewesen wäre. Der Redner legte dann an Beispielen dar, daß die Gesetzgebung dem Amtsrichter eine einflußreiche Stellung zugedacht habe, die jedoch nur dann erreicht werden könne, wenn der Richter eine längere Reihe von Jahren in seinem Bezirke bliebe und mit der Einwohnerschaft verwüchse. Der Justizminister erwiderte, daß ihm der Vorredner aus dem Herzen gesprochen habe, daß er selbst eine Frist von zehn Jahren für vorteilhaft halte, daß aber bei den Versetzungen die Gesundheitsverhältnisse, die Wohnungsfrage und die Kindererziehung eine große Rolle spielten, und daß er im übrigen für die Beständigkeit der Richter einträte.

Die Stellung der Richter in kleinen Orten ist allerdings höchst eigentümlich und einflußreich und hat deshalb mehr oder weniger jedem jungen Juristen einmal als Lebensideal vorgeschwebt, denn sie gewährt eine Machtfülle, eine Unabhängigkeit und Bewegungsfreiheit, wie sie sonst im Beamtentum so leicht nicht wiedergefunden werden. In frühern Zeiten war es darum nicht selten, daß ein Richter seine ganze Dienstzeit an einem und demselben Orte verbrachte und tatsächlich mit der Einwohnerschaft verwuchs. Dieser Zustand hat sich in den letzten Jahrzehnten geändert, und wie man von einer Landflucht der Arbeiter spricht, kann man mit demselben Rechte von einer Landflucht der Beamten im allgemeinen und der Richter im besondern reden. Der Drang nach den großen Städten hat in diesen Kreisen in bedauernswerter Weise zugenommen, und die Gründe, die für die Versetzung vorgebracht werden, sind meist nur insoweit berechtigt, als sie vom Justizminister betont worden sind: Gesundheits- und Wohnungsverhältnisse und Kindererziehung. Aber auch bei diesen Einflüssen läßt sich zu Gunsten der Kleinstädte noch manches anführen, wenn man von Einzelfällen absieht, die nicht in Frage kommen und als Ausnahmen gelten. Die Gesundheit des Richters, sollte man meinen, gedeihe bei kleinen Gerichten besser als bei den großen, mit Arbeit überlasteten, wo nur noch mechanisch gearbeitet und die Kraft schnell verbraucht wird. Der ganze Geschäftsbetrieb dort erlaubt kaum noch, daß sich der Richter mit Ruhe in

seine Sachen vertieft; die Boten und die Aktenwagen sind immer unterwegs, und die ganze großstädtische Hast und Unruhe, die kaufmännische Geschäftigkeit muß sich allmählich von selbst auch auf den Richter übertragen, denn sie ist ja ausschließlich der Grund gewesen, die Aufhebung der altbewährten Gerichtsferien anzuregen. Da kann es bei der übergroßen Arbeitslast nicht ausbleiben, daß der eine oder der andre Richter wegen Überarbeitung beurlaubt werden oder früher als wünschenswert in den Ruhestand treten muß. Bei kleinen Gerichten kommt dagegen eine wirkliche Überanstrengung nicht so leicht vor; der Richter kann sich seine Zeit besser einteilen, und auch wenn ja einer nicht voll beschäftigt sein sollte, was höchst selten vorkommt, so hat der Staat noch immer einen größern Nutzen von einem solchen gefunden, arbeitsfreudigen Kleinstadtrichter, der mit seinen vier Wochen Urlaub zufrieden ist und bis ins hohe Alter dienstfähig bleibt, als von dem überarbeiteten Großstadtrichter, der von Zeit zu Zeit beurlaubt, auf Staatskosten vertreten und frühzeitig in den Ruhestand versetzt werden muß. Unter gewöhnlichen Verhältnissen ist also die Gesundheit des Richters an kleinen Orten ohne Frage weniger gefährdet als in der bekannten Großstadtluft. Mißlicher dagegen steht es mit den Wohnungsverhältnissen der kleinen Städte; darüber herrscht kein Zweifel, namentlich im Osten, und da gibt es nur ein Heilmittel — die Dienstwohnung. Sie ist für einen Beamten, sofern sie einigermaßen verständig angelegt wird, das idealste, was es gibt: sie erspart ihm, abgesehen von der Miete, die unliebsamen Mietstreitigkeiten und die Abhängigkeit vom Hausbesitzer auf der einen und die Lasten und Scherereien, die der Besitz eines eignen Hauses mit sich bringt, auf der andern Seite. Die Wohnungsfrage kann, soweit sie an einzelnen Gerichtssitzen der kleinen Städte Bedenken erregt, nur auf dem Wege der Dienstwohnung gelöst werden; sie wird zur Seßhaftigkeit des Richters viel beitragen.

Ein Hauptgrund bei Versetzungsgesuchen ist von jeher die Erziehung der Kinder gewesen, da nicht jeder Beamte in der Lage ist, sich einen Hauslehrer zu halten oder die Kinder außerhalb des Hauses in einer größern Stadt mit höhern Schulen erziehen zu lassen; und doch ist der Beamte meist darauf angewiesen, seinen Kindern eine höhere Bildung auf den Lebensweg mitzugeben, da er ihnen nicht immer Vermögen hinterlassen kann. In dieser Beziehung sind die Lehrer und die Geistlichen im Vorteil, die regelmäßig ihre Kinder selbst wenigstens soweit vorbilden können, daß sie erst in spätern Jahren eine höhere Schule zur Weiterbildung nötig haben. Es werden deshalb die Versetzungsgesuche aus Erziehungsgründen fast regelmäßig bewilligt. Immerhin muß man auch hier erwägen, daß unsre Volksschule in kleinen Städten häufig unterschätzt wird. Sie leistet zweifellos noch immer ganz tüchtiges und gibt den Kindern eine gute Grundlage in den Elementarfächern — Religion, Rechnen, Zeichnen, Geschichte, Heimatkunde usw. — auf den Weg. Unsre Lehrer sind trotz mancher Mängel recht gut für ihre Aufgaben ausgebildet und streben häufig von selbst nach Vertiefung und Erweiterung ihrer Kenntnisse und ihrer Bildung. Aus diesem Grunde kann auch der Beamte seine Kinder recht wohl der Volksschule anvertrauen; die dort verlebten Jahre sind ihnen für das ganze

spätere Leben außerordentlich dienlich. Sie empfinden dann wenigstens einmal in ihrem Leben die soziale Gleichheit, wenn sie mit den Kindern der untern Volksklassen auf einer Schulbank gesessen, mit diesen auf freundschaftlichem Fuße gestanden, die alten Kinderspiele mit ihnen gespielt und die Leiden und die Freuden der Schule mit den ärmsten Kindern in gleicher Weise durchkostet haben. Ein Fünkchen von diesem Gefühl einer frohen, ungebundnen Jugend bleibt doch für immer im innersten Herzen sitzen, und daraus entwickelt sich dann das Heimatgefühl, das nur der kennt, der unter einfachen ländlich-kleinstädtischen Verhältnissen aufgewachsen ist, die ihm bis ins kleinste bekannt und vertraut geworden sind. Der fortwährende Verkehr in und mit der Natur, in Flur und Wald, die tägliche Anschauung des vielseitigen Lebens in der Landwirtschaft und im Handwerk, das Bekanntwerden mit der Tier- und Pflanzenwelt, die Beschäftigung im Garten und tausend hiermit zusammenhängende Kleinigkeiten sind es, die später das Gefühl und den Sinn für die Heimat wecken und die Erinnerung an die Jugendzeit wach erhalten. Deshalb sagt Bodenstedt außerordentlich treffend:

Schafft frohe Jugend euern Kindern,
Des Lebens Heimsuchung zu lindern!
Wer jung schon viel erfahren gutes,
Trägt auch das schlimmste gutes Mutes.
Doch wem kein freundliches Erinnern
Zurückbleibt aus der Jugendzeit,
Dem fehlt der frische Trieb im Innern
Zur rechten Lebensfreudigkeit.

Es gibt so viele Großstadtkinder, die „keine Jugend“ gehabt haben, die zwischen hohen Mauern aufgewachsen sind ohne Ahnung von der herrlichen Natur da draußen, denen die rechte geistige und körperliche Frische schon in den Schuljahren abhanden gekommen ist, und die nie das Gefühl einer Heimatsehnsucht kennen lernen. Darum hat es viel für sich, daß auch die Richter nicht gleich mit der beginnenden Schulpflichtigkeit ihrer Kinder die großen Städte aufsuchen, damit ja nichts in der höhern Schule versäumt werde. Es ist in der Regel noch Zeit genug, wenn die Kinder mit dem zehnten oder elften Jahre den höhern Schulen zugeführt werden und sich bis dahin im ungebundnen Kleinstadtleben kräftigen und stärken für die schweren Schuljahre der Großstadt.

Andre Gründe bei Versetzungen spielen, wenn man von einer Landflucht der Richter sprechen will, hierbei weniger eine Rolle; zuweilen nötigt die Unverträglichkeit mehrerer Richter an einem Orte den einen oder den andern, die Versetzung nachzusuchen; ferner kommt die Befähigung oft in Frage, da sich der eine Richter mehr für die landgerichtliche, der andre mehr für die amtsgerichtliche Tätigkeit eignet, oder es liegen sonstige persönliche oder sachliche Gründe vor, die eine Versetzung wünschenswert erscheinen lassen. Sie gehören nicht hierher und werden im einzelnen Falle von der Behörde gebührend gewürdigt. Für uns kommt es nur noch darauf an, darzutun, daß die dem Amtsrichter von der Gesetzgebung zugedachte „einflußreiche Stellung,“ von der der Abge-

ordnete Jürgensen gesprochen hat, vor allem bei den kleinen Amtsgerichten fühlbar wird, und daß schon aus diesem Grunde die Scheu und die Flucht vor solchen Stellen, die Abneigung gegen das Kleinstadtleben sehr zu bedauern sind. Die Persönlichkeit des Richters in der Kleinstadt steht von vornherein im Vordergrund; er gehört zu den ersten Beamten oder ist selbst der höchste Beamte, wenn nicht gerade ein Landratsamt am Orte ist, und nach dieser Stellung wird sein ganzes dienstliches und außerdienstliches Auftreten beurteilt. Jeder kennt ihn und seine Familie, bespricht, beklatscht und beobachtet seinen Verkehr, seinen Umgang, seine Tätigkeit, seine Lebensgewohnheiten, Ansichten und Anschauungen, und es gehört schon ein gut Teil Selbstbeherrschung dazu, sein eignes Verhalten fortwährend so einzurichten, daß es keine Veranlassung zu Unzuträglichkeiten gibt. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, man tue am besten, ängstlich jede Berührung mit der Bevölkerung zu vermeiden und sich pedantisch auf den hohen Richtersitz zurückzuziehn, um keinen Anstoß zu erregen, oder jeden geselligen Verkehr von vornherein zu unterlassen, um nicht in den Verdacht der Parteilichkeit zu kommen. Im Gegenteil, der Richter soll seine Eingesessenen bei ihrer Arbeit, ihren Festen, bei ihren kleinen und großen Leiden kennen lernen, um ihre Verhältnisse — man denke besonders an die Vormundschafts-, Grundbuch- und Nachlaßsachen — richtig beurteilen zu können. Hierzu gehört natürlich ein besondres Taktgefühl, das sich nicht aufdrängt, die Würde jederzeit zu wahren weiß und doch den Zweck erreicht. Vor nicht langer Zeit wurde in diesen Blättern darauf hingewiesen, daß das Kastenwesen der höhern Stände, die strenge Absonderung der einzelnen Berufsklassen, die Überhebung des Beamtentums, die übel angebrachte Schneidigkeit und Wichtigtuerei, sowie die Verständnislosigkeit für das Wohlergehn der niedern Volksschichten nicht zum geringen Teil an deren Verbitterung schuld seien und die Sozialdemokratie groß gezogen hätten. Darin liegt viel wahres, und wer von der Notwendigkeit dieser Übelstände überzeugt, von der Wichtigkeit seines höhern Menschentums als Beamter eingenommen ist, der gehört freilich nicht als Richter in eine Kleinstadt, der mag in der großstädtischen Tretmühle verwandt werden; dort richtet er wenigstens keinen Schaden an.

Im übrigen wird der Richter in der kleinen Stadt mit großem Vertrauen aufgenommen, und es ist nur seine eigne Sache, sich dessen würdig zu zeigen. Man kommt ihm durchweg mit Ehrerbietung entgegen, weiß seine Stellung zu schätzen, räumt ihm gern den nötigen Einfluß ein und sieht ihn mit Vorliebe als Mitglied der kirchlichen Vertretungen im Gemeindekirchenrat oder in der Synode. Auf diesem Gebiet und auf manchem andern kann der Amtsrichter vorbildlich wirken, wenn er nur eins dabei nicht aus dem Auge verliert, nämlich anzuregen. Die Leute der Kleinstadt wollen angeregt sein, mag es sich um wissenschaftliche, wirtschaftliche oder sonstige Bestrebungen handeln, und da ist gerade der Beamte am Platze, der durch seine Stellung einen Einfluß hat, dem man sich unterordnet. Heutzutage braucht kein Beamter mehr zu „verbauern," wenn es ihm nicht vollständig an irgend einer geistigen Betätigung fehlt; die Verbindungen mit größern Städten sind so bequem, daß die meisten auch ohne Dienstverletzung gelegentlich ein Konzert

Digitized by Google

oder ein Theater besuchen können, wenn sie diese Genüsse nicht entbehren zu können glauben; überdies kann man die Ferien schlimmstenfalls dazu benutzen, sich wieder einmal in der Außenwelt umzusehen. Aber in den meisten Fällen — und das ist ebenfalls vor nicht langer Zeit in den Grenzboten zur Sprache gebracht worden — sind die Juristen gegen höhere wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen viel gleichgiltiger als die andern akademisch gebildeten Stände, sie halten sich am meisten von solchen Sachen fern, die nicht in ihren Beruf fallen, und haben schon mit der Abiturientenprüfung für die schönen Wissenschaften, die Geschichte und die andern geistigen Gebiete abgeschlossen. Daher kommt es denn so oft, daß sie mit ihrer freien Zeit nichts anzufangen wissen, daß sie sich in den kleinen Städten langweilen und sich in den Trubel der Großstadt sehnen, wo es wenigstens noch einige materielle Genüsse für sie gibt, durch die sie sich für die sonstige geistige Gleichgiltigkeit entschädigen. Da sind dann der Stammtisch und der Skat nur zu oft beliebte Auskunftsmittel, durch die man mitten in der Großstadt erst recht „verbauern" kann. Die Landflucht der Beamten ist kein gutes Zeichen für unsre Staatsverhältnisse, und es ist gut, wenn darauf hingewirkt werden soll, daß die Richter wenigstens ein Jahrzehnt draußen im Lande oder wenigstens in mittlern Städten bleiben, wo ja selbstverständlich die Verhältnisse wieder anders liegen, die hier nicht erörtert werden sollen.

Zur Reform des philosophischen Doktorats

Von Magnus Freiherrn von Welck

Der Doktor der Philosophie ist nicht ehrwürdig durch sein Alter. Solange die vierte Fakultät als Vorstufe der drei obern galt, hatte sie bekanntlich nur das Recht, Baccalaureen und Magister zu kreieren. An der Universität Leipzig wird zum erstenmal im Jahre 1793, nachdem Jena und Halle eben vorangegangen waren, zum „Doktor der Philosophie und Magister der freien Künste" promoviert, aber ein Recht zum Gebrauche des Doktortitels war mit dieser Promotion nicht verbunden. Die Statuten der Berliner Philosophischen Fakultät von 1810 unterscheiden zwischen dem Magisterium, das dem erteilt wird, „der ein taugliches Glied in der Kette der wissenschaftlichen Überlieferung zu werden verspricht," und dem mit der Habilitation unmittelbar verknüpften Doktorat. Ein entsprechendes Gesuch der Leipziger Fakultät, wenigstens den habilitierten Magistern die Benennung als Dr. phil. zu gestatten, wird vom sächsischen Kirchenrat 1811 abgelehnt. Und noch im Jahre 1836 erklärt sich die Regierung mit dem Leipziger akademischen Senat darin einverstanden, daß sich die Magister der philosophischen Fakultät zwar „in der Konvenienz des gemeinen Lebens" Doktoren nennen dürfen, aber offiziell weder bei Staats- noch Universitätsbehörden diesen Titel zu beanspruchen haben, was nebenbei den tröstenden

Vorteil mit sich brachte, daß sie zur Personalsteuer nicht als Doktoren „vernommen" werden konnten. Zuletzt wird 1842 dieser Standpunkt durch eine sächsische Regierungsverordnung zur Geltung gebracht, nachdem sich die theologische und die juristische Fakultät noch einmal mit lebhaften Vorstellungen gegen die uneingeschränkte Führung des Doktortitels durch die Graduierten der philosophischen Fakultät gewandt hatten.

Dann war die Entwicklung nicht mehr aufzuhalten. Um die Mitte des Jahrhunderts hat der Dr. phil. seine Anerkennung an allen deutschen Universitäten und weiterhin die der gebildeten Welt erobert. Die praktische Bedeutung der neuen akademischen Würde steigt mit dem innern und äußern Wachstum der philosophischen Fakultäten, mit dem Umfange und der Zahl ihrer Fächer, der Frequenz der Studierenden und der allgemeinen Bedeutung der gelehrten Bildung für das Leben der Nation. Heute erreicht der Zudrang zur philosophischen Promotion eine noch nicht dagewesene Höhe, die Zahl der von den reichsdeutschen Fakultäten jährlich neugeschaffnen Doktoren der Philosophie wird auf mehr als tausend zu schätzen sein. Noch vor wenig Jahrzehnten begegnete man an den Universitäten selbst der Meinung, daß der Andrang zur Promotion nachlassen, die Wertschätzung des Doktortitels sich allmählich wieder auf die engen Kreise beschränken werde, für die er, seinem Ursprung wie seinem Wortsinn nach, die Vorstufe der akademischen Laufbahn bedeutet. Aber diese Annahme hat nicht zugetroffen. Zwar hat die Promotion durch Einführung und Vermehrung staatlicher Prüfungen für die verschiedensten Berufszweige an praktischem Wert nach mancher Richtung verloren, aber es sind neue Berufszweige entstanden, deren Angehörige auf die akademische Prüfung zum Erweis ihrer wissenschaftlichen Ausbildung und Arbeitsfähigkeit angewiesen sind — Chemiker, Statistiker, Volkswirte, Kunsthistoriker —, auch unter den übrigen Fächern der philosophischen Fakultät gibt es wohl keins, das nicht einen Teil seiner Jünger heute auch in Stellungen abgäbe, in denen kein staatliches Zeugnis, sondern das Doktordiplom den wissenschaftlichen Charakter des Inhabers dokumentiert, in Presse und Literatur, Industrie und Bankwesen, als Forschungsreisende und Kolonialpolitiker. Weiter zeigt die Erfahrung, daß auch der staatlich geprüfte Oberlehrer den Dr. phil. als Attribut seiner Stellung nach wie vor in weitem Umfange anspricht. Endlich sind die berufslosen Kreise nicht zu vergessen. Für manchen Sohn aus reichem Hause ist die Doktorprüfung, die juristische vielleicht noch mehr als die philosophische, der erstrebte Nachweis, daß er „etwas gelernt hat," und damit der Abschluß des Studierens wie des Arbeitens.

Diese nicht abnehmende sondern zunehmende Anziehungskraft verdankt der Dr. phil. neben dem wissenschaftlichen zugleich dem gesellschaftlichen Inhalt, durch den sich der Doktortitel im allgemeinen kennzeichnet. Als eine Art Personaladel unsrer Zeit gibt er den Nachweis der Zugehörigkeit zu den „obern Ständen," zu den „gebildeten Kreisen der Nation." Und zwar einen Nachweis, den die Öffentlichkeit kennt und anerkennt, die Massen der Ungebildeten ebenso wie die Gebildeten, das Inland wie das Ausland; einen Nachweis, der nicht nur schwarz auf weiß in der Mappe liegt, sondern sich

jederzeit und in jeder Form zur Geltung und Anwendung bringt. Die Geläufigkeit der Anrede „Herr Doktor" und „Frau Doktor," die leichte Verbindung des Titels mit dem Familiennamen in Sprache und Schrift machen ihn zur gangbaren Münze im Verkehr; mehr auf sie als auf den wissenschaftlichen Mehrwert ist es zurückzuführen, daß er die übrigen akademischen Titel der drei untern Fakultäten, den Baccalaureus und den Magister, so gut wie ganz verdrängt hat. Immerhin liegt der Schwerpunkt selbstverständlich auf der wissenschaftlichen Seite. Der Doktor gibt das förmliche Bürgerrecht in der Wissenschaft. Die Erhaltung dieses Charakters entscheidet über seine Zukunft, wie umgekehrt ein wesentliches Interesse der Wissenschaft und des wissenschaftlichen Lebens in Deutschland an der Erhaltung und Hochhaltung der akademischen Doktorwürde besteht. Diese wissenschaftlich-gesellschaftliche Bedeutung als Ergebnis tausendjähriger Entwicklung macht sie zu einem nationalen Besitztum, wie es sich erben, aber nicht erwerben läßt, und wie es im besondern unsre vielgestaltige, einer geschloßnen Wirkung nur selten fähige Zeit nicht schaffen könnte, wohl aber verderben kann.

Die Gefahr des Verderbens speziell für die philosophische Doktorwürde liegt nicht fern und ist schon deutlich genug in die Wirklichkeit getreten. Nach geschichtlicher Erfahrung pflegt der Wert keines Titels mit der Zeit zu steigen, sondern er pflegt zu sinken. Während sich von allen Seiten die Hände derer ausstrecken, die sich durch den Titel emporziehn wollen, zieht diese fortgesetzte Belastung den Titel selbst langsam aber sicher hinab. Am greifbarsten vollzieht sich dieses Schicksal an den Amts- und Rangtiteln der Bureaukratie, am schnellsten an den Bezeichnungen von rein sozialer Bedeutung. Gretchens Protest gegen das „Fräulein" bedurfte schon fünfzig Jahre nach dem Erscheinen des Faust der Erläuterung, um noch verstanden zu werden. Das Prädikat „Wohlgeboren" war noch vor zwei Jahrhunderten ein Ehrgeiz reichsunmittelbarer Geschlechter, heute protestieren sogar Geschäftsleute gegen diese Adresse. Auf der amtlichen Stufenleiter sind die Assessoren und die Referendare längst von der Mitgliedschaft der obersten Kollegien des Staats herabgeglitten, weder Beisitz noch Vortrag bezeichnen mehr ihre Stellung. Der Niedergang des Sekretärs ist ähnlich. Der Professor hat zwar gegen den gröbsten Mißbrauch Sukkurs erhalten, als die Polizei ihn von den Zauberbuden der Messen entfernte, aber seine Geltung ist nicht mehr die alte, dank der Ausdehnung auf immer weitere Kreise, namentlich der gewerblichen, kunstgewerblichen und technischen Lehrerschaft, und dank der Freigebigkeit, mit der manche deutsche Unterrichtsbehörde auch innerhalb der altberechtigten Lehrerschaft unsrer höhern Schulen seine Kreise ausdehnt.

Das historische Gefühl kann solche Entwertung in manchen Fällen bedauern, aber eine unerschöpfliche Erfindungskraft türmt immer neue Stockwerke von Titulaturen über die sinkenden auf. Beim Doktortitel liegt die Sache besonders. Sein in gewissem Sinn absoluter Inhalt verträgt keine Abschwächung. Wird der Nachweis der Fähigkeit, selbständig wissenschaftlich zu arbeiten, zu leicht genommen, so zahlt die Wissenschaft selber die Kosten, oder der Doktorhut wird unter Einbuße jedes wissenschaftlichen Gehalts zur zwecklosen gesell-

schaftlichen Spielerei. Da Ehrenpromotionen nicht ins Gewicht fallen, besteht die Gefahr des Niedergangs vorzugsweise darin, daß sich die Forderungen an Vorbildung, Studiengang, Prüfungsleistungen mindern oder ihre Erfüllung gar zum Scheingeschäft wird. Klagen über unzulässige Handhabung des Promotionsrechts durch die Fakultäten sind so alt wie das Promotionsrecht selbst. Schon die Universitätsordnung Kurfürst Augusts von Sachsen warnt im Jahre 1580: „Wie denn die gradus und um deretwillen die Gelehrten mehr Ansehen und Beförderung bei männiglich haben würden, wenn an ihnen allein die Kunst und züchtiger Wandel angesehen und um deretwillen allein und nicht von wegen des Geldes und der praeceptorum Eigennutzes die Jugend promoviert würde." Übrigens wäre es ungerecht, wollte man für die zuweilen und stellenweise recht bedenkliche Laxheit des Promotionsverfahrens einzig finanzielle Beweggründe anklagen. Gutmütigkeit der Dozenten, auch Bequemlichkeit oder Eifersucht haben ihren bescheidnen Anteil. Eine weitere Schädigung, in der Neuzeit mehr als früher, erwuchs dem Ansehen des Doktortitels in Deutschland durch den groben Mißbrauch ausländischer Schwindelinstitute und ausländischer Universitäten.

Gegen unlautere Konkurrenz des Auslands hilft im Wirtschaftsleben das Einfuhrverbot, gegen inländische Preisdrücker der Trust. Beide Mittel mußten angewandt werden, und man hat sie angewandt, um eine Reform des Doktorats durchzuführen. Rechtsvorschriften, die zur Führung im Ausland erworbner Grade die Genehmigung der eignen Regierung verlangen, sind in den deutschen Staaten nicht neu. Nur daß sie in alter Zeit bloß für die eignen Untertanen galten, nicht zugleich für die Fremden, die sich im Lande aufhielten, und daß andrerseits die Genehmigung auch für Grade nachgesucht werden mußte, die an Universitäten andrer deutscher Staaten erworben worden waren. Die Beschränkung auf die eignen Staatsangehörigen machte die Vorschrift für die Gegenwart ungenügend und ungerecht, während die Erstreckung auf deutsche Promotionen der Solidarität der deutschen Universitäten und der deutschen Bundesstaaten widersprach. Seit 1897 sind dagegen auf Anregung der preußischen Regierung in allen Bundesstaaten Bestimmungen getroffen worden, die jede Führung im Reichsausland erworbner akademischer Titel an die Genehmigung der Regierung binden, in deren Gebiet sich der Graduierte aufhält. War es schon vorher möglich, der Anmaßung des Doktortitels mit den Mitteln des Strafgesetzbuchs zu begegnen, so besteht jetzt ein Kriterium für die Gerichte, was als befugte oder unbefugte Führung ausländischer Doktortitel zu gelten hat. Für die Regierungen bleibt allerdings, namentlich bei transatlantischen Erwerbungen, die Sonderung der Spreu vom Weizen keine einfache Aufgabe.

Wichtiger war die Reform des philosophischen Doktorats im Reiche selbst, die sich an die des medizinischen anschloß und auch in der Form zum Teil anlehnte. Sollten sich die Erfordernisse der Promotion überall auf der wünschenswerten Höhe halten, so galt es, gewisse Mindestforderungen festzusetzen. Unbeschadet der Besonderheiten der einzelnen Universität und unbeschadet der an manchen Orten schon wesentlich höher gespannten Bedingungen mußte die

Möglichkeit gegeben werden, dem Auslande wie der heimischen Öffentlichkeit gegenüber auf bestimmte formale Voraussetzungen des deutschen Dr. phil. mehr als bisher hinweisen zu können. Dabei durfte sich keine Universität ausschließen. Die akademische Freizügigkeit und die Gemeinsamkeit unsers ganzen öffentlichen Lebens machte das zur Voraussetzung jedes Erfolgs nach außen, wie in der Sache selbst. Es ist lehrreich, nachzulesen, wie alle Vorschläge, die die Leipziger Fakultät in den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts zur Hebung des Promotionswesens unternahm, an der Unmöglichkeit scheiterten, andre Universitäten zu ähnlichen Schritten zu bewegen. Was uns damals fehlte, die Bedingung dieser wie so mancher Verbesserung öffentlicher Verhältnisse, haben wir heute in der nationalen Einheit. Nicht als ob das Reich Einfluß auf die philosophische Promotion ausüben könnte und auszuüben nötig hätte. Ein Menschenalter staatlichen Zusammenlebens und Zusammenarbeitens hat uns längst zur unitas in necessariis auch für solche Aufgaben erzogen, die nicht der verfassungsmäßigen Zuständigkeit des Gesamtstaats, sondern freiwilliger Verständigung zufallen. Durch eine im Jahre 1901 geschlossene Vereinbarung aller deutschen Unterrichtsverwaltungen, unter denen Universitäten stehn, ist es zur Feststellung von „Grundsätzen" gekommen. Sie wollen eine untere Grenze für die Bedingungen bezeichnen, unter denen die philosophische Doktorwürde an den reichsdeutschen Universitäten zu erlangen ist. Ihr Wortlaut ist durch das Oktoberheft des Zentralblatts der preußischen Unterrichtsverwaltung der Öffentlichkeit übergeben worden. Einige Fakultäten haben sie schon einer Umgestaltung ihrer Promotionsordnungen, soweit sich solche danach nötig machte, zu Grunde gelegt, andre sind in dieser Arbeit begriffen. Auf die Einzelheiten der Grundsätze kann nur mit wenig Worten hier eingegangen werden. Dissertation und nachfolgende mündliche Prüfung sind als unerläßliche Bedingungen bezeichnet. Über Zahl und Wahl der Prüfungsfächer ist nichts bestimmt. So ist auch die Philosophie als obligatorisches Prüfungsfach den Fakultäten nicht vorgeschrieben (vergleiche hierzu Grenzboten Nr. 9 dieses Jahres S. 562); der im Titel eines Doktors der Philosophie beschlossenen Forderung wissenschaftlicher Allgemeinbildung kommen vor allem die strengern Ansprüche an die Schulbildung entgegen. Die Maturität ist normale Grundbedingung; den nicht nur gegenüber Ausländern, sondern auch Inländern nicht ganz zu vermeidenden Ausnahmen sind die engsten Grenzen gezogen. Der Druck der Dissertationen und die periodische Bekanntmachung aller Promotionen nach einheitlichem Schema gibt dem sachverständigen Teil der Öffentlichkeit Einblick in die Durchführung der Grundsätze.

Auf diesem Wege wird dem Mißbrauch in der Verleihung des philosophischen Doktorhuts für die Zukunft wirksam begegnet sein. Die zustimmende Aufnahme und tatkräftige Unterstützung der Regierungsvorschläge durch die akademischen Dozenten geben die Gewähr sachgemäßer Praxis. Die Fakultät bleibt Subjekt der Promotion. Und zwar die Fakultät als Ganzes. Ihre Einheit, wie sie sich historisch als eine Grundlage unsers Promotionswesens entwickelt hat, gibt auch eine der besten Bürgschaften seiner Erhaltung, mag das Verfahren im einzelnen gestaltet sein, wie es wolle. Nur soweit gewisse

herkömmlich im Rahmen der philosophischen Fakultät liegende Lehrfächer an einigen Universitäten zu selbständigen (naturwissenschaftlichen, staatswissenschaftlichen) Fakultäten zusammengefaßt worden sind, kann von einem besondern Doktortitel neben dem der Philosophie die Rede sein. Jede Spezialisierung des Titels innerhalb der Fakultät würde die Gefahr verstärken, daß sich bei der zunehmenden Spezialisierung der Lehrfächer und der Wissenschaftsgebiete die Promotion in den Nachweis der Fachbildung unter Verantwortung einzelner Fachvertreter auflöst. Daraus folgt nebenbei die Forderung, daß sich solche Spezialtitel auch auf dem Umweg über das Ausland nicht einbürgern. Die Bestimmungen über die Genehmigung zur Führung ausländischer Grade bieten hier genügende Handhabe. So wird der anglo-amerikanische Dr. chir. dent. seit mehreren Jahren nicht mehr anerkannt. Auch der Dr. med. vet. schweizerischer Fakultäten wird in den meisten Bundesstaaten abgelehnt. Gerade in der großen Zahl verschiedenartiger Fachwissenschaften, die die philosophische Fakultät in sich vereinigt, liegt eine Quelle gegenseitiger Kontrolle und ausgleichender Spannung der Zulassungs- und Prüfungserfordernisse.

Aber auch die Fakultät ist Trägerin der Promotion nicht kraft eignen Rechts, sondern als Glied eines größern Ganzen. In der Universität liegt die letzte Verantwortung und die letzte Gewähr für die rechte Ausübung dieses Rechts. Hiernach sind die Bestrebungen zu schätzen, die, mit jedem Jahr lebhafter auftretend, den Doktortitel der Universitäten oder einen ihm nachgebildeten Titel auch in die Hand kleinerer Hochschulen legen wollen. Berg- und Forstakademien, tierärztliche und landwirtschaftliche Hochschulen stehn da im vordersten Gliede, hinter ihnen allerhand andre, außerhalb der Universitäten stehende Lehrinstitute. Daß der Doktortitel zuweilen schon für den Charakter der betreffenden Berufsart in keiner Weise paßt, pflegt erfahrungsgemäß nicht zu stören. Diese „Universitäts-Ausdehnungsbewegung" findet nicht nur in dem Lehrkörper und der Studentenschaft solcher Hochschulen, sondern auch in den aus ihnen hervorgehenden Berufsständen Vertretung und in der öffentlichen Meinung bereitwillige Unterstützung. Empfindlich gegen Privilegien aller Art, bezeichnet man es als ungerecht, den kleinern Akademien ein Recht vorzuenthalten, das die Universitäten haben. Und der Tagespresse gilt es zweckmäßiger, sich gelegentlich den Bestrebungen bestimmter Gruppen zu öffnen, als die höhern, aber weniger erkennbaren Interessen der Gesamtwissenschaft zu wahren.

Man beruft sich namentlich auf die Technischen Hochschulen, zu deren Gunsten das historische Alleinrecht der Universitäten auf die Promotion schon durchbrochen worden ist, und findet in der weitern Ausdehnung auf andre Hochschulen nur die Konsequenz. Dabei wird die grundsätzliche Scheidung übersehen, die zwischen Universitäten und Technischen Hochschulen einerseits, allen übrigen Hochschulen und Akademien andrerseits besteht. Niemand wird die Technischen Hochschulen heute als Fachschulen bezeichnen. Sie haben die prinzipielle Universalität der Forschung und Lehre auf dem Gebiete der technischen Wissenschaften, wie sie die Universität auf dem Gebiete der Gesamtwissenschaft, mit Ausnahme der meisten technischen Fächer, hat. Ihre einzelnen

Abteilungen genießen, gleich den Fakultäten der Universität, die Befruchtung und die Kontrolle des Zusammenschlusses in einer einheitlichen Organisation, und die allgemeine Abteilung jeder Hochschule ergänzt den Lehrplan, wennschon nicht mit dem Ziele selbständiger Ausbildung, auch durch humanistische Fächer. Im Unterschiede hierzu tragen alle übrigen Hochschulen in Deutschland den ausgesprochnen Charakter von Fachschulen, die auf eine oder einige verwandte Berufsarten vorbereiten, und deren Lehrgegenstände nur einen bescheidnen Ausschnitt aus dem Lehrbereich der Universität oder der Technischen Hochschule darstellen und speziell gegenüber der philosophischen Fakultät, dieser „Universität in der Universität," verschwinden. Als die vierte Fakultät das Promotionsrecht erhielt, konnte sie, nach ihrer zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts erlangten Stellung, dieselben verfassungsmäßigen Garantien für den Doktortitel bieten wie die juristische oder die medizinische. Schon deshalb läßt sich der damals ausgefochtne Kampf mit den heutigen Wünschen von Fachhochschulen nicht vergleichen. Für die Technischen Hochschulen war die Verleihung eines Promotionsrechts die verdiente Frucht der bisherigen Entwicklung und die Bedingung günstiger Fortentwicklung. Aber wir leugnen nicht, auch uns hätte besser gefallen, wenn hierbei keine Anleihe am Erbgut der Universitäten hätte gemacht werden müssen. Der Versuch, einen selbständigen, der Eigentümlichkeit der technischen Fächer entsprechenden Titel aus eigner Kraft zu wissenschaftlichem Ansehen zu bringen, konnte gewagt werden. Aber im wissenschaftlichen Ansehen erschöpft sich, wie wir sahen, der Reiz des Doktors nicht. Jahrzehnte wären nötig gewesen, bis der neue Titel allen Kreisen der Bevölkerung auch nur dem Klange nach bekannt geworden, geschweige denn bis sich ein fester, die Persönlichkeit bezeichnender Wertbegriff im bürgerlichen Leben mit ihm verbunden hätte.

Die Gegenüberstellung universeller und fachwissenschaftlicher Hochschulen läßt selbstverständlich das wissenschaftliche Gewicht der Disziplinen, die an den letzten getrieben werden, ganz aus dem Spiel. Namen ersten Ranges erscheinen unter ihren Dozenten, auch in der Vorbildung der Studenten, der Länge des Kurses, der Schwierigkeit der Schlußprüfung stehn sie zuweilen der Universität oder der Technischen Hochschule nicht nach. Aber das gibt nicht den Ausschlag. Zuletzt entscheidet weder der Wert der wissenschaftlichen Arbeit, noch gar das gesellschaftliche Ansehen der Berufsstände, auf die vorbereitet wird, sondern Aufgabe und Organisation der Hochschule selbst. Bietet sie hierin nicht dieselbe Gewähr für die Handhabung des Promotionsrechts wie dessen bisherige Träger, so ist jedes Zugeständnis ein Rückschritt, der geeignet ist, alle bisherigen Erfolge in der Reform des Doktorats aufzuheben. Wird übrigens die Universalität der Hochschule als Voraussetzung des Promotionsrechts aufgegeben, so findet sich keine grundsätzliche Schranke mehr auf der weitern Bahn seiner Ausdehnung, die ihr — bisher ungewolltes — Endziel im Dr. commerc. der Handelshochschule oder im Dr. cerevis. der Brauerakademie findet.

Überall auf dem Gebiete des höhern Unterrichts zeigt sich heute der Andrang der Massen des mittlern und des untern Bürgertums nach den Gütern,

die die wiſſenſchaftliche Bildung verheißt. Wir erkennen in dem vorhandnen Bildungsſtreben einen der verheißungsvollſten Züge der Gegenwart und in ſeiner Förderung eine ihrer erfreulichſten Aufgaben. Aber ſie darf nicht erkauft werden mit einer Herabdrückung unſrer Ziele, mit einer Verkleinerung der Maßſtäbe. Jede demokratiſche Entwicklung birgt die Gefahr, daß ſich Annäherung und Ausgleichung nicht nur durch Steigen der untern, ſondern zugleich durch Sinken der obern Schichten vollzieht, und daß ſich damit der Erfolg für die Geſamtheit einſchränkt. Dieſe Gefahr liegt in unſerm Falle um ſo näher, je weniger die wiſſenſchaftliche Bildung um ihrer ſelbſt willen, je mehr ſie als Mittel zum Zweck geſteigerter Erwerbsfähigkeit, gefeſtigter und gehobner Lebensſtellung erſtrebt wird. Wir „Beſitzenden“ wiſſen den wahren Wert akademiſcher Bildung zu ſcheiden von den ſpornenden und ſchmückenden Preiſen, die an ihrem Wege zu holen ſind. Aber das Auge des Fernerſtehenden richtet ſich vorzugsweiſe dieſen zu und bemißt von vornherein den Umfang der Ausbildung danach, was Prüfungsregulative als Bedingung von Ämtern oder Titeln bezeichnen. Deshalb tritt die Wucht des Andrangs nirgends ſtärker auf, als an dieſen formalen Schranken. Überall ſollen die Straßen breit und die Tore weit werden. Wie die Ausdehnung des Maturitätszwangs auf immer neue Berufsſtände mit dem Streben nach Kürzung des Gymnaſialkurſes und Abſchwächung der Reifeprüfung in unausbleiblichem Zuſammenhang ſteht, ſo geht die Erweiterung des Zutritts zur Univerſität und die Erhebung von Fachſchulen zu Hochſchulen Hand in Hand mit dem Streben nach Verallgemeinerung und Entwertung der akademiſchen Grade. Aber es heißt, die emporſtrebenden Schichten am echten Lohne ihrer Mühen betrügen, wenn man die Preiſe nicht hochhält.

Skizzen aus unſerm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Dritte Reihe

12. Dornen

Der Morgen kam herauf und ſchien durch die Fenſtervorhänge der Wohnung des Leutnants von Crottorf. Eine brennende Lampe ſtand auf dem Klavier, und vor dem Inſtrument ſaß der Leutnant und ſchrieb Noten, wobei er ab und zu mit dem Finger auf die Taſten tippte. Die Tür tat ſich auf; es erſchien des Leutnants Burſche mit ſeines Herrn Stiefeln. Er blieb, die Stiefel unterm Arm, in der Tür ſtehn und ſah ſich um. Er konnte durch die offne Tür in das Schlafzimmer ſehen und wahrnehmen, daß ſeines Herrn Bett unberührt war, worüber er kummervoll den Kopf ſchütteite.

Herr Leutnant, ſagte der Burſche. — Der Leutnant hörte nicht. — Herr Leutnant, die Stiefel.

Der Leutnant ſtrich ſich über die Stirn, wunderte ſich, daß der Tag durch die Fenſter ſchaute, und ſagte: Es iſt gut, Friedrich.

Herr Leutnant haben wieder das Bette nicht angerührt, sagte der Bursche. Es ist mir nur, weil der Herr Leutnant der gnädigen Frau Mutter versprochen haben, nicht wieder die Nacht durchzuarbeiten.

Ja ja, Friedrich, sagte der Leutnant; aber ich konnte nicht anders, ich mußte, ich mußte.

Der Bursche schien nicht einzusehen, warum ein Mensch die ganze Nacht außer Bett zubringen und auf dem Klavier herumtippen müsse. — Es ist mir nur, fuhr er fort, weil heute Felddienst ist, und der Herr Leutnant könnten schlapp werden.

Hast du je gesehen, erwiderte der Leutnant, daß ich schlapp geworden wäre? Geh, hol Wasser.

Bei der Felddienstübung ging es nicht linde zu. Der Herr Major jagte sein Bataillon in weitem Bogen halb um die Stadt herum, aber Leutnant Crottorf zeigte sich stramm und schneidig wie immer.

* * *

In der Kaiserstraße Nummer 128, in der besten Geschäftslage der Stadt, da wo ein Strom Menschen von früh bis zum Abend vorüberflutete, lag das Musikaliengeschäft von Angelo Bambus. Hier war der musikalische Mittelpunkt der Stadt, hier wurde täglich um die Mittagszeit eine Art musikalischer Börse abgehalten, hier erschienen jährlich einige Dutzend neue Musikalien mit schönen Titelbildern. Der Inhaber dieses Geschäfts war ein kleiner Mann mit einem großen Kopfe, mit mopsartigen Zügen, einer wasserköpfigen Stirn und einem gewaltigen Haarschopfe. Angelo Bambus war auf diesen Kopf sehr stolz und hörte es gern, wenn ihn seine Freunde einen Beethovenkopf nannten.

Eines Mittags kam mit dem Strome der Menschen ein Leutnant daher, der eine Papierrolle in der Hand trug. Der Leutnant blieb vor dem Schaufenster der Musikalienhandlung stehn und betrachtete die dort ausgestellten Violinen und Metronome angelegentlich. Dann ging er weiter. Kurz darauf war er wieder da und besah sich die Ausstellung aufs neue. Darauf gab er sich sichtbar einen Ruck, trat ein und fragte nach Herrn Angelo Bambus. Man wies ihn zum Kontor, das heißt, man zeigte ihm einen dämmrigen Winkel im Hintergrunde des Ladens, wo hinter einem wilden Haufen von Papieren und zwischen hohen Stößen von Noten der Haarbusch des Beethovenkopfes zu sehen war. Der Leutnant ging mit etwas zögernden Schritten dorthin, nannte seinen Namen: von Crottorf, und wurde gebeten, Platz zu nehmen, worauf sich Angelo Bambus erwartungsvoll in seinen Stuhl zurücklehnte und den gekrümmten Zeigefinger nachdenklich unter die Nase legte, was ihm einmal an einem Denkmale Carl Maria von Webers besonders gefallen hatte.

Der Leutnant bat mit etwas stockender Stimme um Verzeihung, wenn er gestört haben sollte, und sagte, indem er seine Papierrolle auf den Haufen Papiere legte, er habe da etwas geschrieben. Es sei allerdings nur eine Anfängerarbeit, aber er nehme sich die Freiheit, sie Herrn Bambus zu unterbreiten mit der Bitte, sie einer freundlichen Durchsicht würdigen zu wollen. — Herr von Crottorf wußte nicht, daß er die Formel brauchte, mit der man einem Verleger oder einem Redakteur eine Arbeit zum Druck anbietet.

Angelo Bambus wickelte das Paket auf, nahm ein Notenheft heraus, warf einen prüfenden Blick hinein und sagte mit einer Bestimmtheit, die keinen Widerspruch duldete: Dies ist für Pianoforte!

Gewiß, antwortete bescheiden der Leutnant.

Angelo Bambus fuhr fort zu prüfen, zählte die Seiten und Takte, multiplizierte die Zahlen und sagte: Für eine Sonate ist das Opus zu kurz. Eine Sonate muß mindestens zwölf Platten haben, aber man könnte ja eine Sonatine daraus machen.

Ich hatte daran gedacht, erwiderte Herr von Crottorf, das Stück „Bekenntnisse" zu nennen.

Geht auch, sagte Angela Bambus. Ist sogar besser. Und dann ein hübsches Bild auf der Titelseite, Kapelle, Büßerin, dann weiß doch gleich das Publikum, was es an der Sache hat.

Angelo Bambus wandte sich wieder dem Manuskripte zu, ja er fing an, hier und da mit Rotstift einen Strich zu machen oder einen Violinschlüssel besser auszuziehen. Dabei überlegte er im stillen, welchem von seinen beiden Gutachtern er das Manuskript übersenden sollte. Denn er hatte zwei Sachverständige an der Hand, Herrn Adalf Pflaumel und Herrn Doktor Knopploch. Und er tat sich nicht wenig darauf zu gute, nicht unter, sondern über seinen beiden Beratern zu stehn. Denn wenn ihm eine Komposition übergeben wurde, zu der er keine Meinung hatte, weil ihm etwa der Titel nicht einleuchtete, oder weil sie zu viel Kreuze als Vorzeichnung hatte, was er nicht leiden konnte, so sandte er sie Doktor Knopploch zu, der unter zehn Fällen sicher neunmal ablehnte. Hatte er aber aus persönlichen oder geschäftlichen Gründen zu einer Sache Lust, so bekam sie Adolf Pflaumel. Dieser war ein freundlicher alter Herr, der zwar ein tüchtiger Musiker war, aber mehr aus Liebhaberei als im Berufe die Kunst übte, und der sich, wenn es irgend möglich war, lieber hinsetzte und eine fehlerhafte Komposition korrigierte, als daß er sie ablehnte. Weil sich nun der Name von Crottorf auf dem Titel hübsch vornehm machte, und weil die ganze Komposition in C-dur geschrieben war, neigte Bambus dazu, sie Pflaumel zu übergeben. — Es sind ja, wandte er sich an Crottorf, in Ihrem Werke Fehler und Mängel, aber das wird vor dem Drucke alles ins Lot gebracht.

Ich dachte nicht daran, entgegnete Crottorf, meine Komposition in Druck zu geben. Es ist eine Anfängerarbeit. Ich bin hier fremd und wußte nicht, an wen ich mich wenden sollte, ich wollte nur bitten —

Nur keine falsche Bescheidenheit, sagte Herr Angelo Bambus mit entschiedner Handbewegung. Jeder Meister hat mit Opus 1 angefangen, und was anfänglich nicht gut ist, das wird später besser. Aber freilich, mein Herr, Honorare verdient man mit Anfängerarbeiten nicht. Sie werden darauf verzichten, ja Sie werden Opfer bringen müssen. — Herr Angelo Bambus nannte eine Summe, bei der er auf seine Rechnung gekommen wäre, auch wenn er nicht ein einziges Exemplar abgesetzt hätte. Das Musikaliengeschäft ist schlecht, fuhr er fort, und die Herstellung der Noten ist überaus kostspielig. Sehen Sie hier: Rondo für Klavier und Cello von Adalf Pflaumel Opus 43. Kennen Sie Adolf Pflaumel?

Herr von Crottorf kannte ihn nicht.

Großartig, sage ich Ihnen, fuhr Bambus fort, wird auf allen Soireen bei Geheimrat Pittharns gespielt. Hat auch kein Honorar bekommen. Zehn Freiexemplare! Ist damit ganz anständig bezahlt. Und das ist Opus 43 eines Meisters. Also lassen Sie Ihr Manuskript nur hier, ich werde es eingehend prüfen. — Darauf machte er Herrn von Crottorf, der sein Manuskript doch lieber wieder mitgenammen hätte, eine glänzende Schilderung von der Größe und dem Werte seines Musikalienverlags und ließ durchblicken, daß sich ein Anfänger glücklich schätzen müsse, bei einem solchen Verleger, wie er einer sei, anzukommen.

Herr von Crottorf erhob sich und empfahl sich mit der Versicherung seines heißen Dankes.

Bald darauf, es war die Stunde der musikalischen Börse, erschien ein Herr mit Schlapphut, scharfer Brille und nervenroter Nase, dem man den gestrengen Herrn Kritiker leicht ansah. Er grüßte die jungen Leute hinterm Ladentische mit einer Handbewegung, schnüffelte überall herum und wandte sich dann der geheiligten Ecke zu, in der der Schopf des Beethovenkopfs hinter dem Haufen von Papieren wackelte.

Tag, Bambüseken, sagte er. Was neues? Pflaumel schon dagewesen?

Bambüseken brummte etwas und ließ sich nicht stören.

Was haben Sie denn da? sagte der Kritiker, es war der schon erwähnte Doktor Knopploch, und nahm die oben auf den Papieren liegende Notenrolle in die Hand.

Eine vielversprechende Arbeit eines jungen Offiziers, erwiderte Bambus mit Wichtigkeit.

Wohl von dem, der da vorn steht?

Nein, den Herrn kenne ich nicht. Es war ein Herr von Crottorf, ein sehr netter und bescheidner Herr.

Doktor Knoppioch schob seine Brille auf die Stirn und las. Je länger er las, desto mehr verfinsterten sich seine Mienen. Dann schleuderte er das Manuskript auf den Tisch, als wenn er etwas unsaubres angefaßt hätte, und schrie: Ist denn der Mensch verrückt? Sehen Sie mal hier! C e g als, eine völlig unentdeckte Harmonie! und hier eine ganze Tonleiter von Quinten und Oktaven. — Woran sich eine gesalzne Strafpredigt schloß gegen den blutigen Dilettantismus und gegen Leutnants, die glaubten, alles zu verstehn, wenn sie ein Monocle ins Auge kneifen und die Kniee durchdrücken könnten. — Sie wollen doch nicht etwa, schloß er, den Blödsinn drucken?

Ich will einmal sehen, antwortete Bambus mit Haltung. Übrigens ist mir das Werk auch nur mit der Bitte um ein sachverständiges Urteil übergeben worden.

Ihnen? Bambüseken, Ihnen? fragte Doktor Knopploch und machte eine sarkastische Miene. Angelo Bambus bemerkte es, ärgerte sich und beschloß, nun das Manuskript erst recht an Pflaumel zu senden.

* * *

Es war heiß an diesem Tage. Am Abend gab es im Militärkasino Bowle.

Die Herren hatten auf der Terrasse Platz genommen, im Hintergrunde saßen Leutnant von Crottorf und Kamerad von Stemmern, der Bataillonsadjutant.

Sagen Sie mal, Crottorf, sagte Kamerad Stemmern, Sie komponieren doch nicht etwa?

Crottorf war überrascht, und zwar nicht angenehm überrascht. Wer hat Ihnen das gesagt? antwortete er.

Gesagt hat mirs niemand, fuhr der Kamerad fort, aber ich war heute Mittag bei Bambus, um für die Gnädige Noten zu bestellen. Da war ein Mensch mit einer unangenehmen Visage. Ich erinnere mich übrigens, ihn wiederholt in Konzerten gesehen zu haben. Der Mensch schimpfte wie ein Rohrspatz. Ich glaube, ich habe dabei Ihren Namen nennen hören.

Crottorf bemühte sich gelassen auszusehen, aber es zog ein Schatten über sein Gesicht, und er holte tief Atem wie einer, der einen Schmerz bekämpft.

Es war mir eine unangenehme Empfindung, fuhr Stemmern fort, zu denken, daß Sie gemeint seien. Sagen Sie mal, Kamerad, warum setzen Sie sich dem aus? Sie haben es doch nicht nötig, und was man nicht nötig hat, das soll man doch lassen.

Wenn ich das könnte! erwiderte Crottorf betrübt, ich hätte es längst gelassen. Aber es hält mich fest, ich kann nicht anders.

Na ja, fuhr Stemmern fort, man ist ja auch beim Militär nicht auf Rosen gebettet, und wenn der Herr Oberst seinen schlimmen Tag hat, dann gehts auch nicht in der Tonart eines Briefstellers für Liebende zu. Aber das bleibt doch unter Kameraden und trifft doch auch nur den Rock. Aber sich vom ersten besten Tintenkleckser in der Öffentlichkeit herunterhunzen zu lassen, i da möchte man doch gleich zur Reitpeitsche greifen. Crottorf, seien Sie verständig. Eins kann man nur sein, entweder Offizier oder Musikant. Können Sie sich einen komponierenden General vorstellen?

O ja, Prinz Sigismund.

Na ja, Prinz Sigismund! Wenn solche hohe Herrschaften Allotria treiben, so singt man Hymnen, wenn aber wir sterblichen Kleinen uns beikommen lassen wollten, es nachzumachen, dann heißt es an einer gewissen Ecke ... (Bezeichnender Gestus.) Crottorf, tun Sie mir die einzige Liebe und machen Sie keine Dummheiten. Versprechen Sie es mir.

Ich verspreche es Ihnen, sagte Crottorf. Nein, ich kann es Ihnen doch nicht versprechen, denn ich will nicht wortbrüchig werden. Ich kann Ihnen nur versprechen, daß ich mir Mühe geben will.

* * *

Leutnant Crottorf nahm es mit seinem Versprechen ernst. Jedesmal, wenn er in die Nähe des Geschäfts von Bambus kam, machte er einen weiten Bogen um diese musikalische Stätte herum, und das verursachte ihm wenig Überwindung. Die Erinnerung an den Menschen, der wie ein Rohrspatz gescholten hatte, wirkte wie ein Windstaß wider die Segel. Aber er rührte auch zu Haus keine Taste mehr an, schloß sein Klavier zu und steckte den Schlüssel irgendwo hin, um ihn zu vergessen. Aber er vergaß ihn nicht. In ein Konzert ging er nicht mehr, dagegen besuchte er die wissenschaftlichen Vorträge in der Harmonie und suchte sich für flüssige Luft und andre erstaunliche Dinge zu interessieren. Als er eines Tages nach dem Vortrag an der Tür stehend den Strom der Menschen an sich vorübergehn ließ, sah er in dem schon fast entleerten Teile des Saals den Beethovenkopf Angelo Bambussens, daneben eine ältere Dame von junonischem Wuchse, die ganz das Aussehen einer Kommandeuse in Zivil hatte, dabei ein junges Mädchen und den Herrn Oberst. Man redete und sah auf ihn, und es dauerte nicht lange, so kam Angelo Bambus an und sagte, der Herr Oberst lasse den Herrn Leutnant bitten, zu ihm zu kommen. Crottorf beeilte sich, dem Befehl nachzukommen.

'N Abend, lieber Crottorf, sagte der Oberst; Verzeihung, daß ich Sie bemühe. Frau Geheimrat wünschen, daß ich Sie ihr vorstelle. Herr von Crottorf, einer unsrer schneidigsten Offiziere.

Sehr angenehm, sehr erfreut, sagte die Frau Geheimrätin mit großer Leutseligkeit. Ich wollte gern Ihre Bekanntschaft machen, Herr von Crottorf, ich habe soviel Gutes von Ihnen gehört. — Und so weiter in schönem Flusse der Rede.

Crottorf war nicht wenig erstaunt. Was konnte die stattliche Dame, deren Namen er nicht einmal kannte, von ihm, einem einfachen, stadtfremden Leutnant, Gutes wissen? Er half sich mit einigen stummen Verbeugungen und allgemeinen Redensarten. Das Ende war, daß er versprach, am andern Tage seine Aufwartung zu machen.

Wer war die Dame? fragte Crottorf, nachdem man sich verabschiedet hatte.

Das wissen Sie nicht? entgegnete Bambus, Frau Geheime Kommerzienrat Pitthorn.

Ah, die, bei der das Rondo —

Ja, dieselbe.

Also musikalische Beziehungen. Bambus ließ merken, daß er nicht unbeteiligt gewesen sei, wenn man Gutes von ihm geredet habe.

Crottorf fühlte sich bedrückt. Es war ihm zu Mute, wie wenn seine Moira, seine Schicksalsgöttin, mit starrem Blick aus dem Dunkel aufgetaucht wäre.

Aber der Besuch mußte gemacht werden. Mancher der Kameraden würde ihn um die Bekanntschaft beneidet haben. Die Pitthorns waren nicht gerade sehr vornehme, aber sehr angesehene Leute, gastliches Haus, ausgezeichnete Soupers und eine Tochter, die zwar nicht gerade bedeutend war, aber ein schwerer Goldfisch. Die Pitthorns waren überall dabei, wo sich große Dinge ereigneten. In seinen Geschäftsräumen war Er, ein kleines, trocknes Männchen mit spitzer Nase und goldner Brille, der Geheimrat, aber außerhalb des Geschäfts war Sie es; nicht allein in ihrem Hause, sondern auch in zahlreichen Vereinen und Wohltätigkeitsanstalten, wo sie als energische und praktische Frau das Zepter führte.

Crottorf erschien also zur Staatsvisite und trat in ein Haus, das gleichsam mit Musik durchtränkt war. Schon in den Vorräumen beethovente und wagnerte es einen an; im Salon aber standen zwei Bechsteinsche Flügel und ein Harmonium und viele Notenpulte. Es war Besuch da. Eine nähere Berührung war nicht

möglich, kaum daß Crottorf mit der Tochter des Hauses ein paar gesellschaftliche Gemeinplätze wechselte, aber auch das steht einem schmucken Leutnant, wie Crottorf einer war, nicht schlecht.

Darauf traf die Einladung zur musikalischen Soiree ein. Wieder stieg in Crottorfs Seele das Bild seiner Moira auf, die ihn mit starren Blicken anschaute und in der einen Hand einen Lorbeerkranz, in der andern die Generalsepauletten trug. Jetzt entschied sich sein Schicksal. Er ging ernst mit sich selbst ins Gericht, er kämpfte einen heroischen Kampf und — sagte ab. Er log, er log schamlos, er machte auch keinen Entschuldigungsbesuch. Er schnitt mit entschlossener Hand das kaum aufgelegte Tischtuch zwischen sich und Pitthorns entzwei. Nach einigen Wochen traf er mit Frau Geheimrat im Foyer des Theaters zusammen. Er wollte verschwinden, aber schon hatten ihn Frau Pitthorns Augen erhascht.

Ah, Herr von Crottorf! rief sie — sie gehörte keineswegs zu den Schüchternen ihres Geschlechts —, warum kommen Sie nicht zu unsern musikalischen Abenden? Nein nein, Entschuldigungen nehme ich nicht an. Ich fühle, daß da irgend ein Hindernis im Wege liegt, aber das muß sich beseitigen lassen. Nein nein, einen Korb lasse ich mir nicht geben! Versprechen Sie mir, daß Sie morgen kommen. Und mit der beharrlichen Energie, der niemand, auch der Geheimrat nicht, widerstehn konnte, nahm sie ihm das Versprechen ab.

Man machte bei Pitthorns gute Musik. Es waren zumeist Dilettanten, aber solche, die über das gewöhnliche Dilettantenmaß hinaus waren. Der leitende Geist war Herr Adolf Pflaumel, ein alter freundlicher Herr, der es liebte, als Künstler und Mensch gehätschelt zu werden. Und man hätschelte ihn, wie er es verdiente und liebte. Er bereitete die Hauskonzerte vor, er übte die Stimmen ein, er dirigierte mit zierlicher Handbewegung er trat ein, wo gerade einmal eine Lücke war. Er war gegen jedermann liebenswürdig, sagte den alten Damen angenehme Dinge, kleidete auch einen Tadel in eine verbindliche Form und war bei den jungen Damen Hahn im Korbe. Es verging kein Musikabend, an dem nicht die eine oder die andre Komposition Pflaumels gespielt wurde. Und zum Schluß ruhte man nicht eher, als bis das berühmte Rondo stieg. Es war auch reizend. Nicht gerade aufregend, aber reizend. Dann folgte ein Jubelgetön, und man umdrängte den alten Herrn wie die Blumenmädchen den Parzival. Und Pflaumel nahm die Lobsprüche in schöner Bescheidenheit entgegen.

Das war auch der Verlauf des Abends, an dem Leutnant Crottorf zugegen war. In dem Musiksaale war außer den Mitwirkenden nur ein kleiner Kreis von Zuhörenden versammelt. Crottorf hatte sich hinter eine Säule zurückgezogen und genoß das süße Gift, das man ihm bot, mit schmerzlicher Wonne. So hatte er sich den Erfolg des Komponisten gedacht, das war es, was er sich selbst in verschwiegnen Stunden gewünscht hatte, so sein Bestes geben, so verstanden werden, und so einen jubelnden Dank ernten.

Frau Pitthorn, die ihre Augen überall hatte, beobachtete ihren Leutnant mit mütterlichem Wohlwollen und freute sich, wie er selbstvergessen dasaß und zuhörte. Wenn das Programm erledigt war, so pflegte man sich in den weiten Räumen der geheimrätlichen Wohnung zu zerstreuen, die jungen Mädchen setzten sich unter die Palmen des Wintergartens, die alten Herren verschwanden im Rauchzimmer, und Frau Pitthorn versammelte einen Kreis von Auserwählten um sich in ihrem Arbeitzimmer. Dort pflegte sie sich in ihrem weißwollnen Kleide unter ein Bild mit brennend rotem Wüstenhimmel zu setzen. Der Herr Geheimrat pflegte zu sagen, sie tue es darum, weil sie annehme, daß ihr das Bild gut stehe. Diesesmal war auch Leutnant von Crottorf unter den Auserwählten, Pflaumel war es immer.

Man nahm Platz, besprach zunächst, was man soeben gehört hatte, stellte fest, daß Beethoven göttlich, und Schumann einzig sei, und kam dann auf das neuste im Reiche der Musik zu sprechen.

Und nun, meine Herrschaften, sagte Frau Pitthorn, gestatte ich mir, Ihnen

unsern jüngsten Komponisten, Herrn Leutnant von Crottorf, vorzustellen. Wir werden uns freuen, seine „Bekenntnisse" dem weitern Publikum zu vermitteln.

Frohes Staunen. Nur Herr Pflaumel machte dasselbe freundliche Gesicht wie immer.

Kennen Sie die „Bekenntnisse" schon? wandte sich Frau Geheimrat Pitthorn an Pflaumel.

Ja, in der Tat, ja, sagte Pflaumel. Bambus hat sie mir zugesandt.

Herr von Crottorf war vor Beschämung und Unwillen errötet. Er empfand die Indiskretion von Bambus peinlich und sprach es auch aus. Er habe Bambus nur um ein sachverständiges Urteil gebeten.

Wen? fragte Pflaumel. Bambus? Bambuseken? Wenn Sie Bambuseken näher gekannt hätten, Herr von Crottorf, hätten Sie es nicht getan. Er hat aber Ihr Manuskript mir zur Begutachtung gegeben.

Nun? fragte Frau Pitthorn, und wie finden Sie es?

Das war eine unvorsichtige Frage, aber auf Kleinigkeiten kam es der Frau Geheimrätin nicht an.

Pflaumel geriet denn auch in Verlegenheit und entgegnete, daß das Werk sehr — sehr — eigentlich hätte er sagen müssen „naiv" sei, aber als höflicher Mann durfte er so etwas nicht äußern, er sagte also — sehr unmittelbar sei, und daß es Talent verrate. Freilich, fuhr er fort, so, wie Sie das niedergeschrieben haben, geht es nicht. Alles will gelernt sein, und auch die Notenschrift hat ihre Orthographie. Auch behandeln Sie die Klaviertechnik in eigentümlicher Weise. Sagen Sie, Herr Leutnant, können Sie Ihre Komposition spielen?

Nein.

Nun, und wie komponieren Sie denn?

Ach, erwiderte Crottorf halb kläglich, halb beiustigt, ich suche mir die Töne zusammen und probiere solange, bis es klingt. Aber ich weiß nicht, ob es dann richtig oder falsch ist.

Pflaumel fuhr sich in seine spärlichen weißen Haare und rief: Gnädige Frau, hat man je so etwas erlebt? Das ist ja schlimmer als Steineklopfen. Und wieviel Zeit brauchen Sie, verehrter Herr, um eine Seite Noten zu schreiben?

Eine ganze Nacht.

Frau Geheimrat war entsetzt. — Eine ganze Nacht? Und da legen Sie sich nicht ins Bett?

Nein, gnädige Frau.

Das ist doch aber himmelschreiend! Ja aber ich bitte Sie, warum lassen Sie es denn nicht, wenn es Ihnen soviel Mühe macht?

Gnädige Frau, ich kann nicht.

Und wie kommt es denn, daß Sie bei Ihrer großen Vorliebe zur Musik so wenig musikalischen Unterricht gehabt haben?

Crottorf schwieg eine Weile, als sei er unschlüssig, ob er reden solle oder nicht. Dann sagte er: Wenn Sie gestatten, so will ich es Ihnen erzählen. Es ist wahr, ich habe von Kindheit auf eine leidenschaftliche Liebe zur Musik gehabt. Wenn meine Mutter am Flügel saß, lag ich darunter und hörte zu. Und wenn später meine ältere Schwester übte, und ich hörte nur einen Ton, so duldete es mich nicht, wo ich war, ich mußte dabei sein. Als ich zehn Jahre alt war, bat ich meinen Vater, er möchte mir doch auch Klavierstunden geben lassen. So? sagte mein Vater, dann komm mal her, mein Sohn. Und da hat er mich verhauen, daß ich dachte, ich müßte am Leben verzagen. Und dann sagte er: Daran sollst du denken, wenn es dir je wieder einfallen sollte, Klavierstunden haben zu wollen. Natürlich habe ich nie wieder ein Wort gesagt.

Das ist aber doch grausam, rief Frau Pitthorn ganz entsetzt. Was hatte denn Ihr Herr Vater gegen die Musik?

Gnädige Frau, sagte Crottorf, ich stamme aus einer alten Soldatenfamilie.

Mein Vater war Major. Mit Glücksgütern war er nicht gesegnet. Es gab nur einen Weg, den Söhnen eine standesgemäße Erziehung zu geben, das Kadettenhaus. Hierzu war die Konzentrierung aller Kräfte nötig, wenn aus dem Offizier etwas werden sollte. Mein Vater sah das ein, er gehorchte dem harten Zwange, wenn er mir die Liebe zur Musik mit dem Stocke austreiben wollte. Und ich wünschte, es wäre ihm gelungen. Und nun habe ich mir das Wort gegeben, keine Taste wieder anzurühren.

Das wäre doch jammerschade! rief Frau Pitthorn. Und glauben Sie mir, Sie werden Ihr Wort auch nicht halten.

Ich fürchte es selbst. Es ist mein Verhängnis.

Ach, dummes Zeug, es gibt keine Verhängnisse, es gibt nur Dummheiten, die wir selber machen, Unentschlossenheiten, Mattherzigkeiten. Was man will, das muß man auch können. Es wäre doch unverantwortlich, wenn Sie Ihr schönes Talent begraben wollten. Offizier sein kann schließlich jeder, aber Künstler sein ist der Beruf der Auserwählten.

Gnädige Frau, ich möchte wohl wollen, ich kann aber doch nicht.

Man wird Ihnen helfen. Pflaumel, liebster Meister, hier ist eine Aufgabe, raten Sie, was fangen wir mit unserm jungen Künstler an?

Pflaumel, der sonst immer bei der Hand war, wenn die gnädige Frau einen Wunsch aussprach, machte eine bedenkliche Miene und meinte, es sei doch besser, hier nicht einzugreifen. Die Künstlerlaufbahn sei dornenvoll und habe mehr Klippen und Ecken als die militärische. Und wenn er vorhin gesagt habe, der Herr Leutnant zeige Talent, so sei doch die Frage, ob das Talent zu einem Lebensberuf ausreiche, was sich erst später zeige, wenn eine Umkehr nicht mehr möglich sei.

Schämen Sie sich, Pflaumel, sagte die gnädige Frau. Sie gehören auch zu den Mattherzigen. Nein, mein Herr von Crottorf, wir geben Ihre Sache nicht auf. Glauben Sie mir, was der Mensch will, das kann er auch.

Als Crottorf an diesem Abend überdachte, was er erlebt hatte, stieg wiederum die Gestalt der Moira vor ihm auf. Diesesmal trug sie die Züge der gnädigen Frau. Sie reichte ihm die Hand dar, und er schlug ein. Von nun an fehlte er bei keiner musikalischen Aufführung im Pitthornschen Hause. Er benahm sich überaus bescheiden, sprach wenig und urteilte nie. Er saß geistesentrückt hinter seiner Säule und schwelgte in Tönen. Er betrachtete das Haus, das sich ihm so unerwartet geöffnet hatte, als ein musikalisches Paradies und war der Herrin dieses Paradieses aufrichtig dankbar. Den jungen Damen, die sich, wie üblich, nach dem Konzerte im Wintergarten zu einer Partie Medisance zu versammeln pflegten, fing er an, interessant zu werden — gerade darum, weil er nicht angeschlürft kam und in den bekannten Leutnantstönen bekannte Leutnantsunterhaltungen führte. Merkwürdig, es war immer vom Leutnant von Crottorf die Rede. Noch herrschten spöttische Bemerkungen vor, und noch war man nicht darüber einig, wer diesen Leutnant mit seiner Hand zu beglücken habe; doch neigte sich die Meinung dahin, daß hierzu die Tochter des Hauses zunächst verpflichtet sei.

Frau Pitthorn interessierte sich noch mehr für ihren Leutnant. Das war doch einmal etwas andres als die ewige Frauenfrage oder diese Suppen- und Krankenanstalten. Hier galt es, ein gefesseltes Talent zu befreien und der Welt einen Künstler von Gottes Gnaden (das sind sie bekanntlich alle) zu schenken. Es galt den klugen Beratern, die immer gleich mit dem Einwand: „Unmöglich" da waren, zu zeigen, was eine Frau möglich machen kann. Eine solche Aufgabe, das war etwas für sie. Daran setzte sie mit Vergnügen ihre Energie, ihre Zähigkeit, ihren praktischen Verstand, und wenn nötig, ein schönes Stück Geld. Und dazu war doch ihr Leutnant ein so hübscher, netter und herzensguter Mensch, der eine so aufrichtige Anhänglichkeit und Dankbarkeit bewies. Es währte nicht lange, so nannte sie ihn Crottörschen, so war Crottorf ständiger Gast im Pitthornschen Hause, so war Frau Pitthorn nicht zufrieden, wenn sie mit ihrem Leutnant nicht eine musikalische Konferenz gehabt hatte.

Sie hatte die musikalische Ausbildung ihres Schülers selbst in die Hand genommen.

Sie fangen ganz von vorn an, lieber Crottorf, sagte sie. Sie spielen Ihren Damm wie jeder andre, Sie setzen ein paar Jahre Studium daran und üben täglich vier Stunden. Professor Trautwein gibt Ihnen Unterricht. Das ist ein tüchtiger Lehrer und billig — nur drei Mark die Stunde. Und Sie, lieber Pflaumel, übernehmen die Kompositionslehre. Und dann sollen Sie mal sehen, was Sie für Fortschritte machen.

Die drei Mark erschienen dem Leutnant gar nicht billig, und Pflaumel machte Einwendungen, aber es half nichts, die Frau Geheimrat setzte ihren Willen durch. Und Crottorf machte bei seinem eisernen Fleiße großartige Fortschritte. Er legte seinen Weg durch den Damm in gestrecktem Galopp zurück. Nur die Finger wollten nicht so, wie sie sollten. Man holt mit vierundzwanzig Jahren nicht ein, was man mit zwölf Jahren versäumt hat.

Schadet nichts, sagte Frau Geheimrat. Wagner war auch nur ein mittelmäßiger Klavierspieler. Sie sollen ja auch nicht Virtuos, sondern Komponist werden. Ein Komponist ist der Kommandeur über die Instrumente. Wenn Sie, lieber Crottorf, auf dem Exerzierplatz kommandieren: Gewehr auf, so machen Sie auch nicht die Griffe vor, sondern Sie kommandieren bloß. Habe ich nicht Recht, lieber Pflaumel?

Pflaumel machte eine verbindliche Miene und sagte etwas, was man für eine Zustimmung halten konnte.

Es stellte sich jetzt als wünschenswert heraus, daß sich Crottorf im vierhändigen Spiele übe. Frau Geheimrat kommandierte ihre Tochter Eva heran. Diese wollte nicht. Sie habe keine Lust, mit einem fremden Menschen, der nichts könne und auch niemals etwas lernen werde, vierhändig zu spielen. Worauf Frau Mama unwillig wurde und ihrer Tochter ihre Christen- und Menschenpflicht ernstlich vorhielt. Es sei ein unverzeihlicher Hochmut, nicht mit einem Anfänger spielen zu wollen; dieser Anfänger werde noch manchen Meister beschämen.

Der Herr Geheimrat, der zwar in seinem Kontor viel, in seinem Hause aber wenig zu sagen hatte, sah sich die Vorgänge mit seinem gewohnten stillen Lächeln an. Als er aber einmal von seiner lieben Frau gar zu lebhaft provoziert wurde, meinte er, während seine Nase noch spitzer wurde, als sie ohnehin war: Ich will dir sagen, Ottilie, was die ganze Geschichte bedeutet. Du bist in deinen Leutnant verliebt. Und weil du ihn nicht selber heiraten kannst, wirst du ihm unsre Eva aufhängen.

Frau Ottilie wurde sonst von dem, was ihr lieber Mann sagte, nicht allzutief berührt; diesesmal aber ärgerte sie sich und entgegnete mit überlegnem Tonfalle, innerlich aber doch etwas verlegen: Pfui, schäme dich, Karl, von Lieben und Aufhängen ist gar nicht die Rede.

Na na, sagte der Geheimrat und schwieg bis auf weiteres.

Und so geschah, was Kenner schon seit lange hatten kommen sehen, als Verlobte empfahlen sich Otto von Crottorf, Leutnant usw., und Eva Pitthorn, Tochter des Geheimen Kommerzienrats Pitthorn usw.

Hat dieser Crottorf einen Dusel, hieß es am Abend darauf bei den Kameraden im Militärkasino, schnappt sich mir — nichts — dir — nichts diesen kleinen Goldfisch weg, um den sich schon der lange Schlieben und Hans Krock die Beine abgelaufen haben.

Hätt ihm jar nicht zujetraut, sagte ein andrer, daß er so das Anjenehme mit dem Nützlichen zu verbinden wüßte. War immer ja 'n bißken Droombuch, der Crottorf.

Was wollen Sie, Kamerad? erwiderte ein dritter, stille Wasser sind tief.

Aber man tat Crottorf Unrecht. Er war nicht darauf ausgegangen, den Goldfisch zu angeln. Beim Spiel hatten sich ihre Hände gefunden. Eva, die erst wirk-

lich eine Scheu vor dem Zusammenspiel gehabt, aber dann Geschmack an der Sache gefunden hatte, hatte errötend gelacht, und dann war das übrige schnell hinterher gekommen. Und am Ende der Stunde stellten sie sich der erschrocknen Mutter als Brautleute vor.

Frau Geheimrat war wirklich erschrocken. Sie war sich dessen ein wenig bewußt gewesen, daß sie mit dem Feuer spiele, aber sie hatte nicht erwartet, daß die Flamme so schnell zum Dache hinausschlagen werde. Doch konnte sie ihrem Crottörschen nicht ernstlich zürnen, und so folgte denn dem Brautkusse der schwiegermütterliche bald nach. Ja sie führte das Brautpaar bei ihrem Karl selbst ein und fungierte als Fürsprecherin. Was gar nicht nötig gewesen wäre. Der Herr Geheimrat lächelte ein wenig spöttisch seiner lieben Frau zu, hatte aber im übrigen nichts einzuwenden. Denn als Menschenkenner hatte er es schon lange gewußt, daß es doch kein andrer als einer vom bunten Tuch sein werde, den sich Eva holen werde, und da war ihm einer von der Infanterie, der wenig Ansprüche machte und wenig Schulden hatte, lieber als einer von der Kavallerie, der viel Ansprüche machte und viele Schulden hatte.

Nachdem nun Frau Geheimrat ihren Crottorf erb- und eigentümlich gewonnen hatte, fing sie an, ihn ohne Rücksicht und Schonung zu verziehen. Er mußte, wenn es der Dienst zuließ, alle Abende da sein. Man legte ihm die besten Bissen vor, man war äußerst besorgt um seine Gesundheit, man besorgte Konzert- und Theaterbilletts, man überreichte zu gegebner und nicht gegebner Zeit soviel Geschenke und bewies soviel Aufmerksamkeiten, daß Crottorf bald bankrott gewesen wäre, wenn er gleiches mit gleichem hätte vergelten wollen, und daß er Mamachen dringend bitten mußte, Einhalt zu tun. Doch der Erfolg dieser Bitte war nur unvollkommen. Als aber die Freundinnen Eva mit dieser Zärtlichkeit der Mama gegen Crottorf zu necken anfingen, erwiderte diese sorglos: Laßt nur, wenn wir erst verheiratet sind, dann heimse ich mir das alles wieder ein.

* * *

Es ist selbstverständlich, daß sich Mamachen mit der Einrichtung des neuen Hausstandes aufs eingehendste beschäftigte. Dabei bewies sie die ihr eigentümliche praktische Tugend und Umsicht. Was sie anordnete und besorgte, war tadellos und gediegen vom Küchenhandtuche bis zur Einrichtung des Musiksaales, vom Taschentuch bis zum Brautkleide. Die Hochzeit kam und ging vorüber. Das Brautpaar machte, so hatte es Mamachen angeordnet, eine musikalische Hochzeitsreise über Bayreuth, Wien und Salzburg nach Italien und besuchte die Geburtsstätten und die Gräber der großen Komponisten, Crottorf mit wehmütigem Hochgefühl, Eva mit lachendem Leichtsinn. Als sie wieder zu Hause waren, veranstaltete die Frau Geheimrat ein glänzendes Musikfest und sonnte sich im Glück ihrer Kinder.

War Crottorf nun glücklich? Er hätte es sein müssen. Seine kühnsten Träume waren in Erfüllung gegangen. Er hatte eine zärtliche kleine Frau, er war aus allen Sorgen, er konnte komponieren soviel, als er nur wollte. Aber nun drückte ihn der Dienst. Wenn ein Wandrer mit schweren Reisestiefeln seinen Weg gegangen ist und wird von einem Menschenfreunde in dessen Wagen mitgenommen, so kann es vorkommen, daß nun erst die Stiefel zu drücken anfangen. Auch Crottorf empfand jetzt einen Druck, den er früher nicht gefühlt hatte; doch waren es nicht die Stiefel, sondern der Helm. Der Dienst, der schreckliche, den ganzen Tag dauernde Dienst nahm ihm ja fast alle Zeit weg. Und was übrig blieb, gehörte der Frau und der lieben Schwiegermutter, und zum Komponieren kam es nicht.

So nehmen Sie doch Ihren Abschied, sagte Mamachen. Crottorf erschrak über den Gedanken. Aber schnell befreundete er sich mit ihm und nannte ihn zuletzt eine erlösende Idee. Und Eva schmollte. — Wenn du deine Uniform nicht anhast, Otto, sagte sie, so gefällst du mir nicht halb so gut. — Man hielt ihr ernstlich vor, daß der Wert eines Menschen nicht im Rocke stecke, und daß sie, wenn

es zum Glücke ihres Mannes gehöre, diesen Rock auszuziehn, mit Freuden das Opfer bringen müsse. Aber sie brachte das Opfer nicht mit Freuden, sondern schmollte und fragte, warum ihr Otto nicht umgekehrt ihr das Opfer bringen wolle, den Rock anzubehalten? Worauf sie von Mamachen ein dummes Kind genannt wurde. Das Ende war, daß Crottorf sich doch entschloß, seinen Abschied zu nehmen, und daß er darüber mit Kamerad Stemmern redete.

Tun Sie das nicht, sagte Kamerad Stemmern. Es wäre schade um Sie. Ach, Sie wollen ein großer Künstler werden? Sind Sie aber gewiß, daß Sie auch Karriere machen werden? Na ja, Sie können sich ja mit dem Schwiegervater, den Sie haben, den Scherz gestatten, zu baronisieren. Sind Sie aber gewiß, daß es Sie auf die Dauer befriedigen wird? Crottorf, hören Sie mal zu. Sie können, wenn die Sache am richtigen Ende angefaßt wird, einen Urlaub von zwei Jahren haben. Nehmen Sie Urlaub.

Das leuchtete Crottorf ein. Der Herr Schwiegervater verstand es, die Sache am richtigen Ende anzufassen, und Crottorf erhielt seinen Urlaub.

War er nun zufrieden? Er setzte sich schon am frühen Morgen ans Klavier und übte und komponierte nach Herzenslust. Er sprach früh, mittags und abends von weiter nichts mehr als von Musik, bis seine kleine Frau sagte: Otto, nun höre aber endlich einmal mit deiner langweiligen Fachsimpelei auf. — Seine Frau nannte langweilig, was seine ganze Seele erfüllte, und was der Inhalt seines Lebens war. Er schwieg fortan, trieb aber seine Sache schweigend mit desto glühenderm Eifer. Er machte große Fortschritte. Schon war er soweit, daß er sich an eine Beethovensche Sonate wagen konnte. Schon kannte er alle Tonarten und Übergänge, schon hatte er den ersten schüchternen Versuch gemacht, einen Kontrapunkt zu schreiben. Aber da zeigte sich eine merkwürdige Erscheinung. Je mehr er lernte und wußte, desto spärlicher floß der Quell der Phantasie. Als er gar nichts wußte, hatte er mit mutiger Naivität drauflos geschrieben. Jetzt fragte er sich bei jedem Takte: Ist das so auch richtig? und soll ich nicht lieber von F dur nach G moll oder von A nach Fis gehn? Er glich einem Menschen, der mit zögernden Schritten übers Eis geht und nicht von der Stelle kommt. Es gab Wochen, wo er die Notenfeder nicht anrührte. Und je länger das dauerte, desto unschlüssiger wurde er.

Mamachen konnte das nicht begreifen. Mamachen fing an, ungeduldig zu werden, daß der Ruhm des von ihr entdeckten gottbegnadeten Künstlers noch immer nicht aufstrahlen wollte. Mamachen brach in das Musenheim ihres Schwiegersohns ein und entführte einige Kompositionen, die sie Pflaumel vorlegte. Adolf Pflaumel erlebte eine bedrängte halbe Stunde. Er mußte schließlich wieder nachgeben, er mußte es übernehmen, die Kompositionen zurechtzurücken und zu korrigieren, aber er konnte es, trotz aller Anläufe der Frau Geheimrat, nicht über sich bringen, etwas rühmliches von der Arbeit zu sagen. Ob nicht die Kompositionen einen enormen Fortschritt aufwiesen, fragte sie. Adolf Pflaumel verlor die Geduld — wozu es selten kam — und erwiderte kurz, die erste Komposition habe ihm besser gefallen.

Aber lieber Pflaumel, entgegnete die Frau Geheimrat, ich verstehe Sie nicht. Wenn jemand mit solchem Eifer studiert, so muß er doch immer Besseres leisten, und Sie sagen, die erste Arbeit habe Ihnen besser gefallen?

Die Frau Geheimrat war ernstlich ungehalten und wandte sich mit dem korrigierten Manuskript an Angelo Bambus. Angelo Bambus war Feuer und Flamme, da er der Frau Geheimrätin für den Druck Preise berechnen konnte, die ein ausgezeichnetes Geschäft bedeuteten. Natürlich müssen die Sachen gedruckt werden, sagte er. Es seien Werke, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, es sei ein Unrecht, dem Publikum solche Werke vorzuenthalten, und die Herren Sachverständigen seien Neidhämmel, die nichts gelten lassen wollten, als was sie selbst geschrieben hätten. Er versprach eine glänzende Veröffentlichung und glänzenden Erfolg. Die Frau Geheimrätin strahlte.

Nach einiger Zeit standen Opus 1 bis 3 mit prunkenden Titelblättern in Angelo Bambus Schaufenster, und die Frau Geheimrätin überreichte mit Rührung

ihrem Schwiegersohne zu seinem Geburtstag seine gedruckten Opera. Man konnte jedoch nicht behaupten, daß man sich im Laden von Bambus um die Noten gerissen hätte, oder daß erfreuliche Trompetentöne in der Presse die Welt auf das junge Talent aufmerksam gemacht hätten. Es blieb alles mäuschenstill. Und was hier und da in den Blättern stand, war offenbar Arbeit von der Hand Angelo Bambus und lief nur zu deutlich auf Reklame hinaus. Damit war aber die Frau Geheimrat nicht zufrieden. Sie setzte es durch, daß eine Komposition Crottorfs auf einem Wohltätigkeitskonzerte, bei dem erste Kräfte die Freundlichkeit hatten, mitzuwirken, von niemand geringerm als von Frau Lilienthal-Regenbogen vorgespielt wurde. Man interessierte sich in den Kreisen der Konzertunternehmer lebhaft für Crottorf und seine Frau und seine Frau Schwiegermutter, und es fehlte nicht an einem, wenn auch nicht stürmischen, so doch wohlwollenden Applause.

Am andern Tage stand in der Bürgerzeitung ein Bericht über das Konzert, in dem Unternehmer und Künstler einen Erguß warmer Anerkennung erhielten. Der Aufsatz schloß mit den Worten: Wir wissen nicht, welchen unheilvollen Einflüssen Frau Lilienthal-Regenbogen nachgegeben hat (Referent wußte es übrigens ganz genau), als sie sich bereit finden ließ, die „Maiglocken" eines gewissen O. von Crottorf zu Gehör zu bringen. Das Heft, aus dem die Maiglocken als Einzelnummer genommen war, trägt die Überschrift: Erinnerungen — mit Recht. Denn wir begegnen in jeder Zeile Erinnerungen an alte gute Bekannte, Mendelssohn, Schumann, Chopin e tutti quanti. Im übrigen grinst uns aus dem Machwerk eine musikalische Impotenz von ungewöhnlichem Maße entgegen. Man sollte doch die Geduld unsers unzweifelhaft gutmütigen Publikums durch Vorführung solcher Sachen nicht auf eine allzu harte Probe stellen.

Natürlich rührte diese Kritik von Knopploch her, der sich kurze Zeit vorher mit Bambus entzweit hatte. Sie schlug wie eine Bombe ein. Bei Bambus, der jedermann vorlamentierte, dieser undankbare Knopploch wolle ihn geschäftlich ruinieren (wozu eigentlich kein Grund vorlag, da er das Geld für den Druck der Crottorfschen Opera bar und richtig erhalten hatte), bei der Frau Geheimrat, die an ihrem Crottorf zu zweifeln anfing, und bei diesem selbst, der tagelang wie im Traum wandelte und keine Taste mehr anrührte. Er vermied es, sein Musikzimmer zu betreten, er warf die gedruckten Opera, die ihm soviel Freude bereitet hatten, in den Winkel eines Schrankes und seine ungedruckten Opera dazu. Als er sich nach langer Zeit entschloß, sie wieder in die Hand zu nehmen, sie zu spielen und zu prüfen, ob sie wirklich so wertlos seien, wie die Kritik behauptete, da gewahrte er mit Schrecken, es war wirklich so, hier klang die Musik an Mendelssohn, und dort an Schumann, und da an Chopin an. Und als er nach langem Zögern und Zweifeln ein neues Stück niedergeschrieben hatte, von dem er ganz gewiß geglaubt hatte, es sei sein Eigentum, und es nach einiger Zeit wieder ansah, da klang es ihm bekannt, gar zu bekannt. Er wartete nicht ab, bis er den Anklang herausgefunden hatte, warf sein Opus in die Ecke und duldete Qualen der Verzweiflung. Er verlor alle Frische. Er sah ganz elend aus. Seine Frau lachte ihn aus und nannte ihn eine alte Jungfer.

Sie müssen das nicht so ernst nehmen, lieber Otto, sagte Mamachen in der Nachkonferenz eines Musikabends. Kritiker sind Neidhämmel. Was sie nicht selber gemacht haben, das taugt natürlich nichts. Und Knopploch, das wissen Sie doch, hat sich mit Bambus veruneinigt und ist auf Pflaumel eifersüchtig. Daher sein absprechendes Urteil.

Aber er hat Recht, erwiderte Crottorf. Meine Sachen sind wirklich nicht original, sondern „Erinnerungen."

Nicht doch, Kinderkrankheiten, sagte Mamachen. Die überwindet man mit der Zeit. Wie lange hat Wagner ringen müssen, ehe er sich Anerkennung verschaffte!

Das war auch Wagner, sagte Crottorf, aber ich fühle meine „künstlerische Impotenz" nur zu deutlich.

Wenn ich mir gestatten darf, eine Bemerkung einzuschalten, mischte sich August

Pflaumel in das Gespräch, so möchte ich empfehlen, Herr von Crottorf, Sie legen die Musik einmal eine Zeit lang beiseite und unternehmen etwas andres, bis Sie Ihre Unbefangenheit wieder gewonnen haben.

Aber was soll ich anfangen?

Irgend etwas.

Pflaumel hat Recht, entschied die Frau Geheimrat. Lassen Sie jetzt die Musik ruhen, Sie sind nervös.

Crottorf mußte dem Rate zustimmen. Er kaufte sich also ein Reitpferd und ritt spazieren, griff wieder zu seinen kartographischen Arbeiten, zog mit seinem Instrumente los und nahm seines Schwiegervaters Grundstücke auf; er beschäftigte sich mit Geologie, er studierte Kriegsgeschichte, er interessierte sich für die Flora und Fauna der jurassischen Periode. Aber alles das befriedigte ihn nicht. Er fing es an und ließ es liegen, er fing etwas neues an und ließ auch das liegen. Daraus entwickelte sich ein Zustand peinlicher Unentschlossenheit. Was heute? Das war die Frage, die sich alle Tage wiederholte. Diese Frage lag auf ihm wie eine Last und machte, daß er bei allem, was er tat, von des Gedankens Blässe angekränkelt wurde. Er hätte es als eine Wohltat empfunden, wenn ihm jemand seine freie Zeit genommen und gesprochen hätte: Alter Freund, jetzt hat die Onengelei ein Ende, jetzt wird das und das getan. Und dazu die alte quälende Frage: Wirst du die Kraft haben, deine künstlerische Aufgabe zu bezwingen, oder wandelst du auf verfehltem Lebenswege?

Papa Pitthorn hatte der „Komödie" mit stillem Lächeln zugesehen. Eines Tages, als sein Schwiegersohn auf seinem Bureau war, sagte er: Crottorf, möchten Sie nun nicht auch einmal etwas tun?

Crottorf sah seinen Schwiegervater überrascht an. Papa, sagte er, ich bin immer beschäftigt.

Aber mit nichts ordentlich, erwiderte Pitthorn. Glauben Sie mir, Otto, es ist ein großer Segen, wenn einer keine Zeit hat, immer beschäftigt zu sein. Der Mensch muß seinen Beruf haben. Sie wollen Künstler sein? Gut, sein Sie es doch.

Wenn ich das könnte!

Wenn Sie es nicht können, so unternehmen Sie etwas andres. Wissen Sie, Otto, aber etwas, was man bezahlt kriegt. Nicht des Geldes wegen, sondern als Probe dafür, daß die Leistung keine Spielerei, sondern eine ernsthafte Sache ist. Überlegen Sie sichs.

Crottorf überlegte sichs und dachte an seinen magern Leutnantsgehalt. Aber er war doch ein Beweis dafür gewesen, daß er als Leutnant etwas geleistet hatte, was Geld wert war. Seine Opera waren von dem Gelde seiner Schwiegermutter gedruckt worden und bewiesen gar nichts.

Was ich noch sagen wollte, Otto, sagte Papa Pitthorn, passen Sie auf Eva auf. Eva gefällt mir nicht, sie kokettiert mir zuviel mit dem langen Schlieben.

Crottorf riß die Augen auf. Das war ein Wort, das ihn wie ein Schlag aus seinen Träumen aufweckte. Eva, seine Eva am Abgrunde! Und er hatte es nicht gemerkt und hatte sie nicht behütet! Sogleich zog er seine Uniform an, ging zum Oberst und meldete sich vom Urlaub zurück. Als er nach Hause kam, schwere Sorgen im Herzen, flog ihm seine Eva um den Hals und rief: Gott sei Dank, Otto, daß du wieder menschlich aussiehst!

Liegt euch Frauen denn gar so sehr viel an dem roten Kragen? erwiderte Crottorf nicht ohne Bitterkeit.

Otto, sagte Frau Eva, sei doch kein Lamm. Solche Idioten sind wir Frauen nicht, daß wir uns in die rote Farbe verliebten. Aber die Leute mit dem roten Kragen, das sind vielleicht nicht die Klügsten, aber forsche Kerls, Männer, auf die man sich verlassen kann, und die wissen, was sie wollen. Du warst ja aber die reine alte Jungfer geworden.

Crottorf mußte seiner Frau Recht geben, und er betrachtete von jetzt an seinen roten Kragen mit mehr Verständnis als bisher. Es gab nun noch eine ernste

Digitized by Google

Auseinandersetzung mit dem langen Schlieben, die dank der Vermittlung von Kamerad Stemmern ohne Geknall auslief. Als bald darauf Crottorf im Kuppelsaal des Landausstellungsgebäudes in Berlin stand und die Gruppe betrachtete, die den Künstler darstellt, den die Muse auf die Stirn küßt, während sie ihn zugleich mit Dornen krönt, ging ihm ein neues Verständnis für das Bildwerk auf. Die Dornen bedeuten nicht bloß Hunger und Kummer, nicht bloß Verkennung und verwundende Kritik, sondern auch den Kampf im Innern des Künstlers gegen die Zweifel am eignen Beruf und Vermögen, die schmerzliche Erfahrung, das beste zu wollen und nicht so zu können, wie man will. Sind die Künstler Söhne Apolls, so haben sie alle einen Ikarusgeist. Sie möchten den Sonnenwagen besteigen und hoch über die Welt dahin fliegen. Aber nicht jeder hat die Kraft dazu, die Rosse seines Sonnenwagens zu lenken, und mancher bricht den Hals. Darum, wer merkt, daß ihm die Kraft fehlt, der soll Gott danken, wenn er auf festem Boden bleiben und einen fest vorgezeichneten Weg fahren kann. Dies überlegte Crottorf, und er hatte Recht.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Jaurès und Vandervelde. Herr Jaurès, zur Zeit Vizepräsident der Deputiertenkammer, ist eine wichtige und einflußreiche Persönlichkeit. Aus diesem Grunde fühlen wir uns verpflichtet, zu melden, daß seine gesammelten Zeitungsaufsätze von Dr. Albert Südekum übersetzt und unter dem Titel: Aus Theorie und Praxis, sozialistische Studien, voriges Jahr im Verlage der Sozialistischen Monatshefte herausgegeben worden sind. Ihres Inhalts wegen verdienen sie nicht, in einer deutschen Zeitschrift besprochen zu werden. Bei wiederholter Würdigung des Kirchenstifters unsrer Sozialdemokraten haben wir seine Verdienste um die Theorie und die Geschichte der Nationalökonomie anerkannt, aber gerade die Lehren, die das Evangelium der neuen Kirche ausmachen, die Wert- und Mehrwertlehre, die Verelendungs- und Katastrophentheorie, für Unsinn erklärt. Das zweite tut auch Jaurès, natürlich mit höflichern Worten. Aber das wissen wir längst aus den Zeitungen — ohne die Preisgebung des marxischen Unsinns wäre ja die politische Rolle, die Millerand und Konsorten in der Bourgeoisrepublik spielen, gar nicht denkbar —, und unsre kenntnisreichern deutschen Revisionisten haben, von Bernstein geführt, mit dem trotz seiner Jugend schon veralteten Kram weit gründlicher aufgeräumt. Nur drei Dinge finden wir in den Aufsätzen des Franzosen, die geeignet sind, auch in Deutschland Interesse zu erregen. Leuten gegenüber, die schon die Idee einer sozialistischen oder kommunistischen Gesellschaftsordnung verrückt, und noch mehr verrucht als verrückt finden, haben wir oft ausgeführt, daß Staat und Kirche und überhaupt alle Gesellschaftsordnungen nichts andres sind als sozialistische und kommunistische Gebilde. Nur darum konnte das Geschlecht der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts vor dem Sozialismus so erschrecken und sich über ihn entrüsten, weil es im entgegengesetzten Wahne des Manchestertums befangen war. Es bemerkte nicht, daß die scheinbar neue Gesellschaftsidee nur die uralte ist, die in hunderterlei Formen, in Staaten, in politischen und in Kirchgemeinden, in Gilden, Zünften und Klöstern verwirklicht worden war, daß es niemals ein ganz unbeschränktes Privateigentum gegeben hat, und daß der Einzelne nur besitzen und gebrauchen kann, soweit er auch die andern besitzen und gebrauchen läßt; daß endlich, wenn die alten sozialen Gebilde zu Grunde gehn oder den Dienst versagen, zu ihrem Ersatz neue geschaffen werden müssen. Mit diesen Neubildungen beschäftigt sich nun Jaurès in mehreren seiner Aufsätze und zieht aus ihrer Betrachtung die selbstverständlich

unberechtigte Folgerung, daß sie den Kommunismus vorbereiteten; weit entfernt davon, das Eigentumsrecht aufzuheben, stützen und befestigen es die zeitgemäßen Beschränkungen.

Unter diesen ist nun eine dem französischen Recht eigentümliche, die den meisten Lesern unbekannt sein wird, deren Erörterung bei Jaurès deshalb eine Bereicherung unsers Wissens bedeutet. Der Code civil beschränkt nicht allein das Recht der testamentarischen Verfügung zu Gunsten der Pflichterben sehr stark, sondern bestimmt auch u. a. in Artikel 913: „Schenkungen unter Lebenden und durch Testament dürfen nicht die Hälfte des Vermögens des Verfügenden übersteigen, wenn dieser bei seinem Ableben ein eheliches Kind hinterläßt, nicht den dritten Teil, wenn er zwei, nicht den vierten Teil, wenn er drei oder mehr Kinder hinterläßt.“ Nach Artikel 960 gelten Schenkungen als widerrufen, wenn dem Geschenkgeber nachträglich, vielleicht erst nach seinem Tode, ein Kind geboren wird, das die Schenkung ungesetzlich macht. Die Gesetze des Konvents waren noch weiter gegangen; die Führer der Revolution wollten, wie Jaurès erzählt, reaktionären Vätern die Möglichkeit nehmen, fortschrittlich gesinnte Kinder mit der Enterbung zu schrecken aber zu strafen. Ähnliche Bestimmungen wie der Code civil enthält ja auch unser Bürgerliches Gesetzbuch, aber der § 2333 läßt die Enterbung des Pflichterben in fünf Fällen zu, und der fünfte Fall: „wenn der Abkömmling einen ehrlosen oder unsittlichen Lebenswandel wider den Willen des Erblassers führt,“ könnte vielleicht politisch ausgenutzt werden, indem der Richter z. B. die Teilnahme eines Adlichen an sozialdemokratischen oder anarchistischen Bestrebungen als Verzicht auf die Standesehre gelten ließe.

Das zweite Interessante ist der Nachweis, daß auch Liebknecht, der wilde Mann, im geheimen Revisionist gewesen ist und die revolutionäre Phrase verlacht hat. Es geht das aus einem 1881 begonnenen Manuskript hervor, von dem nach seinem Tode der Vorwärts Bruchstücke veröffentlicht hat. Man sieht aus diesen Bruchstücken, daß er ganz vernünftig zu denken vermochte. Von seiner Vernunft öffentlich Gebrauch zu machen, namentlich als Redakteur des Vorwärts, hat er, wie es scheint, nicht die Courage gehabt. Der Vorwärts war auch unter seiner Leitung (abgesehen von der Berichterstattung, die immer so manches bringt, was man anderwärts nicht findet, und die darum beachtet werden will) nur das ewige Echo der „revolutionären Schaumphrasen dieser Theaterfanatiker des Klassenkampfes,“ wie er das in seinem Manuskript nennt. In diesem ist es ihm vorzugsweise darum zu tun, die posthumen Leser davon zu überzeugen, daß die Sozialdemokratie keine Aussicht hat, ihr Ideal zu verwirklichen, so lange sie eine Partei der Lohnarbeiter bleibt, denn, wie er richtig bemerkt, was nicht die Masse des Volkes will, was nur ein mäßiger Bruchteil will, das geschieht nicht; wenn also die Sozialdemokratie siegen soll, so müssen auch die übrigen Volksklassen an sie glauben lernen. Daß Liebknecht dies für möglich hielt, zwingt uns, das ihm oben erteilte Lob der Vernünftigkeit wieder ein wenig einzuschränken. Wie weit die bürgerlichen Klassen davon entfernt sind, sich für die Sozialdemokratie gewinnen zu lassen, und wie ohnmächtig infolgedessen die Arbeiterklasse bleibt, hat soeben wieder der klägliche Verlauf des Generalstreiks in Holland gelehrt.

Das dritte Interessante sind die Äußerungen des Franzosen über die Taktik der ministeriellen Gruppe. Wenn man in dem Frankreich Rothschilds Minister werden will, darf man sich natürlich nicht als Kapitalistenfresser gebärden, darf man nicht alle Leute, die keine Lohnarbeiter sind, für eine einzige verdammungswürdige reaktionäre Masse erklären, und muß man mit der zur Zeit herrschenden bürgerlichen Linken gute Freundschaft halten. Soweit ergibt sich die Haltung der Ministeriellen aus ihrer Lage und aus den nächsten persönlichen Zielen ihrer Führer ohne weiteres. Nicht ganz so selbstverständlich ist es, daß sie in der Dreyfuskampagne und im Klostersturm die Führung übernommen haben, aber vermuten ließ sich der Grund, und einige Äußerungen des bläulich angelaufnen roten Diplomaten zeigen deutlich genug, wie richtig wir vermutet haben. Gewiß würde sich auch eine konservativ-monarchische Regierung genötigt sehen, im Interesse der leiblichen und

Digitized by Google

der seelischen Volksgesundheit das überwuchernde Klosterwesen einzudämmen. Aber nicht diese patriotische Rücksicht dürfte es sein, was den antiklerikalen Eifer der Kammersozialisten entflammt hat. Jaurès belehrt die Arbeiter, daß die Gesellschaft nur dann in den Kommunismus hineinwachsen, daß also nur dann das Ideal der Sozialdemokratie, das er auch unter der revisionistischen Fahne hochhält, verwirklicht werden könne, wenn der Staat antiklerikal und eine demokratische Republik sei. Diese herrliche Republik habe man nun zwar schon, aber sie sei in den letzten Jahren von der Dummheit und der Barbarei bedroht gewesen. Darum sei die nächste Aufgabe, die alle Kräfte in Anspruch genommen habe, die Rettung der Republik gewesen; alles andre habe vorläufig zurückgestellt werden müssen. „Wenn der Bergmann plötzlich bemerkt, daß sich die Decke der Galerie senkt, daß die Stützen wanken, so legt er die Haue beiseite und befestigt die Stützen. Heißt das die Arbeit einstellen? Nein, es heißt, den Fortgang und den Erfolg der Arbeit sichern." Jaurès und seine Freunde wissen, daß Lohn zulegen, die Arbeitzeit kürzen, die Gesundheit und das Wohlbefinden der Arbeiter durch kostspielige Anlagen und Vorrichtungen fördern, große Summen für die Arbeiterversicherung zahlen, dem republikanischen, demokratischen und antiklerikalen Bourgeois so wenig Vergnügen macht wie dem monarchischen, aristokratischen und klerikalen; sie wissen, daß sich die Kammer umgruppieren wird, sobald sie statt antiklerikaler Gesetze den unter Millerand ausgearbeiteten Entwurf einer Altersversicherung zu beraten haben wird, und daß dieser Entwurf desto weniger Aussicht auf Annahme hat, je länger die gewissenlose republikanische Finanzwirtschaft dauert, und darum müssen die Blicke, die Gedanken und die Leidenschaften der Arbeiter von ihren eignen Interessen abgelenkt werden. Dazu diente zuerst der Dreyfushandel, der alle Zeitungleser verrückt und zu jeder vernünftigen Tätigkeit unfähig machte, dann der Feldzug gegen die Kongregationen, der den Arbeitern einige Milliarden in Aussicht stellte (leider haben die Jesuiten diese Milliarden nach Posen gehext), und jetzt, wo dieser Feldzug so ziemlich zu Ende ist, muß wieder Dreyfus herhalten. Man braucht ihn um so nötiger, als der Ersatz der bisher von den Kongregrationen unterhaltenen Schulen, Waisen- und Krankenhäuser viel Geld kosten wird, was die Arbeitergesetzgebung nicht gerade erleichtert. Was werden die Herren für eine neue Ausflucht ersinnen, wenn der Dreyfushandel einmal definitiv eingescharrt sein wird? Und sollten die französischen Arbeiter so dumm sein, daß sie die Kriegslist nicht merkten? Werden sie sich niemals sagen: Die Stützen der Republik können doch wohl für uns nicht das wichtigste sein, da das monarchische Deutschland schon längst vollbracht hat, was wir noch vergebens fordern? Und warum reden unsre Herrn Delegierten auf den Kongressen nur immer von Taktik und von Millerand, nicht von Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung? (Das gilt auch vom diesjährigen, der in der Osterwoche in Bordeaux abgehalten worden ist.)

In demselben Verlag hat derselbe Übersetzer herausgegeben: Die Entwicklung zum Sozialismus von Emile Vandervelde, ehemaligem Professor an der neuen Universität zu Brüssel und Mitglied der belgischen Abgeordnetenkammer. Vandervelde ist, diesem Büchelchen nach zu urteilen, ein idealistisch gestimmter, ehrlicher und verständiger Mann. Kein eingefleischter Marxist, erkennt er das Gute an, was die bürgerlichen Nationalökonomen und Sozialpolitiker geleistet haben, und zitiert namentlich Rodbertus häufig. Er bemüht sich, sein Publikum für die Sozialisierung der Produktion durch Ausdehnung der Staats- und Gemeindebetriebe zu gewinnen. Utopist ist er freilich auch, da er glaubt, daß die gegenwärtige Gesellschaft durch solche Sozialisierung in den Kommunistenstaat hineinwachsen werde. Der Sozialismus erweist den bürgerlichen Nationalökonomen und den Staatsmännern den Dienst, daß er sie die Fehler der bestehenden Produktionsordnung erkennen lehrt und ihnen ein Muster vorhält, nach dem sie zu verbessern ist, aber von den beiden Gedanken, daß die absolut vollkommne Produktionsordnung Wirklichkeit werden könne, und daß ihre Verwirklichung, wenn sie möglich wäre, der Himmel auf Erden sein würde, ist der eine so utopisch wie der andre. In der Praxis schadet ja

dieser Utopismus nichts. Dagegen wird der Nutzen, den das Buch in Belgien ohne Zweifel stiften wird (in Deutschland ist es überflüssig, da wir gute Schriften dieser Art in Masse haben), durch zwei Irrtümer, die der Verfasser mit allen seinen Parteigenossen teilt, einigermaßen beeinträchtigt werden. Der eine besteht in der Ansicht, daß die demokratische Republik dem sozialistischen Ideal näher stehe als der monarchische „Klassenstaat," weil die Verwaltung in jener zum Besten des ganzen Volkes, in diesem im Interesse der herrschenden Klasse geführt werde. Eine Vergleichung der französischen mit den deutschen Zuständen, der französischen Eisenbahnpolitik mit der deutschen, der französischen Präfektenwirtschaft mit der deutschen, namentlich der preußischen Selbstverwaltung der Provinzen, Kreise und Gemeinden, der französischen Arbeitergesetzgebung mit der deutschen, deren Überlegenheit von den französischen Autoritäten anerkannt wird, der nach Parteirücksichten und in der Form von Beutejägerei betriebnen parlamentarischen Ämterbesetzung (daß in Frankreich nicht Fachmänner, sondern Parteigrößen Minister werden, gesteht Vandervelde selbst) mit der im ganzen zweckmäßigen und gewissenhaften Auswahl der Beamten in Deutschland, eine solche Vergleichung müßte die „Genossen" schon längst eines bessern belehrt haben. Die Demokratie ist die beste Staatsform für ein Gemeinwesen, das so klein ist, daß es von jedem Mitgliede übersehen werden kann, und für ein zur Selbstverwaltung so befähigtes Volk wie die Deutsch-Schweizer sind. Aber in einem großen Volke, das noch dazu so wenig Anlage zur Selbstregierung hat wie die Kelten, sind Demokratie und Parlament weiter nichts als bequeme Werkzeuge für herrschsüchtige und beutegierige Cliquen. Der Staat wird dann erst recht Klassenstaat, während eine kräftige monarchische Regierung imstande ist, den Beherrschten Erleichterung zu verschaffen, wenn der Druck, den die herrschenden Klassen ausüben, das erträgliche und mit dem Gemeinwohl noch vereinbare Maß überschreitet. Der andre Schaden, den die einseitige sozialistische Auffassung anrichtet, besteht darin, daß sie dem Blick die Naturbedingungen des Volkswohls entschwinden läßt. Vandervelde schildert das Elend flämischer Zwergbauern, die, da sie ihr Ackerfleck nicht ernährt, in einem zwei Eisenbahnstunden entfernten Bergwerk arbeiten müssen, und die also höchstens zehn Stunden täglich daheim sind. Wie töricht, sich einzubilden, einer solchen Bevölkerung könne durch Abänderung der Staats- und Gesellschaftsordnung geholfen werden! Für sie gibt es nur zwei Heilmittel: Bodenzuwachs, und wenn dieser nicht möglich ist, Auswanderung.

Die Trusts und die Zukunft der Kulturmenschheit. Theodor Duimchen hat im vierten Bande des Jahrgangs 1895 der Grenzboten erzählt, wie Rockefeller sein Petroleummonopol ergattert hat, und hat das Bild des rücksichtslosesten aller jetzt lebenden Geschäftsleute in schöne historische, politische und nationalökonomische Betrachtungen eingerahmt. Den sechs Grenzbotenaufsätzen hat er nun noch vier hinzugefügt (Die versäumte Gelegenheit; Die Gefahr, die uns droht; Rettung? Der höhere Standpunkt) und das Ganze unter dem angegebnen Titel als sechsten Band von Leo Bergs Kulturproblemen der Gegenwart (Berlin, Johannes Räde, 1903) herausgegeben. Duimchen trägt in der Schilderung der Gefahr, die uns, dem Vaterlande, der Monarchie, der deutschen Kultur von den amerikanischen Milliardären drohe, sehr stark auf: Cäsars Weltherrschaft, die blutigrote religiös-militärische Diktatur Spaniens, die Despotie der Attila, der Dschingiskhans sei Kinderspiel „gegen die graue Öde, das bare Elend und die völlige Entmenschung des Menschengeschlechts, die der Krämer aus Cleveland heraufzuführen begonnen hat." Jedoch Großes geschieht wirklich, Größeres bereitet sich vor jenseits des Ozeans, und da kann es nicht schaden, wenn der bequeme Philister mit kräftigen Rippenstößen aufgerüttelt und genötigt wird, sich das drohende Unheil genau anzusehen. Schade, daß das stilistisch gut gearbeitete Buch nicht auch sorgfältig korrigiert worden ist; um nur zweierlei zu erwähnen: Seite 186 und 187 steht viermal Konferenzlinien für Konkurrenzlinien, und Seite 195 Quadrat für Rechteck.

Aus Landwirtschaft, Industrie und Handel

Zollpolitik und Reichstagswahlen. Nachdem das preußische Herrenhaus durch seinen Beschluß vom 1. Mai der extremen agrarischen Opposition eine für die Wahlagitation so verhängnisvoll brauchbare Förderung hat zuteil werden lassen, ist die Gefahr, die für unsre Zollpolitik aus dem Wahlergebnis zu erwachsen droht, bedeutend verschärft worden: die Gefahr, daß im neuen Reichstage für den Abschluß neuer Handelsverträge, denen der Bundesrat zustimmen kann, überhaupt keine Mehrheit zu haben sein wird. Der Schade, den unser ganzes Wirtschaftsleben davon haben müßte, würde ungeheuer sein und uns doppelt hart treffen in einer Zeit, wo wir uns von schweren Rückschlägen eben erst etwas zu erholen beginnen. Verwunderlich wäre es nicht, daß nach dem demonstrativen Eintreten des Herrenhauses für eine extreme Oppositionspolitik die Delbrückschc Parole: man solle bei den Wahlen den Sieg eines Sozialdemokraten für das kleinere Übel ansehen im Vergleich mit dem eines Gefolgsmanns des Bundes der Landwirte, sogar bei ernsthaften und sonst maßvollen Politikern Beachtung fände, so grundverkehrt sie auch ist. Denn es ist doch wirklich ein ganz unpraktischer Studierstubengedanke, heute bei uns den Teufel durch Beelzebub austreiben zu wollen. Delbrück selbst müßte sich an den Fingern abzählen können, daß mit Hilfe der Sozialdemokraten für den Bundesrat schlechterdings keine annehmbaren Handelsverträge im neuen Reichstage durchzusetzen sein werden, und daß Handelsverträge, für die die Sozialdemokraten überhaupt zu haben sind, auch wenn sie im Reichstag eine Mehrheit fänden, von den verbündeten Regierungen niemals angenommen werden könnten. Was kann also eine solche Parole nützen? Am allerwenigsten kann sie zum „Niederwerfen“ des Bundes der Landwirte, das Delbrück verlangt, irgend etwas beitragen. Das Gegenteil ist wahrscheinlich: sie wird dem Bunde zugute kommen. Nur wer sich auf den Boden des neuen Zolltarifs stellt und den verbündeten Regierungen bei der mit ihnen zu verfolgenden Handelsvertragspolitik treue Gefolgschaft leistet, kann, wie nun einmal die Sachen liegen, die Erreichung dieses unbedingt anzustrebenden Ziels praktisch fördern. Nur mit den verbündeten Regierungen, niemals mit der Sozialdemokratie kann der Sieg des vom Bunde vertretnen „krassen Materialismus“ vereitelt werden. Das müssen namentlich die Herren vom Handelsvertragsverein und ihre Gesinnungsgenossen endlich einsehen, die sich in völliger Verkennung des Möglichen und Unmöglichen immer noch der Illusion hinzugeben scheinen, daß wir für eine längere Periode zu einer Erneuerung der alten Handelsverträge kommen könnten. Die Verranntheit in die Parteiillusionen ist freilich links und rechts viel zu groß, als daß man bis zum 16. Juni noch auf einen Sieg der zur Zeit allein praktischen und möglichen Zollpolitik in der Wählerschaft rechnen könnte. Die Wahlen am 16. Juni werden deshalb voraussichtlich nur die Einleitung zu einer neuen Wahlkampagne sein. Erst nach Auflösung des an diesem Tage gewählten Reichstags wird man darauf hoffen können, daß sich in Landwirtschaft, Industrie und Handel Deutschlands die vernünftigen Leute zu einer vernünftigen Wahlparole einigen werden. Und wenn eine Auflösung nicht hilft, dann würde — so schmerzlich das auch wäre — eine zweite oder dritte helfen müssen. Sollten inzwischen, mit oder ohne Zollkrieg, Industrie und Handel Hunderte von Millionen einbüßen, so werden mit den Agrariern, die zunächst dabei zu gewinnen hoffen, die Vertreter des sogenannten „mobilen Kapitals,“ die dabei nur verlieren können, die Verantwortung tragen.

Eine neue Statistik der Hypothekenverschuldung des preußischen Bodens. Am 23. April hat die Agrarkommission des preußischen Abgeordnetenhauses schriftlich über zwei Petitionen berichtet, die eine eingehendere Statistik der Hypothekarverschuldung des preußischen Bodens verlangen. Der Bericht erhält durch eine ausführliche Erklärung des Kommissars des Ministers für Land-

wirtschaft, Domänen und Forsten zur Sache eine besondre Bedeutung, die hier zu registrieren ist. Der Regierungskommissar erkennt die Mängel der bisherigen Statistik vollkommen an. Die alljährlich erhobne Statistik der Hypothekenbewegung gäbe über den Hypothekenstand und sein Verhältnis zum Wert- und Pfandobjekt natürlich keinen Anfschluß und leide außerdem an dem Mangel, daß sie in den „ländlichen" Bezirken auch die Eintragungen und Löschungen umfasse, die sich auf Grundstücke oder Anlagen von nichtlandwirtschaftlichem Charakter bezögen. Dieser Mangel falle um so schwerer ins Gewicht, je mehr — wie namentlich in vielen Gegenden des Westens — die Industrie in Gemeinden von überwiegend ländlichem Wesen eindringe und dort die Hypothekenbewegung (natürlich mit besonders hohen Belastungszahlen, wie z. B. bei Bergwerken) beeinflusse. Auch zwei weitere, auf eine kleine Zahl von Probebezirken beschränkte Versuche, die Höhe der Verschuldung überhaupt und im Verhältnis zu den Bodenwerten zu erfassen, reichten für den gewollten Zweck nicht aus, und zwar namentlich aus folgenden Gründen: 1. der buchmäßige Schuldenbestand, den sie angeben, sei oft höher als der wirkliche, weil Schulden oft ganz oder teilweise schon abgezahlt oder nicht gelöscht worden waren; 2. es fehle jeder Nachweis über die persönlichen Schulden des Besitzers; 3. es sei nicht zu sehen, inwieweit etwa den eingetragnen Schulden auch Forderungen des Besitzers an andre oder sonstige Vermögensstücke gegenüberständen. Es könne und solle namentlich häufig vorkommen, daß wohlhabende Besitzer den billigen Landschafts- oder sonstigen Anstaltskredit in verhältnismäßig hohem Grade ausnutzten, um die aufgenommnen Kapitalien anderweitig vorteilhaft auszuleihen. In ähnlicher Weise könnten die Besitzer hochverschuldeter Landgüter, wenn sie zugleich im Besitz von Häusern, beweglichem Vermögen oder Gewerbeanlagen- und Betriebskapitalien wären, in durchaus günstiger Vermögenslage sein. Alle diese Mängel ließen sich unter Umständen beseitigen oder doch bedeutend abschwächen, wenn es gelänge, die Materialien der Einkommens- und Ergänzungsbesteuerung in umfassender Weise für die Verschuldungsstatistik nutzbar zu machen. Darüber schwebten augenblicklich Verhandlungen zwischen den beteiligten Ressorts. Es sei zu hoffen, daß diese in absehbarer Zeit zu einem befriedigenden Abschluß gelangen würden.

Die vom Regierungskommissar geforderte und in Aussicht gestellte Ergänzung wegen der persönlichen Schulden und des sonstigen Vermögens der Besitzer gehört streng genommen nicht zur Hypothekenstatistik, ist aber, wenn die Bedeutung der Hypothekenschulden für den Einzelnen wie für das Ganze richtig beurteilt werden soll, unerläßlich. Gelingt es, diese Statistik in der angedeuteten Weise durchzuführen, so wird Herr von Podhielski sich ein großes Verdienst nicht nur um die deutsche Landwirtschaft, sondern auch um die deutsche Volkswirtschaft überhaupt erworben haben.

Gerade die über den engen Rahmen der eigentlichen Hypothekenstatistik hinausgehende Frage nach dem gewinnreichen anderweitigen Ausleihen der zu billigem Zinsfuß aufgenommnen Hypothekenkapitalien, namentlich aber die Frage nach dem Besitz von „Häusern, beweglichem Vermögen oder gewerblichem Anlage- und Betriebskapital" neben dem beliehenen Gute nötigen durchaus dazu, auch das landwirtschaftliche Betriebskapital — eignes wie geliehenes — in die statistische Erhebung einzubeziehn, worauf schon in Heft 16 der Grenzboten hingewiesen worden ist. Wenn man die ungeheure Verschiedenheit und die gewaltige Steigerung des Betriebskapitals, die sich namentlich in den letzten beiden Jahrzehnten entwickelt haben, im Verhältnis zum Grundwert (mit Einschluß der Gebäude, soweit diese nicht Luxuswerte sind) je nach dem Intensitätsgrade des Betriebs betrachtet, so wird man die Frage nach dem Betriebskapital Herrn von Podhielski am allerwenigsten erlassen können. Es liegt auf der Hand, daß das natürliche Risiko in der Landwirtschaft mit der Kapitalintensität ganz gewaltig gewachsen ist, ganz abgesehen von der Erhöhung des Risikos infolge der viel größern Anforderungen, die der intensive Betrieb an die persönliche Tüchtigkeit des Wirtschafters stellt. Die Schätzung des Betriebskapitals ist ja meistens sehr schwierig, besonders die des umlaufenden, und es ist klar, daß nur durch eine große Anzahl wohl vorbereiteter und durchgeführter Enqueten eine brauchbare Unterlage für den Aufbau einer solchen Statistik gewonnen werden könnte. Darum wird man aber überhaupt nicht herumkommen, wenn man wissen will, was man vor dem Wagnis der großen Entschuldungsaktion, von der man spricht, wissen muß. Hoffentlich wird dann

auch die Frage nach der irrationellen Intensität und ihrer Bedeutung für die Überschuldung und den ganzen Notstand in der Landwirtschaft so tief angeschnitten werden, daß sie nicht mehr von der Tagesordnung verschwindet bis zur wünschenswerten Beantwortung. Der preußische Landwirtschaftsminister hat auch für diese Frage in einigen seiner vielen Ansprachen und Reden ein sehr berechtigtes Interesse bekundet. In der landwirtschaftlichen Fachliteratur ist sie bisher viel zu sehr vernachlässigt worden.

Geschäftsberichte der Aktiengesellschaften und andres. In Heft 18 der Grenzboten ist bei der Besprechung des letzten Geschäftsberichts der Landbank in Berlin der Verwaltung sachlich die größte Anerkennung gezollt worden. Umsomehr mußte und konnte von dem formellen Inhalt des Berichts die größte Klarheit und Durchsichtigkeit verlangt werden. Daß es die Aktiengesellschaften daran in der Regel fehlen lassen, ist eine allgemeine, sehr berechtigte Klage. Noch viel mehr muß beklagt werden, daß seit etwa fünfzig Jahren durch Verwertung industrieller und andrer Unternehmungen in der Form von Aktien zum Börsenspiel schwer gesündigt worden ist. Diese Gefahr ist überall vorhanden, wo die Aktien an deutschen Börsen gehandelt werden. Gerade bei Unternehmungen von hohem volkswirtschaftlichem Wert muß vor dieser Gefahr immer wieder gewarnt werden. Das ist klar und kann im Ernst nicht mißverstanden werden, auch das nicht, was wir in dem erwähnten Artikel gesagt haben. Die Landbank ist viel zu gut zur Spekulation, ja schon zum täglichen Handel an der Börse. Ihre Aktien sollten als dauernde Anlagewerte schon längst in festen Händen sein und bleiben.

Am Effektenmarkt. Wer die Börsenberichte der angesehenern Tages- und Fachblätter in den letzten Wochen mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, der muß den Eindruck gewonnen haben, daß der deutsche Effektenmarkt auch in stillen Zeiten fast ganz auf die Industriewerte abgestimmt ist, wogegen die Vibrationen andrer Effekten, mögen sie noch so massenhaft vorhanden und auch am Markte sein, nur wenig Eindruck machen. Natürlich quält man sich redlich ab, etwas lebhaftere Bewegung in die Industriewerte zu bringen, denn sonst gibts kein Geschäft, und ist der Zweck des Markts nach Ansicht sehr vieler verfehlt. Das ist zur Zeit eine recht schwere, langweilige Arbeit, denn tatsächlich gibt die wirkliche Lage der deutschen Industrie so gut wie gar keine Veranlassung zu merklichen Kursbewegungen, weder nach unten noch nach oben. Die schwere Krisis von 1901 ist freilich überwunden, aber leider hat die Spekulation aus den bekannten, namentlich aus dem außergewöhnlich, ja unnatürlich starken Export von Rohmaterialien und Halbfabrikaten hergeholten Gründen im letzten Halbjahr die Kurse der wichtigsten Effekten in die Höhe getrieben, ohne daß die Steigerung der gesunden dauernden Aufnahmefähigkeit des innern Markts oder der lohnende Absatz von fertigen Waren ins Ausland schon durch unzweideutige Anzeichen hinreichend nachgewiesen gewesen wäre. Deshalb kann die Zurückhaltung, die seit kurzem vom Effektenmarkt häufiger gemeldet wird, nur mit Genugtuung begrüßt werden. Sie ist das einzig Vernünftige sowohl im Interesse der Gesamtheit, wie auch in dem unsrer zu Börsenspielzwecken viel zu sehr mißbrauchten Industrie. Das verehrliche Publikum, das auf gemachte Haussen immer wieder hineinfällt, obwohl es weiß, daß, nachdem der Gewinn durch die Herren vom Fach abgeschöpft worden ist, die Letzten unweigerlich von den Hunden gebissen werden müssen, verdient gar kein Mitleid. Ebensowenig, ja noch viel weniger, als die Herren Landwirte, die bis Ende der siebziger Jahre Güter kauften, weil sie annahmen, der Dümmere müsse sich als Käufer finden, und die dann selbst die Dümmsten blieben. Also: Vertrauen zur Gesundung der deutschen Industrie und auf ihre schöne Zukunft? — ganz gewiß! — aber Zurückhaltung gegenüber jeder „Hausse“ der Industriewerte!

Das Vertrauen auf die Erhaltung des äußern Friedens ist auf dem Effektenmarkt, wie es scheint, trotz der Wirren im Orient und der Entente cordiale der Westmächte unerschütterlich, und es ist sicher gerechtfertigt. Gerade nach dieser Richtung hin hat der Effektenmarkt immer eine feine Witterung bewiesen, und es ist kein Grund vorhanden, weshalb die deutschen Börsen heute eine schlechtere Nase haben sollten als früher. Im Gegenteil, seitdem die deutschen Banken in sehr anerkennenswerter Weise dem deutschen Warenhändler ins Ausland gefolgt sind, zum Teil ihm voranzugehn angefangen haben, ist die Beobachtung und die

Beurteilung der äußern politischen Lage und ihrer immer zahlreichern Reibungsflächen durch die Börsen unzweifelhaft besser und schärfer geworden. Ihr Zutrauen zum äußern Frieden hat an Zuverlässigkeit gewonnen, wenn auch Überraschungen niemals unmöglich sein werden.

Die innere Politik, vor allem die bevorstehenden Wahlen scheinen die Börsianer noch immer wenig zu interessieren. Agrarier wird man auf dem Effektenmarkt wohl wenige finden, Freunde und Förderer der Sozialdemokratie um so zahlreicher. Ein heredtes Zeichen für die Kürze der Gedanken und des Strebens der Masse in der Börse. Sie ist blind und taub gegen die Gefahr, die mit jedem weitern Machtzuwachs dieser Partei der gesamten deutschen Volkswirtschaft und gerade den Werten, von denen die Börse lebt, erwachsen muß. Die Not wird die Herren vom sogenannten mobilen Kapital wohl bald beten lehren, wenn ihnen die Extremen rechts und links vollends über den Kopf gewachsen sein werden. Und es wird ihnen dann wahrscheinlich kein Schreien helfen.

Zur Kartellenquete. Die stenographischen Berichte über die vom Reichsamt des Innern am 26. und 27. Februar veranstalteten Verhandlungen über das „Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat“ und die „Oberschlesische Kohlenkonvention“ sind im Reichsanzeiger vom 25. und 30. April endlich veröffentlicht worden. Sie enthalten wenig Neues und gar nichts Aufregendes, werden aber doch vielleicht den Herren Volkswirten Anregung geben, die Kartellfrage in einer neuen Auflage von Büchern, Broschüren und Aufsätzen durchzudreschen, obwohl beim unreifen Getreide dadurch ebensowenig etwas Rechtes erreicht wird, wie beim leeren Stroh. Klar wird durch die Berichte, daß die Lage des Kartellwesens bei uns ein unmittelbares Eingreifen der Gesetzgebung noch nicht erfordert. Daß solche Vereinigungen viel schaden können, wenn sie von der Habsucht gemißbraucht werden, darüber konnte kein vernünftiger Mensch jemals in Zweifel sein; ebensowenig darüber, daß sie viel nützen können und vielfach notwendig sind. Aber welche nützliche und notwendige Einrichtung kann nicht gemißbraucht werden? Um dem Mißbrauch vorzubeugen, ist vorläufig das beste und einzig angezeigte Mittel, die Machthaber zu überzeugen, daß man ihnen scharf auf die Finger sieht. Das hat das Reichsamt des Innern durch diese sogenannte Enquete über die Kohlenkartelle in taktvoller und staatsmännisch praktischster Weise zu erreichen gesucht und zum Teil sicher erreicht. Wenn von sozialistischer Seite behauptet wird, die Verhandlungen seien eine „Komödie“ gewesen, bei der man die Aufklärung über Mißbräuche und Gefahren absichtlich hätte vermeiden wollen, so ist das Irrtum oder Lüge. Leider sind die rheinisch-westfälischen Montanmagnaten seit 25 Jahren — wo man sie als „Notleidende“ gern schreien hörte — von Regierungsleuten und auch von vielen andern arg verwöhnt worden. Sie glauben das Dogma vertreten zu dürfen, daß sie ihre Millionengewinne nur aus Patriotismus, zum gemeinen Besten, einheimsten. Wehe dem, der sie etwa als gewöhnliche sündige Menschen und der Habsucht fähige Geschäftsleute ansehen wollte. In dieser Beziehung haben Verhandlungen wie die vom 26. und 27. Februar eine unschätzbare erziehende Bedeutung. Man fahre nur so fort, und der Erfolg wird nicht ausbleiben. Mit den amerikanischen Trusts können unsre Kartelle in Bezug auf die Gefährlichkeit gar nicht verglichen werden. Gerade ihre „demokratische“ Organisation schwächt die Gefahr ab, die die oligarchische, zum Teil monarchische Organisation der Trusts heraufbeschwört. Zur gefährlichen Trustbildung gehört eine so ungesunde Vermögensverteilung, wie sie in den Vereinigten Staaten besteht. Sollten die Mängel unsers Aktienwesens zu etwas ähnlichem führen, so wird dort der Damm zu ziehn sein. Heute liegt die Sache noch im Stadium der Doktorfragen. Da würde gesetzgeberisches Eingreifen wahrscheinlich mehr schaden als nützen.

Dänemarks Handelsflotte. Die dänische Statistik der Handelsflotte weist alle Schiffe mit einem Nettoraumgehalt von mehr als vier Registertons mit Ausnahme von Kriegsschiffen und andern dem Staat gehörenden Schiffen, die nicht als Fracht- oder Handelsschiffe benutzt werden, nach. Auch Prahme und Leichterschiffe ohne eigne Fortbewegungsfähigkeit sind nicht eingerechnet. Dagegen ist die Fischereiflotte mitgezählt. Es ist überall der Nettoraumgehalt in Registertons nach der britischen Regel angegeben. Der gesamte Stand an Handelsschiffen unter dänischer Flagge (über vier Registertons) vom 31. Dezember 1901 war folgender:

	Segelschiffe		Dampfschiffe		Zusammen	
	Zahl	Registertons	Zahl	Registertons	Zahl	Registertons
Eigentliches Dänemark .	3026	142524	497	256548	3523	399072
Faröerinseln	101	7596	2	293	103	7889
Island	129	6554	36	2511	165	9065
Dänisch-Westindien . .	49	514	1	8	50	522
Im ganzen	**3305**	**157188**	**536**	**259360**	**3841**	**416548**

Im Jahre 1870 bestand die Handelsflotte des eigentlichen Dänemarks — wovon im folgenden nur die Rede ist — aus 2808 Schiffen mit 178646 Registertons, worunter nur 89 mit 10453 Dampfer waren. Der durchschnittliche Raumgehalt eines Schiffes war im Jahre 1870 bei den Segelschiffen 62 und bei den Dampfern 117 Registertons. In der Zeit seit 1895 haben sich diese Verhältnisse wie folgt geändert:

Bestand am 31. Dezember	Segelschiffe Registertons im ganzen	Segelschiffe Registertons im Durchschn. auf 1 Schiff	Dampfschiffe Registertons im ganzen	Dampfschiffe Registertons im Durchschn. auf 1 Schiff	Zusammen Registertons im ganzen
1895	178906	59	144059	359	322965
1896	172537	58	163171	390	335708
1897	162931	54	180709	414	343640
1898	158155	52	223134	469	381289
1899	155271	51	255198	513	410469
1900	146900	49	247353	512	394253
1901	142524	47	256548	516	399072

Auch die dänische Reederei hat also an der hastigen Vermehrung der Handelsflotte in den neunziger Jahren teilgenommen und unter dem natürlicherweise eingetretnen Rückschlage zu leiden gehabt.

Der Zugang an Dampfern gestaltete sich in den letzten fünf Jahren wie folgt:

	Durch Neubau in Dänemark			Durch Ankauf aus dem Ausland		
	Zahl	Registertons	Wert	Zahl	Registertons	Wert
1897	9	7561	3800000 Kr.	20	13861	4109900 Kr.
1898	9	3916	2800000 „	48	43602	13554300 „
1899	8	5034	2200000 „	36	35117	11152800 „
1900	5	727	1150000 „	16	9574	3409500 „
1901	12	5584	3852000 „	14	8739	3269900 „

Segel- und Dampfschiffe zusammen wurden für nachstehende Beträge (in Kronen) in den Jahren

	1897	1898	1899	1900	1901
vom Ausland gekauft . . .	4366600	13884100	11648600	3940400	3704100
ans Ausland verkauft	572400	959500	1434200	4708300	1657400

Von der Dampferflotte waren Ende 1901 in Kopenhagen heimatberechtigt 58,6 Prozent der Schiffe und 83,9 Prozent der Registertonnage, von den Segelschiffen dagegen nur 9,1 und 10,4 Prozent.

An dem ganzen Frachtumsatz (Eingang und Ausgang zusammen) zwischen Dänemark und dem Auslande waren unter andern beteiligt in Prozenten der in dänischen Häfen geladnen und gelöschten Gütermengen

	1897	1898	1899	1900	1901
die dänische Flagge . . . mit	48,3	51,0	52,9	52,8	51,0
„ schwedische Flagge . . . „	14,3	13,7	12,7	14,2	15,6
„ britische Flagge . . . . „	16,8	14,5	13,4	10,5	11,1
„ deutsche Flagge . . . . „	8,7	8,2	9,2	9,0	9,2
„ norwegische Flagge . . .	9,3	9,4	8,9	10,0	9,4

Auch hier ist also, wie fast überall in der Welt, der Anteil der britischen Flagge nicht nur im Verhältnis zu dem der einheimischen, sondern auch im Verhältnis zu dem der andern fremden Flaggen zurückgegangen.

In der Seeschiffahrt zwischen den dänischen Häfen untereinander ist das Übergewicht der dänischen Flagge natürlich noch weit größer. Unter den fremden Flaggen stand hier 1901 die britische noch obenan, dann kam die schwedische, und nach dieser — und zwar fast nur durch Segelschiffe vertreten — erst die deutsche Flagge.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften, auch wegen des volkswirtschaftlichen Teiles, wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).

Anzeigen

Alleinige Inseratenannahme durch

Hermann Weigel, Berlin C., Neue Friedrichstrasse 41/42

Preis für die zweigespaltne Nonpareillezeile 1 Mark. Umschlagseiten erhöhte Preise

„Adler", Deutsche Portland Cement-Fabrik Act.-Ges., Berlin.

Bilanz-Conto per 31. Dezember 1902.

Debet. *Credit.*

	Mark	Pf.	Mark	Pf.		Mark	Pf.	Mark	Pf.
An Grundstücks-Conto . .	213000	—			Per Actien-Capital-Conto			4000000	—
Zugang	31	68			„ Reservefonds-Conto .			2970000	—
	213031	68			„ Special-Reservefonds-Conto			20000	—
ab Abschreibungen	1640	68	211391	—	„ Conto-Corrent-Reserve-Conto . . .			20000	—
„ Gebäude-Conto	377400	—			„ Erneuerungsfonds-Conto			20000	—
Neu- und Umbauten	12418	74			„ Conto-Corrent-Creditores			167834	23
	389818	74			„ Dividenden-Conto 1900	170	—		
ab Abschreibungen	16309	74	373509	—	„ Dividenden-Conto 1901	380	—	550	—
„ Inventar-Conto	237600	—			„ Hypotheken-Conto Rüdersdorf			2500000	—
Neuanschaffungen und Verbesserungen	49839	85			„ Cautions-Hypothek Zossen			100000	—
	287439	85			„ Arbeiter-Unterstützungskasse, Rüdersdorf			10816	—
ab Abschreibungen	41267	85	246172	—	„ Beamten-Pensionskasse			32448	—
„ Inventur-Bestand: Bestand an fertigen und halbfertigen Fabrikaten, sowie zur Fabrikation und Reparatur notwendigen Materialien und Ersatzstücken			286950	62					
„ Assecuranz-Conto . .	4017	90							
ab Abschreibungen	4017	90							
„ Cassa-Conto			19462	28					
„ Effecten-Conto			167766	89					
„ Cambio-Conto			4687	25					
„ Conto-Corrent, Debitores			128071	48					
„ Debitor gegen umstehende Caution . .			100000	—					
„ Portland-Cement-Fabrik „Rüdersdorf" .			8109179	87					
„ Verlust-Conto Zossen	138703	84							
„ Verlust-Conto Rüdersdorf	55754	—	194457	84					
			9841648	23				9841648	23

Gewinn- und Verlust-Conto 1902.

Debet. *Credit.*

	Mark	Pf.	Mark	Pf.		Mark	Pf.	Mark	Pf.
An Abschreibungen auf Grundstücks-Conto	1640	68			Per Saldo-Vortrag			50742	57
Gebäude-Conto . .	16309	74			„ Fabrikations-Conto .			624077	13
Inventar-Conto . .	41267	85	59218	27	„ Miets-Conto			7093	04
„ Betriebs-Unkosten-Conto			592593	90	„ Kahn-Ertrags-Conto			2166	18
„ Unkosten- u. Gehälter-Conto			107154	64	„ Bilanz-Conto			194457	84
„ Assecuranz-Conto . .			4017	90					
„ Steuern- und Abgaben-Conto			40012	92					
„ Zinsen-Conto			8713	88					
„ Abschreibungen auf Conto-Corrent-Conto			11071	25					
„ Verlust „Rüdersdorf"			55754	—					
			878536	76				878536	76

PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX & TILDEN FOUNDATIONS

Nochmals die Reichstagswahlen

Je näher der Zeitpunkt der Reichstagswahlen heranrückt, desto mehr beschäftigen sich alle politischen Parteien mit ihrer Stellung dazu. Am rührigsten dürfte auch diesesmal die sozialdemokratische Partei auftreten, die nicht allein in ihrer Presse, sondern auch durch Versammlungen und Vorträge auf die Wähler einzuwirken und sie für ihre Interessen zu gewinnen sucht — und versteht. Daß die Sozialdemokraten bisher am meisten Erfolge bei den industriellen Arbeitern erreicht haben, ist bekannt; mit der Zunahme dieser Arbeiterklasse und ihrem gesteigerten Zuzug nach den großen Städten ist die Zunahme der sozialdemokratischen Partei und ihres Einflusses verknüpft. Wenn man die Auslassungen der sozialdemokratischen Presse verfolgt, und wenn man die Reichstags-, Landtags- und Kommunalwahlen betrachtet, so möchte man beinahe annehmen, daß es überhaupt keine oder doch nur sehr wenig Arbeiter mehr gäbe, die nicht sozialdemokratisch dächten und wählten. Diese Annahme würde nun unbedingt falsch sein, doch muß allerdings leider zugegeben werden, daß bei weitem der größte Teil der Arbeiter tatsächlich unter dem Einfluß der sozialdemokratischen Parteileitung steht. Fragt man nach dem Grunde dieser Erscheinung, so ergibt sich als der wesentlichste: die außerordentliche Rührigkeit und unermüdliche Agitation der sozialdemokratischen Leitung, die den Grundsatz verfolgt, zunächst und mit allen Mitteln Unzufriedenheit zu erregen und zu schüren; sie weiß sehr wohl, daß Unzufriedenheit die Grundlage ist für alle Forderungen und deren Konsequenzen: Bekämpfung des Arbeitgebers, höhere Löhne und geringere Arbeitszeit, Arbeitseinstellungen, immer engerer Anschluß an die die Erfüllung aller Wünsche in Aussicht stellende und versprechende Partei, und endlich, als ultima ratio, sozialdemokratische Wahlen. Dann ist das zur Zeit erreichbare Ziel, das fortwährende Wachstum des Einflusses in den Parlamenten und in den Gemeindevertretungen erreicht.

Die sozialdemokratischen Führer sagen: Wir sind die Einzigen, die sich im täglichen Leben sowohl wie im Reichstage, im Landtage und in der Gemeindevertretung des arbeitenden und des armen Volkes annehmen; wir allein vertreten die Interessen des Proletariats, oder richtiger gesagt, des Arbeiters,

während alle andern Parteien nur das Interesse des Unternehmers, des Kapitalisten im Auge haben. Wie nun der Tropfen den Stein höhlt, so übt auch dieses jeden Tag wiederholte Wort endlich seine Wirkung aus, und trotz allem, was der Staat seit dreißig Jahren getan hat, wachsen die Unzufriedenheit und der Glaube, daß es nur die Sozialdemokratie sei, die für die Interessen der Arbeiter, d. h. für die auf ihrer Hände Arbeit angewiesenen eintrete. Es liegt in der Natur des Menschen, daß man der Partei, auf deren Unterstützung man angewiesen zu sein meint, schließlich selbst beitritt und sich dann auch den von dieser Partei verkündeten und vertretnen Grundsätzen anschließen muß. Hierher gehört die Entfremdung von der christlichen Religion, von der Vaterlandsliebe, von der Treue und Anhänglichkeit an Kaiser und Landesfürsten, vielfach auch an die Familie. Vergessen wird dann alles, was Deutschland, allen andern Ländern voranschreitend, für die arbeitenden Klassen, namentlich im Alter und bei Arbeitsunfähigkeit, tut, vergessen die Liebe und die Anhänglichkeit an das Vaterland, vergessen die glorreiche Zeit vor dreißig Jahren, wo sich unser Volk unter der Führung seiner Fürsten das geeinte Vaterland erkämpfte. Wir haben noch viele Tausende von Landsleuten, die an den Kriegen der Jahre 1864, 1866 und 1870 teilgenommen haben, wir haben Hunderttausende, die dem Verbande der Militärvereine angehören, wir haben viele Tausende von Arbeitern, die sich in ihren Arbeitverhältnissen nach jeder Richtung hin wohl und glücklich fühlen — und trotzdem nehmen die Stimmen, die bei den Wahlen für die sozialdemokratischen Kandidaten abgegeben werden, von Jahr zu Jahr zu. Der gute Einfluß der bürgerlichen Parteien, der Arbeitgeber und der gutgesinnten Arbeiter schwindet mehr und mehr vor dem Einfluß der sozialdemokratischen Agitatoren, obgleich namentlich die ältern Arbeiter wohl einsehen, daß deren Lehren ihnen kein Heil bringen, daß ohne Religion, ohne Vaterlandsliebe, ohne treue, auf Arbeitsamkeit und Sparsamkeit begründete Sorge für Weib und Kind kein irdisches Glück erreicht und bewahrt werden kann. Die Macht der Sozialdemokratie und ihrer Lehren liegt aber darin, daß diese einen guten Kern haben, daß es wirklich in den sogenannten untern, auf ihrer Hände Arbeit angewiesenen Klassen viel Not und Elend gibt, und daß der sozialdemokratischen Initiative ohne allen Zweifel manche Verbesserung im Dasein der arbeitenden Klasse, manche Errungenschaften in der Gesetzgebung und in sozialen Einrichtungen zu danken sind. Dieser gute Kern wird aber überwuchert und zwar hoch überwuchert durch die Auswüchse der sozialdemokratischen Lehren, durch die Verbreitung des Klassenhasses, die Bekämpfung von Religion und Vaterlandsliebe, die geflissentliche Einimpfung von Unzufriedenheit.

Hat sich diese erfolgreiche Agitation bis jetzt in der Hauptsache auf die Kreise der industriellen Arbeiter beschränkt, so sind das nächste Ziel die ländlichen Arbeiter und endlich die Armee. Ist es eines Tages gelungen, hier Fuß zu fassen, die Armee zu unterwühlen, dann darf die Sozialdemokratie ihr Werk als nahezu vollendet betrachten, und es bedarf alsdann nur eines geringen Anstoßes, unser Staatswesen zu stürzen und den Zukunftsstaat der Sozialdemokratie zu errichten. Daß dieser Zukunftsstaat, wenn er wirklich je

zur Tatsache würde, auch nicht annähernd so aussehen würde, wie er jetzt in den Köpfen der sozialdemokratischen Führer spukt, oder wie sie ihn wenigstens darzustellen lieben — selbst an die Durchführbarkeit ihrer Utopien zu glauben, sind sie meist zu gescheit —, darüber herrscht wohl kaum ein Zweifel. Aber immerhin würden nach mächtigen Umwälzungen, die denen der französischen Revolution ähneln dürften, Zustände eintreten, denen vorzubeugen und die mit allen Mitteln zu verhindern ohne jeden Zweifel im Interesse und im Pflichtenkreis aller derer liegt, die nicht auf die sozialdemokratischen Lehren und Phantasien eingeschworen sind.

Aber was bis jetzt in dieser Richtung getan worden ist, sei es vom Staat, von Korporationen, von politischen Parteien, hat keinen oder doch nur sehr geringen Erfolg gehabt. So lange eine Bekämpfung der Sozialdemokratie nur von solchen Kreisen ausgeht, die nicht selbst zur arbeitenden Klasse gehören, werden sie nie viel ausrichten, weil die sozialdemokratischen Führer immer sagen werden: Diese Leute verstehn nichts davon, sie wissen nicht, wo den Arbeiter der Schuh drückt, und also auch nicht, wie ihm geholfen werden kann. Auch die sehr anerkennungswerten Bestrebungen christlicher Männer wie Stöckers, die durch Gründung der christlich-sozialen Partei ein Gegengewicht schaffen wollen, greifen deshalb nicht durch. Den einzigen richtigen Weg hat unser Kaiser angegeben in seinen Ansprachen an die Arbeiter in Essen und in Breslau. Die Arbeiter selbst müssen den Einfluß der Sozialdemokratie, den Terrorismus ihrer Führer abschütteln und müssen ihre Lehren bekämpfen, das vielfach Unwahre ihrer Behauptungen feststellen in Versammlungen, in der Presse und endlich im Reichstag. Aus vollem Herzen unterschreiben wir die Aufforderung, die der Kaiser an die Kruppschen Arbeiter gerichtet hat, das Tischtuch zwischen sich und den Sozialdemokraten zu zerschneiden. Von Jahr zu Jahr, sagte der Kaiser später in Breslau, hätte sich der deutsche Arbeiter durch sozialdemokratische Agitatoren in dem Wahn erhalten lassen, daß nur durch Anschluß an diese Partei eine Verbesserung ihrer Lage erreicht werden könne, und daß ihre Interessen es gebieterisch verlangten, sozialdemokratische Vertreter in den Reichstag zu wählen. Sie möchten sich doch von diesen Leuten einmal lossagen und möchten aus ihren eignen Kreisen wählen, möchten den „schlichten Mann aus der Werkstatt" in die Volksvertretung senden; der werde dann allen Parteien und vor allem auch der Regierung willkommen sein als Mitarbeiter an allen Gesetzen, die den Zweck haben, das Wohl des Volks zu sichern.

Diese kaiserliche Aufforderung sollte von allen gutgesinnten Parteien auf das nachdrücklichste unterstützt werden. Wir würden in dem Eintreten von Vertretern des mit der Hand arbeitenden Volks in den Reichstag eine ganz außerordentliche Besserung und Festigung unsrer parlamentarischen Institution sehen und zugleich das beste — um nicht zu sagen das einzige — Gegenmittel gegen die immer mächtiger und frecher auftretende Agitation der sozialdemokratischen Partei. So lange sich diese als die einzige hinstellt, die im Reichstage die Interessen der Arbeiter vertritt und alle andern Parteien in der Hauptsache als ihre das Kapital vertretenden Gegner, so lange ist eine wirksame Bekämpfung der Sozialdemokratie im Reichstage nicht möglich. Bleibt

bei Abstimmungen die sozialdemokratische Partei in der Minderheit — wie es jetzt noch meistens der Fall ist —, so ist es sehr leicht, in die Welt hinaus zu verkünden: „Die andern Parteien haben wieder einmal die Genossen überstimmt, die allein für die Interessen der arbeitenden Bevölkerung auftreten.“ Wie anders würde das sein, wenn im Reichstage Vertreter aus den Kreisen der Arbeiter selbst ihren Platz hätten, die nicht Sozialdemokraten wären, sondern im Gegenteil ihre Lehren bekämpften und die alljährlich vorgebrachten Klagen und Beschwerden auf das richtige Maß zurückführten, auf Grund eigner Erfahrungen, eigner Kenntnis der Verhältnisse. Von der Tribüne des Reichstags müßten sie ihren Berufsgenossen beweisen, daß es nicht die Lehren der Sozialdemokratie sind, die ihnen Heil und Glück bringen können. Man sage nicht, daß der gewöhnliche Arbeiter nicht gebildet, nicht intelligent genug dazu sei, im Reichstag als Redner aufzutreten; wir glauben im Gegenteil, daß es in Fabrik und Werkstatt Arbeiter genug gibt, die in jeder Hinsicht geeignet wären, im Reichstage nicht nur zu stimmen, sondern auch zu reden, und die weit besser geeignet wären, die arbeitende Bevölkerung zu vertreten, als der größte Teil der sozialdemokratischen Abgeordneten, die sich aus Advokaten, Gastwirten, Redakteuren und dergleichen mehr zusammensetzen.

Eine große Schwierigkeit würde allerdings in der Diätenfrage liegen; aber wir denken, daß es auch da heißt: „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.“ Will der Kaiser und will das Volk, daß Arbeiter ins Parlament kommen, so muß auch die Möglichkeit dazu geschafft werden. Erscheint nun die Bewilligung von Diäten nicht möglich, so könnten für die Vertreter der nichtsozialistischen Arbeiterpartei ebensogut Mittel beschafft, ebensogut Parteikassen gegründet werden, wie es für die der Sozialdemokratie geschieht. Für die bevorstehenden Reichstagswahlen sollte von allen Ordnungsparteien die Parole ausgegeben werden: Sorgt dafür, daß eine gewisse Anzahl von Männern aus der arbeitenden Klasse in den Reichstag kommt, die nicht Sozialdemokraten, und die befähigt sind, den sozialdemokratischen Führern im Reichstage entgegenzutreten. Sie würden es besser und wirkungsvoller tun können, als die besten Redner andrer Parteien, weil sie die Verhältnisse und die Bedürfnisse der Arbeiter aus eigner Erfahrung kennen. Zugleich, also noch vor den Wahlen, sollte es aber auch möglich sein, durch die Presse in diesem Sinne und nach dieser Richtung hin zu wirken.

Möchte man alle die Mittel, wie sie jetzt zur Errichtung von Denkmälern für Stumm oder Krupp oder für Dank- und Zustimmungsadressen verwandt worden sind, lieber auf die Bildung und den Ausbau einer nicht sozialistisch gesinnten Arbeiterpartei, auf Schaffung einer gut geleiteten Presse und auf eine energisch geleitete Wahlbewegung konzentrieren. Die Gefahr des fortwährenden Anwachsens der Sozialdemokratie ist weit größer, als sich weite Kreise im deutschen Vaterlande träumen lassen. Eine Erscheinung, die wohl zu denken gibt, ist, daß neuerdings christlich und konservativ gesinnte Kreise große Sympathie für die Sozialdemokratie hegen. Namentlich in Süddeutschland kann man diese Beobachtung machen; dort sowohl wie in der deutschen Schweiz hört man vielfach die Ansicht, daß in den Lehren der Sozialdemokratie viel

Gutes und Wahres enthalten sei, daß man aber ihre Irrlehren am besten oder allein dadurch bekämpfen könne, daß man selbst der Partei beitrete und mit den „Genossen" in stetem Verkehr und Gedankenaustausch bleibe. Wir halten dies für einen großen Irrtum, dem ein ganz ungerechtfertigter Idealismus zu Grunde liegt. Entweder man wird mit der Zeit selbst Sozialdemokrat, gibt seinen Glauben, seine Vaterlandsliebe auf, oder man spielt eine unehrliche Rolle und kann leicht von den Genossen als „Spitzel" bezeichnet und gebrandmarkt werden. Die Ansicht, daß man ganz wohl gläubiger Christ, Patriot und überzeugungstreuer Sozialdemokrat zugleich sein könne, ist irrig und beruht auf Unkenntnis oder auf Idealismus. Neben diesen Idealisten, die von der Ansicht ausgehn, sie könnten als Sozialdemokraten am besten allen „leidenden Brüdern" die Hand reichen, gibt es eine große Zahl von Indifferenten, die sich um soziale und politische Fragen möglichst wenig kümmern, und denen auch tatsächlich diese Fragen nicht nahe treten. Sie haben keine Beziehungen zu Arbeiterkreisen, kennen nicht ihre Bedürfnisse und gehn im allgemeinen der Not des täglichen Lebens möglichst aus dem Wege; treten ihnen aber solche Fragen doch einmal nahe, so meinen sie, daß die Fürsorge der Sozialdemokratie für das arbeitende Volk sehr anerkennenswert sei, ihre sonstigen Ziele, wie Umsturz der jetzigen Staatsform, Beseitigung des Privatbesitzes usw. würden sie aber doch nicht erreichen, und im schlimmsten Falle sei ja noch immer das Militär dazu da, den guten Spießbürger vor Gewalttätigkeit und Umwälzung zu schützen.

Diese und ähnliche oft gehörte Auslassungen führen zu der Frage: Wie stellt sich die sozialdemokratische Propaganda zum Militär, findet eine Beeinflussung statt, und hat sie, die Sozialdemokratie, schon Erfolge zu verzeichnen? — Daß die Partei das größte Interesse daran hat, in der Armee Fuß zu fassen, liegt auf der Hand und ist oft genug in sozialdemokratischen Versammlungen ausgesprochen worden; daß sie zur Erreichung dieses Zieles kein Mittel scheut und unversucht läßt, ist ebenfalls begreiflich für jeden, der die Tendenzen der Sozialdemokratie kennt und weiß, daß ihnen die mit einer solchen Propaganda verbundne Verleitung zum Treubuch nicht als Hindernis erscheinen würde. Trotzdem glauben wir, daß ihre Erfolge nach dieser Richtung hin bis jetzt noch äußerst gering sind; es liegt das nicht allein in der strengen Beaufsichtigung und Überwachung durch die Vorgesetzten, sondern auch in dem Gefühle der Vaterlandsliebe und der Treue und der Anhänglichkeit unsers Volks an den Landesherrn und an die militärischen Vorgesetzten, der Liebe zum Soldatenstand und vor allem an der Heiligkeit des Fahneneides. Gegen diese Gesinnungen richten sich die Bemühungen der Wühler; treten sie nicht noch offner und energischer zutage, so liegt das daran, daß sie jetzt noch auf keinen großen Erfolg rechnen können, und daß sie zunächst noch genug mit der Bearbeitung der Landbevölkerung zu tun haben. Daß aber unter günstigen, erfolgverheißenden Verhältnissen mit allen Kräften an eine Unterwühlung der Armee gegangen werden würde, dafür sprechen unter anderm die jüngsten Vorkommnisse in der Schweiz. Obgleich dort viele Wünsche und Ideale der Sozialdemokratie erreicht worden sind, wie republikanische Staats-

form, Volksabstimmung, Volkswahlen, Milizarmee, so hat man doch besonders seit Jahresfrist begonnen, mit größter Energie gegen die militärischen Einrichtungen, gegen die Grundsätze der Disziplin und des unbedingten Gehorsams zu agitieren. Die letztjährigen, nicht durchgängig gelungnen Manöver boten diesen Bestrebungen gewisse Handhaben, die von der sozialdemokratischen Presse mit großem Eifer ergriffen wurden; wochenlang schrieb sie über die angeblichen Überanstrengungen während der Manöver, die unwürdige Behandlung durch die Vorgesetzten, die mangelhafte Verpflegung, die Strenge der Disziplinarstrafen usw. Die Vorkommnisse in Genf, wo sich ein großer Teil der einberufnen Wehrleute weigerte, dem Volksaufruhr energisch entgegenzutreten, sind allerdings geeignet, die gute Zuversicht zu erschüttern, und es wird der vollen Energie der eidgenössischen und der kantonalen Behörden bedürfen, solche Erscheinungen in Zukunft zu verhindern.*) Ein Gesetzentwurf, daß in Zukunft die Verleitung zum militärischen Ungehorsam und Treubruch strafbar sein soll, ist auch schon von den eidgenössischen Räten angenommen worden. Die Sozialdemokraten sammeln aber jetzt mit allen Kräften die nötigen Stimmen, um dieses Gesetz zur Volksabstimmung und damit, wie sie hoffen, zur Verwerfung zu bringen.

Wenn wir hier die Verhältnisse in der Schweiz erwähnt haben, so geschah es, weil man dort am besten einen Einblick in die sozialdemokratische Bearbeitung erhält, und weil man daraus ersehen kann, was auch uns in Deutschland bevorstehn würde, wenn man der Sozialdemokratie mehr und mehr Spielraum ließe, und wenn man unsre Armee durch die Verkürzung der Dienstzeit mehr und mehr zur Milizarmee machen wollte. Bis jetzt ist ja trotz der zweijährigen Dienstzeit diese Gefahr noch nicht akut bei uns geworden, während man in Frankreich die Verkürzung der Dienstpflicht ganz unbedenklich als einen ersten und verhängnisvollen Schritt zum Milizheere bezeichnet. Es wäre aber ganz unbegründeter Optimismus, wenn man das Eindringen der sozialdemokratischen Lehren und Gesinnungen in die Reihen unsrer Armee für unmöglich halten wollte. Wir halten es im Gegenteil für eine große Gefahr, die sicher nur abgewandt werden kann, wenn sich die nicht sozialdemokratischen Parteien bei allen Wahlen und so auch bei den bevorstehenden Reichstagswahlen endlich einmal zusammenschließen und gemeinsam Front gegen die sozialdemokratische Wahlagitation machen. Dazu gehört aber freilich das Aufgeben der vielen Parteigegensätze und der untergeordneten Fragen, die bei den Wahlen immer wieder dazu ins Feld geführt werden, die eignen Kandidaten durchzubringen. Die leider so zahlreichen Schattierungen der Konservativen, die Nationalliberalen, das Zentrum, die Antisemiten und ein großer Teil der Freisinnigen sollten bei den bevorstehenden Wahlen ihre besondern Parteiinteressen einmal in den Hintergrund stellen und sich die Hand reichen, um gemeinsam die Sozialdemokratie zu bekämpfen und um andre Vertreter des deutschen Volkes in den Reichstag zu bringen, als die Agitatoren dieser

*) Daß hierzu der Wille und auch die gesetzlichen Handhaben vorhanden sind, hat sich bei der Unterdrückung des jüngst ausgebrochnen Maurerstreiks in Basel gezeigt.

Partei, die unsrer Staatsverfassung feindlich gegenüberstehn, weder als Deutsche noch als Christen fühlen und trotzdem einen von Jahr zu Jahr steigenden Terrorismus im Reichstage selbst ausüben.

Gibraltar und Marokko

Von Otto Schulz, Hauptmann und Kompagniechef im k. b. 14. Inf.-Rgt.

Die marokkanischen Wirren haben unsern Blick auf ein Land gelenkt, wo, obwohl es eines der gesundesten und fruchtbarsten der Erde ist, eine jahrhundertelange Mißregierung einen nennenswerten Kulturfortschritt und Aufschwung verhindert hat. Wenn nun auch die „marokkanische Frage“ langsam und unaufhaltsam ihrer Lösung entgegentreibt, so ist sie doch bisher ungelöst geblieben wegen der Eifersucht der an ihr am meisten interessierten Staaten untereinander.

Das am nächsten liegende Spanien, das nach und nach immer größern Einfluß in Nordafrika und im Mittelmeer gewinnende Frankreich und vor allem das schon das eine Ufer der Meerenge von Gibraltar und damit die ganze so wichtige Handelsstraße beherrschende England lauern auf den Augenblick, wo ihnen ein glücklicher Zufall erlaubt, die reifende Frucht zu pflücken, das heißt das protectorat du Maroc zu erwerben. Aber auch ferner liegende Staaten haben hier wichtige Interessen zu vertreten. Italien nimmt von Jahr zu Jahr größern Anteil an allen Vorgängen, die das Mittelmeer und die afrikanische Küste betreffen und dort eine Änderung im Besitzstande hervorrufen könnten. Und nicht zum mindesten hat Deutschland, das mit Marokko in sehr lebhaften Handelsbeziehungen steht und hierin nur noch von England übertroffen wird, ein großes Interesse an dem Schicksale dieses Landes.

Man möchte nun vielleicht glauben, daß England als Besitzer des uneinnehmbar genannten Gibraltars ohne Gefahr auf weitere Stützpunkte oder weitern Landbesitz an der Meerenge von Gibraltar verzichten könnte. Das ist nun aber doch nicht der Fall; denn zunächst hat Gibraltar selbst nicht mehr die offensive und defensive Stärke wie früher, sodann vermag Gibraltar nur solange England die Herrschaft über die Meerenge zu sichern, als nicht am afrikanischen Ufer eine Position von gleicher Bedeutung in der Hand einer andern Großmacht ist. Das haben auch die Engländer erkannt. Deshalb haben sie sich schon seit langer Zeit mit der Frage beschäftigt, wie Englands Position an der Meerenge verstärkt werden könnte.

Die strategische Bedeutung Gibraltars besteht zunächst darin, daß es der Hauptstützpunkt für das englische Mittelmeergeschwader ist. Zu diesem Zweck ist sein Hafen zu einem vorzüglich eingerichteten Kriegshafen ausgebaut und reichlich mit Arsenalen, Docks, Kohlenvorräten und anderm Material sowohl zur Erhöhung wie zur Wiederherstellung der Gefechtskraft der Kriegsschiffe ausgestattet worden. Infolge seiner Lage an der Grenze des Atlantischen Ozeans und des Mittelländischen Meeres kann es auch von Schiffen, die sich

auf dem Atlantischen Ozean aufhalten, sowie vom Kanalgeschwader als Stütz- und Retablierungspunkt oder als Operationsbasis benutzt werden. — Zweitens darin, daß es die westliche Einfahrt in das Mittelländische Meer beherrscht. Die Meerenge hat zwar hier eine Breite von 23 Kilometern (gemessen vom Felsen von Gibraltar bis zum nächsten Punkt Marokkos), sodaß die Geschütze der Festung allein die Sperrung der Meerenge nicht bewirken können. Sie ist aber mit Hilfe der sich an Gibraltar anlehnenden Mittelmeerflotte — vorausgesetzt, daß nicht an der gegenüberliegenden Küste ebenbürtige Befestigungen im feindlichen Besitze sind — sehr leicht durchführbar. Andrerseits sichert Gibraltar den englischen Schiffen jederzeit die Möglichkeit der Durchfahrt durch die Meerenge sowohl von Osten nach Westen wie umgekehrt. Es ermöglicht deshalb den Engländern, das Mittelmeergeschwader durch das Kanalgeschwader oder durch irgend eine andre Kriegsflotte auf dem Atlantischen Ozean zu verstärken, sowie das Mittelmeergeschwader auf dem Atlantischen Ozean oder im Kanal zu verwenden.

Die Beherrschung des Einfahrttors zum Mittelländischen Meer ist für England nicht nur zur Bekämpfung feindlicher Seestreitkräfte, sondern auch zur Aufrechterhaltung des englischen Handelsschiffsverkehrs im Mittelmeer sehr wichtig; denn Englands Handel mit allen Küstenländern des Mittelmeers ist sehr bedeutend. Außerdem ist für seinen Handel mit Asien, Australien und Ostafrika der berühmte Wasserweg Gibraltar-Suez, von den Engländern kurzweg „der Graben" genannt, von hoher Wichtigkeit.

Hierzu ist nun aber nicht nur die Offenhaltung der westlichen Einfahrt, sondern der gesamten Handelsstraße notwendig. Zu ihrem Schutze hat England außer Gibraltar noch Malta, Cypern und Ägypten. Englands Rivalen im Mittelmeer sind Frankreich im Westbecken und Rußland im Ostbecken. Die ganze lange Handelsstraße von der Meerenge von Gibraltar bis Ägypten ist aber durch Malta, das gleich Gibraltar eine strategisch sehr günstige Lage und eine große natürliche Stärke hat und außerdem sehr stark befestigt und mit allen Hilfsmitteln reichlich versehen ist, nicht genügend geschützt. Cypern ist überhaupt nicht zu rechnen, da es — ohne Befestigungen und Kriegshafen — zur Zeit noch aller Eigenschaften eines Stützpunktes entbehrt.

Gleichwohl hielt England bisher durch die stillschweigende Annahme, daß es in Italien einen sichern Bundesgenossen gegen Frankreich haben würde, seine Stellung im Mittelmeer für sehr stark. Italien, das sich mit dem westlichsten Punkte von Sizilien bis auf 135 Kilometer Afrika nähert und das Mittelmeer in zwei Teile teilt, ist mit seinen ausgezeichneten Kriegshäfen Spezzia und Genua im Westen und Tarent und Venedig im Osten, sowie den vorzüglichen Stützpunkten Maddalena (nördlich von Sardinien) und Messina auf Sizilien eine ganz ausgezeichnete Basis, die, wenn sie der englischen Flotte zur Verfügung gestellt würde, dieser im Verein mit den englischen Stützpunkten die unbedingte Herrschaft über das Mittelmeer sicherte. Noch wesentlich verstärkt würde die englische Macht durch eine aktive Unterstützung der starken italienischen Flotte werden.

Die in den letzten Jahren erfolgte, England sehr unerwünschte Annäherung

Italiens an Frankreich hat England aus diesem süßen Traume aufgeschreckt. Darüber ist man sich in England klar, daß ohne Italiens Hilfe in einem Kriege mit Frankreich oder gar mit dem Zweibunde die Offenhaltung „des Grabens“ mit den jetzt vorhandnen Mitteln nicht möglich ist. Das zunächst im Parlament und in der Presse vorgeschlagne Mittel einer weitern Verstärkung der Mittelmeerflotte ist dazu ganz unzureichend. Die Handelsstraße ist von den französischen Stützpunkten in Algier und Tunis, an der französischen Südostküste und in Korsika, zumal wo sich Frankreich eigens auf den Kreuzerkrieg zur Vernichtung des englischen Handels eingerichtet hat, so stark bedroht, daß auch die stärkste Flotte allein den Handelsschiffen ihre Benutzung nicht gewährleisten könnte. Ein andres, wirksameres Auskunftsmittel wäre die Erwerbung von weitern Stützpunkten. Im Jahre 1897 ging das Gerücht, daß England von Italien Licata (an der Südküste Siziliens) zur Anlage eines Kriegshafens und außerdem die Insel Pantellaria zu erwerben wünschte. Doch scheint dieser Wunsch in Rom kein Entgegenkommen gefunden zu haben. Außerdem hat England seine begehrlichen Blicke auf die spanischen Balearen gerichtet, die mit ihrem vorzüglichen Hafen Port Mahon (auf der Insel Menorca) einen vortrefflichen Stützpunkt sowohl für eine Blockade der französischen Südostküste als auch für den Kampf mit der französischen Mittelmeerflotte abgeben und Frankreichs Machtstellung im Mittelmeer wesentlich vermindern würden. Gleichwohl dürfte es fraglich sein, ob es England auch mit Hilfe dieses Stützpunkts möglich sein würde, die Handelsstraße Gibraltar–Ägypten für den Verkehr der eignen Handelsschiffe offen zu halten.

Englands weitsehende Staatsmänner haben deshalb auch den Fall, daß ihren Handelsschiffen die Benutzung dieser Handelsstraße während eines Kriegs nicht möglich sein würde, schon in Rechnung gezogen. Da England wohl vorübergehend auf die Verbindung mit den Mittelmeerstaaten, sogar mit Ägypten, nicht aber auf den ununterbrochnen Verkehr mit Indien verzichten kann, so hat es für die Sicherung der andern Handelsstraße nach diesem Lande, nämlich des alten Seewegs um das Kap der Guten Hoffnung, Sorge getragen. Dieser Absicht darf man nicht zum wenigsten den Krieg gegen die Buren zuschreiben. Die Besorgnis, daß das Wachstum der sich kräftig entwickelnden und die Engländer an Zahl überragenden Burenbevölkerung mit ihrem starken Freiheittriebe die Entstehung eines unabhängigen südafrikanischen Staates und damit den Verlust des wichtigsten Stützpunkts für den Seeweg nach Indien in den Bereich der Möglichkeit rückte, war vielleicht ein noch stärkerer Ansporn, die Burenrepubliken dem englischen Weltreich einzuverleiben, als die Gier nach den materiellen Reichtümern dieser Länder.

Aber wenn England auch vorübergehend das Mittelmeer nicht sollte halten können, so wird es sich doch keinesfalls dazu verstehn, es einem Gegner vollständig zu überlassen, sondern vielmehr in einem solchen Falle diese wichtige Handelsstraße im Osten und im Westen schließen. Im Osten durch eine sich auf Aden stützende Flotte und durch Aufstellung einer Armee in Ägypten, oder wenn auch Ägypten nicht zu halten wäre, durch Unbrauchbarmachung des Suezkanals, und im Westen durch das Bollwerk von Gibraltar.

Ich habe nun aber schon erwähnt, daß Gibraltar seine frühere Bedeutung und Stärke nicht mehr hat. England hat deshalb schon seinen Wunsch, seine Position an der Meerenge von Gibraltar durch den Erwerb von Punkten an der marokkanischen Küste zu verstärken, wiederholt recht deutlich zu verstehn gegeben. Aber weder Spanien noch Frankreich würden deren Überlassung an England zugeben. Und wollte sie England erzwingen, so würde das nur durch einen siegreichen Krieg zu erreichen sein, wobei dann Gibraltar die Probe seines Wertes ablegen müßte.

Gibraltar liegt auf einer etwa 4,6 Kilometer langen, sich von Norden nach Süden erstreckenden bis zu 1,8 Kilometern breiten Landzunge. Auf dieser erhebt sich bis zu einer Höhe von 425 Metern der mächtige Felsen von Gibraltar, der auf der Ostseite fast senkrecht zum Mittelländischen Meere, im Norden nahezu ebenso steil zu dem sich kaum mehr als einen Meter über den Meeresspiegel erhebenden etwa zwei Kilometer breiten und drei Kilometer langen sandigen Tiefland abfällt, durch das die Halbinsel mit dem Festlande zusammenhängt. Die Süd- und die Westseite weisen — allerdings nicht sehr breite — Terrassen auf, die für Befestigungen und Wohnräume Platz geben. Am Fuß der Westseite verbleibt ein schmaler Raum für die langgestreckte Stadt mit nur wenig Parallelstraßen. Sie ist eng und unregelmäßig gebaut, hat etwa 25000 Einwohner und eine Garnison von 5000 Mann und ist mit Festungsanlagen aus allen Zeitaltern versehen.

Westlich von der Halbinsel ist die bis zu acht Kilometern breite und sich zehn Kilometer weit nach Norden erstreckende Bucht von Algesiras, die auch auf ihrem westlichen und nördlichen Ufer von hohen, felsigen Bergen umsäumt wird.

Die große strategische Bedeutung Gibraltars hat man schon in den frühesten Zeiten erkannt. Im Jahre 712 wurde es von dem arabischen Feldherrn Tarek besetzt und seit dieser Zeit Dschebel al Tarik genannt. Unmittelbar nach der Besetzung der Halbinsel wurde die Stadt Gibraltar gegründet und stark befestigt. Bis zum Jahre 1302 blieb die Feste im Besitz der Mauren. In diesem Jahre wurde sie von Ferdinand dem Zweiten von Kastilien erobert, fiel aber schon 1333 wieder in die Hände der Mauren, bis sie 1462 von Heinrich dem Vierten von Kastilien genommen wurde.

Die maurischen Werke ließ Karl der Fünfte in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts nach den damaligen Grundsätzen vom Festungsbaumeister Speckle umbauen.

Im Jahre 1704 eroberten die Engländer im Spanischen Erbfolgekriege Gibraltar, und sie blieben seitdem in dessen Besitz. Alle Bemühungen, die Engländer, deren Anwesenheit von den Spaniern als eine dauernde Beleidigung ihres Nationalstolzes empfunden wurde, zu vertreiben, mißlangen. Von 1779 bis 1782 belagerten Spanier und Franzosen Gibraltar zu Lande und zu Wasser. Doch der zähe englische Kommandant, General Elliot, verlor den Mut nicht und hielt wacker aus bis zur Ankunft einer starken englischen Flotte unter Admiral Howe, die die Belagerer schlug und zur Aufhebung der Belagerung zwang.

Alles, was zur Verstärkung des von Natur schon so festen Punktes geschehn konnte, geschah. An der Nordseite — gegenüber der Landverbindung mit dem spanischen Festlande — sind in den Felsen in dreifachen Lagen übereinander Galerien gesprengt, die in einer Gesamtausdehnung von fünf Kilometern Raum für die Aufstellung von 500 Geschützen und für eine Besatzung von 8000 Mann bieten. Auf der Westseite gegen die Bai von Algesiras wurden zum Schutze des Hafens, der Docks, der Arsenale und der Stadt eine Anzahl Bastionen sowie mehrere Forts und Batterien gebaut. Der Südrand, die Punta di Europa, wurde mit einem Kranz von Batterien mit den weittragenden Geschützen gekrönt. Außerdem wurden auf dem Felsenrücken noch eine Anzahl von Batterien und Positionen mit der Front nach Osten, die „Linien Karls des Ersten" und die „Mauriſchen Linien" errichtet, und zwischen beiden die Signalstation angelegt, die einen weiten Ausblick über die Halbinsel Gibraltar, die Bucht von Algesiras, das spanische Grenzgebiet und das Meer gewährt und durch Telegraphenleitungen nach allen Befestigungsanlagen eine einheitliche Verteidigung der ganzen Festung ermöglicht.

Diese großartigen, mit enormen Kosten und in langer Zeit ausgeführten Anlagen verliehen der Festung eine außerordentliche Stärke und Widerstandskraft und genügten auch bis zur Mitte der achtziger Jahre jeder Anforderung. Doch die Vervollkommnung der Waffen, die zunehmende Tragweite und Präzision, die Fortschritte in der Geschoßkonstruktion, besonders die Einführung brisanter Geschosse, führten um diese Zeit eine dauernde Überlegenheit der Angriffsmittel über die stärksten Schutzmittel herbei. Das letzte Mittel, Panzerung und Betonierung, wurde noch in reichem Maße von den Engländern angewandt, vermag aber auch nicht, der Verteidigung das Übergewicht über den Angriff zurückzuerobern. Die große Anzahl der Verteidigungsanlagen und Geschützstände, die früher die Stärke eines Platzes sehr erhöhte, wird ihm jetzt zum Verhängnis, indem sie der feindlichen Artillerie eine Menge Treffer garantiert. Fels, Beton und Stahl sind zwar ein starker Schutz, aber auch an diesen richtet ein Volltreffer solche Zerstörungen an, daß ein hinter ihnen stehendes Geschütz in den meisten Fällen kampfunfähig wird. Die berühmten fünf Kilometer langen Felsengalerien, die jahrzehntelang als ein Meisterwerk der Befestigungskunst angestaunt wurden und vorzugsweise Gibraltar den Ruf der Uneinnehmbarkeit eingetragen hatten, mußten als unbrauchbar und unzeitgemäß aufgegeben werden. Die Beschießung von der Landseite ist im Norden, wo — jenseits der etwa einen Kilometer breiten neutralen Zone zwischen dem englischen und dem spanischen Gebiete — die spanischen Forts Santa Barbara und San Felipe liegen, auf eine Entfernung von zweieinhalb Kilometern und von den Bergen nördlich von ihnen auf etwa viereinhalb Kilometer möglich. Ebenso können von den die Bai von Algesiras im Westen umgebenden mehrere hundert Meter hohen Bergen die Schiffe im Hafen, die sämtlichen Docks, die Stadt mit ihren Arsenalen, Magazinen usw. sowie der Westrand und der Rücken des Felsens unter Feuer genommen werden auf Entfernungen von sechseinhalb bis achteinhalb Kilometern, die für schwere Flachbahn- und Steilfeuergeschütze gar nicht ungewöhnlich und noch recht wirksam

sind. Und dabei ist, wie überall, der Angreifer imstande, seine Geschütze verdeckt und unbemerkt in Stellung zu bringen, weniger dicht zu stellen und ungünstigen Situationen durch Stellungswechsel zu entziehn. Da er auf dem größern Bogen steht, so ist es ihm immer möglich, gegen die Geschütze des Verteidigers, mag dieser deren noch so viele haben, eine noch größere Anzahl in Tätigkeit zu setzen. Dazu hat er den Vorteil der konzentrischen Wirkung gegen die zahlreichen auf einen kleinen Fleck zusammengedrängten Anlagen des Verteidigers.

Da England über eine gewaltige Seemacht verfügt, so ist zweifellos ein Angriff von der Seeseite weniger wahrscheinlich als vom Festlande her. Die Engländer sind in Spanien ebensowenig beliebt wie in jedem andern Lande Europas, zumal da Spanien, wie schon erwähnt worden ist, die Besetzung Gibraltars durch die Engländer als eine Demütigung betrachtet, sie vertrauen aber darauf, daß die Mittellosigkeit Spaniens ihr bester Schutz gegen diese Macht ist. Wenn man nun auch zugeben muß, daß Spanien allein mit England keinen Krieg führen kann und wird, so ist doch der Fall ins Auge zu fassen, daß Spanien dabei von einer andern Mittelmeermacht unterstützt wird. Die Großmacht, die das größte Interesse daran hat, Englands Position an der Meerenge von Gibraltar und im Mittelmeer nicht noch stärker werden zu lassen, und die deshalb Spaniens natürlicher Bundesgenosse gegen England ist, ist Frankreich. Mag dieses nun dem mit England in einen Krieg verwickelten Spanien zu Hilfe eilen, oder mag es selbst mit England aus irgend einem Grunde in Krieg geraten sein, bei jedem Kriege mit England wird einer der wichtigsten Punkte des französischen Kriegsprogramms — wie es in vielen französischen Werken ausgesprochen wird — der Angriff auf Gibraltar sein. Frankreichs der englischen weit überlegne Landarmee, die überall, wo nur irgend möglich, die Teilnahme am Kriege anstreben muß, könnte kein besseres Ziel für ihre Tätigkeit finden als den Angriff auf Gibraltar. Sollte Spanien nicht zu einer Kooperation mit Frankreich geneigt sein, so müßte dieses im Notfall Spanien geradezu dazu zwingen, indem es ihm zugleich die Überlassung Gibraltars versprechen würde. Diesem Zwange müßte Spanien nachgeben, da sich Frankreichs Landheer weit nachdrücklicher geltend machen würde als Englands Flotte.

Darum hat man neuerdings in England den Gedanken erwogen, auf der vom Festlande nicht bedrohten Ostseite des Gibraltarfelsens einen Hafen anzulegen und Docks, Werkstätten usw. zu bauen. Aber dem stehn schwere natürliche Hindernisse entgegen. Der Felsen fällt hier ohne Terrassenbildung nahezu senkrecht in das Meer und gewährt für keine Gebäude, ja nicht einmal für eine Straße Raum. Auch die Ankerstelle ist ungünstig, da sie den sehr häufig wehenden heftigen östlichen Winden ausgesetzt ist. Dabei ist die Möglichkeit einer Beschießung von der Sierra Carbonera und andern Bergen nördlich vom Felsen aus nicht ausgeschlossen. Trotzdem sah sich die englische Regierung, obwohl sie seit dem Jahre 1895 für den Ausbau des Hafens, Anlage von Molen zum Schutze gegen Torpedoangriffe und für den Bau von Docks an hundert Millionen Mark ausgegeben hatte, veranlaßt, im Frühjahr 1901 aufs neue eine Kommission nach Gibraltar zur Untersuchung der Lage und zur Prüfung etwaiger Verbesserungen zu schicken. Und bei dieser Gelegen-

heit sprach sich ein Mitglied, Gibson Bowles, im Gegensatz zu den übrigen entschieden für die Notwendigkeit aus, auf der Ostseite einen Kriegshafen und ein schwimmendes Dock anzulegen. Doch wurde diese Ansicht bei einer Interpellation im Parlament (27. Mai 1901) vom Ersten Lord der Admiralität, Selborne, sowie von seinen beiden Vorgängern energisch bekämpft. Die enormen Kosten (zum mindesten 120 Millionen Mark), die lange zum Bau nötige Zeit — Lord Selborne schätzt sie auf wenigstens zehn, vielleicht aber auch fünfzehn oder noch mehr Jahre —, die Störungen durch den Ostwind, der an vielen Tagen des Jahres die Einfahrt und den Aufenthalt im Osthafen unmöglich machen würde, und die Gefährdung durch Angriffe von der Seeseite veranlaßten ihn hauptsächlich zur Ablehnung dieses Projekts. Über die großen, durch einen Landangriff den Anlagen auf der Westseite drohenden Gefahren glitt er mit einigen verbindlichen Worten, mit denen er Spaniens freundschaftlicher Gesinnung gedachte, hinweg, vielleicht schon mit dem Hintergedanken, daß Gibraltar auf die Dauer doch nicht mehr genügen würde, und daß England bei der bevorstehenden Liquidation Marokkos einen bessern Ersatz erlangen würde, zumal wenn man den nächsten Rivalen durch das Anerbieten der Rückgabe Gibraltars willfährig machte. Die englische Regierung beruhigte sich jedoch in Wirklichkeit nicht über die schweren Gefahren, die tatsächlich Gibraltar drohen. Sie entsandte nochmals eine Kommission unter Führung des Kapitäns Tizzard und des Zivilingenieurs Shield nach Gibraltar, deren vor einigen Wochen veröffentlichter Rapport sich zwar im großen und ganzen mit dem der ersten Kommission deckte, aber doch mehr Neigung zeigte, die Anlage von Hafenbauten, Docks usw. auf der Ostseite zu billigen und die sich durch die Wind- und Strömungsverhältnisse, Wassertiefe, Bodenform und Beschaffenheit ergebenden Schwierigkeiten nicht so hoch einzuschätzen.

Als etwaiger Ersatz für Gibraltar käme vor allem Tanger in Betracht. Diese Stadt hat einen vorzüglichen Hafen, ist von großer natürlicher Stärke und zur Beherrschung der Meerenge ebenso geeignet wie Gibraltar. Dabei liegt sie nicht im Bereiche der Geschütze eines Nachbarn, der Englands Anwesenheit mit Ingrimm betrachtet und auf einen geeigneten Augenblick lauert, um ihr ein Ende zu machen. Tanger gehörte schon 1663 den Engländern. Doch diese hatten damals seinen Wert noch nicht erkannt. Sie gaben es deshalb, da sie die großen finanziellen Opfer, die ihnen der Besitz Tangers auferlegte, nicht aufwenden wollten, an die Mauren zurück, die es nunmehr zur Basis für ihre Seeräubereien machten. Vierzig Jahre später entschädigte sich England, das jetzt den Wert einer festen Position an der Einfahrt zum Mittelmeer zu würdigen wußte, durch die Besetzung Gibraltars. Argwöhnisch wachte es fortan darüber, daß sich nicht eine andre europäische Macht, nachdem es selbst versäumt hatte, Tanger in Besitz zu nehmen, dort festsetzte. Als beim Ausbruch des spanisch-marokkanischen Krieges 1859/60 die Gefahr aufdämmerte, daß Spanien Tanger okkupieren könnte, teilte Lord Russel in einer recht unfreundlichen Note der spanischen Regierung mit, daß England eine — und wenn auch nur vorübergehende — Besetzung Tangers durch spanische Truppen nicht dulden würde.

Nahezu von derselben Bedeutung wie Tanger ist an der marokkanischen

Küste die Stadt Ceuta. Doch ist Spanien den Engländern in deren Besetzung zuvorgekommen.

Die marokkanische Frage ist für England eng mit der von Gibraltar verknüpft. Beide harren ihrer gemeinsamen Lösung, die jedoch für England große Opfer erheischen würde. Um sich diese — bei seinen zahlreichen Engagements an andern Stellen — vorläufig noch zu ersparen, wünscht England die Lösung der marokkanischen Frage möglichst hinauszuschieben. Nur der Ausbruch einer vollständigen Anarchie, der den Aufenthalt in Marokko und den Handel mit ihm für Ausländer unmöglich machen würde, oder die Aufrollung der Frage durch eine andre Macht — etwa Frankreich — würde England zwingen, ihr sofort näher zu treten. Auf keinen Fall dürfte es eine Lösung ohne seine Beteiligung dulden; denn bei der Verminderung des Werts von Gibraltar würde England in dem Augenblick, wo die gesamte Küste Marokkos, ohne daß es dort einen Stützpunkt erhielte, in den Besitz andrer europäischer Mächte überginge, die Herrschaft über das westliche Einfahrttor zum Mittelmeer verlieren.

Lex Douglas und Gasthausreform

Der Antrag des Grafen Douglas, der durch die Bremer Heerschau der gemäßigten und radikalen Alkoholgegner wieder deutlicher in den Vordergrund gerückt ist, hat im vorigen Jahre im preußischen Abgeordnetenhause, was nach den bisherigen Erfahrungen nicht einfach erwartet werden konnte, ein einmütiges Verlangen sämtlicher Parteien zutage gebracht, daß auch die gesetzliche Gewalt gegen den Alkoholmißbrauch angewandt werden müsse. Aber über das Wie und das Wieweit war man sehr verschiedner Ansicht. Vom Regierungstische wurde bezweifelt, ob der vorgeschlagne Weg, der auch die „Bedürfnisfrage“ wieder aufrolle, der zweckmäßige sei; die Forderung, den Verkauf von Branntwein morgens vor 7 oder 8 Uhr zu verbieten, sei schwer durchführbar. Auch von den „wohlerworbnen Rechten und berechtigten Interessen,“ die man doch nicht verletzen dürfe, war dabei wieder die Rede.

Die Erfahrungen, die man in den letzten Jahrzehnten bei den Versuchen, die Gesetzgebung der Einzelstaaten gegen den Alkoholmißbrauch zu mobilisieren, gemacht hat, sind leider nicht sehr ermutigend. Kommt in Preußen eine Lex Douglas wirklich zu stande, so wird auch mit ihrer Hilfe schwerlich die Axt an die Wurzel des Übels gelegt werden können. Nützlich mag es sein, wenn der Branntweinverkauf in den Morgenstunden eingeschränkt, halbwüchsigen Jungen und Trunkenbolden kein Schnaps verabfolgt wird, in Wartesälen und öffentlichen Räumen die Erwachsenen durch Plakate, in den Schulen die Jugend durch Belehrung auf die Schädlichkeit des Alkohols hingewiesen werden. Aber damit wird der Kern der Sache noch lange nicht getroffen. Er liegt anderswo,

und zwar auf einem Gebiete, wo ihm zur Zeit durch die Gesetzgebung noch nicht beizukommen ist. Im Grunde handelt es sich nämlich darum, in wessen Eigentum, Besitz oder Verwaltung die Stätten sind, an denen das Publikum sein vermeintliches Alkoholbedürfnis befriedigt. Solange die jedem zugänglichen Wirtshäuser in Händen von Personen oder Erwerbsgesellschaften sind, die an den berauschenden Getränken möglichst viel Geld verdienen müssen oder wollen, wird der Alkoholmißbrauch niemals aufhören. Das offen anzuerkennen, und hier zu Gunsten des Gemeinwohls rücksichtslos und gründlich reformierend einzugreifen, das wird man in Deutschland zunächst noch vergeblich von den Regierungen oder Volksvertretern erwarten. Das wäre doch ein Stück Staatssozialismus, ein Attentat auf die geheiligte Gewerbefreiheit, eine unerhörte Verletzung „wohlerworbner Rechte und berechtigter Interessen"!

Diese Sachlage führte zu dem Plan, ohne die Gesetzgebung in Anspruch zu nehmen, auf dem Wege praktischer Selbsthilfe der Lösung der Frage näher zu kommen. Einen Versuch damit will der vor kurzem gegründete „Deutsche Verein für Gasthausreform" unternehmen. Der Verein verlangt von seinen Mitgliedern kein bestimmtes politisches oder volkswirtschaftliches Glaubensbekenntnis. Weder die Geschäfte der Abstinenzler, noch die der Temperenzler, noch die der Vegetarier sollen geführt werden. Vor allem will der Verein dem Volke bessere Gasthäuser schaffen. Absichtlich vermeidet er in seinem Programm die Bezeichnung „Wirtshäuser." „Die Häuser, die wir wünschen, heißt es da, sollen zu Nutzen der Gäste verwaltet werden und das Wohlergehn der Gäste zur Aufgabe haben; denn nur weil die heutigen Wirtshäuser, Restaurants, Kneipen usw. allzu rücksichtslos dem Geldverdienst ihrer Besitzer gewidmet zu sein pflegen, weil sie die Gäste vielfach als Ausbeutungsobjekte auffassen, die mit allen Mitteln angelockt werden, damit man ihre Taschen leeren kann, deshalb vereinigen wir uns im Verlangen nach Reform. Wir haben kein Vorurteil gegen die Wirte und gehn nicht auf ihren Schaden aus; vielmehr glauben wir, daß auch die Wirte und ihre Gehilfen bei dem heutigen System durchaus nicht gedeihen, daß sie vielmehr in den Gasthäusern der Zukunft, wie wir sie erstreben, unter bessern Bedingungen ihre Arbeit leisten werden als heute, wo sie unter der Herrschaft des Alkoholkapitals stehn und unter der Peitsche der Konkurrenz die bessere Lebensanschauung und Pflichtauffassung verlieren, die sie selber früher hatten."

Den Weg zu solcher Reform haben uns schon andre Kulturvölker gewiesen. Seit mehr als dreißig Jahren besteht in Norwegen und Schweden das sogenannte „Gotenburgische System." Besonders dafür gebildete gemeinnützige Gesellschaften übernehmen den Besitz und die Verwaltung der Gasthäuser. Die Teilhaber der Gesellschaften bekommen nicht mehr als die landesüblichen Zinsen, Direktoren, Verwalter und sonstige Angestellte nichts weiter als ihren Gehalt, sind also nicht dabei interessiert, daß die Gäste möglichst viele berauschende Getränke verzehren. Aller sich ergebender Verdienst wird zu Wohlfahrtseinrichtungen verwandt, die wie Lesehallen, Versammlungshäuser ohne Trinkzwang dazu dienen, dem Kneipenleben entgegenzuwirken. Das „System" hat sich vortrefflich bewährt, die Gasthäuser rentieren sich gut.

In England hat man neuerdings eine Reform auf ähnlicher Grundlage ins Werk gesetzt. Als Chamberlain noch Bürgermeister von Birmingham war, erkannte er schon die Bedeutung des Gotenburger Verfahrens, studierte es in Schweden und versuchte alle gewöhnlichen Wirtshäuser seiner Stadt unter gemeinnützige Verwaltung zu bringen. Die weitere Durchführung des Planes scheiterte damals nur daran, daß der jetzt allmächtige Minister noch nicht im Parlament den genügenden Einfluß hatte. Seit 1892 hat der Bischof von Chester die Reformbestrebungen weitergeführt. Die von ihm gegründete Public House Reform Association übernahm Gasthäuser überall, wo sich Gelegenheit bot, und verwaltet jetzt schon 22 nach dem Gotenburger Verfahren. Auch einzelne Grundbesitzer haben es auf ihren Dörfern verwirklicht. Seit zwei Jahren ist in England Lord Grey an die Spitze einer erneuten Bewegung getreten. Persönliche Erfahrung veranlaßte ihn zu tatkräftigem Vorgehn. In einem zu seinem Grundbesitz gehörenden Dorfe verlangte man nach einem Wirtshause, er ließ sich für eins seiner eignen Häuser selbst die Konzession erteilen. Zu seiner Überraschung entdeckte der Lord, daß man ihm damit ein wertvolles Geldgeschenk in den Schoß geworfen hatte, denn alsbald bot ihm der Agent einer Brauerei nicht weniger als 200000 Mark für die Abtretung der Schankgerechtigkeit. Da schrieb er an die Konzessionsbehörde: „Ich bin der Meinung, große Monopolwerte, die der Staat schafft, sollte man nicht an Privatleute vertändeln, sondern im Besitz der Gemeinschaft lassen. Deshalb habe ich vor, mein Gasthaus in Broomhill so zu verwalten, daß vom Gewinn 5 Prozent zur Verzinsung des angelegten Kapitals verwandt werden, 5 Prozent in den Reservefonds fließen, während die übrigen 90 Prozent von Vertrauenspersonen für die Wohlfahrt der Einwohner angewandt werden sollen."

Lord Grey wußte als erfahrner Parlamentarier, wie schwer es ist, für eine derartige Reformidee die Gesetzgebungsmaschine in Gang zu setzen. Auf diesen Weg verzichtend nahm er deshalb kurz entschlossen die Sache selbst in die Hand, wandte sich in der Zeitung „Times" an die öffentliche Meinung und forderte auf zur Gründung von Public House Trust-Companies für alle Verwaltungsbezirke des Landes. Solche „Vertrauensgesellschaften für Gasthausverwaltung" sollen alle nötig werdenden neuen Schankgerechtigkeiten übernehmen und möglichst viele alte dazu kaufen. Ihr ausgesprochner Zweck ist, „in den so erworbnen Wirtshäusern Verwaltungsgrundsätze einzuführen, die dafür Bürgschaft leisten, daß diese Häuser zum Vorteil der Gesamtheit und nicht zur Erzielung von privatem Nutzen geleitet werden." Es sind jetzt schon elf Gesellschaften errichtet, zwölf weitere sind in Vorbereitung. Als unser Kaiser im „Daily Graphic" Skizzen und Beschreibung der Greyschen Reformgasthäuser fand, wurde er auf die Bestrebungen des Earl Grey aufmerksam und veranlaßte durch Vermittlung der deutschen Botschaft in London die Ausarbeitung eines mit Abbildungen versehenen Aufsatzes, der unter dem Titel „Der Betrieb von Schankwirtschaften durch gemeinnützige Gesellschaften in England" im „Zentralblatt der Bauverwaltung" veröffentlicht worden ist.

Die „Bewegung des Lord Grey," wie man sie in England nennt, und ihr bisheriges Wirken schildert uns eine vom Deutschen Verein für Gast-

hausreform herausgegebne Schrift.*) „Wir glauben und hoffen, sagt die Einleitung, daß bei uns in Deutschland eine ganz ähnliche Bewegung entstehn wird. Gerade das englische Vorbild ist für uns lehrreich, da wir dort Anfänge und erste Schritte vor uns sehen. Geleistet haben die Schweden und Norweger viel mehr als die Engländer, aber ihrem Vorbilde gegenüber läßt sich die Bewunderung nicht leicht in Nachahmung umsetzen. Die Engländer zeigen uns die Umgehung der gesetzgebenden Gewalten, die gegen das Kneipenübel nicht sobald mobil gemacht werden können." Als Ziele der Bewegung wurden folgende aufgestellt: „1. Da die Gasthäuser einem öffentlichen Bedürfnis entsprechen, so streben wir nicht, sie abzuschaffen, sondern wir wollen nur nach Möglichkeit das Element des Privatgewinns am Ausschank und Kleinverkauf berauschender Getränke ausschalten. 2. Sobald eine Behörde wegen Bevölkerungszunahme oder aus andern Gründen eine neue Schankkonzession für nötig hält, wollen wir diese an uns bringen. 3. Die so erworbnen Gastwirtschaften wollen wir nicht als bloße Kneipen, sondern, soweit das die lokalen Verhältnisse gestatten, als gute Erholungshäuser betreiben lassen. 4. Diese Wirtshäuser werden wir der Leitung von Personen unterstellen, die aus dem Verkauf berauschender Getränke keinen Nutzen ziehn. 5. Wir werden auf strengste Beobachtung der für Gasthäuser gegebnen gesetzlichen und polizeilichen Vorschriften halten. 6. Durch Einrichtung von Lese- und Erholungsräumen, in denen nur alkoholfreie Getränke und Speisen zu haben sind, wollen wir uns dafür bemühen, daß die Gäste vom Schenktisch weggezogen werden. 7. Wir wollen nur die reinsten und gesündesten Getränke führen, die zu haben sind. 8. Die Aktionäre sollen keine höhere Dividende als fünf Prozent erhalten; der Reingewinn, der nach Abschreibung für Abnützung, Reservefonds, Amortisation und Dividendenzahlung verbleibt, wird Vertrauensmännern zur Verwendung für gemeinnützige Zwecke überwiesen."

Das ganze Programm der englischen Vertrauensgesellschaften findet sich in diesen acht Sätzen zusammengefaßt. So etwas kann man bei uns gar nicht durchführen, hört man den deutschen Leser sagen. Aber warum denn nicht? Die Wirte, die Brauereibesitzer und die Likörfabrikanten werden allerdings rufen und fangen auch jetzt schon damit an in ihren Fachzeitungen: Welcher lächerliche utopische Temperenzlergedanke, uns ruinieren und das Gasthausgewerbe verstaatlichen zu wollen! Dem ist entgegenzuhalten: Weder die englischen noch die deutschen Reformer denken daran, verständige Wirte aus ihrem Broterwerb verdrängen zu wollen. Auch brauchen die jetzt lebenden Wirte Deutschlands nicht zu fürchten, in ihrem persönlichen Verdienst ernstlich geschädigt zu werden; so rasche Fortschritte wird die Neuerung kaum machen. Endlich darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß bei der Bewirtschaftung der von gemeinnützigen Gesellschaften zu gründenden Gasthäuser zahlreiche Wirte doch ebenfalls ein sicheres und anständiges Auskommen finden werden. Und dem Publikum erwächst nur Nutzen. Die Gegnerschaft sämtlicher Alkoholinteressenten

*) Vertrauensgesellschaften für Gasthausverwaltung. Englische Schriftstücke zur Erwägung für deutsche Leser. Herausgegeben vom Deutschen Verein für Gasthausreform. Weimar, 1902. Verlag des genannten Vereins. Im Buchhandel durch W. Bodes Verlag. Preis 60 Pfg.

wird die Tatsache nicht wegdisputieren können, daß dem Reformplan ein gesunder entwicklungsfähiger Gedanke zu Grunde liegt.

Auch auf deutsche Verhältnisse trifft doch das zu, was das englische Parlamentsmitglied Charles Douglas seinen Wählern zu bedenken gibt, die ihn um Auskunft wegen seiner Mitarbeit an den Greyschen Reformplänen gebeten hatten. „So lange berauschende Getränke überhaupt verkauft und getrunken werden, schreibt Douglas, besteht die hoffentlich sich immer mehr verringernde Gefahr des Mißbrauchs, der Unmäßigkeit. Vergrößert wird die Gefahr jetzt durch den Umstand, daß der Verdienst der Wirte in demselben Maße steigt, als es ihnen gelingt, ihre Gäste zum Vieltrinken zu verleiten. Es liegt mir fern, über den ganzen Stand der Wirte ein hartes Urteil fällen zu wollen. Ich glaube gern, daß manche von ihnen die ehrliche Absicht haben, der Unmäßigkeit vorzubeugen. Doch ist es bekannt genug, daß andre Wirte das Gegenteil tun, und in ihren Wirtschaften haben die dann entstehenden Ausschreitungen und Völlereien ihren eigentlichen Grund doch darin, daß der Verkäufer der berauschenden Getränke mit seinem Geldbeutel an einem möglichst starken Konsum interessiert ist."

Wie die englischen Reformgasthäuser aussehen, und wie es in ihnen zugeht, zeigt uns die Schrift des Deutschen Vereins für Gasthausreform in anschaulichen Beschreibungen, denen Skizzen und Grundrisse der Gebäude beigefügt sind. In einem Briefe aus Dumfermline in Schottland berichtet der Rechtsanwalt John Roß an Lord Grey über einige in dieser Gegend schon bestehende Reformhäuser. Das Dorf Hill of Beath hat 1300 Einwohner, die Gemeinde ist sehr zufrieden mit dem schon vor einigen Jahren gegründeten Gasthause, das auch von der Polizei gerühmt wird. Abends um 9 Uhr, eine Stunde vor der üblichen Zeit wird geschlossen; schon dadurch wird dort nicht so viel getrunken wie anderswo. Ein Wirtshaus, das freiwillig noch vor der Polizeistunde schließt, gibt es, wie der Briefschreiber meint, sonst im ganzen Lande nicht. Für gesunde Erholung außerhalb der Kneipe ist in weitgehendem Maße gesorgt. Die Kosten für Lesesaal, Bibliothek, Billardzimmer, Kegelbahn und auch für die Einrichtung elektrischer Beleuchtung in den Straßen sind allein aus dem Gewinn, den die Wirtschaft abwirft, bezahlt worden; für die Unterstützung eines Gesangvereins und eines Fußballklubs ist auch noch Geld übrig gewesen.

In dem ebenfalls von schottischen Bergwerksarbeitern bewohnten Orte Kelty hat das „Reformsystem" sehr erziehend auf die zum Teil recht rohen, dem Trunk ergebnen Menschen unter den 5000 Einwohnern gewirkt. Dort lagen die Verhältnisse besonders schwierig, weil der erst seit zwei Jahren bestehenden Wirtschaft vier andre gewöhnliche Kneipen und zwei Kramläden mit Schankberechtigung Konkurrenz machen. Dennoch herrscht beste Ordnung und Gesittung im Hause; der am Verkauf der Spirituosen nicht interessierte Verwalter leidet unter seinen zahlreichen Gästen weder Skandalmacher noch Säufer. Im Flecken Cowdenbeath hat man sich entschlossen, wegen der landesüblichen Bezechtheit am Neujahrstage die Wirtschaft an diesem Tage ganz zu schließen. Ein sonstiger Kneipwirt würde das wohl niemals getan haben, denn am 1. Januar wird dort immer das beste Geschäft im ganzen Jahre gemacht.

Nach den neuesten Berichten aus England bestehn jetzt in Großbritannien und Irland mehr als siebzig Gasthäuser unter gemeinnütziger Verwaltung. Von ihnen kommen vierunddreißig auf die schon 1896 gegründete Volkserfrischungsgesellschaft des Bischofs von Chester, die nationalen Charakter trägt. Die übrigen stehn meist unter den für einzelne Städte oder Bezirke gegründeten Vertrauensgesellschaften, die durch Lord Grey ins Leben gerufen worden sind. Es gibt schon siebenunddreißig solcher Vertrauensgesellschaften, von denen einzelne zwar noch kein Gasthaus besitzen, andre erst einige Häuser gegründet haben; eine Gesellschaft hat es schon auf sieben Häuser gebracht.

Trotzdem daß an dem Grundsatz festgehalten wird, den Betrieb nicht darauf zuzuschneiden, daß an berauschenden Getränken möglichst viel, sondern möglichst wenig genossen wird, haben die Wirtschaften doch gut verdient. Nach den mitgeteilten Bilanzen für 1901 kann man neben der fünfprozentigen Verzinsung des Anlagekapitals und nach den üblichen Abschreibungen noch einen bedeutenden Gewinn verzeichnen. Er wird zu gemeinnützigen Zwecken für die Gemeinden, in deren Bezirk die Wirtschaft besteht, benutzt und wird namentlich für solche Einrichtungen verwandt, die wie Lesezimmer, Kegelbahn und dergleichen dazu dienen, den ständigen Kneipenbesuch der Ortsbewohner mehr und mehr entbehrlich zu machen.

Wer möchte nicht, wenn er von diesen englischen Reformgasthäusern liest, auch manchem deutschen Orte ähnliche Wirtshausverhältnisse wünschen? Namentlich wäre vielen unsrer Kleinstädte und Dorfgemeinden, wo Fabrikarbeiter oder Bergleute der Hauptteil der Bevölkerung sind, sicherlich damit gedient.

Weimar W. Plessing

Maria von Magdala

Maria, der Stern von Magdala, des bösesten und geizigsten Mannes von Magdala Ehefrau, ist ihrem Gatten entlaufen und hat ihr glück- und liebehungriges Herz nach Jerusalem getragen. Sie war fünfzehn Jahre alt, als sie nach dem Willen des harten Vaters dem um vierzig Jahre ältern Manne ihre Hand reichen mußte. Drei qualvolle Jahre hatte sie es in der unnatürlichen Verbindung ausgehalten, dann vermochte sie die Last nicht länger zu tragen. Und doch war es nicht, wie sie sich wohl einredete, die Erbitterung über die ihr angetane Schmach allein gewesen, was sie von zuhause weggetrieben hatte, auch andres hatte dazu mitgewirkt. Sie hatte nach dem Baum hinübergeschaut, von dem es heißt, daß gut von ihm zu essen wäre und lieblich anzusehen, daß es ein lustiger Baum wäre, weil er klug machte. Frei wollte sie leben, den Hunger der Sinne stillen, alle Freuden der Jugend genießen und nicht nach morgen fragen, nicht fragen, ob sie morgen vielleicht hassen werde, was sie heute geliebt hatte. Nicht erst in Jerusalem, schon in mancher Stunde ihres traurigen Ehelebens — anders können wir ihren schnellen Niedergang nicht begreifen — hatte sie sehnsüchtig von einem wunderbaren Glück geträumt und die Arme danach aus-

gebreitet, einem Glück, worin man versinkt gleichwie in einem Abgrund, ausgefüllt mit Rosen und Lilien von süßem Duft, wo Leib und Seele ruhn, erlöst vom täglichen Streit wilder Wünsche, wo man Frieden atmet, und der Durst der Seele und Sinne für immer Stillung findet.

Was sie begehrt hatte, war ihr in Jerusalem geworden. Düfte von Rosen und Lilien durchwogten ihr reiches Gemach, worin sie frei und ungebunden waltete, eine Königin und eine Zauberin. Jerusalems Jünglinge lagen zu ihren Füßen, überschütteten sie mit Zärtlichkeiten und füllten ihren Schatz mit Gold. War sie nun glücklich geworden? Eine Zeit lang meinte sie es zu sein. Aber um sich in einem Leben, wie Maria es nunmehr führte, wohl zu fühlen, muß man das Herz einer Buhlerin haben, ein ungeteiltes Herz, und die Gedanken einer Buhlerin, nur solche Gedanken, nicht die Gedanken, die unter den süßesten Klängen hervorkommen und alles übertönen, die aus Lilien und Rosenblättern hervorkriechen und die Seele erschrecken, lästige und doch unabweisbare Gäste, die die schöne Harmonie des Sinnenlebens zerstören. Nein, Maria ist schön, sie lebt im Überfluß, sie hat die Freude, gefeiert und vergöttert zu werden, aber glücklich ist sie nicht. Denn mit ihrer Leibesschönheit hat sie auch eine feine und schöne Seele empfangen, so fein und schön, daß man es schwer verstehn kann, wie sie so tief zu sinken vermochte. Die hohen und edeln Gedanken sind bei ihr nicht seltne, zufällige und unwillkommene Gäste, sondern sie entspringen dem natürlichen Grund ihrer Seele und sind ihr gewöhnlicher Umgang. Im wildesten Sinnenrausch ihrer Tage hat sie sich doch ein heißes Gefühl für Seelengröße und Seelenreinheit bewahrt. Es gibt solche wunderlich zusammengesetzte Charaktere — unter schönen Frauen sind sie gar nicht selten —, in denen Klugheit und Torheit dicht nebeneinander wohnen, ein verständiger Sinn neben dem Ungeschmack der Eitelkeit, und worin die Stimmungen wechseln wie die Wolken am Himmel. Maria verachtet die Männer und kann sie dennoch nicht entbehren, sie ist stolz auf ihre Triumphe und weiß doch, wie leer es in den Köpfen aussieht, die sich anbetend vor ihrer Schönheit neigen. Sie würde es schwer ertragen, wenn jemand der Macht ihrer Reize nicht erläge, und sie sehnt sich dennoch nach einem Menschen, der sich den Fuß nicht auf den Nacken setzen läßt, der reines Herzens bleibt. Aber noch hat sie einen solchen nirgends gefunden.

Einmal hatte sie geglaubt, einem wahrhaft bedeutenden Menschen begegnet zu sein, dem Judas Ischarioth, einem Geldhändler, der im Heiligtum zu Jerusalem seinen Wechslertisch aufzustellen pflegte. Reines Herzens war der freilich auch nicht, und seine Brust war keineswegs gegen Aphroditens Künste dreifach gepanzert, aber er war doch ein rechter Mann, schien es wenigstens zu sein, und er war anders als die Herde glatter Stutzer, die sonst ihren Hof gebildet hatte. Rauh war er und heftig, kein leidiger Schmeichler, das hatte ihr gefallen, er redete mit ihr nicht bloß von Liebessachen, sondern weihte sie ein in seine ernsten Pläne, in seine politischen Anschauungen, deren Nerv unauslöschlicher Haß gegen die römischen Bedrücker war, und das hatte ihm ihr ganzes Herz gewonnen. Denn solchen blutigen Haß, wie ihn Judas im Herzen hegte, verstand auch ein jüdisches Weib, das in den großen Erinnerungen

seines Volkes schwelgte, dem es von Jugend auf gelehrt worden war, zu solchen rauhen Gestalten wie der Richterin Deborah und der Judith als leuchtenden Sternen ihres Geschlechts aufzuschauen, und das gewohnt war, selbst die meuchlerische Tat der Jael, die den Sisera im Schlaf ermordet hatte, als patriotisches und darum verdienstliches Werk anzusehen. Wie sie sich längst den Fremdlingen aus Rom verschlossen hatte, so verbannte sie, seitdem sie den Judas liebte, auch jeden andern aus ihrem Haus und lebte nur ihm allein, der nicht schön war, noch gütig, noch lustig, sondern ein Unhold mit gespenstigen Augen, aber ein Held und ein ganzer Mann.

Lange hatte jedoch der schöne Traum nicht gedauert: eines Tags war der Geliebte ausgeblieben. Und Maria, das stolze und gefeierte Weib, hatte nun auf ihn warten müssen, und sie hatte von einem Tag zum andern gewartet, bis sie sich endlich nicht mehr der Erkenntnis verschließen konnte: Du bist verschmäht, er hat mit dir gespielt. Sehr niedrig denkt Maria plötzlich von dem Manne, den sie ehemals so hoch geachtet hatte, wenn sie meint, er sei ausgeblieben, weil das ihrem Gatten gestohlne Gold zur Neige ging. Es hatte doch eine andre Ursache, daß Judas die Schwelle der Sünderin nicht mehr überschritt: ein andrer, der Größte, der je auf Erden wandelte, hatte seine Hand auf ihn gelegt. Den Wechslertisch hatte er ihm umgestürzt und sein geliebtes Gold auf die Gasse gestreut, die Geißel hatte er über ihm geschwungen, und Judas hatte sich nicht dagegen empört, sondern hatte alles, sein Geschäft, sein Haus und die Geliebte verlassen und war Jesu nachgefolgt. Wenn irgend einer, das war ihm zum Bewußtsein gekommen, so war dieser galiläische Prophet der Messias, der seinem Volke die Freiheit bringen und das Römerjoch zerbrechen konnte. Das hatte Judas geglaubt, eine Weile, dann war er in Zweifel geraten, und endlich hatte sich seine enge und neidische Seele von dem Propheten abgewandt. Entweder lassen Sie uns Cyperwein trinken und Mädchen küssen — so hat Lassalle einst ausgerufen — oder aber alle unsre Kräfte der Verbesserung des dunkeln Loses der unendlichen Mehrheit des Menschengeschlechts weihen! Als Judas nicht mehr mithelfen wollte am Werk des Heilands, entschied er sich für den Cyperwein und das Mädchenküssen. Und so kommt er zu Maria zurück.

Zu ungelegner Zeit betritt er Marias Gemach. Ein vornehmer Römer, Aulus Flavius, der Neffe des Pontius Pilatus, ist bei ihr. Er hat sie eben vor den Zudringlichkeiten einiger Glieder der goldnen Jugend Jerusalems bewahrt und sie nun durch seine ritterliche Teilnahme dahin gebracht, daß sie ihm ihr Herz ausschüttet und ihm all ihre Bitternisse, deren herbste die Untreue des Judas ist, anvertraut. Übler konnte es Judas gar nicht antreffen als in einem Augenblick, wo das beleidigte Weib in ihren peinvollen Erinnerungen wühlt. Dazu benutzt der kluge und stolze Römer die Gelegenheit, der Maria ihren Helden zu verleiden und ihm das Löwenfell von der Schulter zu ziehn. Dein Freund ist kein Held, du gute Maria, ein Sklave ist er. Von dem galiläischen Prediger hat er sich prügeln lassen, und wie ein Hund mit gesenkten Ohren ist er dem Herrn nachgeschlichen, der ihn züchtigte. Ist das wahr? fragt Maria, und Judas kann nicht nein sagen. Aber, fragt er, erniedrigt sich, wer

einem Höhern dient, einem Helden und König? Und er erzählt ihr von dem wunderbaren Wesen des unbegreiflichen Mannes. Judas haßt ihn und redet doch wie einer, der noch immer liebt, er glaubt nicht mehr an Jesus und wird doch sein Prophet. Und gerade das muß er aussprechen, was auf die Buhlerin die tiefste Wirkung ausübt und ihn selber für immer von dem Throne stürzt, den ihm Maria einstmals in ihrem Herzen errichtet hatte: Nie hat er ein Weib berührt, seine Seele schwebt hoch über aller irdischen Freude. — Das ist der Wendepunkt in Marias Leben: Ich muß ihn kennen lernen, der solche Macht hat, selig und unselig zu machen. Ich muß erfahren, ob er die Augen niederschlagen wird, wenn unsre Blicke sich begegnen.

Dicht neben dem Palast des Flavius liegt das Haus eines jüdischen Mannes, des Simon, mit einem Gärtchen, das an die Straße stößt. Hier hat der Prophet Wohnung genommen. Hier wandelt er zuweilen unter den Blütenbäumen, und man kann ihn dann von des Flavius Haus aus beobachten, von dessen Garten aus auch seine Stimme vernehmen. Maria kommt zu Flavius, von ihm eingeladen, um den Mann, den Heiligen zu sehen, dessen Bild schon ihre ganze Seele erfüllt. Sie begegnet im Haus des Römers dem Hohenpriester Kajaphas, der soeben einen vergeblichen Versuch gemacht hat, den Neffen des Landpflegers für einen Gewaltstreich gegen Jesus zu gewinnen. Das Zusammentreffen mit dem verachteten Weibe kommt dem stolzen Priester gelegen, sein ränkevoller Kopf entdeckt sofort einen neuen Weg, den Galiläer zu verderben. Zuerst sagt er Maria schneidende Worte über ihr sittenloses Leben, dann wird er freundlicher und kommt schlaukweg mit dem Ansinnen heraus: Du bist schön, Maria, aber du hast deine Schönheit, das Geschenk deines Gottes, mißbraucht. Jedoch nun bietet sich eine Gelegenheit, was bisher ein Werkzeug des Verderbens war für viele, zu einem Werkzeug der Rettung zu machen für dein ganzes Volk. Um seines Wandels willen, der heilig und sündlos scheint, schaut die Menge zu ihm auf. Nun, Maria, an dir wäre es, ihn zu entlarven. Er hält ihr den Ruhm der Judith vor und sagt: Was dein Leben bisher befleckt hat, mit einer einzigen verdienstlichen Tat würdest du es auslöschen. Sehr fein passen diese Worte zu Mariens eignen Gedanken; sie wollte dem Heiligen ja auch prüfend in die Augen sehen, ob er wirklich das wäre, wofür ihn alle halten, oder auch nur ein Mensch wie die andern, dem Zauber der Sünde verfallen. Dennoch wendet sie sich verächtlich von dem Versucher ab: nur bei sich selber will sie prüfen, nicht aber gemeine Niedertracht ausüben. Nun schlägt der Versucher einen andern Weg ein; er wendet sich an das liebebedürftige Weib: Du sollst ihn nicht verderben. Er mag leben. Nur den Heiligenschein sollst du ihm zerstören und die Heiligenkrone vom Haupte nehmen, dafür magst du ihn mit Rosen und Jasmin bekränzen und in irgend einem lachenden Lande ihn vergessen machen, was er einst geträumt hat. Und zuletzt ihre Eitelkeit anstachelnd: Du getraust es dir wohl nicht, du fürchtest wohl, deine Schönheit werde hier ohnmächtig sein? So hatte auch Judas gesprochen: Die Macht deiner Schönheit wird zu Schanden werden an diesem Unbegreiflichen. Gedemütigt würdest du von ihm gehn, und wenn auch du seinem Zauber erlägest, wie alle Weiber, die ihm je genaht, zum erstenmal

in deinem Leben würdest du erfahren, wie unerfüllte Wünsche das Herz verzehren. Das hatte Judas gesagt, und sie hatte geantwortet: Und doch — und gerade darum. Schweigend, mit dunkeln Gedanken ringend, steht sie nun neben Kajaphas.

Jetzt kommt der Prophet drüben in den Garten. Maria verläßt das Haus, um ihn zu hören. Sie lauscht von ferne und tritt dann näher und näher, hinaus auf die Straße, unter die Menge der Gläubigen, die andächtig der Rede Jesu lauscht. Da wird sie erkannt. Die Ehebrecherin aus Magdala! Wie erdreistet sie sich, ihr Antlitz vor dem Heiligen des Herrn zu zeigen. Jagt sie hinweg, schlagt sie, steinigt sie! Die stille, friedliche Gemeinde ist plötzlich von einem Wirbelsturm wilder Leidenschaft erfaßt worden. Da stillt die Stimme eines Ungesehenen den Sturm, eine Stimme, der sich jeder augenblicklich beugt; und die Stimme spricht: Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. Angstvoll richtet sich Maria auf und wankt in das Haus zurück. Sie ist vom Tode gerettet, aber sie fühlt sich gerichtet. Ihm hat sie nun ins Auge gesehen und erkannt, sein Auge ist rein, rein seine Seele. Aber diese stillen, großen, milden Augen sind ihr furchtbar geworden. Wer rettet mich vor diesen Augen? ruft sie in tiefster Seelennot, die Hände abwehrend ausgestreckt gegen ihren Retter, der zugleich ihr Richter ist.

Und doch zieht unstillbare Sehnsucht sie von neuem zum Herrn. Die Sünderin will den anbeten, der ihr ein neues Leben gegeben und sie zum erstenmal ein Glück hat fühlen lassen, das keine Reue gebiert. Seine Füße mit ihren Tränen zu benetzen und mit ihrem Haar sie zu trocknen, ihm mit einer Liebe, rein wie das Sonnenlicht, zu danken, daß er das irrende und verirrte Weib mit Himmelshuld begnadet hat, danach verlangt ihr zärtliches Herz. Und sie ringt mit aller Kraft, seiner würdig zu werden. Den Judas stößt sie von sich und treibt ihn damit dem Hohenrat in die Arme. Einsam verlebt sie in ihrem Haus, schwermütig und selig zugleich, ihre Tage. Rein wie Sonnenlicht ist ihre Liebe dennoch nicht, irdische Gefühle drängen sich in die himmlische Liebe hinein, weltliche Worte in fromme Gedanken. Johannes der Täufer hatte von Jesus gesagt: Ich bin nicht wert, daß ich seine Schuhriemen auflöse. Die Büßerin sagt: Ich bin nicht wert, daß nur seine Hand meine Wange liebkoste. Aber das Sinnliche wird doch von dem reinen Gefühl, das immer stärker ihre Seele durchströmt, aufgelöst und hinweggeschwemmt, und tröstlich bekennt sie: Seine Liebe gehört der Welt, sein Herz allen Dürftigen, die er in sein himmlisches Reich führen will, wenn sie reines Herzens sind. Das ward ich durch ihn und will es bleiben.

Zu der Einsamen kommt Flavius mit der furchtbaren Nachricht: Jesus ist von einem seiner Jünger verraten, von den Juden verurteilt und dornengekrönt von Pilatus dem Tode preisgegeben. Aber es gibt noch einen Rettungsweg, Flavius selber will den Gefangnen heimlich befreien und in Sicherheit bringen. Und der Lohn für die gute Tat? Denn Flavius ist kein Idealist, er tut nichts umsonst, aber der von ihm geforderte Lohn ist in Anbetracht dessen, daß eine Buhlerin ihn zahlen soll, gering: Eh ich um Mitternacht zum Kerker gehe, will ich an deine Tür pochen. Wenn du mir dann ein wenig

hold und freundlich sein wolltest! Vor wenig Augenblicken erst hat Maria sich gelobt, reines Herzens will ich bleiben, und nun soll sie wieder in den Schlamm, aus dem sie sich für immer gerettet geglaubt hatte, zurückgestoßen werden! Arme Maria! Herr mein Gott, betet sie, erleuchte meine Seele, daß sie erkenne, was dein Wille ist. Du sahst, wie ich mich emporrang zum Licht, soll ich zurückgestoßen werden in Schmach und Sünde? Sie glaubt das grauenhafte Opfer bringen zu müssen, dann aber, so wendet sie sich an die Gottheit, dann darfst du mir nicht zürnen, wenn ich selbst das besudelte Gefäß zerbreche, mich rette in die ewige Nacht, die jede Schande begräbt und jeden Aufschrei der Verzweiflung erstickt. Dann gönne diesem müden Herzen den Frieden!

In dieser Stunde, wo ihre ganze Seele erschüttert ist, muß sie es auch noch ertragen, noch einmal die Stimme ihres ehemaligen Geliebten zu hören. Judas tritt zu ihr, das Kainszeichen auf der Stirn, den Wurm, der nicht stirbt, im Herzen. Wie ist es nur möglich gewesen, daß Maria einmal hat glauben können, Judas sei ein Held und habe ein kühnes, hochgesinntes Herz! Auch jetzt hält sie ihn wenigstens noch für einen Dämon, aber auch das ist Judas nicht, sondern ein verworrener Fanatiker, ein großsprecherischer Mensch, der sich an stolzen Worten berauscht, während sich sein Herz feige im Staube windet. Keine Tür wird sich mir öffnen, zur Rache für das, was sie meinen Verrat nennen, obwohl es ihre Rettung war, und auch die Priester können mich nicht schützen. Darum will ich hinwegziehn und Wohnung suchen in einer andern Stadt, wo kein Fluch sich hängt an den Namen Judas Ischarioth. Du aber sollst mit mir ziehn. Das ist seine Klage und sein Anliegen an Maria. Was er redet von zertretnen Hoffnungen und von Bitternissen, unter denen seine Seele leide — das sind nur Flausen. Wahr und echt ist nur seine Sinnlichkeit: Wenn ich leben soll, muß ich dafür sorgen, daß in den Becher, den jeder neue Tag mir an die Lippen setzt, etwas Süße träuft! Und darum mußt du mit mir ziehn! .. oder du stirbst von meiner Hand. Daß Maria je wieder mit dieser niedrigen Kreatur zusammenleben, seine Krankenwärterin werden könne, ist ganz unmöglich. Nur etwa zum Henker taugt er noch, und als solcher ist er ihr willkommen, und Maria, die jetzt ihr Leben von neuem der Schande preisgeben will, ist bereit, ihre Brust dem Mörderstahl des gleichfalls ewiger Schande verfallenen Menschen darzubieten! Das Opfer wird nicht gebracht. In der letzten Minute vernimmt Maria die Stimme des Herrn in ihrer Seele: Maria, was willst du tun, bist du nicht wiedergeboren und hast eine neue Seele empfangen und einen neuen Leib, und der soll nun entweiht werden, entehrt um meinetwillen? Zurück von diesem Abgrund! Als Flavius an ihre Tür klopft, betet sie: Schützt mich, ihr Engel des Herrn! und nach einem letzten Schwanken ruft sie: Ich kann nicht ... kann nicht. So stößt sie die Hand zurück, die nach ihrer Meinung allein noch rettend eingreifen konnte, und sieht ihren Herrn nunmehr dem Tode verfallen.

Der letzte Akt bringt die Ausgänge des Lebens Jesu, auch das Ende des Verräters, dessen Gewissen endlich unter dem Kreuz Jesu aufgewacht ist und über ihn eine Seelennot gebracht hat, die auch von Marias Liebe nicht mehr

geheilt und gestillt werden kann. Maria wandert wehklagend durch die Straßen Jerusalems, die Mörder Jesu anklagend und sich selber des Mords an ihm beschuldigend. Nirgends sieht sie eine Rettung aus ihrem Schmerz. Judas, von dem sie die Erlösung aus ihren Leiden gehofft hatte, ist tot, und sich selbst den Tod geben, das will sie nicht. So bleibt ihr nichts übrig, als still in einem Leben auszuharren, worin alles finster geworden ist, und über dem alle Sterne erloschen sind. Sie ist irre an sich geworden, sie zweifelt, ob sie recht tat, der Stimme ihres geläuterten Gewissens zu folgen. Nun ist die Welt mir tot und alles, was süß ist in der Welt, so klagte die heilige Elisabeth, als sie den Tod ihres Gatten erfuhr. Maria ruft: Gute Nacht, schöne Welt. Du bist eine Welt voll Schlangen und reißender Tiere. Nur einer in dir war ein Mensch, den haben sie nicht dulden wollen in ihrer Mitte, weil er schön war und sie beschämte in ihrer Häßlichkeit, und darum ruhten sie nicht, bis er seine lichten Augen schloß. Aus ihrem trostlosen Jammer reißt sie endlich ein Wort heraus, das man ihr zuflüstert: Er hat verheißen, am dritten Tage wieder aufzustehn. Mit aller Glut ihres Herzens klammert sie sich an dieses Wort. Ja er wird wiederkommen, denn er selbst hat es verheißen, und niemals kam ein unwahres Wort aus seinem Munde. Nicht heller Ostersonnenschein, sondern nur ein stiller Mondenglanz leuchtet über dem Ende des Stücks, das doch nicht mit herber Entsagung oder Verzweiflung schließt, sondern mit einem lichten Aufblick zur Welt der Auferstehung und des unvergänglichen Lebens.

Bücher haben ihre Schicksale. Vor mir liegt Heyses Drama mit der Jahresangabe 1899. Ich erinnere mich nicht, daß in den zwischen heute und damals liegenden Jahren viel über das Buch geredet und gesprochen worden wäre. Und doch hätte ein neues Buch von Paul Heyse von vornherein allgemeines Interesse erregen müssen. Ich habe das Drama 1899 zuerst gelesen, zu einer Zeit also, wo man es noch unbeeinflußt vom Rauschen des deutschen Blätterwaldes lesen konnte, und ich habe von ihm einen tiefen Eindruck empfangen, keinen vollkommen harmonischen, ich gestehe es, aber ich habe es jedenfalls in der weihevollen Stimmung und mit der seelischen Spannung gelesen, wie sie nur ein Werk hervorzubringen vermag, worin ein ernster seiner Stoff mit den Mitteln feinster dichterischer Kunst verarbeitet ist. Das Stück ist voll packender Szenen, voll hinreißender Leidenschaft, voll wunderbarer Poesie. Es versteht sich ja von selbst, daß ein Dichter wie Heyse und ein Meister der Sprache wie er mit allen goldnen Glocken des Herzens zu läuten vermag. Und dennoch würde wahrscheinlich der Strom des literarischen Interesses ohne vieles Geräusch an dem Buch noch heute vorüberfließen, wenn nicht die Ablehnung durch die Behörde dazwischen getreten wäre. Da plötzlich stauten sich die Wasser, und nun beklagte man es als ein schweres Unrecht, daß man dem deutschen Volke sein Lebensbrot vorenthalten wolle.

Wir haben gegenwärtig in der Kunst eine starke Neigung zur Verwendung religiöser Motive. Das darf man gutheißen, es nötigt den Dichter, in die tiefsten Tiefen zu steigen und aus den tiefsten Brunnen zu schöpfen. Aber es hat auch seinen Nachteil. Allzunah liegt die Gefahr eines Konflikts mit dem religiösen Gefühl andrer, namentlich dann, wenn es sich nicht um Mitteldinge

handelt, sondern wenn solche Geschehnisse und solche Personen zum Gegenstand der Darstellung gemacht worden sind, die dem innersten Heiligtum des Glaubens angehören. Da kommt der Künstler nicht mehr ungeschmälert zu seinem Rechte. Das schöne Spiel der Gedanken wird nicht mehr unbefangen genossen, die Hand am Schwertgriff, so hört man dem Dichter zu, jeden Augenblick bereit, seine Heiligtümer zu verteidigen. Einen Konflikt mit dem religiösen Gefühl hat denn auch die Stelle, die der Maria von Magdala die Theaterpforte verschließen zu müssen glaubte, befürchtet. Leicht mag es ihr nicht geworden sein, einem Heyse die Tür zuzuhalten; wer weiß, wie mancherlei Gründe zu diesem Entschluß mitgewirkt haben, und wie mancherlei Stimmen gegen das Stück laut geworden sind. Das christliche Empfinden werde in diesem Stück verletzt, so sagen die einen, und andre setzen hinzu: auch das sittliche Empfinden. Ist das wahr? Zweifellos bewegt sich das Stück in einem Milieu, das man nicht rein nennen kann. Das würde allerdings heutzutage schwerlich als Ablehnungsgrund eines Theaterstücks geltend gemacht werden, denn täglich dürfen Dramen aufgeführt werden, in denen dem Zuschauer ganz andre Dinge zugemutet werden, aber es könnte manchen, der sich an reiner und keuscher Kunst erquicken will, abschrecken. Wird wirklich unser sittliches Gefühl beleidigt? Ich sage nein. Wir haben es in der Maria mit einem höchst sittlichen Thema zu tun, nämlich mit der Wiedergeburt einer sündigen Seele durch die Macht Jesu, und etwas Schöneres und Ergreifenderes gibt es wohl nicht zu sehen, als wenn eine arme Menschenseele im zerrissenen und zerspaltenen Leben das große Heimweh nach Herzensreinheit in sich erlebt und sich von diesem Heimweh zu Gott führen läßt. Verfänglich mag das Milieu sein, aber mit feiner Kunst ist das Anstößige vermieden, bis auf wenig Stellen, wo es nicht anders ging; und bis etwa auf das Auftreten der jungen Wüstlinge, unter denen des Kajaphas Sohn das Menschentum auf seiner niedrigsten Stufe zeigt und durch seine blasphemische Verwendung von Bibelworten in einer Weise abstoßend wirkt, daß nach meinem Gefühl die sonst so zarte Farbenstimmung des Stücks gestört wird, bis auf diese eine Szene haben wir überall die vorsichtige Ausdrucksweise weltmännisch gebildeter Personen. Wer das Gretchendrama im Faust ertragen kann, wird auch die Maria von Magdala ertragen können.

Und wird unser religiöses Gefühl verletzt? Daß der Dichter uns den Herrn im Spiegel der Seele eines sündigen Weibes zeigt, kann uns unmöglich verletzen, wir verehren ihn ja als den Heiland, der keinen aufgibt, der das Verlorne auch im Staube sucht. Reiner und erhabner kann uns sein Bild schwerlich geschildert werden, als es in dem Stück geschieht. Durch die trübe Atmosphäre, die über allen diesen Menschen liegt, leuchtet seine Gestalt klar und in ungebrochnem Glanz, in der Tat wie reinstes Sonnenlicht. Ihn selber sehen wir nicht, wir hören nur einmal eine Stimme, die ihm angehören muß, aber wir sehen die Strahlen, die von ihm ausgehn. Wir sehen, wie das von ihm ausstrahlende Licht von denen gehaßt wird, die mit ihrem Wesen in der Finsternis wurzeln, wie es dagegen alle wunderbar anzieht, die etwas Lichtes und Edles in sich tragen, und wie sich alles, was von guten Lebenskeimen in

ihnen ruht, unter den Strahlen dieſes Lichtes zur Blume entfaltet. So bei dem Hananjah, den wir anfangs im Gemach der Buhlerin antreffen, und der zuletzt nicht fern vom Reich Gottes iſt. So ſogar bei Flavius, der am Ende bekennt: Als ich ihn, den ich für einen Toren und Träumer gehalten, zu ſchmachvollem Tode ſchreiten ſah, erhabne Trauer auf ſeinem Antlitz über den Sieg der tückiſchen Feinde, und ihn vom Kreuz herab Worte der Vergebung ſprechen hörte, da wußte ich, wenn je etwas Göttliches in Menſchenbildung auf Erden erſchien, ſo wars in dieſem hohen Dulder. Und endlich und vor allem bei der Maria ſelber.

Aber man ſagt uns, für einen Chriſten ſei es unerträglich zu erleben, wie die Tatſache der Erlöſung an den Willen einer Buhlerin geknüpft werde oder ſo ungefähr. Auch dieſen Einwand halte ich nicht für ſtichhaltig. Maria ſagt es ja frank und frei heraus: Ich tats, ich habe euern Herrn und Heiland in den Tod getrieben. Das iſt eben ihre Meinung, und die kann irrig ſein. Mit demſelben Rechte hätte Pilatus behaupten können: Wenn es mein Wille geweſen wäre, ſo hätte die Chriſtenheit keinen Karfreitag zu feiern. Der Chriſt betrachtet das Leiden Chriſti als eine Tat Gottes, aber er leugnet doch nicht, daß nach dem Willen der Vorſehung menſchliche Kräfte und Mächte in dem göttlichen Myſterium mitgewirkt haben. In dem Drama läßt der Dichter ſelber den Flavius zur Maria ſagen: Wer ſagt dir, daß er die Hand des Retters ergriffen hätte, ſtatt als ein Märtyrer und Held in den Tod zu gehn? Ich glaube, man muß ſich immer wieder gegenwärtig halten, daß Heyſe nicht das Drama des Menſchenſohns, ſondern das Drama einer Sünderin hat ſchreiben wollen, die durch Jeſus errettet worden iſt. Die Tragödie, die in Golgatha ihr vorläufiges Ende findet, bildet für das Drama der Maria nur den gewaltigen Hintergrund, dabei war es freilich nun nicht anders möglich, als daß die Geſtalt, die hinter der Szene ſteht, das Intereſſe übermächtig an ſich ziehn mußte. Maria iſt Heldin des Stücks, aber der eigentliche Held, um den die Erde kreiſt, iſt Jeſus. Das Drama der Maria iſt im Grunde mit dem vierten Akt zu Ende, da wo ſie ihre neugewonnene ſittliche Exiſtenz in der ſchwerſten Prüfung bewahrt und ſich wie Gretchen im Fauſt in den Schutz der Engel befiehlt. Hätte ſie etwa das Opfer gebracht und dann erkennen müſſen, auf welchen Irrtum ſie verfallen und wie vergeblich das Opfer gebracht wäre, ſo hätte ſie auch der fünfte Akt in einer neuen dramatiſchen und tief tragiſchen Situation zeigen können. So gilt der fünfte Akt weniger ihr, als dem Herrn, und als letzte Tröſtung und Verſicherung bringt er nicht ihre, ſondern des Herrn Auferſtehung. Soviel ichs auch überlege, ich glaube nicht, daß jemand wirklich durch dieſes Stück in ſeinem religiöſen Gefühl verletzt werden könnte. Jeſus geht ſo ruhig und ſicher ſeinen Weg wie die Sonne am Himmel, und was ſie auch unten auf Erden ſinnen und planen, ſein Leben — darüber läßt uns das Drama nicht im Zweifel — wird von andern Händen gelenkt als von Menſchenhänden.

Dennoch, ſo gewiß ich den redlichen Willen habe, das Drama mit unbefangnen Augen zu betrachten, darf ich es nicht verhehlen, daß auch ich gewünſcht hätte, Heyſe ſelbſt hätte auf die Aufführung ſeines Werks verzichtet.

Manches verträgt eben das Licht der Bühne nicht. Wer Heyses Buch nur lieſt, wird ſich willig dem Zauber der dichteriſchen Kunſt hingeben und ſich über manches hinwegſetzen, was ihm bei der Aufführung nicht mehr erträglich ſein würde. Denn beim ſtillen Leſen breitet die Phantaſie über alle Geſtalten und Begebenheiten einen ahnungsreichen Schleier, der hier eine Härte mildert, da einen Schatten verſtärkt, dort ein Licht hell hervortreten läßt. Möchten doch unſre dramatiſchen Dichter bei dem guten Gebrauch bleiben, die Geſtalt Jeſu von den Brettern fern zu halten. Sie können die chriſtlichen Probleme ſehr wohl behandeln, tun aber gut, ihren Standpunkt etwas ferner von der Lichtquelle zu nehmen und ſich alſo damit zu begnügen, ihre Kunſt an Perſonen zu zeigen, in denen der Geiſt Chriſti Geſtalt gewonnen hat, nicht an ihm ſelbſt und nicht an den Tatſachen des Evangeliums. Auch Otto Ludwig hatte einmal die Idee, ein Drama „Chriſtus“ zu ſchreiben, und ſein ganzes Herz war von dieſem Plan ergriffen worden. Er wollte dadurch ſelbſt zum Chriſten werden und manche in dieſer indifferenten Zeit wieder zum Chriſtentum zurückführen. Ihm ſchwebte ſo etwas wie die naive Kunſt der Oberammergauer vor. „O es iſt ein göttlicher Stoff, rief er aus, aber welch ein kindlicher Dichter gehört dazu.“ Otto Ludwig hat ſeinen Plan nicht ausgeführt. Mit ſcharfem Blick erkannte er wohl, daß der göttliche Stoff zu ſpröde iſt für menſchliche Hände, und daß das ſchöne Bild, das er in der Seele trug, in der Umrahmung der Bühne ein andres Ausſehen annehmen und andre Wirkungen hervorbringen würde, als er gewollt hatte. Das Leben Jeſu eignet ſich wohl zu einer epiſchen, nicht aber zu einer dramatiſchen Bearbeitung. Es fehlen in ihm die Konflikte, deren der Dichter zur Ausſpinnung der Handlung unbedingt bedarf, es fehlt die Schuld, es fehlen die dunkeln Leidenſchaften. Man braucht ſich nur Otto Ludwigs Entwurf zu dem Drama „Chriſtus“ anzuſehen, ſo erkennt man, wie wenig dramatiſches Leben auch dieſer bedeutende Dramatiker aus dem Stoffe, von dem er begeiſtert war, herauszuholen vermochte. Es ſind rein lyriſche Stimmungen oder maleriſche Wirkungen, die er bei der Ausführung ſeines Plans erreicht haben würde. Fügte man nun in das Leben Jeſu ſolche Motive ein, von denen allein ſich eine dramatiſche Bewegung ableiten ließe, ſo veränderte man damit das Bild des Herrn in einer Weiſe, daß ſich der Gläubige mit Recht verletzt fühlen würde. Der Dichter bewegt ſich alſo fortwährend an den Grenzen des Zuläſſigen, und er ſieht ſich beſtändig von Rückſichten bedrängt, die dem Weſen der Kunſt fremd ſind, und die ihm darum in ſeinem künſtleriſchen Schaffen hinderlich ſein müſſen. Heyſe hat es nun allerdings vermieden, die Geſtalt Jeſu ſelbſt in die Handlung, wie ſie auf der Szene verläuft, hineinzuziehn, aber indem er die dramatiſche Entwicklung von einer Perſon ausgehn läßt, die ſelbſt nicht auf der Szene erſcheinen darf, hat er ſich ſeine Aufgabe von vornherein ſehr ſchwer gemacht. Und um den Stoff dramatiſch zu machen, hat er ſich ferner genötigt geſehen, die bibliſche Geſchichte recht willkürlich zu behandeln und wohlbekannten Bildern aus dem Evangelium einen uns fremden Farbenton zu geben. Es iſt das gute Recht des Poeten, die Fäden der Phantaſie um alle Begebenheiten zu ziehn, nie Geſchehenes zu erfinden, um das wirklich Geſchehene

in ein helleres Licht zu rücken. Aber die wirklichen Tatsachen darf er uns nicht verändern. Die Tatsachen der Geschichte Jesu stehn nun aber so fest im Herzen der Christenheit, daß man auch Geringeres daran nicht ohne Schädigung des Eindrucks umbilden kann. Die Identifizierung des Judas mit dem Wechsler, überhaupt sein Verhältnis zu Maria ist, wie ich glaube, keine notwendige und auch keine sehr glückliche Erfindung. Daß die Maria Magdalena die große Sünderin sei, ist eine alte, wenn auch unbewiesene Meinung, aber daß sie nun auch die Ehebrecherin aus Johannes (Kapitel 7) sein soll, ist doch wohl zu viel der Kunst. Und überhaupt diese ganze Szene. Mir scheint sie sehr wenig am Platze zu sein und an dieser Stelle der Glaubwürdigkeit zu ermangeln. Im Evangelium sind es Widersacher Jesu, die ein beim Ehebruch auf frischer Tat ergriffnes Weib vor den Herrn bringen und in ränkevoller Weise sein verdammendes Urteil herausfordern. Da weist er sie ab. Im Drama handelt es sich um eine Tat, die längst besprochen und worüber man längst zur Ruhe gekommen ist. Maria von Magdala ist in Jerusalem eine bekannte Person, auch der Hohepriester kennt sie, und ihr Auftreten in der Großstadt hat bisher nirgends einen Volkstumult hervorgerufen. Und nun sollen gar Leute aus der Umgebung Jesu, unter denen doch genug Zöllner und Sünder waren, die Rolle der grausamen Hasser und unheiligen Richter übernehmen, sie, schlichte Leute aus dem Volke mit guten stillen Gesichtern, wie sie Flavius schildert, sie, die auf den leisesten Wink des Meisters hören, sie sollen im Angesicht des Meisters den Akt roher Volksjustiz begehn wollen? Das scheint mir wenig glaubwürdig zu sein. Und endlich die Stimme aus dem Hintergrund: sie mag höchst wirkungsvoll in das Volksgetümmel hineintönen, aber ich fürchte, die damit erreichte Wirkung gehört mehr in das Bereich des Sensationellen, als in das Reich der wirklichen dramatischen Kunst. Das Wort Jesu selbst verliert in dem Zusammenhang des Stücks an innerer Berechtigung, es klingt an dieser Stelle viel zu pathetisch, es ist viel zu wuchtig und viel zu schwer. Im Zusammenhang des Evangeliums, wo es an scheinheilige, mit allen Mitteln der Dialektik gegen Jesu ankämpfende Pharisäerseelen gerichtet ist, steht es am rechten Platze und ist gerade so wuchtig und schwer, als es sein mußte. Aber bei Leuten, die dem aufgehobnen Finger augenblicklich folgen, bedarf es keines Peitschenhiebs. Eine so willkürliche Behandlung der biblischen Erzählungen bringt uns in einen Gegensatz zum Dichter und stört uns die poetische Stimmung. Es fällt einem dabei das Wort Lessings ein: Ich weiß nicht, ob es schwer ist, solche Erfindungen zu machen, aber das weiß ich, daß sie schwer zu verdauen sind.

Maria von Magdala wird sich nun wohl ein Theater nach dem andern erobern, und nachdem einmal das Interesse so lebhaft angeregt worden ist, volle Häuser bringen. Und sie wird die Herzen erschüttern. Wer das alles gern verhindert hätte, der hätte gut getan, sich auf den stillen Ausdruck des Bedauerns, daß sich Heyse an einen solchen Stoff gewagt hat, zu beschränken. Das wäre, von seinem Standpunkt aus betrachtet, das klügste gewesen. So viele Erfahrungen zeigen uns, daß jeder Versuch, eine wirklich bedeutende Dichtung zu unterdrücken, jedesmal den entgegengesetzten Erfolg hat. Nun regen sich auch die, auf deren Teilnahme unter gewöhnlichen Verhältnissen gar nicht zu rechnen

gewesen wäre. Ich bin ganz dafür, daß man den Sensationsmachern scharf auf die Finger sehe und die Geldwechsler, die auf die niedrigen Triebe der Menschen spekulieren, auch aus dem Heiligtum der Kunst hinaustreibe. Aber einem Paul Heyse soll man das Wort nicht entziehn. Er wird manches schreiben und dichten, was nicht nach jedermanns Sinn ist, aber gewiß nichts, was nicht den Stempel edelster dichterischer Kunst an sich trüge. **

Leipziger Dramaturgie

1. Maria Stuart

Zwei Bühnen, die Burg und das Théâtre Français, können dem Besucher leicht die meisten andern Theater verleiden. Sie verwöhnen ihn durch den musikalischen Wohlklang der Sprache und besonders des Verses, durch das klassische Ebenmaß ihrer Aufführungen und durch eine wahlerwagne, mehr gediegne als prunkvolle Inszenierung. Es ist die Frage, ob es nicht auch für andre Bühnen der Mühe wert wäre, diesen für den Kunstgenuß so wesentlichen Erfordernissen wieder etwas mehr Beachtung zu schenken. Die hier zu Grunde liegenden Wahrnehmungen beziehn sich zwar zunächst auf die beiden städtischen Bühnen Leipzigs, das Alte und das Neue Theater, die den Grund ihres unbefriedigenden pekuniären Ertrags in der Konkurrenz suchen zu müssen glauben, aber diese Plauderei soll doch, obwohl sie es mit einzelnen schauspielerischen Leistungen zu tun haben wird, weder für eine eigentliche Theaterkritik ausgegeben werden, noch sich ihrem Zwecke nach auf einzelne Bühnen beschränken. Es sollen vielmehr bei der Besprechung einzelner Aufführungen allgemeine Fragen rein sachlich erörtert werden, und wenn dabei über die Darstellungsweise des einen oder des andern Künstlers ein Urteil gefällt wird, so kommen dabei seine Eigenheiten und störenden Angewöhnungen nur insofern in Betracht, als seine Anschauung von dem, was man dem Publikum bieten darf, als eine auch für andre Darsteller desselben Faches typische angesehen werden kann. Den einzelnen Künstler zu überzeugen und zur Ein- und Umkehr zu bewegen, ist wenig Aussicht vorhanden: der Beifall des großen Haufens, dem die Kulissenreißerei um so besser mundet, je krasser sie ist, verblendet den, der für die Masse spielt, über die Verwerflichkeit seiner Ziele, und es ist deshalb offenbar zweckmäßiger, das Publikum an die himmlische Anmut und Schönheit wahrer Kunst zu erinnern, als den Schauspieler. Wenn der gewohnheitsmäßige Kulissenreißer für seine gewiß gut gemeinten, aber im höchsten Grade bedauerlichen Anstrengungen ein paar Abende hintereinander nichts als das eisige Schweigen des gesamten Hauses ernten könnte, wäre er und wären wir gerettet. Ein solches wohltätiges Wunder ist nun freilich bei der Verwahrlosung des allgemeinen Kunstgeschmacks nicht zu hoffen, aber wie der rastlos fallende Wassertropfen im Laufe der Jahre den um soviel härtern Stein aushöhlt, so könnte auch mit Apollos und der Musen gnädiger Hilfe das sensationslustige Publikum unsrer Tage allmählich wieder einem feinern, verständigern und künstlerisch anspruchsvollern Platz machen.

Der als Überschrift gewählten Bezeichnung „Leipziger Dramaturgie" stand freilich dasselbe Bedenken entgegen, das einsichtige Eltern abhält, ihre Kinder auf berühmte Namen wie Cäsar oder Pompejus taufen zu lassen, denn niemand gibt gern zu Vergleichungen Anlaß, bei denen er in gar zu empfindlicher Weise den kürzern ziehen muß. Aber ebensogut wie es eine Menge Auguste gibt, die nie im

Triumph nach dem Kapitol gefahren sind und sich vielleicht gar mit einigen Lacherfolgen im Zirkus begnügen, so muß es auch Dramaturgien geben können, die auf Unsterblichkeit keine Ansprüche machen. Hamburger Hühnchen sind freilich die feinsten und schönsten, aber gegessen wenn auch nicht gespeist werden die Leipziger auch.

Damit man es mit etwas Abgegrenztem, Konkretem zu tun habe, soll hier zunächst nur von drei Schillerschen Stücken, Maria Stuart, Wallenstein und Wilhelm Tell, die Rede sein. Sie haben alle drei den Vorzug, daß sie, ohne auf streng geschichtliche Treue Anspruch machen zu können, große welthistorische Kämpfe und Begebenheiten in den Hauptzügen merkwürdig richtig darstellen und im deutschen Volke für deren hauptsächliche Persönlichkeiten das lebhafteste, teils freundliche, teils feindliche Mitgefühl erregt haben, während andrerseits die mit ihnen verquickten, allein der Einbildungskraft des Dichters entsprossenen Liebeshändel trotz der zu ihrer Ausschmückung verwandten Perlen und Juwelen hinter der Haupthandlung zurückbleiben und sie stellenweise sogar benachteiligen. Der neuerdings durch Ibsen und Hauptmann aufgekommne Grundsatz, daß der Theaterdichter berechtigt sei, dem „Schauvieh" das Futter vorzuschneiden, wie es ihm anstehe, und daß das Publikum nichts andres zu tun habe, als sich an das Dargebotne zu halten, es möge ihm munden oder nicht, war Schiller fremd. Er wußte, wie wenig den meisten mit einem Stück ohne Liebe gedient war, und da seiner Ansicht nach das Publikum haben sollte, was es begehrte, so hielt er es für seine Pflicht, Liebesintriguen auch da anzubringen, wo sie, wie namentlich im Tell und im Wallenstein, für den ersprießlichen Fortgang der Haupthandlung entbehrlich waren.

Die genannten drei Stücke — denn Fiesko, die Jungfrau und Don Karlos stehn als noch freiere Schöpfungen der Phantasie auf einer etwas andern Stufe — sind bei aller Lebenswahrheit doch durchaus ideal gehalten, und der Vortrag ihrer Verse verliert, sobald er naturalistisch gehandhabt wird, den auf jeder Schillerschen Dichtung ruhenden lyrischen Reiz. Wenn die Franzosen diese drei Stücke ihr eigen nennen dürften, so würde das Théâtre Français sie sicher mit größerer Pietät behandeln, als dies zum Beispiel vom Leipziger Stadttheater geschieht. Dafür, daß nicht nach dem willkürlichen Ermessen der Regie ein Vers oder gar ein wesentliches Stück der Exposition ausgelassen werden könnte, würde die Kritik und in den meisten Fällen während der Vorstellung selbst das Publikum sorgen: denn der Schauspieler würde den weggelassenen Vers aus dem Zuschauerraume zu hören bekommen. In Leipzig ist das anders, da ist nicht die Pietät für das Werk des großen Dichters die suprema lex, sondern es kommt vor allem darauf an, daß das Stück nicht zu spät ende. Für einen großen Teil des Leipziger Publikums soll ein Drama, dem es darum zu tun ist, zu gefallen, nicht länger als drei Stunden dauern. Vor sieben Uhr kann man nicht gut da sein, und viel länger als bis zehn will man nicht gern bleiben. Für eine sensationelle und besonders für eine exotische Leistung kann man allerdings zur Not eine Ausnahme machen, für Schiller aber, den man in der Tasche hat, und der einem wie das tägliche Brot vorkommt, werden keine Zitterfedern aufgesteckt: da kann der Regisseur streichen und der Schauspieler aufräumen, déblayer, wie Sarah Bernard, der alte gewiefte Bühnenhase, es nennt, das heißt also mit andern Worten, er kann mit den Versen wie eine durchgebrannte Lokomotive darauf los rasen.

Wenn dies ein feierlicher Artikel und keine Plauderei wäre, müßte ich, noch ehe sich der Vorhang für den ersten Akt der Maria Stuart hebt, etwas verschlucken, was ich so, da ich ein formloser Plauderer bin und mit Borgis gedruckt werde, herauslassen kann: meine Wut gilt dem Zettel. Für den Nickelzehner, den man mit Vergnügen zahlt, hat man die Wahl zwischen einem Bogen, in den man bequem einen Kalbstoß einwickeln könnte, und einem gebundnen Hefte, worin sich, wenn man recht zu suchen versteht, auch die heutige Rollenbesetzung entdecken läßt, und woraus man, man mag wollen oder nicht, unmittelbar unter dem für morgen angekündigten Stücke ersieht, daß Michels & Cie., Königlich Niederländische Hoflieferanten, ihre

Seidenstaffe und abgepaßten „Roben“ für elegante Braut-, Straßen- und Gesellschaftstoiletten empfehlen. Die Braut läßt mich ebenso kalt wie die Anpreisungen der übrigen Seiten. Ich will, solange ich im Theater sitze, van kostspieligen Einkäufen nichts wissen. Wenn ich die Zwischenakte dazu hätte benutzen wollen, mich über die Leipziger Handlungshäuser zu belehren, so würde ich den Hund angespannt haben und mir das handliche Adreßbuch ins Theater haben nachfahren lassen. Die der Reklame des Seidenhauses folgende Anpreisung einer „erstklassigen“ Küche am Georgiring und der dort fließenden Weine der Großhandlung Strahl & Komp. in Dresden könnte nach durchgehen, weil man doch, wenn der Lord glücklich zu Schiff nach Frankreich ist, nicht immer wieder zu Kitzing und Heibig zu gehn, sondern der Abwechslung wegen auch einmal ein andres Lokal aufzusuchen wünscht, aber alles übrige ist entschieden vom Übel. Meine Leber ist gesund, ich habe mich bisher weder über die Hoflieferanten Ihrer Majestät der Königin Mutter der Niederlande noch über das Telephon des durch eine erstklassige Küche ausgezeichneten Weinrestaurants krank geärgert: ich löse die Zettelseite, die sich meinem erfahrnen Auge durch ein verkümmertes rose fané kenntlich macht, mitsamt dem Seidenhaus und der einen Hälfte des Weinrestaurants jedesmal säuberlich aus dem Heft und lasse, wenn ich auf der ersten Parkettbank sitze, den Rest des Heftes unabsichtlich in das wie der Tartarus unerleuchtete und nur von einigen jugendlichen Hilfskräften wie von abgeschiednen Geistern bewohnte Orchester gleiten. Aber wäre es nicht einfacher, wenn man mir die rosa Großoktavseite für den herkömmlichen Nickelzehner ohne Tara lieferte? Was verschafft der Theaterdirektion das Recht, mich wider meinen Willen mit so und soviel unnützen Seiten zu bepacken und zu pisacken? Ist es eine Servitut, auf die sich die Hochmögenden beziehn, aber eine obligatio quasi ex delicto? Könnte, wenn sich alle Geschäftshäuser Leipzigs einigten, und wenn die Theaterdirektion gleichfalls einwilligte, der Zettel zwischen Seite 2327 und 2328 des Adreßbuchs eingeklebt und mit diesem dem wehrlosen Schaugast mittelst eines Krans zugehaben werden? Wäre zwischen den mit so schwerem Kaliber bewaffneten Inhabern der Parkettsitze nicht ein zweiter Combat du Lutrin zu befürchten, und wäre, wenn in der Meßzeit Spanier im Theater sind, die die liberale Gewohnheit haben, den Toreadors zuzuwerfen, was ihnen gerade unter die Hände kommt, Fächer, seidne Tücher, Bonbonnieren und dergleichen, nicht eine lebensgefährliche Beschießung der vor dem Vorhang erscheinenden, eben erst durch ein Wunder Kopf an Rumpf wieder zusammengeleimten Schattenkönigin denkbar? Und wenn der für eine würdige und zweckentsprechende Herstellung der Zettel Verantwortliche kein leeres Papier sehen kann, warum gibt er uns nicht statt der Königlich Niederländischen „Raben“ einen kurzen Überblick über Maria Stuarts und Elisabeths Verwandtschaft, unter Beifügung eines übersichtlichen Stammbaums, aus dem jeder deutlich erkennen könnte, warum Maria Elisabeths Schwester und warum der Kardinal von Lothringen ihr Ohm war? So gar einfach und glatt waren die mit dem oftbeweibten Heinrich dem Achten zusammenhängenden Verwandtschaften und Verschwägerungen doch nicht, daß man annehmen könnte, jeder, der einen Zettel kaufe, habe die Genealogie der Häuser Tudor, Valais und Guise ohnehin an den Fingerspitzen.

Was macht Ihr, Sir? Welch neue Dreistigkeit! Hanna Kennedy und das Wahnzimmer der Königin Maria in Fotheringhaycastle machen einen durchaus guten Eindruck. Für Maria Stuarts Amme und für die Witwe des zu Padua verschiednen Herrn Schwerdtlein haben die meisten deutschen Bühnen überraschend gute Darstellerinnen, und das mittelalterlich gewölbte Gemach mit vergittertem Fenster und einem „massiv staffierten“ Kamine entspricht zwar dem

Wer sieht es diesen kahlen Wänden an,
Daß eine Königin hier wohnt?

gewährt aber trotzdem einen die Einbildungskraft angenehm anregenden malerischen Anblick. Zu dem gewaltigen Tore des Prospekts, dessen bis an die Wölbung hinauf-

reichende Doppelflügel erst im letzten Akt bei der Ankunft des Sheriffs und seiner Begleiter geöffnet werden, während für gewöhnlich ein kleines in den einen Torflügel eingelassenes Pförtchen Eingang gewährt, führen breite stattliche Steinstufen hinan. Man glaubt in dem für die Knappen und Reisigen eines feudalen Barons bestimmten großen Wach-, Wohn- und Schlafraum zu sein, und auch die neuen Stäbe, von denen sich die Königin nach Hannas Klage „umgittert" sah, fehlen nicht. Zur Rechten des Beschauers ist der von Drugeon Drury mit Brecheisen bearbeitete Schrank und ein Betschemel mit einem über dessen hinterer Wand angebrachten Kruzifixe, zur Linken ein Tisch, auf dem gleichfalls ein Kruzifix steht, und neben diesem Tisch ein großer stattlicher Lehnstuhl. Der Betschemel und die beiden Kruzifixe haben offenbar den Zweck, den Zuschauer daran zu erinnern, daß Maria eine strenggläubige Katholikin war, und gegen diesen Wink ist ja an und für sich nichts einzuwenden, obwohl von zehn Katholiken neun solche Gegenstände, die ihnen besonders ehrwürdig und geradezu heilig erscheinen, wie z. B. die Meßgewänder, die Monstranz, die sakralen Gefäße, das Bild des gekreuzigten Heilands lieber nicht auf die Bühne gebracht sehen. Das ist Gefühlssache, und da mir schon die Oberammergauer nie recht geheuer waren, und mich zehn Pferde nicht in eine Vorstellung von Paul Heyses Maria von Magdala bringen würden, so kann ich das Unbehagen dessen, der mit gewissen Dingen auch in der würdigsten Weise kein Spiel getrieben sehen möchte, wohl verstehn. Ich würde aber, wenn ich etwas zu sagen hätte, den Betschemel und die beiden Kruzifixe auch aus rein sachlichen Gründen weglassen.

Wie wenig duldsam Elisabeths Minister und die von ihnen gewählten Hüter der Maria waren, geht unter anderm aus der dreimal versuchten Anbringung des protestantischen Dechanten als Seelsorger hervor. (Aufzug I, Auftritt 2, Sir Amias Paulet. — Aufzug V, Auftritt 8, Lord Burleigh. — Aufzug V, Auftritt 10, Graf Leicester: die Stimme des Dechanten — Er ermahnt sie — Sie unterbricht ihn.)

Wie die Anglikanische Kirche über Bilderverehrung dachte, ersehen wir aus Aufzug I, Auftritt 6, Mortimer:

> Es haßt die Kirche, die mich auferzog,
> Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet sie.

Und Burleigh, der einflußreichste Mann im Staatsrat der Königin Elisabeth, sagt Aufzug IV, Auftritt 9:

> Denk an die Kirche! Soll mit dieser Stuart
> Der alte Aberglaube wiederkehren?

Ist es wahrscheinlich, daß Sir Amias Paulet, der ein rechtlicher und braver Mann, aber ein Puritaner mit beschränktem Gesichtskreis war, die Aufstellung und Anbringung des für den Katholizismus typischen Abbildes würde erlaubt haben? Das Kruzifix, das Maria bei ihrem ersten Auftreten (Aufzug I, Auftritt 2) in den Händen hält, hat ihr der unduldsame Puritaner freilich gelassen, aber die Worte, deren er sich bedient, als er der eintretenden Königin ansichtig wird:

> Den Christus in der Hand,
> Die Hoffart und die Weltlust in dem Herzen,

klingen nicht wie Einverständnis und Billigung.

Wie man Maria in großen Dingen als Feindin des Staates, der Kirche und der Monarchin behandelte, so nahm man auch in Nebensachen keine Rücksicht für sie: „des Lebens kleine Zierden" mußte sie entbehren. Den Fußteppich, den Ankleidespiegel, die Laute und den Himmel über ihrem Sitz machte man sich ein hämisches Vergnügen, ihr zu verweigern: man ließ sie, als wenn sie die erste beste hergelaufne Abenteurerin wäre, von grobem Zinn speisen, und das einzige Buch, das man ihr gegeben hatte, die Bibel, war in jenen Zeiten mehr noch als heut-

zutage das dem Katholizismus gegenüber feindlich geschwungne Palladium des Protestantismus:

Haß schwur ich dem engen dumpfen Buch,

sagt Mortimer, Aufzug I, Auftritt 6. Warum sollten Leute, die sonst weder dem königlichen Range der Gefangnen, noch sonst deren Wünschen und Gefühlen Rechnung trugen, der Religionsfeindin das erlaubt haben, was sie als ketzerische Bilderverehrung ganz besonders verurteilten und haßten? Daß man der Papistin das kleine Kruzifix gelassen hatte, dessen sie sich bei ihren Andachten bediente, war schon viel, und nur des Dichters ausdrückliches Geheiß zwingt uns, etwas an sich so unwahrscheinliches anzunehmen. Aber warum nun auch noch weitergehn und dem Zuschauer zumuten, er solle glauben, Marias Hüter hätten ihr erlaubt, sich mit dem im Übermaß angebrachten Symbole ihres Glaubens geradezu zu brüsten?

Und Maria selbst? Liegt nach dem, was Schiller von ihr sagt, und was uns die Geschichte von ihr berichtet, ein Grund vor, ihr die Wünsche und die Handlungsweise einer Betschwester beizulegen? Daß sie katholisch war, gehörte ebenso zu ihrem politischen wie zu ihrem religiösen Bekenntnis. Im katholischen Lager, beim Papst, bei Philipp dem Zweiten, bei den Valois, bei den Guisen waren ihre Freunde und Gesinnungsgenossen: von diesen und ihrem Glauben abtrünnig zu werden, daran hat sie freilich nie gedacht, aber als religiöse Schwärmerin, der das Gebet zu jeder Tagesstunde und der stete Anblick des Gekreuzigten über alles gegangen wären, wird sie uns nirgends geschildert. Den Betschemel haben auch strenggläubige Katholiken nicht in ihrem Wohnzimmer, und der des Leipziger städtischen Theaters, der von dunkel angestrichnem weichem Holze ist und an allen scharfen Kanten infolge der häufigen, oft eiligen Transporte die ursprüngliche Farbe eingebüßt hat, hätte deshalb recht wohl in der Requisitenkammer verbleiben oder noch besser dem Theatertischler zum Frischanstreichen übergeben werden können.

Die Auseinandersetzung der in Frage kommenden geschichtlichen Tatsachen, die Exposition ist wie in den meisten Schillerschen Dramen in der Maria Stuart ein vollendetes Meisterstück: sie ist zwar in der großen Hauptsache schon in den vier ersten Auftritten enthalten, aber es ist kaum ein Aufzug, worin der Dichter das Zeitbild nicht durch einige weitere bezeichnende Züge zu vervollständigen bemüht wäre. Die eine oder die andre Stelle einfach zu streichen, um den Theaterabend zu kürzen, erscheint, wo es sich um ein Schillersches Meisterwerk handelt, eine geradezu frevelhafte Eigenmächtigkeit, gleichgiltig, ob die Regie annimmt, der Zuschauer kenne ja seinen Schiller ohnehin und bedürfe deshalb der Information nicht, oder ob sie von ihrem Standpunkt aus den einzelnen Zug für im Bilde entbehrlich ansieht, oder ob sie endlich meint, das Weggelassene sei ja ohnehin in den zum Verkauf ausgebotnen „Textbüchern" enthalten, und da könne jeder, der wißbegierig sei, das Fehlende nach Belieben nachlesen. Wenn das Leipziger Publikum, das vielstündigen Festessen gewachsen ist, für eines der Meisterstücke seines größten Dramendichters nicht die nötige Zeit übrig hat, so wäre es doch vielleicht besser, es mit Pastors Rieke oder dergleichen abzuspeisen, statt Aufführungen zu veranstalten, bei denen man sich fast in jedem Aufzuge fragen muß: Warum ist nun das wieder ausgelassen worden? Weil Herr Käßmodel und Madame Piepenbrink bei rechter Zeit vor dem Schoppen und dem schäumenden Warmbier zu sitzen wünschen? Oder sind doch vielleicht für diese Streichungen stichhaltigere Gründe vorhanden, die dem Unbefangnen nicht ohne maßgebliche Erläuterungen verständlich sind?

Der Darsteller des Sir Amias Paulet im Leipziger Neuen Theater hat sich so gekleidet und sich einen solchen Kopf zurechtgemacht, daß er etwa wie der Inhaber eines „bessern" Speisehauses aussieht, und da er ein erfahrner und verständnisvoller Schauspieler ist, so dürfte bei ihm oder bei der Regie der oft anzutreffende Irrtum vorgelegen haben, als gehöre Mariens Hüter einer etwas niedern Gesellschaftsklasse an als die Talbots, die Cecils, die Walsinghams, die Hattons und die Kents. Man trifft in diesem Punkte bisweilen auf die irrige Ansicht, als wenn es sich

für den Darsteller des Sir Amias darum handle, einen treuherzigen Landedelmann zu personifizieren, der, weil „die Ehre seines Hauses nicht am Hof gesammelt war," auch dessen Gebräuche nicht kenne und als eine Art Untergebner, etwas Bescheidnes wie z. B. Gordon in Eger anzusehen sei. Dieser irrigen Anschauung dürften die wollnen drapfarbigen Strumpfhosen zuzuschreiben sein, womit Sir Amias auch am Hofe der Königin Elisabeth erscheint, und die gegen schwarzseidne zu vertauschen ihn weder der Tod seines Neffen noch die ausdrückliche Weisung des Dichters „Paulet und Drury gleichfalls in schwarzen Kleidern" zu bestimmen vermag. Sir Amias Paulet ist, wie übrigens schon sein Titel sagt, ein vornehmer Herr, unter dessen Hut Maria als Gefangne lebt, wie sie vorher unter mildern Formen im Schlosse des Grafen Shrewsbury im Gewahrsam gehalten worden ist. Wenn es dafür, daß dies auch Schillers Meinung gewesen sei, eines besondern Beweises bedürfte, so müßte die Art, wie Sir Amias (Aufzug II, Auftritt 4) unangemeldet in das Zimmer tritt, worin die Königin soeben im engsten Kreise vertraulichen Staatsrat gehalten hat, jeden Zweifel beseitigen. Und durch den Umstand, daß er es wagen durfte, bei dieser Gelegenheit seinen Neffen mitzubringen, wird die völlige Parität seiner Stellung noch offenbarer. Nicht allein, daß Mortimer die „große Tour" — Schiller nennt es den „großen Weg" — gemacht hat, beweist, daß er aus hohem Hause war, auch die Art, wie die Königin Elisabeth über seine Reise und seine Schritte — his movements würde der Engländer sagen — sowohl in Rom als in Reims orientiert ist, gibt einen deutlichen Fingerzeig dafür, daß man es bei Neffe und Oheim mit Leuten zu tun hat, die dem engern begünstigten Kreise angehörten. Sir Amias muß den Kopf, die Haltung, die Sprache, die Manieren und die Kleidung eines jedem ebenbürtigen Aristokraten haben; er unterscheidet sich von Lord Burleigh nur durch zweierlei: er hat nicht wie dieser ein hohes Staatsamt inne, und er ist so selbständig, so frei von Ehrgeiz, daß er sich den Luxus eines unabhängigen Urteils und eines von der Staatskunst nicht beeinflußten Gewissens erlauben kann. Er ist Puritaner und als solcher nicht eben liebenswürdig, wie sich dies namentlich in einzelnen an rücksichtslose Härte grenzenden Äußerungen der gefangnen Königin und deren Amme gegenüber zeigt. Aber er ist durch und durch ein Ehrenmann, auf den unter allen Umständen voller Verlaß ist. Die Art, wie er Burleigh, der ihm einen schimpflichen Vorschlag macht, abtrumpft, ist ebenso wohltuend wie die Erklärung, mit der er sich im zweiten Aufzug, am Schluß des siebenten Auftritts von dem Graf Leicester verabschiedet:

Die Königin verläßt sich
Auf ihn, und ich, Mylord, verlasse mich
Auf mich und meine beiden Augen.

Der Leipziger Darsteller des Sir Amias hat ein für gewisse Rollen unschätzbares Register der gewinnenden, gefühlvollen, biedern Treuherzigkeit, das er bei dieser Rolle schlechterdings nicht ziehn darf. An zwei Stellen, wo er es doch tut, setzt er sich damit in Widerspruch mit dem vom Dichter klar und deutlich umrissenen Charakter der von ihm vorgestellten Persönlichkeit. Der eine Fall ist im vierten Auftritt des zweiten Aufzugs, wo die drei Zeilen:

Geheime Briefe hat man ihm vertraut,
In Ziffern, für die Königin von Schottland,
Die er mit treuer Hand uns überliefert,

geschäftsmäßig, mit der Anteillosigkeit eines Berichterstatters vorgetragen werden müssen, wenn sie nicht an den schwachherzigen Vater „meines Leopold" erinnern und den, der die Meldung macht, als politisch unfähigen Trottel kennzeichnen sollen. Daß sein Neffe sich des Hochverrats enthalten hat, darf einen Mann wie Sir Amias Paulet nicht zu milder Freude rühren, am wenigsten seiner Königin gegenüber, der er ohne jede Bewegung in der Stimme nur bezeugen will, daß sein Neffe — wie er allerdings irrtümlicherweise glaubt — die Falschheit der gegen ihn in Umlauf gekommenen Gerüchte durch die Tat widerlegt habe.

Die andre Stelle ähnlicher Art findet sich am Anfang des zweiten Auftritts im dritten Aufzuge, wo Sir Amias, um auf die große Nachricht von der bevorstehenden Ankunft der Königin Elisabeth überzuleiten, fragt:

Nun! Hab ichs endlich recht gemacht, Mylady?
Verdien ich einmal Euern Dank?

Es kann zwar zur Not zugegeben werden, daß sich Sir Amias als braver Mann über den Entschluß der Königin von England, ihre Schwester zu sprechen, freut, obwohl er im ersten Auftritt der Hanna Kennedy gegenüber kein Hehl daraus gemacht hat, daß er nichts sehnlicher wünsche als von der Bewachung der Maria durch deren Enthauptung befreit zu werden, aber gefühlvoll treuherzige Freude über einen der Mörderin und schottischen Papistin gewährten Wunsch darf und kann ein Mann wie Amias Paulet unter keinen Umständen empfinden.

Die Rolle der Maria ist gegenwärtig beim städtischen Theater zu Leipzig in den Händen einer Dame, deren Name sie als geborne Ausländerin zu bezeichnen scheint, die sich aber nur in äußerst seltnen Fällen und auch dann nur für einen kurzen Augenblick zu einer dem deutschen Ohre etwas befremdlichen Sprach- oder Vortragsweise verführen läßt. Ihre Maria Stuart ist eine gediegne Leistung, und wenn es ihr auch nicht gelingt, dem Zuschauer den Grund des allgemeinen Liebestaumels dergestalt zu veranschaulichen, daß er mit Mortimer ausrufen möchte:

Man schleife mich nach Tyburn, Glied für Glied
Zerreiße man mit glühnder Eisenzange!

so sind dafür alle Szenen, bei denen es sich nicht um die Raserei dieses verliebten Fanatikers handelt, durchaus gelungen, einige wie zum Beispiel die Diskussion mit Burleigh, die Unterredung mit Elisabeth und die betreffenden vier Auftritte des letzten Akts sogar sehr sehenswert. Seitdem ich vor Jahren den wirklichen Wallenstein, wie wenn er aus dem Friedländer Bilde herausgetreten wäre, habe über die Bühne gehn sehen, haben es die Darsteller des berühmten Generalissimus Ferdinands des Zweiten mit mir schwer: ich bilde mir ein, sein Aussehen, seinen Gang, seine Sprache, sein Lächeln, seine Handbewegung bis aufs ℔ zu kennen, und da der Künstler, den die Natur eigens dazu geschaffen zu haben schien, den Wallenstein auf den Brettern, die die Welt bedeuten, zu personifizieren, längst tot ist, so kann es mir keiner, der anders aussieht, anders geht, anders spricht, recht machen. Mit der Maria ist das anders: da liegen zwischen der Adelaide Ristori und der Schillerschen Schilderung auf der einen Seite und dem, was uns neuerdings in Beschreibung und Bild über die äußere Erscheinung der unglücklichen Königin bekannt geworden ist, auf der andern so viele verschiedne Möglichkeiten, daß man so ziemlich jede Erscheinung, wenn ihr weibliche Anmut und königliche Würde zu Gebote stehn, als mögliche, mehr oder minder wahrscheinliche Personifikation der schottischen Maria einreihen kann. Da man die glühende Leidenschaft Mortimers und das intermittierende Liebesfeuer Leicesters doch ohnehin mehr auf Treu und Glauben hinnehmen muß — denn wer wäre imstande, beiden so verschiednen Naturen die erlittnen Liebesqualen nachzufühlen —, so ist für das Gelingen des Stücks schon viel gewonnen, wenn die Darstellerin die herrlichen Verse Schillers zur Geltung zu bringen und uns das Bild einer unglücklichen, trotz aller erlittnen Entbehrungen und Zurücksetzungen ihrer Würde und ihres Ranges bewußt gebliebnen Königin zu geben versteht. Das tut Fräulein N. durchaus, und wenn es erlaubt wäre, ihr für die Diskussion mit Burleigh einen Rat zu erteilen, so wäre es der, die politische Kontroverse, in der der Dichter den Ausführungen der Maria ohnehin den Sieg über die des Staatsmanns gesichert hat, ja nicht zu sehr in hochfahrendem, selbstbewußtem Tone, sondern lieber im Geiste anmutigen, echt weiblichen Scharfsinns zu führen. Die wohlwollende Teilnahme, die man der gefangnen Königin trotz ihrer frühern Verschuldungen entgegenbringt, ist zum großen Teil rein menschliches Mitgefühl mit ihren Leiden und mit einer Behandlung, die den

Anforderungen des Herzens ebenso zuwiderläuft als denen des Völkerrechts. Wenn nun Maria so dargestellt wird, als säße sie, wie man sich auszudrücken pflegt, auf einem gar zu hohen Pferde, und als werde der Großschatzmeister von ihr gar zu sehr von oben herab abgetrumpft, so geht dem Zuschauer leicht das Mitleid verloren, ohne das man nun einmal über das in Edinburgh geschehene nicht wegkommt. Mit andern Worten, für die rechte Stimmung des Zuschauers wird mehr damit gewonnen, wenn ihm die zarte Weiblichkeit der Königin, als wenn ihm ihre gewappnete übersprudelnde Kampflust zu Gemüte geführt wird. Sie soll zwar, wie es ihr der Dichter zurechtgelegt hat, über den „kunstfertigen Redner" den Sieg, soweit er durch bessere Beweisgründe gewonnen werden kann, davon tragen, aber sie soll das nicht in anmaßender, sondern in klug anmutiger Weise tun. Es kann hier selbstverständlich nur von einer leichten Abschattierung des Tons die Rede sein, den ja Fräulein R. in der Hauptsache sehr schön trifft: aber gerade die kleine Herabstimmung, um die es sich handelt, würde dem wünschenswerten Eindruck der Szene auf den Zuschauer sehr förderlich sein.

Und nun sei noch eine kleine Unwahrscheinlichkeit erwähnt, die zwar auf den ersten Blick sehr nebensächlich erscheinen kann, der aber doch — da es ohnehin auf der Bühne an unvermeidlichen Unwahrscheinlichkeiten nicht fehlt — abgeholfen werden sollte: Maria Stuart läßt den an den Grafen Leicester gerichteten Brief und die ihr von Mortimer überbrachte Karte ihres Oheims, des Kardinals Fürsterzbischofs von Guise-Lothringen, beides Dokumente der geheimsten und gefährlichsten Art, so offen mit der einen Hälfte des weißen Papiers aus dem rechten und dem linken Vorderteile ihres Überkleides hervorleuchten, daß Sir Amias Paulet blind sein müßte, wenn er sie nicht sehen sollte. Ist es wahrscheinlich, daß der Mann, der eben das Pult der Königin hat aufbrechen lassen, um sich in den Besitz der „Geheimnisse der Lady" zu setzen, es ruhig mit ansehen sollte, daß sie zwei wie im Zirkus für das Apportierpferd bereitgesteckte Papiere mit sich herumtrüge, von denen er nicht wüßte, was sie enthielten? Sollte es so schwer sein, den Raum, wo gegenwärtig nur der halbe Brief und die halbe Karte Platz finden, angemessen zu vergrößern?

Lord Burleigh, der Großschatzmeister, wird auch in Leipzig wie an mancher andern Bühne in etwas gespreizter, feierlicher und schwerfälliger Form, wo nicht gar nach dem Zuschnitt der Geßler und der Albas gegeben. Das liegt zum Teil daran, daß die Schauspieler, die den Cecil darstellen können, wie er aufgefaßt werden soll, überaus dünn gesät sind. Zur Vollendung könnte ihn eigentlich nur ein englischer Aristokrat oder ein Kardinallegat, ein Nuntius geben. Es muß nämlich, damit die Rolle ihre rechte Wirkung erhält, jede Spur von verschluckter Elle vermieden werden. Auch Talleyrand und Metternich waren von der rechten Sorte. Cecil fühlt sich in den schwierigsten und dornigsten staatsgeschäftlichen Lagen wie der Fisch im Wasser. Da ihm das Wohl des Staats über alles geht, und da ihm die Wahl der Mittel, sie mögen noch so bedenklich sein, kein Kopfzerbrechen kostet, so gibt es für ihn weder Freude an pedantischer Tyrannei noch Grausamkeit oder wohlwollende Rücksicht: nicht einmal die gewundnen Wege der Kasuistik, auf denen sich die Frommen abzappeln, machen ihm zu schaffen; er geht frisch und froh auf das Ziel los:

Liege wer will, mitten in der Bahn,

er trägt wie der erste Kürassier niemand sacht beiseite, nur daß er nicht auf den Gedanken gekommen wäre, hinzuzufügen:

Zerriß mir die Seele sein Jammerton,

und das alles tut er, man verzeihe für einmal die Häufung der Fremdworte, mit der anmutigen aisance des grand-seigneur. Nur wenn er die Sache ganz von oben herunter und in gewissem Sinne geradezu spielend betreibt, kommt seine Handlungsweise in das rechte Licht, und wird für den Zuschauer die Langeweile des

selbstgefälligen Predigens vermieden. Einen schwerfälligen, eckigen Pedanten hätte ja Elisabeths Günstling, Graf Leicester, längst in die Tasche gesteckt: mit einem aalglatten Welt-, Hof- und Staatsmann dagegen, dem das Gewissen des Philisters keine Sorge macht, wird ihm jedes in die Tasche stecken unmöglich, und das Duell auf Leben und Tod, das die beiden unter den korrektesten Formen Tag für Tag ausfechten, hat gerade dadurch besondern Reiz, daß beide mit spielender Leichtigkeit eine feine und doch furchtbare Klinge führen, mit dem einen Unterschiede freilich, daß Burleigh ein großer Staatsmann war, und Leicester ein Höfling von außergewöhnlich elendem und verächtlichem Charakter. Wenn man aus Cecil einen schwerfälligen, ins Bureaukratische übersetzten Alba macht, so geht damit der hauptsächlichste Reiz der Rolle verloren. Freilich muß, wie schon gesagt worden ist, der Schauspieler allerersten Ranges sein, wenn er die Rolle in diesem Sinne wiedergeben soll, aber wenn er das ist, und wenn er den Cecil leicht, gelassen, ruhig überlegen und als vollendet glatten Aal spielt, so kommt das allen Szenen, bei denen er eine der Hauptpersonen ist, zugute, und das Wortgefecht mit Maria, das leicht etwas Schwerfälliges, ja geradezu Philiströses annimmt, wenn Cecil den steifleinenen Bureaukraten herausstreckt, schreibt sich auch für die gefangne Königin gleichsam von selbst in die rechte Tonart um, wenn sie es statt mit einem schwerfälligen Pedanten mit einem gewandten Weltmann zu tun hat.

Es bliebe noch, damit aller Personen des ersten Akts Erwähnung getan wäre, die Rolle Mortimers zu besprechen. Sie ist auch in Leipzig sachgemäß dem primo amoroso zugefallen, der, ein hochaufgeschossener temperamentvoller Jüngling, mir auf der Bühne bisher nie einen andern Eindruck gemacht hat als den eines feurigen Naturburschen. Ich lege beide Hände auf die Platte des Altars und schwöre feierlich bei Schillers und Goethes Manen, daß ich gegen den ersten Leipziger Liebhaber keinen Haß, sondern nur Groll hege; ich stelle sein natürliches Feuer, sein Talent, seinen Fleiß und seinen Eifer nicht in Abrede; wenn ich ihn persönlich kennte, würde ich wahrscheinlich Gelegenheit haben, im Privatleben seine Einsicht, seinen guten Willen und seine Bescheidenheit zu bewundern. Er ist mir nur auf der Bühne schrecklich, weil er da ungewöhnlich burschikose Manieren hat, weil er ein arger Kulissenreißer und ein gefährlicher Versverschlucker ist. Wer das von vornherein auf dem Gewissen hat, ist mir unbekannt: an seiner gegenwärtigen Darstellungsweise ist offenbar das Leipziger Publikum zu einem sehr großen Teil selbst schuld. Er verdirbt das Publikum, und das Publikum verdirbt ihn. Je dicker er die Farbe aufträgt, um so größer ist der Jubel, und je schneller er mit einem Paket Verse fertig wird, um so gemütlicher lachen sich Herr Käßmodel und Madame Piepenbrink ins Fäustchen: es wird auch heute pünktlich alle werden.

Wie sehr dasselbe Leipzig, das doch in frühern Zeiten den ehrenden Beinamen des kunstsinnigen Pleißenathens verdient hatte, modern geworden ist und unter dem Zeichen des time is money steht, wird dem Leser folgender der jüngsten Vergangenheit angehörender Vorfall zeigen. Bei einer der in letzter Zeit gegebnen Vorstellungen der Wildente war das Publikum wirklich zur Besinnung gekommen. Es hatte endlich das Stück für das erkannt, was es ist, eine fidele Farce, in der sich Ibsen, ein echter pince-sans-rire, selbstiranisiert, und es hatte im letzten Akt an den „tragisch scheinenden" Stellen herzlich gelacht. Der Rezensent, hoch erfreut, aber ebenso eilig und gehetzt wie die Setzer und die Korrektoren, damit Herr K. und Madame P. zur bestimmten Stunde nicht auf die frische Ware zu warten brauchten, berichtete den Fall, und jedermann las am nächsten Tage beim Kaffee, daß da, wo von Zandern und Hasen die Rede gewesen sei, große Heiterkeit im Hause geherrscht habe. Wer den Vorzug hatte, Ibsen und speziell die Wildente zu kennen, schob das Blatt und die Kaffeetasse ein wenig zurück und suchte sich die denkwürdige Stelle wieder zu vergegenwärtigen, wo in einem Ibsenschen Stücke von zwei so vergnügten und genießbaren Dingen wie von Hasen und Zandern die Rede gewesen sein sollte, aber ohne sich dieser besondern

Stelle erinnern zu können, und da es in derselben Nummer noch viel darüber zu lesen gab, was der Kaiser gesagt und nicht gesagt hätte, und was er hätte sagen können, und was er nach des Blattes Ansicht hätte sagen sollen, so blieben die Zander und die Hasen in der Luft schweben. Erst am darauffolgenden Tage erfuhr man, daß an der Stelle, wo gelacht worden war, nicht von Zandern und Hasen, sondern von Hemden und Hosen die Rede gewesen sei. Man hätte es getrost bei den Zandern und Hasen bewenden lassen können, sie wären mitsamt der Wildente in eiliger Fahrt dem Meere der Vergessenheit zugeschwommen.

Daß in einem solchen milieu auch Vortrag und Bewegungen des liebenden Helden hastig und kraftwagenartig werden, ist menschlich. Wenn Herr K. und Madame P. nicht mit der Hetzpeitsche und dem rastlosen hussa! hussa! hinter ihm her wären, könnte er ab und zu Atem holen und das Register wechseln. Zu beidem hat er, wie jetzt die Dinge liegen, keine Zeit, und man wundert sich nur, daß Maria nicht schon im ersten Aufzug den Hilfeschrei des dritten ausstößt:

O Hanna, rette mich aus seinen Händen,

denn wie ein guter, vertrauenerweckender Jüngling, zu dem eine Frau ihr Häuschen bauen könnte, sieht der Mortimer des Leipziger Stadttheaters schon bei den Worten:

Habt keine Furcht, Mylady. Lernt mich kennen,

in keiner Weise aus, eher wie jemand, bei dem, wie in Privatasylen, „stete schonende Aufsicht" am Platze wäre.

(Schluß folgt)

Der Marquis von Marigny

Eine Emigrantengeschichte von Julius R. Haarhaus

1

Die Sonne hatte sich daran gewöhnt, alljährlich gegen Ende Oktober, ehe sie hinter den Türmen von St. Florin zur Rüste ging, noch einen Blick in das einzige, aber desto geräumigere Mansardenzimmer des Hauses „Zum englischen Gruß" an der Kornpforte zu tun und die kahlen, getünchten Wände für einen Augenblick in eitel Abendröte zu verwandeln.

Sie wußte, weshalb sie das tat, denn die schönen goldgelben Borsdorfer Renetten, die langen grünen Schlotteräpfel und die wachsfarbnen Kalvillen mit den roten Bäckchen, die jahraus jahrein dort oben in dem stillen Gemach auf ihrer Strohschütte lagen, hatte sie von Jugend auf gekannt und ihr Wachsen und Gedeihen draußen im Garten vor dem Löhrtore mit besonders liebevoller Teilnahme verfolgt. So köstliche Äpfel wie Mutter Haßlacher, der das Haus „Zum englischen Gruß" und der Garten hinter den Wällen gehörten, hatte in Koblenz aber auch kein andrer Mensch, und wenn der Kurfürst einmal Gäste bei sich sah, bei denen er mit den Erzeugnissen seines Landes Ehre einlegen wollte, etwa die Durchlauchten von Köln und von Mainz oder die hochfürstlichen Verwandten aus Sachsen, dann schickte er seinen Obertafeldecker zu der rundlichen freundlichen Wittib an der Kornpforte, um sich gegen seinen gnädigen landesväterlichen Dank und ein Douceur von zwei neuen Gulden ein Körbchen der schönsten Renetten auszubitten. Kein Wunder also, daß die Besitzer der Nachbargärten mit einem aus Neid und Ehrfurcht gemischten Gefühl über ihre Hecken und Zäune weg zu den sorgfältig gepflegten und kunstgerecht beschnittnen Bäumen und Spalieren hinübersahen und in jedem Januar die Frau Nachbarin um etliche Pfropfreiser angingen, in der stillen Hoffnung, sich auch ihrerseits so wertvolle Fürsprecher bei Hofe heranziehn zu können. Diese Hoffnung ging

freilich nie in Erfüllung, Mutter Haßlacher blieb wie die Hesperiden im alleinigen und unbestrittnen Besitz ihrer Wunderäpfel und segnete ihren Seligen dafür, daß er bei seinen Lebzeiten weder Mühe noch Kosten gescheut hatte, so edle Sorten zu beschaffen.

Pietätvoll sorgte sie dafür, daß auch die blechernen Namensschildchen, der Stolz ihres Gatten, genau so erhalten blieben, wie er sie selbst an jedem Baume befestigt hatte, obgleich sie sich schon etliche mal genötigt gesehen hatte, die Orthographie der Aufschriften gegen kritische Einwendungen junger Besucher in Schutz zu nehmen. Er habe so lange in den Niederlanden gelebt, pflegte sie zu sagen, daß ihm sein Deutsch ein wenig abhanden gekommen gewesen sei. Übrigens sei ihr Seliger ein Künstler gewesen, und solche hätten es von alters her mit dem Schriftlichen nie so genau genommen. Bei diesem Argument schwiegen die jungen Kritiker gewöhnlich, denn seit man unter dem Krummstabe des milden Clemens Wenzeslaus lebte und das neue Residenzschloß hatte entstehn sehen, empfanden sogar die Stiftsschüler vor allem, was mit der Kunst zusammenhing, eine gewaltige Hochachtung. Wer freilich nachträglich nach mehr über Herrn Haßlachers Künstlerlaufbahn erfahren wollte und sich bei Erwachsenen, die ihn persönlich gekannt hatten, nach den nähern Umständen erkundigte, wurde meist gehörig enttäuscht, denn man sagte ihm, daß der Eheherr der freundlichen Wittib ein ganz gewöhnlicher Schildermaler gewesen sei, der auf der Wanderschaft allerdings bis Nimwegen vorgedrungen wäre, sich in dieser Stadt aber im besten Falle einen halben Sommer lang aufgehalten habe.

Seit Herr Haßlacher das Zeitliche gesegnet hatte — er war in einer schwülen Sommernacht, da er nach den Anstrengungen des großen Vogelschießens auf der Moselbrücke Erfrischung suchte, in den Fluß gefallen und eines schnellen und unbußfertigen Todes verblichen —, stand seine Werkstatt leer. Die Wittib konnte sich, wie sie sagte, nicht entschließen, das „Atelier" und die beiden damit verbundnen Kammern zu Wahnzwecken zu benutzen, es würde ihr, meinte sie, wie die Entweihung eines Heiligtums vorkommen, wenn sie mit ihrer Kaffeekanne und ihrem Klöppelkissen in die Räume zöge, wo ihr Seliger mit Pinsel und Palette hantiert habe. In Wirklichkeit stieß sie sich daran, daß das Gemach, wenn es einigermaßen behaglich werden sollte, die nachdrücklichste Heizung verlangte, und daß man von seinen Fenstern aus nur die Aussicht auf die benachbarten Dächer genaß, von der Straße und ihrem Verkehr aber nicht das Geringste wahrnahm. So wurde denn das „Atelier" teils aus Pietät teils aus praktischen Erwägungen den Äpfeln eingeräumt, die sich freilich keinen trocknern und luftigern Lagerplatz hätten wünschen können An jedem jungen Morgen stieg die Alte, so lange der Vorrat reichte, zu dem Mansardengelaß empor, musterte ihre duftenden Lieblinge, legte die reifgewordnen in ihre Schürze und schleuderte etwaige faule aus dem Fenster ins Ungewisse hinaus, unbekümmert darum, ob sie in den Höfen der Nachbarschaft zerplatzten oder in den Dachrinnen liegen blieben, bis sie bei plötzlich eintretendem Regen das blecherne Drachenmaul eines Wasserspeiers zur Verwunderung der vorübereilenden Passanten nicht ohne einiges Würgen wieder von sich gab.

Auch heute, am 19. Oktober des Jahres 1789, schaute die Sonne, gerade als die Rathausuhr die fünfte Stunde verkündete, in das Mansardengemach des „Englischen Grußes," um sich zu vergewissern, ob ihre Pfleglinge aus dem Baumgarten, die am Morgen abgetan worden waren, auch wohlgebettet auf ihrem Stroh ruhten. Aber — sie traute ihren Augen nicht! — dort oben war eine unglaubliche Veränderung vor sich gegangen. Von den Äpfeln war nichts zu sehen, dafür war der Raum vollgestapft mit Tischen und Stühlen, Schränken und Kommoden. An den sonst so kahlen Wänden prangten neben einem Pfeilerspiegel Bilder und Armleuchter; Truhen, Koffer und Mantelsäcke waren in den Ecken übereinander getürmt, und mitten auf dem mit geblümtem Zitz überzognen Kanapee stand ein vergoldeter Glockenkäfig, worin sich ein Kakadu auf seinem Reife schaukelte. Klei-

dungsstücke jeglicher Art, betreßte und bestickte Staatsröcke, Regentücher, Puder-mäntel und scharlachne Westen, Reitröcke und Jagdhabits, Dominos aus schwarzem Taffet, Hemden mit Spitzenmanschetten, Haarbeutel und Galanteriedegen lagen zu Bergen aufeinander geschichtet, Fläschchen mit eau de lavande und Blütenextrakten, Dosen und Büchschen mit Salben und wohlriechenden Pasten, Kästchen mit Schmuck-sachen, Futterale mit Schermessern und Handspiegeln bedeckten die Platte eines Toilettetischs. Da lag ein Damensattel am Boden, und daneben stand eine Tee-maschine aus Rotkupfer, und über beide hatte eine mächtige Ledermappe ihren In-halt an Dokumenten und Briefen ausgegossen. Spanische Rohre mit goldnen und silbernen Knöpfen, Birschbüchsen und Sonnenschirme standen umher; Bücher und Fächer, Weinflaschen und silberne Bratenschüsseln, Rippesfigürchen und Handschuhe, Hüte und Terzerole, Hirschfänger und Kräuselscheren vermehrten den Wirrwarr. Das Gemach glich der Bude eines Trödlers, oder einem Raume, der die wertlosen und wertvollen Habseligkeiten beherbergt, die man beim Ausbruch eines Brandes im ersten Schrecken wahllos zusammengerafft und in Sicherheit gebracht hat.

Und in der Tat war es wirklich eine Art von Feuersbrunst gewesen, die eine solche Anhäufung nützlicher und unnützer Gegenstände im „Atelier" des seligen Herrn Haßlacher veranlaßt hatte; freilich keine Feuersbrunst, der man mit dem Löscheimer hätte beikommen können, sondern eine politische, die um so schneller und furchtbarer um sich griff, je eifriger die berufsmäßigen und freiwilligen Pompiers die mächtig emporlodernden Flammen der allgemeinen Erregung mit den Wasser-güssen loyaler Maßregeln, zweifelhafter Versprechungen und hochmütiger Drohungen zu bekämpfen suchten.

Der Sturz der Bastille hatte die seit Jahren im Volke schwelende Glut zu hellem Feuer angefacht. Foulons und Berthiers grauenvolle Ermordung hatte das Gefühl der persönlichen Sicherheit auch denen geraubt, die sich eines bessern Ge-wissens zu erfreuen glaubten als die beiden; Männer in einflußreichen Stellungen und von hohem Stande verließen bei Nacht und Nebel und unter dem Schutze seltsamer Verkleidungen den heißen Boden von Paris und erreichten damit nur, daß die Führer der Revolution ihre Standesgenossen um so mißtrauischer bewachten und Maßnahmen gegen landesverräterische Umtriebe der Flüchtlinge und die Ein-mischung des Auslandes ergriffen. Eingeschüchterte Aristokraten drängten sich zu den Fahnen der Revolution und überboten sich in Zugeständnissen an das Volk, dessen Wohl ihnen jetzt plötzlich am Herzen lag, weil sie seine Leidenschaften kennen gelernt hatten. Sie schürten die Flammen, die sie nicht zu löschen vermochten. Und von dem Brande flogen Funken über das ganze Land und entzündeten aller-orten neue Feuer. Das Landvolk, berauscht von den Ideen der Freiheit, die man in der Nationalversammlung verkündete, stürmte die Schlösser der Feudalherren und rottete sich zusammen, um sengend und raubend von Edelsitz zu Edelsitz zu ziehn und überall Gewalttätigkeiten zu begehn.

Der Hof, blind für die Ereignisse der Zeit, ihre wahren Ursachen und ihre Bedeutung, schwankte zwischen schwächlicher Nachgiebigkeit und herausforderndem Trotze. Das Fest der Garden im Schauspielsaale des Versailler Schlosses, bei dem die dreifarbige Kokarde mit Füßen getreten worden sein sollte, hatte auch bei den Bessergesinnten unter den Anhängern der neuen Ordnung der Dinge heftigen Haß gegen die königliche Familie und ihre Berater geweckt und den Gegensatz zwischen Royalisten und Demokraten verschärft. Die Möglichkeit eines gütlichen Ausgleichs war damit in immer weitere Ferne gerückt worden. Und sie wurde völlig be-seitigt, als am 6. Oktober bewaffnete Volkshaufen trotz heldenmütiger Gegenwehr der Garden ins Schloß drangen und unter ungestümen Drohungen die Übersiedlung des Hofes nach Paris erzwangen. Von diesem Augenblick an war der König in der Hand seiner Feinde.

Ein panischer Schreck bemächtigte sich der Aristokratie, die jetzt allen Zwist vergaß, worin sie selbst seit Menschengedenken mit der Hofpartei gelebt hatte.

Am meisten zitterten jedoch die zahlreichen Mitglieder des alten und des jungen Adels, die Hofämter bekleideten oder der persönlichen Gunst des Königs Auszeichnungen und Ehrenstellen verdankten. Die Auswanderung derer, die sich gefährdet glaubten, wuchs, und viele von ihnen wandten sich nach Koblenz, das als Residenz eines geistlichen Fürsten den Flüchtlingen hinreichende Sicherheit zu bieten schien und sich seiner günstigen Lage wegen wie keine andre Stadt des Auslandes zum Aufenthalte für Franzosen eignete, die den Gang der Ereignisse in ihrer Heimat genau verfolgen und den Umschlag der Dinge, der nach aller Meinung ja über kurz oder lang eintreten mußte, in Ruhe abwarten wollten. Daß dieser Umschlag zu Gunsten der monarchischen Sache geschehn, und zwar bald geschehn würde, davon war niemand fester überzeugt als der wackre Marquis von Marigny, Kammerherr Sr. Allerchristlichsten Majestät, Eigentümer des Schlosses und der Herrschaft Aigremont und Besitzer all der seltsamen Dinge, die wir zu einem so bunten Chaos in dem Mansardengemach des „Englischen Grußes" aufgehäuft gesehen haben.

Wie der Marquis jetzt behäbig, wohlfrisiert und gepudert mitten unter seinen Siebensachen stand, aus einer silbernen Tasse seine Nachmittagsschokolade löffelte und schmunzelnd zu einem zierlichen jungen Mädchen hinüberblickte, das über einen Stickrahmen gebeugt am Fenster saß, glich er mehr einem Vergnügungsreisenden, der in irgend ein primitives Quartier verschlagen den Reiz des Ungewohnten mit Humor durchkostet, als einem Flüchtling. Und um die Wahrheit zu gestehn, er kam sich auch schon längst nicht mehr als ein solcher vor. Die allgemeine Aufregung hatte auch ihn erfaßt gehabt, seine Nachbarn hatten ihn mit ihrer Furcht angesteckt, er hatte sich eingeredet, er sei es seiner Tochter schuldig, sie und sich in Sicherheit zu bringen, und so waren denn auf Aigremont die Vorbereitungen zur Abreise getroffen worden, ehe der Schloßherr eigentlich selbst wußte, weshalb er diesen Schritt unternehme.

Für seine Person hätte er kaum etwas zu befürchten gehabt. Politischer Ehrgeiz war ihm immer fremd gewesen, er hatte nicht den geringsten Einfluß auf die royalistischen Kreise und war selbst dem Hofe seit Jahren ferngeblieben, teils aus Bequemlichkeit, teils aus einer leichten Verstimmung darüber, daß man einen jungen Verwandten von ihm, der in das Pagenkorps einzutreten wünschte, trotz seiner Fürsprache unter irgend einem nichtigen Vorwand abgelehnt hatte. Überdies war der Marquis nur mäßig begütert, und sein Grundbesitz, auf dem er als ein milder Herr gewaltet hatte, galt keineswegs als völlig schuldenfrei. Es konnte also keinem Zweifel unterliegen, daß sich der Neid der Besitzlosen eher am Leben und Eigentum seiner reichen Nachbarn vergriffen haben würde als an dem seinigen.

Alles das war Marigny schon auf der Reise nach Koblenz zum Bewußtsein gekommen, nicht plötzlich und mit elementarer Gewalt, sondern nach und nach, wie es sich für einen Mann mit mäßigen Geistesgaben auch schickt. In St. Germain hatte er sich nach ängstlich hinter den Gardinen seiner Reisekalesche versteckt, in Argenteuil schon einen Blick aus dem Fenster gewagt, in St. Denis während des Pferdewechsels sogar ein Gespräch mit dem Posthalter angeknüpft und ihm vorgelogen, daß er zur Weinlese nach Rainey fahre, in Brou war er eine Strecke neben der Kutsche einherspaziert und hatte bei dieser Gelegenheit den dortigen Gutspächter zu sich beschieden, um ihn zu fragen, ob es nicht möglich sei, die Kastanien, die massenhaft im Straßengraben lagen und nach bei jedem leichten Windstoße von den alten Bäumen herabprasselten, zusammenlesen und als Futter für die Hirsche nach Aigremont schaffen zu lassen.

Je weiter sich die Reisenden von der Hauptstadt entfernt hatten, desto größer war bei dem alten Herrn das Gefühl der Sicherheit und des Behagens geworden, und seiner Tochter, die klüger und weniger zuversichtlich war als er selbst, wurde es durchaus nicht leicht, ihn davon zu überzeugen, daß man die notwendigsten Vorsichtsmaßregeln um so weniger vernachlässigen dürfe, je mehr man sich der

Landesgrenze nähere. In der Tat zeigte in Diedenhafen der Maire die größte Luft, den Flüchtlingen Schwierigkeiten in den Weg zu legen, da die nach diefem Städtchen verlegten Abteilungen der Nationalgarden ihn durch ihre ausgefprochen revolutionäre Haltung zum ftrengften Vorgehn gegen die Emigranten zwangen. Allein das zuverfichtliche Auftreten des Ariftokraten und die mit dem ehrlichften Gefichte der Welt vorgebrachte Behauptung, daß die Verhältniffe in Paris langfam in ihr altes Geleife zurückkehrten, und daß er — Marigny —, wenn er in etwa vier Wochen von feiner Reife ins Luxemburgifche wieder zuhaufe eintreffen werde, alles in beffer Ordnung vorzufinden hoffe, beftimmten die hohe Obrigkeit der kleinen Landftadt, die Herrfchaften, deren Reifepäffe übrigens keinen Anlaß zu ernftlichem Verdachte boten, ohne weitere Scherereien ihres Weges ziehen zu laffen.

Nun waren die Reifenden glücklich in Koblenz angelangt, hatten die erfte Nacht in den „Drei Reichskronen" zugebracht und gleich am nächften Morgen das befcheidne Quartier an der Kornpforte bezogen, das vor dem überfüllten Gafthafe den Vorzug größerer Ruhe und Wohlfeilheit aufwies.

Sie hatten, ermüdet wie fie von den Anftrengungen der Reife waren, noch nicht daran gedacht, ihre Habfeligkeiten zweckmäßig unterzubringen, bedurften hierzu auch der Hilfe eines dienftbaren Geiftes, über den fie vorderhand noch nicht verfügten. Sie genaffen vorläufig das beruhigende Gefühl, unter Dach und Fach zu fein, etwa wie der Wandrer, der von einem Platzregen überrafcht zur rechten Zeit eine Höhle findet, in der er gegen die Unbilden des Wetters gefchützt behaglich abwarten kann, daß fich der Himmel wieder aufkläre.

Was meinft du, Marguerite, fagte der Marquis, während er die Taffe auf den Toilettentifch ftellte, ob wir es in diefem Salon wohl ein paar Wochen aushalten werden?

Was mich betrifft, lieber Vater, fo dürfen Sie überzeugt fein, daß ich mich hier wohl fühlen werde, fo lange ich fehe, daß die Befcheidenheit unfers Quartiers Ihr Wohlbefinden nicht beeinträchtigt und Ihrer Bequemlichkeit keine allzu große Einfchränkung auferlegt, gab das Mädchen in einem Tone zurück, der ein wenig an die redfelig-devoten Ausdrucksformen erinnerte, wie man fie hinter den Kloftermauern von Sainte-Madeleine den jungen Zöglingen beibrachte und als das herrlichfte Ergebnis einer auf die Gewöhnung an kindlichen Gehorfam abzielenden Erziehung pries.

Sie hatte, während fie fprach, den Blick nicht von ihrer Stickerei erhoben und ftichelte fo eifrig drauf los, als ob fie fich und den Vater mit ihrer Hände Arbeit ernähren müßte, was ihr freilich bei dem gefegneten Appetit und den kulinarifchen Anfprüchen des Marquis nicht ganz leicht geworden wäre. Aber die mechanifch betriebne Tätigkeit war ihr zur andern Natur geworden, fo fehr der Vater auch über diefes zweite Refultat der Klaftererziehung fpötteln mochte. Er hätte es am liebften gefehen, wenn fie den ganzen Tag die Hände im Schoße dagefeffen und ihn mit ihrem hellen Lachen für die, wie er glaubte, höchft witzigen Bemerkungen belohnt hätte, mit denen er die Unterhaltung zu würzen pflegte.

Marguerite tat ihm diefen Gefallen jedoch felten. Sie war von Haus aus ftill und ernft und unter der Einwirkung ihrer geiftlichen Lehrerinnen keineswegs lebensfraher geworden. Der Vater liebte fie fchwärmerifch und hielt fie, weil fie fich allen feinen Anordnungen ohne Widerfpruch fügte oder doch zu fügen fchien, für das Mufter einer gehorfamen Tochter. Zudem gab er fich der Hoffnung hin, daß fie ihm einft einen Schwiegerfohn aus den allererften Kreifen des Landes ins Haus bringen werde; als die einzige, durch Schönheit und Liebenswürdigkeit ausgezeichnete Tochter des Marquis von Marigny durfte fie ja zum mindeften auf einen Herzog Anfpruch erheben.

Und fchön war fie wirklich, wenn auch bei weitem nicht fo vollkommen, wie ihr Vater fich in feinem Stolz und feiner Liebe einredete. Ihre Geftalt war, den höchften Anforderungen zu genügen, zu klein, ihr Antlitz durchaus nicht von der

Regelmäßigkeit, wie sie der künstlerische Kanon vorschreibt. Aber dafür hatte sie das schönste, weichste und vollste Haar von einem Goldblond, das namentlich bei geeigneter Beleuchtung einen geradezu verblüffenden Eindruck hervorrief, und ein Paar grauer Augen, von denen der alte Prinz Condé, gewiß ein berufner Kenner solcher Dinge, behauptet hatte, sie seien dreihundertmal schöner als die der Herzogin von Clarency, die sonst allgemein für die Besitzerin der schönsten Augen galt.

Ich denke, fuhr Marigny fort, nachdem er sich eine Weile an dem Effekt geweidet hatte, den die letzten Strahlen der Sonne auf dem Haare seiner Tochter hervorbrachten, ich denke, wir werden die paar Wochen des freiwilligen Exils schon überleben, wenn wir in diesem Appartement auch kein Menuett tanzen können. Das Einzige, was mir ernstliche Sorgen macht, ist die Verpflegung. Ich vermute, diese deutschen Kleinstädter wissen nicht zu essen und folglich auch nicht zu kochen. Es wird so weit kommen, fürchte ich, daß ich mich selbst um unsre Mahlzeiten bekümmern muß.

Der gute Marquis wich, wenn er dies sagte, ein ganz klein wenig von der Wahrheit ab. Er *fürchtete* nämlich nicht, sondern *hoffte* vielmehr, sich um die Küche bekümmern zu müssen, denn wie alle wahren Feinschmecker war er auch ein Freund der Kochkunst. Er hatte sich im Schlosse zu Aigremont eine kleine Privatküche eingerichtet, wo er wie ein Adept mit Tiegeln und Mörsern zu hantieren pflegte, nur daß das Ergebnis solcher geheimnisvoll betriebnen Arbeit nicht eine problematische Tinktur, sondern irgend eine neue Sauce oder ein noch nie gesehenes Ragout war. Und was er auf diesem Gebiete leistete, war nicht ohne Anerkennung geblieben; der Marschall von Richelieu, die erste Autorität in allen Tafelangelegenheiten, hatte ihn sogar einmal, nachdem er eine von Marigny erfundne Geflügelpastete gekostet hatte, unter Tränen der Rührung umarmt.

Marguerite kannte diese Schwäche ihres Vaters und nicht weniger dessen Gewohnheit, die Betätigung seiner gastronomischen Talente als ein einzig und allein von ihm dem Wohlbefinden seiner Tochter gebrachtes Opfer hinzustellen.

Wenn Sie sich der Mühe unterziehn würden, dafür zu sorgen, daß wir hier nicht Hungers sterben, so wäre das außerordentlich gütig von Ihnen, mein Vater, entgegnete sie.

Ich kenne meine Pflichten, sagte der Marquis, der sich plötzlich wieder in seinem Elemente fühlte und in diesem Augenblick mit niemand auf der ganzen Welt hätte tauschen mögen; und ich werde sehen, was sich tun läßt. Ich nehme an, setzte er gut gelaunt hinzu, daß die Eingebornen hierzulande den Gebrauch des Feuers zu Kochzwecken kennen.

Er trat dreimal stark mit dem Fuße auf und wartete dann mit Gelassenheit die Wirkung dieses mit Mutter Haßlacher verabredeten Signals ab.

Es währte nicht lange, so erschien die Alte denn auch, und zwar, den Fremden zu Ehren, im Schmucke ihrer schönsten Haube. Sie wußte, was sich schickte, denn sie war in ihren jungen Jahren nicht umsonst Kammerjungfer bei der Baronin von Duminique gewesen. Daß sie in dieser Stellung ganz leidlich französisch hatte parlieren lernen, kam ihr gerade jetzt trefflich zu statten.

Nun, haben sich die Herrschaften unter meinem armen Dache schon ein wenig eingerichtet? fragte sie, indem sie knicksend dicht an der Tür stehn blieb.

Wie Sie sehen, Madame, erwiderte der Marquis und beförderte, um sich Raum zu einiger Bewegung zu schaffen, den Damensattel mit einem Fußtritt unter das Kanapee.

Darf ich mir die ganz gehorsame Frage erlauben, fuhr die Alte, ohne von dem Widerspruch zwischen Antwort und Tatsachen Notiz zu nehmen, fort, wer dem gnädigen Herrn Marquis mein bescheidnes Haus als Logis empfohlen hat?

Der Wirt des Gasthofs.

Der Kronenwirt? O das sieht diesem edeln Menschenfreunde ähnlich! Er war schon meinem seligen Manne wohlgesinnt und einer der wenigen, die Haß

lachers Kunst zu würdigen wußten. Bis zuletzt noch hat mein Mann für ihn gearbeitet. Er wäre der einzige in ganz Koblenz gewesen, sagte mir der Kronenwirt erst vor vierzehn Tagen, der wirklich seinen Geschmack gehabt hätte.

Ihr Gatte verstand also zu kochen? fragte der Marquis mit einem Interesse, das sogar der Alten außergewöhnlich erschien.

Zu kochen? — mein Mann war Künstler! gab sie zurück, während sie sich langsam aus ihrer devoten Stellung aufrichtete.

Umso besser, Madame! Wenn jeder Koch ein Künstler wäre, so stünde es besser um Gesundheit und Wohlergehn der Menschheit, fuhr Marigny mit Wärme fort. Hat er keine Rezepte hinterlassen?

Rezepte? Die hatte er nicht nötig. Was er brauchte, das bekam er fertig beim Kaufmann. Und wenn einmal was gemischt werden mußte, so besann er sich nicht lange, wieviel er hiervon und davon zu nehmen hatte. Das kam bei ihm alles aus dem Handgelenk.

Der Marquis schüttelte den Kopf.

Sie haben nichts Schriftliches von ihm? fragte er weiter, da er die Hoffnung noch nicht aufgegeben hatte, doch noch hinter die Geheimnisse des Mannes zu kommen, der in diesem barbarischen Lande allein einen feinen Geschmack gehabt haben sollte.

O ja, erwiderte die Wittib, während sie die Augen senkte und den Saum ihrer Schürze mit den Fingern zu glätten begann, ich habe noch alle die Briefe, die er mir während unsrer Brautzeit geschrieben hat.

Der Marquis winkte mit beiden Händen energisch ab.

Wir haben uns mißverstanden, meine Gute, sagte er. Ihre Briefe interessieren mich nicht. Ich glaubte nur, daß Ihr Gatte ein paar Aufzeichnungen hinterlassen habe, aus denen man ersehen könnte, nach welchen Grundsätzen er seine Gerichte zusammenzustellen pflegte. Sie wissen jedenfalls, daß es auch in der Kochkunst verschiedne Richtungen gibt, und daß dieser Meister auf die Lehren des Herrn von Béchamel schwört, während jener sich zu den Dogmen Montiers bekennt —

Aber mein seliger Mann war doch gar kein Koch, er war Maler! fiel die Alte ein.

Maler? Marigny betrachtete sie mit dem Ausdruck der Überraschung und Enttäuschung.

Ja, und was für einer, Herr Marquis! Einer von der alten niederländischen Schule!

Aber Sie sagten doch, er habe in dem Gasthofe gearbeitet? Wie soll ich das verstehn?

Nun, er hat die Plafonds gemalt und die schönen Guirlanden im Korridor, von dem großen Tafelbilde ganz zu schweigen.

Was sie mit dem vielversprechenden Ausdruck „Tafelbild" bezeichnete, war das Gasthofsschild: drei goldne Kronen auf rotem Grunde. Herr Haßlacher hatte von diesem Gemälde immer als von der Haupt- und Meisterleistung seiner ganzen künstlerischen Laufbahn gesprochen und jedem, der es hören wollte, erzählt, daß er zu diesem Werke für vier Gulden Zinnober und für zweiundzwanzig Gulden Blattgold verbraucht habe.

Ja, was denken Sie, fuhr Mutter Haßlacher redselig fort, auch für unsers gnädigsten Kurfürsten Durchlaucht hat mein Seliger gearbeitet. Wenn Sie einmal ins neue Residenzschloß kommen, dann sehen Sie sich doch nur einmal den Plafond im großen Audienzsaal an. Den hat mein Mann gemalt. Natürlich hat er eine so große Arbeit nicht allein fertig bringen können; da hat ihm denn auf des Herrn Kurfürsten ausdrücklichen Wunsch der berühmte Herr Januarius Zick helfen müssen, wenn Sie von dem schon einmal was gehört haben. Aber der hat bloß die Figuren gemalt und die Wolken, wo die — mit Erlaubnis — nackten Damen und die Engelchen darauf sitzen; wer aber zu allererst dran kam, und wer sechs Eimer vom feinsten Kremserweiß verbraucht hat, das war mein Seliger.

Respekt vor der Kunst und den Künstlern und insbesondre vor einem Meister von den Qualitäten Ihres verstorbnen Gatten! sagte Marigny mit erhobner Stimme und fest entschlossen, die Alte um jeden Preis von ihrem Lieblingsthema abzubringen; aber Sie werden zugeben, Madame, daß wir, das heißt meine Tochter und ich, weder von Künstlerruhm noch von Kremserweiß satt werden können, und daß wir zunächst darauf sinnen müssen, die Stimme in unserm Innern — ich meine damit nicht etwa die des Gewissens, sondern die des Magens — zum Schweigen zu bringen. Er zog eine goldne, mit Edelsteinen besetzte Sackuhr und ließ sie repetieren, da es bei der vorgerückten Dämmerung nicht mehr möglich war, die Ziffern und Zeiger zu erkennen.

Sechs Uhr, sagte er, als die schnell aufeinander folgenden, silberhellen Schläge verklungen waren, und wir sind gewohnt, um sieben zu dinieren. Viel Zeit ist also nicht mehr zu verlieren. Was können Sie uns vorsetzen?

Mutter Haßlacher redete von frischem Brat und Mainzer Handkäse, von Milchreis, Hafersuppe und Heringen, fand aber mit ihren Vorschlägen wenig Beifall.

Das mögen ganz gute Dinge sein, meinte der Marquis, aber für uns wären sie zu außergewöhnlich. Man soll sich, zumal auf der Reise und in der Fremde, an Gerichte halten, die man kennt, und das Einfachste ist dann das beste. Marguerite, wandte er sich an seine Tochter, die ihren Stickrahmen längst zur Seite gestellt hatte und in Gedanken versunken den Blick zu den düstern Türmen von St. Florin schweifen ließ, was würdest du zu einem Filet à la Pompadour oder zu einem Hammelrippchen à la Soubise sagen?

Ich würde ein Filet vorziehn, vorausgesetzt, daß Sie derselben Meinung sind, lieber Vater, erwiderte das Mädchen mit müder Stimme, obgleich es ihr gänzlich gleichgiltig war, was man zum Mahle anrichtete; ich bin überzeugt, daß Sie das Richtige treffen werden.

Gut, meine Liebe, sagte der Marquis, so wollen wir uns also für Filets entscheiden! Und zu der Alten gewandt bemerkte er: Ich nehme an, daß Sie alles zur Hand haben, was zu diesem Gerichte gehört, oder daß Sie es doch schnell beschaffen können.

Mutter Haßlacher mußte eingestehn, mit ihrer Vorratskammer sei es nicht gerade zum besten bestellt. Aber Marigny gab ihr die beruhigende Versicherung, daß Filets à la Pompadour das Allereinfachste wäre, was man überhaupt zubereiten könne.

Ein Stückchen guter Rindslende, eine oder zwei Hühnerlebern, eine Hand voll Perigordtrüffeln oder zur Not ein paar Champignons werden Sie doch wohl im Hause haben? fragte er. Und als die Alte dies verneinte, sagte er, halb ärgerlich, halb belustigt: Nun denn, Madame, so ersuche ich Sie, führen Sie mich in Ihre Speisekammer und zeigen Sie mir Ihre Vorräte! Es kann doch nicht Ihre Absicht sein, uns hier einfach verhungern zu lassen.

Die Wittib wollte gegen diese schnöde Verdächtigung Protest erheben, als das Sturmgeläute der Haustürklingel sie der Mühe einer Entgegnung überhob. Sie bat um die Erlaubnis, sich für einen Augenblick empfehlen zu dürfen, und eilte, so schnell es ihre Körperfülle erlaubte, die Stiegen hinab.

Hättest du so etwas für möglich gehalten? wandte sich der Marquis an seine Tochter. Diese Frau hat weder Rindslende noch Hühnerlebern, weder Trüffeln noch Champignons im Hause! Ich glaube, wenn wir zu den Wilden von Isle-de-France oder Florida gekommen wären, so würden wir mehr Zivilisation angetroffen haben, als diesen guten Deutschen eigen ist.

Nach einigen Minuten kehrte Mutter Haßlacher zurück, stellte einen Leuchter mit brennendem Talglicht auf den Tisch und überreichte Marguerite ein Briefchen. Der Hausknecht aus den Drei Reichskranen hat es gebracht, bemerkte sie dazu; soll er ein Douceur bekommen?

Digitized by Google

Marigny griff in die Tasche und händigte der Alten eine Münze ein. Er sah nicht, wie seine Tochter mit einer ihr sonst fremden Hast das Siegel erbrach, das Papier auseinanderfaltete und die Schrift überflog. Er sah auch nicht, wie sich ihre Wangen röteten.

Von wem? fragte er, als die Wittib das Gemach wieder verlassen hatte.

Von Villeroi.

Und was schreibt er?

Hier, Vater, lesen Sie selbst! Sie gab ihm den Brief und trat an das Fenster. Es war, als habe sie eine innere Erregung vor dem Vater verbergen wollen.

Dieser ließ sich auf einem Stuhle nieder, putzte erst sorgfältig das Licht und las dann:

Meine Freundin! Soeben bin ich hier angekommen und war so glücklich, im Gasthofe Ihre Adresse zu erfahren. Morgen früh werde ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen und Ihrem Herrn Vater meine Aufwartung zu machen.

Henri von Villeroi.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Kaiser im Vatikan. Wie man aus den ausführlichen Berichten italienischer Blätter ersehen kann, hat der Besuch des Kaisers im Vatikan am 3. Mai in Rom den tiefsten Eindruck gemacht. Schon die Pracht des kaiserlichen Aufzugs von der preußischen Gesandtschaft im Palazzo Odescalchi aus, die von dem bescheidnen Auftreten König Eduards des Siebenten sehr abstach, war ungewöhnlich. „Ein neuer Karl der Große schien vom päpstlichen Rom Besitz zu ergreifen.“ „Gerade dadurch hat Wilhelm der Zweite gezeigt, welche tiefe Kenntnis er von der Stimmung im Vatikan hat, der für diese außerordentlichen Kundgebungen sehr empfänglich ist.“ Dabei ist unsers Erachtens zweierlei noch besonders bemerkenswert. Der Kaiser kam nicht nur als Oberhaupt Deutschlands, sondern auch als Schirmherr aller deutschen Katholiken. Das zeigten eine große Schar rheinischer Pilger, die ihn mit deutschen Bannern und Abzeichen vor der kleinen Kirche Santa Marta beim deutschen Friedhofe (dem uralten Camposanto) an der Südseite der Peterskirche unter den Klängen des „Heil dir im Siegerkranz“ jubelnd begrüßten, und der Empfang durch fünf reichsdeutsche zur Zeit in Rom anwesende Bischöfe im Vatikan, denen sich der Rektor der doch unter österreichischem Protektorat stehenden deutschen Nationalstiftung Santa Maria dell' Anima angeschlossen hatte. Sodann markierte das Königreich Italien bei dieser Gelegenheit wieder sehr energisch, daß Rom seine Hauptstadt sei; denn obwohl der Kaiser im eignen Wagen fuhr, so bildeten doch auf dem ganzen Weg italienische Truppen Spalier, und königliche Carabinieri begleiteten den Zug bis an die Pforten des Vatikans. So war gerade dieser Aufzug geeignet, Rom und der Welt, besonders auch den deutschen Pilgern zu zeigen, daß Italien einerseits sein Recht auf Rom unerschütterlich festhält, andrerseits dem Papste die vollste Freiheit des Verkehrs auch mit auswärtigen Fürsten und Pilgern läßt, daß also die Gefangenschaft nichts ist als eine durchsichtige Fiktion. Indem ihm der Kaiser eine neue Gelegenheit gab, diesen Beweis zu führen, hat er zugleich dem engbefreundeten Königreich Italien und dem Vatikan einen wahren Dienst erwiesen, denn praktisch müssen sich beide eben doch vertragen.

Digitized by Google

Der mailändische „Corriere della Sera“ fügt noch eine merkwürdige Betrachtung hinzu: „Der Besuch Wilhelms des Zweiten im Vatikan fand in einem psychologischen Augenblick statt, in einem Augenblick, wo Frankreich dabei ist, den Bruch mit dem Papsttum zu vollenden. Jetzt träumt der deutsche Kaiser davon, in Europa und in Rom die von Frankreich aufgegebne Stelle einzunehmen und es in seinem religiösen Einfluß auf die Welt abzulösen.“ Ob er davon „träumt“? Liegt nicht dieser Gedanke sehr nahe, liegt er nicht gewissermaßen in der Richtung der ganzen heutigen Entwicklung? Oder soll Deutschland eine sich ihm ungesucht vielleicht bietende Gelegenheit, seinen Einfluß auszudehnen, unbenutzt lassen, nur weil die Sache so manchem Protestanten verdächtig und bedenklich vorkommt? Wir protestantischen Deutschen müssen uns eben abgewöhnen, in dem Papsttum eigentlich etwas Unberechtigtes zu sehen. Was geht es uns noch an, daß Luther in einer Zeit des heftigsten Kampfes den Papst gelegentlich für den leibhaftigen Antichrist gehalten hat und dabei einer phantastischen mittelalterlichen Vorstellung gefolgt ist, die noch etwas weniger tatsächlichen Grund hatte, als die ebenfalls mittelalterliche Vorstellung vom Priesterkönig Johannes? Eine historische Macht, die so alt ist wie das Papsttum, trägt schon in ihrem Dasein das Recht des Daseins in sich. Wir müssen uns ebensogut abgewöhnen, in unsern katholischen Mitbürgern nur deshalb schlechtere Deutsche zu sehen, weil sie ihr kirchliches Zentrum, von dem sie sich nun einmal nicht trennen wollen, außerhalb Deutschlands haben. Gerade die Zerfahrenheit der protestantischen kirchlichen Verhältnisse, wie sie jetzt wieder bei den Erörterungen über einen deutsch-evangelischen Kirchenbund höchst unerbaulich hervortritt, muß ihnen den Wert ihrer einheitlichen Kirchenverfassung recht nachdrücklich vor Augen führen. Die Hunderte deutscher Pilger, die dem Kaiser in Rom nicht nur an der Petrikirche, sondern auch bei der Rückkehr von Monte Cassino am 5. Mai und wieder bei der Abfahrt von Rom am 6. Mai unter dem nationalen Banner gehuldigt haben, waren doch wohl keine schlechten Deutschen. Dergleichen wäre freilich in den Jahren des Kulturkampfs und noch lange nachher gewiß nicht möglich gewesen, und es ist doch wohl ein großer, der nationalen Einheit förderlicher Fortschritt, daß das möglich geworden ist. Dazu aber gehört auch ein gutes Einvernehmen zwischen Kaiser und Papst.

Einen ganz andern Charakter als der Besuch des Kaisers im Vatikan trug seine Anwesenheit in der ehrwürdigen Benediktinerabtei Monte Cassino am 5. Mai. Daß ihn die großartig liebliche Landschaft, die sich da unter der goldnen Sonne eines herrlichen Frühlingstages immer weiter vor ihm auftat, je höher der Wagenzug auf der prächtigen Straße den stolzen Kegelberg, der die mächtige weiße Klosterburg trägt, hinaufstieg, in lebhaftes Entzücken versetzte, ist selbstverständlich, aber Nebensache. Die Hauptsache war doch, daß nach Jahrhunderten wieder ein deutscher Kaiser die uralte Abtei betrat, die so lange in so engen Beziehungen zu den Trägern der mittelalterlichen Kaiserkrone gestanden hatte, die auch heute wieder einen Deutschen, den Hessen Bonifatius Krug aus Fulda, zum Abte hat und wertvollen künstlerischen Schmuck aus den Händen deutscher Benediktiner von Beuron empfangen hat, daß er aber nicht als ihr Oberherr, sondern als Bundesgenosse des Landesherrn, des Königs von Italien, und an dessen Seite erschien. Denn damit wurde dargetan, daß die römische Kirche als solche keineswegs die Beziehungen zu dem Hause Savoyen abgebrochen, daß sie sich dem großen „Kirchenraube“ von 1866 stillschweigend gefügt hat — außer in Rom, wo sie noch protestiert. Deshalb trat bei dem Besuch des Kaisers im Vatikan der prinzipielle Gegensatz zwischen dem Papsttum und dem Quirinal wieder hervor, in Monte Cassino war er verschwunden. Der Abt Krug hat ja auch in der Ansprache an die Majestäten besonders betonen dürfen, daß die Benediktiner von Monte Cassino ihre Schüler (im Priesterseminar und im Gymnasium) zur Frömmigkeit und zur Vaterlandsliebe erziehn. Und doch ist Monte Cassino durch die Einziehung des größten Teils seiner reichen Güter sehr hart getroffen worden. Die Italiener sind eben zu kluge Leute, als daß sie

sich um abstrakter Prinzipien willen die Köpfe einschlügen, das überlassen sie lieber andern Völkern; sie selbst ziehn eingestandner oder nicht eingestandnermaßen einen modus vivendi vor.

*

Das Widerstreben Englands gegen Deutschland im mittlern Orient. Die Abneigung der englischen Politiker und Geschäftsleute gegen Deutschland hat in Sachen der Bagdadbahn einen Sieg erfochten. Wohl hört man, daß die deutschen Kapitalkräfte nun in Verbindung mit den befreundeten geschäftlichen Kreisen in Frankreich, Belgien und der Schweiz den Bau jetzt allein vornehmen wollen, doch muß das erst abgewartet werden, denn von der englischen Beteiligung war dreierlei erwartet worden: 1. die Zusage, daß die englische Regierung einer Fortführung der Bahn bis Koweit kein Hindernis bereiten werde, 2. daß sie bei geeignet günstigen Anerbietungen die indische Post über die Bagdadbahn lenken werde, 3. daß sie einer Erhöhung der türkischen Zölle die ihr vertragsmäßig freistehende Zustimmung nicht versagen werde. Wie zum Beispiel ohne Erledigung des dritten Punkts die Pforte imstande sein soll, die kilometrische Garantie zu leisten, ist dunkel. Die Bagdadbahn ist allerdings durchaus kein politisches Unternehmen Deutschlands; an die törichten Träume deutscher Hitzköpfe, Kleinasien und Mesopotamien zu kolonisieren, denkt kein Staatsmann. Nur insofern kann man dem Projekt einen gewissen politischen Charakter zusprechen, als es zur Hebung der Lebensfähigkeit der Türkei beitragen würde; im übrigen aber ist die Bagdadbahn ein rein geschäftliches Unternehmen. Die ihr in den Weg gelegten Schwierigkeiten treffen die Unternehmer und die Hohe Pforte, aber nicht die deutsche Politik. Gleichwohl empfindet man es auch in politischen Kreisen, daß die politische Verstimmung Englands den Bahnbau einstweilen verhindert. Es gehört das mit zu den Folgen des Verhaltens einer Schule von Hitzköpfen, die sich von ihrer allgemeinen Abneigung gegen England und ihrer Burenfreundschaft zu weit hatten hinreißen lassen.

Welcher Grad von Haß gegen die Deutschen daraus entsprungen ist, das lehrt Tag für Tag die englische Presse bis zu ihren ersten Organen hinauf. Es gibt eine wohlorganisierte Schule von englischen Politikern, die mit russischen Intriganten nahe befreundet ist und zusammenwirkt, die mit rastlosem Eifer einen völligen Ausgleich des englisch-russischen Gegensatzes anstrebt, um Deutschland politisch und wirtschaftlich zu bekämpfen. Man ging so weit, dem englischen Volke zu empfehlen, Persien geradezu dem russischen Bären als Beute zuzuwerfen; dadurch werde man diesen in einen angenehmen Nachbar Indiens verwandeln. Denn seine Sehnsucht nach Häfen an den warmen Weltmeeren sei doch nun einmal unstillbar. Er werde über Persien an die Gestade des Indischen Ozeans vordringen, unaufhaltsam, und England werde sich besser dabei stehn, wenn es sich damit abfinde, als wenn es einen nutzlosen Widerstand entwickle. Wenn Rußland Persien habe, so werde es aufhören, Englands Stellung in Indien zu bedrohen. Dieser Plan war denn nun aber doch dem politischen Publikum Englands etwas zu kühn und zu phantastisch; es kam zu einer Verhandlung im Parlament, und alle Redner zeigten sich dabei als Gegner des Plans. Einmütig war man dafür, daß England seine Machtstellung im Persischen Golf behaupten müsse. Ein Jahrhundert lang habe England dort ohne Widerspruch die Polizei geübt, als weder Persien noch die Türkei noch die unabhängigen arabischen Schechs der Küste irgend etwas hätten tun können. Daraus gehe nicht nur eine Vormachtstellung Englands, sondern geradezu dessen Herrschaft hervor; diese müsse, wenn nötig, mit hohen Opfern behauptet werden. Auch den Handel Englands mit Persien müsse man schützen. Seitdem haben mehrfach die Minister die Gelegenheit ergriffen, diese Gedanken programmatisch zu entwickeln.

Man wendet sich aber nicht allein gegen Rußland, sondern auch gegen Deutschland, dem man die Absicht zuschreibt, durch die Bagdadbahn nach dem Persischen Meerbusen vorzudringen. Wenn nämlich die vorgegaukelten Pläne feindlicher Mächte

nur gehörige Dimensionen annehmen, so fällt das sonst so nüchterne englische Publikum gerade so gut seiner Leichtgläubigkeit zum Opfer wie das französische. Die Kleinigkeit, daß zwischen dem Deutschen Reich und dem Persischen Golf nicht nur eine Eisenbahnstrecke von Konia bis Kaweit herzustellen ist, sondern daß sich auch noch auf eine Strecke von dreitausend Kilometern die Großmacht des habsburgischen Staates und die durch den Widerstreit der Mächte geschirmte Türkei einschieben, überspringt die britische Gespensterseherei. Es gibt in England sogar seltsame Phantasten, die eine Ausdehnung Deutschlands auf diese ungeheure, von widerspenstigen Völkern bewohnte Strecke für möglich halten und sie ihren Landsleuten empfehlen. So Sir Harry Johnston, ein der deutschen Sprache mächtiger ehemaliger englischer Konsul oder Diplomat, in der Londoner Finanzchronik. In Deutschland sind seine Ergüsse auf keiner Seite ernst genommen worden.

Zu der oben berührten Schule englischer Publizisten, die vor Deutschland gruselig machen, um ihre Landsleute zu einer Verständigung mit Rußland zu veranlassen, gehört Sir Rowland Blennerhasset, ein Mann, der das Deutsche vollkommen beherrscht, und dessen Gemahlin eine sehr angesehene deutsche Schriftstellerin ist. Zu den vielen Organen, wo er sich vernehmen läßt, gehört The National Review, ein wahres Hauptquartier der englischen und der russischen Deutschenhasser. Auch die als politische Intriganten wohlbekannten Herren Wesselitzky und Tatischtscheff trifft man dort; Frau Olga Nawikaff schreibt vielleicht unter einem Pseudonym oder ist sonst an der geistigen Beeinflussung beteiligt. Nachdem Sir Rowland mit der Zettelung, Persien an Rußland zu bringen, damit dessen Gegensatz gegen England aufhöre, und man sich in halber Eintracht gegen Deutschland wenden könne, vorläufig abgeblitzt ist, versucht er es auf andre Weise. Das Maiheft der National Review bringt einen Artikel von ihm: The German March to the Persian Gulf, worin wenigstens die Feindschaft gegen Deutschland üppige Blüten treibt.

Bei der Bekämpfung des englischen Handels in Persien durch ein „Subventionssystem“ Deutschlands (wo es nämlich kein solches gibt), Frankreichs und Rußlands ist es, so schreibt er, schwer zu glauben, daß jemals eine englische Regierung den Forderungen zustimmen werde, die die deutschen Kapitalisten für die Beteiligung Englands an der Bagdadbahn gestellt hätten. „Daß die französische Regierung diese unterstütze, ist ebenso unglaublich. Italien ist insofern interessiert, als es sieht, daß die Bahn, einst ausgeführt, die Tendenz haben wird, den Handel von ihm ab und der östlichen Raute zuzulenken. Obgleich es die Teilnahme Englands an der Bahn für England und Rußland unmöglich machen würde, jemals zu freundschaftlichern Beziehungen zu kommen, als sie gegenwärtig sind, so folgt daraus nicht, daß Deutschland und Rußland nicht zu einem Kompromiß gelangen möchten. Wenn die Eisenbahn, wie sie es nach dem gegenwärtigen Schema müßte, in deutschen Händen bliebe, so würde Deutschland dadurch in eine Lage versetzt, in der es jederzeit mit Rußland verhandeln könnte. Einige Leute glauben, daß schon jetzt Verhandlungen zwischen diesen Mächten im Gange sind. Ich kann nichts darüber sagen. Das ist jedoch gewiß: es wäre die wildeste Täuschung, wollte man sich einbilden, daß nach der Errichtung dieser Bahnlinie Deutschland ein Interesse daran haben würde, Rußland daran zu hindern, an den Persischen Golf zu gelangen. Gerade das Gegenteil ist wahr. Wenn Deutschland durch seine Stellung in Kleinasien und in der Türkei den russischen Marsch ans Ägäische Meer versperrt (?), so ist es sicher in seinem Interesse, seinem nördlichen Nachbar zu einer reichlichen Entschädigung in Mittel- und Ostasien für enttäuschte Hoffnungen in Westasien und Südosteuropa zu verhelfen, und zwar auf Kosten Englands, Frankreichs oder irgend einer andern Macht. Ein Kompromiß zwischen Deutschland und Rußland scheint mir eine unbedingte Gewißheit zu sein, wenn die in dem Bagdadbahnunternehmen wurzelnde Politik erfolgreich sein sollte.“

„Man muß sich immer erinnern, so fährt Blennerhasset fort, daß seit der Errichtung des deutschen Kaiserreichs die auswärtige Politik Preußens die Politik

Deutschlands geworden ist. Wer mit einiger Aufmerksamkeit der preußischen Politik während des neunzehnten Jahrhunderts gefolgt ist, weiß sehr wohl, daß nach der Austreibung Österreichs aus dem Deutschen Bund ihr Ziel die Ausdehnung des deutschen Einflusses auf Holland ist (?). Dieses wird eine wachsende Notwendigkeit werden mit der Entwicklung der Seepolitik des Kaisers, die in Deutschland, sogar in Bayern, immer populärer zu werden scheint. Wenn sie erfolgreich ist, muß deutscher Einfluß in Holland herrschend werden (?). Das ist völlig unbestreitbar (?). Obgleich dieser Einfluß nach und nach durch kleine und möglichst unscheinbare Mittel wie Post- und Zollunionen, auch eine maritime und vielleicht eine militärische Konvention, also alles Maßnahmen, die einer Offensiv- und Defensivallianz entsprechen würden, erreicht werden könnte, so kann kein Zweifel sein, daß ein ernstlicher Versuch gegen die Unabhängigkeit Hollands höchst widerwärtige Verwicklungen für Deutschland im Gefolge haben würde, wenn es nicht der Freundschaft und vielleicht der Unterstützung Rußlands sicher wäre. Auch liegt die Möglichkeit von Verwicklungen im österreichischen Kaiserstaat vor. Verschiedne Fragen kämen dann auf einmal obenauf, bei denen Rußlands Hilfe oder Neutralität für Deutschland entscheidend werden könnte. Bei der Wichtigkeit Hollands für seine maritimen Pläne und bei einer etwaigen Krisis in Österreich, die Deutschland den Zugang zum Adriatischen Meer in Triest ermöglichen könnte, ist es leicht einzusehen, daß es für Deutschland ein entscheidendes Interesse sein würde, zu einem vernünftigen Arrangement mit Rußland zu kommen, kraft dessen Deutschlands Interessen an der Bagdadbahn an Kommittenten Rußlands übertragen werden könnte. Dies würde Rußland die Herrschaft über die Bahn geben, und wenn es seine eigne Eisenbahn, die jetzt am Arasfluß (in Transkaukasien) endet, nach Bagdad fortsetzen könnte, so würde es den Persischen Golf in Koweit erreichen — vorausgesetzt, daß England den deutschen Vorschlägen zustimmte."

Soweit Sir Rowland Blennerhasset. Es ist leicht nachzuweisen, in welchen Widersprüchen sich seine Gedanken bewegen. Persien will er den Russen einräumen, damit sie an den Indischen Ozean kommen und dadurch zufriedne und angenehme Nachbarn Indiens werden. Die Bagdadbahn will er verhindern, weil Rußland durch sie an den Persischen Golf kommen könnte. Auf dem einen Wege will er die Engländer verlocken, Rußland an das warme Meer zu lassen, auf dem andern will er die Engländer vor den deutschen Plänen gruselig machen, weil diese die Russen an dasselbe warme Meer führen könnten. Stimmung gegen Deutschland zu machen, ist das maßgebende Ziel seiner von vielen seiner Landsleute gebilligten Agitation. Österreich-Ungarn und Italien sucht er gegen Deutschland mobil zu machen, obgleich diese Länder sehr wohl wissen, wie sehr England die Gefahr einer russisch-französischen Übermacht im Mittelmeer dadurch vergrößert hat, daß es seinen traditionellen Wachtposten am Bosporus geräumt hat. Ebenso sucht er die Welt vor deutschen Plänen auf Holland zu warnen, obwohl in Deutschland selbst alle Politiker von durchdringender Einsicht dahin einverstanden sind, daß durch eine solche Annexion, auch wenn Holland seine bisherige kräftige Abneigung in eine ebenso kräftige Zuneigung verwandelte, unser Vaterland mehr an Verteidigungspflichten als an Verteidigungsmitteln gewinnen würde.

Hätte man es mit einem politischen Freischärler zu tun, so brauchte man sich um diese Dinge gar nicht zu kümmern. Aber gegen Deutschland ist die Stimmung Englands ziemlich einmütig. In den letzten fünf Jahren hat Deutschland an England einen leidenschaftlichen Gegner gewonnen, der nur auf die Gelegenheit lauert, ihm einen vernichtenden Schlag zu versetzen. Das war ein Gewinn, ebenso übel wie unnötig. Eine Hauptursache davon sind die großspurigen, alle Welt herausfordernden Reden und Zeitungsartikel einer kleinen Partei, die in ihrem Größenwahn nicht bedenkt, daß außer Deutschland auch noch andre Mächte auf der Welt sind.*)

E. Fltger

*) Siehe auch den volkswirtschaftlichen Teil.

Politische Lyrik. Gottfried Keller hat einmal seine Ansicht über die patriotische oder nationale Lyrik seiner Zeit recht knapp und genau ausgesprochen. Er findet darin überall fast eine gewisse Verschwommenheit und Gedankenarmut und wünscht deshalb sowohl größere Bestimmtheit als auch Mannigfaltigkeit der Motive. Vor allem gelte es, eine Reihe von sittlichen Ideen und geschichtlichen Charakterzügen, die das vaterländische Leben bestimmen, in plastische Gestalt zu bringen. Dieses Urteil (vom 25. Oktober 1858) ist bezeichnend genug. Es ist kaum ein Jahrzehnt nach der Periode ausgesprochen worden, die man wohl als die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik bezeichnet, und wenn man die bunte Fülle der Erscheinungen und die rege Teilnahme des Publikums aller Stände in Betracht zieht, auch so bezeichnen darf. Freilich den positiven Forderungen Kellers würde aus der übergroßen Zahl dichterischer Kundgebungen dieser Zeit nur ein bescheidner Bruchteil wirklich genügen. Es klingt viel zu viel rauschende Programmmusik für den Tagesbedarf daraus entgegen. Weit eher würde ihnen die jüngste Publikation der Goethe-Gesellschaft entsprechen, die großartige „Aristeia Deutschlands," deren gedankenreicher, weitschauender Entwurf nicht nur für Schillers Dichtergröße, sondern ebenso sehr für die Würde und hohe Bestimmung seines Volkes ein erhebendes Zeugnis ist. Aber wenn man auch die politischen Dichtungen dieser Periode an solchem impulsiven Entwurf nicht messen darf, an Temperament und Mannigfaltigkeit der Gedanken und Ausdrucksformen herrscht gewiß kein Mangel. Denn die ganze Aufgeregtheit einer leidenschaftlich bewegten Zeit, all das Wünschen und Verwünschen, das Fluchen und Segnen, das Hoffen und Drohen findet einen eignen Widerhall. Ein berauschendes, agitatorisches Element lebt in dieser Dichtung. Man konnte eben, wie auch Hebbel anerkannte, „in Deutschland nicht länger Veilchen begießen oder sich in den farbigen Schmelz des Schmetterlingsflügels vertiefen, während man in Frankreich und England den Gesellschaftsvertrag untersuchte und an allen Fundamenten des Staats und der Kirche rüttelte." Aber während man jetzt das Verdienst dieser politischen Lyriker, den Blick für die Forderungen der Gegenwart geschärft und den Übergang vom Abstrakten zum Konkreten gefördert zu haben, kaum noch bestreitet, wird ihre Bedeutung für unsre nationale Entwicklung, ihre vorbereitende Arbeit für den Ausbau eines machtvollen, einigen deutschen Kaiserreichs noch vielfach unterschätzt. Allerdings muß man aufmerksam und unverdrossen sein, wenn man aus dem oft betäubenden Gewirr von gellenden Kampfesfanfaren und Sturmglockengeläut, von schwungvollen Deklamationen und ernüchternden Erörterungen, von zornsprühenden Gehässigkeiten und jauchzenden Prophezeiungen immer die reinen und lebensvollen Töne heraushören will. Um diese nicht eben leichte Aufgabe hat sich Christian Petzet in seinem Buche: Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850 (München, J. F. Lehmanns Verlag, 1902) mit Erfolg bemüht.

Der Verfasser will damit ebensa einen Beitrag zur deutschen Literatur wie zur Nationalgeschichte bieten. Im Grunde genommen aber ist er weniger ein ästhetischer als vielmehr ein politischer Apologet. Die lyrische Dichtung dieses Zeitraums als wirkende Kraft für die „geistig-sittliche Vorbereitung und Grundlegung des deutschen Nationalstaats" zum allgemeinern Verständnis zu bringen, ihren Wert „für die künstlerische und die literarische, wie für die staatliche, gesellschaftliche und allgemeine Entwicklung unsers Volkes" zu offenbaren und zu würdigen, ist sein Ziel. Das hat er aber durch seine eingehende Übersicht trefflich erreicht. Denn er zeigt nicht nur in der geschickt getroffnen Auswahl schärfer als je zuvor die auf die Zukunft deutenden Keime, sondern liefert auch zu seinen Proben einen ausgiebigen, lehrreichen Kommentar, der ebensa über die dichterischen Individualitäten wie über zeitgeschichtliche Voraussetzungen orientiert.

Eine geschichtliche Einleitung erweitert und vertieft die schon von Prutz gegebne Verteidigung, dann charakterisiert er die Dichtungen über den „freien deutschen Rhein" genauer, die nach Nikolaus Beckers Rheinlied, das durch seinen ungeheuern

Erfolg dem schlichten Gerichtsschreiber zwar ganz unerwartete Berühmtheit, aber zuletzt auch den Fluch der Lächerlichkeit einbrachte, die Hochflut der politischen Lyrik herbeiführten. So sorgsam aber der Verfasser gesammelt hat, es ist natürlich nicht möglich, bei einem so weitausgreifenden Darstellungsversuch immer lückenlos und fehlerfrei zu sein, auch wenn man sich auf das Beste und Charakteristischste beschränkt. Das hat sich der Verfasser selbst am wenigsten verhehlt; deshalb seien ihm einige Ergänzungen zu diesem Kapitel zunächst nicht vorenthalten. Eine allerdings mehr gut gemeinte als dichterisch annehmbare Nachahmung von Beckers zündendem Protestruf versuchte auch der königlich preußische Regierungs- und Medizinalrat a. D. Karl Georg Neumann unter der Überschrift „Nachtrag zu Beckers Rheinliede" (Gedichte, Aachen, 1841. S. 102):

Die Mosel sollen sie auch nicht haben,
Die eilet zum deutschen Rhein.
Es sollen sich späte Geschlechter noch laben
Am vaterländischen Wein,
Der auf der Felsenreihe sprießt,
Durch welche die liebliche Mosel fließt.

Über diese Prosareimerei erhebt sich der Poet auch in den folgenden Strophen nicht recht, wenn er zum Beispiel mit pathetischem Ton versichert:

Sie ist des deutschen Rheines Braut,
Durch Gottes Hand ihm angetraut.

Gegen solche und ähnliche Ergüsse erhob unter anderm auch ein hohenzollerntreuer Preuße seine „Rüge," die sich inhaltlich überdies eng mit der vom Verfasser mitgeteilten schroffen Abwehr von Wilhelm Cornelius berührt (S. 29). Es ist der Arzt Dr. Creutzwieser, der 1847 zu Königsberg eine Sammlung von Dichtungen, auch politischer Natur, unter dem Titel „Die Zeitlose" erscheinen ließ, worin er S. 183 zu schelten anhebt:

Was faselt ihr vom Rheinverlust,
Was schimpft ihr die Franzosen?
Halt ein mit eurem Liederwust,
Hört einmal auf zu kosen
Vom sogenannten deutschen Rhein,
Von deutschem Schutz- und Zollverein.

Darauf fährt er positiv, aber dichterisch ebenso wie grammatisch unbefriedigend, fort:

Den deutschen nennt ihr Vater Rhein
Mit seinen Rebenhügeln?
Ach! wollt ihn erst vom Joch befrein,
Vom Druck der gall'schen Zügeln;
Entfesselt ihn, hebt auf den Zoll,
Wenn euch er angehören soll.

Ja, er lenkt sogar nachdrücklich die Blicke vom Westen nach einer weit mehr bedrohten Stelle:

Was schaut ihr ängstlich nach dem Rhein?
Von Osten dringt Gefahr herein.

Auch zu dem Epigramm gegen die zahllosen Kompositionen des Beckerschen Rheinliedes ist mir noch ein Pendant begegnet in Gutzkows „Epigrammen und Xenien," die übrigens eine ziemliche Anzahl satirischer Spitzen gegen politische Zustände enthalten. Es findet sich unter der Bezeichnung „Der deutsche Rhein" (Gesammelte Werke, Frankfurt a. M., 1845. I, 280):

Haben soll'n sie ihn nicht, sie soll'n ihn nicht haben, so lange
Zu dem Beckerschen Lied man noch die Arie sucht.

Dort steht auch ein andres Epigramm auf „Den freien deutschen Rhein."

In Kapitel III bis IX nimmt dann der Verfasser die Charakteristik der wichtigsten Vertreter der politischen Lyrik vorweg, führt dann in schier unabsehbarem Zuge die politischen Dichter Österreichs und der deutschen Kronländer, Preußen, Schlesier, Sachsen und Norddeutsche, Bayern und Franken, Schwaben, Rheinländer, Elsässer und Schweizer vor unsre Augen und schließt mit einem Überblick über ungenannte und pseudonyme Dichter, über versifizierte Volks- und Zeitungsstimmen. Der Verfasser bewährt immer ein besonnenes Urteil, obgleich sich eine gelinde Überschätzung bemerkbar macht, insofern er unter anderm das Epitheton „genial" gar zu freigebig schenkt. Die Charakteristiken der Chorführer sind bei allem Wohlwollen, das ihnen der Verfasser entgegenbringt, doch mit anerkennenswerter Unparteilichkeit entworfen. Ja mir scheint die Abfertigung, die der kerndeutsche, urwüchsige Spötter Hoffmann von Fallersleben wegen seiner boshaften, aber doch nicht ganz unberechtigten Sticheleien gegen den preußischen Militarismus erfährt, unverdient schroff zu sein, zumal da unmittelbar darauf die „grundehrliche patriotische Triebkraft" der gesamten oppositionellen Tätigkeit des Autors der „Unpolitischen Lieder" ausdrücklich hervorgehoben wird.

Dagegen hätte die hervorragendste politische Publikation des geistreichen und weltmännischen Ironikers Franz Dingelstedt, die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" (Hamburg, 1841), nach ihrem literargeschichtlichen Werte genauer beurteilt werden können. Auch Friedrich Hebbel, nicht eben ein Freund dieser Richtung, gesteht ja seine besondre Freude über diese frischen und treffenden Satiren rückhaltlos ein: „Diese merkwürdige Produktion, die bedeutendste von allen hierher gehörigen und fast die einzige von bleibendem Gehalt, unterschied sich nämlich von den übrigen, daß sie, weit entfernt, sich im Ausspinnen allgemeiner Ideenphantome oder im Konstruieren von oben herab zu gefallen, sich kühn und mutig auf die Erscheinungen warf und diese mit sichrer Hand ins rechte Licht rückte."

Ohne jede Voreingenommenheit beurteilt der Verfasser auch den neuerdings oft auffällig gering eingeschätzten blendenden Rhetoriker Georg Herwegh, den Abgott und Herold des jüngern Geschlechts, ohne für seine großen Mängel blind zu sein. Richtig wird namentlich der negative Grundzug seiner Freiheitsidee betont: „Bekämpfung des geistigen, kirchlichen, sozialen, politischen Zwanges und Drucks." Daß er, der Träger von „der Dichtung Goldstandarte" nach Freiligraths Wort, schon lange vor dem verunglückten Einfall ins badische Gebiet so gut wie ein toter Mann war, zeigt zum Beispiel auch ein Sonett Gutzkows „An G. Herwegh," zu Neujahr 1843 (Gesammelte Werke I, 264), worin ihm im Hinblick auf die Philisterneigen, die von den „Bundesmahlen" seines Triumphzugs zurückgeblieben seien, tröstend zugerufen wird:

Verfluch die Töne deiner Zaubergeige!
Das ist ein Volk, der Dichterhand nicht wert!
Wie hat sich das im Nu so umgekehrt!
Erst straßenbreist und nun so straßenfeige!

Ganz unnachsichtig aber liest Creutzwieser dem „falschen Propheten," der bei Nacht und Nebel flüchtete, in seiner vorhin genannten Gedichtsammlung den Text (S. 209 f.).

Zu Herwegh ist der besonnene und gebildetere Stettiner Robert Prutz ein eigner Gegensatz mit seiner maßvollen Opposition, die auch unpoetische Formeln nicht verschmähte, aber doch erfüllt ist von zukunftsfrohem Idealismus:

Wir streuen doch zu Taten,
Zu künftigen, die Saaten —
Nun mag die Frucht beraten
Der allerhöchste Gott!

Hohe Anerkennung spendet der Verfasser ferner der poetischen Kraft und der charaktervollen Persönlichkeit Freiligraths, der im Vorwort seines revolutionären

„Glaubensbekenntnisses“ (1844) nicht energisch genug darauf hinweisen konnte, daß seine unerwartete, rücksichtslose Wandlung ein Fortschreiten und eine Entwicklung sei, kein „Übertritt und buhlerischer Fahnentausch“ und ebensowenig ein leichtfertiges „Haschen nach etwas so Heiligem, wie die Liebe und die Achtung eines Volkes es sind.“

Ungebührliche Nachsicht aber erfährt nach meiner Auffassung Heinrich Heine, dessen antinationale, zersetzende Zerstörungspoesie weniger den wirklich geistreichen Spötter als den eiteln und rohen Pasquillanten oder niedern Zyniker verrät. Heines sonstige lyrische Vorzüge in allen Ehren, aber als politischer Satiriker ist er im höchsten Falle nur „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will“ und — doch manchmal das Gute schafft. Denn von einer positiven Kritik zeigt er nichts. Ganz anders ist der letzte der großen lyrischen Vertreter der politischen Dichtung, Emanuel Geibel, bei dem der Verfasser ein überraschend reiches realpolitisches Verständnis nachweist. Er stehe durchaus auf nationalem und christlichem Boden, königstreu und monarchisch gesinnt.

In dem umfassenden Überblick, den der Verfasser sodann bietet, hält er sich mit Recht entsprechend kürzer und strebt weit mehr danach, anzudeuten als auszudeuten. Diese Zusammenstellungen sind um so willkommener, als er hier nicht selten aus schwer zugänglichen Gedichtsammlungen schöpfen mußte. Im ganzen gibt der Verfasser eher zu viel als zu wenig. Die Wahl oder die Beschränkung war gewiß oft nicht leicht.

Dennoch sind manche Proben doch viel zu unbedeutend und tragen kaum die bescheidenste Farbenschattierung bei. Hier hätte manchmal ein kräftigeres Zugreifen genützt und Raum für wertvolle Kundgebungen geschafft, die bis jetzt noch keine Berücksichtigung erfahren haben. Dazu rechne ich vor allen Dingen eine Reihe gehaltreicher Dichtungen des am 14. September (nicht Oktober) 1817 zu Husum gebornen Nordfriesen Theodor Storm, dessen patriotische Lyrik auch heutigentags leider noch oft nicht die Wertschätzung findet, die sie mit Fug und Recht verdient. Der Dichter selbst hatte auch guten Grund, auf diese Verse, die ihm wie Erz zu dröhnen schienen, stolz zu sein. Man höre nur sein siegesgewisses „Oktoberlied“ (Sämtliche Werke. Braunschweig, 1901. VIII, 191):

Und wimmert auch einmal das Herz —
Stoßt an und laßt es klingen!
Wir wissens doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Oder sein prächtiges Gedicht „Ostern“ (1848. VIII, 237), worin er erzählt, wie er beim Klange der Osterglocken am Meeresdeich daheim gestanden habe, während der neue Lenz prophetisch über das Land gezogen sei.

Der Flut entsteigt der frische Meeresduft;
Vom Himmel strömt die goldne Sonnenfülle;
Der Frühlingswind geht klingend durch die Luft
Und sprengt im Flug des Schlummers letzte Hülle.

O wehe fort, bis jede Knospe bricht,
Daß endlich uns ein ganzer Sommer werde;
Entfalte dich, du gottgebornes Licht,
Und wanke nicht, du feste Heimaterde!

Alle Zuversicht vereinigt sich aber zu dem triumphierenden Zurufe in der Schlußstrophe:

Und jauchzend ließ ich an der festen Wehr
Den Wellenschlag die grimmen Zähne reiben;
Denn machtlos, zischend schoß zurück das Meer —
Das Land ist unser, unser soll es bleiben!

Auch an den fortreißenden, begeisternden Aufruf, den er 1863 veröffentlichte,

und der wuchtig und stark die Gemüter wachrief, darf noch kurz erinnert werden („Gräber in Schleswig." VIII, 263 f.). Ebenso hätte ich gern gesehen, wenn wenigstens eins der patriotischen Sonette angeführt worden wäre, die Alexander Graf von Württemberg 1843 unter dem Titel „Gegen den Strom" zum Besten des Kölner Dombaus veröffentlichte, ohne seinen Namen zu nennen. Denn ein für Deutschlands Macht und Herrlichkeit glühender Sinn findet darin seinen erhebenden Ausdruck. Zum Beweise zitiere ich das fünfte von den Vaterlandsgedichten (Reclamsche Ausgabe S. 258):

Mein Vaterland, wie bist du doch zerrissen!
Was nützt dich deine Kunst, dein vieles Wissen?
Wie haben deine Feinde sich beflissen,
Zu reizen dich mit allen Ärgernissen.

Du trägst ein Kleid von achtunddreißig Farben,
Noch bluten deine Krieger an den Narben,
Die sie im schlimmen Bruderkrieg erwarben,
Und viele Tausend auf dem Schlachtfeld starben.

Noch unbekannt bist du im eignen Meere,
Hast keine Flotte, die für dich sich wehre,
Und keine Flagge weht zu deiner Ehre.

Doch Mut gefaßt! Der Sturm hat angeschlagen
Die Glocken der Geschichte! Wer wird zagen?
Jetzt gilt es frisch zu handeln und zu wagen!

Zum Schluß erwähne ich noch ein charakteristisches Zeitgedicht des Wieners Heinrich Ritter von Levitschnigg „An die Dichter meiner Zeit" (Gedichte, Wien, 1842, 11 f.):

Reimt nicht wie Nachtigallen
Beständig Schmerz auf Herz;
Der Reim muß anders schallen,
Er heißt: Sei fest wie Erz!

Dann wecke das Lied den Funken, der zünden müsse: „Tat!" Aber wenn auch die rettenden Taten, die die deutsche politische Lyrik dieser Jahre hervorrufen wollte, zunächst nur zum politischen Schiffbruch führten, so ist doch der Einfluß der Dichtung für die Folgezeit nicht fruchtlos geblieben. „Hierin liegt ihre hohe nationale Bedeutung, der ihr ästhetisches Schwergewicht zwar nicht überall die Wagschale halten kann, aber doch ein weiteres Moment hinzufügt, das uns mit Freude und Erhebung auf die großen geistigen Kämpfe zurückblicken läßt, die uns erringen sollten, was wir jetzt mit Stolz unser eigen nennen: ein mächtiges, einiges Deutsches Reich."

Leipzig Otto Ladendorf

Zu der Frage des deutsch-evangelischen Kirchenbundes hat jetzt auch die Allgemeine evangelisch-lutherische Konferenz, eine Vereinigung streng lutherischer Elemente in und außerhalb Deutschlands, auf einer Versammlung in Dresden Stellung genommen. Sie wagt den Gedanken nicht geradezu abzulehnen, fürchtet aber den übermächtigen Einfluß der unierten altpreußischen Landeskirche auf Bekenntnis und Verfassung der andern und verlangt deshalb 1. „daß die Beschlüsse der Vereinigung ohne verbindliche Kraft für die einzelnen Landeskirchen gefaßt werden," 2. daß die Leitung der Vereinigung in gewissen Zeiträumen durch freie Wahl bestimmt, der Sitz jedenfalls nicht in die Reichshauptstadt verlegt werde, und nimmt endlich einen engern Zusammenschluß der lutherischen deutschen Landeskirchen unter sich in Aussicht, die lutherischen „Freikirchen" inbegriffen. Über den zweiten Punkt wird sich reden lassen, die Annahme des ersten aber würde den Kirchenbund sofort zur Ohnmacht verurteilen, also wertlos machen; die Durchführung des letzten Vorschlags würde alte Gegensätze künstlich wieder beleben und das evangelische Deutschland noch mehr zerreißen. Davor bewahre uns der Himmel!

Aus Landwirtschaft, Industrie und Handel

Der britische Merkantilismus und die deutsche Zollpolitik. Seit einigen Wochen überhieten sich die führenden Blätter in England wieder einmal in ausgesuchtester Unliebenswürdigkeit gegen das Deutsche Reich. Die große Mehrheit der am Geistes- und Erwerbsleben der deutschen Nation beteiligten gebildeten Männer hatte bisher diese Gehässigkeiten überhören zu sollen gemeint und steht noch heute treu zu der Reichsregierung, wenn sie sich — trotz des Schreiens eines Häufleins alldeutscher Gernegroße — bis an die Grenzen zulässiger Langmut bemüht, die altbewährten freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und England auch vor dem Schein ernstlichen Schwankens zu bewahren. Die Grenzboten haben dieser langmütigen Politik jederzeit das Wort geredet, weil sie wissen, daß der britische Deutschenhaß jedes tatsächlichen und praktischen Grundes entbehrt, und weil sie glaubten, daß er auf so handgreiflichen Wahnvorstellungen und so kleinlichen Empfindlichkeiten beruhe, wie sie die englische Volksseele wohl zeitweilig befallen, aber niemals auf die Dauer beherrschen können. Aber nach dem in den letzten Wochen jenseits des Kanals beliebten Verhalten wird es einem schwer, in diesem Glauben zu verharren. So redlich auch einige wenige englische Blätter und Politiker immer noch bemüht sind, ihren Landsleuten die Absurdität ihrer Gehässigkeit vor Augen zu führen, sie scheinen in der jüngsten Zeit nur vollkommnen Einflußlosigkeit verdammt gewesen zu sein, während die Gegner das Feld in kaum je erlebtem Grade beherrschen, sodaß man fast annehmen möchte, daß die Regierung selbst in dem früher doch ab und zu sichtbar gewesenen Bestreben, den Friedenstörern entgegenzutreten, nachzulassen gewillt oder gezwungen sei. Unter diesen Umständen erwächst auch der ernsthaften politischen Publizistik in Deutschland die Aufgabe, die britischen Feindseligkeiten ernster als bisher zu nehmen und sie trotz aller Reserve, die dem Uneingeweihten in Rücksicht auf die Arbeit der Staatsleiter hüben und drüben immer geboten bleibt, auch ernsthafter zu erörtern, umsomehr, als die unter Zustimmung eines neu zu wählenden Reichstags demnächst durchzuführende Neuordnung unsrer Handelsbeziehungen zum Ausland unzweifelhaft durch das Verhalten der Engländer gegen die deutschen Interessen stark beeinflußt werden können. Es ist nicht nötig, die einzelnen Fälle hier aufzuführen, in denen in letzter Zeit die Absicht, den deutschen Interessen zu schaden, jenseits des Kanals besonders stark zutage getreten ist, oder danach zu fragen, wieweit diese Absicht etwa schon verwirklicht sein mag. Daß sie reichlich vorhanden ist, und daß sie auch an vielen Stellen leicht verwirklicht werden kann, darüber ist sich heute im Deutschen Reiche kein gebildeter Mann mehr im unklaren.

Unter der neuen Firma des Imperialismus sucht der alte Merkantilismus mit aller in seinem Wesen liegenden Kleinlichkeit, Eifersucht, Gehässigkeit, Gewalttätigkeit und Friedlosigkeit auch die Nation immer mehr gefangen zu nehmen, deren großzügige, von machtbewußter Vornehmheit getragne Weltpolitik wir Deutschen seit Menschenaltern — fast möchte man glauben, zu sehr — zu bewundern gewöhnt und gelehrt worden sind. Es ist klar, daß kein Land in der Welt — auch Amerika, Rußland und Frankreich nicht — so gefährlich für den Weltfrieden und erst recht für Deutschlands wirtschaftliche und politische Zukunft werden könnte, wie ein in den Merkantilismus zurückfallendes Großbritannien. Zwar ist es wohl wirklich nur doktrinäre Verranntheit — an der unsre Zeit ja überall in großem Maße leidet —, wenn man bei uns oder in England einen solchen Rückfall auf die Dauer für möglich hält. Aber schon eine kurze Periode merkantilistischer Experimente gerade Großbritanniens müßte zu den traurigsten praktischen Konsequenzen führen. Daß wir mit der Möglichkeit einer solchen Periode als mit einer schweren Gefahr rechnen müssen, darüber läßt der in England sich breit machende Haß keinen Zweifel mehr aufkommen. Wir müßten die größten Narren von der Welt sein, wenn wir uns

nicht nach allen Seiten hin daranf einrichten wollten. Die zollpolitische Seite interessiert uns hier vor allem, nnd auf ihr liegen ja auch die praktischen Fragen, in denen sich nnter allen Umständen in kurzer Frist das Deutsche Reich zu entscheiden hat. Es ist ganz undenkbar, daß wir dabei die britische merkantilistische Gefahr auch nur einen Augenblick außer acht lassen können. Alles erdenkliche Rüstzeng, das zu ihrer Abwendung dienen kann, müssen wir scharf machen nnd bereit halten. Je dringender wir mit England im handelspolitischem Frieden zu leben wünschen, je mehr wir überzeugt sind, daß das nicht nur möglich, sondern das einzig Vernünftige ist, um so mehr ist die zollpolitische Mobilmachung, nicht gegen England, aber gegen den britischen Merkantilismus für uns eine der wichtigsten nationalen Pflichten. Das auszusprechen, kann uns als England freundlich gesinnte Deutsche auch das Bewußtsein nicht hindern, daß diese Mobilmachung niemand eifriger zu fördern bereit sein wird, als die deutschen Politiker, die seit Jahr und Tag Feindschaft gegen England predigen, weil sie selbst in merkantilistischen Atavismus verfallen sind nnd sich einbilden, in der Isolierung unsrer Volkswirtschaft ihren eignen Vorteil am besten zu fördern. Wenn die englischen Merkantilisten durch ihre nachgerade jedes erträgliche Maß übersteigende, herausfordernde Feindseligkeit die antienglische Strömung in Deutschland durchaus ins Recht setzen wollen, so können sich die deutschen Freunde Englands dieser Tatsache gegenüber nicht länger taub nnd blind stellen, ohne außer dem Spott, dem sie sich schon aussetzen, auch noch den Schaden für unsre handelspolitische Zukunft zu riskieren. Wir Deutschen erstreben in der ganzen Welt nichts, was sich nicht im vollsten Maße mit den berechtigten vernünftigen und sehr weitgehenden britischen Interessen an allen Ecken nnd Enden des Erdkreises vertrüge. Wir wollen weder im Westen die Vorherrschaft zur See noch im Osten ein größeres Deutschland politisch begründen. Wenn man in England solche Ammenmärchen glaubt, so kann uns Deutsche das betrüben, weil es unsern Verstellungen von der Größe des britischen Volksgeists widerspricht, geht aber unsre Zollpolitik wenig an. Aber wenn man jenseits des Kanals aus einer für deutsches männliches Empfinden kaum noch verständlichen Eifersucht diesem albernen Klatsch Einfluß auf die praktische Politik zum Schaden unsers nationalen Gedeihens einräumen sollte, so werden sich die Deutschen mit der Einmütigkeit, Energie nnd Zähigkeit dagegen zu wehren wissen, die in ernsten Stunden unsre Feinde immer zu ihrem Schaden überrascht haben.

Die Herrschaft des Sternenbanners über den Stillen Ozean. Die deutschen Zeitungen haben es für nötig gehalten, darüber zu berichten, daß der Präsident Roosevelt neulich in der kalifornischen Stadt Watsonville den Satz ausgesprochen habe: Im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts müsse der Stille Ozean unter amerikanische Kontrolle kommen. Bekanntlich wird in den Vereinigten Staaten, namentlich seit dem spanischen Kriege, sehr viel geweissagt, nnd allein über die Herrschaft des Sternenbanners auf dem Stillen Meer sind in den letzten fünf Jahren drüben wohl mehr große Worte gesprochen und geschrieben worden, als die großen Männer, die vor hundert Jahren unter Washington kämpften und handelten, in ihrem ganzen Leben gesprochen haben. Präsident Roosevelt macht die Mode natürlich mit, wenn er auf Wahlreisen ist, nnd es lohnte sich wohl eigentlich nicht der Mühe, in Deutschland das, was er in Watsonville orakelt hat, an die große Glocke zu bringen. Aber die Narrheit, die amerikanische Zukunftsmusik nachzupfeifen, ist jetzt in Deutschland so eingerissen, daß es nötig wird, immer wieder daran zu erinnern, daß es eine Narrheit ist. Noch in seinem Bericht für 1900/1 sah sich der Commissioner of Navigation in den Vereinigten Staaten veranlaßt zu schreiben: If foreign tonnage shall increase as rapidly as of late, we shall be quite outstripped in the trade of the Pacific, which we have been wont to regard as peculiarly our own. Das war natürlich auch eine Übertreibung des nervösen Herrn Statistikers, dem die Schwankungen in den Zahlen von einem Jahre zum andern, wenn man sie nicht zur Reklame brauchen kann, gleich den Zusammenbruch bedeuten. Wahr ist nur, daß es mit dem Anteil des Sternenbanners an dem Seehandel über den Pacific trotz des Besitzes von Hawaii, Guam nnd den Philippinen bis jetzt sehr langsam vorangeht, nnd daß auch noch nicht das geringste tatsächliche Anzeichen dafür vorliegt, daß dieses Banner dermaleinst den Stillen Ozean „kontrollieren“ werde. Daß die Zahl der amerikanischen Schiffe,

Digitized by Google

die zwischen den pazifischen Häfen Amerikas und dem Ausland verkehren, und zwar auch mit Asien und Australien, zunehmen muß, ist ganz selbstverständlich. Sie ist bisher eben unnatürlich zurückgeblieben. Vollends wenn der geplante Kanal den Atlantischen und den Stillen Ozean verbinden wird, dann wird — mag er „kontrolliert" werden, von wem or will — der Verkehr des Sternenbanners nach Westen einen neuen kräftigen Aufschwung nehmen, um den ihn bei vernünftigem Verhalten hoffentlich niemand beneiden wird. Die nervöse Eifersucht des Merkantilismus von heute wird doch wohl nicht auf die Dauer die Männer zu alten Weibern machen.

Zur Ergänzung der in Heft 18 der Grenzboten über die Seeschiffahrt der Vereinigten Staaten mitgeteilten Zahlen mögen hier noch einige weitere seitdem bekannt gewordne Daten Platz finden.

In allen Ozeanhäfen (Sea ports) der Vereinigten Staaten — zum Unterschiede von den Häfen der großen Seen (Lake ports) — sind im Verkehr mit dem Ausland im Fiskaljahr 1901/2 angekommen und abgegangen:

Schiffe aller Flaggen mit	48603539	Registertons,	
darunter amerikanische mit	7975386	„	oder 16,4 Prozent

Wesentlich anders stellt sich das Verhältnis an den verschiednen Küstenstrecken. So sind angekommen und abgegangen in den Häfen

am Atlantischen Ozean			
Schiffe aller Flaggen	mit 38943403	Registertons,	
darunter amerikanische	„ 3793442	„	oder 11,2 Prozent
am Golf von Mexiko			
Schiffe aller Flaggen	„ 8209483	„	
darunter amerikanische	„ 1214052	„	oder 14,5 Prozent
am Stillen Ozean			
Schiffe aller Flaggen	„ 6450653	„	
darunter amerikanische	„ 2867892	„	oder 44,4 Prozent

Berücksichtigt man den Wert der auf dem Seeweg ein- und ausgeführten Waren, so ergibt sich folgendes: In den atlantischen Häfen wurden überhaupt auf Schiffen eingeführt Waren im Wert von 719651072 Dollar, davon auf amerikanischen Schiffen für 75388231 Dollar oder 10,4 Prozent, dagegen in den pazifischen Häfen auf Schiffen überhaupt eingeführt für 52591332 Dollar und davon auf amerikanischen Schiffen für 12916444 Dollar oder 22,6 Prozent.

Ausgeführt wurden aus amerikanischen Häfen in Schiffen aller Flaggen Waren im Wert von 875597056 Dollar und davon in amerikanischen Schiffen für 44513272 Dollar oder 5,1 Prozent, dagegen aus den pazifischen Häfen in Schiffen aller Flaggen für 82732920 Dollar und davon auf amerikanischen für 16935800 Dollar oder 20,5 Prozent. Der Anteil des Sternenbanners an dem Seehandel der pazifischen Häfen ist also weit kleiner, als sein Anteil an der in diesen Häfen im Verkehr mit dem Ausland bewegten Tonnage.

Nun kommt aber weiter die Frage in Betracht, wieviel von dem Anteil der amerikanischen Flagge an dem Schiffsverkehr der pazifischen Häfen auf den Verkehr mit dem benachbarten amerikanischen Ausland kommt und wieviel auf den Verkehr nach Asien und Australien. Von den Südseeinseln kann man ganz absehen.

Vom Wert der Einfuhr und Ausfuhr zur See zusammen kamen 1901/2 auf die amerikanische Flagge in allen Häfen der Vereinigten Staaten überhaupt im Verkehr mit

	Europa	Nordamerika	Südamerika	Asien	Australien	Afrika
Prozent	3,28	44,02	15,24	8,37	15,37	5,37

Da an dem Verkehr mit Asien und Australien hauptsächlich die pazifischen Häfen beteiligt sind, denten schon diese Zahlen an, wie gering der Anteil des Sternenbanners immer noch an dem transpazifischen Seehandel ist. Gegen 1900 hat sich der Anteil der amerikanischen Flagge am Wert der Ein- und der Ausfuhr zur See im Verkehr mit Asien allerdings von 6,42 auf 8,37 Prozent und im Verkehr mit Britisch-Australien von 8,16 auf 15,37 Prozent gehoben, woraus aber noch keine Schlüsse auf die Beständigkeit dieser Erscheinung gezogen werden können. Der Gesamtwert des Verkehrs mit Asien ist von 190,6 Millionen auf 178,3 Millionen Dollar zurückgegangen und macht nur 8,9 Prozent des ganzen Warenverkehrs der

Vereinigten Staaten mit dem Ausland ans. Der Gesamtwort des Verkehrs mit Britisch-Australien belief sich 1902 auf 32,9 Millionen gegen 31,0 Millionen im Jahre 1900; er fällt dem Warenverkehr der Vereinigten Staaten mit dem Ausland gegenüber noch gar nicht ins Gewicht.

In den Häfen der Vereinigten Staaten am Stillen Ozean sind 1902 im ganzen 367 Segelschiffe mit 246484 Tons nnd 1948 Dampfer mit 1249453 Tons, also zusammen 1495937 Tons unter amerikanischer Flagge angekommen. Davon kamen rund 1 Million Tons allein ans dem nächst benachharten Kanada und ans Britisch-Kolumbien nnd der Repnhlik Kolnmbien, wo natürlich das Sternonbanner längst den Verkehr beherrscht. Dagegen beschränkte sich der direkte Eingang amerikanischer Schiffo von Asien (Japan, China, Korea, Hongkong, Britisch-Indien nnd den Philippinon) nnd Australien anf otwa 200000 Tons, wovon fast die Hälfto auf die in Hawaii und San Franzisko aus Anstralien ankommenden Segelschiffe fällt. So ist hente noch das Sternenbanner auf dem Pacific, sowcit es sich um Kanffahrteischiffe handelt, eine verhältnismäßig recht seltne Erscheinung.

Wenn die amerikanischen „Imperialisten“ über jedes Prozent aufwärts oder abwärts in einer an sich so wenig dnrchsichtigen Statistik himmelhoch janchzen oder zum Tode betrübt sind, so kümmert uns das wenig. Aber nachmachen sollten wir os nicht!

Die Ergebnisse der Volkszählung von 1900. In den Bänden 150 und 151 der Statistik des Deutschen Reichs hat vor einiger Zeit das Kaiserliche Statistische Amt eine eingehende Darstellung der Ergebnisse der dentschen Volkszählnng vom 1. Dezember 1900 veröffentlicht. Der Präsident des genannten Amts, Dr. Wilhelmi, weist im Vorwort darauf hin, daß die ersten Zählungsergehnisse schon im Fehrnar 1901 im Reichsanzeiger bekannt gemacht wordon sind, und daß dann anch die Vierteljahrshefte znr Statistik des Deutschen Reichs in den Jahren 1901 und 1902 wichtigere Mitteilnngen gebracht haben. Das jetzt vorliegende ausführliche Werk entspricht in seinem sachlichen nnd geographischen Rahmen den Bnndesratsbestimmnngen vom 17. März 1900 nnd wird dnrch einen über 200 Quartseiten umfassenden, mit zahlreichen Diagrammen nnd Kartogrammen ansgestatteten Text ans der Feder des Regierungsrats Profcssors Dr. Zahn eingeleitet. Präsident Dr. Wilhelmi bemerkt zn dieser Einleitnng noch besonders, daß in ihr Wert daranf gelegt worden sei, die Bedentung der nensten Daten nicht hloß dnrch zeitliche, sondern namentlich anch dnrch internationale Vergleiche geltend zn machen, und zwar umsomehr, als es die Entwicklung des Reichs als „Weltmacht nnd Welthandelsstaat“ überhanpt nahe lege, die deutschen Zahlen im Lichte der Entwicklnng andrer Kulturstaaten zn betrachten, und ferner, als sich gerade die Bevölkerungsstatistik zu internationalen Vergleichon besonders eigne.

Unstreitig hat diese neuste Bevölkerungsstatistik des Dentschen Reichs durch das im Vorwort betonte Bestreben, internationale Vergleiche anznstellen, gegen die frühern entsprechenden Veröffentlichungen an wissenschaftlichem nnd wohl anch an politischem Interesse schr gewonnen. Aber anch ahgesehen davon stellt sich die in der Einleitnng gebotne wissenschaftliche Arbeit als eino bevölkerungsstatistische Leistnng ersten Ranges dar, die der dentschen amtlichen Statistik zn hoher Ehre gereicht.

Je klarer einem das bei dem Studium der Arbeit wird, nmso weniger wird man sich aber anch der Erkenntnis verschließen können, daß der wissenschaftliche und fast noch mehr der praktische politische Wert des Werks durch den bisher im Dentschon Reich geltenden Grundsatz, die Volkszählnngen ganz von den Berufszählnngen, die Bevölkerungsstatistik ganz von der Berufsstatistik zu trennen, nnnötigerweise eingeschränkt wird. Fast bei allen Erscheinungen, die die Arbeit im Rahmen der Bestimmungen mit so anerkennenswerter Gründlichkeit nnd nirgends vorsagendem Scharfsinn darlegt nnd zergliedert, drängt sich dem, der die Bedürfnisse der Gegenwart vor Angen hat, die Frage nach dem Beruf nnd nach dem Erwerb der gezählten Personen immer wieder anf. Sowohl die Ursacho wie die Folgen der bevölkerungsstatistischen Verschiehungen liegen der Hanptsacho nach auf dem Gehiete des Berufs- nnd Erwerbslehens und erhalten deshalb erst durch die Berufs- und Erwerbsstatistik für den Wirtschafts- nnd Sozialpolitiker, ja überhanpt für den Staat den zur praktischen Verwertung unentbehrlichen Kommentar. Es ist wohl anzn-

nehmen, daß unsre berufnen Staatsmänner, die jetzt mehr als je den Kopf von wirtschafts- und sozialpolitischen Fragen und Reformplänen voll haben, auch die neue Bevölkerungsstatistik des Reichs für ihre Zwecke eifrig nachschlagen werden. Dann werden sie hoffentlich selbst am besten empfinden, wie dringend notwendig ihre Ergänzung durch eine Berufszählung ist und wie wenig die Zählung von 1895 dazu ausreicht.

Auch bei der Volkszählung vom 1. Dezember 1900 ist bekanntlich nach dem „Beruf oder Erwerb“ gefragt worden, und zwar nicht nur nach dem Berufszweig überhaupt, sondern auch nach der „Stellung im Beruf,“ d. h. ob der Beruf selbständig oder in welchem Arbeits- oder Dienstverhältnis er ausgeübt wurde. Aber nach den Bestimmungen waren die darauf erhaltnen Antworten nicht weiter zu bearbeiten, sondern sie dienten nur zur Kontrolle der Zählung in der ersten Instanz. Man möchte bei den bedeutsamen Verschiebungen, die sich jedenfalls von 1895 bis 1900 vollzogen haben, fast bedauern, daß es der Statistik versagt gewesen ist, auch die auf die Berufsfrage gegebnen Antworten zu berücksichtigen. Die Ergebnisse wären sicher von großem Interesse gewesen. Aber das, was man über den Beruf oder den Erwerb nötig wissen muß, hätte man bei der Oberflächlichkeit der Berufsfrage von 1900 doch nur zum kleinen Teil erfahren, und man hätte sich dann vielleicht nur um so schwerer zu einer Berufszählung, wie wir sie brauchen, in der nächsten Zeit entschlossen. So wie jetzt — nach Erscheinen der Bevölkerungsstatistik von 1900 — die Sachen liegen, kann die neue Berufszählung wohl nicht mehr ad calendas graecas vertagt werden, und darum wird sie hoffentlich 1905 vorgenommen werden.

Die in der Einleitung gegebne wissenschaftliche Verarbeitung der Volkszählungsergebnisse besteht aus folgenden Abschnitten:

Größe der Bevölkerung; die Bevölkerung nach dem Geschlecht; Dichtigkeit der Bevölkerung; Bevölkerung in Stadt und Land; die Bevölkerung nach Haushaltungen; Alter und Familienstand; Religion; Muttersprache; Reichsangehörige und Reichsausländer; die Gebürtigkeit der Bevölkerung oder die Binnenwanderungen; die Wohngebäude im Reich; die Bevölkerung nach Gerichts-, Wahl-, Zoll- und Kirchenbezirken; die Bevölkerung auf den deutschen Schiffen im Auslande; die Bevölkerung des Reichs und des Auslands im neunzehnten Jahrhundert.

Auf den reichen Inhalt, der schon durch diese Abschnittsüberschriften angedeutet wird, hier näher einzugehn, ist unmöglich. Es wird sich in den Grenzboten wohl Platz für die Besprechung einzelner besonders wichtiger Kapitel finden; hier kam es nur darauf an, die berufnen Vertreter auch der Erwerbstände auf eine Quelle wertvoller Belehrung aufmerksam zu machen und nochmals für ihre Ergänzung durch eine Berufszählung großen Stils, die allein den dringenden praktischen Bedürfnissen der Gegenwart genügen kann, nachdrücklich einzutreten.

Kleine Notizen. In der Generalversammlung der Aktionäre der Berlinischen Lebensversicherungsgesellschaft vom 13. Mai 1903 wurden die Gegenstände der Tagesordnung genehmigt und der Vorstand und der Aufsichtsrat entlastet. Die Aktionäre erhalten außer der schon am 2. Januar d. J. fällig gewesenen Abschlagsdividende von Mark 30, als Gewinn noch Mark 152.50 auf jede Aktie.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften, auch wegen des volkswirtschaftlichen Teiles, wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).

Anzeigen

Alleinige Inseratenannahme durch
Hermann Weigel, Berlin C., Neue Friedrichstrasse 41/42
Preis für die zweigespaltne Nonpareillezeile 1 Mark. Umschlagseiten erhöhte Preise

DRESDEN * Hôtel Bellevue.

Altrenommiertes, vornehmes Haus I. Ranges, in einzig schöner Lage an der Elbe; gegenüber dem Kgl. Schloss, dem Opernhaus, Zwinger und der Gemälde-Galerie. Elektrische Beleuchtung. Lift. Bäder.
Remise für Automobile. R. Ronnefeld, Direktor.

Es ist eine bekannte Tatsache, dass das Äussere einer Zigarre die Qualität nicht beeinflusst, weshalb auch gute Ausschuss-Zigarren der grossen Preisdifferenz halber vor reinsortierten bevorzugt werden. Hier in Bremen werden diese Vorteile schon seit langen Jahren ausgenutzt. Unsere Sortimentskiste I enthält von 10 verschiedenen hochfeinen Br. Marken je 33—34 Stück, zusammen 334 Stück (1/3 Mille)

Bremer Ausschuss-Zigarren (Fehlfarben),

die in rein sortierten Farben 75, 80, 86, 86, 92, 100, 108, 115, 115 u. 120 Mk. per Mille kosten. Diese versenden wir für den sehr billigen Preis von **Mark 20,—** franko. Alle Sorten sind leichte bis mittelkräftige milde Bremer Fabrikate mit hochfeinem Aroma und Geschmack, sowie schönem, gleichmässigem Brand. Um einen Vergleich mit bisher gerauchten Qualitäten anstellen zu können, senden wir gern eine Kiste zur Probe und nehmen solche, wenn der Inhalt nicht voll befriedigt, jederzeit auf unsere Kosten zurück. In diesem Falle beanspruchen wir für entnommene Proben bis zu 10 Stück keine Vergütung und erstatten gezahlten Betrag sofort voll zurück. Für streng reelle Bedienung bürgt der Ruf unserer Firma **Joh. Eggers & Co., Hemelingen b. Bremen.**

Fabrik-Zeichen
Eingetragen am 18. Juni 1731.

Hoflieferant Sr. Maj. des Kaisers und Königs. K. u. K. Hofstahlwaren-Fabrikant.
Pariser Weltausstellung 1900 „Grand Prix"
Düsseldorfer Ausstellung 1901 „Grosse goldene Medaille".

J. A. Henckels

Zwillingswerk in Solingen

fabriziert und empfiehlt:

Messer und Gabeln für Küche und Haus — Messer für alle Gewerbe und Künste — Taschen- und Gartenmesser — Rasiermesser und Rasierapparate — Hirschfänger und Jagdmesser — Scheren für alle Zwecke — Korkzieher, Nussknacker etc.

Ich bitte auf die Schutzmarke:
zu achten. Für jedes Stück, das das Zwillingszeichen trägt, wird unbedingte Gewähr geleistet.
Wo die Geschäfte der Branche mein Fabrikat nicht führen, bitte sich zu wenden an die Hauptniederlage:

BERLIN W., Leipzigerstrasse 118.

Eigene Verkaufsniederlagen:

Frankfurt a. M., Steinweg 9 — **Hamburg**, Gr. Johannisstr. 6 — **Köln a. Rh.**, Hohestr. 144 — **Dresden**, Wilsdrufferstr. 7 — **Wien I**, Kärnthnerstr. 24.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Wie Hawaii den Vereinigten Staaten einverleibt wurde

Von Wilhelm Steigerwald

Nach einer Londoner Meldung ist jetzt der Exkönigin von Hawaii vom Senat der Union eine Summe von 1769500 Mark als Entschädigung für den Verlust ihres Thrones gewährt worden. Es dürfte vielleicht nicht uninteressant sein, sich die frühern Vorgänge ins Gedächtnis zurückzurufen.

Die am 29. Januar 1891 zur Königin der hawaiischen Inseln proklamierte Schwester des am 20. Januar 1891 gestorbnen Königs Kalakaua, Lydia Kamakacha Liliuokalani (Liliuokalani heißt die Himmelsblume) wurde bekanntlich von den Weißen, hauptsächlich von den Amerikanern am 19. Januar 1893 nach kurzer Revolution, wobei Truppen der im Hafen von Honolulu liegenden Kriegsschiffe der Vereinigten Staaten verhängnisvoll eingriffen, entthront. An demselben Tage wurde eine provisorische Regierung eingesetzt, an deren Spitze S. B. Dole, der Sohn eines amerikanischen, aber auf der Insel gebornen Missionars, gestellt wurde. Die Königin zog sich, ohne Widerstand zu leisten, aber mit einem öffentlichen Proteste gegen die gewaltsame Entziehung der ihr verfassungsmäßig zustehenden Rechte zurück, dem sich auch ihre Nichte, die nun schon gestorbne Prinzessin Kaiulani, als Thronerbin anschloß. Die Erklärung lautet in wörtlicher Übersetzung:

Ich Liliuokalani, Königin von Gottes Gnaden und nach der Verfassung des hawaiischen Königreichs, protestiere hiermit feierlich gegen alle Akte, die gegen mich und die verfassungsmäßige Regierung von gewissen Personen ausgeführt worden sind, die behaupten, eine provisorische Regierung in diesem und für dieses Königreich etabliert zu haben.

Daß ich der Übermacht der Vereinigten Staaten von Nordamerika weiche, dessen bevollmächtigter Vertreter, Seine Exzellenz John L. Stevens, Truppen der Vereinigten Staaten in Honolulu landen ließ und die genannte provisorische Regierung stützen zu wollen erklärte.

Um einen Zusammenstoß der bewaffneten Mächte und den möglichen Verlust von Menschenleben zu vermeiden, übergebe ich meine gesetzliche Macht unter diesem Protest und dem angegebnen Zwange, bis zu der Zeit, wo die Regierung der Vereinigten Staaten nach Kenntnisnahme der Tatsachen die Handlung ihres Vertreters

Digitized by Google

rückgängig machen und mich in meine gesetzliche Stellung einsetzen wird, die ich, der verfassungsmäßige „Soverein" der hawaiischen Inseln, beanspruche.

Gegeben zu Honolulu, am 17. Januar A. D. 1893.

(Gez.) Liliuokalani R.

Samuel Parker, Minister der auswärtigen Angelegenheiten
Wm. H. Cornwell, Minister der Finanzen
Jno. F. Colburn, Minister des Innern
A. P. Peterson, Attorney-General, Justizminister

gerichtet an

Herrn S. B. Dole Esq. und die andern Mitglieder der provisorischen Regierung der hawaiischen Inseln.

Mit der Königin fielen auch die Monarchie und die Herrschaft der Kanaken. Kurz nach der Entthronung der Königin begab sich eine Deputation auf den hawaiischen Inseln ansässiger Amerikaner nach Washington, um Grover Cleveland zur Annexion von Hawaii zu bewegen. Aber auch von den Royalisten wurden zu derselben Zeit Abgesandte in das Weiße Haus geschickt, die die Wiedereinsetzung der Königin auf ihren Thron und in ihre Rechte bewirken sollten. Sogar die schöne Prinzessin Kaiulani begab sich damals zu Cleveland, um ihn für die Interessen ihrer Tante zu gewinnen. Der Präsident der Vereinigten Staaten hatte sich jedoch schon sein Urteil gebildet und in seiner berühmten Botschaft vom 18. Dezember 1893 zum Ausdruck gebracht. Er wolle die verstoßne Königin mit Genehmigung des Senats und des Kongresses der Vereinigten Staaten wieder in ihre alten Rechte einsetzen und den Fehler seines Gesandten in Hawaii Mr. John Stevens gutmachen. Merkwürdigerweise fand diese so gerechte Lösung der schwierigen Frage die allerheftigste Opposition, und zwar ging diese hauptsächlich von den auf der Insel weilenden Amerikanern selbst aus, die in zahlreichen Meetings erklärten, sich auf keinen Fall der Königin mehr zu unterwerfen. Wenn Cleveland die Monarchie mit Gewalt einführen wolle, würden sie der Gewalt Gewalt entgegensetzen, um die provisorische Regierung zu erhalten. In diesem Falle hätten auf der einen Seite amerikanische Regierungstruppen gestanden, denen sich die auf den Sandwichinseln lebenden Engländer sowie die Eingebornen angeschlossen hätten, auf der andern Seite aber nur das kleine Häuflein der amerikanischen Ansiedler, die unter solchen Umständen der Übermacht natürlich unterlegen wären. Außerdem weigerte sich die meist aus Amerikanern bestehende provisorische Regierung in Honolulu, den Wünschen der Vereinigten Staaten nachzukommen, und drohte, unter Umständen Gewalt anzuwenden, und endlich erklärte noch last not least die Königin Liliuokalani, sie könne auf die von ihr geforderten Bedingungen, wie: 1. Gewährung einer Amnestie, 2. Übernahme der von der provisorischen Regierung eingegangnen Verpflichtungen und 3. streng verfassungsmäßiges Regiment, nicht eingehn.

Sie würde lieber auf den Thron ihrer Vorfahren verzichten, als den Präsidenten Dole, den Gesandten Thursten, den Generalanwalt Smith sowie den Chefrichter Judd in die allgemeine Amnestie einschließen. Diese gänzlich unerwartete Opposition von allen Seiten veranlaßte schließlich die Vereinigten Staaten, um jedes Blutvergießen zu vermeiden, sich einer weitern Einmischung

Digitized by Google

in die Regierungsangelegenheiten Hawaiis zu enthalten. Der Senat in Washington faßte am 31. Mai 1894 einstimmig eine Resolution, die besagt: „Daß allein dem Volke von Hawaii das Recht zukomme, sich seine Regierungsform zu wählen und über seine Politik zu bestimmen. Die Vereinigten Staaten sollen sich nicht ferner einmischen, während die Einmischung andrer Staaten als eine Handlung der Unfreundlichkeit gegen die Vereinigten Staaten angesehen würde."

An demselben Tage trat in Honolulu eine Kommission zur Prüfung der inzwischen ausgearbeiteten neuen Verfassung zusammen. Dole, der Präsident der provisorischen Regierung, hatte den Vorsitz übernommen. Er sprach sich dahin aus, daß Hawaii einstweilen eine Republik bleiben solle, das Endziel müßte aber immer Einverleibung in die Vereinigten Staaten bleiben.

Die neu ausgearbeitete Verfassung lautete:

An die Spitze der „Republik Hawaii" soll ein Präsident und ein aus fünf Personen bestehendes Ministerium treten. Der Senat soll aus fünfzehn Senatoren bestehn, von denen ein Drittel aller zwei Jahre ausscheidet. Die Wahl zum Senator ist abhängig von einem Besitz von 3000 Dollars und einem Einkommen von 1200 Dollars. Auch das Unterhaus soll aus fünfzehn Mitgliedern bestehn, die auf zwei Jahre gewählt werden. Zum Deputierten kann gewählt werden, wer ein Jahr in Hawaii gelebt, ein Eigentum von 1000 Dollars und ein Einkommen von 600 Dollars besitzt und englisch oder hawaiisch zu lesen und zu schreiben vermag. Die Legislatur tritt aller zwei Jahre zusammen, und die Sitzungen dürfen nicht länger als neunzig Tage dauern.

Am 4. Juli 1894, dem Tage der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, verkündete der neuernannte Präsident der jungen hawaiischen Republik, Sanford Ballard Dole, die Verfassung vor versammeltem Volke.

Die Rede wurde mit lautem Hurra begrüßt, in das aber die Kanaken, die treu an ihrer angestammten Monarchie hängen, nicht einstimmten. „Einstimmig wurde Dole zum definitiven Präsidenten von Hawaii gewählt," kabelte man damals über Amerika nach Europa. Doch untersucht man die Einstimmigkeit näher, so gelangt man zu folgendem Resultat.

Die Konvention, bestehend aus dem Präsidenten der provisorischen Regierung, seinem Kabinett, den Ministern, den vierzehn Mitgliedern des Advisory Council und den achtzehn gewählten Delegierten, wählte „einstimmig" Dole, ohne das Volk zu fragen, ohne sich um die Eingebornen zu kümmern. Hands off wurde den Kanaken einfach bedeutet. Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, wäre eine allgemeine Volkswahl erfolgt, so säße heute die angestammte Königin Liliuokalani wieder auf dem Thron ihrer Väter, wohin sie von Rechts wegen gehört. Bei der fortgesetzten Unterdrückung der Eingebornen und deren gänzlicher Entfernung aus allen Staatsstellen ist es darum erklärlich, wenn sich abermals eine Erregung kundgab, die am 6. Januar 1895 zu einem Putsche der Royalisten gegen die junge Republik führte. Nach nur kurzem Kampfe siegte jedoch die Regierung und nahm eine Unmenge Verhaftungen vor, da sie diesesmal mit aller Strenge gegen die Aufrührer, wie die Kanaken tituliert wurden, einschreiten wollte. Die Königin wurde wegen Anstiftung

zum Landesverrate zu fünf Jahren Gefängnis und einer Geldstrafe von fünftausend Dollars verurteilt; von den 615 vor das Kriegsgericht gestellten Getreuen der Liliuokalani wurden Gulik, Seward, Richard, Wiedemann und Marshal zum Tode verurteilt, 234 verbannt. Wiedemann, ein Deutscher von Geburt, wurde jedoch sofort zu 35 Jahren Gefängnis begnadigt. Diese strengen Urteile gelangten aber nicht zur Vollstreckung. Man sah doch ein, daß unter den obwaltenden Umständen eine allgemeine Amnestie nur versöhnend auf die Kanaken wirken könne, weshalb die Regierung auch nicht zögerte, eine solche zu erlassen, wodurch die Königin ihre Freiheit gewann. Die Republik war ja für immer gesichert, die Macht der Eingebornen für ewig gebrochen.

Es dürfte nun wohl angezeigt sein, einen Blick auf die Zusammenstellung der Bevölkerung der hawaiischen Inseln zu werfen. Nach der letzten offiziellen Zählung der hawaiischen Regierung vom Jahre 1890 lebten auf dem Archipel:

Kanaken	34436	Einwohner
Mischlinge	6186	„

Auf den Inseln:

Naturalisierte Ausländer	7495	„
Amerikaner	1928	„
Engländer	1344	„
Deutsche	1034	„
Franzosen	70	„
Portugiesen	8602	„
Norweger	227	„
Chinesen	15301	„
Japaner	12360	„
Polynesier	588	„
Sonstige Ausländer, wie Neger usw.	419	„
zusammen	89990	Einwohner

wovon die Amerikaner, die Deutschen und die Engländer die eigentlich herrschende Klasse bilden, die mehr und mehr verarmenden Kanaken dem Mittelstand angehören, die Portugiesen, von den Azoren kommend, die Japaner und endlich die Chinesen den Plantagenbau besorgen. Von der Bevölkerung von 89990 Seelen gehörten nicht weniger als 6596 dem vornehmsten Klub Hawaiis, dem „Annexationsklub" an, der die Annektierung der hawaiischen Inseln durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika erstrebte, in der Erwartung, dadurch einen erhöhten Export ihrer Plantagenerzeugnisse, wie Rohrzucker, Kaffee, Bananen usw. zu erreichen. Die Rohrzuckerproduktion ist nämlich sehr groß und seit dem Kriege auf Kuba wesentlich gestiegen. Es existieren nicht weniger als 67 Zuckerplantagen mit einem Gesamtkapital von 33347690 Dollars, dessen Besitz sich folgendermaßen verteilt:

Amerikaner	24735610	Dollars
Engländer	6038130	„
Deutsche	2008600	„
Eingeborne	266250	„
Sonstige Nationen	299100	„

Der Annexationsklub verhalf zur Beseitigung der rechtmäßigen Königin Liliuokalani, weil sie angeblich ihre Landeskinder bevorzugte, verhalf zur Wahl des

proviſoriſchen wie definitiven Präſidenten Dole, veranlaßte die ſchon erwähnten Abordnungen an Grover Cleveland. Nachdem Grover Cleveland dem neuerwählten Präſidenten Mac Kinley das Feld geräumt hatte, war der Klub zu neuer Tätigkeit entflammt. Denn von dieſem Manne war ja die Erfüllung der Wünſche zu erwarten. Abermals wurde eine Deputation nach Waſhington beordert, um die Einverleibung Hawaiis in den Vereinigten Staatenbund zu erbitten; man war eben mit Japan, das von jeher ein Auge auf die Inſelgruppe geworfen hatte, zur Zeit in einen Konflikt geraten, wodurch die Selbſtändigkeit ohnehin gefährdet wurde. Aber auch die Königin Liliuokalani blieb nicht müßig, ſondern begab ſich zu derſelben Zeit ebenfalls nach Waſhington, um in einem letzten verzweifelten Verſuch ihre angeſtammten Rechte zur Geltung zu bringen oder doch wenigſtens für den Verluſt der Kronländereien eine Entſchädigung zu erhalten. Mac Kinley kam der Konflikt zwiſchen Hawaii und Japan ſehr gelegen. Er wurde von ihm als „offizieller Grund“ zu einem Eingehn auf die Annexionsfrage bezeichnet. Böſe Menſchen dagegen behaupten, Mac Kinley ſei anfänglich ebenſowenig für die Annexion Hawaiis geweſen wie Cleveland, er ſei aber bei der Beratung der Tarifbill dazu gezwungen worden. Mehrere Senatoren, die teils im Beſitz großer Poſten hawaiiſcher Staatspapiere, teils als Intereſſenten beim Nicaraguakanal oder bei der amerikaniſch-hawaiiſchen Kabelgeſellſchaft beteiligt waren, oder in Hawaii viel Grund und Boden ihr eigen nannten, ſollen ihre Zuſtimmung zur Dingley-Bill davon abhängig gemacht haben, daß der Präſident dem Senat einen Annexionsvertrag vorlege. Sei dem nun, wie ihm wolle. Mac Kinley genehmigte den Annexionsvertrag, der zwiſchen dem Unterſtaatsſekretär Day und dem Geſandten von Hawaii Hatch vereinbart wurde. Nach den Beſtimmungen dieſes Vertrages tritt die Republik Hawaii mit den Kronländern der Union bei, in die ſie unter der Bezeichnung „Territorium Hawaii“ unter Beibehaltung ihrer von einer gemiſchten Kommiſſion zu revidierenden Verfaſſung und Geſetze aufgenommen wird. Zugleich übernimmt die Regierung der Vereinigten Staaten die ſich auf etwa 4 Millionen Dollars belaufende Staatsſchuld Hawaiis. Dieſer Einverleibungsvertrag wurde am 10. September 1897 von dem hawaiiſchen Senat, wie vorauszuſehen war, einſtimmig ratifiziert. Nachdem am 15. Juni 1898 das Repräſentantenhaus in Waſhington den Vertrag wegen der Annexion mit 209 gegen 91 Stimmen angenommen und am 7. Juli der Senat dieſem Antrage mit 42 gegen 41 zugeſtimmt hat, iſt am 12. Auguſt 1898 die hawaiiſche Inſelgruppe offiziell beſetzt worden. An dieſem Tage wurde auf den öffentlichen Gebäuden Honolulus die hawaiiſche Flagge niedergeholt und die amerikaniſche gehißt. Es wurde eine Proklamation des Präſidenten Mac Kinley verleſen, wonach alle hawaiiſchen Beamten in ihren Ämtern verblieben, aber den Vereinigten Staaten den Eid der Treue zu leiſten hatten. Die am 4. Juli 1894 verkündete Republik, die nur einen einzigen Präſidenten aufzuweiſen hatte, nämlich Sandford B. Dole, hat damit ihr Ende erreicht, die hawaiiſchen Inſeln fallen den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu. Die fruchtbaren Tropeninſeln waren eben keineswegs zu verachten. Sie ſind auch von großem Nutzen als Kohlenſtation, dann, nach Eröffnung des Panamakanals, als Knotenpunkt zwiſchen Europa und dem

Pacific für die Handelsschiffe von unschätzbarem Werte. Ganz besonders wünschenswert erschien den Amerikanern aber der Pearl-River-Hafen auf Oahu nicht weit von Honolulu, der nach Entfernung einiger Korallen und Felsriffe zu einem mächtigen Kriegshafen, der ganze Geschwader aufzunehmen vermag, umgewandelt werden kann. Von diesem maritimen Stützpunkt aus wird die mächtige Republik Beherrscherin des ganzen Stillen Ozeans werden. Mit der Annektierung Hawaiis haben die Vereinigten Staaten jedoch die bisher festgehaltnen Prinzipien der Monroedoktrin verlassen und den ersten Schritt auf der Bahn der kolonialen Expansion unternommen.

Die eigentlichen Besitzer Hawaiis, die Kanaken, die vor vierundsiebzig Jahren die ersten ausländischen Ansiedler freundlich aufnahmen, ihnen während dieser ganzen Zeit unübertroffne Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit zu teil werden ließen, sich ihnen förmlich aufopferten, wurden seit der Vertreibung ihrer Königin auf dem politischen Gebiet einfach desavouiert. Die Eingebornen, meist von amerikanischen Missionaren um ihren Grund und Boden gebracht, sterben vornehmlich infolge der Einschleppung von Spirituosen und furchtbaren Krankheiten durch die Fremden aus. Als Cook im Jahre 1778 die Sandwichinseln besuchte, soll man auf ihnen nicht weniger als 400000 Einwohner gezählt haben, bis zum Jahre 1890 sind sie auf 34436 gesunken. Das ist der Segen der sogenannten europäischen Zivilisation, hier von Amerikanern hervorgerufen!

Im Hinblick auf die vielen Heimsuchungen, die die Ausländer den liebenswürdigen harmlosen Braunen ins Land brachten, sollte man ebenso wie bei andern Naturvölkern auch bei den Kanaken einen tiefgehenden Haß gegen alle Fremdlinge, zumal die Bleichgesichter vermuten. Dem ist jedoch nicht so! Der Kanake kennt keinen Haß. Heiter und liebenswürdig ist er auch heute noch gegen jedermann; nur hin und wieder erfaßt ihn tiefe Trauer, wenn er, der rechtmäßige Eigentümer des Paradieses des Stillen Ozeans, wie man Hawaii häufig nennt, immer mehr an Grundbesitz verliert, wenn er den Blick auf den leerstehenden Thron seiner Väter wirft, die Abnahme seiner politischen Rechte empfindet, das unaufhaltsame Absterben seiner braunen Brüder und Schwestern wahrnimmt. Denn wie lange wird es noch währen, bis der traute Heimatsruf: „Alohave“ verstummt, bis sich die Lippen des letzten Sonnenkindes für immer schließen?

Die englische Strafrechtspflege

Von Hugo Bartels

Recht und Gerechtigkeit sind zwei verschiedne Dinge, aber sie werden leider nur zu oft miteinander verwechselt. Wenn der Scharfrichter an einem Mörder seines Amtes gewaltet hat, dann kann man gar erbaulich in den Zeitungen lesen, daß der Gerechtigkeit Genüge geschehen und das Verbrechen durch den Tod des Schuldigen gesühnt sei. Das ist wohl Recht nach dem alttestamentlichen Satze: Auge um Auge, Zahn um Zahn und Blut für Blut! aber die Gerechtigkeit hat

damit nichts zu tun. Denn was geschieht mit den Hinterbliebnen des Gemordeten? Sie haben durch Richtbeil oder Strang nicht den geringsten Ersatz für den Verlust ihres Ernährers erhalten. Ihr Elend wird durch den Tod des Mörders um nichts gebessert; sie haben keine Sühne erhalten, sie sind unversöhnt. Die Gerechtigkeit würde verlangen, daß ihnen der Verlust ersetzt wird, so weit er überhaupt ersetzbar ist. Was dem Verbrecher das Leben abspricht, das ist nicht die Gerechtigkeit, die sich ewig gleich bleibt, sondern das Recht, das stetiger Wandlung unterliegt.

Die urwüchsige Gesellschaftsordnung unsrer Vorfahren wußte noch nichts von der Majestät des Staates, sondern sah in einem Verbrechen nur ein dem Geschädigten zugefügtes und ihm gegenüber wieder gut zu machendes Unrecht. Daher das Wergeld, das jedem Stande zugebilligt war, und das sogar nach dem Werte jedes Glieds am Körper abgeschätzt wurde. Das war altgermanisches Recht. Es war ebenso gut Recht wie das heute geltende und enthielt mehr Gerechtigkeit als das unsre, das den Dieb einsperrt, aber dem Bestohlnen keinen Schadenersatz bietet, höchstens Rückerstattung dessen, was der Dieb noch nicht hat beiseite schaffen können.

Mit dem Wandel der Zeiten verfiel das altgermanische Recht. Es beruhte auf der Haftbarkeit der Sippe für ihre Mitglieder, und als sich die Geschlossenheit der Sippe löste, verlor es den Boden. Die wachsende Staatsgewalt nahm das Recht der Bestrafung für sich in Anspruch, und im Bunde mit der römischen Kirche führte sie das Recht der Rache für das des Ersatzes ein. Durch die Änderung des Rechts war eine Änderung der Gerichtsverfassung geboten. Während es früher, um unsre Redeweise zu gebrauchen, nur ein bürgerliches Recht gab, trat eine Scheidung zwischen dem bürgerlichen Recht und dem Strafrecht ein, und die Gerichtshoheit des Staates ersetzte die der Ortsgemeinschaft.

England hat die Wandlung so gut durchgemacht wie Deutschland, aber ihr Verlauf ist nicht ebenso gewesen. Die Gerichtshoheit des Staates ist in England viel strenger durchgeführt worden, weil das Reich früh zu nationaler Einheit gelangte und nicht wieder wie Deutschland in eine Unzahl kleiner Gebiete zerfiel, von denen die meisten trotz ihrer politischen Selbständigkeit den Namen eines Staates nicht verdienten. Dagegen ist die Scheidung des bürgerlichen Rechts vom Strafrechte nicht so reinlich erfolgt, und noch heute ist die Grenze zwischen beiden nicht scharf bestimmt. Der Staat beansprucht nicht das ausschließliche Recht der Strafverfolgung. Vielmehr schiebt er den größten Teil der ihm dort gebührenden Aufgabe auf die Schultern der einzelnen Staatsbürger ab, und in einer ganzen Reihe von Fällen ist es zweifelhaft, ob man sie unter den Begriff des bürgerlichen oder des Strafrechts stellen soll. Als die Schlacht von Hastings England Wilhelm dem Eroberer überlieferte, war die alte germanische Gerichtsverfassung schon verfallen. Die königliche Gerichtshoheit war längst völlig ausgebildet. Der König ernannte die Gerichtshalter, und königliche Beamte übten die Polizeigewalt. Wie in der Verwaltung wurden auch in der Rechtsprechung die Kleinen nur noch als Umstand geduldet, und neben dem Hundertschaftgerichte und dem Grafschaftgerichte hatte sich schon das Herrschaftgericht entwickelt, das unter den Normannen und später als Court Baron erschien.

Diese schon von den Angelsachsen geschaffne Grundlage ging meist ohne Änderung in die Normannenzeit hinüber. Bloß normannische Herren traten an die Stelle der angelsächsischen Thane. Aber obwohl die angelsächsische Rechtsverfassung beibehalten blieb und die sogenannten Gesetze Edwards wieder und wieder bestätigt wurden, war das normannische Königtum doch ein andres als das des Hauses Cerdics, und um seiner selbst wie um der Reichseinheit willen mußte es die Zügel straff ziehn. Die Strafgewalt der Herrschaftgerichte wurde eingeschränkt, bis sie auf ein nichts zusammengeschrumpft war, und dasselbe Schicksal teilte der Sheriff, der unter dem Namen eines vicecomes in Wirklichkeit ein Vizekönig seiner Grafschaft war. Die gesamte Verwaltung und Rechtspflege lag in der Hand des Sheriffs. Er hatte die Grafschaft vom König in Pacht und war vor allem darauf bedacht, seinen Beutel zu füllen.

Schwere Straffälle waren schon in angelsächsischer Zeit dem königlichen Hofgerichte vorbehalten gewesen, aber doch oft den Grafschaftgerichten überlassen worden. Aber seit Heinrich dem Zweiten wirkte die königliche Gerichtsgewalt unmittelbar, und besondre Beauftragte wurden in die Grafschaften gesandt, bürgerliche Streitigkeiten und Straffälle zu entscheiden. Damit sollte dem Zwiespalte begegnet werden, der überall in der Strafrechtspflege bestand. Die Strafgewalt des Sheriffs war infolge seiner Sportelsucht und Parteilichkeit beim Volke äußerst unbeliebt, aber eine Erweiterung der Herrschaftgerichte, die schon die kleinern Freisassen unter ihren Bann gezwungen hatten und den Hundertschaftgerichten den Atem nahmen, konnte wieder dem Königtum nicht genehm sein, und so erschien es als das beste, beide, Sheriff und Herrschaftgericht, einzuschränken. Aber die reisenden Richter reichten nicht aus für eine schnelle Entscheidung, die besonders bei kleinern Strafsachen nötig war. Nur ortsansässige Richter, die mit den Verhältnissen vertraut waren, konnten wirklich den Anforderungen genügen. Verschiedne Versuche wurden gemacht, die Polizeigerichtsbarkeit durch gewählte Beamte ausüben zu lassen; doch keiner glückte, und endlich erwies sich als einzige Lösung die Ernennung durch den König.

So entstand im vierzehnten Jahrhundert das Amt der Friedensrichter. Die ursprüngliche Aufgabe der Friedensrichter war, den Königsfrieden innerhalb ihrer Grafschaft zu wahren. Dafür hatten sie die Vollmacht, alle Übertretungen gegen die Gesetze und Verordnungen zu bestrafen. Eine reinliche Scheidung zwischen Rechtsprechung und Verwaltung kannte aber das Mittelalter noch nicht, kennt auch das England von heute nicht. Deshalb fiel den Friedensrichtern schon von Anfang an ein Teil der Verwaltung zu auf Kosten des Sheriffs, der erst die Polizeigewalt an sie abgeben mußte und dann immer mehr in den Hintergrund gedrängt wurde. Die Neuordnung des Staates unter den Tudors legte die Ausführung und Handhabung der neuen Gesetze den Friedensrichtern auf, und diesem Beispiele folgten dann alle spätern Regierungen. Der Oberbefehl über das bewaffnete Aufgebot der Grafschaft ging vom Sheriff auf den Lordleutnant über, der als custos rotulorum die Spitze der Friedensrichter wurde. Das Amt des Sheriffs war nunmehr in

politischer Hinsicht ein bloßes Schaustück, und alle Angelegenheiten der Grafschaft fielen dem Friedensrichter zu, der im Haushalte des Staates die Rolle eines Mädchens für alles zu spielen hatte. Seine Pflichten waren zum Schlusse so zahlreich, daß es leichter war, aufzuzählen, was er nicht zu tun, als was er zu tun hatte.

Etwa vierhundert Jahre hat sich der Friedensrichter in dem Glanze der Gewalt gesonnt, dann hat auch ihm, wie vorher dem Sheriff, die Stunde geschlagen. Mit der Einsetzung des Grafschaftrates 1888 haben die Friedensrichter den größten Teil der Verwaltung eingebüßt. Die Gefängnisse sind ihnen schon 1877 abgenommen worden. Die Polizeiverwaltung müssen sie mit dem Grafschaftrate teilen, und nur die Schankerlaubnis wird fürs erste noch von ihnen allein gegeben. Der Schwerpunkt ihrer Tätigkeit liegt jetzt auf dem Gebiete der Strafrechtspflege.

Die Zusammensetzung der Friedensrichterbank hängt lediglich vom Lordkanzler ab, der die Mitglieder auf den Vorschlag des Lordleutnants der Grafschaft ernennt; aber der Kreis, aus dem die Friedensrichter genommen werden, ist eng. Nur wer Land zum Mindestwerte von hundert Pfund jährlich besitzt oder ein für die Haussteuer zu hundert Pfund eingeschätztes Haus bewohnt, kann sich mit der Hoffnung tragen, seinem Namen die magischen Zeichen J. P. (Justice of the Peace) anfügen zu dürfen. Die Würde eines Friedensrichters ist deshalb in Wirklichkeit ein Vorrecht der Großgrundbesitzer, die dafür ohne Entgelt ihre Dienste dem Gemeinwohl widmen. Freilich darf eine eingehende Kenntnis des Rechts und der schier unendlich scheinenden Reihe der einschlägigen Gesetze bloß bei wenigen vorausgesetzt werden. Doch die Mehrzahl der Fälle, die vor sie kommen, ist einfach genug und bietet dem gesunden Menschenverstande keine Schwierigkeit. Für alle etwas verwickeltern Sachen steht ihnen der clerk, ein juristisch gebildeter Beamter, zur Verfügung.

Die Polizeimacht, die den Friedensrichtern die Erhaltung der öffentlichen Ordnung ermöglicht, ist in ihrer gegenwärtigen Verfassung noch ziemlich jung. In älterer Zeit begnügte man sich mit dem Kirchspielkonstabler, der auch dem Deutschen aus Shakespeares Viel Lärm um nichts wohl bekannt ist. Alle körperlich tüchtigen Einwohner, mit Ausnahme der den gelehrten Berufen angehörenden, waren verpflichtet, das Amt zu versehen, wenn die Reihe an sie kam, oder einen Stellvertreter zu bezahlen. Diese Verpflichtung besteht auch jetzt noch. Bei Unruhen, denen die Berufspolizei nicht gewachsen ist, werden außerordentliche Konstabler aus dem Publikum aufgeboten, und jeder fähige Engländer kann dazu herangezogen werden. Den Anforderungen, die an eine tüchtige Polizei gestellt werden, entsprachen die alten Kirchspielkonstabler nur sehr wenig; aber auch wo eine Wachtmannschaft von Beruf eingesetzt war, stand es nicht zum besten. Das war besonders der Fall in London. Sir Robert Peel führte deshalb 1829 für London außerhalb der City eine straffer organisierte Schutzmannschaft ein, deren Leute nach ihm den Spitzname bobby (Bob ist abgekürzt für Robert) erhalten haben. Als Muster diente zum Teil das noch bestehende irische Konstablerkorps, das durchaus militärisch zugeschnitten ist, um die unruhige Bevölkerung Irlands im Zaum zu halten.

Anstatt der vollen Bewaffnung der irischen Konstabler führen jedoch die Londoner nur einen festen Knüppel, der in geschickten Händen als Waffe nicht zu verachten ist und sich bisher gut bewährt hat.

Die Londoner City folgte dem gegebnen Beispiele nach einigen Jahren, und 1856 wurde die Einrichtung auf ganz England ausgedehnt. Die Organisation ist überall dieselbe, soweit die Verschiedenheit der Verhältnisse es erlaubt. In großen Grafschaften wie Yorkshire und Lincolnshire gibt es, wie mehrere Friedenskommissionen, auch mehrere besondre Polizeiabteilungen, jede unter einem eignen Oberkonstabler (Chief Constable). Sonst hat jede Grafschaft nur einen Oberkonstabler; aber wenn der Oberkonstabler von Lancashire über 1300 Mann gebietet, hat der von Rutlandshire nur etwa zwei Dutzend unter sich. Außerhalb der Grafschaften stehn die Ortschaften mit Stadtrechten, die sich das Vergnügen einer eignen Polizei unter einem Hauptkonstabler (Head Constable) erlauben dürfen, wenn sie wollen. Die Polizei der Städte hängt ab von einem Ausschusse des Stadtrats, die der Grafschaften von dem Grafschaftrate und den Friedensrichtern.

Eine besondre Stellung nimmt die Polizei der Metropolis (London ohne die City) ein. Sie hat an der Spitze einen Commissioner, der gewöhnlich wie die Oberkonstabler ein ehemaliger Offizier des Heeres ist.*) Doch der Grafschaftrat von London hat keine Gewalt über ihn, sondern nur der Staatssekretär des Innern. Die Londoner Bevölkerung hat also durch ihre Vertreter keinerlei Einfluß auf die Polizei, hat sich vielmehr ihren Anordnungen unweigerlich zu fügen, wie die Berliner denen ihres Polizeipräsidenten. Bei einer Stadt wie London — richtiger Gruppe von Städten, da die einzelnen Teile jetzt eigne Städte bilden —, wo durch den Verkehr mehr unlautere Gesellschaft zusammenströmt als sonstwo, ist eine straffe einheitliche Polizei nur zu nötig. Im Jahre 1901 wurden über 109000 Personen in der Metropolis verhaftet. Eigentumsvergehn gab es 17433, und 24 Morde wurden zur Anzeige gebracht. Um gegen die Feinde der Gesellschaft aufzukommen, bedarf London, das mit der City 6580000 Einwohner umschließt, einer Schutzmannschaft von 17000 Mann, von denen 1000 auf die City, die andern auf die Metropolis kommen. Für die übrigen 24 Millionen Engländer genügen 27000. Schottland mit noch nicht $4^1/_2$ Millionen steht unter der Obhut von etwas mehr als 5000 Schutzleuten, für die um 16000 Köpfe geringere Bevölkerung Irlands dagegen hält die englische Regierung ein Konstablerkorps von 11000 Mann nötig. Aber da spielen politische Gründe mit. In der englischen Polizei prägt sich vielleicht mehr als in einem andern Zweige der Verwaltung die neuere Richtung nach einer Stärkung der Gewalt des Staates aus. Ist die Polizei, mit Ausnahme des irischen Konstablerkorps, auch nicht gerade Staatsanstalt, so trägt doch der Staat einen großen Teil der Unterhaltungskosten, und er macht dafür die Polizeimannschaft auch für Aufgaben nutzbar, die weit über die ältere Auffassung von den Pflichten eines Kirchspielkonstablers hinausgehn.

*) Der gegenwärtige, erst vor kurzem angestellte Commissioner, E. R. Henry, ist aus dem indischen Zivildienste hervorgegangen.

Doch zurück zu den Friedensrichtern, den Wahrern des Königsfriedens. Für jede Grafschaft gibt es eine besondre Friedenskommission, für Yorkshire und Lincoln wegen ihrer Ausdehnung sogar mehrere. Bei der Größe dieser Gebiete ist es aber nötig gewesen, sie wieder in Bezirke zu zerlegen, in denen für die Aburteilung von Übertretungen und kleinern Vergehn nur die dort ansässigen Richter tagen, obgleich jeder Friedensrichter für das ganze Gebiet seiner Kommission Vollmacht hat. Als unterster Vertreter der strafenden Themis findet sich da der Hof der bündigen Rechtsprechung (Court of summary jurisdiction), der entweder als Polizeigericht erscheint, zu dem schon ein Friedensrichter genügt, oder in der Form der kleinen Sitzungen (petty sessions), an denen mindestens zwei Friedensrichter teilnehmen müssen. Das Gericht verfährt summarisch, d. h. ohne Zuziehung von Beisitzern oder Schöffen. Die Befugnisse des Einzelrichters im Polizeigericht erstrecken sich natürlich nur auf geringfügige Übertretungen. Die Fälle, die er entscheidet, betreffen meist Trunkenheit oder Sachen, für die man in Deutschland mit einem polizeilichen Strafmandat bedacht wird. Ebenso bündig behandeln die kleinen Sitzungen die leichtern Vergehn. Auch die Verhandlung von schwerern steht ihnen frei, und sie können bis auf sechs Monate Zwangsarbeit erkennen; aber in einer ganzen Reihe von Vergehn ist dem Angeklagten die Wahl gelassen, ob er sein Urteil hier oder von den Geschwornen erhalten will. In gewissen Fällen, zum Beispiel wenn auf Gefängnis allein erkannt ist ohne die Möglichkeit einer Ablösung durch entsprechende Geldbuße, ist die Berufung an die Vierteljahrsitzung der Friedensrichter (Quarter sessions) erlaubt.

Was bisher von dem Walten der Friedensrichter gesagt ist, bezieht sich nur auf das Land, das bei der geringen Dichtigkeit der Bevölkerung eine nicht berufsmäßige Rechtsprechung möglich macht. Die Zahl der Friedensrichter ist in jedem Bezirke so groß, daß die Arbeitlast des einzelnen nicht drückend ist. In den Ortschaften mit Stadtrechten liegt es etwas anders. Die Städte haben von je das Bestreben gehabt, sich soviel wie möglich aus dem Grafschaftverbande zu lösen, wie seinerzeit auch die deutschen Städte eigne Gerichtsbarkeit und den Blutbann für sich zu erwerben suchten. Sie haben ihre eignen Friedensrichter mit ihrem Bürgermeister oder Mayor an der Spitze; aber sie stehn sich nicht alle gleich an Rechten. In einigen haben auch die Friedensrichter der Grafschaft noch Gewalt, andre bilden eine Grafschaft für sich, und in ihnen gilt nur die eigne Friedenskommission. Für das große, in Essex, Middlesex, Surrey und Kent liegende Häufergebiet, das um die Londoner City angewachsen ist und jetzt als die Grafschaft London seine besondre Verwaltung hat, für die Metropolis erwies sich die Einrichtung der ehrenamtlichen Friedensrichter schon vor mehr als hundert Jahren als unzureichend. Sie war zum Schaden der Rechtsprechung ein einträgliches Geschäft geworden. Darum wurden 1792 für den Londoner Bezirk besoldete Polizeirichter (police magistrates) eingesetzt. Anfangs betrug ihr Gehalt vierhundert Pfund, und die Richter waren der Mehrzahl nach noch ohne juristische Fachbildung. Erst seit 1839 werden sie nur aus der obern Klasse der Anwälte, den Barristers, genommen, und dementsprechend ist auch die Besoldung gestiegen, nämlich auf

1500 Pfund. Die meisten der Londoner Polizeigerichtshöfe sind mit zwei Richtern besetzt, aber jeder einzelne Richter hat in der Aburteilung die Befugnisse zweier Friedensrichter, steht also den kleinen Sitzungen (petty sessions) gleich. Manche Städte haben das Beispiel der Metropolis nachgeahmt und ebenfalls besoldete Polizeirichter eingeführt. Doch da die Städte die Kosten aus ihrer Tasche zu zahlen haben, ist die Einrichtung durchaus nicht allgemein.

Ob man nun bei Übertretungen das englische Verfahren oder das deutsche für besser halten will, das ist Geschmacksache. Einfacher erscheint das deutsche; denn es ist wirklich unnötig, um jeden Quark eine förmliche Gerichtsverhandlung anzustellen. Auch der beste Staatsbürger kann gegen die Ordnung verstoßen. Neben den Staatsgesetzen gibt es allerorten soviel Verordnungen, daß er sich gar nicht sehr anzustrengen braucht, wenn er mit der Obrigkeit zusammengeraten will. Er braucht zum Beispiel nur die Streichhölzer zu vergessen, sodaß er bei Einbruch der Dunkelheit die Laterne seines Zweirads nicht anzünden kann, und er erhält eine Vorladung vor den Friedensrichter. Dann tritt der Polizeikonstabler Soundso als Ankläger auf, und ehe der Missetäter es sich versieht, ist er zu so und soviel Schillingen Strafe nebst Kosten oder entsprechender Haft verdammt, und dabei hats sein Bewenden, ohne Widerrede. Ist er nun gar ein bekannter Mann, so kann er sich darauf verlassen, daß die Zeitungen der Gegenpartei unter fett gedruckter Spitzmarke darüber berichten und aus einer Mücke einen tüchtigen Elefanten machen.

Andre Behörden nehmen nicht mehr Rücksicht auf die Zeit des Publikums. So wurde vor einigen Jahren eine Anzahl von Geistlichen, die Vorsteher von Kirchenschulen waren, vor einen Ausschuß des Grafschaftrates von Middlesex geladen, ohne Angabe des Grundes. Nach längerm Warten wurde ihnen eröffnet, daß ihre Feuereimer nicht vorschriftsmäßig rot bemalt wären. Jeder mußte einzeln versprechen, die Bemalung richtig ausführen zu lassen, und wurde dann in Gnaden entlassen. Einer der Geistlichen hatte um halb zehn Uhr aufbrechen müssen, um pünktlich zur angesetzten Zeit, elf Uhr, zu erscheinen, und konnte erst nach ein Uhr wieder die Heimreise antreten. Es war ungemein rücksichtsvoll von dem Ausschusse, die Leute nicht gleich vor den Friedensrichter zu bringen; doch eine entsprechende schriftliche Anweisung hätte dem Grafschaftrate nicht einen Pfennig mehr gekostet, hätte aber viel Zeit, Reisekosten und berechtigten Ärger erspart.

Wenn sich der Deutsche eine Übertretung zu schulden kommen läßt, so schickt ihm die Polizei eine Strafverfügung ins Haus. Fühlt er sich schuldig nun, so bezahlt er, und die Sache ist erledigt, ohne daß er mehrere Stunden der besten Arbeitzeit über einer Vorladung zu vergeuden braucht. Will er sich dabei nicht beruhigen, so steht ihm die Berufung an das Schöffengericht frei, wo die Sache auch in voller Öffentlichkeit und vor Beisitzern aus dem Volke verhandelt wird.

Die Teilnahme von Schöffen fehlt der untern Stufe des englischen Strafverfahrens ganz. Zwar sind auch die Friedensrichter nicht berufmäßige, sondern nur gewohnheitmäßige Richter, doch mit den Schöffen kann man sie

ganz und gar nicht vergleichen. Die volkstümliche Einrichtung der Geschwornen tritt erst bei schweren Vergehn und Verbrechen in Tätigkeit. Die große Masse aller Strafsälle, über 700000 jährlich in England und Wales, wird von den Friedensrichtern im bündigen Verfahren ohne Beisitzer erledigt, während etwa 12000 Fälle vor die Geschwornen gelangen. Auf 7000 Personen, die von den Geschwornengerichten zu Freiheitstrafen verurteilt werden, kommen 140000, die ihren unfreiwilligen Aufenthalt im Gefängnisse dem bündigen Verfahren der Friedensrichter verdanken.

Geschworne werden zugezogen bei den Vierteljahrsitzungen (Quarter Sessions) der Friedensrichter und bei den Assisen. In jenen wird der Gerichtshof von den versammelten Friedensrichtern der ganzen Grafschaft gebildet unter einem aus ihrer Mitte gewählten Vorsitzenden. In den Städten mit eignen Friedensrichtern wird der Vorsitz von einem ständigen juristischen Beamten, dem Recorder, geführt, der ein Barrister ist, aber nicht am Orte ansässig zu sein braucht und deshalb nur zu den Sitzungen erscheint. Der Vorsitzende leitet die Verhandlungen und faßt das Ergebnis für die Geschwornen zusammen. Berufungen gegen Urteile des untern Gerichts werden jedoch ohne Geschworne entschieden, gehn also nur von einer kleinen Zahl von Friedensrichtern an eine größere.

Bevor nun ein Angeklagter vor der Vierteljahrsitzung oder den Assisen erscheinen kann, hat er erst verschiedne Stufen der Voruntersuchung zu durchlaufen. Selbstverständlich hängen sie auch in England keinen, sie hätten ihn denn. In London hat die Polizei die Macht, einen Mann zu verhaften auf den Verdacht, daß er Böses im Schilde führe. Anderswo darf sie nur einen auf frischer Tat ertappten festnehmen und bedarf sonst eines auf Anzeige hin erteilten Haftbefehls eines Friedensrichters. Ist eine Verhaftung erfolgt, so ist der Gefangne möglichst bald einem Friedensrichter oder Polizeirichter vorzuführen, der die Untersuchung eröffnet. Erfordert die Sache weitere Nachforschung, so wird der Gefangne von Woche zu Woche zurückgestellt. Es liegt im Ermessen des Richters, ihn in Haft zu behalten, oder wenn das Gesetz es erlaubt, ihn gegen Bürgschaft auf freiem Fuße zu lassen. Die Untersuchung hat die Form einer offnen Gerichtsverhandlung. Nur selten wird die Öffentlichkeit ausgeschlossen. Die Zeugen müssen erscheinen und werden vereidet, können auch einem Kreuzverhör unterworfen werden; aber da das Verfahren nur die Gründe der Anklage darlegen soll, braucht der Beschuldigte nichts zu erwidern. Wo es sich um ein schweres von mehreren begangnes Verbrechen handelt, ist der Hauptbelastungszeuge oft einer der Täter selbst, der als Kronzeuge für den Verrat an seinen Genossen von der Anklage ausgeschlossen bleibt und straflos ausgeht. Ist die Untersuchung abgeschlossen, so hat der Richter zu entscheiden, ob hinreichend Grund zur Erhebung der förmlichen Anklage vorliegt. Findet er Grund genug, so wird der Gefangne der Vierteljahrsitzung oder, dem Vergehn gemäß, den Assisen überwiesen. Die Assisen sind allein zuständig für Verrat, Mord, Meineid, Bigamie und geschlechtliche Verbrechen, können aber auch die Arbeit der Vierteljahrsitzung übernehmen. Dies geschieht, wenn die nächste Vierteljahrsitzung noch fern ist, und man die Angeklagten nicht zu lange in Untersuchungshaft halten will.

Nach der Untersuchung hat der Fall noch eine zweite Stufe zu durchlaufen, bevor er zur Hauptverhandlung gelangt. Die Vierteljahrsitzung beginnt ebenso wie die Assisen mit der Tagung der Großen Jury, grand jury, die aus mindestens 12 und nicht mehr als 23 Geschwornen besteht. Die Große Jury geht aufs zwölfte Jahrhundert zurück, auf die Zeit, in der die reisenden Richter aufkamen. Vertreter der Gegend, in die der Richter kam, hatten ihm über die abzuurteilenden Fälle zu berichten und so gewissermaßen die Klage anzubringen. Heute kleidet sich ihr Bericht in die Zustimmung zur Anklage. Der Belastungsstoff wird ihnen vorgelegt, und nur, wenn wenigstens zwölf von ihnen die Gründe der Strafverfolgung für genügend erkannt haben, gilt der Gefangne als förmlich angeklagt (indicted), andernfalls wird er sofort entlassen.

Die Assisen unterscheiden sich von den Vierteljahrsitzungen der Friedensrichter dadurch, daß sie aus dem örtlichen Verbande der Grafschaft gelöst sind. Sie gehören zum High Court of Justice, der sein Heim in London hat. Mit der frühern Zentralisierung der Rechtsprechung war die Aburteilung der Verbrecher dem Gerichtshof der Königsbank überwiesen worden. Nun konnte nach alten Rechtsgrundsätzen ein Angeklagter nur von Geschwornen seiner Grafschaft verurteilt werden, aber eine Jury mit allen Zeugen aus einer entfernten Grafschaft nach Westminster zu bringen, war viel zu umständlich und kostspielig. Der Berg wollte nicht zu Muhammed, also ging Muhammed zum Berge. Es wurde angeordnet, Gefangne, Zeugen und Geschworne nach Westminster zu schaffen, wenn nicht vor der angesetzten Zeit ein Richter zur Verhandlung in der Grafschaft erschiene, und die Richter erschienen regelmäßig zu den Assisen. Dabei ist es mit geringfügigen Änderungen, die bloß die Form betreffen, geblieben. Zu bestimmten Zeiten bereisen die Richter der Königsbank den ihnen zugewiesenen Teil des Landes, um die Assisen abzuhalten, oder in der Fachsprache, um die Gefängnisse zu leeren und zu hören und zu entscheiden (oyer and terminer). Für den Fall, daß die Arbeit die Kräfte des Richters übersteigen sollte, werden auch hier wie bei der Verhandlung bürgerlicher Rechtsfälle Barristers, die Rang und Titel eines King's Counsel haben, bevollmächtigt, den Richter zu vertreten.

Die Verhandlung vor den Assisen bewegt sich in genau denselben Formen wie vor den Vierteljahrsitzungen und beginnt mit der Vorprüfung der Fälle durch die Große Jury. Außer der Anklage (indictment) durch die Große Jury gibt es noch zwei andre Weisen, nämlich durch den Attorney General und den Coroner oder Leichenbeschauer. Die Coronersjury kann in ihrem Spruch eine förmliche Anklage auf Mord gegen eine bestimmte Person richten und diese dadurch unmittelbar vor die Assisen bringen. Aber keine dieser andern Weisen ist noch üblich. Der regelmäßige Weg ist jetzt immer die Voruntersuchung durch Friedens- oder Polizeirichter und die Prüfung durch die Große Jury. Von der Großen Jury geht der Fall dann zur Hauptverhandlnng an die Kleine Jury (petty jury) von zwölf Geschwornen, vor der er ausgefochten wird, als wenn er ein bürgerlicher Rechtsstreit wäre. Hier Kläger, dort Angeklagter, und auf jeder Seite Barristers mit Zeugen. Die Jury muß in ihrem Spruch

einig sein. Nach englischem Rechte haben die Geschwornen nur die Wahl zwischen schuldig und nichtschuldig, das schottische Recht erlaubt dagegen noch ein drittes, nicht bewiesen (not proven), das die Anklage zu Gunsten des Beschuldigten erledigt, ihn aber doch nicht makellos entläßt. Wenn sich die zwölf Geschwornen nicht einigen können, so muß eine neue Verhandlung vor den nächsten Assisen stattfinden, und der Angeklagte hat die ganze Qual noch einmal durchzumachen und die Kosten seiner Verteidigung noch einmal zu tragen. Eine gesetzliche Grenze für die Wiederholung gibt es nicht. Vor kurzem brachte in einer Anklage auf Mord auch die zweite Verhandlung kein Ergebnis, und die Sache wurde zu einer dritten Verhandlung zurückgestellt. Vor der ersten hatte der Angeklagte schon über fünf Monate in Untersuchungshaft gesessen, bis zur zweiten waren weitere neun Wochen verflossen, und bis zu den nächsten Assisen hätte es wieder fünf Monate gedauert. Mehr als ein Jahr Untersuchungshaft ist zu viel gesetzlicher Grausamkeit, und wer weiß, ob sich die dritte Jury hätte einigen können. Unter diesen Umständen war es das beste, die Klage fallen zu lassen und dem Angeklagten die Freiheit zu geben. Ob da nicht der Mehrheitbeschluß der deutschen Geschwornen besser und vernünftiger ist? Eine wirkliche Einhelligkeit ist ja auch in einer englischen Jury selten. Sie wird nur dadurch herbeigeführt, daß die Minderheit nachgibt, um überhaupt ein Ergebnis zu erzielen.

Der Londoner Bezirk hat wieder eine Sonderstellung. Für ihn besteht anstatt der Assisen ein eigner Gerichtshof, der Central Criminal Court, der auch als Vierteljahrsitzung für die City gilt. Die Menge der Fälle macht es notwendig, daß er jeden Monat tagt.

Eine Berufung gegen das Urteil eines Kriminalgerichts ist nicht erlaubt; nur wenn ein Irrtum vorliegt, zum Beispiel ein gesetzwidriges Strafmaß, kann der Fall vor den High Court in London, und wenn dieser einen Irrtum begeht, vor den Berufungshof und das Haus der Lords gebracht werden. Der High Court, genauer die Abteilung der Königsbank, ist auch zuständig für alle Fälle der kleinen Sitzungen der Friedensrichter, in denen die Auslegung des Gesetzes zweifelhaft ist. Für ähnliche Rechtsfragen bei den Vierteljahrsitzungen, den Assisen und dem Londoner Kriminalhof besteht ein aus wenigstens fünf Richtern der Königsbank zusammengesetzter Hof (Court of Crown Cases Reserved), dessen Entscheidung endgiltig ist.

Zu erwähnen ist nun noch die Gerichtsbarkeit des Hauses der Lords über seine Mitglieder in Kriminalsachen. Bei Übertretungen und Vergehn sind die Lords den gewöhnlichen Gerichten unterworfen. Verbrecherisch angelegt sind die Lords nicht mehr als andre Sterbliche; aber Menschen sind sie auch, und wenn sie sich etwas Schweres zu schulden kommen lassen, so haben sie das Recht, von ihresgleichen, von Lords verurteilt zu werden. In der Strafe selbst genießen sie keinen Vorzug, es sei denn, daß ein Lord nicht mit einem gewöhnlichen hänfenen, sondern mit einem seidnen Strick gehängt wird. Die letzte und seit langer Zeit einzige Strafverfolgung eines Peers vor dem Hause der Lords war die des Earl Russell, der wegen Bigamie zu drei Monaten Gefängnis verurteilt wurde.

Eine besondre Eigentümlichkeit des englischen Gerichtsverfahrens ist die Vertretung der Anklage. Der Form nach liegt das Amt des öffentlichen Anklägers von alters bei der Großen Jury. Aber mit der Billigung der Anklage ist die Aufgabe der Großen Jury erschöpft. Der Beweis geht sie nichts an. In Schottland und Irland ist die Verfolgung von Verbrechen durch den Staat längst üblich; nur in England besteht noch die eingewurzelte Abneigung gegen den Staat. Einen Staatsanwalt in unserm Sinne, dessen Pflicht es ist, alle Vergehn und Verbrechen vor Gericht zu ziehn und als Vertreter der öffentlichen Ordnung die Anklage zu führen, gibt es nicht. In Deutschland hört man vom Staatsanwalt etwas zu viel, in England zu wenig. In den meisten Strafverfolgungen muß die Anklage von dem Geschädigten geführt werden. Wenn einer das Opfer eines Schwindlers geworden ist, so mag er ihn verfolgen oder auch es bleiben lassen. Das Gemeinwohl verlangt, daß dem Schwindler das Handwerk gelegt wird. Doch kann man es einem Geschäftsmanne verdenken, wenn er sich scheut, dem verlornen Gelde noch mehr gutes Geld nachzusenden und zu dem Ärger über den Verlust noch neuen zu fügen, bloß um seine Mitmenschen vor der Gefahr zu bewahren, ebenso betrogen zu werden, wie er? Die Polizei tut ihm den Gefallen, den Schwindler dingfest zu machen, an ihm jedoch liegt es, einen Solicitor mit allen weitern Schritten zu betrauen. Er hat die nötigen Zeugen aufzutreiben und alles zur Verhandlung vorzubereiten. In älterer Zeit hatte er auch die gesamten Kosten des Verfahrens zu bestreiten. Darin ist es seit 150 Jahren besser geworden. Die Kosten können aus öffentlichen Mitteln ersetzt werden und fallen zunächst der Grafschaft und endlich dem Staate zur Last. Aber sie werden von einem Gerichtsbeamten nach festen Sätzen bestimmt und decken keineswegs die wirklichen Auslagen, die manchmal das zehn- oder zwanzigfache betragen. Da Zeugen vor dem Friedensrichter nur einen Schilling und in der Hauptverhandlung nur drei und einen halben Schilling als Entschädigung zugebilligt erhalten, hat der Ankläger große Schwierigkeit, Zeugen zu erhalten. In einem bürgerlichen Rechtsstreite vor der Königsbank, der nur die Beteiligten angeht, werden den Zeugen, natürlich auf Kosten der Parteien, weit höhere Gebühren, etwa eine Guinee, bewilligt; in einer Strafverfolgung, bei der es sich um das Gemeinwohl handelt, wird so geknausert, daß jeder der Zeugenpflicht auszuweichen sucht. Wer sich sein Leben durch Arbeit verdienen muß, drängt sich nicht danach, drei- oder viermal vor dem Friedensrichter zu erscheinen und dann vielleicht noch mehrere Tage lang im Gerichtsgebäude herumzulungern, wenn er nicht einen einigermaßen annehmbaren Ersatz für den Zeitverlust erhält. Sachverständige dürfen nur eine Guinee (21 Schillinge) beanspruchen; aber ein Sachverständiger, dessen Meinung von Wert ist, läßt sich nicht für eine Guinee in einen Gerichtshof schleppen. Auch er verlangt annehmbaren Ersatz, und der kann nur aus der Tasche des Anklägers kommen.

Bevor also einer eine Strafverfolgung beginnt, tut er gut, sich zu überlegen, ob er reich genug dafür ist, oder ob er nicht besser tut, verloren verloren sein zu lassen. Viele wählen das letzte, und darum läuft so mancher Spitzbube frei herum, der hinter Schloß und Riegel sitzen sollte.

So wird es nicht immer bleiben. Es ist zu erwarten, daß in kurzem die Gebühren in Straffällen denen in bürgerlichen Fällen gleichgestellt werden, und ebenso wird die Strafverfolgung von Staats wegen ihre Kreise weiter ziehn. Das Wachsen der Staatsgewalt in den letzten fünfzig Jahren ist auf diesem Felde nicht zu verkennen; nur ist bis zu dem zu erstrebenden Ziele noch ein weiter Weg zu durchmessen, und die Wirksamkeit des Schatzamtsolicitors, der die Staatsanwaltschaft leitet, ist noch immer sehr beschränkt. Der Schatzamtsolicitor leitet Verfolgung ein bei Mord und Totschlag, betrügerischem Bankerott und bei Vergehn gegen den Staat, wie Falschmünzerei und Wahlbestechung. Sonst schreitet der Staat nur in schwierigen und wichtigen Fällen ein. Im übrigen überläßt er die Last der Anklage soviel wie möglich denen, die geschädigt sind, oder rechnet gar auf die Habsucht der Menschen, um gewisse Übeltäter zu bestrafen.

Viele Gesetzesverletzungen sind nämlich mit schwerer Geldbuße bedroht, die dem zufällt, der den Gesetzesverächter überführt. Dabei tritt eine sonderbare Mischung des bürgerlichen Rechts mit dem Strafrechte zutage. Die Absicht ist zu strafen, doch das Verfahren gehört nicht ins Strafrecht, sondern kleidet sich in die Form einer Schuldforderung des Anklägers an den Beklagten, die in einem Gerichtshofe des bürgerlichen Rechts angebracht werden muß. Der Ursprung dieser vom sittlichen Standpunkte höchst anfechtbaren Strafweise geht mehrere Jahrhunderte zurück in die Zeit des Kampfes zwischen Königtum und Parlament. Ein König braucht willige Helfer, um eine eigne, den Gesetzen zuwider laufende Politik zu treiben. Das Parlament konnte nun nicht um jedes kleinen Übergriffs willen einem Kronbeamten einen großen Staatsprozeß anhängen, mochte ihn auch nicht frei ausgehn lassen. Aber mit dem gewöhnlichen Strafrechte kam man nicht weit, weil der König sein Begnadigungsrecht üben und die Strafe erlassen konnte. Darum verfiel man auf den Gedanken, die Buße, die zur Abschreckung stets viel größer war als der möglicherweise angerichtete Schade, auf das Gebiet des bürgerlichen Rechts hinüberzuspielen, in das der König nicht eingreifen durfte. Später ist das Verfahren von rein politischen auch auf andre Gesetze übertragen worden, besonders Gewerbeordnungen, bei denen die freiwilligen Späher Aufsichtsbeamte überflüssig machten. Es gibt Leute, die ein gutes Geschäft daraus machen, als Ankläger gegen ihre Mitmenschen aufzutreten.

(Schluß folgt)

Ein böhmiſches Klerikerleben

Wer die Zuſtände im öſterreichiſchen Klerus und in den klerikalen Bildungsanſtalten kennt, der wundert ſich nicht über die „Los von Rom-Bewegung,“ ſondern darüber, daß die Maſſe der öſterreichiſchen Deutſchen katholiſch zu bleiben vermag. Dem Erfahrnen erklären freilich Gewohnheit, Trägheit, Vorwiegen der weltlichen Intereſſen, politiſche und ſoziale Verhältniſſe, die Zuſtände des proteſtantiſchen Kirchenweſens, die Unmöglichkeit, daß das Volk konfeſſionslos oder religionslos leben könne, das Rätſel. Ein getreues Bild des böhmiſchen Klerikerlebens zeichnet uns ein wackerer und gelehrter Mann, der nach langen, ſchweren Kämpfen den geiſtlichen Stand verlaſſen hat.*) Franz Mach wurde am 26. Oktober 1845 als Sohn eines deutſchen Bauern in Horſchowitz bei Saaz geboren. Er zeigte früh bedeutendes Talent, dem jedoch in der ſchlechten Schule ſeines Orts und in der noch ſchlechtern des Pfarrdorfs nur ſehr ungenügende Pflege zuteil wurde. Großes Vergnügen bereitete dem Knaben das Miniſtrieren und das Muſizieren auf dem Chor, jenes noch mehr als dieſes, obwohl er ſchon mit elf Jahren mehrere Inſtrumente ſpielte und komponierte. Mit zwölf Jahren kam er in die Schule der Piariſten in Prag, aber nicht, wie der Vater gerechnet hatte, in die vierte, ſondern als ungenügend vorbereitet in die zweite Klaſſe. Der Vater nahm ihn deshalb am Schluß des Schuljahrs wieder heraus, ließ ihn während der Ferien vom Pfarrer privatim vorbereiten und brachte ihn dann auf das Gymnaſium zu Saaz, deſſen Lehrer ebenfalls Geiſtliche waren: Prämonſtratenſer aus dem Stift Strahow in Prag; nur für einige Fächer waren weltliche Lehrer angeſtellt. Einige der Lehrer ſcheinen Machs Andeutungen nach nur ſehr unvollkommen für ihr Amt ausgerüſtet geweſen zu ſein. Der Verfaſſer bewahrt jedoch allen eine dankbare Erinnerung, wie er denn überhaupt eine pietätvolle Natur iſt; mit Begeiſterung hat ihn allerdings nur einer erfüllt, ein weltlicher „Supplent“ namens Hackl. Er durchlief alle Klaſſen als „Vorzugsſchüler“ und beſtand die Abiturientenprüfung am 26. Juni 1866 — der Krieg zwang, den Termin ſo früh anzuſetzen — mit Auszeichnung.

Die Standeswahl bereitete ihm einige Schwierigkeiten aber keine tiefgehenden Kämpfe. Für einen Bauernjungen verſtand es ſich von ſelbſt, daß er Pater wurde. Nicht, daß ihn die Eltern gedrängt oder gar gezwungen

*) Das Religions- und Weltproblem. Dogmenkritiſche und naturwiſſenſchaftlich-philoſophiſche Unterſuchungen für die denkende Menſchheit von Franz Mach, vorm. Profeſſor am k. k. Staats-Obergymnaſium in Saaz. Mit einer Selbſtbiographie und dem Bildniſſe des Verfaſſers. LXXI und 1364 Seiten in zwei Teilen. Dresden und Leipzig, E. Pierſons Verlag, 1901.

hätten. Sie waren beide schlicht und praktisch fromm, ohne Bigotterie und Fanatismus; dabei verständig, rechtschaffen und gütig. Der Vater sprach unbefangen über die kirchlichen Mißstände, sagte wohl, wenn er Papst wäre, würde er das Zölibat abschaffen, meinte aber, zum Aushalten müsse es immerhin sein, hielten es doch Tausende aus. Franz war von dem Religionsunterricht am Gymnasium, der ziemlich geist- und gemütlos erteilt wurde, nicht befriedigt worden. Zweifel hatten sich geregt und waren nicht überzeugend gelöst worden, aber den Glauben hatte er noch nicht verloren, und die kindliche Frömmigkeit hatte er sich bewahrt, wenn ihm auch manche der vorgeschriebnen Andachtsübungen Bedenken erregten. Der geistliche Beruf erschien ihm als der wichtigste, edelste und idealste, und so entschied er sich denn für ihn; daß ihn gründliches theologisches Studium von seinen religiösen Zweifeln befreien werde, daran zweifelte er nicht im mindesten. So trat er denn im Herbst ins Prager Klerikalseminar ein.

Das Leben darin läßt sich nach Machs Schilderung mit einem Worte charakterisieren: schlechte Luft! Er erschaudert heute noch, wenn er daran denkt; und sich hinein zurückversetzt zu sehen, gehört zu seinen schlimmsten Angsträumen. Das Gebäude ist düster und dumpf; die Fenster der Studier- und Schlafsäle gehn auf enge Höfe, die Seminaristen waren durchweg arme Jungen aus ziemlich tiefen Schichten von schlechten Manieren und zum Teil sehr unsauber, die Einrichtung war schlecht, die Bedienung mangelhaft, und kein von humanem Geist erfüllter Vorgesetzter oder Patron kümmerte sich um die Zustände, die sich aus solchen Daseinsbedingungen entwickeln mußten. Der körperlichen Atmosphäre entsprach die geistige. Für deren Entstehung war zunächst schon entscheidend, daß die jungen Leute von aller Welt abgesperrt unter Verschluß gehalten wurden. Ihre einzige Freiheit bestand darin, daß sie die Vorlesungen an der Universität besuchten, aber nur die theologischen nach dem vorgeschriebnen Studiengange, andre durften sie nicht hören. Mach hatte das Prager Seminar gewählt, weil dessen Insassen dem Namen nach zugleich Studenten der Universität sind, fand sich aber bitter enttäuscht. Die theologischen Vorlesungen waren erbärmlich, mit Ausnahme derer über das Alte Testament, die von einem gründlich gebildeten und kritisch geschulten Manne gehalten wurden. Fundamentaltheologie z. B., d. h. philosophische Einleitung in die Theologie, las statt des kränklichen Dozenten ein Adjunkt; er las im schlimmsten Sinne des Wortes, er las nämlich ein Lehrbuch vor. Und als die Studenten einmal nach der Bedeutung eines Ausdrucks fragten, den sie nicht verstanden, antwortete er: Ich verstehe es auch nicht, aber es steht so da. Zur Verbesserung der Stimmung trug weder der Umstand bei, daß die meisten Seminaristen verbissene und gegen die Deutschen unfreundliche Tschechen waren, noch das Akoluthieren im Dom, ein Dienst, bei dem jedes kleine Versehen, jede Ungeschicklichkeit von dem ebenso eleganten wie hochmütigen Kardinal Schwarzenberg mit einem strafenden Blick geahndet wurde. Die Lage war so ungemütlich, daß viele nach längerm traurigem Hinbrüten austraten, nicht bloß aus dem Seminar, sondern aus dem geistlichen Stande. Mach verließ Prag, um die Vorbereitung im Leitmeritzer Seminar zu vollenden, wo er wenigstens eine

bessere Wohnung mit ziemlich reiner Luft und schöner Aussicht über die Elbe hatte, und wo es nur wenig Tschechen gab. Sogar eine Bibliothek hatte dieses Seminar; freilich war sie auch danach: „Einige veraltete theologische Scharteken, asketische und homiletische Werke, Heiligenlegenden, viele alte Breviere, einige alte Werke kirchengeschichtlichen und kanonistischen Inhalts und Görres Mystik, die so recht geeignet ist, den arglos vertrauenden Leser um seinen gesunden Verstand zu bringen." In der ältern bessern Zeit, die der heutige Klerikalismus die schlechtere nennt, hatte die Bibliothek auch einige religionsphilosophische Werke und die deutschen Klassiker enthalten; diese wurden jedoch (wie es scheint erst zu Machs Zeit) vom Vizerektor für Gift erklärt und entfernt. Einige Jahre später ist es vorgekommen, daß ein Seminarist davongejagt wurde, weil man in seinem Koffer Goethe und Schiller fand. Über das Absperrungs- und Verdummungssystem ist weiter kein Wort zu verlieren; wenn die österreichischen Kirchenfürsten überzeugt sind, daß sie damit die Gläubigen vor dem Unglauben und die Hierarchie vor Erschütterungen zu bewahren imstande sind, so mögen sie zusehen, wie lange sie noch Kandidaten für den geistlichen Stand finden, und was für welche, und wie lange ihnen noch die Gemeinden in die von solchen Geistlichen bedienten Kirchen kommen werden.

Aber ein andrer Punkt reizt uns zu einer Bemerkung. Der Kardinal Schwarzenberg stand im Ruf eines Reformators, er hat auf dem vatikanischen Konzil manch schönes und kräftiges Wort gesprochen, und auf seinen Visitationsreisen in der Grafschaft Glatz soll er sich menschenfreundlich gezeigt haben sowohl gegen arme Schulkinder wie im geselligen Verkehr mit schlichten Dorfgeistlichen. Bedenkt man nun noch, über welche reichen Geldmittel er sowohl als Prager Erzbischof wie als geborner Fürst Schwarzenberg verfügte, so meint man, er habe sich doch zunächst verpflichtet fühlen müssen, dem Nachwuchs seines Klerus väterliche Fürsorge zuzuwenden und den jungen Leuten ein menschenwürdiges Dasein zu bereiten; ihnen, wenn nun einmal von der Einsperrung nicht abgegangen werden sollte, wenigstens ein schönes gesundes Haus mit schönem großem Garten einzurichten, sich durch persönliche Besuche zu überzeugen, wie sie leben, wie sies treiben und wie sie sich befinden, und ihnen väterlich gesinnte, pädagogisch geschulte Vorsteher zu geben. Leo der Dreizehnte hat als Bischof von Perugia seine Seminaristen täglich besucht und sogar selbst den Professor gespielt. Nach dem, was in Machs Schilderung durchblickt, ist aber auch dieser Schwarzenberg daheim in Prag ein österreichischer Kirchenfürst gewesen, wie man ihn aus unzähligen Beispielen kennt: ein hochmütiger Aristokrat, der sich nur mit Verwaltungsgeschäften abgibt, und der so hoch über den Seelsorgsgeistlichen steht, daß deren Wohl und Wehe, deren Bedürfnisse und Stimmungen für ihn so wenig vorhanden sind wie die eines Insekts für den gewöhnlichen Menschen. Die Jesuiten sind hierin wenigstens klug; in ihren Internaten sollen sich die Zöglinge sehr wohl fühlen. Freilich haben sie meist Söhne von reichen Leuten, die gut zahlen.

Während der letzten Seminarferien regten sich noch einmal Bedenken in der Brust des Priesteramtskandidaten, um so lebhafter, als in Österreich die Niederlage den kirchenpolitischen Kampf entfesselt hatte, und in der ganzen Welt

der Streit um das bevorstehende Konzil entbrannt war. Der Pfarrer seiner Heimat beschwichtigte ihn. Er sagte ihm ungefähr: „Da Sie offen gegen mich sind, will ich es auch gegen Sie sein. Wählen Sie ein andres Studium, so werden Sie nichts verlieren. Sie sind gut begabt und werden in einem andern Beruf nicht allein Ihr Fortkommen finden, sondern es wahrscheinlich auch weiter bringen, als wenn Sie Geistlicher werden. Der Staat sorgt für seine Beamten besser als die Kirche für ihre Diener. Ein Lehrer, selbst ein Gendarm, ein Finanzer bekommt jetzt mehr Ruhegehalt als ein Kaplan oder Pfarrer. Was kümmern sich die Bischöfe um ihre armen Pfarrer und Kapläne? Wenn Sie aber nur religiöse Bedenken haben, so brauchen Sie diese nicht abzuhalten. Auch mir ist es so gegangen, und wahrscheinlich auch vielen andern. Dergleichen hängt man nicht an die große Glocke. Ich habe mich nicht selbst zum Kaplan und Pfarrer gemacht, sondern bin dazu von andern, von meinen Vorgesetzten, bestellt worden [ein wunderliches Sophisma!]; diese sind für das verantwortlich, was ich in ihrem Namen und Auftrage lehre. Ob ich in meinem Innern mit allem einverstanden bin, ob das, was ich lehre, meiner Überzeugung entspricht, das geht nur mich an, das ist eine Sache, die ich mit mir selbst auszumachen habe. [Der Ratfragende weiß aber eben nicht, wie er sie mit sich ausmachen soll.] Ist etwa ein Jurist, ein politischer oder richterlicher Beamter, ein Offizier, ein Lehrer stets mit allem einverstanden, was das Gesetz, die Verordnung oder der Vorgesetzte vorschreiben? Er handelt vorschriftgemäß, damit Punktum.“ Der letzte Satz wird dem jungen Manne am stärksten eingeleuchtet haben — den großen Unterschied zwischen der Lage des Beamten und der des Geistlichen mag er nicht sofort bemerkt haben —, und so ließ er sich denn im Juli 1870 zum Priester machen. Seinen Vater verdroß es sehr bald, daß er nicht ein Veto eingelegt hatte, vorzugsweise darum, weil der geistliche Stand mehr und mehr allgemeiner Verachtung anheimfiel, und das Vatikanum auch die Frömmsten am Glauben irre machte. „Hätte ich gewußt, daß es so kommt, hätte ich insbesondre geahnt, daß die Geistlichkeit bei uns ihren frühern Einfluß auf die Schule verlieren würde, so hättest du mir kein Geistlicher werden dürfen. Heut wischt sich ja jeder R . . . bub seine Nase an dem Geistlichen ab.“

Es ist interessant, mit diesem Bilde österreichischer Zustände eines der bayrischen zu vergleichen und die Erwartung bestätigt zu finden, daß Bayern, wie im übrigen, so auch in dieser Beziehung zwischen Österreich und Preußen in der Mitte stehn werde. Zufällig lesen wir gerade die Lebenserinnerungen des Reformkatholiken Dr. Josef Müller, den wir wiederholt erwähnt haben, im Märzhefte seiner Renaissance. Die preußischen Katholiken verdanken das Ansehen, das ihre Geistlichen genießen, und daß diese sich der sozialen Gleichberechtigung mit den andern akademischen Ständen erfreuen, der Fürsorge der Regierung, die ihnen eine wirklich akademische Bildung vermittelt und auch in den Diözesen, wo die Studierenden in Seminare eingesperrt sind (Posen, Ermland, Trier), für wirklich akademisch gebildete Lehrer sorgt. In Bonn und Breslau genießen die Theologie Studierenden die volle akademische Freiheit; zwar wohnt ein Teil in einem Konvikt, aber dieses beschränkt nur ihre Verfügung über den Abend und die Nacht, am Tage sind sie so frei wie alle andern Studenten,

Digitized by Google

und sie können namentlich Vorlesungen der übrigen Fakultäten hören, soviel sie wollen. Ähnlich liegen die Dinge in Baden und Württemberg. Bayern hat nur Seminarerziehung, aber als Müller anfang der siebziger Jahre ins Bamberger Seminar eintrat, waltete darin noch ein liberaler Geist; dem Muckersystem, schreibt er, das jetzt als echte Kirchlichkeit gelte, würde er sich nicht haben anbequemen können. Das Haus und die Verpflegung gefielen ihm nicht allein, er empfand beides als eine Wohltat. Er hatte nämlich als Student der philosophischen Fakultät in München furchtbar Not gelitten und war durch die Unmöglichkeit, seine mit Begeisterung begonnenen Studien fortzusetzen, ins Seminar getrieben worden; in dieser Unmöglichkeit sah er die Hand und den Ruf Gottes, einen Ruf, dem er treu geblieben ist, denn er ist auch heute noch mit Leib und Seele Priester. Und das Seminarleben bedeutete keine Abschließung von den Bildungsmitteln der Zeit. Drei Bibliotheken standen ihm zur Verfügung: die königliche, die Lyceal- und die Seminarbibliothek, und er fuhr als Theologe fort, moderne Philosophie zu studieren. Daß man die deutschen Klassiker las, war selbstverständlich; das taten auch die Zöglinge des mit dem Seminar verbundnen Knabenkonvikts, dessen Bibliothek er auch noch benutzte, als er das Präfektenamt darin bekam. Also in dieser Beziehung war dem Bamberger Seminar nichts vorzuwerfen. Aber die Dozenten standen bedeutend unter der Höhe der Zeit. Der Hauptdozent, der vier Kollegien las, „hatte den marasmus senilis in den Gliedern und auf der Zunge; andre waren nicht viel besser; nur zwei oder drei stachen durch Kenntnisse oder wenigstens durch Lehrgabe hervor, und deren Stunden waren Oasen in der Wüste.“ Auch die praktische Vorbereitung auf die Seelsorgtätigkeit fand Müller ungenügend. Ohne irgendwelche homiletische Anleitung genossen zu haben, erhielt er eines Tages den Auftrag, am nächsten Sonntage in einer Dorfkirche zu predigen. Man gab ihm eine gedruckte Predigt, die könne er ja halten; und noch dazu: was für eine Predigt! Sie handelte von der Verstocktheit, und das Sonntagsevangelium war das vom barmherzigen Samariter! Von den beiden Vorstehern der Anstalt war der eine ein lederner, trockner Scholastiker und Kasuist ohne einen Funken von Gemüt, der andre ein ungebildeter, roher Patron, der die neu eingetretnen Zöglinge, ehe er sie noch kennen gelernt hatte, mit groben Schimpfworten überhäufte und ihnen zuschrie, er kenne nur drei Sorten Seminaristen: Lumpen, Hauptlumpen und Generallumpen. Trotz seiner Grobheit war er nicht einmal gerade und aufrichtig, sondern hinterhältig, mißtrauisch und unaufrichtig. Man sieht, die katholischen Bischöfe sind in der Auswahl der Beamten für Stellen von entscheidender Wichtigkeit so ungeschickt und unglücklich wie möglich. Der heilige Geist, den sie durch die Handauflegung empfangen zu haben sich einbilden, läßt sie überall gründlich im Stich, wo ihnen nicht eine protestantische, liberale, atheistische oder sonst gottlose Regierung uneigennützig zu Hilfe kommt.

Kehren wir nach Böhmen zurück! Mach lernte als Kaplan unter teils verschrobnen und zanksüchtigen, teils verbauerten Pfarrern und ihren widerwärtigen Wirtschafterinnen das an sich ideale Seelsorgerleben von der unerfreulichsten Seite kennen und beeilte sich, ihm zu entfliehen. Mach erlangte zuerst die Katechetenstelle an der Komotauer Volks- und Bürgerschule und wurde dann

nach bestandner Prüfung 1873 zum Religionslehrer am Saazer Gymnasium ernannt. In dieser Stellung arbeitete er unermüdlich an seiner eignen Fortbildung und schuf sich die Mittel zur Bildung seiner Schüler größtenteils selbst, indem er neben andern Schriften eine Reihe von Handbüchern herausgab. Er veröffentlichte u. a. Erbauungsreden für Studierende höherer Bildungsanstalten, einen Grundriß der Kirchengeschichte, ein „kurzgefaßtes Lehrbuch der Religion," eine Apologetik, eine Dogmatik, eine Moral, eine Liturgik, eine Offenbarungsgeschichte des Alten und des Neuen Bundes. Indem er jedoch an einem umfassenden apologetischen Werke auf streng wissenschaftlicher Grundlage arbeitete, wurde ihm unter der Hand das Gegenteil einer Apologie daraus, sodaß er, um nicht mit einer Lüge aus dem Leben zu scheiden, sein Amt aufgab und sich der Altkatholikengemeinschaft anschloß, die ihm zwar von der Verwirklichung seines kirchlichen Ideals noch weit entfernt zu sein, aber wenigstens die Möglichkeit der zukünftigen Verwirklichung zu eröffnen scheint. Er verschweigt es nicht, daß äußere Vorkommnisse und Erscheinungen die Richtung, die sein wissenschaftliches Denken eingeschlagen hatte, kräftig gefördert haben. Das anstößige Leben vieler böhmischen Geistlichen, das materielle und Seelenelend andrer, der Haß und die Verachtung des Volkes, die auf dem Klerus lasten, haben ihn mit Abneigung gegen das römische Kirchenwesen erfüllt. Er muß sich fürchten, in geistlicher Kleidung spazieren zu gehn, weil kein Geistlicher vor groben Beschimpfungen sicher ist, und er selbst hat solche, einmal von einem Bauern, erduldet. Und da ist es ihm auch noch vom Bischof zum Vorwurf gemacht worden, daß er die Tonsur nicht tragen mochte! Es gehört zu den merkwürdigsten Beweisen für die Stupidität der österreichischen Hierarchie, daß der Bischof bei der amtlichen Visitation von Saaz den Religionslehrer am Gymnasium, einen Mann von wissenschaftlichem und pädagogischem Ruf, zum „Skrutinium" bestellt und nichts andres mit ihm anzufangen weiß, als daß er ihn examiniert: ob er an alle Dogmen glaube, das Brevier bete, täglich Messe lese, wie oft er im Jahre zur Beichte gehe, ob er sich klerikal kleide, zuweilen den Rosenkranz bete, ob er liberale Zeitungen lese, wie alt seine Köchin sei, ob er Gasthäuser und das Theater besuche! Mit einem solchen Religionslehrer würde sich doch ein Bischof, der kein ausgemachter Dummkopf oder Ignorant wäre, ein paar Stunden lang über das ungeheuer schwierige Problem des Religionsunterrichts am Gymnasium beraten!

In dem eingangs angezeigten Werke nun hat Mach das Ergebnis seiner Lebensarbeit niedergelegt. Er hat sich gründliche und umfassende Kenntnisse in der Theologie, in der Philosophie, in den Naturwissenschaften und in den alten Klassikern erworben, und so ist denn aus der ursprünglich beabsichtigten Apologie eine Encyklopädie der Polemik geworden, worin man alle Waffen gegen das Christentum im allgemeinen und gegen die römisch-katholische Kirche im besondern aufgestapelt findet. Nur möge der Leser nicht glauben, man habe es hier mit einem Machwerk à la Hoensbroech zu tun! Während dieser bloß in der Skandalgeschichte des Papsttums bewandert ist, findet man bei Mach universelle und gründliche Belesenheit auf allen Gebieten; höchstens das historische kommt ein wenig zu kurz. Dann hat er es gerade auf Skandal

gar nicht abgesehen; das Anstößige streift er nur. Er ist weder verbittert noch gelb- und schwarzsüchtig noch ungerecht, sondern erkennt auch das Gute an, wo er es findet, und sagt bei einem Rückblick auf die Geschichte der Kirche ganz richtig, sie zeige viel Licht und viel Schatten. Obwohl er in der Einleitung bekannt hat, daß er positiven Zielen zustrebe, ist man am Schlusse doch noch höchlich überrascht, ihn zu solchen umlenken zu sehen, denn man hat sich bis dahin fortwährend in der entgegengesetzten Richtung bewegt. Er widerlegt so ausführlich und gründlich wie möglich die Beweise für das Dasein Gottes und einer jenseitigen Welt, für die Notwendigkeit einer übernatürlichen Offenbarung, für die Göttlichkeit der Bibel, für die Gottheit Christi, für die göttliche Leitung der Kirche, der Weltgeschichte, der Schicksale des Einzelnen. Schließlich aber erfahren wir, daß die ungeheuern Wohltaten, die das Christentum der Menschheit erwiesen habe, nicht zu bestreiten seien, daß der Mensch ohne den Glauben an den persönlichen Gott, an die persönliche Unsterblichkeit, an die erlösende Kraft des Werkes Christi seine irdischen Aufgaben nicht erfüllen, daß die menschliche Gesellschaft und insbesondre ihre sittliche Ordnung ohne das Christentum nicht bestehn könne, daß Christentum und höhere Kultur zusammenfielen, und daß, wie die alte Welt an sich selbst verzweifelnd geendet habe, so die heutige überall dort die Grundlage für ein sicheres sittliches Urteil unter den Füßen verliere, wo sie den Boden des Christentums verlasse.

Mach gesteht seine scheinbare Inkonsequenz auf S. 1356 ein. Es scheint ihm aber nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein, woher sie rührt. Sie kommt daher, daß er sein Werk ein paar Jahre zu früh veröffentlicht hat. So wie es ist, gibt es seinen Studiengang, seinen Entwicklungsgang, aber nicht das Endergebnis seiner Studien, oder doch dieses nur als unpassenden Schluß, nicht als den die Darstellung beherrschenden Grundgedanken. Nicht daß er auf irgend einem Punkte seiner Entwicklung Darwinianer, oder gar Büchnerscher Kraft- und Stoffmaterialist, oder Hegelianer, oder Schopenhauerianer gewesen wäre. Mit großem Scharfsinn hat er die Schwächen und die Unhaltbarkeit jedes philosophischen Lehrgebäudes sofort schon bei seinem Studium erkannt. Aber weil er zugleich das Vollgewicht dessen anerkennt, was diese Lehren — und die Bibelkritik nebst der Weltgeschichte — dem Christentum gegenüber bedeuten, so fühlt man sich mit ihm dem Skeptizismus oder Nihilismus zugetrieben. Ähnlich nun wie bei Kant sind es Herzensbedürfnisse und praktische Erwägungen, die ihn schließlich zur Umkehr bestimmen. Aber nun fehlt der ganzen Gedankenreihe das organische Band. Dieses besteht in der Anerkennung der Tatsache, die vom ersten Augenblick an hervortreten muß, daß auf dem Gebiet der Grundwahrheiten mit der Logik allein nicht auszukommen, und daß die rein theoretische Wahrheit, die bei Mach anfangs als das höchste Gut und als das allein zu ermittelnde dargestellt wird, in Wirklichkeit gar nicht die Wahrheit sondern ein Götze ist, weil der Verstand nur eine Seite des Menschenwesens ausmacht. Übrigens hat sich Mach die Sache vielfach unnötig schwer gemacht, weil ihm trotz seiner bewundrungswürdigen Belesenheit manches Wichtige entgangen ist und er oft voreilig dem ersten besten Fachgelehrten geglaubt hat, z. B. daß der Sabbath aus Babylon stamme. Als wenn der moderne Bibelkritiker ein unfehl-

barer Papst oder inspirierter Prophet wäre, läßt er sich von einem solchen einfach dekretiren: Unbezweifelt vom Jesaja stammen: Kapitel 1 bis 12, Kapitel 14, 24 bis 37. Von 13, 1 bis 14, 24 wird nämlich die Zerstörung Babylons besungen, und die kann doch Jesaja nicht geweissagt haben, weil er sie nicht erlebt hat. Leider übersehen die scharfsinnigen Kritiker, daß die Verwandlung Babylons in eine Wüste und in einen Aufenthalt wilder Tiere, die 13, 20 vorausgesagt wird, und die erst in der christlichen Zeit eingetreten ist, kein einziger von den Spätern erlebt hat, die angeblich das Buch Jesaja vervollständigt haben.

Hier und da vermißt man die Schärfe der Logik, obwohl Logik, wie gesagt, den bei weitem größten Teil der Untersuchungen viel zu ausschließlich beherrscht. Seite 150 wird gesagt, unbewußte Zweckmäßigkeit sei kein widersprechender Begriff, weil sich das „unbewußt" auf das natürliche Geschehen beziehe, das Wort „zweckmäßig" aber nur unsre subjektive, anthropomorphe Auffassung des Naturvorgangs bezeichne. Er klammert einmal hinter „tatsächlich" ein: mechanisch, unbewußt, und fährt dann fort: „Ein deutlicher und naheliegender Beweis hierfür ist die Maschine, deren rein mechanische Wirksamkeit trotzdem eine zweckmäßige sein kann"; korrekter ausgedrückt: die zweckmäßig sein kann, trotzdem daß sie mechanisch wirkt. Dieser kleine Gedankenkomplex ist eine Ungeheuerlichkeit. Zunächst sind tatsächlich, mechanisch und unbewußt drei Begriffe, die, weit entfernt davon, daß sie einander gleich gesetzt werden könnten, rein gar nichts miteinander zu schaffen haben, einander gar nicht berühren, obgleich sie natürlich unter Umständen kombiniert werden können; eine Maschine kann tatsächlich vorhanden sein, und wenn es sich um eine Maschine im gewöhnlichen Sinne des Wortes handelt, so ist sie selbstverständlich unbewußt. Dann aber: eine Maschine, obgleich Maschine und unbewußt, „kann" zweckmäßig sein! Das Wesen einer Maschine besteht ja gerade darin, daß sie eine Vorrichtung ist, die ihr Erbauer geeignet gemacht hat, einen bestimmten Zweck zu erfüllen! Eine Maschine ist ihrem Begriff nach die für einen untergeordneten Einzelfall verkörperte Teleologie und sonst gar nichts, und eben darum setzt jede Maschine den Maschinenbauer voraus, weil Zweck und Plan Konzeptionen eines Geistes sind, und weil es bewußtlosen Stoffen niemals einfällt, von selbst zu einer zweckmäßigen Anordnung zusammenzutreten. Eben deshalb, weil wir uns nicht vorstellen können, wie es die bewußtlosen Stoffe anstellen sollten, beim Aufbau der lebendigen Maschinen, die wir Organismen nennen, eine Ausnahme zu machen, setzen wir für sie den jenseitigen Ingenieur voraus. Auf der folgenden Seite gedenkt der Verfasser selbst des Einwurfs: die Maschine setze ja einen Erbauer voraus, erwidert aber: daß auch für die Weltmaschine ein planender und ausführender Geist vorhanden sei, müsse doch erst „in wissenschaftlich zulässiger Weise" bewiesen werden und könne nicht ohne weiteres von vornherein angenommen werden. Hier wird der Sinn solcher Erwägungen, wie wir für Beweise lieber sagen wollen, nach zwei Richtungen hin mißverstanden. Wissenschaftliche Beweise im strengen Sinne des Worts sind für das Dasein Gottes überhaupt nicht möglich; darin geben wir dem Verfasser und Kant gegen die Scholastiker Recht. Aber dem unbefangnen Sinn erscheint es ungereimt, die Fülle von

Erscheinungen, in denen sich Zweckmäßigkeit und eine deutliche Absicht kundgeben, nicht auf eine bewußte Intelligenz zurückführen zu sollen, und diese Erwägung genügt Unzähligen subjektiv zur Annahme eines persönlichen Gottes. Den meisten fließen dann noch aus andern Erwägungen und aus Erfahrungen Motive zu, die dem Glauben an Gott die Kraft moralischer Gewißheit verleihen. Will man nun, und das ist die andre Seite der Sache, eine solche Erwägung, obgleich ihr die objektiv zwingende Kraft fehlt, einen Beweis nennen, dann stellt eben schon der Satz: Die Weltmaschine setzt den Weltmechanikus voraus, den vollendeten Beweis dar, und es hat keinen Sinn, zu fordern, das Vorhandensein des Schöpfergeistes müsse vorher auf einem andern Wege bewiesen worden sein, ehe man ihn als Verfertiger der Weltmaschine voraussetzt. In dem ängstlichen Streben, ja recht wissenschaftlich zu sein, verliert der Verfasser manchmal den Blick für das Ganze und gesellt sich den Insekten zu, die auf den Farbenklümpchen des Ölgemäldes herumkrabbeln und darum dieses selbst nicht sehen können; weniger der Kirchengeschichte als der Bibel gegenüber verfährt er so, sogar an der Person Jesu glaubt er Unvollkommenheiten aufstöbern zu müssen. Da er zuletzt doch noch den richtigen Standpunkt für den Beschauer wiedergewonnen hat, wird er von selbst zu dem Entschlusse gelangen, sein ganzes Werk noch einmal umzugießen.

Mit seinem Endergebnis sind wir insofern einverstanden, als auch wir das Heil in einem kräftigen Zurückgreifen auf das Urevangelium, auf die Religion Jesu sehen. Nur glauben wir, daß jeder privatim innerhalb seiner Konfession diesen Akt vollziehn könne und solle, daß es nicht nötig sei, den historisch gewordnen Komplex von Vorstellungen, Gewohnheiten und gesellschaftlichen Beziehungen, worin die Masse den Kern der christlichen Religion zu empfangen pflegt, denen zu rauben, die den Kern nicht ohne die Schale zu verdauen, vielleicht nicht einmal zu ergreifen vermögen, und daß man es der Zukunft und dem Walten der Vorsehung überlassen dürfe, ob das Zurückgehn vieler zugleich auf den Kern zu einer Umbildung der Konfessionen und zu einer kirchlichen Neubildung führen wird.

Allerorten streben ernste Gemüter in konvergierenden Bahnen dem angedeuteten Ziele zu. Zwei davon, Dr. Johannes Müller und Heinrich Lhotzky, geben im „Verlag der Grünen Blätter in Leipzig“ Blätter „zur Pflege des persönlichen Lebens“ heraus, und Lhotzky allein hat 1902 im genannten Verlag ein dickes Buch veröffentlicht: Der Weg zum Vater, ein Buch für werdende Menschen. Es sind sinnige, innige Betrachtungen über die Bibel, voll eines rührend kindlichen Verlangens, Jesu Meinung und Wirken zu verstehn und sich ganz hineinzuleben. Religion, womit ein Bau von Dogmen und Einrichtungen gemeint ist, wird abgelehnt. „Alle Religionen sind vermittelt. Israel allein hatte Unmittelbares. Religionen sind Gedanken und Ansichten über Gott und ihre irdische Auswirkung, die nach gewissen Regeln und Bräuchen verläuft. Israel hatte freies, frohes Leben in der Gegenwart Gottes, unbekümmert um kleinliche Priesterregeln. Israels Leben ist ein Leben im Glauben, also in heiliger Gegenseitigkeit göttlichen und menschlichen Lebens. Das hat mit irgend welcher Religion nichts zu schaffen.“ O doch! Ohne die

christliche Religion und Kirche hätte Lhotzky keine Bibel, wüßte nichts von Israel und von Jesus und hätte von seinen schönen Betrachtungen über Jesu Leben und Lehre keine einzige anstellen können.

Das Emporkommen Bonapartes

Von Gottlob Egelhaaf in Stuttgart

Wir haben in der jüngsten Zeit zwei neue französische Werke über den Abschnitt der französischen Revolution erhalten, wo die Wogen immer mehr ebben und sich die werdende Monarchie ankündigt. Das erste ist der fünfte Teil von Albert Sorels L'Europe et la révolution française, der die vier Jahre von 1795 bis 1799, also die Zeit des Direktoriums, behandelt. Das andre ist das Buch von Albert Vandal L'avènement de Bonaparte: bis jetzt ist der erste Teil erschienen, der die Geschichte des achtzehnten Brumaire behandelt; ein zweiter Teil über Marengo und dessen Folgen ist in der Vorbereitung.

1

Sowohl Sorel als Vandal haben sich schon einen solchen Namen unter den Geschichtschreibern erworben, daß es nicht mehr nötig ist, ihr Lob zu singen. Beide zeigen eine Frische und Eleganz der Darstellung, eine Unabhängigkeit des Urteils und eine Gediegenheit der Forschung, daß sie ohne Frage heute in der ersten Reihe nicht nur der französischen, sondern der europäischen Historiker überhaupt stehn. Sorel insbesondre gereicht es zu ganz besonderm Verdienste, daß er über die chauvinistischen Bestrebungen der Jakobiner, die das Schlagwort von den limites naturelles zur Richtschnur ihrer auswärtigen Politik machten, rücksichtslos den Stab bricht und die lange Kriegsära von 1795 an herleitet, wo zuerst dieses Schlagwort siegreich war. Es blieb seitdem die Losung, auch im September 1799, als durch die Siege Brunes in Holland und Massenas in der Schweiz der große Plan der Österreicher, Russen und Engländer (der 1814 gelang), Frankreich von allen Seiten her anzugreifen und in Paris den Frieden zu erzwingen, noch einmal gescheitert war, wie er 1792 und 1793 vereitelt wurde. Man wußte nichts, sagt Sorel Seite 451, von einem andern Frieden, als man ihn in Campo Formio skizziert und in Rastatt abgefaßt hatte: die natürlichen Grenzen, mit ihren Bürgschaften und ihren Vorposten: Holland und die Schweiz von Frankreich abhängig, Deutschland neugestaltet und umgestaltet, Piemont unterjocht oder einverleibt, Italien in Freistaaten geteilt, den Händen Österreichs entrissen, und Frankreich Herrin des Mittelmeers. Mit einem solchen Frankreich war kein Abkommen möglich; Krieg erwuchs aus Krieg, bis 1814 und 1815 die Lehre von den „natürlichen Grenzen" durch die Waffenmacht des vereinigten Europas beseitigt und Frankreich in seine alten Grenzen zurückgeworfen war. Das Schlußstück freilich wurde erst 1870 gespielt!

Allerdings, man darf Frankreich nicht allein verdammen: es gab noch eine Macht, die von unersättlichem Eroberungsdurst getrieben war: das war die Monarchie der Habsburger. Diese, deren auswärtige Politik 1799 durch den Baron Thugut geleitet wurde, ging nicht nur auf die Herrschaft in Deutschland aus, zu der Kaiser Franz der Zweite durch seine Würde ein Recht zu haben glaubte, die durch die Erwerbung Bayerns neu befestigt werden sollte; sie trachtete auch nach der Unterwerfung Italiens: mit einem Fuß wollte man nördlich, mit einem südlich von den Alpen auftreten und so Europas Geschicke leiten. Thugut hat den Engländern gesagt, sein Kaiser müsse für die zweite polnische Teilung, für den Verlust der Niederlande, für seine Kriegskosten entschädigt werden; er beanspruche die Alpenpässe, sodaß die Franzosen nicht mehr nach Italien herüber gelangen könnten, also ein großes Stück von Piemont. Dieses mit der Lombardei vereinigt, beide zusammenhängend mit Venedig, dazu gefügt die päpstlichen Legationen, alles flankiert von Toscana, einer Art habsburgischem Lehen — so würde Österreich eine Stellung erhalten, vor der der Rest Italiens, Parma, Modena, der auf Rom beschränkte Papst und Neapel zittern würden: 1814 hat Metternich Thuguts Gedanken nochmals aufgenommen. Man mußte sich sagen, daß der Papst gutwillig dazu nicht Ja sagen werde; das hatte aber für die Staatsmänner, die von Josephs des Zweiten Geist beeinflußt waren, nichts Erschreckendes. „Man kann den Papst beseitigen, sagte Thugut (Sorel, Seite 431) zu Lord Minto; jeder Souverän kann sich zum Herrn der Nationalkirche erklären, aus eigner Autorität, wie das in England geschehn ist." „Der Heilige Stuhl, sagt Sorel mit Recht, zwischen die katholischen Mächte Frankreich und Österreich geklemmt, ist bloß durch das ketzerische England und das schismatische Rußland verteidigt worden." Zar Paul selbst erschrak vor der Begehrlichkeit seines Verbündeten, „der alles, sogar den Papst, auffessen will; ich war entschlossen, den französischen Koloß zu vernichten; aber deshalb wollte ich nicht eine andre Macht an seine Stelle treten sehen, damit sie der Schrecken der benachbarten Fürsten werde und sie mit Einfällen bedrohe." Es ist bemerkenswert, daß Europa erst Ruhe bekam, als die Nationalstaaten Deutschland und Italien zwischen 1859 und 1871 erstanden, und Frankreich sowohl als Österreich durch das Schwert gezwungen wurden, ihre Machtgelüste über Mitteleuropa für immer zu begraben.

2

Die innern Verhältnisse Frankreichs im Herbst 1799 werden von Sorel und Vandal ziemlich übereinstimmend beurteilt; Vandal, dessen Rahmen zeitlich enger gespannt ist, der deshalb dem Einzelnen mehr nachgehn kann, bringt zu dem Grundton des Gemäldes, der bei beiden im wesentlichen gleich ist, die mannigfaltigern Schattierungen bei. Das Direktorium war allgemein verachtet, und mit Recht; die Direktoren rafften alles an sich, was sie erraffen konnten, und waren doch nicht imstande, den Staat würdig und erfolgreich zu leiten; was in dieser Richtung geschah, kam nicht auf ihre Rechnung. Alle Welt sah es als notwendig an, daß ein Ausweg aus der Verwirrung gefunden werde; aber niemand hielt das auf andre Weise für möglich, als durch

die Herstellung der Monarchie. Der Royalismus gewann von Tag zu Tag Boden; „alle Aufrührer, sagt Vandal I, 217, die nicht in den Krieg ziehn wollten, alle Frauen, die trotz der Gendarmen zur Prozession zu gehn wünschten, schrieen: »Es lebe der König!« Es ist der Ruf der Opposition, aber nicht der der Überzeugung. Aus Grausen vor der Gegenwart ruft man die Vergangenheit an. Man gebe Frankreich eine Republik, die seinen Bedürfnissen angepaßt ist, die seine alten noch lebendigen Überlieferungen achtet und seinen neuen, auf Gleichheit gerichteten Wünschen entspricht — es wird ihr zujubeln. Aber so stand es 1799 nicht: man hat den Namen Republik Einrichtungen, Maßregeln und Menschen gegeben, vor denen Frankreich Abscheu empfindet; und da das Gegenstück zur Republik das Königtum ist, so heißt es: Wir wollen einen König!“ Noch ist keine Rede davon, daß die Massen den Ruf ausgestoßen hätten, der seitdem so oft wiederholt wurde: „Einen Mann! Wir brauchen einen Mann,“ d. h. ein Oberhaupt, das keineswegs mit dem Glanz der Erblichkeit ausgestattet sein muß: es kann ein Bürger sein, der aus der Masse hervorgegangen ist; aber er muß stark genug sein, sich über sie zu erheben, sie zu beherrschen und zu sammeln. Es ist das die Rolle, die in England Cromwell und in Rom Cäsar spielten; Napoleon Bonaparte hat sie in Frankreich gespielt, und „er hat durch die tragische Größe seiner Regierung und durch seinen furchtbaren Einfluß auf den Zeitgeist die cäsarische Erziehung Frankreichs geschaffen. Das Heilmittel des Cäsarismus, dieses Heilmittel der großen Angsttage, dieses schreckliche Spezifikum, das rettet und das tötet, ist ein Vermächtnis Bonapartes. Er hat es so tief in das Mark der Nation eingeführt, daß sich die Wirkung seit einem Jahrhundert immer wieder fühlbar macht, zum Nutzen seiner Erben oder seiner Nachäffer. Ganze Geschlechter haben in der Sinnestäuschung seines Andenkens gelebt und leben noch darin; aus der Tiefe seines Grabes heraus fährt er fort Cäsaren zu erwecken“ (ebenda I, 217). Der royalistischen Bewegung aber hat er 1799 das Wasser abgegraben.

Es ist erstaunlich, wie diese gewaltige Wirkung Bonapartes auf die Volksseele sofort hervortritt, als sich die Nachricht ausbreitet, daß er aus Ägypten — dessen Modernisierung durchaus auf ihn zurückgeht (Sorel S. 441) — zurückgekehrt ist. Sieyès verhandelte eben mit General Moreau, der kaum aus Italien heimgekommen war, und wollte ihn bestimmen, daß er den Schlag gegen das Direktorium führe. Da kam die Nachricht von Bonapartes Ankunft, und Moreau sagte zu Sieyès: „Das ist Ihr Mann, er wird Ihren Staatsstreich viel besser machen als ich.“ Baudin, ein naher Vertrauter von Sieyès, der Abgeordnete der Ardennen im Rat der Alten, ein feuriger Patriot und ehrlicher Republikaner, war überzeugt, daß ein heroisches Mittel notwendig sei, um die Revolution in ihrem Verfall zu retten und den Staat zu erneuern; eine närrische Freude, eine innige Befriedigung malten sich in seinem Gesicht, als er die große Neuigkeit hörte. Für ihn war Bonaparte der Erneuerer der Republik, der Gnadenmensch, dem das Errettungswerk nicht mißlingen konnte; als Baudin am andern Morgen beim Aufstehn vom Schlag getroffen wurde, schrieb man seinen Tod dem Übermaß von Freude zu, das

ihn ergriffen hatte. Ganz Paris geriet in Erregung. In den Kammern, wo das Direktorium die Kunde von Bonapartes Ankunft mitteilte, erhob sich alles und rief: „Es lebe die Republik!“ Auf den Straßen erschienen die Regimentsmusiken und spielten patriotische Weisen; eine immer wachsende Masse Volks begleitete sie in militärischem Schritt, und voraus zogen die kleinen „Trommler der Republik“ und schlugen auf ihre Trommelkästen. Auf dem Boulevard bot sich ein andres Schauspiel: inmitten von Soldaten erschienen russische Gefangne, die ersten, die Paris sah; sie wurden über die Elysäischen Felder nach den Kasernen von Rueil geführt. Das gutmütige Volk umgab sie, bot den Unglücklichen Leckereien und betrachtete mit Stolz diese lebendigen Zeichen des Sieges. Abends wurde in den Theatern die Nachricht verkündet und mit Bravorufen und närrischem Fußstampfen aufgenommen; man trank auf die Rückkehr des Generals in den Kneipen und besang sie in den Straßen. Sind das nicht Szenen, die bis ins kleinste an den Boulangertaumel des Jahres 1887 erinnern — oh, oh, oh, sang man damals in Paris; c'est Boulanger, qu'il nous faut! Bei allem waltete aber doch keine aufrührerische Stimmung vor; man verlangte nur nach einer anständigen und pflichtgetreuen, gut republikanischen Regierung; als im Süden ein Redner ausrief (Vandal I, 239): „General, gehn Sie und schlagen Sie den Feind, und wir werden Sie zum König machen!“ da protestierte Bonaparte selbst mit schamhafter Entrüstung, und das Wort blieb ohne Widerhall. Aber das allerdings tritt hervor: Battre l'ennemi — das war es, was man von Bonaparte weiter erhoffte, wenn erst eine bessere Regierung gegründet war. Massena und Soult hatten eine Schlacht gewonnen, Brune (gegen die Russen und die Engländer in Holland) zwei, Bonaparte aber zwanzig, ja hundert: er war le grand vainqueur qui soit apparu depuis des siècles (Vandal I, 236). Von ihm konnte man die Beendigung des Krieges erwarten, des Krieges, von dem alles Unheil herrührte, das Gesetz über die Geiseln, das alle Freiheit des Einzelnen vernichtete, die progressive Steuer, die Möglichkeit für die Jakobiner, ihr scheußliches Banner immer wieder zu entfalten, wie für die Royalisten, immer wieder sich zu verschwören und sich zu erheben; der verfluchte Krieg nimmt dem Bauern sein Pferd und seinen Sohn, treibt ihn in Berg und Gehölz, schafft Tausende von Fahnenflüchtigen, die sich mit den Wegelagerern verbinden, um Frankreich zu quälen. In den Augen des Volks ist das Mittel, die Revolution zu beendigen, die Beendigung des Kriegs. Bonaparte scheint der Mann für diese Aufgabe. Gerade die Wohltat, die er den Franzosen niemals gewähren sollte, erwarten sie von ihm; ihn, den ewigen Krieger, begrüßt man nach dem Ausdruck einer Zeitung als den „Vorläufer des Friedens.“

3

Aus solchen Stimmungen heraus begreift man, wie sich Sieyès mit Bonaparte verbindet, um die Direktorialverfassung zu beseitigen und Frankreich ein neues Regiment zu geben, bei dem Freiheit und Gleichheit nicht bloß hohle Worte, sondern Wirklichkeit sein sollten. Die eigentlichen Urheber dieses Staatsstreichs waren keine Cäsarianer; Sieyès und Bonaparte verhandelten

nach Sorel V, 468 „wie zwei nebenbuhlerische Staaten, die sich zu einem Feldzug gegen einen gemeinsamen Gegner verbinden, sich über eine zweideutige Formel vereinigen und sich vorbehalten, einer den andern bei dem Vorgehn übers Ohr zu hauen und sich nach dem Siege des andern zu entledigen." Der geprellte Teil waren natürlich die Theoretiker, und der Vorteil fiel dem zu, der sich durch seine Volkstümlichkeit und seine unbedingte Macht über das Heer, Generale wie Soldaten, als der wahre Herr der Lage erwies. Der Staatsstreich vollzog sich zunächst unter der Losung: Gegen die Jakobiner! Diese waren freilich seit Monaten im Zustande der Verschwörung und suchten nach einem Mann und einer Gelegenheit, die wachsende reaktionäre Strömung wieder — wie 1797 — mit Gewalt zu meistern; aber eigentliche Beweise hatte man nicht gegen sie. Es kam auch darauf nicht an; die allgemeine Stimmung entschied den Kampf, obwohl der Staatsstreich, näher betrachtet, schlecht entworfen und noch schlechter durchgeführt wurde, sodaß der ganze Mechanismus zu versagen drohte. Die Jakobiner aber waren nicht die Revolution; deren Wesen war nach Sorel I, 488 Gleichheit, bürgerliche Freiheit, Volksvertretung und die natürlichen Grenzen, und die konsularische Republik von 1799 sollte gerade diese echte Revolution retten, auch nach rechts hin, gegen die Royalisten, die die alte Monarchie an Stelle der in Mißkredit geratnen verfälschten Revolution setzen wollten. In diesem Sinne sagt Sorel I, 488: „Der achtzehnte Brumaire setzte die Revolution fort und machte ihr nicht etwa ein Ende." Das Eigentümliche der Stellung Bonapartes liegt gerade darin, daß er die wertvollen Errungenschaften der Revolution durch seine neue Staatsordnung sicherte, und sein Sturz erfolgte 1814 aus denselben Gründen, wie der des Direktoriums 1799 erfolgt war: weil er die Ordnung in Despotismus und den Ruhm in Weltherrschaft verkehrt hatte und dadurch der Anlaß zu Frankreichs Unglück geworden war.

Wir wollen zum Schluß noch auf zwei merkwürdige Einzelheiten hinweisen. Bonaparte hat am achtzehnten Brumaire bekanntlich einem Boten des Direktors Barras, Bottot, vor den Soldaten die Worte zugerufen: „Was habt ihr aus Frankreich gemacht, das ich euch so glänzend übergab? Ich habe euch Siege hinterlassen, ich finde Niederlagen; ich habe euch die Millionen Italiens hinterlassen, ich finde räuberische Gesetze (die aufsteigende Einkommensteuer) und überall das Elend. Was ist aus den 100000 Mann geworden, die vom Boden Frankreichs verschwunden sind? Sie sind tot! Wir wollen die Republik auf den Grundlagen der Gleichheit, der Sittlichkeit, der bürgerlichen Freiheit und der religiösen Duldung! Wir wollen nichts von den Leuten, die sich für patriotischer ausgeben als die, die sich für den Dienst der Republik haben verstümmeln lassen!" Diese Worte haben in Frankreich dröhnenden Widerhall erweckt; sie tönen heute noch nach und haben dem Direktorium ein Brandmal aufgedrückt, das nicht mehr zu beseitigen ist. Vandal (I, 316) weist aber nach, daß das ganze rednerische Meisterstück nicht von Bonaparte selbst stammt, sondern daß er die wichtigsten Teile und sogar einzelne Ausdrücke wörtlich einer Adresse entnommen hat, die an ihn einige Tage vorher der Jakobinerklub von Grenoble gerichtet hatte, der, als Klub der Provinz, gegen

die direktoriale Unterdrückung und Verderbnis empört war. „So haben die großen historischen Szenen ihre kleinen prosaischen Kehrseiten.“

Der andre Punkt, auf den wir aufmerksam machen möchten, ist die Rolle, die damals der General Bernadotte gespielt hat. Er war vor kurzem Kriegsminister gewesen, schien einen Augenblick die Nationalverteidigung zu verkörpern und hatte wirkliche Volkstümlichkeit, wobei ihm, nach Vandal (I, 281), sein vorteilhaftes Äußere, seine Beredsamkeit, seine herzliche Art sich zu geben und etwas Großartiges und Verschwenderisches in seiner Lebensweise zu statten kamen. Als Gatte der Désirée Clary, der Schwägerin Joseph Bonapartes, war er mit dieser Familie verwandt, und Bonaparte selbst suchte ihn zur Teilnahme am Staatsstreich zu gewinnen. Aber Bernadotte hielt sich zurück: er hätte gern selbst die Herrschaft an sich gerissen, war aber, nach Sorel (I, 471), doch nicht imstande, die Rolle auszufüllen. Er blieb immer unruhig, immer bereit, Bonaparte zu ersetzen, 1799 im Konsulat und 1814, wo Zar Alexander der Erste ihn begünstigte, in der Kaiserkrone, mußte sich aber schließlich doch mit dem schwedischen Throne begnügen. Sein Verhalten von 1799 bis 1814 zeigt, daß Napoleons Stellung, revolutionären Ursprungs, wie sie war, immer gefährdet blieb und verschwiegner Ehrgeiz immer auf die Stunde lauerte, wo es möglich sein würde, ihn zu ersetzen.

Leipziger Dramaturgie

1. Maria Stuart

(Schluß)

Mortimer, über den unser großer Dichter selbst das schöne Lockenhaupt bisweilen bedenklich geschüttelt haben dürfte, kann leidlich wahrscheinlich gemacht werden, wenn er in den ersten Aufzügen durchaus als wohlerzogner, vornehmer, junger Mann und nicht als rabbiater Naturbursche dargestellt wird. Daß er religiöser Schwärmer und in die Königin von Schottland verliebt ist, darf in den ersten Aufzügen nur insoweit zum Vorschein kommen, als der Dichter selbst ausdrückliche Fingerzeige dafür gibt; er muß nicht bloß korrekt, sondern auch zurückhaltend, bescheiden, von feinem höfischem Schliff und für die erlesenste Blüte der Zuschauerinnen möglichst einnehmend sein. Erst mit dem sechsten Auftritt des dritten Aufzugs, wo es heißt, sein ganzes Wesen drücke eine heftige, leidenschaftliche Stimmung aus, vollzieht sich die unheimliche Wandlung, die jedoch nicht so dargestellt werden darf, daß man einen Rasenden vor sich zu haben glaubt. Ich habe die Rolle sehr gut von Jauner in seinen jungen Jahren gesehen, der einem nur ab und zu und mit größter Zurückhaltung einen Blick in den sein Inneres erfüllenden Vulkan gewährte: solche mit mäßiger Sparsamkeit gewährte Einblicke waren von ergreifender Wirkung, und die Steigerung zu dem Paroxysmus der Leidenschaft, worin er „mit irren Blicken und im Ausdruck des stillen Wahnsinns“ ausruft:

Das Leben ist
Nur ein Moment, der Tod ist auch nur einer!
Man schleife mich nach Tyburn usw.

war auf diese Weise mit viel Verständnis vorbereitet. Nach diesem Ausbruche

dämpfte Jauner sofort wieder die Sprache der Leidenschaft und ließ den Zuschauer erkennen, daß er sich Gewalt antue, um die ahnehin besorgte Maria zu schonen, und sogar die Worte:

Ist Leben doch des Lebens höchstes Gut!
Ein Rasender, der es umsonst verschleudert!
Erst will ich ruhn an seiner wärmsten Brust . . .

wurden nicht in den Zuschauerraum gefeuert wie das Stride la vampa! des Trovatore. In der Szene mit Okelly und im vierten Aufzug mit Leicester hielt er sich in den Schranken einer mit allen Kräften niedergekämpften Aufregung; das berühmte:

Ha, Schändlicher — Doch ich verdiene das!

nahm er gefaßt und mit halber Stimme, während die letzten Worte:

Und frei im letzten Augenblicke soll
Mein Herz sich öffnen, meine Zunge lösen usw.

sowie:

Geliebte! nicht erretten kann ich dich,
So will ich dir ein männlich Beispiel geben.
Maria, heilge, bitt für mich
Und nimm mich zu dir in dein himmlisch Leben!

in großem feierlichem Tone, wie der Abschied des den Holzstoß besteigenden Märtyrers, gesprochen wurden.

Doch wir kehren zu den Szenen zurück, in denen sich der Knoten des Trauerspiels schürzt, und wo uns am Anfang des zweiten Aufzugs die Regie des Leipziger Stadttheaters eine sonderbare Überraschung in Westminster Palace bereitet. Schiller hat das erste Erscheinen der Königin Elisabeth mit vielem Geschick so eingeleitet, daß wir, ehe sie die Bühne betritt, durch das Zwiegespräch des Lordmarschalls und des Staatssekretärs Sir William Davison von der Werbung des Herzogs von Anjou erfahren und aus dem Munde des Lordmarschalls eine Schilderung des für die damalige Zeit überaus bezeichnenden Ritterspiels erhalten, bei dem die französischen Kavaliere als Vorfechter des „liebenden Verlangens" die „keusche Festung der Schönheit" nach Verübung eines Madrigals unter Abfeuerung von Blumensträußen und wahlriechenden Essenzen vergeblich berannt hatten. Gerade weil die ganze von der Königin Elisabeth getroffne Veranstaltung so grenzenlos albern und den werbenden Franzmännern gegenüber so ausgesucht taktlos war, wie nur ein altjüngferlicher Blaustrumpf sa etwas Haarsträubendes hatte fertig bringen können, vermissen wir deren Schilderung ungern, denn die Idee, ihre Gäste symbolisch ablaufen zu lassen, bezeichnet die Königin mit einem Strich. Daß sie eine gebildete, unterrichtete, geistvolle Frau und eine große Regentin war, unter deren Regierung England Jahre hohen Gedeihens und gewaltiger Machtentfaltung gesehen hat, ist ebenso bekannt, wie daß sie eitel, zimperlich, kleinlich und einigen ihrer Zeitgenossen geradezu unausstehlich war. Das, was sich hinter dem van Maria im vierten Aufzug des dritten Akts höhnisch erwähnten Ehrenmantel verborgen haben soll, kann man getrost auf sich beruhn lassen, da man selbstherrschenden Fürstinnen wie zum Beispiel Katharina der Zweiten in dergleichen Dingen nie hat nachrechnen dürfen; aber auch was nach dem Urteil ihrer Zeitgenossen sonst über ihren Charakter bekannt ist, läßt sie weder liebenswürdig noch edelherzig erscheinen, und der Musketier, der bei einer Vorstellung der Maria Stuart Statistendienste geleistet und sich in etwas unfeiner Weise dahin geäußert hatte, daß die Rothaarige im goldgestickten Kleide ein „gemeines Backfell" gewesen sei, hatte nicht so ganz Unrecht gehabt.

Statt nun die Königin Schillers Absicht gemäß dem Zuschauer vorzuführen, wie sie nach Beendigung des Ritterspiels mit ihrem Hof und den französischen Brautwerbern in ihre Gemächer zurückkehrt, läßt das Leipziger Stadttheater die

ganze Szene zwischen Kent und Davison weg und läßt den Akt willkürlich mit einer rein äußerlichen Schaustellung beginnen, von der Sorte, die man als Tableau zu bezeichnen pflegt. Elisabeth sitzt zur Rechten des Beschauers auf dem Thron, und die Grafen Aubespine und Bellievre, mit Fanfaren begrüßt und von jungen Damen in Pagenkostüm geführt, finden sich zur Abschiedsaudienz ein. Warum man diese Änderung vorgenommen hat, ist unklar: sie bringt mehrere für das Gesamtbild sehr bezeichnende Züge in Wegfall, und „das Arrangement des Tableaus" ist so mangelhaft und unglücklich, wie nur irgend möglich. Daß die seinerzeit geschickt entworfne, einen Saal im Palast von Westminster darstellende Dekoration in ihrem obern Teil stark verkrümpelt ist, nimmt man in den Kauf, aber daß der Aufbau des Throns ganz ungeschlachte Verhältnisse angenommen hat, und daß dessen Stufen durch ihre unverhältnismäßige Höhe und Ausdehnung die Wirkung der Szene und die freie Bewegung der Darstellenden auch während der spätern Auftritte stark beeinträchtigen, hätte der Regisseur leicht selbst finden können, wenn er sich das Bild mit kritischem Blick vom Zuschauerraum aus angesehen hätte. Wenn man, wie es der Plan des Dichters war, die Königin, von Leicester geführt, von den französischen und den englischen Kavalieren gefolgt, vom Ritterspiel zurückkehren läßt, so ist nichts weiter nötig als zur Linken des Beschauers, also auf der rechten Seite der Bühne — wenn kein zwingender Grund vorliegt, wählt man hierzu ungern die linke — ein vergoldeter Armsessel auf einem nicht umfänglichen, nur um zehn Zentimeter über dem Fußboden erhöhten, mit rotem Tuch bedeckten sogenannten haut-pas, über dem der übliche Himmel angebracht wird, und unter dem, wenn man die Sache sehr schön machen will, noch ein größeres Stück roten Tuchs ausgebreitet werden kann. Der Hof folgt der Königin in mehr oder minder langem Zuge und stellt sich ihr gegenüber hinter den französischen Abgesandten auf. Leicester, der die Königin geführt hat, Burleigh und Shrewsbury bleiben neben ihr stehn, und wenn die Franzosen weg sind, ergibt sich die Placierung für den Staatsrat gleichsam von selbst. Die Königin, die stehn geblieben ist, um die Franzosen zu verabschieden, setzt sich, und die drei Mitglieder des Geheimen Rats stellen sich um sie herum. Wenn die Regie wünscht, daß für sie „Taburets gesetzt" werden, so können das die jungen Damen im Pagenkostüm tun; es ist zwar an sich unbedenklich, aber den Lords ist die Benutzung dieser Sitzgelegenheiten nicht anzuraten, denn sitzend mit dem Souverän zu sprechen war bekanntlich nicht Sitte, und wenn, wie dies in Leipzig geschieht, die drei Herren einer nach dem andern vor der Abgabe ihres Gutachtens aufstehn, so macht sich das nicht besonders gut. Daß Elisabeth vom im Rate sitzen spricht, während sie allein sitzt und die Lords stehn, hat nichts auf sich. Im Rate sitzen ist ein hergebrachter Ausdruck, der nur soviel heißt wie zur Beratung versammelt sein. Die Königin sitzt, das genügt ihr, und sie bedient sich, ohne darauf Wert zu legen, der bekannten rhetorischen Figur, die man als pars pro toto bezeichnet.

Man sieht, daß sich der Vorgang auf diese Weise von selbst entwickelt und in allen seinen Einzelheiten ein gefälliges, zwangloses, dem Hofzeremoniell entsprechendes Bild gibt. Wie ganz anders gestalten sich die Sachen, wenn man sich, abgesehen von der Verballhornung der Idee, das Leipziger Tableau und dessen Folgen vergegenwärtigt. Der Bau des Thronpodiums und seiner Stufen ist so unverhältnismäßig umfangreich, daß er die eine Hälfte der vordern Bühne blockiert; der Wink, den Schiller dem Zuschauer gibt, und der darin besteht, daß Leicester die Königin führt, was unter normalen Verhältnissen dem Untertan nicht zukommt, sobald ein fremder Botschafter anwesend ist, geht verloren, ebenso das auf den Weihrauchhunger der Königin geworfne Streiflicht, da sie mit den schönen Phrasen:

Graf! Ich beklage diese edeln Herrn,
Die ihr galanter Eifer über Meer
Hierher geführt, daß sie die Herrlichkeit
Des Hofs von St. Germain bei mir vermissen.
Ich kann so prächtge Götterfeste nicht
Erfinden als die königliche Mutter
Von Frankreich usw.

und:

Der Glanz
Der Edelfräulein, die im Schönheitsgarten
Der Katharina blühn, verbürge nur
Mich selber und mein schimmerlos Verdienst,

doch nur zu einer schmeichelnden Erwiderung Anlaß zu geben wünscht und mit andern Worten dem Sport des fishing for compliments obliegt. Sie sitzt auf dem erhöhten Podium unbeweglich wie der Pfau auf dem Wagenschuppendach, und da sie die aus dem Hintergrund eintretenden Franzosen erwartet, kehrt sie, wenn die Begrüßungsfanfaren erschallen, dem Publikum den Rücken zu, das auf diese Weise nur Gelegenheit hat, seine Augen an einer über alle Stufen weg gebreiteten Schleppe von geschlagnem rotem Baumwollenplüsch zu weiden, offenbar ein Sinnengenuß, was den Schimmer und die Farbe anlangt, aber nichts, was, insoweit als der Tastsinn in Frage kommt, die Phantasie angenehm anregen könnte. Wie ich keine Sehnsucht empfinde, die Bären im Zoologischen Garten zu streicheln, nicht bloß weil sie beißen, und ich mich deshalb vor ihnen fürchte, sondern weil ich mir auch obendrein denke, daß sich ihre Zotteln durchaus nicht seidig anfühlen dürften, möchte ich auch mit den aus geschlagnem Baumwollenplüsch gefertigten Kostüms streichelnderweise nichts zu tun haben. Ich weiß zwar recht gut, daß, wie die Leipziger Theaterverhältnisse gegenwärtig sind, von einem Kostüm aus echtem Sammet, echtem Atlas, echtem Damast, echtem Brokat nur ausnahmsweise die Rede sein kann, aber die Mißlichkeit der Dinge, die dem Zuschauer Genügsamkeit predigt, sollte doch auf der andern Seite die Regie nicht verleiten, mit Flitterstaat großzutun, den man stillschweigend in Ermanglung von etwas Besserm hinnimmt, den man aber nicht nach der Art einer kaiserlichen oder königlichen Krönungsschleppe wie in einer Prachtvitrine ausgestellt zu sehen wünscht. Das Auge des Zuschauers, der viel in großstädtischen Theatern gesessen hat, ist nun einmal so weit geschult, daß es nicht anders kann: es unterscheidet Baumwolle und Seide auch in der Ferne an der Textur, am Faltenwurf, am Lichtreflex, am echten oder unechten Schimmer. Wo die Garderobeanschaffungen im Zeichen der Baumwolle stehn — und kein vernünftiger Mensch wird von einer Direktion das Unmögliche verlangen —, sollten unnötige Tableaus mit Fanfaren und prahlhansige Schleppeneffekte vermieden werden. Wenn nur die Roben der Königlich Niederländischen Hoflieferanten auf der Bühne und nicht auf dem Zettel wären, würde ich jedesmal eine Gardenie an mein Knopfloch wenden, um mich für die mir gewährte Augenlust dankbar zu erweisen: aber der viele geschlagne Boomwullenplüsch, brrr; wie der gute arme Wilde in der Schaubude gesagt hatte: „Ich kann das viele rohe Fleesch nich fressen," so möchte man sagen: Ich kann den vielen Boomwullenplüsch nicht verkuusen. Übrigens sollte man glauben, daß, wenn man auch mit den Leistungen etwas in die Höhe kletterte, die Sitze auf den fünf vordersten Parkettreihen für jede Vorstellung, gleichgiltig ob Oper oder nicht, zu fünf Mark verkauft werden könnten, eine Preiserhöhung, die nach drei oder vier Vorstellungen zum Beispiel für den unglücklichen Mortimer, den man gar nicht sorgfältig und vornehm genug kleiden kann, ein mit Atlas von derselben Farbe „geputztes" rotbraunes oder veilchenblaues Sammetkostüm mit Mantel geben würde, während der Ärmste jetzt sein Kostüm aus allen Ecken zusammenstoppeln muß. Sein Wams hat unter den Armen die den roten Stoff überziehenden schwarzen raupenartigen Streifen längst eingebüßt, und der übrigens prächtige Mantel, den er bei dem Kratzfuße in Westminster Palace trägt, paßt nicht für einen jungen Menschen und ist offenbar der Garderobe des Onkels entlehnt.

Zu den kleinern Mängeln der Inszenierung rechne ich auch die sonderbare Gewohnheit, in Fällen, wo den Weisungen des Bühnendichters zufolge ein besondrer Gegenstand „requisit" ist, mit andern Worten zur Hand sein muß, diesen Gegenstand, wie den Phönix, als in seiner Gattung einzig zu beschaffen und erscheinen zu lassen. Im ersten Auftritt des fünften Aufzugs der Piccolomini steht in dem dem Oktavio als Wohnzimmer dienenden weißüberkalkten Vorratsraume außer

einem grünen Kachelofen nur der unentbehrliche Tisch mit den beiden Stühlen, und auf dem Tisch richtig die — Schatulle, aus der der alte Intrigant den „offnen kaiserlichen Brief“ zieht. Warum will man den Zuschauer ohne weitere Veranlassung zwingen, sich einen Generalleutnant als aller Bequemlichkeiten des Lebens in so spartanischer Weise entblößt zu denken? Warum soll er, der doch auch zum „Rollen“ so manche Gelegenheit gehabt hat, sich Diogenes und sein Faß zum Muster ausgesucht und nur einen Ofen, einen Tisch, zwei Stühle und eine Schatulle als fliegende Habe besessen und als zur Möblierung der ihm von den Quartiermachern als Wohnung ausgesuchten Vorratsräume für nötig angesehen haben? Was hinderte den Regisseur und den Maler, hier ein interessantes spätmittelalterliches Interieur eines hohen friedländischen Condottiere mit allerhand Waffen, Trophäen und Beutestücken herzustellen? Eben dasselbe gilt von dem blauen Bande (en sautoir) des Hosenbandordens, das Elisabeth dem Leicester abnimmt, um den Grafen Bellievre damit zu bekleiden. Nach der Idee des Regisseurs genügt ein blaues Band, das Leicestersche; Burleigh und Shrewsbury, die auch das Band mit den goldnen Buchstaben unter dem Knie tragen, haben kein blaues Band um den Hals. Denkt man, daß an einem Hofe, wie der der Königin Elisabeth war, die Ritter des höchsten Ordens das Recht hatten, bei feierlichen Gelegenheiten, und die Abschiedsaudienz eines fremden Botschafters ist doch gewiß eine solche, das eine oder das andre der Ordensinsignien zuhause zu lassen? Daß Elisabeth Leicesters Band wählt, um den Botschafter damit zu bekleiden, soll andeuten, daß sie ihn für den ersten und vornehmsten Kavalier ihres Hofes ansieht. Diese Pointe fällt weg, wenn Burleigh und Shrewsbury ihre Bänder geringschätzigerweise zuhause gelassen haben, denn der Zuschauer sieht, daß die Königin keine Wahl hat: sie muß das Leicestersche Band nehmen oder sich die Investitur des französischen Grafen ganz aus dem Sinne schlagen.

Wie sich der Pfau endlich doch von seinem Wagenschuppendach herabschwingt, so kann auch Elisabeth nicht ewig auf dem wie eine Zitadelle von allen Seiten unnahbaren Throne bleiben: sie muß Citharons wolkigen Gipfel verlassen. Hinter ihr stehn auf dem obersten Podium vier junge Damen in Pagenkostüm, die zu nichts anderm da sein können, als der Königin behilflich zu sein, wenn für sie der schwierige Augenblick kommt, sich mit der geflissentlich in ihrer ganzen Meterzahl über die Stufen ausgegossenen Plüschschleppe aus dem Hause zu setzen. Würde man es glauben, wenn man es nicht mit leiblichen Augen gesehen hätte, daß von den vier niedlichen Gesichtern keins Zeit hat, sich um seinen Dienst zu kümmern? Zu lächeln verstehn sie anmutig und die Blicke durch den Zuschauerraum schweifen zu lassen, um Ernst oder Wilhelm, die im Theater sind, zu finden und durch einen Marconischen Gruß ohne Draht zu beglücken: die Königin mag sehen, wie sie allein fertig wird. Die stolze Elisabeth, der die Unmöglichkeit, das lange schwere Ding von einer Schleppe an allen den Stufenecken vorbeizusteuern, bekannt ist, muß sich lange und auffällig nach Hilfe umsehen, das aus unköniglichem rotem Kattun bestehende Futter des königlichen Manteaus kommt unbarmherzig zum Vorschein, und wenn sich Elisabeth übel und böse aus der halsbrecherischen Lage gezogen hat, sieht man nicht, daß die pflichtvergessenen kleinen Schwerenöter zur Entgegennahme der wohlverdienten Züchtigung vom Pagenhofmeister abgeführt werden, denn es sind ja junge Damen, die unter niemandes Zucht als unter der von Ernst und Wilhelm stehn, und die überzeugt sind, ihren Verpflichtungen nachgekommen zu sein, wenn sie blühend und jungfräulich angesehen gewesen sind wie die Myrtenbäume bei den Honoratiorentrauungen, und — wenn sie Ernst und Wilhelm doch noch entdeckt haben.

Die Übelstände des leidigen Thronbaus sind jedoch bei weitem noch nicht überstanden, wenn der Hof und die Franzosen weg sind, und die Königin ganzbelnig wieder auf dem plancher des vaches angelangt ist, denn die Vorbereitungen für den Staatsrat müssen nun auf dem bisher von dem abziehenden Hofgesinde ein-

genommenen einzig freien Teile der Bühne getroffen werden. Es ist nicht meine Gewohnheit, bei solchen Galagelegenheiten über die auf dem Zettel nicht einzeln namhaft gemachten Herzöge, Marquis und Grafen herzuziehn. Ich weiß, daß sie lieber im Weinrestaurant am Georgiringe mit der „erstklassigen" Küche sitzen würden als hier in Anzügen zu paradieren, die sie sich — das ist ihre Entschuldigung — nicht selbst ausgesucht haben, und ich traue z. B. dem schlanken hochaufgewachsenen Jüngling, der in perlgrauer Strumpfhose die ehrenwerte Klasse der Viscounts repräsentiert, soviel Takt und feines Gefühl zu, daß er der Hinrichtung der unglücklichen Königin nicht in dieser selben perlgrauen Strumpfhose beiwohnen würde, wenn ihm eine schwarze geliefert würde. Aber was die Herzoginnen, Marquisen und Gräfinnen anlangt, so muß ich mich doch darüber wundern, daß man es für angezeigt hat halten können, dem Publikum Exemplare dieser hochedeln Klasse und zwar, wenn ich recht gesehen habe, deren zwei vorzuführen. Warum ließ man sie nicht bei ihrem Strickstrumpf und ihren sonstigen häuslichen Beschäftigungen, und wenn man sie einmal inkommodiert hatte, warum hat man sie nicht ersucht, unmittelbar hinter dem Throne Ihrer Majestät auf dem obersten Podium Platz zu nehmen? Da gehörten sie hin, und sie würden, als die Schleppengefahr dringend wurde, entweder selbst rechtzeitig zugegriffen oder die wandernden Geister der jungen Damen durch eine ausdrucksvolle Gebärde aus dem Zuschauerraum auf die Bühne zurückgeführt haben. Der Hof der Königin Elisabeth, wie ihn Schiller beschreibt, berechtigt und verpflichtet jede Regie, die Herzoginnen, Marquisen und Gräfinnen zuhaus zu lassen, denn da Graf Aubespine, der doch ein galanter Franzose ist, ausdrücklich sagt:

Nur Eine Dame zeigt Westminsterhof
Dem überraschten Fremden, aber alles,
Was an dem reizenden Geschlecht entzückt,
Stellt sich versammelt dar in dieser einen,

ist es luce clarius, daß man die Rivalinnen der jungfräulichen Königin vor den Augen der aus St. Germain gekommenen Herzenseroberer verborgen hatte. Daß die Königin ohne Oberhofmeisterin und Hofdamen ist, haben sie und der große Dichter zu verantworten; zwei dieser Damen in bescheidenster Kleidung und an bescheidenster Stelle — hinter den Hofherren — anzubringen, ist eine halbe Maßregel, die nicht zu rechtfertigen ist.

Um aber auf die Vorbereitungen zum Staatsrat zurückzukommen, so wird das Nötige von jungen Damen in Pagenkostüm herbeigeschafft und besteht erstaunlicherweise in lauter Erzeugnissen der modernsten Tischlerkunst, nämlich in einem vergoldeten Guéridon, einem vergoldeten, mit roter Decke versehenen Triumphstuhl und drei vergoldeten sogenannten Routstühlen. Über den Triumphstuhl und den Guéridon verliere ich kein Wort, denn sie waren beide, wenn man es richtig anfing, ohne weiteres entbehrlich; aber was die Routstühle anlangt, so kann es doch vielleicht von Nutzen sein, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß bei keinem der mittelalterlichen Höfe andre Sitzmittel für die nicht gekrönten Häupter bekannt waren als die an den Wänden angebrachten Steinbänke oder mit Kissen belegte Schemel ohne Rück- und Armlehne. Ein Stuhl mit Rück- und Armlehne war ein Ehrensitz, den sich zwar jeder vornehme Herr in seinen eignen vier Pfählen gönnte, den aber bei Hof zu beanspruchen ihm ebensowenig in den Sinn gekommen wäre als dem König die Krone vom Haupte zu nehmen und sie sich aufzusetzen. Aus der englischen wie aus der italienischen und der französischen Memoirenliteratur geht hervor, daß die Hofleute in Gegenwart des Souveräns immer standen, und daß es hiervon nur dann Ausnahmen gab, wenn einzelne von ihnen zur Tafel oder an den Spieltisch gezogen wurden. Es ist bekannt, zu welchen Intriguen noch viel später am französischen Hofe der Wunsch, das im Prinzip den Herzoginnen vorbehaltene Ehrenrecht des Taburets zu erlangen, Veranlassung gewesen ist. Die Leute waren damals das Stehen mehr gewohnt, und es bekam ihnen besser als uns, sonst hätten

die Hofleute, die viele Stunden lang dem Souverän stehend Gesellschaft leisteten, scharenweise umfallen müssen wie die Fliegen. Die szenische Weisung im Don Karlos, dritter Akt, erster Auftritt, wonach die Pagen, die im Schlafzimmer des Königs den Dienst haben, auf den Knieen eingeschlafen sein sollen, findet ihre Bestätigung in einem spanischen Memoirenband, dessen Titel mir augenblicklich nicht einfällt, und den ich nur aus der französischen Übersetzung kenne, worin aber ausdrücklich berichtet wird, daß die unglücklichen Jungen, wenn sie knieend oder stehend einschliefen, mitunter die Balance verloren und dann von dem Camériere Mayor, der Nachts revidieren kam, auf der Diele schlafend angetroffen wurden. Mit der stilgerechten Form der Taburets braucht man es ja so ängstlich nicht zu nehmen, weil nur wenige im Publikum diesen Teil der Archäologie genug beherrschen, daß sie auf den ersten Blick sagen könnten, ob die Zeichnung eines auf der Bühne stehenden Taburets zeitgemäß sei oder nicht. Keinesfalls aber dürfen am Hofe der Königin Elisabeth Stühle gestellt werden, und die Regisseure werden immer gut tun, sich mit einigen etwas schwerfälligen, recht massiven Sitzen in Hitschenform zu versehen, da schöne Exemplare dieser Gattung auch noch im Gebrauch blieben, als im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert schon die eigentlichen Taburets mit vier einzelnen Beinen in Aufnahme gekommen waren. Die Art, wie die Königin und die drei Geheimen Räte mit dem kleinen magern Tischchen in ihrer Mitte auf ungeeigneten Sitzen untergebracht sind, erinnert den Zuschauer unwillkürlich an das afrikanische Gastmahl der Madame Batavia, und es ist unvermeidlich, daß die Bewegungen der Schauspieler durch die unbequeme und unbehagliche Lage, in die sie von der Regie gebracht sind, beeinträchtigt werden. Am meisten ist dies bei dem Grafen Leicester der Fall, der gerade hinter der Königin sitzt und sich, ehe er dazu kommt, sie mit dem bekannten

Ich schweige vor Erstaunen, Königin,

anzureden, zwischen der Kulisse und dem Triumphstuhl durchschlängeln muß, um ihr durch eine Überflüglung beizukommen. Wenn er diese schwierige und immerhin etwas komische Evolution nicht machte, würde ihm nichts übrig bleiben, als den baumwollnen Plüschrücken und den jede Annäherung wie ein spanischer Reiter unmöglich machenden hochaufgerichteten Spitzenkragen anzureden.

Aber auch das verschmerzt man,
Denn was verschmerzte nicht der Mensch,

und wenn der Oheim mit dem Neffen erscheint, den die Wachen trotz seiner etwas abenteuerlichen Erscheinung haben passieren lassen, spielen sich auch die weitern Auftritte des zweiten Akts auf dem engsten Raume ab, da eben der Thron und seine Ausläufer jedes Agieren auf der linken Hälfte der Bühne unmöglich machen.

Die Rolle der Königin ist gerade in diesem letzten Teile des zweiten Aktes besonders schwierig, nicht bloß weil in den Szenen mit Mortimer und Leicester die Gegensätze, aus denen sich ihr Charakter zusammensetzt, sehr rasch und unvermittelt hervortreten, sondern auch weil es für die Schauspielerin, die die Rolle gibt, mitunter schwer ist, sich darüber klar zu werden, ob die Königin ihren „harten Sinn wirklich erweicht“ hat, wenn sie zärtlich und wehmütig wird, oder ob sie nicht vielmehr auch damit nur eine Komödie aufführt? Sind die Tränen, die sie über Mariens Brief weint, echt, oder sind es solche, von denen sie im zwölften Auftritte des letzten Akts selbst sagt:

Es soll an Tränen mir
Nicht fehlen, die Gefallne zu beweinen;

gefällt ihr Mortimer wirklich, wie sie ihm zu verstehn gibt, indem sie sagt:

Das Schweigen ist der Gott
Der Glücklichen. Die engsten Bande sinds,
Die zartesten, die das Geheimnis stiftet!

oder denkt sie nur: doppelt genäht hält besser? Wenn der Faden des Ehrgeizes reißt, soll dann nach ihrem Plan der der Liebe nach halten? Ich habe wenig Königinnen Elisabeth gesehen, die mir recht genügt hätten: ich denke, der Grund davon liegt an der Rolle, die eine Intrigantin von imponierender Erscheinung und armidenartiger Verstellungskunst und Versatilität erheischt. Eine harnalte, deren beginnende Verknöcherung jede Möglichkeit einer zartern Regung in ihrem und in Leicesters Busen auszuschließen schien, ist mir unvergeßlich. Die Furcht, die man vor ihr hatte — ich wäre an Graf Leicesters Stelle lieber zu den zoologischen Bären in deren Grube, als zu ihr auf die Bühne gestiegen —, kam ihr sehr zu statten, namentlich in der Parkszene mit Maria, wo man jeden Augenblick gewärtig war, daß sie die Gegnerin erdrasseln und wie einen toten Balg ins Orchester werfen würde. Auch der Abgang dieser Erinnye sah durchaus nicht wie eine Niederlage aus; man hörte auch bei der Stelle:

Regierte Recht, so läget Ihr vor mir
Im Staube jetzt, denn ich bin euer König,

nicht für einen Augenblick auf, die unglückliche Maria, die es mit dieser eisernen Jungfrau aufgenommen hatte, zu bedauern, und am Ende des Akts ruhte das Publikum nicht, bis beide Königinnen erschienen. Beide, auch die verknöcherte: daß man auch sie rief, entsprang, denke ich, demselben Grausen, das die Ägypter antrieb, das Krokodil zu verehren.

Wie wenig mitunter auch der glühende Eifer, es recht schön zu machen, genügt, bewies mir der ebenfalls von mir gefürchtete Leipziger Mortimer am Anfang des sechsten Auftritts (des zweiten Aufzugs). Statt die Worte:

Geh, falsche, gleisnerische Königin!

mit stolzer Verachtung und verhaltener Stimme fallen zu lassen, schleuderte er sie der in ihr Zimmer gegangnen Königin mit einem solchen Aufwande von Stimme und borgheſischer Fechterstellung nach, daß der unmögliche Frevel an der geheiligten Stille der königlichen Gemächer in einem Hoftheater nicht bloß die sogenannten Hafschranzen, die als Zuschauer in den Logen anwesend gewesen wären, sondern auch alle Gardisten und Grenadiere umgerissen haben würde, die je auch nur auf den durch die Nähe der Majestät in ein Reich tiefsten Schweigens verwandelten Korridoren Posten gestanden hätten. „Diesem Martimer," wie er in dem einen Auftritte, dem sechsten des vierten Akts, fünfmal genannt wird, möchte man den falsch ausgedrückten Gefühlsausbruch noch verzeihen, weil man ohnehin mit ihm den Eindruck einer mit übergroßer Sprengladung bedachten Mine nicht los wird, aber daß der Regisseur, wenn er von einem behaglichen Platze im Hause aus einer der Proben oder einer der ersten Vorstellungen beigewohnt hat, nicht auf den Gedanken gekommen ist, brüllen sei in diesem Falle nicht das Rechte, nimmt einen wunder.

Die einzige Art, wie Leicesters Rolle dem Zuschauer möglich und wahrscheinlich gemacht werden kann, ist, daß sie mit dem blendenden Schimmer des auf seine Stellung pochenden Günstlings und des für Elisabeths Herz verführerischen Mannes ausgestattet wird. Daß das alles hohl ist wie eine vom Meister Wurm leergefressene Nuß, versteht sich von selbst, und dem, der das übersehen könnte, setzt es Leicester selbst auf das ausführlichste auseinander. Aber das tut nichts: wenn der waghalsige Seiltänzer gewandt ist und einen vornehmen Anstrich hat, so läßt sich das Publikum schon etwas bieten. Ich möchte sogar glauben, daß es sich in dieser Beziehung zu Schillers Zeiten in Weimar mehr bieten ließ als heutzutage in einer größern Handelsstadt. So schwer es einem wird, es zu sagen, so ist es doch an dem: wenn uns Leicester nicht durch einen falschen Schein von Ritterlichkeit täuscht — und wahre Ritterlichkeit hat er genau soviel wie eine alte, nur vom Mäusefangen lebende Katze —, so ist er einfach zum Anspucken. Je mehr er sich darauf beschränkt, ein sogenannter Beau zu sein, um so tiefer drückt er die Königin

Elisabeth hinunter; auch der Maria tut er dadurch Schaden. Der Leipziger Leicester würde mir, wenn ich mich in Elisabeths und Marias Seele zu versetzen suche, nicht romantisch, nicht beunruhigend (troublant) genug gewesen sein. Aber wie ein Mann beschaffen sein muß, wenn er zwei verschiednen Frauen wie Maria und Elisabeth gefallen soll, weiß unsereiner nun doch einmal nicht, und die Maske des Leipziger Schauspielers sah wenigstens dem einen Tizianischen Franz dem Ersten im Louvre so frappant ähnlich, daß man seinen Kopf schon darum für gefährlich halten konnte.

In der Parkszene wird die Leipziger Elisabeth von der Leipziger Maria arg vermöbelt, ohne daß man für sie lebhaftes Bedauern wegen etwas anderm empfände als wegen ihres geschmacklosen, der Farbenpracht der urwäldlichen Papageien nicht mit Glück entlehnten Jagdkostüms, an dem sie offenbar ebenso unschuldig ist wie im fünften Akte der junge Viscount an seiner schon mit Bedauern erwähnten perlgrauen Strumpfhose. Die Parkdekoration ist in Leipzig mit so unglücklicher Hand gewählt und zusammengestellt worden, daß es sich der Mühe lohnen würde, von Altenburg zu kommen, um zu sehen, wie man so etwas nicht machen muß. Die Bühne stellt ein mit Bäumen dicht bestandnes Gelände dar, das mich an den schon vor Jahren gänzlich verwahrlosten, früher herzoglichen „Lustwald" des Schlosses Hoym erinnerte, und von den Naturschönheiten, deren Anblick Maria begeistert, sieht der Theatergast nichts. Nur „der Bäume dicht Gesträuch," das die Parkmauer verdeckt, wird uns vorgeführt, und der „weite Himmelsschaß," von dem Maria spricht, ist da, wo man auf der rechten Seite der Bühne freien Raum in den obern Regionen zu Gesicht bekommt, lohlpechrabenschwarz. Diesen unheimlichen schwarzen Fleck hätte man wenigstens vermeiden sollen, obgleich damit doch nur wenig geholfen wäre, denn es muß eine ganz andre Dekoration gewählt werden, die einen freien Ausblick über den Park und über die Gegend gibt. Wenn hiergegen die von Marias Amme erwähnten, die Flucht verhindernden Parkmauern geltend gemacht werden, so kann man sich diesem Einwurf gegenüber darauf beziehn, daß die Ahas, breite ausgemauerte trockne Gräben, die bei Lustschlössern für längere Strecken die Parkmauer da ersetzen, wo es sich darum handelt, eine unbeschränkte Fernsicht zu gewinnen, sehr alten Ursprungs sind und — wie es scheint, aus der Erbauungszeit des Rittersitzes stammend — bei Schlössern vorkommen, deren Entstehungszeit präelisabethanisch ist. Wenn man die Terrasse eines mittelalterlichen Schlosses mit unbegrenzter Aussicht auf ferne „Nebelberge" in weite, flache, durch einzelne leichte Baumgruppen unterbrochne Wiesen übergehn läßt, so wird dem Zuschauer, der nicht mehr das Gegenteil von dem sieht, was er beschreiben hört, Marias Begeistrung und ihr wehmütiger Zuruf an die „Segler der Lüfte" verständlich, während man so dem zwischen Gesträuch und Bäumen hin und her eilenden Schritte der schottischen Königin ohne rechtes Verständnis für ihren Jubel und ihre Betrübnis folgt. Um eine unglückliche Aushilfe ist man unter solchen Umständen natürlich nie verlegen, und man hat sich, um eine solche zu finden, im vorliegenden Falle in Leipzig für die Anbringung einer sogenannten Apareille entschieden, die einen etwas ansteigenden, angeblich zu einer Art Aussichtspunkt führenden Weg vorstellt: auf dem soll die Königin, so oft sie etwas sehen muß, wie z. B. den Fischer, der den Nachen anlegt, und den sie für ihre Errettung reich mit Schätzen zu belohnen bereit ist, ein paar Schritte hinaufgehn, eine Zumutung, die die Königin in die falsche Lage eines Raubtiers bringt, das von seinem Käfig aus den Weg, auf dem die Fütterung ankommt, nicht übersehen kann, und das deshalb aller zwei Minuten an den Gittern hinaufsteigt und von da Auslug hält.

Für Leicester und Shrewsbury allerdings, die es vorziehn, sich während der schon unter sehr ungünstigen Verhältnissen beginnenden Zwiesprache der beiden Königinnen möglichst aus deren Gesichtskreis zu halten, sind die auf der Bühne dargestellten zahlreichen Bäume und Gebüsche sehr erwünscht. Ein Schritt, und sie verschwinden hinter dem nächsten Eichenstamm, ein zweiter Schritt, nur ihr Kopf kommt über einem dichten Erlenbusch zum Vorschein, ein dritter, und man glaubt,

Digitized by Google

der Urwald habe sie verschlungen. So tauchen sie, wie Kasperle hinter und neben dem Sarg, bald rechts, bald links auf und finden sich auch wirklich schließlich zur rechten Zeit ein, um die Leipziger Elisabeth, die einem mitsamt ihrer Reitpeitsche nicht halb so furchtbar erscheint, wie die unbewaffnete knöcherne in der Residenz ausgesehen hatte, auf ihrem Rückzuge „in der höchsten Bestürzung" zu begleiten.

Shrewsbury ist nicht bloß eine dankbare Rolle, für die sich, wie auf den meisten größern deutschen Bühnen, auch in Leipzig ein guter Darsteller gefunden hat, er ist mehr als das, denn er ersetzt gewissermaßen den Chor — es sei hier nur an die wundervollen Verse erinnert, die mit den Worten beginnen:

Der Gott, der dich durch seine Wunderhand
Viermal erhielt —

und daß George Talbot das große Siegel nach zwölfjähriger Amtsführung zurückgibt, weil seine „grade Hand zur starr" ist, Elisabeths neue Taten zu besiegeln, verurteilt diese in so unnachsichtiger Weise, daß der Zuschauer schließlich doch nicht ganz an der Gerechtigkeit des Himmels zu verzweifeln braucht. Viel Aufwand hatte allerdings die Regie in der letzten Szene, wo dies stattfindet, weder für das Kostüm der Königin, noch für deren Gemach gemacht, dessen grüne Ripsgardine dem Zuschauer schon von den letzten acht Auftritten des vierten Aufzugs her bekannt war, aber sonderbar war es mir doch, daß am Schlusse des zehnten Auftritts vom fünften Akt, als Leicester nach den Worten:

Sie kniet aufs Kissen — legt das Haupt . . .

ohnmächtig niedergesunken war, alle um mich herum sitzenden jungen Damen, in deren Mitte ich mir vorkam wie ein zwischen blühenden Rosen geduldeter stachliger Kaktus, aufstanden, um das Haus zu verlassen, als ob die letzten fünf Auftritte überhaupt nicht auf der Welt wären. Als sie gewahr wurden, daß das Gros des Publikums an kein Fortgehn dachte, änderten sie ihre ursprüngliche Absicht und setzten sich wieder.

Mir hat dieses vorzeitige Aufstehn viel zu denken gegeben. War durch Marias Gang zum Tode das Gerechtigkeitsgefühl der lieblichen jungen Damen schon befriedigt, oder kam es ihnen auf diese Befriedigung gar nicht an, und war es ihnen nur um die Tränen der Frauen und um Marias würdevolle Unterwerfung unter das Unvermeidliche zu tun gewesen? Sollten vielleicht der einen oder der andern dieser aufbrechenden Rosenknospen die letzten fünf Auftritte infolge zu beharrlichen Radelns, Ruderns und Schlittschuhfahrens ganz aus dem Gedächtnis geschwunden sein, oder hätten sie gar der Regie Unverfrorenheit genug zugetraut, wie den Anfang des zweiten Akts so auch nach den Schluß des Trauerspiels zu eskamotieren?

Und schließlich, was machen sich neun Zehntel unsrer heutigen Theaterbesucher aus der dramatischen Gerechtigkeit? Die kann ihnen gestohlen werden. Worauf sie halten, ist das Sensationelle. Marias Gang zur Hinrichtung ist ihr Fall, und alles, was mit dem zusammenhing, hatte denn auch die Regie mit besondrer Liebe behandelt. Nachdem sich das gewaltige Doppeltor im Prospekt geöffnet hat, werden außer dem schlanken hochaufgeschoßnen jungen Hofherrn mit der perlgrauen Strumpfhose auch Soldaten und Knechte mit Fackeln sichtbar; das Auftreten des Sheriffs wird von drei überaus unheimlichen Stößen eines Instruments begleitet, dessen Name mir unbekannt ist, und dessen Klang ich mit dem der Sirene vergleichen möchte; Musikanten — eine weder Burleigh noch Sir Amias Paulet zuzutrauende Veranstaltung — spielten einen Trauermarsch, und hinter dem Sheriff wird ein vermummter blutroter Henker sichtbar, den ich zwar für meine Person der Regie ebenso wie den Trauermarsch lieber geschenkt hätte, der aber doch nicht hinzugedichtet worden wäre, wenn man ihn nicht als eine der Mehrzahl willkommene Zugabe hätte ansehen können.

Der Marquis von Marigny

Eine Emigrantengeschichte von Julius K. Haarhaus

(Fortsetzung)

2

Am nächsten Morgen erhob sich der Marquis nicht gerade in rosiger Laune von seinem Lager. Er hatte schlecht geschlafen, noch schlechter als die Nacht zuvor in dem schmalen und harten Gasthofsbett des Kronenwirts, denn die Ruhestatt, die ihm Mutter Haßlacher in einer der engen und dunkeln Kammern neben dem „Atelier“ ihres Seligen aufgeschlagen hatte, ließ so ziemlich alles zu wünschen übrig. Überdies war Marigny noch am Abend zu der Erkenntnis gelangt, daß die Küchenverhältnisse in seinem Quartier noch weit trostloser waren, als er nach dem von uns zu Protokoll genommenen Zwiegespräch mit der Alten gefürchtet hatte, und daß man hier in Koblenz die allereinfachsten der ins kulinarische Fach einschlagenden Dinge nicht nur nicht hatte, sondern nicht einmal kannte. Ein paar Töpfe, eine Bratpfanne, ein Schaumlöffel, ein Quirl und ein Reibeisen — das war das ganze Handwerkszeug, mit dem die Küche versehen war, während die Vorräte der Wittib alles in allem aus einigen Pfunden Mehl, ein paar Händen voll groben Salzes, einigen Eiern, einem Töpfchen Butter und etlichen gedörrten Zwetschen bestanden.

Die Fleischer hatten schon ausverkauft gehabt und schlachteten erst wieder am kommenden Mittwoch, den Salmfischern war wegen des niedrigen Wasserstandes nicht einmal der erbärmlichste Weißfisch ins Netz gegangen. Da hatte der Marquis denn mit dem Vorhandnen vorlieb nehmen müssen und unter Mutter Haßlachers staunenden Augen eine Omelette hergestellt, wie sie dem großen Montier, dem Leibküchenchef des Königs, unter so erschwerenden Umständen sicherlich kaum besser gelungen wäre. Aber das Bewußtsein, daß seinem Genius die Schwingen gelähmt waren, lastete wie ein Alp auf Marignys Brust und ließ ihn in der Nacht keine Ruhe und Erquickung finden. Er gehörte zu den Menschen, die unter den kleinen Unbequemlichkeiten und Sorgen des Lebens empfindlicher zu leiden haben als unter wirklichen Schicksalsschlägen, wie er denn auch, wenn von dem Unglück andrer die Rede war, dessen nebensächliche Erscheinungen lebhafter empfand und aufrichtiger beklagte, als das Unglück selbst. Im übrigen ging ihm nichts, was ihn nicht persönlich betraf, allzu nahe, und er war geneigt, sich mit dem Gedanken zu beruhigen, daß alles auf dieser Welt endlich doch einen erfreulichen Ausgang nehmen müsse.

Neben den trüben Erwägungen, wie sie sich für ihn aus dem gänzlichen Mangel an Tiegeln, Kesseln, Kasserollen, Assietten und Pastetenformen ergaben, hatte den Marquis noch ein andrer Gedanke beschäftigt, die Frage nämlich, weshalb sich Henri von Villeroi, der seinen Besuch für diesen Morgen angekündigt hatte, schon so bald in Koblenz eingefunden habe. Villeroi war einer von Marignys Gutsnachbarn, wenn man seine paar armseligen Felder, das Stückchen Wald und das Jagdhäuschen, die letzten Reste eines ehemals sehr ansehnlichen Besitzes, überhaupt noch als Gut bezeichnen durfte. Aus seiner Laufbahn als Offizier beim Regiment Flandern durch den Zwist mit einem Vorgesetzten herausgerissen, hatte sich der junge Edelmann gleich seinem väterlichen Freunde aus der geräuschvollen

Digitized by Google

Welt zurückgezogen und freilich ohne nennenswerten Erfolg das vom Vater ererbte Landgütchen durch verständige Bewirtschaftung zu verbessern gesucht. Mit Marguerite war er seit ihren Kinderjahren auf das engste befreundet; die beiden hatten, bis das Mädchen der Obhut der Nonnen von Sainte-Madeleine anvertraut warden war, wie Geschwister miteinander verkehrt. Der Marquis schätzte Villeroi als guten Gesellschafter, gewandten Reiter und vortrefflichen Schützen, bewunderte im stillen seine Fähigkeit, mit einer lächerlich geringen Einnahme auszukommen, und freute sich am meisten der ehrlichen Anerkennung, die der junge Freund der Küche von Aigremont zu teil werden ließ. Diesem letzten Umstande schrieb der Marquis auch die Tatsache zu, daß Villeroi in der letzten Zeit immer häufiger im Schlosse vorgesprochen hatie — besonders seit Marguerite aus dem Kloster zurückgekehrt war und — wenigstens formell — dem Hauswesen des Vaters vorstand.

Die beiden jungen Menschen hatten sich gern, das mußte sogar Marigny, der wahrhaftig kein sehr scharfer Beobachter war, bemerken; aber das war ja bei Jugendgespielen ganz selbstverständlich und hätte auch gar nicht anders sein dürfen.

Nie und nimmer war dem alten Herrn bisher der Gedanke gekommen, daß sich aus der geschwisterlichen Zuneigung der beiden ein wärmeres Gefühl entwickeln könnte. Er hielt es für gänzlich ausgeschlossen, daß ein Villeroi je sein Auge zu einer Marigny erheben werde, wie er denn auch fest davon überzeugt war, seine gefügige Tochter werde jeden Freier abweisen, der, was Rang und Stand betraf, nicht in allen Stücken den Ansprüchen ihres Vaters genüge.

Der junge Edelmann hatte, als sich die Nachbarn vor ihrer sanft sehr geheim betriebnen Abreise van ihm verabschiedeten, geäußert, er sehe für sich augenblicklich noch keine Gefahr und wolle sein Gut nur im äußersten Notfalle verlassen. Und nun war er genau vierundzwanzig Stunden nach ihnen in Koblenz eingetroffen. Wie mochte das zugehn? Hatte ein ungewöhnliches Ereignis, etwa ein Aufstand der Landbevölkerung, ihn van seiner Scholle vertrieben? War das Jagdhäuschen, warin er bescheiden wie ein Waldhüter wahnte, vielleicht schon in Flammen aufgegangen wie die Schlösser der reichen Steuerpächter auf den Höhen van Marly und im Walde von St. Germain?

Der Marquis sah ein, daß es töricht wäre, das Gehirn an der Lösung eines Rätsels zu zermartern, für das er ja in wenig Stunden auf die bequemste Art eine Erklärung erhalten würde, erschien ziemlich mißgestimmt beim Frühstückstisch und schenkte der Unterhaltung seiner Tochter, die, ganz im Gegensatze zu ihrem Vater, heute freudig erregt war und sogar schan den schwachen Versuch gemacht hatte, eine gewisse Ordnung in das Chaos des Reisegepäcks zu bringen, nur eine geteilte Aufmerksamkeit.

Er entfernte sich dann zu früher Stunde, nicht ohne vorher sorgfältig Toilette gemacht zu haben. Zunächst begab er sich zum Gesandten seines Souveräns beim kurfürstlichen Hofe. Er wollte sich Herrn von Vergennes vorstellen, um durch dessen Vermittlung Zutritt zum Kurfürsten zu erlangen, in dem er nach allem, was man in Paris über diesen Sohn des galanten Sachsens und sein feines Verständnis für die Freuden der Tafel erzählt hatte, eine ihm verwandte Seele vermutete. Jedoch er hatte Unglück. Herr von Vergennes schien offenbar nicht darauf zu brennen, die persönliche Bekanntschaft des Marquis von Marigny zu machen. Er ließ sich verleugnen und den Besucher durch einen Sekretär abfertigen, der sich dieser Pflicht ziemlich geschäftsmäßig entledigte. Er notierte sich den Namen, den er noch nie gehört haben wollte, ohne jedes Zeichen von ehrerbietiger Überraschung, fragte trocken, womit er dem Herrn dienen könnte, und erwiderte auf dessen Frage, wo wohl ein zuverlässiger, französisch redender Bedienter, der aber kein Franzose sein dürfe, zu finden sei, mit geringschätzigem Achselzucken: die Gesandtschaft Seiner Allerchristlichsten Majestät sei kein Gesindevermietungsbureau. Der Marquis war ein zu vollendeter Aristokrat, als daß er durch diese taktlose Äußerung eines untergeordneten Beamten, der möglicherweise von der Pest revolutionärer Ideen

angesteckt war, ernstlich hätte gekränkt werden können, und er glaubte sich dadurch rächen zu können, daß er dem unhöflichen Landsmann eine größere Silbermünze in die Hand drückte, mußte es sich aber gefallen lassen, daß er sein Geldstück mit der Bemerkung, die Gesandtschaft Seiner Allerchristlichsten Majestät sei auch keine Wechselstube, zurückerhielt.

Jetzt schien es Marigny geraten, sich durch Vorweisung seines Passes als Königlicher Kammerherr zu erkennen zu geben, worauf der Sekretär denn auch wirklich um einige Grade höflicher wurde. An eine Einführung bei Hofe sei freilich nicht zu denken, erklärte er, denn der Herr Gesandte habe von Seiner Majestät noch keine Instruktionen erhalten, ob von der Anwesenheit ausgewanderter Franzosen offiziell Notiz zu nehmen und etwaigen Wünschen hinsichtlich einer Präsentation am kurfürstlichen Hofe stattzugeben sei. Überdies sei der Kurfürst nebst Prinzessin Schwester schon den ganzen Sommer in seinem Hochstift Augsburg und werde erst gegen Ende des Monats zurückerwartet.

Um eine neue Enttäuschung reicher verließ der Marquis die Gesandtschaft, bestieg eine Portechaise und ließ sich in die Castorstraße bringen, wo er Einkäufe für das Diner zu machen gedachte. Es gelang ihm denn auch nach langen Auseinandersetzungen mit den Kaufleuten, von denen nur einige ein paar Worte Französisch verstanden, das, was er zunächst brauchte: Küchengerät, Gewürze und einen Kapaunen zu erstehn. Alles dies ließ er sich in die Portechaise reichen und gab den Trägern Befehl, beim Posthause anzuhalten.

Hier traf er zu seiner Freude mehrere Landsleute, unter andern den Vicomte von Fleury, den Grafen von Cayla und den Steuerpächter Orbenteuil, Leute, die der Marquis seit Jahren oberflächlich kannte, die ihm hier in der Fremde jedoch wie teure Freunde und Wesen höherer Art erschienen. Sie alle warteten vor der Posthalterei auf den Augenblick, wo der Postmeister die soeben über Trier eingetroffnen Briefschaften geordnet haben und den draußen Harrenden durch Trommeln auf die Fensterscheibe das Zeichen zur Abholung geben würde. Als dieses endlich erfolgte, trat man ein, nahm die Postsachen in Empfang, bezahlte die Portogebühren und teilte sich gegenseitig die aus der Heimat erhaltnen Nachrichten mit.

Daß der Bischof von Autun am 10. Oktober den Antrag zur Säkularisation der geistlichen Besitzungen gestellt habe, vernahm man mit berechtigter Entrüstung. Dagegen waren die Ansichten über die Bedeutung des zur Sicherung der Hauptstadt erlassenen Martialgesetzes geteilt, während man die Nachricht, der Herzog von Orléans sei wegen seiner hochverräterischen Umtriebe vom 6. Oktober vor das Untersuchungskomitee des Châtelet geladen worden, mit Genugtuung begrüßte.

Der Marquis mußte sich als Neuangekommner erst durch seinen Paß legitimieren und wurde deshalb zuletzt abgefertigt. Als er mit seinen Briefen dann auf die Straße trat, war die Portechaise samt den Trägern verschwunden. Nun hätte er ja den kurzen Weg bis zum „Englischen Gruß“ ohne sonderliche Beschwerde zu Fuß zurücklegen können, aber er war keineswegs gesonnen, auf die kulinarischen Schätze, die in der Sänfte liegen geblieben waren, ohne weiteres Verzicht zu leisten. Der Vicomte von Fleury, der sich noch in der Nähe aufgehalten hatte, und dem er sein Mißgeschick erzählte, ohne ihm freilich zu bekennen, welcher Art die verschwundnen Dinge waren, riet ihm, sogleich beim Stadtkommandanten Beschwerde zu führen. Der kurfürstliche Gouverneur war entgegenkommend genug, die fremden Kavaliere in eigner Person zu empfangen; er ließ sich den Fall ausführlich vortragen, tat allerlei Kreuzfragen und erklärte schließlich, es handle sich hier offenbar um Diebstahl oder gar Raub. Da aber die Regierung Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht, insonderheit die bewaffnete Macht nur dann zum Eingreifen Befugnis habe, wenn eine tätliche Bedrohung der Person, also vollkommner Landfriedensbruch vorliege, so könne er den Herren nur empfehlen, sich in dieser Angelegenheit an die oberste städtische Behörde zu wenden. Entschlossen, diese Weisung zu befolgen, eilten die Franzosen zum Rathaus, wo sie den Bürgermeister nicht

antrafen und nach längerm Warten zum Stadtschreiber beschieden wurden. Zum Glück verstand dieser genügend Französisch, die Wünsche des Marquis zu erraten. Im übrigen bekannte er sich zu einer weit mildern Auffassung der Angelegenheit, sprach die Vermutung aus, daß höchst wahrscheinlich ein Mißverständnis obwalte, und gab zu erkennen, daß der Fall, solange nicht der Beweis erbracht warden sei, es liege wirklich Diebstahl vor, nicht in das Ressort des städtischen Polizeiwesens gehöre. Trotzdem wolle er sich den Herren gefällig erzeigen und ihnen den Korporal Noll mitgeben, der sie zum Entrepreneur Mühlens führen werde, der für seine Chatsenträger verantwortlich sei. Marigny war hiermit einverstanden, und die Entwicklung der Dinge würde vermutlich zur allgemeinen Zufriedenheit verlaufen sein, wenn sich der Stadtschreiber nicht zuguterletzt danach erkundigt hätte, was denn das für Gegenstände wären, die der Herr vermisse. Nun hätte der Marquis um keinen Preis der Welt in Gegenwart seines vornehmen Landsmanns eingestehn mögen, daß er — der Kammerherr Seiner Majestät — in eigner Person Einkäufe für die Küche besorge, und deshalb ließ er sich zu der Lüge verleiten, er habe zum Geschenk für seine Tochter eine Schachtel mit bolognesischen Seidenblumen, ein Dutzend Paar Handschuhe und einen Fächer gekauft — Dinge, die man bei der Eile der Abreise in Aigremont zurückgelassen.

Diese Aussage klang ganz glaubhaft, befriedigte den Stadtschreiber vollkommen und brachte die Verhandlung im Rathause schnell zum Abschluß. Der Korporal schnallte den Säbel um und schritt an der Seite seiner Schutzbefohlnen dem Hause des Entrepreneurs Mühlens zu. Das Unglück wollte, daß gerade um diese Stunde die Armenschule ausging, und daß sich die liebe Jugend, gewohnt, in dem alten Noll nur den Transparteur der unfreiwilligen Bewahner des Ochsenturms zu sehen, zu der Annahme geneigt zeigte, der Karporal habe einen besonders seltnen Fang gemacht. Gaffend und johlend rannten die Bürschlein vor, neben und hinter den Kavalieren her, wobei sie van Zeit zu Zeit im Chor den Ruf „Ausländsche Spitzbuwe!" anstimmten. Erst geraume Weile, nachdem sich die Mühlenssche Haustür hinter den Besuchern geschlossen hatte, verlief sich der Schwarm.

Herr Mühlens schien auf das, was man van ihm verlangte, nicht ganz unvorbereitet zu sein. Er begleitete die Auseinandersetzung des Marquis mit verständnisvollem Kopfnicken, legte die Hand wohlwollend auf die Schulter des Beschwerdeführenden und zog die beiden Herren in das Nebenzimmer, wo, unter einem Tuche wahlverborgen, mehrere Gegenstände, verschieden von Gestalt und Größe, auf einem Tische lagen und standen.

Jedermann kennt die Geschichte von dem französischen Edelmanne, der, in Venedig eines Beutels mit tausend Dukaten beraubt, sich in Schmähungen auf die Regierung und die Palizei der Republik ergtng, und der dann in dunkler Nacht von vermummten Häschern aus dem Bette geholt und auf verbargnen Wegen tn ein unterirdisches Gelaß geführt wurde, wo ihm eine Maske seine letchtfertigen Reden vorhielt und unter dem Hinweis darauf, daß in Venedig keine Freveltat ungesühnt bleibe, einen Vorhang zur Seite zog. Da lag denn in einem schwarz ausgeschlagnen Gemach ein Leichnam ohne Kopf und daneben der bewußte Beutel, an dessen Inhalt auch nicht ein Stück fehlte.

Herr Mühlens schien sich dieses maskierte Mitglied des Rats der Zehn zum Vorbilde genommen zu haben. Er hielt den Fremden eine wohlgesetzte Rede über die Ehrlichkeit der Koblenzer im allgemeinen und die seiner Chaisenträger im besondern und verstieg sich zu der kühnen Behauptung, daß bis anhero noch jede in einer seiner Chaisen liegengebliebne Stecknadel ihrem rechtmäßigen Eigentümer wieder zugestellt worden sei. In dem vorliegenden Falle wäre seinen Leuten allerdings ein Versehen passiert, sie hätten vor der Posthalterei einen Herrn einsteigen lassen, den sie für ihren Passagier gehalten, und den sie erst als unberechtigten Benutzer der Sänfte erkannt hätten, als er sich beim Verlassen geweigert habe, die unter dem Sitze verstauten Gegenstände mit sich zu nehmen. Diese seien von

den Leuten sogleich in seiner, Mühlens, Wohnung abgeliefert worden und stünden jetzt zu des gnädigen Herrn Verfügung.

Bei diesen Worten schlug er das verhüllende Tuch zurück und wies auf den Tisch, wo zwischen Gewürzdüten und blanken Kasserollen der Leichnam des Kapaunen seines legitimen Besitzers harrte.

Wenn der Entrepreneur erwartet hatte, der alte Herr würde beim Anblick dieser Dinge in hellen Jubel ausbrechen, so sah er sich getäuscht. Marigny blickte durch das Perspektivchen, das in dem Goldknopfe seines spanischen Rohrs angebracht war, jeden der Gegenstände prüfend an, schüttelte den Kopf und sagte: Hier muß eine Verwechslung vorliegen. Was ich vermisse, sind bolognesische Blumen, Handschuhe und ein Fächer. Diese Dinge sind nicht mein Eigentum. Ich werde in ein paar Tagen wiederkommen, um noch einmal nachzufragen.

Und ohne mit einer Wimper zu zucken, verließ er an der Seite seines Begleiters das Haus, wo er durch freiwillige Aufopferung irdischer Güter den alten glanzvollen Namen seines Geschlechts vor dem Makel der Lächerlichkeit gerettet hatte. Die kleine Lüge bedrückte sein Gewissen nicht allzusehr; mehr Sorge dagegen machte ihm die Frage, wie er vor seiner Tochter rechtfertigen sollte, daß auch das heutige Diner im wesentlichen wieder aus Omelette und Backpflaumen bestehn würde. Und wie er dann, von den Anstrengungen des Morgens völlig erschöpft, die schmale Stiege zum Atelier des seligen Haßlacher emporkletterte, da lernte er das Wort des großen Florentiners von der Steilheit fremder Treppen und dem harten Brote des Exils verstehn.

Wenn der Marquis eine überflüssige Sorge hegte, so war es die um die Rechtfertigung des zweiten Omelettediners vor seiner Tochter. Man konnte Hundert gegen Eins wetten, daß Marguerite es heute nicht einmal bemerken würde, wenn man ihr etwa ein in Haaröl gebacknes Stück Handschuhleder vorgesetzt hätte. Sie lebte in einem Zustande, der der den Gläubigen verheißnen Seligkeit auch darin glich, daß er sie himmelhoch über alle irdischen Bedürfnisse erhob. In dem Augenblick, wo sie von Villeroi Abschied genommen hatte, war ihr erst zum Bewußtsein gekommen, wie heiß sie den Jugendgespielen liebte. Der Gedanke, sie solle sich auf Monate von ihm trennen, ihn vielleicht niemals wiedersehen, hatte sie in eine Art von geistigem Starrkrampf versetzt, aus dem sie erst das Billett des Freundes erlösen konnte. Und nun war der Arzt, dem sie ihre Heilung auf brieflichem Wege zu verdanken hatte, selbst da! Wie anders erschien ihr jetzt die Umgebung, wie anders die Luft, die sie atmete! Ihr war, als hätten die Hände eines unsichtbaren Zauberers das arme Mansardengemach in einen hohen, lustigen Saal verwandelt! Ganze Chöre von blumenstreuenden und musizierenden Amoretten, schöner und anatomisch korrekter, als der berühmte Januarius Zick sie im Audienzsaal des Residenzschlosses an die Decke gemalt hatte, schienen an diesem Tage in das ehemalige Atelier seines minder berühmten Gehilfen herabzuschweben. Und wenn Marguerite heute einen Blick aus dem Fenster tat — was freilich nicht allzu häufig geschah —, dann war ihr, als seien über Nacht an all den Blumenstöcken, die vergessen und entblättert auf den schmalen Fensterbänken der alten Giebelhäuser standen, Rosen und Nelken, Levkojen und Goldlack, Balsaminen und Feuerlilien aufgeblüht.

Marigny war inzwischen oben angelangt. Als er eintrat, fand er die beiden jungen Leute höchst sittsam auf dem Kanapee sitzen, zwischen sich den Kakadukäfig, durch dessen blanke Gitterstäbe sie sich genau so vernünftig unterhielten, wie sie es früher getan hatten, wenn Henri bei einem gelegentlichen Besuche in Paris der Freundin in Sainte-Madeleine einen Gruß aus Aigremont überbracht und durch das Sprechgitter — natürlich in Gegenwart einer der ehrwürdigsten Klosterfrauen — ein paar harmlose Worte an sie gerichtet hatte.

Daß sie noch nicht lange so saßen, konnte man an dem Schwanken des Käfigs und dem ängstlichen Flattern des Vogels erkennen, vielleicht auch an der Röte, die Marguerites Wangen beim Eintritt des Vaters überflog. Dieser schenkte jedoch

weder der Tochter noch ihrem gelbhaubigen Schutzbefohlnen Beachtung, sondern wandte sich sogleich an Villeroi, der sich bei seinem Gruße erhob und die dargebotene Hand mit Wärme schüttelte.

Was verschafft uns das Vergnügen, Sie schon so bald hier in Koblenz zu sehen, bester Henri? Haben sich etwa Ihre zwei Bauern zusammengerottet und Sie aus dem Schlosse Ihrer Väter vertrieben?

Villeroi überhörte den Spott, der in diesen Worten lag, und entgegnete ruhig: Meiner zwei Bauern hätte ich mich vielleicht noch erwehren können, wenn diese braven Leute überhaupt auf den Gedanken gekommen wären, etwas gegen mich zu unternehmen. Aber ich glaube, meine Bauern wissen selbst, daß sich ein Sturm auf mein Schloß, wie Sie das Waldhäuschen zu benennen belieben, nicht recht lohnen würde.

Hat man vielleicht Ihre Person verdächtigt? Haben Sie Unvorsichtigkeiten begangen, oder hat Ihnen Ihr Starrkopf wieder einen Streich gespielt wie damals beim Regiment in Douai?

Nichts von alledem. Nennen Sie es Torheit, Schwärmerei oder wie Sie wollen, aber seit Sie und Marguerite Aigremont verlassen hatten, schien mir alles verödet. Mir schmeckte weder Speise noch Trank —

Halt! unterbrach ihn Marigny, indem er seinen Hut über den Messingknauf des Käfigs stülpte, das ist ein Grund, der sich hören läßt! Sie vermißten die Fleischtöpfe von Aigremont. Soll ich Ihnen sagen, was daran schuld ist? Das Salmi von Fasan, das wir Ihnen am Dienstag vor acht Tagen vorsetzten. Leugnen Sie es nicht! Gestehn Sie getrost ein, daß ich Recht habe. Geben Sie zu, daß dieses Salmi einzig in seiner Art war, daß Montier selbst es nicht besser hätte zubereiten können! Und das ganze Geheimnis? Der Koch hatte auf meine Anordnung statt des Xeres ein Gläschen St. Perry zur Sauce genommen — das war alles. Aber, guter Freund, auf so etwas brauchen Sie sich in diesem armseligen Neste nicht zu spitzen. Hier muß man zufrieden sein, wenn man ein paar Eier auftreibt, die man in eine Omelette verwandelt.

Er würde vermutlich noch weiter geklagt haben, wenn der Kakadu, der in die Kuppel des Käfigs hinaufgeklettert war und sich damit beschäftigte, den Hut des seidnen Futters zu berauben, seinen Gedanken nicht eine andre Richtung gegeben hätte. Während er die gefährdete Kopfbedeckung in Sicherheit brachte, gelang es Henri, endlich zu Worte zu kommen. Er kannte die Schwäche seines väterlichen Freundes zu genau, daß er nicht hätte wissen sollen, man müsse ihr kleine Zugeständnisse machen, wenn man mit dem Marquis auf gutem Fuße leben wollte.

Ich will nicht leugnen, sagte er verbindlich, daß Sie nicht so ganz Unrecht haben, und daß die Küche von Aigremont jederzeit eine nicht geringe Anziehungskraft auf mich ausgeübt hat —

Hörst dus, Marguerite? rief Marigny triumphierend, und du bildetest dir immer ein, er käme unsertwegen!

— Daß ich aber außer einem Magen, den Sie, solange ich zurückdenken kann, zu Dankbarkeit verpflichtet haben, fuhr Henri fort, auch ein Herz habe, wird Ihnen vielleicht meine Ankunft hier in Koblenz beweisen. Hierher hat mich nur die Stimme des Herzens gerufen. Ich weiß, daß man in der Fremde unter Entbehrungen lebt, daß man Ungemach und sogar Gefahren ausgesetzt ist, und um diese mit Ihnen zu teilen, habe auch ich Frankreich verlassen. Sie, mein väterlicher Freund, sind nicht mehr jung, Marguerite ist ein schwaches Mädchen, das, durch Ihre Liebe verwöhnt, die Unbequemlichkeiten der freiwilligen Verbannung doppelt schwer empfinden muß. Dies alles kam mir zum Bewußtsein, als ich Sie an jenem Morgen in die Reisekutsche steigen sah. Jetzt ist, so sagte ich mir, der Augenblick gekommen, wo du deinen Freunden nützlich werden kannst. Ich entschloß mich schnell, packte meinen Mantelsack und sicherte mir einen Platz auf der Post nach Nancy. In Chalons traf ich mit einem ehemaligen Kameraden zusammen,

der ebenfalls nach Koblenz reiste und mir einen Platz in seinem Wagen anbot. Nun bin ich hier, verfügen Sie über mich! Ich höre, daß Sie hier Ihr eigner Sekretär, Kammerdiener, Jäger, Kurier und Koch sind; wohlan, übertragen Sie mir einige dieser Funktionen, Sie sollen mit meinen Diensten zufrieden sein!

Villeroi hatte mit großer Wärme gesprochen, und seine Worte waren nicht ohne Wirkung geblieben.

Das Amt des Kochs habe ich allerdings selbst übernammen und möchte es, Marguerites wegen, auch keinem andern übertragen, erwiderte Marigny; und was Sekretär, Kammerdiener, Jäger und Kurier anbelangt, so denke ich, daß wir diese für die paar Wachen schon entbehren können. Aber was uns fehlt, ist ein fröhlicher Gesellschafter. Wenn Sie als solcher in meine Dienste treten wallen, daß ich bei Ihrer Ausdrucksweise bleibe, so sollen Sie uns willkammen sein. Nicht wahr, Marguerite?

Sie wissen doch, lieber Vater, daß Ihre Freunde auch meine Freunde sind, gab das Mädchen gehorsam und korrekt wie immer zurück.

Ob ich ein fröhlicher Gesellschafter sein werde, sagte Villeroi nachdenklich, möchte ich bezweifeln. Wir leben in einer ernsten Zeit. Jeder Tag kann Ungeahntes bringen.

A bah! Ernste Zeit! Wir haben in der guten Stadt Paris schon andre Dinge erlebt, als solche Revalten des Pöbels. Geben Sie acht, ehe der Winter kommt, wird die Ruhe wiederhergestellt sein. Der König muß einsehen, daß seine Langmut und Nachsicht der van Schurken oder Wahnsinnigen aufgewiegelten Masse gegenüber übel angebracht sind, und daß man umso mehr fordern wird, je mehr er in seiner unerklärlichen und kaum zu entschuldigenden Milde gewährt. Man muß ihn schlecht beraten haben, sanst hätte er für die Ereignisse des 14. Juli furchtbare Vergeltung verlangt. Er hätte St. Antoine beschießen lassen und den Pöbel mit Waffengewalt zwingen müssen, die Bastille wieder aufzubauen. Aber indem er ruhig zusah, wie man das Ansehen seiner geheiligten Person untergrub, wie man ihm ein Recht nach dem andern bestritt, ermutigte er die Gegner der Ordnung zu immer tollern Ausschreitungen. Sagen Sie selbst, Henri, durfte er überhaupt die Nationalversammlung anerkennen? Durfte er den Rebellen Lasayette empfangen? Durfte er sich herablassen, nach Paris zu gehn und aus den schmutzigen Händen eines Galerieaufsehers die dreifarbige Kokarde entgegenzunehmen? Für die Person des Königs fürchte ich nichts, er hat seine Macht van Gatt, und Gatt wird ihn auch zu schützen wissen. Aber durch seine Nachgiebigkeit bringt er die in Gefahr, die der königlichen Sache ergeben sind. Wie will der König das verantworten? Er muß und wird sich ermannen, auch seine Langmut muß sich endlich erschöpfen, und dann wehe allen, die sich der Verführung des Volks schuldig gemacht haben!

Der Marquis war in heftige Erregung geraten und fuhr sich jetzt hastig mit dem seidnen Schnupftuch über die Stirn.

Villeroi betrachtete den alten Herrn mit wehmütigem Lächeln. Ich fürchte, Sie unterschätzen das Volk und überschätzen die Macht des Königs, sagte er ruhig. Ludwig kann nicht mehr, wie er will. Die Bewegung ist ihm über den Kopf gewachsen. Er nennt sich nach Känig, aber er hat aufgehört, es zu sein.

Marigny sah den Sprecher einen Augenblick erstaunt an und lachte dann laut auf.

Er kann nicht mehr, wie er will? rief er. Henri, wissen Sie auch, was Sie da reden? Glauben Sie, daß eine van Gott eingesetzte Einrichtung wie die Manarchie durch eine Ratte Wahnsinniger beseitigt werden könne? — daß das achthundertjährige Haus der Capetinger zusammenstürzen müsse, weil einige Tobsüchtige mit ihren Köpfen seine Mauern berennen?

Was Sie da eine Ratte Wahnsinniger nennen, Herr Marquis, ist ein guter Teil des französischen Volks. Ich will den König nicht anklagen, denn er ist der mildeste, der menschenfreundlichste aller Fürsten. Hätte die Stimme der Untertanen bis an sein Ohr zu dringen vermocht, so würde er der erste gewesen sein, der die Lasten, die das Valk drücken, erleichtert hätte. Aber man hat ihn geflissentlich in

Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse gelassen, man hat ihn mit einem Kordon von Heuchlern, Schmeichlern und Lügnern umgeben, die dafür sorgten, daß er nie aus dem Traum erwachte, er sei der Herrscher eines glücklichen Volks. Und diese Heuchler werden jetzt ernten, was sie gesät haben. Für die Person des Königs fürchte auch ich nichts, denn jene Leute, die für die Menschenrechte kämpfen und die willkürliche Bedrückung ihrer Brüder verdammen, werden das gesalbte Haupt der Majestät respektieren. Das Volk will kein Blut, es bringt dem König keinen Haß entgegen, aber es fordert, worauf auch der Ärmste ein Anrecht hat: Brot und väterliche Liebe. Dies aus freien Stücken zu gewähren, hat man Ludwig den rechten Augenblick versäumen lassen, und die Folge davon ist, daß ein Teil der Nation, und nicht der kleinste, jetzt mehr heischt, als der König geben darf, wenn er sein Ansehen nicht aufs Spiel setzen und sich zum stummen Werkzeuge des Volkswillens erniedrigen will. Und das ist es, Herr Marquis, was ich fürchte.

Während Henri so sprach, wandte Marguerite kein Auge von ihm, indes Marigny mit verschränkten Armen auf und nieder schritt und die einzelnen Ausführungen des jungen Mannes mit Kopfschütteln begleitete.

Henri! sagte er nach einer langen Pause, jetzt weiß ich, weshalb Sie der Himmel hierher geführt hat. Er wollte Sie vor dem Gifte bewahren, das Sie so begierig einzusaugen scheinen.

Mag sein, daß es Gift ist, entgegnete Villeroi achselzuckend, aber es gibt ja auch Gifte, die heilsam sind. Sie sehen, setzte er lächelnd hinzu, daß ich kein so guter Gesellschafter mehr bin, wie Sie vorausgesetzt haben. Aber vielleicht war es gut, daß wir uns endlich einmal über unsre Auffassung der Zustände in Paris verständigt haben, nachdem wir bisher stets vermieden hatten, diesen Punkt zu berühren. Ich weiß, daß unsre Meinungsverschiedenheit die freundschaftlichen Gesinnungen, die Sie für mich hegen, nicht beeinträchtigen kann. Erlauben Sie mir also, meinen Besuch schon morgen zu wiederholen, denn ich glaube, heute sind wir beide zu erregt, als daß wir unsre Unterhaltung in ruhigere Bahnen lenken könnten.

Er wartete nicht erst ab, was der Marquis erwidern würde, sondern trat in die Fensternische, küßte Marguerite die Hand und verabschiedete sich dann von Vater und Tochter mit einer ziemlich förmlichen Verbeugung.

Als seine Schritte auf der Treppe verhallten, fand Marigny erst wieder Worte.

Was sagst du zu diesem Demokraten? fragte er das Mädchen. Hättest du es für möglich gehalten, daß ein Villeroi für die sogenannten Menschenrechte einträte?

Ich verstehe von diesen Dingen nichts, lieber Vater, entgegnete Marguerite ruhig, man hat mich in Sainte-Madeleine ja nichts andres gelehrt, als Gebete hersagen und sticken, aber mich dünkt, was Henri da äußerte, wäre vernünftig und gut gewesen.

Marigny blieb in der Mitte des Gemachs stehn und heftete einen langen, prüfenden Blick auf die Tochter. Hatte auch sie schon von dem Gifte gekostet? Es war das erstemal, daß ihm Marguerite nicht bedingungslos beistimmte. Wie sollte er sich diese Wandlung in ihrem Wesen erklären?

Ohne sie eines weitern Wortes zu würdigen, begab sich der alte Herr in die Küche, wo er zu Mutter Haßlachers Verwunderung eine volle Stunde lang untätig am Herde sitzen blieb und in die Glut starrte, ehe er mit den Vorbereitungen zum Diner begann. Und als er dann endlich ins Atelier zurückkehrte und die Wittib ihm mit dem Werke seiner Hände folgte, da fand sichs, daß beide Omeletten auf der einen Seite verbrannt waren.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Unsre Stellung zum Vatikan einst und jetzt. In Sachsen, der Hochburg des Protestantismus, bringt ein Alarmruf gegen Rom immer die ganze wehrhafte Mannschaft auf die Beine. Die Nerven sind hier für konfessionelle Reizungen aus bekannten Gründen empfindlicher als sonst in Norddeutschland, werden dafür aber auch oft genug ganz barbarisch strapaziert. So ist der Besuch des Kaisers im Vatikan in einem Teil der sächsischen Presse zur Aufstachlung der evangelischen Empfindungen in einer Weise mißbraucht warden, die ein ernstes Wart der Abwehr verlangt. Wer sich zum Verteidiger einer guten Sache aufwirft, hat zunächst die Pflicht, sich van der Reinheit seiner eignen Waffen zu überzeugen. Uns will scheinen, daß diese Prüfung vielfach bei der Agitation gegen die vatikanische Politik des Kaisers und des Grafen Bülow versäumt wird. Über die Vorgänge bei der Begegnung in Rom hat die ultramantane Publizistik, van Korrespandenten freisinniger Blätter auf das eifrigste unterstützt, eine ganze Reihe von falschen Meldungen in die Welt gesandt, die insofern ihren Zweck erfüllt haben, als sie der Presse Anlaß geben, sich nach immer mit dem Tag im Vatikan zu beschäftigen. Die authentischsten Dementis bleiben unbeachtet, und die Angriffe gegen die Reichsregierung werden auf derselben falschen Basis fartgeführt, auf der sie nach Eingang dieser irreführenden Meldungen begonnen warden sind. Es scheint demnach, daß die geängstigten Boatsleute, die unser evangelisches Schifflein an den vatikanischen Ufern vorüberrudern, ihre Ohren nicht nur gegen die römischen Sirenenklänge verstapft haben. Nach immer wird darüber gejammert, daß der Kaiser seine Stirn zweimal tief auf die Hände des Papstes gebeugt habe; und doch ist diese Geschichte längst ins Reich der Fabeln gewiesen warden. Nach immer wird behauptet, Graf Bülaw suche dem Deutschen Reiche die Schutzherrschaft über alle Missionen im Auslande zu verschaffen. „Wer das erstrebt — ruft ein Chemnitzer Blatt, das mit unevangelischem Eifer zur Meuterei gegen den Kapitän auffordert — verdient kein Vertrauen." Und dach sind die Meldungen von dem deutschen Weltprotektorat über die Missionen mit aller wünschenswerten Unzweideutigkeit als alberne Schiffermär abgetan worden. Fartwährend wird in demselben Blatt davan geredet, Graf Bülaw habe sich im Trierer Streit hilfeflehend nach Rom gewandt. Nein; er hat in Rom nicht um Hilfe gefleht, sandern er hat Beschwerde geführt, und zwar mit vallem Erfalg. Daß Graf Bülow bei diesem Vargehn durchaus Bismarckischen Traditionen gefolgt ist, bleibt richtig, wie hartnäckig es auch von der Unwissenheit bestritten werden mag. Die klassischen Zeugnisse findet man in Bismarcks Reden und sanstigen Äußerungen. Es wird zur Beruhigung der Nerven dienen, wenn man sich in die Erinnerung ruft, wie er über den Nutzen von guten Beziehungen zur Kurie und ihre palitische Verwertung gedacht hat.

Während der ersten Session des Reichstags nach dem französischen Kriege ließ er die feindselige Haltung der Zentrumspartei bei der Kurie zur Sprache bringen mit dem Erfolge, daß Pius der Neunte das Auftreten der Katholikenpartei als inappartun und unpraktisch bezeichnete und beklagte. „Ich habe, schrieb Bismarck damals, die Gesandtschaft des Deutschen Reichs in Rom unterrichtet, damit sie Gelegenheit nehme, sich zu überzeugen, ob die Haltung dieser Partei ... den Intentionen Seiner Heiligkeit entspreche." An die von Bismarck beabsichtigte Entsendung eines Kardinals als Gesandten beim Päpstlichen Stuhl ist in diesen Wochen zwar mehrfach erinnert worden; sie war ausdrücklich damit begründet, daß die deutsche Regierung, soviel an ihr liege, den Frieden mit der römischen Kirche zu pflegen bemüht sei. Während der Kämpfe um das Septennat wandte sich Bismarck an Lea den Dreizehnten mit der Bitte, die Abstimmung des Zentrums zu Gunsten der Varlage der Regierung zu beeinflussen. Es erging darauf in dem gewünschten Sinn eine päpstliche Mahnung an das Zentrum, die aber bekanntlich van Windthorst zunächst geheimgehalten wurde. Als sich der Abgeordnete Richter später über diese „Hereinziehung des Papstes in einen innern deutschen Streit" und über die „Einmischung

eines Ausländers" beschwerte, erwiderte ihm Bismarck, er würde sich nie bedacht haben, den Beistand eines Ausländers da zu acceptieren, zu erbitten, wo er glaube, daß er für unsre deutschen Interessen nützlich sei. „Das ist ja gerade das Wesen der Diplomatie, an deren Spitze ich bei uns stehe, daß man sich Freunde im Ausland verschafft ... Wenn dieser Ausländer unser Freund ist, so ist seine Unterstützung mir jedenfalls willkommen, und ich würde glauben, die Interessen meines Landes aus rein nationalem Hochmut ... zu schädigen, wenn ich die Unterstützung eines ehrlichen und mächtigen Herrn, wie es der Papst ist, deshalb ablehnte, weil er eben in Rom wohnt." Die Gesetze zur Beilegung des Kulturkampfes wurden vor ihrer parlamentarischen Verhandlung bis ins einzelne mit der Kurie durchgesprochen. „Ich habe, so begründete Fürst Bismarck sein Verfahren, diesem Wege den Vorzug gegeben, weil ich den Eindruck habe, daß ich bei dem Papste Leo dem Dreizehnten mehr Wohlwollen und mehr Interesse für die Befestigung des Deutschen Reichs und für das Wohlergehn des preußischen Staats finden würde, als ich zuzeiten in der Majorität des deutschen Reichstags gefunden habe." Fügen wir noch hinzu, daß Fürst Bismarck in der Karolinenfrage den Schiedsspruch des Papstes angerufen hat, so haben wir eine Reihe von Tatsachen beieinander, die für den Hartköpfigen laut genug sprechen. Sie lehren mit eindringlicher Deutlichkeit, daß Bismarck sein Verhältnis zur Kurie gar nicht eng genug gestalten zu können meinte und es politisch mit einer durch konfessionelle Beklemmungen nicht beeinträchtigten Seelenruhe nutzbar machte.

Nun wird Leo der Dreizehnte von unsern protestantischen Stürmern mit Namen bedacht, die der Gründlichkeit ihres Hasses alle Ehre machen. Wie aber sprach Bismarck von der Persönlichkeit dieses Papstes? Nur ein paar Äußerungen: er erwartet „von der Weisheit und Friedensliebe Leos des Dreizehnten mehr Erfolg für den innern Frieden Deutschlands, wie von den Verhandlungen im Reichstage." „Ich habe Vertrauen zu dem jetzt regierenden Papste." „Der Papst ist eben ein weiser, gemäßigter, friedliebender Herr." Deutschland und Spanien haben sich „an die Weisheit und Friedensliebe Seiner Heiligkeit des Papstes gewandt, und der hat uns vertragen und auseinandergesetzt." Das mag genügen. Wenn Fürst Bismarck in so hohen Tönen den Papst lobte, so brauchen die Splitterrichter von heute wirklich nicht über eine herzliche Äußerung unsers Kaisers die Fassung zu verlieren. Ihnen gilt, was Bismarck einmal dem Abgeordneten Richter erwiderte: „Er hat mir vorgeworfen, daß ich dem Papste schmeichle. Er scheint gewünscht und erwartet zu haben, daß ich den Papst meinerseits brüskierte, ärgerte, kränkte und mit einer gewissen kulturkämpferischen Grobheit dem Haupte der katholischen Kirche gegenüberträte. Nun, daß er sich darüber wundert, daß ich mit einem fremden Souverän, mit dem wir in Freundschaft leben wollen, mit dem wir Freundschaft anstreben, in höflichen Ausdrücken spreche, das überrascht mich." Den Schluß der Rede, und was folgt, mögen die Interessenten für sich in der Stille lesen; das wird nicht ohne Gewinn für sie sein, schon mit Rücksicht auf den Ton, den ihnen gegen den Grafen Bülow anzuschlagen beliebt hat.

Beseitigung augenblicklicher Verlegenheiten durch Zugeständnisse an Rom, fortwährende Nachgiebigkeit gegen den Romanismus, und wie die Litanei weiter geht, alle diese Sprüchlein erhalten keine innere Wahrheit dadurch, daß man sich an das Prinzip hält: Du mußt es dreimal sagen. Man mag doch endlich mit den beweisenden Tatsachen herausrücken! Welche Zugeständnisse an Rom hat Graf Bülow gemacht? Wir möchten wirklich einmal darauf eine phrasenlose Antwort haben. Das ewige Herumzerren an dem Paragraphen 2 des Jesuitengesetzes genügt nicht mehr; hat doch in diesen Tagen wieder der Führer der nationalliberalen Partei, Herr Bassermann, erklärt, daß er eine Revision seines Standpunkts — für die Aufhebung des Paragraphen 2 — ablehne, dieses Standpunkts, den die Mehrheit verschiedner Reichstage, die Führer aller großen Parteien, Männer von der festen protestantischen Gesinnung eines Bennigsen eingenommen haben. Also heraus mit den fortwährenden Zugeständnissen des Grafen Bülow!

Unterdessen wollen wir den Verwaltern des Bismarckischen Gedankenerbes, die den Grafen Bülow des Abfalls von den kirchenpolitischen Grundsätzen seines großen Vorgängers beschuldigen, noch einige Dokumente unter die Augen halten. Da sie die Manen Bismarcks angerufen haben, so mögen sie nach ihrem Wunsche zu Worte kommen. Der Kampf des Priestertums mit dem Königtum, sagt Bismarck während des Kulturkampfes — und er selbst hat diese Ausführungen dann beim Abbruch der Maigesetze zitiert —, ist zu beurteilen wie jeder andre Kampf: er hat seine Bündnisse, er hat seine Friedensschlüsse, er hat seine Haltepunkte, er hat seine Waffenstillstände. Es hat friedliche Päpste gegeben, es hat kämpfende und erobernde gegeben. ... Wir sind in Preußen nicht immer vorzugsweise Gegenstand dieses Kampfes gewesen, wir sind längere Zeit nicht als die Hauptgegner in diesem Kampfe von seiten der Kurie betrachtet worden. Friedrich der Große lebte vollständig im Frieden mit der römischen Kirche, während der damalige Kaiser des überwiegend katholischen österreichischen Staates im heftigsten Kampfe mit der katholischen Kirche begriffen war. In seiner berühmten Canossarede sagt er schon: Die Regierung schuldet den katholischen Mitbürgern, daß sie nicht müde werde, die Wege aufzusuchen, auf denen die Regelung der Grenze zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt, deren wir im Interesse unsers innern Friedens absolut bedürfen, in der schonendsten und konfessionell am wenigsten verstimmenden Weise gefunden werden kann. Er wartete nur das Erscheinen eines friedlichen Papstes ab, um in diese Wege einzulenken. So heißt es denn in dem von Bismarck gegengezeichneten Schreiben des Kronprinzen an den Papst nach dem Nobilingschen Attentat: Wenn es nicht in meiner und vielleicht auch nicht in Eurer Heiligkeit Macht steht, jetzt einen Prinzipienstreit zu schlichten, der seit einem Jahrtausend in der Geschichte Deutschlands sich mehr als in andern Ländern fühlbar gemacht hat, so bin ich doch gern bereit, die Schwierigkeiten, die sich aus diesem von den Vorfahren überkommnen Konflikt für beide Teile ergeben, in dem Geiste der Liebe zum Frieden und der Versöhnlichkeit zu behandeln, der das Ergebnis meiner christlichen Überzeugungen ist. Noch ein Wort aus dem Jahre 1887: Innerlich habe ich stets zugegeben, daß das, was er (der Staat) nicht absolut braucht, nachgegeben und konzediert, abgeschafft werden könne, wenn der Gegner großen Wert darauf lege. ... Wir haben uns gar nicht zu fragen: was ist wünschenswert, was verdrießt uns in der ganzen Sache, was hätten wir anders gewünscht? sondern da, wo es sich um die Aussöhnung zwischen zwei großen Bruchteilen des deutschen ... Volkes handelt, da müssen wir unsern katholischen Mitbürgern abgeben, was für uns entbehrlich ist.

Damit mag es genug sein. Wir haben von den kirchenpolitischen Gegnern des Grafen Bülow in diesen Tagen oft den Genius der deutschen Geschichte anrufen hören; welchen Genius sie gemeint haben, wissen wir nicht; der Genius Bismarcks kann es sicherlich nicht gewesen sein; es ist wohl „im Grund der Herren eigner Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln."

Der gegenwärtige Stand der Schulfrage. Wollte man die Einrichtung von Reformschulen zum Gegenstande der Abstimmung machen, sodaß die Regierung nur die Exekutive hätte, so würden die Beweggründe bei Eltern und Lehrern — falls man diese mitstimmen ließe — nicht ganz gleich sein. Die Eltern haben den natürlichen Wunsch: Richtet die Schulen so ein, daß die „Umschulungen" möglichst bequem sind, daß die Versetzungen möglichst regelmäßig alle Jahre erfolgen, wie das von manchen Reformschulen in Aussicht gestellt ist, daß der Termin für die Berufswahl möglichst hinausgeschoben wird. Die Lehrer werden eine Einrichtung wünschen, die nach ihrer Meinung am besten für die zukünftigen Aufgaben des Lebens vorbereitet und den Gesetzen der geistigen Entwicklung entspricht, sodaß dabei zugleich von selbst eine Auslese der Begabtesten erfolgt, die dann am schnellsten vorwärtskommen. Auch der Staat hat seine Wünsche wegen der Beschaffenheit der heranwachsenden Jugend und zugleich das praktische Interesse der Verwaltung.

Aus diesen mannigfaltigen Antrieben eine „mittlere Linie“ des Fortschritts zu finden ist die Schwierigkeit der Gegenwart.

Aus den jüngsten Verhandlungen des Herrenhauses über diese Frage treten die verschiednen Rücksichten nicht gleichmäßig hervor. Es wird zwar erwähnt, daß einzelne Klassen der Bevölkerung von den Reformschulen praktische Vorteile erwarten, aber nicht dies, daß den kleinen Städten der gemeinsame Unterbau eine große Erleichterung schafft; denn sie brauchten die drei untern Klassen nur einfach zu führen, auch in der Tertio könnten die Latein lernenden Jungen und die Realschüler noch in den meisten Fächern vereint unterrichtet werden, und die Eltern, die ihre Söhne später auf ein Gymnasium schicken wollen, könnten sie doch wenigstens bis zum Schluß der Obertertia, also etwa bis zum vollendeten vierzehnten Lebensjahr, zu Hause behalten. Auch dies wird nicht angeführt, daß in Elternkreisen der Reformunterricht als der leichtere gilt. Sondern im wesentlichen nehmen die Redner den Grundsatz zur Voraussetzung, daß die beiden alten Sprachen nicht zu beseitigen sind, während doch das „Altonaer System“ an die Stelle des Griechischen das Englische setzt; nur über die Art des Betriebes herrscht Meinungsverschiedenheit.

Der Sonskritist Professor Alfred Hillebrandt weist in seiner Rede darauf hin, daß die Reformschulen aus zwei entgegengesetzten Antrieben entstanden seien. Teils deshalb, weil man den Humanismus mit Einschluß des Griechischen durch einen veränderten Betrieb kröftigen und erhalten, teils gerade, weil man die alten Sprachen herobdrücken wolle. Eine Sprache, z. B. Latein, müßten die Schüler doch wenigstens ordentlich erlernen. Die Vermehrung des Französischen gebe keinen Ersatz dafür; auch sei es widerspruchsvoll, erst mit sechs französischen Stunden einen hitzigen Anlauf zu nehmen, und den Unterricht dann auf drei und in fünf Klassen auf zwei Stunden zu ermäßigen. Ein andrer Redner, Oberbürgermeister Fuß (Kiel), will, obgleich er Anhänger der Reformschulen ist, die olten Sprachen nicht verdrängen. Aber er meint, die Bedeutung der Grammatik liege in den Mittelklassen; für die obern sei die Vertiefung in die großen Dichter und Philosophen des Altertums notwendig. Außerdem habe die Reformschule für die Eltern die Möglichkeit geschaffen, sich erst von Untertertia an über den künftigen Beruf ihrer Kinder zu entscheiden. Hier wird sich, zumal wenn das Griechische erst in Obersekunda beginnen sollte, während es nach dem „Frankfurter System“ mit acht Stunden in Untersekunda einsetzt, das Bedenken geltend machen, daß es in den obern Klossen on der Leichtigkeit der Lektüre fehlen muß, da es on einem Einleben in die fremde Sprache fehlt. Und ist es wirklich möglich, sich mit einiger Sicherheit für die Berufswahl eines Untertertianers zu entscheiden?

Schmoller steht zwar auf dem Boden des Reformgymnasiums, aber dem humanistischen Gymnasium, meint er, müsse der erste Rang bleiben. In Übereinstimmung mit diesen Rednern bekennt sich auch die Regierung nicht zur Beseitigung der alten Sprachen. Nur dürse, meint der Minister, Griechisch und Lateinisch ouf dem Gymnasium nicht so das Übergewicht bekommen, daß ondre wichtige Lehrgegenstände darunter leiden. Man könne es unmöglich erreichen, doß sich jemand ouf dem Gymnasium in der lateinischen und der griechischen Konversotion vollkommen ousdrücke und die olten Sprachen vollkommen beherrsche. Aber der Minister betrachtet es ols besondern Vorzug, daß es der neuen Schulreform gelungen ist, den Charakter und die Bedeutung des humanistischen Gymnasiums zu verstärken. Der Unterrichtsverwoltung liege es durchous fern, eine besondre Einheits- oder Normalschule zu erstreben und sie an die Stelle des bisherigen Bewährten zu setzen. Für die untern Klassen möge dieses Verfohren Vorteile haben, ober im übrigen würde eine solche Schablonisierung des Unterrichts sehr nachteilig sein.

Was sollen wir olso tun oder erwarten? Das ollein Entscheidende kann nur das Experiment sein. Deshalb ist die Formel des Kommissars des Ministers wesentlich: Abwarten! Wir werden abwarten müssen, wie sich die Reformschulen bewähren, und uns dann weiter entschließen. Nach Loge der Verhältnisse muß man

diese beiden Grundsätze unzweifelhaft billigen. Da jetzt die Berechtigungen für alle drei Arten van höhern Schulen gleich sind, ja mögen sie zeigen, was sie können. Es ist erfreulich, daß die Schulen nicht uniformiert werden sollen, und es wäre zu wünschen, daß man abwartet, was die Reformschule leistet, daß man ntcht unausgesetzt reformiert.

Die eigentliche Entscheidung, die die antiklassische Richtung der Gegenwart wünscht, ist alsa verschoben. Über den Ausschluß des Griechischen ist nichts gesagt, noch weniger über die Beseitigung des Lateinischen. Daß aber die Reformschulen, hauptsächlich nach dem „Frankfurter System," starke Fortschritte seit 1878 gemacht haben, beweisen neuere Tabellen, z. B. bei Liermann, „Reformschulen nach Frankfurter und Altonaer System." Ganz unerwähnt ist die Stellung der Mathematik auf der Reformschule geblieben, gegen deren Betrieb von Sachkennern schwerwiegende Bedenken erhoben worden sind.

Die Bekämpfung der Trunksucht in einer deutschen Volksheilstätte für Trinker. Auf die gewaltigen Schäden, die die Trunksucht in unserm Volke anrichtet, ist von einsichtigen Volksfreunden schan oft warnend hingewiesen warden.

Neuerdings scheint die Erkenntnis von der Bedeutung der Frage, wie die Trunksucht als Volkslaster am wirksamsten zu bekämpsen sei, auch in breitern Schichten der Gesellschaft Baden zu gewinnen. In fast allen größern Städten, nicht zum wenigsten in den großen Hafenstädten der Nord- und der Ostseeküste, haben sich Vereine zur Bekämpfung der Trunksucht gebildet, die es sich, wie die Vereine vom Blauen Kreuz und die Guttemplerlogen, zur Aufgabe machen, alle mit der Alkohalentsagung kämpfenden Personen an sich zu ziehn und ihnen in diesem Kampfe eine feste Stütze zu bieten. Ebensa haben die Krankenkassen die Frage schon mehrfach in ihren Jahresversammlungen und Bundestagungen zur Erörterung gezogen.

Unter diesen Umständen sind auch die verhältnismäßig wenigen Trinkerheilstätten, die in Deutschland, meist unter ärztlicher oder geistlicher Leitung, bestehn, mehr in den Vardergrund des allgemeinen Interesses getreten.

Zu den ältesten Anstalten dieser Art gehört die vom schleswig-holsteinischen Landesverein für innere Mission schon 1887 begründete, unter geistlicher Leitung stehende Trinkerheilanstalt Salem bei Rickling, deren Heilmethade im nachfolgenden kurz geschildert werden sall.

Schon bei einem flüchtigen Durchwandern der Anstalt kann man erkennen, daß besondre Kur- und Heilmittel oder Medikamente kaum angewandt werden. Alle Einrichtungen und die gesamte Lebensweise tn der Anstalt sind vielmehr ausschließlich auf die Stärkung des Willens, dem Trunke zu entsagen, gerichtet.

Die Pflege und Behandlung der Kranken regelt sich deshalb nach folgenden drei Leitsätzen:

„1. Der infolge der Alkahalvergiftung erkrankte Körper soll bei völliger Enthaltsamkeit van allen spirituösen Getränken, bei einfacher, reizloser Kost und zweckmäßiger, streng geregelter Lebensweise gesunden.

2. Die gesunkne Willenskraft sall durch Übung und Gewöhnung an eine festgeordnete körperliche Arbeit im Freien gestählt, die Muskeln gehärtet und die Luft an eigner Schaffenskraft wieder geweckt werden.

3. Da frühere Trinker fast ausnahmslas nur bei späterer völliger Enthaltsamkeit vor einem Rückfall in ihr altes Laster bewahrt bleiben, so müssen sie durch ein auf christlicher Grundlage ruhendes Gemeinschaftsleben mit Gattes Hilfe dahin geführt werden, daß sie auch nach ihrer Rückkehr in die frühern Verhältnisse, unter den von allen Seiten wieder an sie herantretenden Versuchungen, ja unter Spatt und Hahn früherer Genossen standhaft bleiben und an völliger Enthaltsamkeit festhalten."

Zur Durchführung dieser dreifachen Heilmethade wird zunächst die Kost, die unter der rührigen Leitung der Frau des Anstaltvorstehers zubereitet wird, auf das

sorgsamste ausgewählt. Stark gesalzne oder sanst gewürzte Speisen, die Durst erzeugen könnten, werden streng vermieden. Als Getränke gibt es nur Tee, Kakao und Brauselimonade, diese als Beigabe zum Mittag- und Abendbrot. Bei dem reichlichen Bedarf hat sich die Anschaffung einer eignen Brauselimonadenerzeugungsmaschine, die im Keller eines Nebengebäudes aufgestellt ist und ohne besondre technische Kenntnisse gebraucht werden kann, vorzüglich bewährt. Sie erzeugt ein überaus wohlschmeckendes, erfrischendes Getränk, das sicher zur Erleichterung der Alkoholentwöhnung wesentlich mit beiträgt. Die Mahlzeiten finden in einem gemeinsamen Speisesaal zu streng geregelten Zeiten statt. Durch ein regelmäßiges zweites Frühstück und durch ein Vesperbrot ist dafür gesorgt, daß zwischen den einzelnen Tagesmahlzeiten niemals größere Zwischenräume liegen.

Auch die übrige Tagesordnung der Pfleglinge ist dem zweiten der erwähnten Leitsätze entsprechend bis ins einzelne hinein geordnet. In den vier Sommermonaten Mai, Juni, Juli und August steht man um sechs Uhr, im Frühjahr und Herbst um halb sieben Uhr, in den vier Wintermonaten um halb acht Uhr auf. Nach dem ersten Frühstück und einer gemeinsamen Hausandacht gehn die Pfleglinge sofort an die Arbeit, die hauptsächlich im Freien erledigt wird und dort in der Bearbeitung des zu der Heilstätte gehörenden großen Gartens, sowie des Ackers und Wiesenlandes besteht. Daneben gibt es im Hause noch eine Tischlerwerkstatt, in der einzelne Pfleglinge je nach Neigung und Fähigkeit beschäftigt werden. Die Beschäftigung ist für jeden Pflegling, gleichviel welchen Standes er ist, obligatorisch und unentgeltlich; andrerseits wird von der Anstaltsleitung aber auch nicht ein bestimmtes Arbeitsresultat von der Tagesleistung eines jeden mit Strenge verlangt, sondern es wird, namentlich in den ersten Wochen nach dem Eintritt des Pfleglings, mit einer gewissen Behaglichkeit gearbeitet und so dem Pflegling die Wiedergewöhnung an eine regelmäßige und stetige Tätigkeit jedenfalls wesentlich erleichtert. Nur müde sollen die Pfleglinge jeden Abend sein und dadurch auch ohne Narkotika einen gesunden Schlaf finden lernen. Die Arbeit dauert mit einer kürzern Frühstücks- und Vesper-, sowie einer — je nach der Jahreszeit — ein- bis zweistündigen Mittagpause bis sechs oder sieben Uhr Abends. In den Wintermonaten während der Abendstunden, sowie an Tagen mit ganz schlechter Witterung tritt an Stelle der Arbeit im Freien häusliche Beschäftigung, entweder in der Tischlerwerkstatt oder sonst im Hause. Die Arbeit der Pfleglinge wird nur im Interesse der Heilstätte verwertet, die dadurch mit in die Lage gesetzt ist, ihre Pensionspreise so niedrig zu bemessen (160 Mark für das erste, 120 Mark für das zweite, 80 Mark für das dritte und 40 Mark für das vierte Aufenthaltsquartal), daß auch Minderbemittelte und für ganz arme Personen die Armenverbände oder private Wohltätigkeitsanstalten die Hilfe der Trinkerheilstätte sogar auf längere Monate hinaus in Anspruch nehmen können.

Eine längere Dauer der Pflegezeit, und zwar mindestens eine Dauer von sechs Monaten, ist aber auch zur Erreichung eines wirklichen Erfolges unbedingt notwendig.

Zwar glauben die Pfleglinge selbst meist nach mehrwöchiger regelmäßiger Tätigkeit und einwandfreier Haltung, daß sie nun für alle Zeit das Laster abgelegt und gegen alle Versuchungen der Zukunft genügende Widerstandskraft erlangt haben. Sie, und besonders die Verheirateten unter ihnen, wünschen sich deshalb häufig schon nach sechs- bis achtwöchigem Aufenthalt mehr oder weniger dringend in ihre Heimat und Familie zurück. Hier heißt es dann für die Anstaltsleitung, festbleiben und dem Pflegling seinen törichten Wunsch, dessen Erfüllung regelmäßig den ganzen Heilerfolg umstoßen würde, ausreden. Denn die Sicherheit, mit der der Pflegling in die Zukunft sieht, ist durchaus trügerisch, was ihm in der Heilstätte selbst auf folgende Weise vor die Augen geführt zu werden pflegt: Kommt die Zeit des erwachenden Selbstbewußtseins heran, so wird der bisher völlig mittellos und auf Schritt und Tritt unter Aufsicht gehaltne Pflegling gelegentlich einmal aufgefordert, eine Besorgung für die Heilstätte in der benachbarten Kreisstadt zu

machen, oder es wird seinem Wunsche, sich etwas an Kleidungsstücken, Schuhwerk usw. in der Stadt besorgen zu dürfen, nachgegeben und ihm zu diesem Zwecke ein Geldbetrag von etwas größerer Höhe, als unbedingt notwendig, mit auf den Weg gegeben. Der Pflegling, zum erstenmal nach langen Wochen wieder sein freier Herr, benutzt die Gelegenheit fast immer zu einem mehr oder minder schweren Rückfall in sein altes Laster, und beschämt muß er dann zugeben, daß es mit seiner vielgerühmten Widerstandskraft noch lange nicht so weit gekommen ist, daß er unbedenklich aus der Anstalt entlassen und in seine alten Verhältnisse zurückgeschickt werden könnte. In vereinzelten Fällen verlaufen die Probestücke übrigens auch günstig, ohne jedoch damit zu einer Verkürzung der Kur zu führen, in andern wieder so ungünstig, daß die Hoffnung auf eine wirkliche Heilung vernünftigerweise aufgegeben und der Pflegling ungeheilt entlassen werden muß.

Liegt hierzu kein genügender Anlaß vor, so erfolgt in der Regel nur eine sehr ernste Ermahnung durch den Anstaltsvorsteher, und nach einigen Wochen wird dann die Probe in möglichst unmerkbarer Weise wiederholt, und so fort, bis der Pflegling mehreremal hintereinander der Versuchung widerstanden hat. Auf einen solchen Erfolg läßt sich aber nach den Erfahrungen der Heilstättenleitung erst nach langen Monaten ruhigen und gleichförmig tätigen Lebens in der Heilanstalt rechnen.

Auch nach der Entlassung sucht die Heilstättenverwaltung den Kranken nach Möglichkeit im Auge zu behalten und für sein ferneres Fortkommen zu sorgen. Besteht in der Heimat des Pfleglings ein Abstinentenverein, so empfiehlt sie ihn an diesen und stellt dem Pflegling selbst bei seinem Abschiede die Vorteile eines Anschlusses an einen solchen Verein so handgreiflich wie möglich vor Augen. Vernünftige Pfleglinge, die schon während des Aufenthalts in der Heilstätte an ihrem eignen Leibe kennen gelernt haben, wie groß die Gefahr des Rückfalls ist, werden den wohlgemeinten Ratschlägen des Heilstättenvorstehers gern Folge leisten und sich durch Anschluß an den Abstinentenverein den Rückhalt suchen, den sie gegenüber den Versuchungen des Alltagslebens und dem Gespött ihrer Umgebung brauchen. Ist kein solcher Verein in der Heimat des Pfleglings vorhanden, so bedient sich die Heilstättenverwaltung — in voller Erkenntnis der Wichtigkeit dieses Punktes — der Organe des Vereins für innere Mission, um auch weiter Einfluß auf den Pflegling zu behalten. Nicht selten bedarf es einer solchen Vermittlung gar nicht einmal, da die Pfleglinge oft freiwillig in dankbarer Anhänglichkeit an die Heilanstalt in brieflichem Verkehr mit dem Vorsteher bleiben, und wenn sie in der Nähe wohnen, auch wohl selbst sich einmal wieder in der während langer Monate liebgewordnen Heimstätte zum Besuch einfinden.

Immerhin bleibt die rastlose Tätigkeit der Heilanstalt für das Wohl der entlassenen Pfleglinge doch im ganzen nur unvollkommenes Stückwerk. Oft versagt der um seine Hilfe angegangne Verein, weil er zu schwach und zu mangelhaft organisiert ist, dem Pflegling die nötige Stütze zu geben, oft scheitern seine Bemühungen an dem schwachen Willen des Pfleglings und der Macht der ihn umgebenden Verhältnisse, und so muß die Heilstättenverwaltung in einer leider noch immer recht beträchtlichen Zahl von Fällen die Hoffnung auf einen schönen Dauererfolg, die der scheidende Pflegling hinterließ, nachträglich begraben.

Nichtsdestoweniger kann sie stolz auf eine durchaus nicht bescheidne Anzahl von Dauererfolgen, namentlich bei dem besser gebildeten Teil ihrer Pfleglinge, zurücksehen, und deshalb verdient sie es durchaus, daß ihre Bestrebungen in immer weitern Kreisen Anerkennung und Unterstützung finden. J.

Aus Landwirtschaft, Industrie und Handel

Der Bund der Landwirte über die Notlage der Landwirtschaft. Der Bund der Landwirte hat sein 1897 zuerst erschienenes „Agrarisches Handbuch“ jetzt in zweiter Auflage herausgegeben. Trotz der jede Seite beherrschenden agitatorischen Parteitendenz kann dem Buch eine gewisse wissenschaftliche Bedeutung nicht abgesprochen werden, und die zünftige deutsche Nationalökonomie wird gut daran tun, es einer ernsthaften Kritik zu würdigen. Je eher je gründlicher und tendenzloser das geschieht, um so besser ist es für die deutsche Wissenschaft, für die deutsche Wirtschaftspolitik und nicht am wenigsten für die deutschen Landwirte selbst.

Von der Notlage der Landwirtschaft gibt der Bund folgende Darstellung, durch die nusre sonst so ruhigen und zuversichtlichen Landwirte natürlich aufgeregt und verängstigt werden müssen.

Zunächst werden die Ergebnisse der von der Regierung selbst vorgenommenen Erhebung über die „Rentabilität typischer landwirtschaftlicher Betriebe“ ins Treffen geführt, wonach als Verzinsnug des Grnnd nnd Bodens unter 1238 nntersuchten Betrieben in 763 Fällen nichts oder ein Defizit, in 254 0 bis 1 Prozent nnd in 221 Fällen 1 bis 2 Prozent herausgerechnet werden. Damit verbunden wird eine nnter der Antorität der „Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft“ aufgestellte Statistik, nach der von 89 untersnchten Gutskänfen in den sechs Ostprovinzen Preußens bei einem Drittel der gezahlte Kaufpreis nicht höher oder noch niedriger gewesen sein soll als der „reine Versicherungswert“ des Besitztnms, das Durchschnittergebnis aller Verkaufsfälle aber sich folgendermaßen gestellt habe: von dem ganzen Kaufpreise kämen

36,4	Prozent	auf den versicherten	Gebändewert,
16,4	„	„ das versicherte	lebende Inventar,
11,8	„	„ das „	tote Inventar,
15,4	„	„ die versicherten	Vorräte,
dagegen nur 20,0	„	„ den Grund und	Boden.

Dabei sei nun aber noch zu beachten, daß der zur Versicherung angemeldete Wert, sowohl der Gebände wie des Inventars, in der Regel zu niedrig sei, daß ein großer Teil der Verräte und der Ernte überhanpt nicht versichert werde, und daß endlich in den hier in Rechnnng stehenden Kaufpreisen auch der Preis der Holzbestände der in manchen Fällen ein Viertel bis zur Hälfte des Gesamtareals ausmachenden Forsten einbegriffen sei. Dadurch schwänden die für den Grund und Boden kalkulierten 20 Prezent noch vollständig dahin, und es ergäbe sich sonach, daß in den sechs östlichen Provinzen Preußens im Jahrzehnt 1890/1900 ein Kaufpreis für landwirtschaftlich benutzten Grund und Boden in der Regel nicht mehr bezahlt worden sei.

Trotzdem ist nach dem Agrarischen Handbnch die Znnahme der hypothekarischen Verschnldung (Überschuß der Eintragungen über die Löschnngen) in den ländlichen Gemeinden und Gutsbezirken Preußens während der Geltungsdaner der Caprivischen Handelsverträge (1892/1903) anf etwa 3½ Milliarden zu berechnen.

Wäre nun die Behanptnng richtig, daß beim Verkauf eines Landguts dem landwirtschaftlich benntzten Grund und Boden in der Regel überhanpt kein Wert mehr beigelegt werde, so würden nicht nur diese 3½ Milliarden neuer Hypotheken in der Regel ausschließlich im Gebändewert ihre Deckung finden müssen, sonderu anch der ganze Hypothekenbestand aus älterer Zeit wäre „in der Regel“ nur noch auf den Gebäudewert basiert, was natürlich an sich falsch ist und im Interesse des landwirtschaftlichen Kredits und der landschaftlichen Pfandbriefe ganz entschieden widerlegt werden muß. Nach der eben mitgeteilten Statistik des Geschäftsführers der Buchführungsstelle der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft kommen von dem

Kaufpreise der Wirtschaft 36,4 Prozent auf die Gehäude und 20,0 Prozent auf den Grnnd und Boden. Also kommen von der Summe des Boden- und Gebäudewerts allein — das ist der Wert, auf dem die Hypotheken lasten — 63,2 Prozent auf die Gebäude nnd 36,8 Prozent anf den Grund und Boden. Bisher nahm man an, daß das Gebändekapital nur nnter sehr ungünstigen Verhältnissen his 50,0 Prozent des Gebäude- und Grundkapitals zusammen ausmachen dürfe. Jetzt sollen 63,2 Prozent eine viel zu günstige Annahme sein, ja eigentlich 100 Prozent die „Regel" ansmachen. Das Agrarische Handbuch glanbt dnrch seine Statistik die Behauptung glänzend ad absurdum geführt zn haben, daß hauptsächlich übermäßige Bodenpreise die Notlage verschuldeten. Denn billiger als für nichts könnte man doch den Boden nicht kaufen. Aber ob man mit zn tenern Gehänden oder mit zn tenerm Boden wirtschaftet, kommt auf eins hinans. Die Produktion wird in beiden Fällen verteuert.

Von Interesse ist auch der Prozentanteil, den das Agrarische Handbuch dem im toten und im lebenden Inventar investierten sogenannten stehenden Betriebskapital am ganzen Gntswert anweist. Er wird auf 28,2 Prozent nach dem Versicherungswert berechnet; in Wirklichkeit, vollends weun der Bodenwert gleich Null ist, würde er viel größer sein. Von der Goltz schätzte ihn aber noch 1896, auch bei intensivem Betrieh, anf 18,5 Prozent. Rechnet man dazn noch das umlaufende Betriebskapital, das, soweit es in barem Gelde besteht, weder versichert wird noch im Kaufpreise steckt, sich aber mit der Intensität des Betriebs ganz besonders erhöht hat, so kann man sich ein Bild von der Zunahme des Betriebskapitals überhaupt im Verhältnis zum Boden- nnd auch zum Gebäudekapital machen, die der intensive Betrieb mit sich gebracht hat. Damit ist auch die Frage nach der Erhöhnng der Prodnktionskosten wieder angeschnitten. Sie darf nicht mehr vertagt werden.

Das Agrarische Handbuch bernft sich in dieser Frage auf die angeblich „vorzüglich beweiskräftigen" Zahlen einer Schrift Rahes von 1901: Vierzig Jahre Brotgetreidebau. Danach sind die baren Gntsausgaben in den nntersuchten Fälleu von 1860 bis 1899 gestiegen:

für	Unterhaltung von Maschinen und Geräten um	855	Prozent
„	Unterhaltung der Gebäude . . . . . „	776	„
„	Ergänzung des Viehinventars . . . . . „	700	„
„	Gehälter, Akkord- und Tagelöhne . . . „	372	„
„	Abgaben und Lasten . . . . . „	280	„
„	Handwerkerlöhne . . . . . „	250	„

Die Grenzboten haben diese Rabesche Schrift schon im 16. Heft 1902 eingehend besprochen. Nach den in ihr mitgeteilten Zahlen wären die Produktionskosten in den vier letzten Jahrzehnten beim Brotgetreide für den Morgen etwa von 22 auf 101 Mark nnd für den Zentner von etwa 2½ auf 7 Mark gestiegen. So nnzuverlässig diese Berechnungen auch sind, soviel geht doch aus den Rabeschen, den Howardschen nnd andern Statistiken über die Produktionskosten nnsrer wichtigsten Feldfrüchte jedenfalls hervor, daß — anch abgesehen von übertriebnen Bodenpreisen nnd namentlich anch abgesehen von den höhern Arbeitslohnsätzen — die dentsche intensive Landwirtschaft seit Jahren die Gewichtseinheit von Brotgetreide in der Regel nicht, wie man erwarten sollte, hilliger, sondern teurer prodnziert als früher. Darin, d. h. in der irrationellen Intensitätssteigerung und der nnrentablen Erhöhung des Betriebskapitals ist wohl der Hauptgrund für die rapide Znnahme der hypothekarischen Verschuldung in den neunziger Jahreu zu snchen. Man glanbte, die niedern Getreidepreise durch Steigerung der Bruttoerträge à tont prix wett machen zn können, nnd geriet dabei immer mehr ins Defizit. Ein paar Milliarden sind dahei schnell verpnlvert.

Man kann deshalb aber anch kanm annehmen, daß ein wesentlich höherer Schntzzoll die dentsche Landwirtschaft veranlassen würde, dnrch Ansdehnnng der Produktion hilliger zu arbeiten. Vielmehr muß man befürchten, daß sie dadurch in dem auf alle Fälle schlimmsten Fehler, zu tener zu produzieren, zum Schaden der Gesamtheit bestärkt werden würde. Wenn anch die unstreitig vorhandne Notlage — die freilich das Agrarische Handbnch haushoch übertreibt — eine Erhöhung der Agrarzölle rechtfertigt, so hat die Regierung nach Lage der Sache doch wahrhaftig allen Grund, bei ihrer Bemessung mit der größten Vorsicht vorzugehn und die Forderungen des Bnndes der Landwirte entschieden abzuweisen.

Die Zwangsversteigerungen von Grundstücken in Preußen 1902. Es sind — wie der Reichsanzeiger mitteilt — im Wege der Zwangsversteigerung veräußert worden:

	1902	1901	1902 gegen 1901
land- und forstwirtschaftliche Grundstücke	3553	3560	— 7 oder 0,2 Prozent
andre Grundstücke	7281	6315	+ 966 „ 15,3 „
zusammen	**10834**	9875	+ 959 „ 14,5 „

Die Zahl der Zwangsversteigerungen land- und forstwirtschaftlicher Grundstücke ist seit 1894 ununterbrochen bedeutend zurückgegangen: von 4398 auf 3200 im Jahre 1900. Im Jahre 1901 stieg sie um 360, und 1902 ist sie ziemlich unverändert geblieben. Auch die Zahl der Zwangsversteigerungen andrer Grundstücke war 1895 bis 1899 von 7131 auf 5411 zurückgegangen, stieg dann aber 1900 auf 5421, 1901 auf 6315 und ist 1902 über den Stand von 1895 hinaus auf 7281 gekommen.

Der Viehbestand Frankreichs. Nach den vom französischen Landwirtschaftsministerium herausgegebnen Annalen hat sich der landwirtschaftliche Viehbestand in Frankreich — Korsika eingeschlossen — im Jahrfünft 1897/1901 folgendermaßen entwickelt.

Es waren in den landwirtschaftlichen Betrieben (Animaux de ferme) vorhanden:

	1897	1898	1899	1900	1901
			(1000 Stück)		
Pferde	2899,1	2894,4	2917,2	2903,1	2926,4
Maulesel	205,7	208,2	204,7	205,0	200,3
Esel	361,4	361,7	357,8	356,2	354,6
Rindvieh	13486,5	13418,7	13550,9	14520,8	14673,8
Schafe	21445,1	21277,6	21357,7	20179,6	19669,7
Schweine . . .	6262,8	6231,0	6305,2	6740,4	6758,2
Ziegen	1495,8	1501,7	1504,4	1557,9	1529,3

Gegen den Durchschnitt des ganzen Jahrzehnts 1892/1901 war im Jahre 1901 der Bestand an Pferden (Durchschnitt: 2862,3), an Rindvieh (13461,7), an Schweinen (6324,2) und an Ziegen (1507,7) größer. Bedeutend ist das Mehr namentlich beim Rindviehstapel, der gegen 1892 um 1,3 Millionen Stück oder 9,8 Prozent und gegen 1897 um 1,2 Millionen Stück oder 8,8 Prozent zugenommen hat. Der Rindviehstapel Deutschlands stieg von 1892 bis 1900 um 7,9 Prozent und belief sich 1900 auf 18,9 Millionen Stück. Der Schafbestand, der in Deutschland von 1892 bis 1900 um 9,4 Prozent auf 9,7 Millionen Stück zurückgegangen war, hat sich in Frankreich von 1892 bis 1901 um 8,6 Prozent verringert und ist 1900 noch um 10 Millionen größer als in Deutschland. Die Zunahme der Schweine betrug in Deutschland 1892 bis 1900 38,1 Prozent, in Frankreich 1892 bis 1901 dagegen nur 6,6 Prozent. Der Bestand war 1901 in Frankreich um 10 Millionen Stück kleiner als in Deutschland 1902. Die Zahl an Pferden kann man mit der deutschen Zahl von 1900 nicht vergleichen, da in Frankreich nur die Pferde in landwirtschaftlichen Betrieben gezählt sind. Im Jahre 1895 wurden in Deutschland in den landwirtschaftlichen Betrieben 3,36 Millionen Pferde gezählt, das sind beträchtlich mehr, als 1901 in Frankreich nachgewiesen wurden.

Über den Milchertrag in Frankreich werden folgende Zahlen angegeben:

	Menge (1000 Hektoliter)	Wert im ganzen (1000 Fr.)	Wert für 1 Hektoliter (Fr.)
1897	80761,0	1204799,8	14,91
1898	82039,0	1235300,2	15,05
1899	83781,9	1265260,2	15,10
1900	84452,3	1307504,0	15,48
1901	78588,8	1159368,4	14,75

Die Fleischpreise (Viande de boucherie) stellten sich im Jahresmittel für das Kilogramm

	Ochsenfl. Fr.	Kuhfl. Fr.	Kalbfl. Fr.	Hammelfl. Fr.	Schweinefl. Fr.
1897	1,60	1,49	1,70	1,85	1,43
1898	1,56	1,46	1,68	1,79	1,49
1899	1,55	1,45	1,67	1,81	1,55
1900	1,52	1,40	1,66	1,80	1,56
1901	1,52	1,41	1,68	1,81	1,53

Über die Vernichtung der Waldbestände und die Zukunft im Bauwesen wird aus industriellen Kreisen geschrieben: Die physikalischen Einwirkungen des Waldes auf Luft und Boden und seine klimatologische und hygienische Bedeutung sind bekannt. Die Natur hat die Wälder dazu bestimmt, das Gleichgewicht der Wärme und der Feuchtigkeit zu vermitteln, das Wasser zu verteilen und Bäche und Flüsse damit zu speisen, Schutz gegen die sengenden Sonnenstrahlen zu gewähren, Stürme zu brechen, Sturzfluten, Überschwemmungen, Lawinen, Schnee- und Sandtreiben aufzuhalten und unschädlich zu machen. In den Ländern aller Zonen zeigen sich mit der Abnahme der Wälder die damit zusammenhängenden Folgen: Verschlechterung des Klimas, Wasserarmut der Flüsse, Unfruchtbarkeit des Bodens u. v. a. Dort, wo sich einst zahlreiche Volksmassen ernährten und blühenden Wohlstand genossen, kann sich heute kaum noch eine spärliche Bevölkerung erhalten, weil die unerhörten Angriffe der Menschen auf die Wälder diese vernichtet haben. In Skandinavien, Rußland, Amerika treten mit der Zerstörung der Wälder schon ähnliche Nachteile hervor. In welcher umfangreichen Weise mit den noch vorhandnen Waldbeständen aufgeräumt wird, lehrt die Tatsache, daß nach amtlichen Quellen an Bauhölzern in einem Zeitraume von nur einem Jahre, und zwar im Jahre 1899, aus Schweden, Rußland und Amerika an Deutschland allein für 273 Millionen Mark geliefert wurde. Nach zuverlässigen Schätzungen reichen die als Bauhölzer brauchbaren Waldbestände der Erde nicht mehr als zwei Jahrhunderte aus, auch dann nicht, wenn die waldreichen Länder Rußland und Kanada jetzt eine rationelle Forstwirtschaft betreiben sollten und sich der Bedarf nicht vermehren sollte.

Mit aller Gewalt drängt sich deshalb die Notwendigkeit auf, zur Erhaltung und Sicherung unsrer Baumbestände wenigstens von dem Verbrauch von Nutzhölzern zu Bauzwecken abzusehen. Mehr als Ersatz bieten hierin Eisen, Stein, Zement, Gips, Kork, Korkstein, Linoleum. Schon aus rein praktischen Gründen sollte man die Holzbalken beim Bau vermeiden, da sie die Feuersgefahr erhöhen und auch in hygienischer Beziehung Nachteile mit sich bringen. Gesunde Wohnräume zu schaffen, muß die erste Aufgabe unsrer Behörden und Architekten sein, und das wird vor allen Dingen dadurch erreicht, daß man jedes Material vermeidet, das in Fäulnis übergehn kann und ungesunde Stoffe birgt oder schafft. Der Bauherr sollte niemals die hohen materiellen Vorteile vergessen, die ihm ein durchweg mit dem solidesten Material erbautes Haus bietet, das feuerfest ist und den Ansprüchen der modernen Hygiene entspricht. Das Hypothekenkapital kann man dann williger, in größerer Höhe und zu geringerm Zinsfuße haben, und den Mietforderungen wird mit größerer Geneigtheit entsprochen, von der Ersparnis umfangreicher kostspieliger Renovationen bei weniger solider Einrichtung eines Hauses gar nicht zu reden. Im Miethause hat der Mieter bald die Vorzüge der mit Linoleum belegten Räume anerkannt, da hierdurch Behaglichkeit, leichte Reinigung und Ruhe erreicht werden. Mit der Einführung der massiven Bauart wäre auch eine nationalwirtschaftliche Frage erledigt, da etwa ½ Milliarde Mark an Baumaterial und an Arbeitslöhnen dem Inlande erhalten bliebe und steuerkräftige Industrien geschaffen würden, statt das Geld ins Ausland gehen zu lassen.

Die deutsche Roheisenproduktion 1903. Nach der Statistik des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller betrug sie im April 1903 im Deutschen Reiche und in Luxemburg 824 45 Tonnen zu 1000 kg. Wenn man das erste Vierteljahr mitrechnet, ergeben sich im Vergleich mit 1902 folgende Zahlen:

	1903	1902	1903 mehr als 1902
Januar . . .	782 484	656 688	19,1 Prozent
Februar . .	734 259	597 334	22,9 „
März . . .	843 224	681 349	23,6 „
April . . .	824 452	672 912	22,5 „
zusammen .	**3 184 419**	**2 608 283**	**22,1** „

Zu beachten ist, daß 1903 die Osterfeiertage in den April, 1902 in den März fielen. Im übrigen gilt wohl das in Heft 19 der Grenzboten vom 7. Mai d. J. über Eisenproduktion, Eisenverbrauch und Eisenausfuhr in Deutschland Gesagte auch für den April.

Betriebsergebnisse deutscher Eisenbahnen. Abgesehen von den Bayrischen Bahnen wiesen 76 schon im April 1902 im Betrieb gewesene deutsche Eisenbahnen an Einnahmen auf im April

	1903	1902	1903 mehr als 1902
aus dem Personenverkehr .	45114849 Mark	40666008 Mark	10,9 Prozent
„ „ Güterverkehr . .	95146984 „	92986567 „	2,3 „
zusammen	**140261833** „	**133652575** „	**4,9** „

Auf den Personenverkehr wirkte 1903 günstig ein, daß das Osterfest in den April fiel. Neu eröffnet wurden im Laufe des Aprils 1903 zusammen 33,17 Kilometer neuer Eisenbahnen. Im März 1903 hatten die Einnahmen aus dem Personenverkehr (38,7 Millionen Mark) eine Abnahme, die Einnahmen aus dem Güterverkehr (100,2 Millionen) eine Zunahme gegen den März 1902 ergeben.

Die Handelsflotte Schwedens. Die amtliche Statistik Schwedens über die Seefahrt im Jahre 1901 ist kürzlich veröffentlicht worden. Sie behandelt in ihrem ersten Teil den Bestand der Handelsflotte, wobei nur „Handelsfahrzeuge" mit einem Nettoraumgehalt von mindestens 20 Registertons nach der „deutschen Regel" (1 R.-T. = 2,83 cbm) berücksichtigt werden.

Der Flottenbestand war:

am Ende der Jahre	Segelschiffe	Dampfschiffe (Registertons netto)	Zusammen
1897	289490	234636	524126
1898	291392	265994	557386
1899	289249	298421	587669
1900	288686	325105	613792
1901	298589	341622	640211

Am Ende des Jahres 1901 verteilte sich die angegebne Tonnage auf 2160 Segelschiffe und 943 Dampfschiffe. Von den Segelschiffen hatten 8, von den Dampfschiffen 97 je einen Nettoraumgehalt von 1000 Tons und darüber. Von den Segelschiffen dienten 607 mit 35029 Tons und von den Dampfern 522 mit 56242 Tons ausschließlich dem Seeverkehr zwischen schwedischen Häfen untereinander, während 1464 Segelschiffe mit 262901 Tons und 414 Dampfer mit 282872 Tons auch oder nur im Verkehr mit dem Auslande verwandt wurden. Der Rest blieb im Berichtsjahr ohne Verwendung.

Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Schiffe und ein noch kleinerer Teil der Tonnage ist in Schweden selbst gebaut. Die folgende Übersicht giht ein Bild davon.

	Neugebaut wurden in Schweden				Aus dem Ausland wurden zugekauft			
	Segelschiffe		Dampfer		Segelschiffe		Dampfer	
	Zahl	Tons	Zahl	Tons	Zahl	Tons	Zahl	Tons
1897	25	2749	21	3449	69	17244	37	35556
1898	31	3673	22	2424	107	24973	45	39372
1899	34	3176	35	5315	117	19067	53	46922
1900	23	1398	22	3739	105	19331	38	31619
1901	42	3506	28	3779	110	23509	22	22503

Beachtenswert ist, daß erst im Jahre 1899 die Dampfertonnage die Segelertonnage überholte, daß sie sich dann aber kräftig entwickelte, ohne daß die Segelertonnage zurückging. Von den 22 im Jahre 1901 aus dem Auslande zugekauften Dampfern stammten 11 aus Großbritannien, 4 aus Deutschland, 3 aus Finnland, 2 aus Dänemark und je 1 aus Norwegen und Holland. Es waren zum Teil ältere Schiffe. Nur 6 waren 1901 gebaut, darunter 2 je mit mehr als 4000 Tons in Deutschland.

Dem Baumaterial nach waren vom Bestand am Ende 1901:

	Segelschiffe		Dampfschiffe	
	Zahl	Tons	Zahl	Tons
von Holz	2108	275885	45	4477
„ Eisen	32	19305	776	322020
„ Holz und Eisen . .	20	3399	122	15125
zusammen	**2160**	**298589**	**943**	**341622**

Über die in den letzten beiden Jahrzehnten sehr erfreulich vorangegangne Entwicklung des Seeverkehrs in den schwedischen Häfen werden nächstens die wichtigern Daten mitgeteilt werden.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

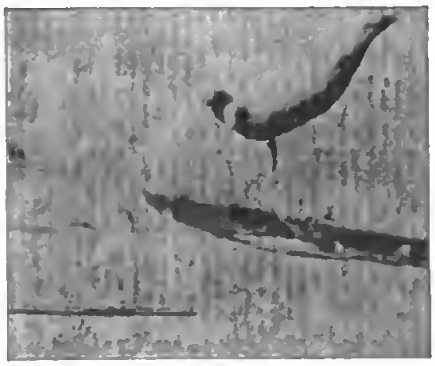
Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften, auch wegen des volkswirtschaftlichen Teiles, wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).

Anzeigen

Alleinige Inseratenannahme durch
Hermann Weigel, Berlin C., Neue Friedrichstrasse 41/42
Preis für die zweigespaltne Nonpareillezeile 1 Mark. Umschlagseiten erhöhte Preise

DRESDEN * Hôtel Bellevue.

Altrenommiertes, vornehmes Haus I. Ranges, in einzig schöner Lage an der Elbe; gegenüber dem Kgl. Schloss, dem Opernhaus, Zwinger und der Gemälde-Galerie. Elektrische Beleuchtung. Lift. Bäder.
Remise für Automobile. R. Ronnefeld, Direktor.



Goerz-Anschütz-Klapp-Camera,
(Objektiv: Goerz' Doppel-Anastigmat)
vorzügl. Handcamera, für alle Zwecke der Photographie, Momentaufnahmen bis zu 1/1000 Sek., Landschaften, Gruppen, Architekturen etc.
Goerz, Doppel-Anastigmat, bestes Universalobjektiv.
Goerz' Photo-Stereo-Binocle (Combination von Doppel-Fernrohr u. Stereoskop-Camera).
Kataloge kostenfrei. — Zu beziehen durch alle photographischen Handlungen oder von:
Optische Anstalt **C. P. Goerz,** Berlin-Friedenau 38.
London: 1/6 Holborn Circus, Paris: 22 rue de l'Entrepôt, New-York: 22 East Union Square.

Senftenberger Kohlenwerke.

Gestern fand hier eine ausserordentliche und die ordentliche Generalversammlung statt, in denen die Genehmigung des Jahresabschlusses für 1902 und die Rekonstruktion der Gesellschaft beschlossen werden sollte. Beide Versammlungen verliefen resultatlos.

Die Ursache dieses Ergebnisses ist darin zu suchen, dass verschiedene Aktionäre das Verhältnis der Gesellschaft zur Bernburger Maschinenfabrik für nicht genügend geklärt erachteten und auch die in der Generalversammlung gegebenen Mitteilungen als unzureichend bezeichneten. Einer der opponierenden Aktionäre sprach seine Missbilligung darüber, dass der mit der Bernburger Maschinenfabrik seinerzeit schwebende Prozess durch Vergleich beigelegt worden sei. Die genannte Maschinenfabrik musste wegen zu später und nicht vorschriftsmässiger Lieferung verantwortlich gemacht werden, und derartige Ersatzansprüche müssten nunmehr auch gegen diejenigen Personen der Verwaltung geltend gemacht werden, die für die Beilegung des Prozesses gewirkt hätten. Von dem gleichfalls anwesenden Direktor der Maschinenfabrik wurde ausgeführt, dass nicht rechtzeitig geliefert werden konnte, da die Fabrikgebäude nicht rechtzeitig fertig waren. Wenn die Leistungsfähigkeit der Maschinen Mängel aufweisen, so liege dies daran, dass der Wassergehalt der Kohle zu niedrig angegeben worden sei. Dies wurde von dem früheren Direktor Schultz der Senftenberger Kohlenwerke, der den Bau geleitet hat, bestätigt. Von einem Mitgliede des Aufsichtsrates wurde erklärt, die Verwaltung habe für die Beilegung des seinerzeit von der Bernburger Maschinenfabrik angestrengten Prozesses auf Zahlung der vertraglich festgesetzten Rate gestimmt, da eine Weiterführung aussichtslos erschien. Hervorzuheben ist noch, dass die in der letzten ausserordentlichen Generalversammlung eingesetzte Vertrauenskommission bis auf zwei Mitglieder der nicht in Tätigkeit gewesen ist. Von letzteren berichtete Herr Stein, dass nach seiner Prüfung die unbedingt notwendigen Mittel auf 400000 Mk. zu veranschlagen seien. Er pflichtete ferner der Ansicht bei, dass es frivol sei, gegen die Forderungen der Maschinenfabrik Einspruch zu erheben, und es müsse einen Prozess ankommen zu lassen. Differenzen beständen zwar, die aber durch Entgegenkommen der Maschinenfabrik beseitigt werden würden. Schliesslich wurde einstimmig beschlossen, sowohl die ordentliche wie die ausserordentliche Generalversammlung zu vertagen.

Soweit der uns vorliegende Bericht. Von anderer Seite wird darauf hingewiesen, dass für die Senftenberger Kohlenwerke weniger das Verhältnis zur Bernburger Maschinenfabrik von Bedeutung sei, als das Vertragsverhältnis mit dem Kohlenhändler Ed. Weinmann (Aussig und Berlin). Über diesen Vortrag seien Aufklärungen notwendig.

MESSMER'S THEE

die beliebteste und verbreitetste Marke, das tägliche Frühstück feinster Kreise:
„Messmer's Thee ist in der Mode."

Lose zur 144. Kgl. Sächs. Landes-Lotterie

mit Haupttreffern von 500000, 300000, 200000, 150000, 100000, 60000, 3×50000, 3×40000, 4×30000, 7×20000 etc. etc. event. 800000 Mark. — Nächste Ziehung: 6. und 7. Juli 1903. — Ganze 250.—, Halbe 125.—, Zwölftel 50 Mark und eine Mark zu jedem Auftrage für Porto und Liste zur Verrechnung. —
Pläne und Prospekte gratis versendet die conc. Collection von
Heinr. Schäfer in **Leipzig,** Petersstraße 33.

Der Proteſtantismus in Italien

Von Wolfgang C. Ludwig Stein in Rom

Wenn man ſich an Seumes Spaziergang nach Syrakus erinnert und an die ſonderbare Meinung, die man damals ſogar in gebildeten italieniſchen Kreiſen vom Proteſtantismus hatte, den man einfach für ein Werk des Teufels hielt, ſo hat man gewiß Urſache, über die Veränderung im kirchlichen Leben der von Seume durchwanderten und kulturgeſchichtlich ſo intereſſant beſchriebnen Apenninhalbinſel erſtaunt zu ſein. Zwar gab es auch zu Seumes Zeit ſchon evangeliſche Gemeinden in Italien, die älteſten der Welt ſogar. In Rom und auch anderswo wußte man allerdings nichts von ihnen, aber ſchon vor dem Erlaß der albertiniſchen Verfaſſung war das Waldenſertum in der Hauptſtadt Piemonts eine Macht geworden, die man nicht mehr überſehen konnte, und nach 1848 verbreitete es ſich mit wahrer Sturmeseile über Piemont, Ligurien und Toskana, ſpäter auch über den Reſt Italiens, wo jedoch überall ſchon feſte Punkte vorhanden waren, ſodaß ſich das Neue gewiſſermaßen nur um das mehr oder minder verborgne Alte zu kriſtalliſieren brauchte. Das Waldenſertnm iſt recht eigentlich die eingeborne evangeliſche Kirche Italiens. Daneben traten aber bald zahlreiche andre Gemeinſchaften auf, die ſich ihr Terrain erſt erobern mußten, alſo auf den Kampf mit der römiſchen Papſtkirche angewieſen waren und in eben dieſem Kampfe ſich dann die ihnen eigentümliche Meiſterſchaft der Propaganda erwarben. Die Verſchiedenartigkeit der Namen, die nur zu ſehr geeignet iſt, den Unkundigen über das Gemeinſame des innern Weſens und mehr oder minder ſogar der gottesdienſtlichen Gebräuche hinwegzutäuſchen, iſt zweifellos ein Hindernis für die noch ſchnellere Ausbreitung des evangeliſchen Chriſtentums in Italien. Beſonders im vergangnen Jahrzehnt hat die evangeliſche Propaganda und zwar wiederum hauptſächlich in Rom einen Umfang angenommen, von dem man ſich nur ſchwer eine Vorſtellung macht, und zwar liegt das Evangeliſationswerk hier vorwiegend in den Händen der Methodiſten und Baptiſten, Gemeinden, die reich mit ausländiſchem, namentlich amerikaniſchem Geld ausgeſtattet ſind. An der Akademie des Methodiſtenhauſes abſolvieren auch Angehörige der Wesleyaniſchen Kirche, der Chiesa libera uſw. ihre theologiſchen Studien. Infolge der antipapiſtiſchen Strömung haben ſich alle evangeliſchen Gemeinden Roms

ſtark entwickelt, und die meiſten von ihnen würden ſich ſelbſt erhalten können, wenn nicht die Propaganda bedeutende Summen verſchlänge. Man hat Kirchen gebaut, Schulen und Aſyle gegründet, alle möglichen Wohlfahrtseinrichtungen geſchaffen. Ungefähr der zehnte Teil der römiſchen Kirchen gehört dem Proteſtantismus, und es gibt Gegenden, namentlich in den obern, neuern Stadtvierteln, wo die Zahl der evangeliſchen Kirchen faſt den katholiſchen die Wage hält. Wirklicher Gemeindemitglieder gibt es zwar bisher nur ein paar tauſend, aber nach Zehntauſenden zählen die Elemente, die das Evangeliſationswerk heute umfaßt.

Am meiſten geeignet, über die evangeliſchen Verhältniſſe Italiens zu belehren, wird immer die Geſchichte des Waldenſertums bleiben, die ich teilweiſe am Ort der erſten Entfaltung in Italien zu ſtudieren in der Lage war. Mit den beſten Empfehlungen an geiſtliche und weltliche Spitzen der Gemeinden ausgerüſtet, unternahm ich im Frühling 1901 eine Wanderung durch die Waldenſertäler Piemonts. Unter kundiger Führung ging es die maleriſchen Flußlandſchaften hinauf und hinab, und an den ehrwürdigen, oft jahrhundertealten Kirchen und Kapellen oder gar einer verborgnen Felſenſchlucht, wo ſich in den Zeiten grauenhafter Verfolgungen um des Evangeliums willen Männer, Frauen und Kinder zum Gottesdienſt nächtlicherweile verſammelten, erſtand vor mir die Geſchichte dieſes wunderbaren Volkes. Es iſt ſeltſam, daß die Waldenſer wegen ihrer Treue, ihres Fleißes und ihrer Tüchtigkeit ſchon im zwölften Jahrhundert Anſehen genoſſen, was aber das Papſttum nicht hinderte, jahrhundertelang einen vorwiegend erfolgreichen Vernichtungskrieg gegen ſie zu führen, und daß auch heute die Waldenſer ihr Anſehen unter den aufgeklärten Italienern bis hinauf zum heimgegangnen König Umberto dieſen Eigenſchaften verdanken. Preußen erkannte in den den Waldenſern ähnlichen ausgezeichneten Hugenotten bekanntlich ebenfalls ein Element, das geeignet ſei, eine günſtige Verbindung mit dem Deutſchtum einzugehn. Als Kaiſer Otto der Vierte den Erzbiſchof von Turin aufforderte, die Waldenſer aus ſeiner Diözeſe zu vertreiben, zeigte es ſich, daß dieſer Maßregel in der Sympathie, die die Waldenſer bei dem Landadel genoſſen, ein ſchwer beſiegbares Hindernis erwuchs. Die Einfälle der Sarazenen während des Zeitraums von 942 bis 972 hatten das Land in eine Wüſtenei verwandelt, und niemand eignete ſich beſſer zur Wiederherſtellung des Wohlſtandes als die Waldenſer mit ihrem opferwilligen Fleiß und ihrer klugen Geſchicklichkeit, einem Erbteil der glücklichen Vermiſchung keltiſcher und liguriſcher Raſſe. Anfangs erſtreckte ſich der Arm des Papſtes nur bis Pinerolo, und erſt den Emiſſären der Inquiſition, die von 1207 ab mit ziemlich kurzen Zwiſchenräumen in den Tälern erſchienen, gelang es, auch die gütigſten Beſchützer der waldenſiſchen Bevölkerung einzuſchüchtern. Jedoch ſcheint der Erfolg der Inquiſition weniger auf der Furcht vor ihr als darauf erbaut zu ſein, daß man dem Landadel einen Haß gegen die Feinde der römiſchen Kirche einflößte. Aus Haß geſchah es wohl, daß 1484 ſogar die Grafen von Luſerna, ehemals die wohlwollendſten Freunde der Waldenſer, die herzoglich ſavoyiſchen Truppen gegen ſie ins Feld riefen.

Im ſechzehnten Jahrhundert ſchließen ſich die Waldenſer nach einer Reihe ſie dezimierender Verfolgungen, die zuweilen einen völlig kriegsmäßigen Charakter

tragen und auch dem Feinde große Opfer auferlegen, der reformatoriſchen Bewegung an, die der gewaltige Eislebner Bergmannsſohn gegen die Oberhoheit des Papſttums ſieghaft ins Werk geſetzt hatte, und um die alten waldenſiſchen Kolonien gruppieren ſich zahlreiche neue Gemeinſchaften, als deren bedeutendſte innerhalb Piemonts Turin, Carignano, Chieri, Dronero und Saluzzo zu nennen wären. Beſonders groß waren die Fortſchritte der evangeliſchen Kirche während der kurzen franzöſiſchen Herrſchaft von 1535 bis 1559, einer Zeit, die auch das denkwürdige Datum des Beginns öffentlicher Gottesdienſte in eigens dazu eingerichteten Tempeln enthält. Nicht ohne tiefe Bewegung ſah ich im Angrognatale die älteſte aus dem Jahre 1555 ſtammende Kirche, freilich nicht mehr in der urſprünglichen Form, denn ſie iſt wiederholt zerſtört und wieder aufgerichtet worden. Nicht weit davon gelangen wir auf maleriſchem waldſchattigem Bergpfad zu der Ghieiſa (chiesa = ecclesia) de la Tana, die Edmondo de Amicis in ſeinem Buche Alle porte d'Italia prächtig beſchreibt, einer durch einen in grauer Vorzeit herabgeſtürzten Fels zugedeckten Schlucht, die, wie der Name verrät, einſt an Stelle der erwähnten Kirche die Gemeinde aufnahm. In der Morgendämmerung heimkehrende Waldenſer wurden zuweilen von Wächtern der Inquiſition wie Schnepfen abgeſchoſſen. Als im Jahre 1559 durch den Vertrag von Château-Cambreſis das Haus Savoyen wieder in ſeinen an Frankreich verloren gegangnen Beſitz eingeſetzt wurde, hörte für die Waldenſer der kurze Gottesfriede auf, und eine vom römiſchen Hof den Savoyern ſuggerierte, faſt drei Jahrhunderte währende Verfolgung begann. Manche jener Kriege erinnern an die Freiheitskämpfe der Schweizer und der Buren. So wurde der blutdurſtige Giorgio Corta, Graf von der heiligen Dreieinigkeit, trotz ſeiner ungeheuern Übermacht durch das ſtarke proteſtantiſche Bauernvolk der Täler nach zahlreichen Schlachten, in denen er jedesmal unterlag, zu einem Vertrage gezwungen, der den Waldenſern ſchon damals dreihundert Jahre vor der albertiniſchen Verfaſſung völlige Kultusfreiheit und daneben manche andre ſchöne Dinge wie das Recht, in allen herzoglichen Landen Handel zu treiben, gewährleiſtete, aber leider ſehr bald durch Carlo Emanuele den Erſten gebrochen wurde, der gleich ſeinem Nachfolger die Waldenſer blutig heimſuchte. Und dann zog das Trauerjahr der „Piemonteſiſchen Oſtern“ herauf, wo die vereinigten Franzoſen und Piemonteſen die Glaubenstreue der Waldenſer im Blut von Männern, Frauen und Kindern ertränkten, alle Äcker verwüſteten und die ſtillen Dörfer in Aſche verwandelten. Mit ſchmerzlicher Bewunderung ſchaute das proteſtantiſche Europa dem ſich an dieſen Einfall anſchließenden Ringen einer kleinen Heldenſchar zu, die ſich auf dem franzöſiſchen Gebiet, jenſeits des Cluſon, zum Widerſtande organiſiert hatte, aber in dieſem Augenblick machte die Drohung Cromwells, er werde, falls der Herzog von Savoyen die Waldenſer nicht in Ruhe laſſe, Genua zerſtören, dem Krieg ein Ende, und Carlo Emanuele der Zweite unterzeichnete erſchreckt ein Inſtrument, durch das der status quo ante wiederhergeſtellt wurde. Das vaterlandliebende Volk eilte dem Herzog in verſchiednen Kriegen zu Hilfe und nützte ihm ſo ſehr, daß dieſer ſie öffentlich belobte, und vielleicht hätte ſich dauernde Eintracht angebahnt, wenn nicht damals Ludwig der Vierzehnte durch Widerruf des Edikts von Nantes

die Flamme der Proteſtantenverfolgung neu entfacht und durch ſeinen Einfluß den Herzog Vittorio Amadeo den Zweiten gezwungen hätte, ſeinem Beiſpiel zu folgen. Die Ermunterung des Generals Catinat an ſeine Soldaten, d'user d'un peu de cruauté, erſchien bei der gewaltſam aus dem Religionshaß dieſer Horde aufzüngelnden Blutgier recht überflüſſig. 12000 Männer, die dem Gemetzel entgangen waren, wanderten in die Kerker des untern Piemont, Frauen und Kinder endeten unter unſäglichen Schändungen und Martern. Im Sommer 1686 waren die Täler verödet, die Dörfer eingeäſchert und die Kirchen in Ruinen verwandelt. In zwei Schwärmen zog der Reſt des Volkes, mit dem Mut der Verzweiflung nun auch ſelbſt alles, was ihm in den Weg trat, vernichtend, über die Gletſcherpäſſe in den Kanton Genf, der ſie aufnahm und obendrein bewirkte, daß die Eingekerkerten in Freiheit geſetzt wurden. Die meiſten von ihnen waren freilich inzwiſchen dem Elend erlegen, und die, die durch Martern gezwungen worden waren, ihren Glauben abzuſchwören, ließ der Herzog nicht ziehn. Die übrigen wandten ſich ebenfalls nach Genf, wo ſie als hilfloſe Bettler eintrafen. Die glühende Heimatliebe ließ jedoch dem unglückſeligen Volke keine Ruhe, und ſchon 1689 unternahm es in Verbindung mit einer Schar Hugenotten unter der Führung Henri Arnauds, der Prieſter und Feldherr in einer Perſon war, den vielbewunderten Zug durch die ſavoyiſchen Alpen, widerſtand acht Monate lang mit wenig hundert Mann den vereinigten Heeren Frankreichs und Piemonts und hatte gerade die ruhmvolle Niederlage von Balſille erlitten, als der Krieg zwiſchen ſeinen beiden Bedrängern ausbrach. Und wieder gab es für die Vaterlandsliebe der Waldenſer kein Wanken; ſie, die kaum aus dem Pulverrauch ſavoyiſcher Geſchütze in die Waldtäler ihrer Heimat gezogen waren, ließen ſich augenblicklich in die Regimenter ihres angeſtammten Fürſten einreihen, und aus allen proteſtantiſchen Gegenden Europas, beſonders der Schweiz und Brandenburgs, eilten Waldenſer dem gefährdeten Vaterlande zu Hilfe. Von da ab fand kein Blutvergießen unter den Waldenſern mehr ſtatt, wiewohl man ſie auf andre Weiſe zuweilen arg bedrängte, bis ihnen im Jahre 1848 Carlo Alberto, zwar weniger aus freien Stücken als durch die edeln Männer, die damals die Geſchicke Piemonts leiteten, beſonders durch den perſönlich dem Proteſtantismus zuneigenden Staatsmann, Soldaten, Dichter, Maler und Bildhauer Maſſimo d'Azeglio im perſönlichen Intereſſe und dem ſeiner Krone gezwungen, völlige bürgerliche Gleichberechtigung mit den Katholiken gewährte. In den Alpentälern von Martino, Angrona, Peroſa und Luſerna ſind die Waldenſer eine beträchtliche Anzahl geſchloſſener Gemeinden insgeſamt mit mehr als 25000 Seelen. Merkmale dieſer uralten Gemeinden ſind die Sittenreinheit ihrer Bewohner, entwickeltes Bildungsweſen, Gewerbefleiß, trefflich gepflegte Weinberge, Felder, ſaftige Wieſen und dazwiſchen ſaubere weiße Häuschen, die wie weidende Lämmer über die Halde verſtreut ſind. Wie Efeu rankt ſich um die Zeitalter der Waldenſerverfolgungen eine beſondre Volksdichtung, von der Nobla leiczon, dem intereſſanten romaniſchen Sprachdenkmal aus dem zwölften Jahrhundert, bis zu den teilweiſe noch in moderniſierter Geſtalt lebendigen Bekenntnisgeſängen aus den Tagen des Kreuzzuges des blutgierigen Papſtes Innocenz des Achten

gegen die Protestanten der italienischen Alpentäler und weiter hinauf bis zu den Liedern, die das traurige, blutige Osterfest von 1655 besangen:

Seigneur, ici le sang d'Abel
Crie encore sur les supplices,
Vois Zacharie encore parmi ces sacrifices
Mort entre le temple et l'autel.
Gloire de l'Eternel justice des justices,
As-tu les yeux fermés et la puissante main
Endormie en ton sein?

Milton hat in einem berühmten Sonett auch das Waldenser-Märtyrertum besungen. Wer je einen Blick in den Liederschatz der Waldenser geworfen hat, der versteht, woher soviel Größe im Dulden und soviel Zähigkeit des Widerstandes kam, wie ihn die Protestanten der savoyischen und piemontesischen Alpen leisteten. Die Geschichte ihrer Verfolgungen leuchtet vor unsrer Seele wie die Geschichte der ersten christlichen Gemeinden, und dort wie hier scheinen die Verfolgungen nicht nur eine kräftigende Macht, sondern auch eine läuternde Flamme gewesen zu sein. Unter der freiheitlichen Sturmflut des Zeitalters Viktor Emanuels, die beinahe sogar den Vatikan selbst hinweggefegt hätte, war das Wohlwollen von Dynastie und Regierung gegen die Waldenser etwas Selbstverständliches, und wenn auch unter dem gutmütigen Nachfolger Umberto dem Ersten der Vatikan besonders in der Umgebung der Königin Margherita an Einfluß gewann, so konnte das doch keinen Einfluß mehr auf die Behandlung der evangelischen Kirche in Italien ausüben. Ja unter Umberto wäre in der Person des Kassationsgerichtspräsidenten und Senators Canonico ein Protestant Minister geworden, wenn der Kandidat nicht die an ihn ergehende dringende Aufforderung abgelehnt hätte. Man mag jedoch ein Merkmal der eigentümlichen, überaus schwer zu beurteilenden kirchlichen Situation darin erkennen, daß trotz der guten Gewähr, die Umberto als Mensch für die treue Bewahrung des albertinischen Statuts bot, einige Monate nach seiner Thronbesteigung eine Deputation der Waldenserkirche beim König eine Audienz nachsuchte. Diese Deputation bestand aus dem Präsidenten der Tavola — des waldensischen Kirchenrats —, dem Moderatore Dr. theol. Charbonnier und den beiden Professoren Riccolini und Olivet. Auf ihre Fragen antwortete der König, die Waldenser hätten nicht die geringste Einschränkung der ihnen dreißig Jahre vorher gewährten Kultusfreiheit zu befürchten; seine persönliche Redlichkeit wie nicht minder die öffentliche Gerechtigkeit verlangten sie in unverletzlicher Weise. Wenig Monate darauf, als infolge des Passanantischen Attentats aus allen Landesteilen glückwünschende Abordnungen in Rom eintrafen, legte Umberto auch andern in Italien vorhandnen evangelischen Gemeinschaften gegenüber Zeugnis von seiner Toleranz ab. Er empfing Vertreter aller möglichen protestantischen Religionsgesellschaften aus Neapel, Rom und Florenz, unterhielt sich mit allen über das Wirken ihrer Gemeinden und bekundete dabei ein Wohlwollen, das zunächst in den einheimischen klerikalen Kreisen Bedenken erregte und innerhalb weniger Tage zu der Legende führte, König Umberto hege unmittelbare Sympathien für das evangelische Bekenntnis. Als Bekräftigung

hierfür zog man die herzlichen perſönlichen Beziehungen Umbertos zum deutſchen Kaiſerhauſe heran, ſowie eine gelegentliche Bemerkung, die allerdings verriet, daß der König, deſſen Urteil in ſolchen Dingen durch ſeinen klaren Blick für die eigne ſchwierige Lage in kirchlichen Dingen geſchärft war, in der verhältnismäßigen religiöſen Einheit Deutſchlands die Urſache ſeines militäriſchen und wirtſchaftlichen Aufſchwungs zu erkennen glaubte. Dennoch muß man die damals in der klerikalen Preſſe behauptete Hinneigung Umbertos zum Proteſtantismus in dem auf jener Seite gewollten Sinne wohl als Legende bezeichnen. Weit mehr als Viktor Emanuel fühlte ſich Umberto als das Haupt einer katholiſchen Nation, wenn er auch manche freimütige Äußerung zu Gunſten der italieniſchen Proteſtanten getan hat. Aber das geſchah meiſt erſt in ſpätern Jahren, als die vatikaniſchen Herausforderungen an Bitterkeit und Heftigkeit zugenommen hatten. Wie wenig der König mindeſtens kurz nach dem Regierungsantritt über die Organiſation der evangeliſchen Kirche unterrichtet war, ergibt ſich aus dem Geſpräch, das er in der erwähnten Audienz mit den Gemeindevertretern führte. Als der ſchweizeriſche Pfarrer Peter, Präſident der Evangeliſchen Allianz, ihm die verſchiednen Geiſtlichen vorſtellte, unterbrach der König die Aufzählung der verſchiednen Bekenntniſſe häufig durch ein erſtauntes Non capisco ... Davon habe ich nie ſprechen hören ... Quante tinte diverse!... Wieviel verſchiedne Farben. Dann zu dem letzten der Herren gewandt, fragte er: Und Sie? — Pastore della Chiesa Valdese. — Ach, da ſind ſie ja endlich, die Waldenſer! rief er lebhaft, dem Pfarrer Pons die Hand ſchüttelnd, und ſeine Augen leuchteten, als ob er froh wäre, gleichſam wieder feſten Boden unter den Füßen zu ſpüren: Ich hatte in Turin die Freude, den Moderatore Charbonnier kennen zu lernen... aber ſagen Sie mir, wie iſt eine ſolche Mannigfaltigkeit möglich? — Sire, entgegnete Pfarrer Pons, wie es in Ew. Majeſtät Heere verſchiedne Regimenter mit verſchiednen Uniformen und Namen gibt, die aber alle einem Haupte und einer Fahne folgen, ſo haben auch die evangeliſchen Chriſten verſchiedne Namen, aber nur ein Haupt: Chriſtus, und nur ein Banner: das Evangelium. — Gut, gut, ſchloß der König, das verſtehe ich ja wohl, aber dennoch — vi sono troppe tinte!...

Man wird ſich ohne große Mühe in die Anſchauungsweiſe des katholiſch erzognen Monarchen hineindenken können. Später allerdings hat Umberto manchen Ausſpruch getan, der über die bloß wohlwollende Duldung mehr oder minder weit hinausging. Das Hauptverdienſt, den König über das ſtaatsbürgerliche Wirken der italieniſchen Proteſtanten aufgeklärt zu haben, dürfte dem Oberpfarrer der Waldenſerkirche zu Rom, Dr. theol. Prochet, gebühren, der ihm auseinanderſetzte, daß von den Waldenſern die Predigt des reinen Evangeliums in Italien als eine zugleich patriotiſche und chriſtliche Pflicht betrachtet würde, da nur durch Unterdrückung der Unwiſſenheit und des Aberglaubens dem Gewiſſen Kraft, dem Charakter Feſtigkeit und dem öffentlichen wie dem perſönlichen Leben Reinheit gegeben werden könne. Wer den Dr. Prochet perſönlich hat kennen lernen und predigen hören, wird ſich wohl eine Vorſtellung von der Eindringlichkeit ſeiner Auseinanderſetzungen machen können. In der Tat zeigte ſich Umberto davon ernſt geſtimmt, aber nachdem er eine Weile in Betrach-

tungen versunken zur Erde geschaut hatte, ergriff er plötzlich mit beiden Händen Prochets Rechte und sprach mit der an Unruhe grenzenden Lebendigkeit, die ihm eigentümlich war, die denkwürdigen, für die Waldenserkirche unvergeßlichen Worte: Ich tue die aufrichtigsten Gelübde für den Erfolg Ihrer Mission (Faccio i voti più sinceri per il successo della Vostra missione). Aber auch diesem Ausspruch muß man sich hüten, eine Auslegung zu geben, die ihm nicht zukommt. Unter den in Italien wirkenden evangelischen Gemeinschaften nimmt die Waldenserkirche wegen des geschichtlichen Verhältnisses zur Dynastie eine besondre Stellung ein. Wenn ein italienischer König mit unmittelbarem Wohlgefallen die Verbreitung des Waldensertums betrachtet, so geschieht es, weil er, über die konfessionelle Frage weggleitend, seine politische Bedeutung würdigt. Die Waldenser haben, wie wir gesehen haben, sogar während der Zeiten blutiger Verfolgung dem savoyischen Herrscherhause eine Treue erzeigt, die in der Geschichte kaum ein ähnlich glanzvolles Beispiel hat. Überdies aber konnte auch Umberto die Wahrheit nicht verborgen bleiben, daß die protestantische Bevölkerung einzig und allein sichere Garantien zur Lösung des in der „römischen Frage" Italien auferlegten Konflikts darbiete. Diese Auffassung wurde in der jüngsten Zeit von verschiednen Ministern geteilt, und einer ihrer mächtigsten Sachwalter ist der ehemalige Kammerpräsident Villa, der vor etlichen Jahren am Verfassungsjubiläum der Waldenser teilnahm und bei dieser Gelegenheit den Ausspruch tat: Hier also kann man zu Gott beten, ohne das Vaterland zu verraten, man kann lebendig den Glauben empfinden, ohne an den Gesetzen treubrüchig zu werden; dies ist das Volk, das das Gefühl, das es mit Gott verbindet, mit dem zu einen weiß, das es ans Vaterland knüpft. Daß Umbertos Zuneigung zu den Waldensern vorwiegend oder fast ausschließlich auf der Politik begründet war, wenn ja auch freilich in Italien die Politik mehr als anderswo von kirchlichen Dingen beeinflußt ist, geht aus manchen Bemerkungen, die er gelegentlich getan hat, hervor. In einer andern der häufigen Unterredungen, die der verstorbne Monarch mit Dr. Prochet gehabt hatte, dem er übrigens als sichtbares Zeichen seiner Verehrung das Großkreuz des Kronenordens verliehen hatte, knüpfte Dr. Prochet an die Worte Vittorio Amadeos des Zweiten an: Haltet mir die Treue, wie ihr sie Gott haltet, und ich werde das letzte Stück Brot, das ich habe, mit euch teilen, und fuhr dann fort: Die Waldenser haben ihr Versprechen eingelöst, aber das Stück Brot haben sie nie verlangt. — Ich weiß es wohl, entgegnete Umberto, aber gerade darum schätze ich sie so hoch und liebe sie. — Und auch in einem Telegramm, worin er für eine Begrüßung dankt, betont der König hauptsächlich die seinem Hause von den Waldensern allzeit bewiesene Treue. Die Dankbarkeit der Dynastie kommt wohl auch in den wiederholten Besuchen, die König Umberto den Waldensertälern abstattete, zum Ausdruck. Als er im Museum zu Torre Pellice die ernsten Zeugnisse der Verfolgungen und Heldentaten der alten Waldenser sah, vermochte er kaum seine innere Bewegung zu meistern, und mir wurde an dieser Stätte, wo einige Jahre vorher der edle Fürst geweilt hatte, von meinen gütigen Führern der charakteristische und schwerwiegende Ausdruck verbürgt: Ihr seid meine treusten Untertanen! Als dann in Mailand die Revolution ausbrach und Bava Beccaris Truppen

auf Truppen verlangte, und das Gerücht umging, die Soldaten schössen über die Köpfe der Aufrührer hinweg, da erging die Order an die mit Waldensern stark durchsetzten piemontesischen Alpenjäger, und ich sah damals nächtlicherweile die kräftigen, germanisch anmutenden Gestalten durch die Straßen Turins zum Bahnhof marschieren.

Einen Einblick in die Entwicklung der Waldenserkirche während der letzten Jahrzehnte gewährt eine Studie des Pfarrers Enrico Garro, der, wie viele seiner italienischen Amtsbrüder, in Deutschland und zwar in Berlin seiner theologischen Bildung den Abschluß gegeben hat. Danach konnte man in Turin, jetzt der Hochburg der italienischen Waldenserkirche, vor fünfzig Jahren nicht einmal die Eröffnung eines Betsaals ermöglichen. Massimo d'Azeglio erteilte den Waldensern den Rat, ihren Gottesdienst, wie das bis dahin geschehn war, in der preußischen Gesandtschaftskapelle abzuhalten. Nicht minder deutlich trat die immer noch vorhandne Unfreiheit des protestantischen Kultus bei einer andern Gelegenheit zutage. Eine deutsche Dame, die Gräfin von Eychstein, ging mit der Absicht um, ihren in Nizza weilenden evangelischen Landsleuten eine Kirche zu bauen. Die Angelegenheit, die sofort bei den Behörden auf Widerstand stieß, kam bis zum Parlament. Hier ergriffen namentlich der Minister Pinelli und der General Menabrea gegen die Gräfin Partei. Menabrea wies auf die schon erwähnte Bestimmung der Verfassung hin und zog aus dem Umstande, daß damit doch immerhin ein rechtlicher Unterschied zwischen den beiden Bekenntnissen gemacht sei, die Folgerung, daß nur die Staatsreligion öffentlich, der waldensische Kultus dagegen nur privatim ausgeübt werden dürfe. Es fand sich aber keine Mehrheit für diese Auffassung unter den Abgeordneten, und damit war die Gräfin zum Ziele ihrer Wünsche gelangt. Ein Sturm der Entrüstung und Erbitterung ging durch die klerikalen Kreise Turins, als die Kunde in die Öffentlichkeit drang, die Waldenser beabsichtigten in der piemontesischen Hauptstadt eine Kirche zu bauen. Aber der Freunde des königstreuen italienischen Protestantismus waren schon zu viel geworden, als daß es der papistischen Kirche noch hätte gelingen können, über sie einen Sieg davonzutragen. Die liberale Presse des Landes ergriff in zuweilen leidenschaftlicher Weise Partei für die Sache der Waldenser, die übrigens in der Person Malans schon einen parlamentarischen Vertreter hatten. Jetzt erhebt sich als eins der schönsten und größten Gotteshäuser Turins auf dem baumgeschmückten stolzen Corso Vittorio Emanuele der Zweite die Waldenserkirche. Wagte von da ab die Papstkirche nicht mehr offen gegen die Waldenser vorzugehn, so ließ sie es doch auch in der folgenden Zeit an geheimen Verfolgungen durch die ihr ergebnen Unterbehörden nicht fehlen.

Zu den bevorzugten Belästigungen der Protestanten gehörten Haussuchungen bei ihren Geistlichen und die Verhaftung wandernder Bibelkolporteure. Erst mit der Aufhebung des Verfassungsartikels, der die katholische als einzige Staatsreligion erklärte, brach für die Waldenser Italiens die volle und wirkliche Freiheit an. Nunmehr durften sie sich nach Vermögen ausdehnen und, ebenso wie die Katholiken, ihre Mission treiben. Pfarrer Garro berichtet, daß ihm während seines Aufenthalts im Auslande manchmal vorgehalten worden

sei, die Mission der Waldenser in Italien mache aus guten Katholiken schlechte Protestanten. Wer so denkt, der kann allerdings, antworte ich auf Grund eigner Erfahrungen mit Pfarrer Garro, keinen persönlichen Einblick in die Waldensermission getan haben. Wenn die römische Kirche, fährt Garro fort, zugleich papistisch und christlich zu sein vermöchte, so würden wir uns zufrieden geben. Das kann sie aber nicht, weil gerade der Inhalt des Christentums aus dieser Kirche geschwunden ist. Dadurch eben wird es zur Aufgabe der Waldenserkirche, die italienischen Landsleute zu Jesu Christo zurückzuführen. Er zitiert als Gewährsmann für seine Behauptung den bekannten römischen Priester Padre Curci, der einmal den Ausspruch tat, in jeder kleinsten katholischen Predigt fänden alle Heiligen, alle Madonnen und alle ihre Wunder Platz, nur für Jesus Christus, sein Leben, seine Wundertaten und seine Lehre sei keiner vorhanden. Pfarrer Garro stellt dann die Gründe zusammen, weshalb die Waldenserkirche es als ihre Pflicht empfinden müsse, das Werk der Evangelisation zu betreiben. Es geschehe das erstens, weil das Wort Gottes in seinem Urquell, der Bibel, dem Volke durch die Kirche verboten sei; zweitens weil mithin Gott in Italien so unbekannt sei wie der unbekannte Gott den Athenern; drittens weil nicht minder Christus als auferstandner Heiland unbekannt sei und lediglich in der Darstellung als hilfloses Kind auf der allmächtigen Mutter Arm oder als Kruzifix in Stein oder Holz existiere; viertens weil in Italien der Aberglaube die Religion der Massen, der Skeptizismus die der Gebildeten sei, und fünftens, weil keine Hoffnung vorhanden sei, daß sich die Papstkirche aus sich selbst erneuere.

Heute gibt es in ganz Italien Waldenserkirchen. Die erste unter ihnen war der schon erwähnte Turiner Dom, dessen Errichtung auf folgende Weise eingeleitet wurde: Der Turiner Bankier Malan ging eines Tages mit dem evangelischen General Bechmouth über den damaligen Corso del Re spazieren. Plötzlich blieb Malan stehn: Meinen Sie nicht, Herr General, daß dies eine schöne Stelle für eine Kirche wäre? — Sie haben ganz Recht, antwortete dieser. — Ich kenne jemand, fuhr nach einer kleinen Pause Malan fort, der bereit wäre, 30000 Lire zum Ankauf des Platzes herzugeben. Und ich kenne auch jemand, der dieselbe Summe zur Verfügung stellen würde. Die beiden Männer reichten sich die Hand. Jeder kannte den andern Gönner ganz genau. Und so wurde denn einige Tage darauf die Baustelle angekauft.

In Rom, wo sich jetzt an hervorragender Stelle auf der Via Nazionale eine prächtige Waldenserkirche erhebt, konnte der Protestantismus natürlich erst nach Roms Einnahme durch die königlichen Truppen Wurzeln schlagen. Heute gibt es auch hier eine große Waldensergemeinde, und die Söhne der Märtyrer, die einst Innocenz der Achte auf den Scheiterhaufen geschickt hatte, dürfen, geehrt von König und Regierung, das Wort der Heiligen Schrift verkünden. Die Waldenserkirche Italiens hat gegenwärtig siebzehn Pfarreien mit zwanzig Geistlichen, die sämtlich über eine abgeschlossene akademisch-theologische Bildung verfügen; ferner gibt es — ohne Berücksichtigung des Auslandes — 48 Missionsgemeinden und 45 Stationen, die durch 43 Pfarrer und 98 Evangelisten bedient werden. Außerdem war die Waldenserkirche, die in Florenz eine eigne

theologiſche Hochſchule unterhält, in der Lage, 12 junge Geiſtliche an andre in Italien tätige evangeliſche Gemeinſchaften abzugeben. Zum Schluß zitiert Pfarrer Garro eine Anzahl Kundgebungen italieniſcher Abgeordneten und Miniſter aus der jüngſten Zeit, die ihm als Symptome des immer mächtiger werdenden Verlangens nach einer Reformation der italieniſch-katholiſchen Kirche erſcheinen. So erklärte Guido Baccelli, damals Unterrichtsminiſter, daß man in Italien den katholiſchen Prieſtern den Religionsunterricht nicht anvertrauen dürfe, da ſie ihn dazu mißbrauchten, die jugendlichen Herzen vom Ideal des Vaterlandes und Königtums abzulenken. Am weiteſten in der Verurteilung ging der neapolitaniſche Irrenarzt Profeſſor Bianchi, der in der Kammer die katholiſche Kirche für die Verwahrloſung der italieniſchen Jugend und die Korruption des Volkes unmittelbar verantwortlich machte und als einzigen Quell einer pädagogiſchen Verjüngung und Erneuerung die von der Papſtkirche geächtete Bibel bezeichnete. Wie übrigens das evangeliſche Deutſchland jederzeit eine beſondre Teilnahme für die italieniſchen Waldenſer gezeigt hat, ſo gilt das in beſonderm Maße vom deutſchen Kaiſerpaar. Die Kaiſerin hat noch vor nicht langer Zeit mehrere Beiträge zu waldenſiſchen Kirchenbauten gewährt, und Kaiſer Wilhelm verſicherte bei ſeinem letzten Beſuche in Rom dem erſten Pfarrer der dortigen Waldenſergemeinde, Prochet, daß er mit großem Intereſſe den Fortſchritten der Evangeliſation Italiens durch die Waldenſer folge. Der 17. Februar, der Tag, an dem König Carlo Alberto die Emanzipationsurkunde unterzeichnete, wird in den Waldenſergemeinden feſtlich begangen. In der Nacht zum 17. Februar leuchten auf den Bergen von Pellice, Chiſone, Germanasca die Freudenfeuer. Und nicht nur dort in einſamer Höhe, ſondern überall im Lande von Turin bis Florenz und Rom und Neapel und Palermo erklingen in den Waldenſerkirchen die alten ſchönen Lieder mit den eigentümlichen, ſtimmungsvollen, getragnen Melodien, die allein mir ſchon den Beſuch der prächtigen Waldenſerkirche auf der Via Nazionale in Rom ſo lieb machen. Erſt in den letzten Jahren hat der Vatikan es für notwendig gehalten, gegen die immer weitere Volksſchichten ergreifende proteſtantiſche Propaganda mit Gegenmaßregeln, die freilich heute nicht mehr blutig ſein können, vorzugehn. Der verſtorbne Kardinal Parocchi hat dieſer unter dem Namen Opera della preservazione della fede zuſammengefaßten Gegenpropaganda die Organiſation gegeben. In einem denkwürdigen Vortrag gab er im Sommer 1901 ein Bild des Kampfes zwiſchen Vatikan und Evangeliſation. Parocchi ſprach in der Aula mattina der Cancelleria Apoſtolica. Die bei ſolchen Anläſſen übliche Entfaltung des klerikalen Hofſtaats gewährt immer einen eigentümlichen Reiz. Unten im Hofe ſtanden ſchon einige Kardinalskutſchen, ſämtlich mit ſchwarzen Hengſten beſpannt, deren prächtige Schweife bis zum Erdboden reichen. Über breite Stufen gelangt man zur erſten Säulenordnung, von deren Baluſtrade aus man die ganze klaſſiſche Schönheit der Bramantiſchen Schöpfung im Innern bewundern kann. In der Aula ſtehn einige Vorſtandsmitglieder der neuen Geſellſchaft der Preservazione della fede zum Empfang bereit. Ich bin der einzige Ketzer und werde von einigen mit einem gewiſſen Mißtrauen betrachtet. Von meinem Platz am Mittelgang des mit nicht ſehr bedeutenden Gemälden geſchmückten Saals über-

ſchaue ich bequem das Publikum. Es beſteht faſt ausſchließlich aus Geiſtlichen aller Arten und Grade, aus weiblichen Mitgliedern der römiſchen Ariſtokratie und andern Damen der klerikalen Geſellſchaft. Mir gegenüber ſitzt ein reizendes junges Mädchen, ganz in blau gekleidet, und unterhält ſich lachend und feurigen Blicks mit einem jungen Prieſter. Als es ſich beobachtet ſieht, dämpft es die Stimme. Aus der vielfachen Begrüßung ergibt ſich klar das nahe geſellſchaftliche Verhältnis zwiſchen den vornehmen Damen und dem Klerus. Die Geſichter der meiſten niedern Geiſtlichen und Mönche, unter denen es ſehr viele Analphabeten gibt, ſowie namentlich die der Vorſtandsmitglieder der Preſervazione tragen kein ſonderlich geiſtiges Gepräge. Sehr verſchieden davon iſt der Geſichtsausdruck der Erzbiſchöfe und Kardinäle. Auffallend ſtark iſt das engliſche Element unter ihnen vertreten. In violettem Mantel und Käppchen kommen die Erzbiſchöfe Stonor und O'Connel an uns vorüber, und unter den Kardinälen gewahrt man Gibbons. Dieſe Teilnahme erklärt ſich aus dem ſtarken Anteil, den die Engländer und Amerikaner an der Propaganda nehmen.

In der Rede Parocchis wird das lebhafteſte Mißfallen darüber ausgeſprochen, daß die evangeliſchen „Sekten" Roms mit engliſchem Gelde arbeiteten. Aber auch die klerikale Propaganda bedient ſich in Rom geradezu vorwiegend des engliſchen Geldes. Ja die größten Propagandainſtitute, wie die von mehr als 100 Schülern beſuchte Handels- und Sprachenſchule auf der Via Napoli, eine ähnliche von mehr als 600 Schülern beſuchte Anſtalt in der Via dell' Umiltà, eine weibliche Abendſchule mit 320 Zöglingen auf der Via Nazionale ſowie eine Mädchenpenſion auf der Via Venti Settembre, Inſtitute, die faſt die Hälfte aller von der Preſervazione umfaßten Kinder enthalten, leben ausſchließlich von engliſchem Gelde und ſtehn auch unter engliſcher Leitung, bevorzugen die engliſche Sprache, ſodaß man ſie eher für ein Mittel der engliſchen als der klerikalen Propaganda halten könnte. Nach und nach haben ſich gegen zwei Dutzend Kardinäle eingefunden; ſo viele hat man nicht oft Gelegenheit, beieinander zu ſehen. In ihren Purpurgewändern nehmen ſie die erſten Seſſelreihen ein. Mit ein oder zwei Ausnahmen wohlgenährte Geſtalten, manche recht weltmänniſch in ihren Manieren, liebenswürdig ſein, als hätten ſie ſich aus Winckelmanns Zeitalter konſerviert, Kunſtfreunde und hochgebildete Leute, die in den Prunkſälen ihrer Paläſte wohl auch heute noch dem edeln Schachſpiel mit einer ſchönen Partnerin nicht abhold ſind. Andre ſchreiten ſtolz und voll Herrengefühl daher. In ihrem Herzen ſpinnt ſich der Traum weltlicher Macht fort, ſie empfinden auch in kleiner Sphäre noch die Wolluſt des Herrſchens. Zu ihnen gehört vor allen Rampolla, der ſchon aus ſeinem ſizilianiſchen Magnatentum die Kunſt, Herr zu ſein, ſchöpfen kann. Wer die Kardinäle, darunter die meiſten Papabili, d. h. ſolche, die als Kandidaten für die nächſte Papſtwahl in Betracht kommen, an ſich vorbei defilieren ſieht, der muß die Empfindung haben, daß vielleicht nur Rampolla das Erbe der Tiara anzutreten berufen iſt. Abgeſehen von Vannutelli überragt er ſchon leiblich alle übrigen Mitglieder des Sacro Collegio, aber wuchtiger als ſeine Körpergröße wirken ſein von ungeheuerm Selbſtgefühl durchtränktes Gebaren und das Gebieteriſche ſeiner ernſten, fanatiſchen, ein wenig düſtern Züge. Dem Vortrage Parocchis ging die Verleſung

eines päpſtlichen Handſchreibens voraus, worin die von Jahr zu Jahr ſich vervielfältigende Tätigkeit der „Sekten“ ins Licht geſetzt, aber auch der Erfolg der neuen Geſellſchaft della Preservazione della fede anerkannt wird. Gegen 2000 Kinder wurden den Proteſtanten „wieder entriſſen“ — eine Zahl, die ſtark übertrieben iſt, aber doch einen Anhalt gibt, den anſchwellenden Umfang der Evangeliſation Roms zu beurteilen. Zum Schluß wird dem purpurtragenden Redner und allen, die kamen, ſeinen Worten zu lauſchen, der apoſtoliſche Segen erteilt. Kardinal Parocchi beginnt ſtehend, läßt ſich aber in Zwiſchenräumen, ohne dabei die Rede zu unterbrechen, nieder. Er erzählt einleitend von dem assalto generale, dem allgemeinen Anſturm, der von den „Sekten“ auf die katholiſche Kirche unternommen worden ſei. Leider gebe es kein andres Mittel, dies wenigſtens in der Stadt der Apoſtel und Märtyrer zu verhindern, als die antiproteſtantiſche Propaganda, d. h. der Schule die Schule, der Volksküche die Volksküche, dem Laboratorium das Laboratorium uſw. entgegenzuſetzen. Obwohl es den Anſchein habe, als machten ſich die „Sekten“ mit ihren Kirchen und Anſtalten das Terrain ſtreitig, zeige ſich in Wirklichkeit, daß ſie einander aufs eifrigſte in dem Beſtreben unterſtützen, möglichſt viele dem katholiſchen Glauben abſpenſtig zu machen. Dabei würden ſie, die ſich mit innerlicher Antiphraſe „Chriſten“ nennen, von der papſtfeindlichen Politik der leitenden Klaſſen ermutigt. Das arme, elende Volk erkenne nicht, daß es ſich um ein unchriſtliches Unternehmen handle. Aber es ſei den Feinden nicht um den Glauben zu tun, ſondern um den Unglauben. Das ſehe man deutlich an der öſterreichiſchen Los-von-Rom-Bewegung. Battuta Roma, battuta la chiesa — das ſei der Wahlſpruch dieſer Leute. Gebe es kein Rom mehr, ſo ſei es mit der verhaßten Kirche, mit der Religion überhaupt zu Ende.

Der Kardinal lieferte nun eine Reihe Momentaufnahmen aus der proteſtantiſchen Propaganda und aus der Gegenagitation der Katholiken, die uns zeigen, daß man gegenſeitig über die Mittel der Agitation ziemlich gut unterrichtet iſt. Ein Dorn im Auge iſt der Preſervazione das Iſtituto Crandon, ein neuerbauter Palaſt auf der Via Veneto, eine Schule verbunden mit Konvikt, die mit ausgezeichneten Lehrmitteln und Lehrkräften arbeitet und ausſchließlich auf Mädchen höherer Stände rechnet. Viele der vornehmſten Patriziertöchter Roms erhalten hier eine ausgezeichnete und umfaſſende moderne Bildung, wie ſie ſich anderswo in Rom — abgeſehen natürlich vom Gymnaſium — junge Mädchen nicht erwerben können. Im letzten Jahresbericht erklärt übrigens die mir perſönlich ſeit Jahren bekannte Vorſteherin Miß Vickery, daß keine einzige ihrer Schülerinnen zum Proteſtantismus übergetreten ſei, auch bleibt allen katholiſchen Zöglingen das Recht gewahrt, katholiſchen Gottesdienſt zu beſuchen. Trotzdem ſind von hier aus doch auch vier erwachſene Schülerinnen in die evangeliſche Gemeinde aufgenommen worden. Es iſt bezeichnend, daß die Preſervazione gegen dieſe Propaganda kein andres Mittel weiß, als die Eltern aufzufordern, ihre Töchter doch in ein ebenfalls unter engliſcher Leitung ſtehendes katholiſches Penſionat zu ſenden, das ſogar billiger ſei.

Die Gegenliſten der Jeſuiten entbehren manchmal nicht eines grimmigen Humors. Daß die Arbeit der Preſervazione auch ſonſt nicht unfruchtbar iſt,

ergibt sich daraus, daß im vergangnen Jahre fünf Zöglinge des großen Erziehungs- und Waisenhauses auf der Via Garibaldi von den Priestern mit Hilfe der Eltern herausgelockt und einer Anstalt des genannten Vereins übergeben worden sind. Natürlich hat sich infolge der klerikalen Anfeindungen auch die protestantische Propaganda verstärkt, und da man auf dieser Seite erfindungsreicher zu sein scheint, so bleibt der Preservazione oft nichts übrig als nachzuhinken. So wurde vor kurzem von der Methodistenkirche ein Diakonissenheim gegründet, worin junge Mädchen nach vorheriger Unterweisung im Evangelium Unterricht in der Krankenpflege erhalten. Diese Damen besuchen als Diakonissen arme Kranke. Ich weiß aus langjähriger Vertrautheit mit dem römischen Evangelisationswerk, daß man — abgesehen vielleicht hier und da von den Baptisten — volle religiöse Freiheit gewährt. Daß aber der Umgang mit den Diakonissen und Pfarrern manchmal zum Besuch der Bibelstunden führt, liegt in der Natur der Sache. Ebenfalls Einrichtungen der neusten Zeit sind eine Bibliothek für Blinde in der Via Sallustiana, sowie Abendschulen für Ladenmädchen und junge Kaufleute auf der Via Sistina, wo sich ihnen Gelegenheit darbietet, fremde Sprachen usw. kostenlos zu erlernen. Diakonissen und Agenten wandern von Geschäft zu Geschäft, um die jungen Angestellten zum Besuch der Abendkurse einzuladen, und die vielfach schon vorhandne Abneigung gegen das Papsttum erleichtert der evangelischen Propaganda die Arbeit.

Aber auch auf die studierende Jugend erstreckt sich die Tätigkeit der Propaganda. Unter Leitung zweier evangelischer Archäologieprofessoren werden für Studenten und Studentinnen der Universität archäologische Spaziergänge veranstaltet, die sich großen Zulaufs erfreuen. Jetzt möchte die Preservazione das auch nachahmen, und man denkt den Professor Marucchi dafür zu gewinnen.

Es würde zu weit führen, wollte ich die vielen und mannigfachen Werke der protestantischen Propaganda in Rom auch nur aufzählen, die alle Gesellschaftsschichten, Zivil und Militär, Adel und Bürgertum, Gelehrte und Arbeiter gleichmäßig umfaßt, und von der schon weite Kreise hoffen, daß sie zum Wohl Italiens immer reichere Früchte trage. Denn daß mit der Evangelisation Italiens, so fern das Ziel noch sein mag, seine soziale und wirtschaftliche Renaissance und sein einheitlicher Zusammenschluß zu einer Nation käme (nicht zu zweien, von denen die eine den gekrönten savoyischen Fürsten, die andre den tiarageschmückten Papstkönig als ihren Herrscher verehrt), das glauben heute schon sehr viele, trotz des Zerrbildes, das die Gesellschaft der Preservazione von den Protestanten zu entwerfen wagt mit der Charakteristik, sie seien durch das Ehescheidungsgesetz zur Gemeinsamkeit der Weiber gelangt, und Unsittlichkeit und Alkoholismus machten sie den Bestien ähnlicher als den Menschen.

Italien ist ein moderner und zukunftsreicher Staat, aber erst dann wird es sich zu einer neuen Kulturblüte wirklich erschließen, wenn sein inneres Leben nicht mehr durch den als römische Frage bezeichneten Konflikt gelähmt wird. Wer länger in Italien verweilt, besuche doch einmal abseits von der Heerstraße der Touristen die piemontesische Hauptstadt, deren Handel und Gewerbe größtenteils in den Händen der Waldenser ruht, sowie die von Torre Pellice ausstrahlenden Täler, die Heimat der Waldenser. Das frisch pulsierende

Leben, das dem Reisenden dort entgegentritt, die im Vergleich zu allen andern Gegenden Italiens, Mailand nicht ausgenommen, intensivere allgemeine Kultur eröffnen ihm eine leuchtende Perspektive von dem, was Italien vermöge seiner intellektuellen Kräfte sein könnte, wenn es sich erst aus den mittelalterlichen Banden des Papsttums befreit hätte.

Die englische Strafrechtspflege

Von Hugo Bartels

(Schluß)

Mit den kleinen Sachen, die im bündigen Verfahren von den Friedensrichtern behandelt werden, geben sich der Solicitor des Schatzamts und seine Vertreter in den Grafschaften überhaupt nicht ab, und hier muß die Polizei aushelfen. Es leuchtet ein, daß bei Übertretung von Ortsverordnungen, für deren Beobachtung die Polizei zu sorgen hat, auch die Polizei als Ankläger auftritt. Wo jemand geschädigt ist, z. B. durch Diebstahl, wird auch hier erwartet, daß er die Sache aufnimmt. Immerhin bleibt eine Anzahl Fälle, in denen ein Vergehn klar vorliegt, ohne daß sich ein privater Ankläger findet, und wo sich auch der Solicitor des Schatzamts nicht zum Einschreiten veranlaßt sieht. Gesetzt, ein Diebstahl ist verübt worden. Der Bestohlene hat ihn zur Anzeige gebracht in der Hoffnung, das Seinige wieder zu erhalten, verspürt aber, da seine Hoffnung fehlschlägt, keine Neigung, sich in weitere Kosten zu stürzen. Weil man den Dieb nicht einfach laufen lassen will, hat ein Schutzmann die Rolle des Anklägers als Vertreter der Polizei zu spielen. Der Schutzmann tut sein Bestes, aber wenn der Dieb einen findigen Anwalt bezahlen kann, so ist die Aussicht auf seine Verurteilung nicht sehr groß. Bei schweren Vergehn, die vor die Vierteljahrssitzung oder die Assisen gehören, hat sich die Polizei etwas mehr anzustrengen, und für die Hauptverhandlung wird einer der dort tätigen Anwälte mit der Anklage betraut. Die Ausgaben haben sich natürlich auf die gesetzlichen Sätze zu beschränken, was der Anklage nicht eben förderlich ist. Ein nachahmenswertes Beispiel wird von einigen Städten gegeben. Dort ist ein für allemal ein Solicitor beauftragt, als Staatsanwalt im festländischen Sinne zu wirken und in allen Strafsällen, die in ihrem Gebiete der Polizei bekannt werden, die Klage zu führen.

So hat wohl ein Missetäter geringe Aussicht, unbehelligt zu bleiben, denn dafür sorgt die Polizei; doch der weitere Verlauf hängt vielfach davon ab, von wem und wie und mit welchem Rückhalt an Geldmitteln die Anklage geführt wird. Einheitlichkeit und Gleichmäßigkeit gibt es nicht und kann es nicht geben, solange die Hauptlast dem Publikum zugewiesen ist, und eine amtliche Verfolgung nur als Notbehelf erscheint.

In der Abmessung der Strafe ist dem Richter ein ziemlich weiter Spielraum gelassen, vielleicht ein zu weiter. Wenn die Frau eines reichen Mannes

und die Verwandte eines Kabinettministers für die Mißhandlung ihres Kindes mit der für ihre Mittel nichtssagenden Geldstrafe von fünfzig Pfund davon kommt, während ein verwitweter Arbeiter wegen Vernachlässigung, nicht Mißhandlung seines Kindes auf drei Monate ins Gefängnis wandert, so kann man den einen Spruch nicht billigen ohne den andern ungerecht zu finden. Im Jahre 1881 wurde ein Mann der Unterschlagung von vier Schillingen überführt und dafür von dem verstorbnen Sir William Hardman mit zwanzig Jahren Zuchthaus bedacht. Die Entwendung einer Wolldecke im Werte von fünf Schillingen brachte denselben Mann 1901 wieder vor das Gericht; dabei kamen die Umstände seiner frühern, unmenschlich grausamen Bestrafung ans Licht, und der neue Richter, milder gestimmt, gab ihm aus Rücksicht darauf nur sieben Tage Gefängnis. Für gewöhnlich werden auch jetzt noch Vergehn gegen das Eigentum schwer geahndet, und abgesehen von Totschlag oder Mord, schwerer als Vergehn gegen die Person. An der eignen Frau darf ein roher Gesell sein Mütchen ziemlich ungestraft kühlen. Ein Arbeiter hatte seine Frau braun und blau geschlagen, sie gebissen, mit der Lampe verbrannt und sie endlich mit dem Kopfe durch eine Glasscheibe gestoßen. Die Bestie hatte sich nicht zum erstenmal wegen ihrer Roheit zu verantworten und erhielt darum einen Monat mit harter Arbeit. Ein Steinmetz hatte es noch besser gemacht. Er hatte erst seine Kinder mit dem Messer bedroht und seine Frau, die krank und schwach im Bette lag, geprügelt. Dann hatte er die Ärmste um zwei Uhr des Morgens aus ihrem Bette geschleppt und mit den Kindern auf die Straße geworfen. Sie fand eine Zuflucht bei einem in der Nähe wohnenden Bruder und starb dort zwölf Tage später an Lungenentzündung, einer Folge jener Nacht. Die Strafe des Gatten war zwei Monate Gefängnis, ohne harte Arbeit.

Aber wehe dem, der an seines Nächsten Gut rührt, oder so wenig mit irdischen Gütern gesegnet ist, daß er den Verdacht eines unehrlichen Lebenserwerbs erweckt! Eine Frau wurde Anfang dieses Jahres auf einen Monat ins Gefängnis gesandt für das schwere Verbrechen, daß sie lieber unter freiem Himmel schlief als ins Arbeitshaus ging. Zwei Arbeiter, die ein Huhn im Werte von drei Schillingen gestohlen hatten, wurden jeder um fünf Pfund gebüßt, ein Mann, der eine Glasscheibe von drei Pence im Wert entwendet hatte, erhielt dafür zwei Monate mit schwerer Arbeit, und eine Frau, die versucht hatte, sich durch Wahrsagen um einen Schilling zu bereichern, wanderte auf drei Jahre ins Zuchthaus.

Wie diese Fälle zeigen, läßt das englische Strafgesetz an drakonischer Strenge nicht viel zu wünschen übrig, wenn der betreffende Richter dazu neigt, alles Heil in der Abschreckung zu sehen. Doch ist das Strafgesetz gegen früher ungemein gemildert. Die Strafen, die jetzt noch verhängt werden können, sind Geldbuße, Freiheitsentziehung und daneben in beschränktem Maße körperliche Züchtigung, nämlich mit der Birkenrute bei jungen Missetätern und die Peitsche als Zusatz zu Gefängnisstrafe in schweren Fällen von Raub. Die übrigen Strafen, deren sich die Anhänger der Abschreckungslehre in frühern Jahrhunderten bedienten, sind längst ausgeschaltet. Sie waren in England

ebenso mannigfaltig wie bei uns, und die Tortur durch schwere Gewichte, die auf den Körper gelegt wurden, bis der Gefangne nachgab oder starb, hat bis 1772 bestanden. Verstümmelung, Brandmarkung, Prangerstehn waren beliebte Strafen in einer Zeit, die noch kein geordnetes Gefängniswesen kannte und strafte, nur um zu strafen, ohne eine Besserung des Bestraften zu beabsichtigen. Einer Zunahme der Vergehn suchte man zu steuern nicht durch Änderung der ihr zu Grunde liegenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zustände, sondern nur durch Schärfung der Strafen und Verlängerung der Liste von Vergehn, auf die der Strang gesetzt war, bis endlich um 1800 ein Engländer, der gern am Galgen sterben wollte, auf 222 verschiednen Wegen dazu gelangen konnte. Neben dem Strange wurden früher auch die Axt und das Feuer verwandt, aber beide sind längst außer Gebrauch, und Hängen ist jetzt die einzige Weise, einen Verbrecher abzutun.

Die Schärfe der Strafgesetze gab dem Henker reichlich zu tun. Es wird berechnet, daß um 1600 aus einer Bevölkerung von weniger als 5 Millionen 800 Personen jährlich hingerichtet wurden. In den folgenden Jahrhunderten wurde der Gebrauch milder. Sogar die Zeit um 1800, in der ein Soldat oder ein Matrose, der bettelte, sein Leben verwirkt hatte, reicht nicht an die Zahlen von 1600 heran. Dabei waren die Gesetze scharf, bei Eigentumsvergehn sogar überscharf. Wo die deutsche peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls des Fünften, die doch sicherlich nicht allzu sanft verfuhr, nur eine Geldbuße vorschrieb, da kam das englische Strafgesetz gleich mit dem Henkerkarren vorgefahren. Eine junge Frau von neunzehn Jahren, die mit ihrem Kinde Hunger litt, weil ihr Gatte von den Werbern aufgegriffen und zum Dienst in der Flotte gepreßt worden war, hatte in ihrer Verzweiflung ein Stück Leinenzeug zu stehlen versucht. Für den Versuch wurde sie aufgeknüpft. Bei solcher Strenge war die Zahl der Todesurteile wohl sehr hoch, aber die wirklichen Hinrichtungen hielten sich in verhältnismäßig bescheidnen Grenzen. In den meisten Fällen, wo das Vergehn nur geringfügig war, trat Begnadigung zu Freiheitstrafe ein. Immerhin waren die Hinrichtungen noch so häufig, daß in London die armen Sünder oft dutzendweise auf einmal abgetan wurden. Zwischen 1781 und 1787 kam es sogar zweimal vor, daß vierzig Hinrichtungen an einem Tage stattfanden.

Im neunzehnten Jahrhundert traten Strafgesetz und Übung immer mehr in Gegensatz. Noch 1833 wurde ein Kind von neun Jahren, das eine schon zerbrochne Fensterscheibe ganz eingestoßen und etwas Farbe im Werte von zwei Pence entwendet hatte, zum Galgen verurteilt. Gehängt wurde es natürlich nicht. Im Jahre 1831 wurden in England und Wales bei einer Bevölkerung von noch nicht 14 Millionen nicht weniger als 1601 Todesurteile gefällt; aber nur 52 wurden ausgeführt, und die den Begnadigten zuerteilte Strafe entsprach der wirklichen Größe des Vergehns, wenn nicht alle Strafe schon als durch die Untersuchungshaft verbüßt angesehen wurde. Stückweise ist dann der lächerliche Zopf sinnloser Todesurteile gefallen durch Verkleinerung der Liste der mit dem Strange bedrohten Vergehn. Seit 1861 sind auf der Liste nur noch Mord, Verrat, Seeraub und Brandstiftung in Werften und Zeughäusern.

In der guten alten Zeit wurde in England ein Verurteilter wie bei uns in feierlichem Zuge zum Richtplatz geleitet. Die Hochverräter im Tower von London hatten nicht weit; das Schafott, auf dem der maskierte Scharfrichter mit der Axt ihrer wartete, war dicht vor dem Tore der alten Feste. Gewöhnliche Verbrecher dagegen hatten einen weiten Weg vom Gefängnisse in Newgate bis Tyburn. Seeräuber wurden an der untern Themse innerhalb des Bereichs der Flutwelle gehängt, und dreimal mußte die Flut über die Leichname spülen. Um die wüsten und widerlichen Auftritte zu vermeiden, die von einem Zuge armer Sünder unzertrennlich schienen, wählte man 1783 den Platz vor dem Gefängnisse als Richtstätte; doch erst 1868 sah man das Unnütze und Schädliche öffentlicher Hinrichtungen ein. Seitdem findet die Tötung innerhalb des Gefängnisses statt mit Ausschluß aller, die nicht amtlich zugegen sein müssen oder besonders zugelassen sind. Dem draußen versammelten Publikum hat man noch bis zum August 1902 das Vergnügen gemacht, im Augenblick der Hinrichtung eine schwarze Flagge auf dem Gefängnisgebäude hissen zu sehen. Jetzt ist auch das eingestellt, und die Herrschaften draußen müssen sich an dem Gruseln erregenden Tone des Armsünderglöckleins Genüge sein lassen.

Die Hinrichtung ist Sache des Sheriffs der betreffenden Grafschaft, der nach dem Gesetze das Hängen mit eigner Hand besorgen muß, wenn er keinen Henker findet. Den neuern Anschauungen entsprechend ist die Hinrichtung möglichst wenig qualvoll. Da man nicht mehr an die wohltätige abschreckende Wirkung der Öffentlichkeit glaubt, hätte es auch keinen Zweck, den Todeskampf in die Länge zu ziehn. Die alte Weise war, den armen Sünder durch Wegziehn des Schinderkarrens am Galgen schweben zu lassen und den Tod durch Zusammenschnüren der Luftröhre herbeizuführen. Jetzt wird der Verurteilte auf eine Falltür gestellt. Wenn ihm der Strick um den Hals gelegt ist, löst ein Hebel die Tür, er fällt hinunter, und die Wucht des Falles, die dem Körpergewicht entsprechend durch die Länge des Strickes geregelt wird, bricht ihm das Genick. Über die vielerlei Arten der Hinrichtung, die es noch unter zivilisierten Völkern gibt, läßt sich streiten. Im Vergleich zu dem in Deutschland gesetzlichen Köpfen hat das englische Hängen jedenfalls den Vorzug, daß es reinlicher ist und weniger widerlich für die zur Anwesenheit verpflichteten Beamten. Auch ohne den Anblick von Blut ist eine Hinrichtung peinlich genug für die Zuschauer.

Im Gegensatz zu frühern Jahrhunderten ist es jetzt in England nicht oft, daß der Henker seines Amtes zu walten hat. Im Durchschnitt werden jetzt bei einer Bevölkerung von 32 Millionen nur 24 Todesurteile im Jahre gefällt. Davon werden etwa 15 vollstreckt, und die treffen immer Mörder, für die auch nicht der geringste mildernde Umstand angeführt werden kann. Der Tod durch Henkershand spielt also heute nur noch eine geringe Rolle. Er bedeutet, daß die menschliche Gesellschaft ein Mitglied ausstößt, von dem sie keine Besserung mehr erwartet. Als eine Strafe im neuern Sinne kann er nicht angesehen werden; denn der Zweck der Strafe ist Besserung. In ihrer amtlichen Eigenschaft wissen die englischen Richter davon noch nichts.

In den Reden, mit denen sie ein Urteil begleiten, klingt die Vergeltung vor. Um so mehr aber hat die Gefängnisverwaltung den Grundsatz von der bessernden Strafwirkung beherzigt.

Ein größerer Gegensatz läßt sich kaum denken als ein englisches Gefängnis vor hundertundfünfzig Jahren und eins von heute. Die aus dem Mittelalter stammenden Gefängnisse (gaols) hatten hauptsächlich die Aufgabe, Angeklagte an der Flucht zu hindern und ihr Erscheinen vor Gericht zu sichern. Sie gehörten dem Könige und standen unter dem Sheriff der Grafschaft. Neben ihnen aber gab es noch andre, die von bevorrechteten Städten und geistlichen wie weltlichen Großen unterhalten wurden.

Für ihren Unterhalt hatten die Gefangnen oder vielmehr ihre Angehörigen den Kerkermeister zu entschädigen, und je nach dem, was erpreßt werden konnte, wurde der Gefangne besser oder schlechter behandelt. Der Posten eines Kerkermeisters galt deshalb für recht einträglich und war als Einnahmequelle gesucht. Ein gewisser Higgins bezahlte dem Lordkanzler Clarendon nicht weniger als 5000 Pfund für die Stelle am Fleetgefängnis in London, die jährlich über 2000 Pfund abwarf. Beim Schuldgefängnis von Marshalsea war das Einkommen sogar zwischen 3000 und 4000 Pfund. Die meisten Gefangnen waren natürlich unvermögend, und ihr Los war deshalb überaus traurig. Ohne Unterschied waren alle, Männer, Weiber, Kinder, Übertreter und abgefeimte Verbrecher zusammengewürfelt. Roheit und Gemeinheit hatten freies Spiel. Wenn ein Gefangner noch nicht verdorben war, hier, in dieser Umgebung, unter dem Abschaum des Menschengeschlechts, mußte er es werden. Die Ernährung der Gefangnen war die denkbar schlechteste, und Reinlichkeit war ein unbekannter Begriff, zumal da die Gefängnisse meist überfüllt waren. Wo nur Platz für hundert war, hatte man oft dreihundert zusammengepfercht. Kein Wunder, daß sich das Kerkerfieber, der Typhus, entwickelte und von dort weiter verbreitete. Howard und Elisabeth Fry setzten durch ihre Bemühungen endlich eine Verbesserung des elenden Gefängniswesens durch; aber das neunzehnte Jahrhundert war schon weit vorgeschritten, bevor eine wirkliche Reform eintrat und den elenden Zuständen ein Ende gemacht wurde.

Diese alten Gefängnisse waren vorwiegend Untersuchungsgefängnisse und Gewahrsame für Schuldner. Eigentliche Strafanstalten erscheinen in ihren Anfängen erst zur Tudorzeit in Gestalt der Korrektionshäuser, in denen man Dirnen und Strolche, die gerade damals eine Landplage waren, zur Arbeit anhielt. Im siebzehnten Jahrhundert, als Freiheitentziehung als Strafe üblich wurde, entwickelten sich die Korrektionshäuser zu wirklichen Strafanstalten. Aus praktischen Rücksichten wurden sie wohl mit den alten Gefängnissen unter einem Dache vereinigt, aber weiter ging die Verbindung nicht. Die Gefängnisse standen unter dem Sheriff, die Strafanstalten dagegen behielten eine durchaus selbständige Verwaltung unter den Friedensrichtern, denen die Regierung seit den Tudors alle neue obrigkeitliche Gewalt zuzuerteilen pflegte. Indem die Regierung bei der Einrichtung der Korrektionshäuser dem Grundsatze der örtlichen Verwaltung den Vorzug gab, begab sie sich von vornherein der einheitlichen Leitung. Es gab nun nicht nur zwei Arten von Gefängnissen, sondern

auch zwei verschiedne Verwaltungsbehörden, und da diese rein örtlich waren, so kam es, daß nicht zwei Anstalten in der Behandlung ihrer Insassen einander glichen, und den schlimmsten Mißbräuchen Tür und Tor geöffnet waren. Waren die Gefängnisse eine Hölle auf Erden, so waren die Strafanstalten ein Fegefeuer, nur daß niemand daraus geläutert hervorging.

Fast zugleich mit der Ausbildung der Korrektionshäuser zu Strafanstalten entwickelte sich für schwere Vergehn eine andre Strafweise, die ebenfalls auf Freiheitentziehung beruhte, aber dabei den Zweck hatte, das Land von Verbrechern zu befreien, die Zwangsarbeit in den Kolonien. Zuerst war die Absicht nur, das Gesindel los zu werden, und es wurde den Verurteilten bei Strafe des Strangs auferlegt, nach der Neuen Welt zu ziehn. Ob nun die Mittel zur Reise fehlten, oder die Anhänglichkeit an die Alte Welt die Gefahr des Galgens überwog, viele blieben, und die Obrigkeit sah sich bald genötigt, selbst für das Abschieben zu sorgen. Aber mit dem Abschieben glaubte sie, ihre Pflicht hinreichend zu erfüllen. Um keine Kosten zu haben, übertrug sie die Aufgabe der Überführung nach den Kolonien Unternehmern, die als Bezahlung das Recht erhielten, die Arbeitkraft der Verurteilten für die Zeit der zugemessenen Strafe zu verkaufen. Um die weitere Behandlung der weißen Sklaven kümmerte sich niemand. Die amerikanischen Kolonien sträubten sich zwar sehr dagegen, als Abladeplatz für den Auswurf Englands zu dienen, doch ihr Widerspruch ließ das Mutterland kalt.

Als nun mit dem Abfall der Neuenglandstaaten die Ausfuhr von Verbrechern dorthin aufhörte, kam die Frage, was nun gemacht werden sollte. Man beschloß den Bau besondrer Zuchthäuser. Denn in den bestehenden Korrektionsanstalten war für so viele Sträflinge kein Platz, und die Gefängnisse waren so wie so schon immer überfüllt gewesen mit Verurteilten, die auf die Versendung nach Amerika warteten. Einstweilen, bis zum Bau der in Aussicht genommnen Zuchthäuser, packte man die Leute auf alte abgetakelte Kriegsschiffe, Hulks. Doch die Friedensrichter, denen der Bau der neuen Strafanstalten zufiel, hatten geringe Neigung, ihre Grafschaften in Kosten zu stürzen; sie bauten nicht, und das Schiffgefängnis, das nur für kurze Zeit als Aushilfe hatte dienen sollen, wurde eine dauernde Einrichtung, die auch noch weiter bestehn blieb, als die Verschickung nach Australien in Gang kam. Wer jemals ein Schiff dieser Zeit gesehen hat — in Portsmouth wird Nelsons Flaggschiff noch als Reliquie aufbewahrt —, weiß, wie niedrig und eng die Räume sind. Mit der strengen, auf peinliche Reinlichkeit haltenden Mannszucht der Kriegsschiffe war das Leben an Bord schon übel genug. Wie es gewesen sein muß bei einer zuchtlosen Bevölkerung von Sträflingen aus der Hefe des Volks, kann man sich kaum denken. Die Sterblichkeit war dementsprechend, um vierzig Prozent, und darum rechnete man bei der Abmessung der Strafe sieben Jahre Schiffgefängnis gleich vierzehn Jahren Verschickung. Hängen wäre oft barmherziger gewesen.

Im Jahre 1787 wurde die Verschickung wieder aufgenommen. Alle Verbrecher nach Australien zu schaffen, ging nicht an. Die alten amerikanischen Kolonien waren schon hinreichend bevölkert gewesen und konnten die ihnen

zugeteilte zweifelhafte Gesellschaft ohne Schaden verdauen; Australien aber war noch gar nicht oder noch zu spärlich besiedelt, als daß die Sträflinge dort als Arbeiter verteilt werden konnten. Man mußte besondre Niederlassungen für sie gründen, und hätte man sämtliche Verbrecher hinausgeschafft, so würden sie die andern Ansiedler an Zahl überflügelt und dem ganzen Lande ein wenig beneidenswertes Gepräge gegeben haben. Im Anfang war dies auch tatsächlich der Fall: 1810 machten die Sträflinge fast neun Zehntel der ganzen Bevölkerung von Neusüdwales aus, und noch 1838 ein volles Drittel. Nach 1816 stieg die Zahl der Verschickten im Durchschnitt auf 3000 jährlich, während die freien Einwandrer keineswegs in einem für die Auffaugung so großer Mengen hinreichenden Maße zunahmen. Gegen die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hatten die australischen Kolonien mit Vandiemensland, nachdem 134000 Sträflinge dorthin gesandt worden waren, die Sache satt, und da sich auch das Kapland unter Androhung bewaffneten Widerstands der Aufnahme von Verbrechern widersetzte, mußte England wohl oder übel seine mißratnen Kinder für sich behalten. Die letzte Sendung ging 1867 nach Westaustralien.

Mittlerweile hatten die Anschauungen über die Behandlung von Strafgefangnen eine große Umwälzung erfahren. Ein Teil der Verurteilten hatte in England zu bleiben, und nach Abbüßung ihrer Zeit hatte die Gesellschaft wieder mit ihnen zu rechnen. Das alte Verfahren nahm nur darauf Bedacht, die Gefangnen möglichst billig in sicherm Gewahrsam zu halten, kümmerte sich aber nicht im geringsten um die leidige Tatsache, daß die Hulks mit dem ungehinderten Verkehr der Gefangnen untereinander eine Hochschule des Verbrechens und des Lasters waren und den letzten Rest sittlichen Gefühls, den ein Mensch noch dorthin mitbrachte, vernichteten. Als 1776 zu dem Notbehelfe der Schiffgefängnisse gegriffen wurde, hatte das Parlament als endliche Lösung der Schwierigkeit den Bau von Zuchthäusern in Aussicht genommen, in denen jeder Gefangne seine eigne Zelle erhalten und durch Arbeit und Unterweisung gebessert werden sollte. Das Parlament hatte gut beschließen, wo es an einer starken einheitlichen Staatsgewalt fehlte. Der alte Schlendrian war zähe. Das erste Zuchthaus, das von Millbank in London (vor kurzem abgebrochen), wurde erst 1821 fertig, und das zweite, das von Pentonville, ebenfalls in London, wurde 1842 eröffnet. Erst das Jahr 1857 jedoch sah das Ende der Schiffgefängnisse.

Mit dem Bau der Zuchthäuser (penitentiaries) war die Möglichkeit gegeben, die Absichten von 1776 auszuführen, und die Regierung nahm die Sache selbst in die Hand, um die bei örtlicher Verwaltung unmögliche, aber zum Erfolge durchaus nötige Einheitlichkeit in der Ausführung zu sichern. Die übrigen Gefängnisse blieben noch unter der Verwaltung des Sheriffs und der Friedensrichter, sodaß sich England nun dreier verschiedner Arten von Gefängnisverwaltung rühmen konnte. Vieles war ja in den Untersuchungsgefängnissen und Besserungshäusern erträglicher geworden; bei Neubauten war der Plan von Pentonville zu Grunde gelegt worden, es war für Seelsorge und Unterweisung gesorgt. Es gab aber immer noch eine Menge von kleinen Ge-

fängnissen, die in jeder Beziehung unzulänglich waren, von groben Mißbräuchen ganz zu schweigen. Vergebens hoffte man, die Friedensrichter würden freiwillig durch Annahme von Verbesserungen eine allgemeine Gleichmäßigkeit herbeiführen. Die zarte Rücksicht auf die Friedensrichter war schlecht angebracht, die Selbstverwaltung durch mehrere tausend Köpfe war für solche Aufgabe unfähig. Nachdem 1865 der Unterschied zwischen Untersuchungsgefängnis und Besserungsanstalt aufgehoben worden war, mußte endlich 1877 der Staat in der Person des Staatssekretärs für das Innere sämtliche Gefängnisse in die eigne Hand nehmen.

Die neue Zentralverwaltung begann mit der Einziehung aller kleinen Gefängnisse, die wirklich nicht notwendig waren und am meisten Anlaß zu Klagen gegeben hatten, und sie fuhr fort mit der Einziehung, bis die Zahl auf wenig mehr als die Hälfte gesunken war, was eine Menge an Kosten ersparte. Dann wurden allgemein giltige Regeln für die Verwaltung aufgesetzt, die besonders auf Reinlichkeit, gute Ordnung und menschliche Behandlung der Gefangnen sahen. Die jetzt bestehenden Gefängnisse sind vom gesundheitlichen Standpunkte musterhaft, Epidemien sind unbekannt. Das Wichtigste der Ordnung ist jedoch die allgemeine und gleichmäßige Durchführung der auf Besserung gerichteten Maßnahmen.

Die Gefangnen werden jetzt weniger durch Strafen in Ordnung gehalten, als durch die Aussicht, bei guter Führung und Fleiß in eine höhere Klasse zu gelangen und die Zeit ihrer Haft abkürzen zu können. Die gewöhnlichen Gefängnisse, in denen kurze Strafen verbüßt werden, können natürlich nicht so systematisch verfahren wie die für lange Strafen bestimmten Zuchthäuser, aber ein sachlicher Unterschied zwischen Gefängnis und Zuchthaus besteht nicht. Die Behandlung ist dieselbe, die Kost, gerade genug zur Erhaltung der Körperkräfte, ist auch dieselbe, und Arbeit müssen die Gefangnen hier wie dort leisten. Nur Gefangne, die wegen Mißachtung des Gerichtshofs sitzen, genießen Vorzüge. Ebenso gewisse andre, die als Übertreter erster Klasse (first class misdemeanants) bezeichnet werden. Sie erhalten bessere Zellen und dürfen sich nach Gutdünken beschäftigen und selbst beköstigen. Daß Untersuchunggefangne nicht dem Arbeitzwange unterliegen, ist selbstverständlich.

Im Zuchthause hat jeder neu eingelieferte Gefangne zunächst neun Monate lang seine Arbeit in der Einsamkeit der Einzelhaft zu leisten. Längere Einzelhaft hat sich als schädlich erwiesen. Die neun Monate geben ihm Zeit genug, Einkehr in sich zu halten und sein Gemüt bessernden Einflüssen zugänglich zu machen. Wer noch nicht lesen und schreiben kann, wird darin unterrichtet. Nach Ablauf der Einzelhaft schlafen und essen die Gefangnen noch in ihren eignen Zellen, arbeiten aber in Gemeinschaft mit andern, wobei für passende Einteilung gesorgt wird, sodaß alte Sünder mit weniger verhärteten nicht in Berührung kommen. Ihre Arbeit ist sehr mannigfaltig. Soweit möglich, werden sie in ihrem eignen Handwerk beschäftigt, oder wenn sie keins haben, zu einem angelernt. Dabei wird jetzt immer auf nützliche, auch den Geist beschäftigende Arbeit gesehen, und wo es angeht, in freier Luft, sei es in landwirtschaftlichem Betriebe oder bei öffentlichen Bauten. So sind viele Hafen-

bauten und Gefängnisse ausschließlich von Sträflingen hergestellt worden. Dagegen ist die unfruchtbare und den Geist abstumpfende Tretmühle abgeschafft.

In dieser Zeit der Arbeit in Gesellschaft können die Gefangnen durch stetigen Fleiß durch die verschiednen Klassen bis zur ersten aufsteigen und ihren Aufenthalt im Gefängnis um ein volles Viertel abkürzen. Sie werden jedoch nicht bedingunglos, sondern nur auf Urlaub entlassen. Wenn sie der Polizei ihres Wohnorts, unter deren Aufsicht sie noch bleiben, keinen ehrlichen Lebensunterhalt nachweisen können, wird der Urlaub widerrufen, und der Rest der Strafe muß voll abgebüßt werden. Sie können bis zu sieben Jahren unter Polizeiaufsicht gehalten werden.

Hat sich nun das Verfahren der Besserung durch milde Behandlung und Gewöhnung an Ordnung und regelmäßige Arbeit bewährt? — Man kann die Frage bejahen oder verneinen, je nach dem Standpunkte, den man einnimmt. Die Zahl der Rückfälligen ist sehr groß, ungefähr 30 Prozent bei Verbrechen gegen die Person und über 60 Prozent bei gewaltsamen Angriffen auf das Eigentum. Demnach will es scheinen, als ob das Gefängnisleben weder genügend bessernd noch abschreckend wirkt. Dagegen ist aber die Tatsache zu halten, daß die Zahl der Verurteilungen zu Zuchthaus in neuerer Zeit mit einigen Schwankungen stetig heruntergegangen ist. Vor vierzig Jahren betrug sie noch an 2800 im Jahre bei einer Bevölkerung von 20 Millionen, 1900 bei über 32 Millionen nur 728.

Dieser Abnahme gegenüber kann das Gefängniswesen nicht verurteilt werden. Bei einer gewissen Klasse von Verbrechern, bei den Verbrechern von Natur, wird alle Bemühung umsonst sein, sie werden immer wieder rückfällig und enden ihr Leben in der Gefangenschaft. Verschwinden wird das Verbrechertum nie. Welche Form die menschliche Gesellschaft haben mag, und sei es die idealste, es wird immer Menschen geben, die sich gegen sie auflehnen und ohne Rücksicht auf Gesetze nur ihren ungezügelten Trieben folgen. Die Zahl der Feinde der Gesellschaft auf ein möglichst geringes Maß herabzusetzen, ist alles, was sich von der Strafrechtpflege erwarten läßt. Aus der großen Verhältniszahl der Rückfälligen im Vergleich zu der Abnahme der Verurteilungen läßt sich der Schluß ziehen, daß es gelungen ist, das Verbrechertum hauptsächlich auf den Kreis der Gesellschaftsfeinde einzuengen, die meistens geistig wie körperlich auf einer niedrigen Stufe stehn und als Stiefkinder der Natur im ehrlichen Wettbewerb nicht bestehn können. Der amtliche Bericht der Gefängnisverwaltung für 1897 führte an, daß weniger als 56 Prozent der männlichen Sträflinge für schwere Arbeit tauglich und fast 8 Prozent für jede Arbeit unfähig waren gegen 75 Prozent und 4 Prozent im Jahre 1881.

Ein andres Bild würde sich aus den Zahlen der Verurteilten in den gewöhnlichen Gefängnissen (local prisons) ergeben, die weniger großen Schwankungen unterliegen und in dem Zeitraume der letzten vierzig Jahre nur von 159000 auf 151000 gesunken sind. Hierauf läßt sich jedoch kein abfälliges Urteil stützen, weil in mehr als der Hälfte der Fälle die Haft eine nicht bezahlte Geldbuße vertritt. Bei etwa 40 Prozent beträgt die Haft nur eine Woche oder weniger, und nur etwa 4 Prozent haben mehr als drei Monate

zu sitzen. Bei dem Vergleich zwischen früher und jetzt ist übrigens die größte Vorsicht geboten, weil die Gesetzgebung neuerdings vieles mit Strafe bedroht, was ehedem unverfolgt blieb. Auf das schärfere Auftreten gegen Nahrungmittelverfälschung z. B. muß eine große Anzahl von Verurteilungen zurückgeführt werden. Wenn das berücksichtigt wird, ergibt sich auch hier ein nicht ungünstiges Bild.

Die Abnahme der Verbrechen und Vergehen kann man natürlich nur zu einem kleinen Teile der Gefängnisreform zuschreiben. Die Erziehung im Gefängnisse kann ja überhaupt nur auf die wirken, die sich schon vergangen haben. Die Gründe der Abnahme der Verbrechen sind vielmehr anderswo zu suchen. Zunächst verdient die Wachsamkeit und der Spürsinn der Polizei lobend erwähnt zu werden. Besonders in London hat die Polizei eine schwere Aufgabe, und oft genug vermag sie nicht den Schleier, der über einem Verbrechen ruht, zu lüften. Aber durch sorgsame Überwachung der ihr bekannten Gewohnheitsverbrecher weiß sie manchem Angriff auf die Gesellschaft vorzubeugen. Nach der Meinung eines der besten Kenner der Verbrecherwelt, des Sir Robert Anderson, würde London nur wenig Verbrecher aufzuweisen haben, wenn man siebzig der Polizei wohlbekannte Verbrecherhelden dauernd unschädlich machen könnte. Diese siebzig verursachen den größten Teil der Kosten der Polizei. Schade, daß der Staat sie nicht durch ein Ruhegehalt zum Aufgeben des Geschäfts bewegen kann; er würde dabei viel Ausgaben ersparen.

Außerhalb des Kreises dieser Leute ist die Eindämmung des Verbrechens teils der Besserung der gesellschaftlichen Zustände, teils den Fortschritten des Erziehungwesens zu danken. Die Leichtigkeit des Verkehrs ermöglicht eine dem Arbeitangebot entsprechende Verteilung der Arbeitkräfte und beugt dadurch wenigstens in gewöhnlichen Zeiten der Not vor, die so oft zum Verbrechen führt. Nicht wenig hat auch die seit 1870 bestehende allgemeine Schulpflicht zur Hebung der Sittlichkeit beigetragen. Leider hat der Staat nicht die Mittel, den Schulbesuch auch überall zu erzwingen. Gerade die untersten Schichten, aus denen sich die Verbrecherwelt rekrutiert, wissen sich bei ihrem unsteten Leben in den verrufnen Vierteln der großen Städte dem Schulgesetze zu entziehn, und wenn die Schule wirklich besucht wird, hebt der Einfluß der verkommnen Eltern alle gute Wirkung wieder auf. Die Zahl der der Schule ausweichenden Kinder wird auf $^3/_4$ Millionen oder ein Achtel der ganzen schulpflichtigen Jugend geschätzt. Unter solchen Verhältnissen ist die Gefahr für die Kinder sehr groß. Die meisten Verbrecher beginnen ihren Feldzug gegen die Gesellschaft auch schon in der Jugend.

Es ist also klar, daß alle Abwehr, wenn sie wirklichen Erfolg haben soll, bei dem heranwachsenden Geschlecht einsetzen und die verwahrloste Jugend ihrer unheilvollen Umgebung entziehn muß. Eigentlich wäre das eine Aufgabe für den Staat. Aber wie in den meisten Dingen hat der Staat der Privatwohltätigkeit den Vortritt gelassen. Wenns ihm nicht auf den Nägeln brennt, rührt sich der Staat nicht. Die große Anstalt des Dr. Barnardo, der die vernachlässigten, verwahrlosten, obdachlosen Kinder Londons dem Rinnsteine entreißt und einem gesitteten Leben zuführt, ist ganz auf Almosen angewiesen.

Die öffentlichen Behörden greifen gewöhnlich erst ein, wenn der Weg des Bösen schon beschritten ist. Kinder unter vierzehn Jahren, die beim Betteln ertappt werden oder sonst nicht gut tun, und Übeltäter unter zwölf Jahren können in besondre Erziehungsanstalten (industrial schools) gesteckt werden. Ferner gibt es Besserungsanstalten (reformatory schools) für Kinder unter sechzehn Jahren, die sich ernsthaft vergangen haben und mit Gefängnis von wenigstens zehn Tagen bestraft worden sind. Der Staat befaßt sich nicht mit der Gründung solcher Schulen, sondern überläßt das entweder der Privatwohltätigkeit oder Ortsbehörden, aber er trägt etwas zu den Unterhaltungskosten bei und stützt die Anstalten durch sein Ansehen. Im Jahre 1894 gab es an jungen verurteilten Gefangnen 84 unter zwölf Jahren, 2168 zwischen zwölf und sechzehn Jahren und 22043 über sechzehn und unter einundzwanzig Jahren. Im Jahre 1900 waren die entsprechenden Zahlen 20, 1364, 14027.

Die Besserung, die sich in der Abnahme der jungen Gefangnen zeigt, ist anzuerkennen, sollte aber auch als Ansporn dienen, den gesellschaftlichen Schäden und Mißständen in den großen Städten ernstlich zu Leibe zu gehn. Es gibt erschrecklich viel Verkommenheit dort, wo Tausende ein kaum mehr als viehisch zu nennendes Dasein führen und Hunderttausende unter Verhältnissen leben, die eine Entartung ihrer Nachkommenschaft zur Folge haben müssen. Diese Zustände sind nicht außergewöhnlich, sondern dauernd, trotz der Bemühungen der mancherlei Genossenschaften, die ihnen abzuhelfen suchen; es ist auch keine Rede von einer besondern Teuerung. England kann durch seine Kapitalkraft wirtschaftliche Erschütterungen viel leichter überstehn als andre Länder, und eine ungünstige Lage von Handel und Gewerbe bringt nicht solche Notstände hervor wie anderswo. Ein wirklicher Notstand, der keineswegs ausgeschlossen und bei einem großen Kriege mit Sicherheit erwartet werden muß, würde eine große Menge der Elenden dem Verbrechen in die Arme treiben. So war es in der Zeit der napoleonischen Kriege; aber heute würde die Not viel schlimmer sein, weil England jetzt für vier Fünftel seines Nahrungsbedarfs auf die Einfuhr angewiesen ist. Früher behalf sich der Staat in solchem Falle mit einer Verschärfung der Strafgesetze. Auch heute würde er vielleicht wieder zu demselben Mittel greifen, doch eine wirkliche Abhilfe liegt darin nicht. Gegen Blutvergiftung sind äußerliche Mittel nutzlos.

In den Städten hocken die Menschen in ungesunden Räumen beieinander, manchmal bis zu zehn in einem einzigen schmutzigen Loche, und draußen auf dem Lande kann nur ein geringer Teil der Felder mit Brotfrucht bestellt werden, weil es an Arbeitern fehlt. Für das englische Volk liegt darin eine schwere Gefahr. Schon jetzt zeigt sich die Wirkung in der geringern Körpergröße der Stadtbevölkerung und in der Untauglichkeit der meisten Rekruten. Die Offiziere in Südafrika schämen sich der neu hinausgesandten Leute fast ebenso wie Falstaff seiner Schar und bemerken mit Ingrimm die spöttischen Blicke der Buren. Aber was hilfts? Die schmächtigen Burschen sind das Ergebnis einer langen einseitigen, nur auf die Entwicklung der Industrie gerichteten Wirtschaftpolitik, die Raubbau treibt an dem besten Teile des Volkes, der Landbevölkerung. Wenn nicht das englische Volk entarten und dem Unter-

gange verfallen soll, muß die Wohnungsfrage ernstlich angegriffen, muß die Stadt entlastet und das Land neu besiedelt werden. Noch herrscht in England der Individualismus, der, wenn irgendwo, hier Großes geleistet hat. Aber langsam bricht auch hier die Überzeugung durch, daß gesellschaftliche Fragen von der ganzen Gesellschaft, vom Staate gelöst werden müssen. Die Abstellung gesellschaftlicher Schäden ist das beste Mittel gegen eine Zunahme der Arbeit des Strafrichters.

Der wahre gesellschaftliche Staat freilich sollte noch weiter gehn. Durch Gesetze regelt der Staat die Rechtsverhältnisse seiner Angehörigen, durch Gerichtshöfe entscheidet er über strittige Rechtsfragen, durch die Unterhaltung einer Polizei erkennt er seine Verpflichtung an, Leben und Eigentum zu schützen. Wenn aber der Staat bei einer Verletzung von Leib oder Habe die Selbsthilfe verbietet und sich das ausschließliche Recht der Bestrafung vorbehält, so folgt daraus auch eine Verpflichtung des Staates, den Schaden, den er nicht hat verhüten können, zu ersetzen, soweit es möglich ist. Ist die Forderung übertrieben? Warum soll nicht der Staat für die Hinterbliebnen eines Ermordeten ebenso sorgen, wie für die eines bei der Bedienung einer Maschine Verunglückten?

Wir vergeben uns nichts, wenn wir aus dem Rechte unsrer barbarischen Vorfahren das Wergeld, unsern Verhältnissen angepaßt, wieder aufnehmen, wir würden damit nur eine Pflicht des wahren gesellschaftlichen Staates erfüllen, worin alle für einen einstehn. Für England mag der Gedanke noch utopisch erscheinen. In Deutschland sollte nicht nur seine ernsthafte Erörterung keinen Schwierigkeiten begegnen, sondern sollte auch seine Ausführung möglich sein.

Ein neuer wertvoller Bundesgenosse im Kampfe gegen die Tuberkulose

Die letzte Zeit hat uns interessante Veröffentlichungen von Koch und von Behring über die Tuberkulose gebracht. Koch hatte schon auf dem internationalen Kongreß in London seine Anschauungen über das Verhältnis der Rindertuberkulose zur menschlichen Tuberkulose bekannt gemacht. Behring hat bei dem Empfang des Nobelpreises in Stockholm den Kampf gegen Koch aufgenommen. Diese den Eingeweihten längst bekannte stille Gegnerschaft zwischen Lehrer und Schüler ist zum offnen Kriege geworden. Koch hat im November 1901 neue Vorschläge zur Bekämpfung der menschlichen Tuberkulose gemacht — alte Gedanken in neuer Form —, und auch Behring hat in einem umfangreichen Buche seine Anschauungen eingehend dargelegt.

So scheint sich die Tuberkulosenfrage fast zu einem Duell der beiden berühmtesten deutschen Ärzte zuzuspitzen, und man könnte glauben, die übrige ärztliche Welt sehe als tatenloses Zuschauerpublikum diesem Kampfe zu. Denn

die Heilstättenbehandlung will man in ärztlichen Kreisen nicht mehr so recht als wissenschaftliche Methode anerkennen. Weicker in Görbersdorf, einer der am meisten beschäftigten Phthiseotherapeuten, sagt mit dürren Worten: „Die Heilstättenbehandlung dient nur dazu, die Todesfälle hinauszuschieben." Und sein Trost, „vielleicht gelingt es, durch Kombination mit Tuberkulinbehandlung bessere Resultate zu erzielen," wird in ärztlichen Kreisen vorerst keinem starken Glauben begegnen.

Bei aller Wertschätzung der Heilstätten, bei voller Erkenntnis des fruchtbringenden Gedankens, gewisse Kranke in Waldesluft und Feldeslicht zu behandeln, statt sie in den Hospitälern großer Städte zusammenzuhäufen, kann man sich in ärztlichen Kreisen doch des Gedankens nicht erwehren: „Die Tuberkulosenbehandlung ist — vom ärztlichen und besonders therapeutischen Standpunkt aus betrachtet — damit auf ein totes Geleise gefahren, sie ist aus einer ärztlichen Frage eine verwaltungstechnische, eine finanzielle Frage geworden, zuletzt nicht viel anders als die Irrenpflege." So ist es kein Wunder, daß eine große Zahl von unabhängigen Ärzten immer mehr, vorerst allerdings vorsichtig und in der Stille, Anhänger einer andern Methode wird, die wissenschaftlich wohlbegründet ist und durch ihre Erfolge langsam an Boden gewinnt. Es ist dies die von Professor Landerer in Stuttgart, früher in Leipzig, eingeführte Zimtsäurebehandlung, oder, wie sie seit einigen Jahren genannt wird, Hetolbehandlung der Tuberkulose. Dieser Methode hat von dem Tag ihrer Entstehung an kein glücklicher Stern geleuchtet, denn sie paßte nicht hinein in die gegenwärtige Richtung. Schon daß ihr Erfinder ein Chirurg war, mußte Befremden erregen. Der menschliche Körper ist offiziell in eine große Anzahl Bezirke geteilt, die jeder einer „Spezialität" zugewiesen sind: Überschreitung der Grenzen wird als unlauterer Wettbewerb unfreundlich empfunden. Aber die Tuberkulose kehrt sich nicht an diese Grenzen, sie kommt überall im ganzen Körper vor. Dabei hatte sich Landerer, ein Schüler Thierschs, durch die Einführung der Kochsalzinfusion und der subkutanen Cocainanästhesie, durch die Erfindung des Celluloidmullverbandes, durch Arbeiten auf dem Gebiete der Wundbehandlung und der Operationslehre, durch originell geschriebne Bücher einen guten Namen gemacht, und nun dieser Abfall von der guten Sitte! Und nicht nur deswegen war die Hetolbehandlung unbequem; sie verlangt auch die Einspritzung des Mittels direkt in die Venen — es kanns ja heute jeder Arzt schließlich machen, aber es ist ungewohnt.

So scheint der Hetolbehandlung von all den Phasen, die wissenschaftliche Entdeckungen durchzumachen pflegen, keine einzige erspart zu bleiben. Die vornehme Ignorierung ist ihr etwa ein Jahrzehnt lang beschieden gewesen; die Nachempfindung ist auch seit einigen Jahren auf dem Platz, indem man zimtsäurehaltige Substanzen entweder in Cognac eingibt oder in Salbenform in die Haut einreibt. Als dritte Phase kommt dann die öffentliche Bekämpfung, und in diesem Stadium ist die Hetolbehandlung gegenwärtig. Es ist dies umsomehr zu beachten, als sonst neue Mittel, ganz besonders auf dem Gebiete der Tuberkulose, meist in weniger Monaten abgetan werden, als das Hetol schon Jahre aufweist.

Im Laufe des letzten Jahres ist nun eine Reihe von Veröffentlichungen erschienen, die eine Orientierung über den gegenwärtigen Stand der Frage ermöglichen. Im Jahre 1898 hatte Landerer in einer umfangreichen Monographie mit fast dreihundert Krankengeschichten, zahlreichen Temperaturtabellen, Mikrophotogrammen und dergleichen sein Verfahren eingehend dargestellt. Im März 1901 erschien von ihm in der Berliner Klinik eine kurze, sehr objektiv gehaltene Zusammenfassung seiner Lehre, eine Darstellung, die es jedem Arzt ermöglicht, sich in das Verfahren einzuarbeiten. Gegen 1898 ist manches geändert worden; einzelnes, worin das Buch zu weit geht, ist freimütig zurückgenommen worden. In Schmidts Jahrbüchern der Medizin (August und November 1901) bespricht Cantrowitz die ganze bis dahin vorhandne Literatur mit 76 Nummern. Wir wollen hier das Wichtigste daraus entnehmen, wenigstens das, was man als einigermaßen feststehend anerkennen kann.

Eine große Anzahl von Autoren, besonders ausländische aus Rußland, Amerika, Frankreich, Holland, der Schweiz, Österreich, Rumänien usw., hat gute, zum Teil geradezu vorzügliche Resultate erzielt. Aber wirklich geeignet sind nur die nicht zu weit vorgeschrittenen Fälle, ohne größere Zerstörungen (Cavernen), ohne wesentliches Fieber, die Landerer „unkomplizierte Tuberkulosen" nennt; bei andauerndem Fieber, großen Zerstörungen wird nicht mehr viel erreicht. Auch die Erfolge bei Darmtuberkulose, Kehlkopftuberkulose, Knochentuberkulose (Gelenkschwamm, Knochenfraß) sind sehr günstig. Geradezu refraktär ist die Gehirntuberkulose, und auch bei Nieren- und Blasentuberkulose wird fast nichts erreicht. — Die Vorwürfe gegen die Hetolbehandlung scheinen mehr und mehr zu verstummen, denn die Behauptung, daß Lungenblutungen dadurch hervorgerufen würden, läßt sich nicht mehr halten. Daß die Methode gefährlich sei, behauptet eigentlich niemand mehr. Das eine geht aus allem hervor, daß die detaillierten Vorschriften Landerers, namentlich in Bezug auf die Dosis, streng eingehalten werden müssen. Denen, die keine guten Erfolge vom Hetol gehabt haben, weist Cantrowitz in scheinbar einwandfreier Weise nach, daß sie sich an Landerers Vorschriften so gut wie gar nicht gehalten haben, oder so vorgeschrittene Fälle gewählt haben, daß ein Erfolg von Anfang an ausgeschlossen war.

Sehr interessant sind die mikroskopischen Befunde, die bei behandelten Tieren und Menschen festgestellt wurden. Landerer und sein Schüler P. Richter hatten schon vor Jahren ganz genau die gewebebildenden Vorgänge beschrieben, durch die tuberkulöse Herde ausheilen. Zunächst bildet sich ein Wall von weißen Blutzellen um den Herd; von diesem Ring aus, der allmählich eine narbig-faserige Beschaffenheit annimmt, wachsen Bindegewebsfasern und Haargefäße (Kapillaren) in den Herd herein, durchwachsen ihn, und schließlich ist der ganze Herd in eine solide Narbe umgewandelt. Schon in seiner ersten Abhandlung 1888 hat Landerer diese Narbenbildung als das Ziel jeder rationellen Tuberkulosenbehandlung bezeichnet. Diese Angaben sind von Jurjew, Kanzel u. a. bestätigt worden; am Menschen haben sie Österreich und Ewald gleichfalls gefunden. Andre wie Krompecher haben diese Resultate am Tier nicht erzielt.

Vom heutigen Stande der medizinischen Forschung aus sind noch einige andre Ergebnisse sehr beachtenswert. Landerer, Richter und Spiro hatten das Wesen der zimtsauern Salze in ihren positiv chemotaktischen Eigenschaften gesucht, d. h. in ihrer Fähigkeit, die weißen Blutkörperchen aus ihren Bildungsstätten, dem Knochenmark und der Milz, in das kreisende Blut hereinzulocken. Diese Eigenschaft der zimtsauern Salze ist von allen Beobachtern bestätigt worden. Schon diese eigentümliche Erscheinung würde genügen, die Zimtsäure zu einem der interessantesten pharmakologischen Körper zu machen. Die „leukocytotische" Wirkung der Zimtsäure steht im Einklang mit einer der Theorien, die über das Zustandekommen der Bakterienvernichtung im lebenden Körper und das Zustandekommen der Immunität aufgestellt sind. Von Metschnikoff stammt die Hypothese, daß es die weißen Blutkörperchen seien, die die in den Organismus eingedrungnen Bakterien in sich aufnehmen und in ihrem Leibe durch eine Art Verdauung vernichten; er hat sie deshalb Freßzellen, Phagocyten, genannt. Mit der Metschnikoffschen Theorie würde sich die Hetolbehandlung sehr nahe berühren. Die Metschnikoffsche Theorie genießt allerdings zur Zeit weniger Vertrauen als früher. Sie tritt zusehends zurück zu Gunsten der chemischen Theorie von Ehrlich und Behring, daß es sich bei der Heilung der Infektionskrankheiten um Bildung sogenannter Antikörper, einer Art Gegengifte, handle, die sich mit den gefährlichen Bakteriengiften (Toxinen) zu ungiftigen Verbindungen vereinigen. Es ist übrigens nicht ausgeschlossen, daß neben dieser chemischen Theorie auch der Metschnikoffschen Freßzellentheorie noch eine beschränkte Geltung für gewisse Vorgänge bleibt. Bezeichnend ist ferner, daß auch die Behring-Ehrlichschen Antitoxine aus den weißen Blutkörperchen hergeleitet werden; auch hier wäre also ein Berührungspunkt der Hetolbehandlung mit der modernen Serumtherapie gegeben.

Eine andre anziehende Erklärung für die Hetolwirkung gibt der Engländer Bulloch; er fand, daß durch Hetoleinspritzung die sogenannten Schutzkörper im Blute (Alexine) stark vermehrt werden. Um die Kenntnis dieser Schutzstoffe hat sich namentlich der Münchner Professor H. Buchner verdient gemacht. Er erkannte, daß fast in jedem Blut Stoffe vorhanden sind, die Bakterien bis zu einer gewissen Menge zu vernichten imstande sind. Nach Bulloch werden also diese Stoffe im Blute durch das Hetol vermehrt. Diese Hypothese würde mit den praktischen Ergebnissen der Hetolbehandlung gut stimmen; sie würde verstehn lehren, wie diese vermehrten Schutzstoffe zur Überwindung beginnender und nicht zu sehr vorgeschrittner tuberkulöser Infektionen genügen, bei schwerer und vorgeschrittner Infektion aber versagen. Wenn so die Hetolbehandlung in unsern heutigen Theorien und Hypothesen über die Bekämpfung der Infektionskrankheiten vorerst nicht ohne Rest aufgeht, so ist man doch nicht berechtigt, sie nur aus diesen — selbst doch nicht völlig gesicherten — theoretischen Gründen zu verwerfen. Man darf nicht vergessen, daß in der Bekämpfung von Infektionskrankheiten nicht nur von Bakterienderivaten Ergebnisse zu erwarten sind. Man muß eingedenk sein, daß auch einfache chemische Stoffe energische Heilwirkungen bei Infektionskrankheiten ausüben können, und sich erinnern, wie große Dienste Quecksilber und Jod

trotz ihrer Giftigkeit in der Behandlung der Syphilis leisten, und wie Chinin bei Malaria, deren parasitäre Natur in den letzten Jahren erkannt ist, als unerreichtes Spezifikum wirkt.

Der Entscheidungskampf um das Hetol hat nun im Sommer 1901 angefangen. Es sind ganz besonders zwei Arbeiten zu nennen, die gegen die Hetolbehandlung Front machen und kein gutes Haar an ihr lassen. Die eine dieser Arbeiten stammt von Gidionsen in Falkenstein a. T.; er kommt zu dem Resultat, daß die Hetolbehandlung verworfen werden müsse, weil sie Gewichtsverluste herbeiführe. In einer — etwas erregten — Polemik gegen Gidionsen weist Cantrowitz, anscheinend nicht ohne Berechtigung, darauf hin, daß Gidionsen vorwiegend vorgeschrittne Fälle zur Prüfung gewählt und sich auch in der Technik nicht genau an Landerers Vorschriften gehalten habe. Zu seinen Gunsten führt Gidionsen an, daß ihm die Märzarbeit Landerers noch nicht bekannt sein konnte, und daß diese in wichtigen Punkten von dem Buche von 1898 abweiche, wo manches nicht klar und präzis genug hervorgehoben sei. Im Gegensatz zu Gidionsen hat eine Reihe von Sanatoriumsärzten: Heußer in Davos, Exaquet in Leysin, Haentjens in Holland mit Hetol vorzügliche Erfolge erzielt.

Im Juli 1901 hat ferner M. Wolff in der Berliner Medizinischen Gesellschaft einen Vortrag gehalten, worin er der Hetolbehandlung jeden Wert abspricht. Er habe auch bei leichten Fällen nicht den geringsten Erfolg gesehen, allerdings auch keine Nachteile; auch seine Tierexperimente seien völlig negativ ausgefallen. Dagegen führt Cantrowitz an, daß Wolff bei der Anordnung seiner Tierversuche fast in jedem Punkte von Landerer abgewichen sei, daß er sehr schwere Infektionen erzeugt habe und das Hetol nicht, wie Landerer es für unerläßlich erklärt, direkt in die Venen einspritzte, sondern in einer Weise, die eine Wirkung von vornherein fast ausschloß. Dazu teilt E. Franck in Berlin mit, daß Wolff bei seinen Patienten das Hetol ausschließlich oder wenigstens fast ausschließlich unter die Haut gespritzt habe, statt in die Venen. Weshalb Wolff in diesen wichtigen Punkten von Landerers Vorschriften abgewichen ist, kann man aus seiner Veröffentlichung nicht ersehen. In direkter Weise widerlegt wird Wolffs Urteil durch zwei andre Ärzte, die unter ganz gleichen Bedingungen arbeiteten wie Wolff — in derselben Stadt, in Berlin, zu derselben Zeit und an derselben Krankenart, an ambulatorisch behandelten Kranken, nur daß die Kranken dieser beiden Forscher entschieden schwerere Fälle waren als die Wolffs. In derselben Woche, wo die Hetolbehandlung in der Berliner Medizinischen Gesellschaft durch M. Wolff, von Leyden und andre abgelehnt wurde, erschien in der Berliner Medizinischen Wochenschrift eine Arbeit von Guttmann aus der Poliklinik für Kehlkopfkranke von Professor Krause in Berlin. Guttmann hat bei zahlreichen zum Teil schweren Fällen, namentlich auch bei Kehlkopftuberkulose an ambulatorisch behandelten Kranken sehr günstige Erfolge mit Hetol erzielt. Noch wichtiger sind die in derselben Veröffentlichung mitgeteilten mikroskopischen Befunde von Cordes, der aus den Kehlköpfen der mit Hetol behandelten Menschen während der Behandlung kleine Gewebestücke herausgeholt hat. An diesen in verschiednen

Stadien der Behandlung untersuchten Partien konnte er ganz genau die von Landerer angegebnen Heilungsprozesse feststellen — die Umwallung mit weißen Blutkörperchen, die Abkapselung der tuberkulösen Herde mit Bindegewebe, ihre Durchwachsung und den schließlichen Übergang in gesunde Narben.

Die Hetolbehandlung ist somit zur Zeit die einzige Behandlungsweise der Tuberkulose, die sich auf einwandfreie durch die mikroskopische Untersuchung bekräftigte Heilungsvorgänge stützen kann. Einen solchen Erfolg hat keine andre Behandlung der Tuberkulose aufzuweisen.

Ein weiterer Kronzeuge ist der Hetolbehandlung erstanden in E. Franck, der in den Therapeutischen Monatsheften (Dezember 1901) über seine sehr günstigen Erfahrungen mit Hetol berichtet; auch sie sind an ambulatorisch behandelten Kranken gewonnen. Aus den Mitteilungen dieses angesehenen Berliner Praktikers seien einige charakteristische Stellen angeführt. „Bei jeder Tuberkulose, die im Beginn steht, ebenso auch in den nur der Tuberkulose verdächtigen Fällen ist mit Hetol vorzugehn.“ „Zur Heilung einer unkomplizierten Tuberkulose mit Bazillenbefund und nicht zu ausgedehnten klinischen Erscheinungen an den Lungen gehört doch mehr, als die Freiluftbehandlung und die Mästung allein.“ „Um wieviel höher sind da die mit Hetol im Verein mit den andern diätetischen Maßnahmen erzielten Erfolge einzuschätzen, die in der Häuslichkeit der Kranken und bei ambulanter Behandlung erzielt werden. Welch eine Menge von Kapital und Kraft wird nicht dadurch in wirtschaftlicher Beziehung der Familie, dem Staate erhalten, und dieses zugleich mit großen gesundheitlichen Vorteilen für den einzelnen.“

Seine Schlußfolgerungen sind: „1. Bei beginnenden unkomplizierten Tuberkulosen bietet die Hetolbehandlung große und begründete Aussicht auf Besserung und Heilung. 2. Die Hetolbehandlung soll in solchen Fällen entweder gleichzeitig mit der Anstaltsbehandlung stattfinden, andernfalls jedoch derselben vorangehn.“

In Davos hat sich die Hetolbehandlung in den letzten Jahren völlig eingebürgert. Turban, vielleicht der beste deutsche Kenner der Tuberkulose, hat seine lange geübte Zurückhaltung dem Hetol gegenüber aufgegeben und verwendet es in seinem weltbekannten Sanatorium. Auch Weißmayr, der Leiter des großen österreichischen Sanatoriums in Alland bei Wien, anfangs ein kühler Beurteiler des Hetols, spricht sich offen dahin aus, daß man dem Hetol bisher nicht die verdiente Beachtung habe zuteil werden lassen. Diese günstigen Urteile fallen um so schwerer ins Gewicht, als sie nach und trotz der in optima forma erfolgten offiziellen Hinrichtung des Hetols in der erwähnten Sitzung der Berliner Medizinischen Gesellschaft im Juni 1901 hervorgetreten sind.

Wir wollen uns nicht weiter in Einzelheiten verlieren. Den Fernerstehenden muß es eigentümlich berühren, zu sehen, in welchen Formen solche wissenschaftliche Kämpfe vor und hinter den Kulissen ausgefochten werden; aber der Eingeweihte wird sich ohne weiteres sagen, daß eine Methode, die alle diese von mächtiger Seite geführten Angriffe aus eigner Kraft abschlägt, die sich, obgleich sie immer wieder totgeschlagen wird, lebendig weiter aus-

breitet, eine Zukunft haben muß. Das eine darf man heute schon sagen: Die Hetolbehandlung ist nicht bloß ein geistreicher Vorschlag, sondern eine hinlänglich erprobte Methode, die bei nicht zu vorgeschrittnen Fällen gute Erfolge, ja fast sichere Heilung verspricht. Sachverständig angewandt, kann sie als vollständig gefahrlos angesehen werden. Sie ist allerdings etwas kompliziert, oder besser gesagt, sie muß eigens erlernt werden. Der praktische Arzt von heute, der denn doch nicht bloß Rizinusöl oder Kreosotperlen verschreiben kann, ist aber durchaus imstande, sie sachgemäß auszuführen. Sie ist eine wichtige, ja fast notwendige Ergänzung der Heilstätten, ein willkommener Ersatz da, wo diese dem enormen Andrang nicht zu genügen vermögen. Die Aussicht, daß uns vielleicht später einmal von andrer Seite und von anderm theoretischen Standpunkt aus etwas besseres geschenkt werden kann, sollte uns nicht abhalten, das Gute, was uns heute schon geboten ist, zu gebrauchen — zum Wohle der Menschheit.

Die Medici bis zum Tode Lorenzos des Prächtigen (1492)*)

Die Linie der Medici, der Cosimo entstammte, läßt sich über Dantes Zeit hinauf verfolgen bis zu einem Ahnherrn Averardo, dessen gleichnamiger Sohn 1314 Gonfalonier war. Dieser hatte den Grund zu dem Reichtum des medizeischen Bankhauses gelegt, das seine Nachkommen weiterführten. Sein Urenkel Giovanni, der seit 1402 öfter unter den Prioren genannt wird und 1421 Gonfalonier wurde, galt jetzt — nächst Palla Strozzi — für den begütertsten Mann. Seine Verbindungen reichten weit, als Bankier Johanns des Dreiundzwanzigsten hatte er seinen jungen Sohn Cosimo im päpstlichen Gefolge mit nach Konstanz reisen lassen (1414). Seine vorsichtig abwartende Klugheit,

*) Das Bild aus der florentinischen Geschichte, das wir hier bieten, ist ein Kapitel eines neuen Werkes unsers Freundes und Mitarbeiters Adolf Philippi: Florenz, das er für E. A. Seemanns „Kunststätten" geschrieben hat. Es kommt in diesen Tagen in schöner Ausstattung auf den Markt. Unsre Leser wissen, was sie von einem Werke Philippis zu erwarten haben: sicheres, klares Urteil, reiche Belehrung, den Genuß einer vollendeten Darstellung; das hier abgedruckte Kapitel zeigt ihnen die Vorzüge des Ganzen.

Folgendes ist der Inhalt des mit 222 sorgfältig ausgewählten und ausgeführten Abbildungen versehenen Bandes:

1. Lebensbedingungen der florentinischen Kultur — 2. Stadtgeschichte bis um 1300 (Die Badia. S. Miniato. SS. Apostoli. Das Baptisterium) — 3. Die drei Mauerkreise. Die Plätze. Eindrücke der Stadt — 4. Das vierzehnte (gotische) Jahrhundert (Die drei Dichter. Der Herzog von Athen. Parteikämpfe. Albizzi und Medici) — 5. Die gotischen Kirchen. (S. Maria Novella. S. Croce. Dom und Campanile. S. Trinità) — 6. Or San Michele (Orcagnas Tabernakel. Die Statuen der Zünfte) — 7. Malerei und Plastik der gotischen Zeit (Verhältnis von Plastik und Malerei. Cimabue. Giotto und seine Schule [S. Croce]. Andrea Pisano [Tür des Baptisteriums]. Campanile [Giotto, Andrea Pisano und Luca della Robbia]. Orcagna. Fresken der Spanischen Kapelle. Spinello Aretino in S. Miniato. Skulpturen am Dom und an Orsanmichele) — 8. Gotische Profanarchitektur (Bargello und Palazzo Vecchio. Loggia de' Lanzi. Bigallo) — 9. Das fünfzehnte Jahrhundert (Die Medici bis zum Tode

ſein Gerechtigkeitsſinn und ſein ſchlichtes, freundliches Weſen ſchufen ihm bei dem Volke in der Stille große Beliebtheit und einen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, der der herrſchenden Partei bedrohlich ſchien. Vergebens ſuchte ſie ihn auf ihre Seite zu ziehn. Ein unglücklicher Krieg mit Mailand brachte die Regierenden in Mißkredit und führte zu einer Vermögensſteuer, der ſich die reichen Grandi widerſetzten, die aber auf Giovannis Betreiben durchgeführt wurde (1427). Als er 1429 ſtarb, hinterließ er ſeinen beiden Söhnen unermeßliche Reichtümer und das Erbe eines Namens, den kein Tadel hatte treffen können. Ohne perſönlichen Ehrgeiz hatte er als guter Haushalter für die Zukunft der Seinen geſorgt, ein kluger Privatmann, der ſich des Staates annahm, ſo oft dieſer ihn brauchte. Nun konnte ſein inzwiſchen an Jahren und Erfahrungen gereifter Sohn Coſimo (1389 bis 1464) ein wirklicher Staatsmann werden.

Während der nächſten fünf Jahre befand er ſich gleich ſeinem Vater in der Oppoſition gegen die regierende Partei; ihr derzeitiger Lenker, der alte Niccolò da Uzano, war Gewaltmaßregeln abgeneigt und ſuchte Coſimo und ſeinen Freunden gegenüber zu vermitteln, wogegen der junge Rinaldo Albizzi kurzerhand reine Bahn zu machen entſchloſſen war, indem er Coſimo mit Recht für einen gefährlichern Gegner hielt als ſeinen Vater Giovanni. Da ſich ihm zur weitern Befeſtigung ſeiner Partei eine, wie es ſchien, günſtige Gelegenheit bot, das wichtige Lucca, die alte Hauptſtadt Toscanas, zu unterwerfen, ſo rüſtete er zu einem Kriege, dem Coſimo nicht gerade entgegen war, während Uzano auch hier ſeine Bedenken nicht zurückhielt. In der Tat erwies ſich das Unternehmen ſchwieriger, als Rinaldo erwartet hatte, der Krieg zog ſich durch Jahre hin und endete 1433 ergebnislos, mit einem Frieden. Uzano war inzwiſchen geſtorben, und Rinaldo, nunmehr das alleinige Haupt der Partei, beſchloß mit Hilfe eines ihm gefügigen neu erloſten Gonfaloniers (für September und Oktober) die Gegner zu beſeitigen. Mit Coſimo hatte er

Lorenzos des Prächtigen [1492]) — 10. Die erſte Renaiſſance (Brunelleschi und Ghiberti [Abrahams Opfer, Türen des Baptiſteriums, Or San Michele]. Alberti. Donatello. Luca della Robbia. Maſaccio [Brancacciekapelle]. Caſtagno, Uccello, Domenico Veneziano) — 11. Renaiſſancekirchen (Brunelleschi: Capella dei Pazzi, S. Lorenzo und S. Spirito. S. Francesco al Monte [Cronaca]. Die Annunziata. Alberti: Heiliggrabkapelle und Faſſade der Maria Novella. Ogniſſanti) — 12. Kloſterbauten und Hallen (Das Findelhaus. S. Maria Maddalena de' Pazzi [Perugino]. S. Maria degli Angeli [Lorenzo Monaco]. S. Marco [Fra Angelico]) — 13. Der Palaſtbau der Frührenaiſſance (Parte Guelfa. Pitti. Pazzi-Quaratesi. Medici-Riccardi [Benozzo Gozzoli]. Rucellai. Strozzi und Strozzino [Grabkapelle Strozzi in S. Maria Novella]. Gondi, Antinori. Guadagni. Serriſtori) — 14. Das jüngere Künſtlergeſchlecht der Frührenaiſſance (Filippo Lippi. Die Pollajuoli und Verrocchio [A. Sanſovino]. Sandro Botticelli, Ghirlandajo und Filippino Lippi. Lorenzo di Credi, Coſimo Roſſelli und Pier di Coſimo. Die jüngern Marmorbildhauer: die Roſſellini, Deſiderio, Mino, Benedetto da Majano. Die Porträtbüſte) — 15. Die Vertreibung der Medici 1494 und ihre Rückkehr 1512 (Savonarola. Anfänge der Hochrenaiſſance. Michelangelo und Lionardo. Raffael und Perugino) — 16. Mediceiſche Päpſte (Palazzo Pandolfini. Die Malerei der Hochrenaiſſance: Fra Bartolommeo und Andrea del Sarto) — 17. Florenz als mediceiſches Herzogtum (Michelangelos Mediceergräber).

Der Umfang beträgt 15 Bogen, der Preis 4 Mark.

es schlimmer vor, als es ihm schließlich gelang. Er hatte ihn im Signorenpalast gefangen gesetzt und hätte ihn am liebsten in der Stille durch Gift oder Strang aus dem Wege geschafft; gelang das nicht, so blieb noch ein Prozeß auf Tod und Leben wegen angeblicher Verfehlungen während des Krieges mit Lucca. In dieser kritischen Lage rettete den klug rechnenden Cosimo seine Geistesgegenwart: er ließ dem Gonfalonier tausend Dukaten einhändigen und erreichte so, daß er auf zehn Jahre nach Padua verbannt wurde. Seine Güter wollte man während dieser Zeit verwalten, nicht aus Menschenfreundlichkeit, sondern aus Klugheit, denn wenn man sie konfisziert hätte, so reichten seine Kredite doch noch weit über den Machtbereich der Republik hinaus. Gelassen und heiter vernahm er den Spruch der Signoren und stellte sich ihnen, wo es auch wäre, gehorsam zur Verfügung. Dann wurde er unter dem Schutze der Behörden in der Nacht des 3. Oktober zum Tore hinausgeleitet. Seine Anhänger, darunter viele Medici und zwei Pucci, mußten ebenfalls in die Verbannung gehn.

In Padua und zeitweilig in Venedig lebte der Verbannte in großem Ansehen, als wäre er der Machthaber eines befreundeten Staates, freigebig und gesellig, im Verkehr mit einflußreichen Männern der Regierung. Er nützte diese Zeit für die Zukunft, denn er wußte, daß er zurückkehren würde; ein Jahr würde seine Verbannung dauern, hatten seine Freunde ihm beim Abschied vorausgesagt. Beinahe auf den Tag traf die Prophezeiung ein. Das Volk hatte ihn lange zurückgewünscht. Unter dem neuen Gonfalonier und den acht Signoren, die im September 1434 antraten, und die sämtlich von Cosimos Partei waren, wurde alles vorbereitet. Rinaldo Albizzi widersetzte sich anfangs, dann, von seinen Parteifreunden Palla Strozzi und Ridolfo Peruzzi im Stiche gelassen, nahm er vorschnell die Vermittlung des Papstes Eugen des Vierten an, der aus Rom vertrieben damals in dem Kloster S. Maria Novella wohnte, und auf dessen Veranlassung er und die Seinen zunächst die Waffen niederlegten. Als ihnen dann allen die Verbannung angekündigt wurde, auch Palla Strozzi, einer solchen Zahl, daß man bald keine Gegend in Italien mehr betreten konnte, wo nicht ein Florentiner zu finden war, da erkannte der Albizzi zu spät, daß es töricht war zu meinen, ein von seiner Stelle Verjagter könne ihn an der seinen erhalten; er verließ sein Vaterland und ist draußen in der Fremde gestorben (1442). Cosimo aber kam am 6. Oktober zurück und wurde mit wohlvorbereiteter Feierlichkeit empfangen, das Volk war außer sich vor Freude, und was man ihm später auf seinen Grabstein schrieb, daß er der Vater des Vaterlands sei, das konnte man schon jetzt von manchen sagen hören.

An diesem Entscheidungspunkt darf wohl die Frage laut werden, wie es um die Zukunft von Florenz stand, wenn jetzt die Würfel anders gefallen wären. Je deutlicher sich nachmals die Medici als Unterdrücker der Bürgerfreiheit erwiesen, desto heller leuchtete in der Erinnerung der Florentiner das Zeitalter der Albizzi auf. Und in der Tat, es war eine stolze Reihe von Männern, diese Filippo, Piero, Maso, Rinaldo! Der letzte hat außerdem noch politische Memoiren hinterlassen von eindringender Klugheit und weitem

Blick, die uns zeigen, daß er auch ein Geschichtschreiber hätte sein können wie Machiavelli und Guicciardini. Er, Palla Strozzi, dessen Vetter Niccolò und Filippo, Matteos Sohn, der Erbauer des berühmten Palastes, dürfen sich vereint wenigstens wohl neben Cosimo Medici stellen, und gewiß hätten sie auch eine Renaissance, die ja ohne die Medici ins Leben getreten war, als Beschützer und Auftraggeber würdig weiter führen können, denn so groß auch hier Cosimos und seines Enkels Verdienste sind, zusammen haben die übrigen Familien von Florenz und die Zünfte doch noch mehr für die Künste getan.

Von diesem Tage also zählt Cosimos dreißigjährige, durchaus auf seiner Person beruhende amt- und titellose Machtstellung. Daß er noch einmal das Gonfalonierat annahm, bedeutete nichts. Die einflußreichern Ämter ließ er durch Männer besetzen, die ihm sicher waren. Die Namen wurden „gezogen," und es brauchten vorher nur die Wahlbeutel seitens einer eigens dafür bestehenden Behörde richtig gefüllt zu werden, so kamen die gewünschten Personen zum Vorschein. Das Verfahren war längst erprobt und verfagte bei einiger Klugheit nicht leicht. Die Signoren wurden übrigens gewöhnlich durch ihre Vorgänger, also ganz nach dem Willen Cosimos bestimmt.

Die neue Signorie für November und Dezember veranlaßte weitere Verbannungen und andre Bestrafungen von Mitgliedern der unterlegnen Partei, sogar Hinrichtungen. Cosimo war im ganzen ein gemäßigter und milder Herr; als aber jetzt die Freunde seiner Strenge Einhalt tun wollten, meinte er, mit dem Rosenkranz in der Hand könne man keinen Staat regieren, und aus ein paar Ellen Scharlachtuch ließen sich leicht wieder die schönsten Patrizier schneiden. Die Alberti und andre seiner Anhänger wurden zurückgerufen, aber auch die meisten Grandi wieder in die bürgerlichen Rechte eingesetzt, nur geschah dies mit einer „Fürsorge," die ihren Einfluß künftighin unmöglich machte, und von der man nur nicht recht wußte, ob sie Cosimo persönlich so beabsichtigt hatte. Eine besondre Gefahr drohte noch von den Verbannten, die überall in den fremden Städten saßen, zum Teil mit großen Geldmitteln wie Palla Strozzi. Cosimo begegnete dem durch Verträge auf gegenseitige Versicherung, die er mit den fremden Machthabern abschloß, indem er ihnen zeigte, daß die Interessen der Regierenden in diesem Punkte solidarisch seien. Ja noch mehr. Er wußte sich jetzt nach dem Sturze der Albizzi im Innern völlig sicher; nur durfte die äußere Politik nicht zu Verlegenheiten führen. So entstand in seinem klugen Kopfe der Gedanke eines für das italienische Staatensystem förderlichen Gleichgewichts der Mächte: im Norden der Herzog und die Republik Venedig, im Süden der König und der Papst; durch eine vorsichtige Politik könne Florenz als das Zünglein der Wage den Schwerpunkt regeln. Und er hatte mit seiner Theorie praktischen Erfolg und Glück.

Die Kriege wurden fast nur noch mit Soldtruppen geführt, die Beschäftigung suchten, und Florenz hatte Geld zum Bezahlen. Das Waffenhandwerk war eine Kunst geworden, und dieses Zeitalter war reich an berühmten Virtuosen: Francesco Sforza war mit Cosimo befreundet und schon 1434 Hauptmann der Venetianer und Florentiner, Niccolò Piccinnino kämpfte für Mailand, andre namhafte Führer fanden da und dort nach Gelegenheit ihren Sold. Wirkliche Schlachten wurden nicht mehr geschlagen, es war ein

Hin- und Hermanövrieren, ein Aufschlagen und Abbrechen der Lager, ein gegenseitiges Renommieren, Drohen, Ausweichen; höchstens wurden Äcker und Baumpflanzungen verwüstet und Dörfer geplündert; geriet man aneinander, so gab es eine Zuffa, in der kaum ein Mann und manchmal nur ein Pferd fiel und man sich höchstens einige Beute abjagte.

Cosimo hatte ein Bündnis mit den Venetianern und dem Papst (Eugen dem Vierten, der immer noch in Florenz verweilte und erst 1443 nach Rom zurückkehrte) erneut. Es war gegen Mailand gerichtet, und 1440 gelang es den Florentinern wirklich einmal, die Mailänder unter Piccinino auf der Brücke von Anghiari unweit Borgo S. Sepolcro zu schlagen, in einem Reiterkampf, der später durch den Karton des Lionardo da Vinci berühmt geworden ist. Im nächsten Jahre wurde Friede gemacht. Als dann der Sforza 1450 Herzog von Mailand geworden war, schloß sich Cosimo an ihn gegen Venedig an, und er hatte die Genugtuung, daß die Venetianer, die früher an seiner Seite Glück gehabt hatten, diesmal unglücklich kämpften. Der Krieg nahm 1452 seinen Anfang; der Sforza stand gegen Venedig, des Königs Alfons von Neapel Sohn Ferrante fiel in Toscana ein. Zu nennenswerten Taten kam es freilich nicht, und unter dem Eindruck einer drohenden allgemeinen Gefahr — Konstantinopel war in die Hände der Türken gefallen — vermittelte der Papst 1454 zwischen den kriegsmüden Parteien einen Frieden, den der König und Venedig schon deswegen annahmen, weil Cosimo sie durch sein Bankhaus in Geldverlegenheiten gebracht hatte.

Die letzten zehn Jahre Cosimos verliefen friedlich. In der Führung der auswärtigen Politik war er mit Ehren bestanden, wiewohl er dem Staatsgebiet nur Borgo S. Sepolcro und einige kleine Landschaften zugebracht hatte. Es kränkte ihn, daß die Florentiner in dem ersten Kriege nicht Lucca hatten gewinnen können, so nahe sie daran gewesen waren; damals hatte der Sforza aus Rücksicht auf seinen künftigen Schwiegervater, den Herzog von Mailand, sie im Stiche gelassen und sie gezwungen, mit Lucca Frieden zu schließen (1438). Wenn er selbst einmal Herzog von Mailand sei, wolle er es ihnen erobern. Aber dieses Versprechen löste er niemals ein, und nun fühlte sich Cosimo von seinem alten Freunde bitter getäuscht. Das oft begehrte Lucca aber blieb für alle Zeit eine freie Stadt.

Cosimo war alt geworden. Die innere Regierung hatte ihm keine Schwierigkeit gemacht, immer hatte er die außerordentlichen Vollmachten erhalten, die er brauchte, bis 1455 war sechsmal eine Balia auf fünf Jahre eingesetzt, deren letzte nun zu Ende ging. Da traf er auf Widerstand bei seinen eignen Parteigenossen, die durch die Herstellung der frühern, demokratischen Verfassung zu gewinnen dachten. Er zog sich zurück und ließ sie ihre Erfahrungen mit dem Volke machen, bis sie in ihren Hoffnungen getäuscht ihn angehn mußten, daß er ihnen zur Einsetzung einer neuen Balia helfe. Das war nicht mehr so leicht auszuführen: ohne des Volkes Willen, erklärte Cosimo, würde er nichts tun; zum mindesten wolle er jetzt nicht die Verantwortung für eine Sache, die auch mißlingen könne, auf sich nehmen. Er überließ es also dem verwegnen Luca Pitti, als Gonfalonier im August 1458 durch Drohungen und Gewaltmaßregeln vom Volke eine Balia zu er-

zwingen. Der regierte nun Florenz streng und scharf wie ein Tyrann; wer etwas gelten wollte, mußte seine Gunst gewinnen und ihm zu Gefallen handeln. Reiche Bürger, Korporationen und ganze Gemeinden drängten sich an ihn mit Geschenken und Beisteuern zu dem Königsschloß, das er sich nach Brunelleschis Plänen jenseits des Arno errichten ließ, und das den Palast der Medici überragen sollte. Er und seine Anhänger verwandten die Machtmittel und die Gelder des Staats zu eignem Nutzen, während Cosimo von seinem Vermögen immer andern gegeben und vor allem zur Verschönerung der Stadt beigetragen hatte wie keiner vor und nach ihm. Nun seufzten seine Mitbürger unter einer Zwingherrschaft, die von Jahr zu Jahr unerträglicher wurde, und konnten zurück denken, wie anders sie es früher gehabt hatten. Er mochte nicht mehr eingreifen, aber sein persönliches Ansehen war unvermindert, sein ganzes Leben schien eine Summe von Licht und Glück und Güte.

Zweierlei rechneten ihm die Florentiner früher und später zum höchsten Ruhme an: daß er als „Mann ohne Waffen" den Staat fest in der Hand hielt, und daß er bei fürstlicher Macht das bescheidne Leben eines Privatmanns führte. Vom Vater gegen seine Neigung zum Geschäftsmann bestimmt und erzogen, konnte er als erster Bankier seiner Zeit mit den Geldmitteln seines Hauses in die allgemeine Politik der italienischen Staaten erfolgreich eingreifen; die Aufgaben des Regenten entwickelten sich für ihn aus den Grundsätzen seines Privatgeschäfts, wie er sie aber angriff, kühn und groß, das ist einzig und ohne Beispiel in der Geschichte der Beziehungen zwischen Privatkapital und hoher Politik. — Mehr innere Befriedigung hat es ihm wahrscheinlich gewährt, daß er vielen Familien, die sich an seinen glücklich geführten Unternehmungen beteiligen wollten, zur Vermehrung ihrer Güter helfen konnte, daß es mit sein Werk war, wenn in diesem Zeitraum die Stadt reicher wurde, ihr Handel sich ausdehnte, Handwerk und Kunst wuchsen und blühten. Hätte er keine öffentlichen Pflichten gehabt und bloß seinen Wünschen leben dürfen, so hätte es ihn sicher ganz hingezogen zu den Beschäftigungen, die er sich jetzt nur zur Erholung gönnen konnte. Zu einem Konzil beider Kirchen, das von Eugen dem Vierten 1438 nach Ferrara ausgeschrieben und gleich darauf nach Florenz verlegt war, hatten sich Hunderte von Orientalen eingefunden, darunter der byzantinische Kaiser und der Patriarch mit prächtigem Gefolge. Da gab es viel zu sehen, und man hörte die Sprache der Griechen reden, erlesene Männer aber sammelten sich um einen beredten Erklärer Platos, der nun zum erstenmal dem Abendlande nahe gebracht wurde. Der fünfzigjährige Cosimo empfing aus diesen Anregungen, die er mit dem Eifer des Autodidakten in sich aufnahm, für sein inneres Leben eine neue Richtung, philosophische Disputationen wurden nun seine liebsten Unterhaltungen, und um ihn vereinigte sich ein Kreis gleichdenkender Freunde zu einer Platonischen Akademie, aus der bald sein junger Schützling Marsilio Ficino mit ernsten wissenschaftlichen Leistungen hervorging.

So kommen wir auf Cosimos Büchersammeln, seine eine Leidenschaft; die andre war das Bauen. Jene war die edlere, eine selbstlos im stillen schaffende Freude, ohne den Prunk, den die andre vor aller Augen stellte.

Es handelte sich nicht etwa um Druckwerke, die man beliebig hätte kaufen können, sondern um Handschriften, die nur einmal da waren, literarische Individuen also, die man deswegen und um ihrer künstlerischen Ausführung willen im Zeitalter der ersten Renaissance hoch über die Erzeugnisse der Druckereien stellte. Cosima kaufte ganze Sammlungen und einzelne Handschriften, wo sie immer seine Agenten auftreiben konnten; viele andre ließ er abschreiben unter der Leitung eines berühmten buchhändlerischen Unternehmers, des Vespasiano da Bisticci, der auch reizende Memoiren hinterlassen hat. So gründete er zwei Bibliotheken, die eine in S. Marco, die andre in der Badia bei Fiesole, beide sind heute mit der Laurenziana vereinigt, der spätern Bibliothek der Medizeer bei S. Lorenzo. Nachmals fand sein Enkel Lorenzo, daß seit 1434 bis 1471 von seiner Familie für Bauten, gute Werke und Steuern eine Summe verausgabt worden war, die nach heutigem Geldeswert etwa 32 Millionen Lire entsprechen würde; darin sind sechs Jahre Pieros und Lorenzos enthalten, alles andre kommt auf Cosimo.

Die Kunstpflege Cosimos unterscheidet sich von der seines vielseitigern und künstlerisch gebildetern Enkels einmal quantitativ durch den größern Aufwand, sodann in ihrer Art durch ihre Hauptrichtung auf das Kirchliche. Auf Anraten Eugens des Vierten begann er beizeiten auf diese Weise sein Gewissen zu erleichtern, das er durch mancherlei nicht auf ganz rechtlichem Wege zusammengebrachten Besitz beschwert fühlte. So reichte seine milde Hand und seine Beihilfe zu sichtbaren Werken der Frömmigkeit über Florenz hinaus und außerhalb Italiens in manche Stadt, die er selten aber niemals betreten hatte. Sein Vater Giovanni hatte bei der Neuerrichtung von S. Lorenzo zwei ihm persönlich nahe stehende Künstler zugezogen, den ältern Brunelleschi und den jüngern Donatello; dies Verhältnis setzte er fort, die Pfarrkirche der Medici war ja noch lange nicht vollendet. Dem Donatello gab er noch andre Aufträge, als Architekten verwandte er hauptsächlich Brunelleschis Nachfolger Michelozzo, der ursprünglich Goldschmiedbildhauer war. Dieser baute für ihn (seit der Rückkehr 1434) die Medizeerkapelle in S. Croce und das Kloster S. Marco, das er den Dominikanern anwies, und in dessen von Fra Angelico mit frommem Freskenschmuck bedeckten Mauern er manche Stunde stiller Meditation verbrachte. Von Michelozzo stammt auch der Familienpalast in der Stadt, Brunelleschis Pläne waren dem bescheidnen Bauherrn zu großartig gewesen, und nach Michelozzos Entwürfen wurde die Kapelle der Annunziata in der gleichnamigen Kirche seit 1448 aufgeführt. Wer ihm die Villa Careggi, seinen Lieblingssitz in den Bergen, wo er seine Tage beschloß, und die stattliche Badia unterhalb Fiesoles erbaute, wissen wir nicht. Von den bedeutendern Malern dieser Zeit zogen ihn Filippo Lippi und der liebliche Benozzo Gozzoli an, der ihm nach ganz zuletzt seine Hauskapelle im Palazzo Medici mit dem Zuge der heiligen drei Könige nach Bethlehem in Fresko ausmalen mußte. Die Kunst, die Cosima ins Leben rief, hat den großen, ernsten Zug der Zeit, den seine Künstler hatten, während sein weltlich gestimmter Enkel mit dem ganz persönlichen Geschmack des Liebhabers einzugreifen verstand und eigne Aufgaben stellte, die dann wieder der Ausdruck einer völlig veränderten Zeit geworden sind.

Von Cosimos zwei Söhnen war der jüngere, Giovanni, auf den der Vater größere Hoffnungen setzte, diesem in den Tod vorangegangen; Piero, der ältere, war brav und gut, aber wenig begabt und ein Schwächling von Körper. Er war nun schon achtundvierzig Jahre alt geworden und hatte immer unter seines Vaters Leitung gestanden. Als Erbe eines unübersehbaren, größtenteils in unsichern Krediten angelegten Vermögens war er auf die Hilfe eines ungetreuen Ratgebers angewiesen, des Diotisalvi Neroni, der die Verlegenheiten des Unselbständigen vielleicht für sich selbst, sicher aber im Interesse der noch immer vorhandnen Opposition auszunützen suchte. Cosimo hatte nie gefragt, wer seine Schuldner wären. Nun ließ Piero seine Guthaben eintreiben, brachte mehrere Familien zum Bankrott und machte sich unbeliebt und bei vielen verhaßt. Man rief nach Freiheit, nach Regierung durch ordentliche Magistrate, nach erlosten, nicht erwählten Prioren, und da die bestehende Balia zu Ende ging, so wollte man die Einsetzung einer neuen hindern. Piero gab nach. Zwei Brüder Soderini, Niccolò und Tommaso, hatten bisher zu den Medici gehalten, jetzt ließ sich Niccolò, als Gonfalonier für November und Dezember 1465, gegen Piero ausspielen; die Menge zeigte in demonstrativen Huldigungen, daß er und nicht Piero Herr der Stadt sei. Er, der Neroni, Agnolo Acciajuoli und Luca Pitti bildeten eine Verschwörung gegen den Machthaber. Sie bereiteten ihm in seiner auswärtigen Politik durch ihre Opposition Verlegenheit, als der Herzog Francesco Sforza von Mailand, Cosimos unzuverlässiger Freund, im März 1446 gestorben war und sein Sohn Galeazzo in Florenz um eine Anleihe nachsuchte, sofern das bisherige Bündnis Bestand haben sollte. Endlich beschlossen sie ihn, der krank auf seiner Villa in Careggi danieder lag, aus dem Wege zu räumen und sich mit Waffengewalt zu Herren der Stadt zu machen. Er war aber durch Verrat von ihrem Anschlag unterrichtet worden und kam ihnen zuvor. Im September 1466 trat ein Gonfalonier von seiner Partei ins Amt, der berief sofort das Volk und brachte eine neue Balia zustande, die alles nach den Wünschen der Medici regelte. Da die Verschwornen freiwillig in die Verbannung gingen, blieben Pieros mildem Sinne weitere Maßregeln erspart. Luca Pitti hatte sich beizeiten in Sicherheit gebracht. Er war von Piero durch Versprechungen gewonnen und ließ seine Genossen und die Freiheit, die er im Munde geführt hatte, im Stich. Dafür durfte er bleiben. Aber keiner grüßte ihn mehr, seine Freunde sagten sich von ihm los und forderten sogar gegebne Geschenke zurück, sein Haus war verödet, und nicht einmal die Arbeiter wollten weiter bauen an dem stolzen Palaste, der nun unvollendet blieb. Er war ein Mann ohne Ehre.

Piero sollte seines Sieges nicht froh werden, da die Verbannten teils in Rom an der Erschütterung seines Kredits arbeiteten, teils in Venedig zu einem Kriegszug gegen Florenz schürten, der den Sturz der Medici herbeiführen müsse; alsdann werde Venedig gegen den also geschwächten Herzog von Mailand freie Hand haben. In Venedig fanden die neuen Emigranten Rückhalt an einem einflußreichen Landsmann, dem Sohne des einst vor mehr als dreißig Jahren verbannten Palla Strozzi, Giovanni Francesco. Der hochgesinnte Palla, ein vielseitiger Geist von selbständigen und fruchtbringenden

Interessen, dessen Entfernung für Florenz ein Verlust war (er war es, der z. B. Donatello 1443 in Padua für den Ausbau und die Ausstattung der Tribuna des Santo gewann!), hatte vergebens die Hoffnung auf Rückkehr genährt; seine Verbannung wurde ihm nach Ablauf ihres Termins auf Cosimos Anlaß immer wieder verlängert, er war als Neunzigjähriger 1462 in Padua gestorben. Sein Sohn, der in Ferrara lebte, verfügte über ein großes Vermögen, und da er in Venedig eine Bank errichtet hatte, über einen noch weiter reichenden Kredit. Dem Dogen schien das Unternehmen aussichtsreich, und der alte Haudegen Colleoni (dessen Reiterdenkmal von Verrocchio vor der Kirche S. Giovanni e Paolo steht) sollte in das florentinische Gebiet einfallen. Piero hatte das Bündnis mit dem Herzog von Mailand und dem König von Neapel erneut. Die Heerhaufen standen einander gegenüber, es kam zu etlichen Scharmützeln und auch zu einem halbtägigen Treffen in der Nähe von Bologna (1467), aber die Hoffnungen der Verbannten auf eine allgemeine Erhebung gegen die Medici erwiesen sich als trügerisch, und so war einem ernsthaften Kriege der Nerv entzogen. Alle Parteien waren zufrieden, als der Papst Paul der Zweite nach kurzen Verhandlungen im nächsten Frühling einen Friedensschluß zustande brachte (1468).

Piero lebte nur noch ein Jahr, er lag meistens krank in seiner Villa Careggi. Er hatte noch ganz zuletzt die Freude, daß er den Florentinern zur Feier der Hochzeit seines Erstgebornen Lorenzo Feste geben konnte, wie sie ihnen bis dahin nicht geboten worden waren. Der alte Cosimo hatte seine zwei Söhne und zwei seiner Enkelinnen in florentinische Familien heiraten lassen; Piero gab seinem Nachfolger eine römische Prinzessin aus dem Hause der Orsini zur Gemahlin. Schon als die Verlobung im Werke war, hatte man ihm die hochfahrenden Aspirationen seines Hauses verdacht: das bürgerliche Florenz sei ihm zu gering, er bereite seiner Familie ein Fürstentum vor. Nun da die Prinzessin im Juni 1469 eingezogen war, dauerten die Festlichkeiten tagelang: Gastmähler, Bälle und Schauspiele mit antiken Kostümen folgten aufeinander, sogar eine wirkliche Reiterschlacht gab es, kein bloßes Turnier, und die regelrechte Eroberung einer Festung. So etwas konnte nur ein mächtiges Haus, dessen nunmehr vermählter Stammhalter zu großen Dingen bestimmt schien. Aber er war noch ein junges Blut, der spätere Magnifico,*) gut zwanzig Jahre alt, und er sollte vorerst noch durch schwere Prüfungen hindurchgehn.

*) Diese Titulatur, aus der erst eine viel spätere Zeit einen Beinamen für ihn gemacht hat, erhielt er bei Lebzeiten nur als Höflichkeitsanrede, wie sein Vater und sein Großvater, wie die nicht fürstlichen Beherrscher der italienischen Städte, die Condottieren und Gesandten und alle, die nichts höheres waren; nach ihm führte den Titel der jedesmalige Senior des Hauses, auch während die Medizeer verbannt waren, z. B. sein Sohn Giuliano am Hofe zu Urbino in Castigliones Cortigiano. Verliehen also ist Lorenzo der Beiname niemals, er hat ihn sich durch seine Prachtliebe und Verschwendung erst bei der Nachwelt gleichsam verdient.

(Schluß folgt)

Der Marquis von Marigny

Eine Emigrantengeschichte von Julius A. Haarhaus

(Fortsetzung)

3

Um die grauen Türme von St. Florin tanzten die Schneeflocken, als ob der Himmel beschlossen hätte, jeden Turmhelm, jeden Knauf, jeden Wasserspeier mit einer royalistischen Kokarde zu schmücken. Gegen die trotzigen Steinpfeiler der Moselbrücke donnerten die Eisschollen, schoben sich übereinander, zerbarsten und trieben dann als Opfer eines aussichtslosen Kampfes in Trümmern dem Rheine zu. Der Winter, dieser erbarmungslose Tyrann, der so gebieterisch Schweigen heischt, wo er erscheint, bei dessen Nahen die Vöglein verstummen und der Tritt des Wandrers lautlos wird, dessen Hauch das plätschernde Bächlein erstarren macht und die rauschenden Ströme in Fesseln schlägt, war gekommen, aber er hatte dem Lande jenseits der Vogesen die Ruhe nicht wiederzugeben vermocht. Aus den Wochen des Exils, von denen Marigny gesprochen hatte, waren Monate geworden, und nach dem, was das Koblenzer Intelligenzblatt über die Ereignisse in Paris berichtete, und was man gelegentlich aus Privatbriefen erfuhr, schien es nicht unmöglich, daß sich die Monate in Jahre verwandeln würden. Der Marquis, unfähig, sich mit den Tatsachen abzufinden, fuhr fort, sich über die Bedeutung der Geschehnisse zu täuschen und gab nunmehr der Hoffnung Ausdruck, die vom Winter vergebens erwartete Wiederherstellung der alten Ordnung werde mit Beginn der guten Jahreszeit ganz von selbst eintreten. Im übrigen hatte seine Auffassung der Lage nicht die geringste Änderung erfahren. Daß der die Nationalversammlung beherrschende Geist mit deren Übersiedlung nach Paris noch viel revolutionärer geworden war, verursachte dem alten Aristokraten ebensowenig Sorge, wie die Säkularisation der Kirchengüter, die Veräußerung der Staatsdomänen und die damit in Verbindung stehenden schwindelhaften Finanzoperationen. Woran er sich stieß, und was seine monarchischen Gefühle am heftigsten verletzte, waren nach wie vor geringfügige Äußerlichkeiten. Die Nachricht, man habe Ludwig verboten, sich bei seinen Erlassen der alten, von den französischen Königen seit Jahrhunderten gebrauchten Schlußphrase „denn dies ist unser Belieben" zu bedienen, traf Marigny wie der härteste Schlag und raubte ihm auf mehrere Tage den Appetit. Nur die Erwägung, daß er die Nationalversammlung ja als legitime Körperschaft anerkenne, wenn er ein Schreiben an sie richtete, verhinderte ihn, auf solche Weise gegen diesen Beschluß Protest zu erheben. Aber er konnte jetzt stundenlang in seinen Familienpapieren kramen, und wenn er hierbei auf ein Dokument stieß, daß das Lilienwappen trug, immer von neuem wieder die verschnörkelten Züge der Kanzleischrift lesen, bis ihm die Augen von den aufsteigenden Tränen trüb wurden, und die hohen dünnen Buchstaben des königlichen Namenszugs zu tanzen begannen und endlich langsam ineinanderflossen.

Die Küchenverhältnisse im „Englischen Gruß" hatten sich — und das tröstete den alten Herrn über manche andre Entbehrung und Enttäuschung — nicht unwesentlich gebessert, seit Marigny eines Tags in Beziehungen zu Herrn Schickhausen, dem kurfürstlichen Kapaunenstopfer — einem entfernten Verwandten der Wittib Haßlacher —, getreten war und durch ihn manche Bezugsquelle der Hof-

küche erfahren hatte. Bei solchen Konnexionen konnte es nicht fehlen, daß sich der Kurier, der allwöchentlich nach Mainz oder Köln reiste, um für Serenissimi Tafel Austern, Hummern und Seezungen zu holen, herabließ, gegen ein kleines Douceur auch die eine oder die andre Delikatesse für den Marquis mitzubringen. Es versteht sich von selbst, daß dieser auf die Zubereitung der so schwer errungnen Herrlichkeiten besondre Sorgfalt verwandte und an solchen Tagen Mutter Haßlachers Küche kaum verließ. Die Wirtin, die sich an den Anblick eines mit Schaumlöffeln und Spicknadeln hantierenden Edelmanns nachgerade gewöhnt hatte, wurde zum Danke für kleine Handreichungen allmählich in manches Geheimnis Marignyscher Kunst eingeweiht. Aber während der alte Herr sich dem Wahne hingab, daß er in der deutschen Kleinstadt eine Pflanzschule des verfeinerten Genusses begründe, die noch späte Geschlechter an den Aufenthalt eines Klassikers der Gourmandise in den Mauern von Koblenz gemahnen werde, erzählte Madame Haßlacher ihren Nachbarinnen und Gevatterinnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit, „ihr Franzose" zahle für das Quartier nur acht rheinische Gulden, mache sich dafür aber in der Küche nützlich und drehe stundenlang den Bratspieß.

Das Verhältnis des Marquis und seiner Tochter zu Henri von Villeroi war — äußerlich wenigstens — so geblieben wie vorher. Marigny war an den Verkehr mit dem jungen Freunde zu sehr gewöhnt, als daß er ohne weiteres darauf hätte verzichten können, obgleich er ihn seit jener Auseinandersetzung nicht ohne Mißtrauen betrachtete. Es war für den alten Aristokraten eine ausgemachte Sache, daß Henri vom Geiste der neuen Zeit angekränkelt sei, wenn er sich auch entschieden dagegen verwahrte, für einen Demokraten gehalten zu werden. Der Marquis begriff nicht, daß man ein Anhänger des Königs sein und dabei doch gewisse Forderungen des dritten Standes als berechtigt anerkennen könne; für ihn gab es zwischen dem bedingungslosen Royalisten und dem radikalen Revolutionär keine weitern Zwischenstufen.

Gar zu gern hätte er den Versuch gemacht, den jungen Edelmann zum politischen Glauben seiner Väter zurückzuführen, jedoch er fürchtete, daß jeder Widerspruch ihn nur in seinen Gesinnungen bestärken würde, traute sich selbst auch wohl kein ausreichendes Maß von Beredsamkeit und geistiger Gewandtheit zu, einen solchen Kampf mit einiger Aussicht auf Erfolg wagen zu dürfen. Er tröstete sich, so gut es gehn wollte, mit der Hoffnung auf den günstigen Einfluß der von revolutionären Miasmen völlig freien Koblenzer Luft und versprach sich nicht zuletzt auch von dem Verkehr Henris mit guten Royalisten, zu denen er sich natürlich selbst an erster Stelle rechnete, die heilsamste Einwirkung auf den vom rechten Weg abgeirrten Freund.

Villeroi seinerseits vermied geflissentlich alles, was eine Verschärfung der Gegensätze hätte herbeiführen können. Er verstand, daß sich sein alter Gönner nie zu seiner eignen Auffassung der Verhältnisse bekehren werde, und nahm sich vor, um jeden Preis ähnliche Auseinandersetzungen wie die bei seinem ersten Besuch im „Englischen Gruß" zu verhindern. Diese Rücksicht glaubte er nicht nur dem Marquis, der ihm stets ein väterlicher Freund gewesen war, sondern ganz besonders auch dem geliebten Mädchen schuldig zu sein. Aber bei diesen guten Vorsätzen hatte er nicht mit seinem heißen Blute gerechnet.

Man war stillschweigend übereingekommen, politische Gespräche auf die gegenseitige Mitteilung der neu eingetroffnen Nachrichten aus der Heimat zu beschränken, sich jedoch aller weitern Erörterungen über die Ereignisse zu enthalten.

So war man genötigt, um nur die Unterhaltung einigermaßen in Fluß zu halten, sich mit den nächstliegenden Dingen zu beschäftigen, denen man unter andern Umständen kaum eine besondre Beachtung gezollt haben würde. In diesem seichten Wasser fand sich der Marquis am leichtesten zurecht. Wenn ihm der weite und klare Blick für die Phänomene am politischen Horizont auch versagt war, so verfügte er, wie alle Kurzsichtigen, über ein desto schärferes Auge für die kleinen und

meist auch recht geringfügigen Einzelheiten seiner nächsten Umgebung. Über das Leben und Treiben seiner emigrierten Landsleute, deren Zahl sich mit jeder Woche vergrößerte, wußte er weit genauer Bescheid als die bezahlten Spione der Revolution, die als Lakaien oder Haarkräusler die kontrarevolutionären Pläne der Flüchtlinge auszukundschaften suchten. Dazu kam, daß ihn Madame Haßlacher über den Koblenzer Stadtklatsch auf dem Laufenden hielt, der denn in seiner relativen Harmlosigkeit dem an die mehr als pikanten Geschichten des Trianons und des Palais Royal gewöhnten Franzosen etwa so mundete, wie eine Walderdbeere dem von Ananas und Bananen übersättigten Gaumen eines Schleckers.

Marguerite und Villeroi, die, beide von Natur ernster als Marigny, an all diesen Nichtigkeiten wenig Gefallen fanden, waren nie glücklicher, als wenn sie den alten Herrn in der Küche wußten. Kein Mensch, der die beiden, wie sie in solchen Stunden beisammensaßen, beobachtet hätte, würde in ihnen ein Liebespaar der leichtfertigsten Nation und des leichtfertigsten Jahrhunderts vermutet haben. Der Ernst der Zeit und die nahezu hoffnungslosen Aussichten für die Zukunft hatten dem Bunde der jungen Herzen eine Weihe gegeben, die ihn festigte, aber ihm auch den poetischen Hauch raubte, ohne den wir uns den Brautstand — und am allerwenigsten den geheim gehaltnen — nicht recht vorzustellen vermögen.

In einem Punkte freilich täuschten sich die Liebenden, in ihrer Annahme nämlich, der Vater habe die große Wandlung, die mit den ehemaligen Spielgefährten vorgegangen war, nicht bemerkt. Der Marquis hätte blind sein müssen, wenn er all die zarten Aufmerksamkeiten, die Henri dem Mädchen erwies, und die schlecht verhehlte Ungeduld, mit der Marguerite den jungen Edelmann, wenn er einmal länger als gewöhnlich ausblieb, erwartete, nicht ihrem wahren Wesen nach erkannt hätte. Aber er ließ sich nichts merken — einmal aus persönlicher Bequemlichkeit, weil er sich davor scheute, Henri über das Aussichtslose seiner Bemühungen aufzuklären, und zum andern, weil er der Tochter das unschädliche Divertissement von Herzen gönnte. Sie kannte ja, so glaubte er, nie und nimmer an eine Verbindung mit dem gänzlich mittellosen Freunde denken. Und wenn dann erst ein annehmbarer Freier erschiene, mußte der Verkehr mit dem Jugendgespielen ja ohnehin aufhören. Also weshalb die beiden jungen Menschen in ihrem harmlosen Vergnügen stören? Zumal hier in der Fremde, wo man sich in den zwanglosen Formen des Landaufenthalts aber des Feldlagers bewegen durfte! Nein, der Marquis war kein Barbar; leben und leben lassen war von jeher seine Devise gewesen, und diesen Grundsatz wollte er auch in seiner Häuslichkeit befolgt wissen, unter der Voraussetzung natürlich, daß dabei das Dekorum nach außen hin auf das strengste gewahrt blieb, und daß seine eignen Absichten nicht durchkreuzt wurden.

An einem Spätnachmittag des Januars saßen Marigny, seine Tochter und Villerai wieder einmal zusammen. Der Marquis, der sich nach langen vergeblichen Bemühungen endlich Zutritt bei Hofe verschafft hatte und an einem der vorhergegangnen Tage vom Kurfürsten zur Tafel gezogen worden war, konnte sich nicht genug darin tun, die Hofgesellschaft von Serenissimus bis hinab zum Türsteher in seiner sarkastischen Weise zu schildern und die genossene Gastfreundschaft mit der Überlegenheit des an den Glanz des Versailler Hofes gewöhnten Mannes zu kritisieren. Er fand die Einrichtung des Schlosses ärmlich, das Tafelsilber nicht massiv genug, die Wachskerzen zu dünn, dafür aber die Hofdamen der Prinzessin Kunigunde, der Schwester des Kurfürsten, zu dick, die Toiletten der Damen nicht nach der neusten Mode, die Herren schlecht frisiert, meinte, Clemens Wenzeslaus sei gegen die italienischen Sängerinnen seiner Hofkapelle zu leutselig, gegen seine französischen Gäste jedoch zu zurückhaltend gewesen, beklagte sich, daß man den Pontac zu kalt, den Rheinwein zu warm und die Straßburger Schnecken ohne Kräutersauce serviert habe, und ließ an der ganzen Festlichkeit nur die Tafelaufsätze aus sächsischem Porzellan und die Instrumente der Hoboisten gelten, von denen man ihm gesagt haben mochte, daß sie aus Paris bezogen worden seien.

Als er die Wahrnehmung machte, daß Henri und Marguerite seinem Berichte nur geteilte Aufmerksamkeit schenkten, brach er die Erzählung mit deutlichen Anzeichen der Verstimmung ab, trat an das Fenster, trommelte auf die Scheiben und trällerte die Arie aus Gretrys „Richard Löwenherz" vor sich hin, die seit dem Feste der Garden zu einer Art von Nationalhymne der Royalisten geworden war: „O Richard, o mein König, ob dich die Welt verläßt, ich bleib dir treu!"

Villeroi wußte den alten Herrn jedoch bald wieder einigermaßen zu versöhnen, indem er sich erbot, eine Partie Schach mit ihm zu spielen, wozu der Marquis jederzeit mit Freuden bereit war, obgleich er in der Regel dabei verlor.

Marguerite, froh, das drohende Unwetter vorüberziehn zu sehen, holte mit großer Dienstbeflissenheit das Schachbrett herbei und stellte selbst die zierlichen Elfenbeinfigürchen auf. Dabei hatte sie das Mißgeschick, den weißen König fallen zu lassen, sodaß er von der polierten Tischplatte hinabrollte. Das Mädchen wollte sich nach der Figur bücken, jedoch Henri kam ihr zuvor, hielt sie mit vorgestrecktem Arme zurück und fuhr dann hastig unter den Tisch. Unglücklicherweise hatte er nicht bemerkt, daß die Figur, die vollrund geschnitzte Statuette eines Phantasiekönigs, auf den unebnen Dielen weitergerollt war und nun unmittelbar vor seinem Fuße lag. Er trat darauf, griff danach und brachte einen König ohne Kopf und Krone zum Vorschein!

Das war ein Schade, den ein geschickter Drechsler oder Bildschnitzer ohne Schwierigkeit heilen konnte, denn der Bruch war glatt von statten gegangen, und so ließ sich durch Einfügung einer kleinen Schraube das gekrönte Köpfchen fester auf den Schultern anbringen, als es dort bisher gesessen hatte. Aber Marigny, vom Geiste Voltaires und Rousseaus noch unberührt, neigte dazu, in solchen geringfügigen und natürlichen Zufälligkeiten Vorbedeutungen zu sehen, die seine Stimmung gewöhnlich auf das ungünstigste beeinflußten. Er sagte zwar kein Wort; an seinen zusammengekniffnen Lippen und den seltsam zuckenden Fingern ließ sich jedoch deutlich genug erkennen, wie unangenehm ihn das Geschehene berührte, und wie schwer es ihm wurde, seine Gefühle hinter der gleichgiltigen Maske des Weltmanns zu verbergen.

Henri kam auf den unglückseligen Gedanken, sich und dem Partner durch einen Scherz über die fatale Situation hinweghelfen zu wollen, und so sagte er, indem er das enthauptete Figürchen vorwies: Was meinen Sie, Herr Marquis, ein König ohne Kopf, das wäre etwas nach dem Geschmacke des Grafen Mirabeau?

Der Marquis erwiderte nichts, aber seine Hände umklammerten krampfhaft die Armlehnen des Sessels. Marguerite bemerkte, als sie das Licht vom Kaminsimse nahm und neben das Schachbrett stellte, wie das Antlitz des Vaters sich gerötet hatte — stärker als nach der anstrengendsten Tätigkeit am Herde oder nach dem Genusse erlesener Tafelfreuden.

Villeroi, dessen Auge schon auf den Figuren ruhte, ahnte nicht, was er mit seiner so harmlos gemeinten Äußerung angerichtet hatte. Mit der Ruhe, die nur ein gutes Gewissen zu verleihen vermag, sagte er zu seinem Partner gewandt: Sie haben anzuziehn, Herr Marquis, das letzte mal, als Sie verloren, hatte ich die Partie begonnen.

Die Unbefangenheit Henris schien den Zorn des alten Herrn zu entwaffnen. Er rückte noch eine Weile mit dem Sessel hin und her, als ob bei diesem Spiele die Entscheidung von einem möglichst bequemen und sichern Sitz abhinge, und machte, ohne lange zu überlegen, den ersten Zug. Bald merkte Villeroi, daß sein Gegner heute ganz mechanisch spielte, daß er planlos zog und keine seiner Figuren genügend deckte. Schon nach wenig Minuten waren drei der weißen Offiziere außer Spiel gesetzt.

Jetzt war es Henri, der siegesgewiß und selbstvergessen die bewußte Arie aus „Richard Löwenherz" zu summen begann und nicht wenig erschrak, als Marigny in barschem Tone die Frage an ihn richtete:

Soll hier musiziert oder Schach gespielt werden?

Er entschuldigte sich mit einigen nicht gerade glücklich gewählten Redensarten, deren Wirkung überdies noch dadurch beeinträchtigt werden mochte, daß er in demselben Augenblicke Marignys Dame schlug. Damit war das Spiel für den Marquis aussichtslos geworden. Sein Partner glaubte es dem alten Herrn schuldig zu sein, ihn über die unvermeidliche Niederlage zu trösten.

Ich durchschaue Ihre Absicht, sagte er lachend, Sie entäußern sich Ihrer Figuren, um den König fremden Einflüssen zu entziehn und mir dann den Beweis zu liefern, daß ein Autokrat von rechtem Schrot und Korn zum Regieren weder eines eignen Kopfes noch der Köpfe seiner Ratgeber bedarf.

Das war der Tropfen, der das Gefäß Marignyscher Langmut zum Überlaufen brachte. Der Alte sprang empor, fegte mit einer einzigen Handbewegung das Schachbrett samt den Figuren vom Tisch, riß sich, als sei er dem Ersticken nahe, die Halsbinde ab und rief: Jetzt ists genug! Kein Wort mehr! Ich muß Sie ersuchen, mich wenigstens in meiner eignen Behausung mit Ihren Kränkungen zu verschonen. Wenn Sie revolutionäre Reden halten wollen, so gehn Sie doch nach Paris und lassen Sie sich durch Ihre Gesinnungsgenossen, die Herren Lameth, Duport und Barnave, in die Nationalversammlung einführen. Dort werden Sie an Ihrem Platze sein. Oder noch besser, ziehn Sie mit dem Pöbel vor die Tuilerien, den besten aller Fürsten zu verhöhnen; ich bin überzeugt, Sie dürften ein dankbares Publikum finden. Aber hier in meiner Wohnung dulde ich nicht, daß man die geheiligte Person Ludwigs mit Schmutz bewirft. Lange genug habe ich geschwiegen. Ich konnte nicht glauben, daß es eine Viper war, die ich an meinem Busen genährt hatte. Ich hätte es ahnen können. Der Geist der Widersetzlichkeit ist Ihr böser Dämon gewesen von Ihrer frühesten Jugend an, ihm haben Sie es zu danken, daß man Sie aus Ihrem Regiment ausstieß —

Herr Marquis! rief Henri jetzt auffahrend, sagen Sie alles, was Ihnen in den Sinn kommt, aber sagen Sie das nicht! Man hat mich nicht aus dem Regiment ausgestoßen, ich habe vielmehr aus eignem Antriebe meinen Abschied genommen!

Weil Sie Ihrer Ausstoßung zuvorkommen wollten, weil Sie wußten, daß Ihr Maß voll war —

Mag sein, gab Henri zurück, aber das berechtigt Sie nicht, die Tatsachen zu entstellen. Man soll auch im Zorne nichts Unwahres reden.

Wollen Sie mich der Lüge zeihen? Sie — dessen ganzes Dasein eine Lüge ist?

Mein ganzes Dasein eine Lüge? Was heißt das?

Villeroi hatte sich erhoben und stand dem Marquis Auge in Auge gegenüber. Nur der Tisch trennte als schmale Schranke die Streitenden. Da fühlte der junge Edelmann, wie sich zwei Hände auf seine Schultern legten und ihn mit sanftem Druck auf seinen Sitz niederzuzwingen versuchten.

Marguerite, geh hinaus! Laß uns allein! schrie der Marquis, über die Einmischung der Tochter jetzt noch mehr aufgebracht als über den Widerstand Henris.

Nein, gab das Mädchen mit großer Bestimmtheit zurück, ich bleibe. Die Parteien sind allzu ungleich. Die Jugend und der Starrsinn unsers Freundes sind ein paar Anwälte, die sich mit der Erfahrung der reifern Jahre und der Kunst der Selbstbeherrschung, die Ihnen, mein Vater, zu Gebote stehn, nicht messen können. Da halte ich es für meine Pflicht, ihm ein wenig von meiner Ruhe mitzuteilen. Und ihre Hände blieben auf Villerois Schultern liegen. Aber von der beruhigenden Wirkung dieser Maßnahme war wenig zu spüren.

Sie sind mir noch eine Aufklärung darüber schuldig, weshalb mein Dasein eine Lüge sei, sagte er mit blitzenden Augen.

Weil Sie ein andrer sind, als Sie zu sein vorgeben. Sie spielen den Aristokraten und sind dabei ein Revolutionär. Wären Sie ehrlich, so trügen Sie auf

Ihrem Hute die dreifarbige Kokarde. Dann wäre man vor Ihnen gewarnt und könnte Sie vielleicht noch als einen Mann, der aus seiner Überzeugung kein Hehl macht, achten.

Sie widersprechen sich selbst, Herr Marquis. Eben weil ich aus meiner Überzeugung kein Hehl mache, glauben Sie mich mit Vorwürfen überhäufen zu dürfen. Sie kennen und respektieren nur eine Überzeugung, und das ist die Ihrige. Sie müssen sie teuer erkauft haben, so teuer, daß es Ihnen der Mühe wert schien, sie so schnell wie möglich in Sicherheit zu bringen.

Wollen Sie mir vorwerfen, daß ich Frankreich verlassen habe?

Vorwerfen? Wie käme ich dazu, ich, der ich doch dasselbe getan habe?

Nun also! Auch Sie sind geflohen. Es ist gut, daß Sie es zugeben!

Geflohen? Herr Marquis, Sie widersprechen sich schon wieder. Vor wem hätte ich fliehen sollen, der ich nach Ihrer Ansicht doch ein Revolutionär bin? Etwa vor Barnave, vor Lameth oder vor Duport, den Herren, die Sie meine Gesinnungsgenossen zu nennen beliebten?

Gut. Ich will annehmen, daß Sie die Wahrheit sagen. Sie sind also nicht geflohen. Natürlich. Weshalb hätten Sie auch fliehen sollen! Sie sind mithin aus einem andern Grunde hier. Soll ich Ihnen diesen Grund nennen?

Wenn Sie durchaus wiederholen wollen, was ich Ihnen bei meiner Ankunft sagte —

Sie sind nicht zum Vergnügen hier —

Wie mans nimmt. Ich hatte allerdings nicht darauf gerechnet, so wenig vergnügliche Stunden hier zu verleben.

Man hat Sie hierher gesandt —

Wer?

Ihre Freunde. Die Leute, deren Gesinnungsgenosse Sie sind. Sie sind ein Spion des Untersuchungsausschusses —

Herr Marquis!

Schweigen Sie, Villeroi — unterbrechen Sie mich nicht! Sie sind der Judas, der uns den Schergen der Revolution verrät. Darf ich fragen, wieviel man Ihnen für jede Nachricht aus Koblenz bezahlt? Wie viele Silberlinge Ihnen jeder aufgefangne Brief, jedes arglos ausgesprochne Wort einbringt? Erhalten Sie bares Geld oder Assignaten für Ihre Bemühungen?

Jetzt riß sich Henri aus Marguerites Händen los und stürzte zu der Fensternische, in die er seinen Degen zu stellen pflegte. Aber das Mädchen, seine Absicht erratend, kam ihm zuvor und rang mit ihm um die Waffe. Es gelang ihr zwar nicht, sie ihm zu entwinden, aber einer glücklichen Eingebung folgend faßte sie den Degen zugleich am Gefäß und an der Spitze und bog ihn so kräftig, daß der Stahl in der Scheide zerbrach. In diesem Augenblick zog der junge Edelmann vom Leder und trat — mit halber Klinge — vor Marigny hin.

Dieser hatte die kurze Frist nicht unbenutzt gelassen und sich eines Hirschfängers bemächtigt. Diese Waffe mit ausgestrecktem Arme dem Gegner entgegenhaltend suchte er mit dem Rücken Deckung an der Wand zu gewinnen. Der alte Herr war im Grunde kein Freund vom Blutvergießen, am allerwenigsten aber von Zweikämpfen, bei denen er selbst eine der Parteien zu sein hatte. Es kam ihm deshalb gar nicht unerwünscht, daß Marguerite, die den Geliebten wehrlos sah, sich vor ihm, dem Vater, auf die Kniee warf und ihn beschwor, das Leben Villerois zu schonen. Der Anblick des Degens in Henris Hand hatte Marignys Blut gewaltig abgekühlt. Daß die Klinge zerbrochen war, bemerkte er bei dem flackernden Kerzenlicht erst jetzt. So kehrte denn mit der Besonnenheit auch der Mut des Marquis zurück, und mit dem Mut kam die Erkenntnis, es sei an der Zeit, einzulenken und die Situation nach Möglichkeit auszunutzen.

Zunächst hieß er die Tochter sich erheben — eine Weisung, der das Mädchen, das in des Vaters Zügen seine Friedensbereitschaft gelesen haben mochte, wider

Erwarten schnell nachkam. Dann steckte er den Hirschfänger wieder in die Scheide, mit der gravitätischen Bewegung etwa, wie sie den römischen Feldherren der Oper eigen ist, wenn die besiegten Feinde, um Gnade bittend, zu ihren Füßen liegen. Aber er hatte übersehen, daß er kein siegreicher Feldherr, und daß Villeroi kein gedemütigter Feind war. Seine Absicht, in einer wohlgesetzten Rede Amnestie zu proklamieren, wurde durch den Gegner selbst vereitelt.

Henri warf ihm nämlich die halbe Degenklinge mit höhnischem Lachen vor die Füße, wandte sich auf dem Absatze um, griff nach seinem Hute und schritt zur Tür. Aber Marguerite, von dem Gedanken beseelt, sie müsse verhüten, daß der Bruch zwischen dem Vater und dem Geliebten unheilbar würde, was bei dem Starrsinn der beiden Männer sicherlich eintreten werde, wenn sie sich jetzt unversöhnt trennten, versuchte Villeroi zurückzuhalten, indem sie ihn mit ihren Armen umklammerte und ihn bat, noch eine Minute — ihr zuliebe — zu bleiben.

Der junge Edelmann leistete nur geringen Widerstand, er mochte selbst einsehen, was für Folgen der beabsichtigte Schritt haben müsse, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er in seinem Entschlusse, das Gemach ohne Gruß zu verlassen, wankend geworden. Aber das Schicksal schien nun einmal beschlossen zu haben, eine endgiltige Entfremdung zwischen zwei Menschen, die sich jahrelang herzlich zugetan gewesen waren, herbeizuführen.

Der Marquis sah in diesem Augenblicke nichts als das bekümmerte Antlitz seiner Tochter. Da kam ihm zum Bewußtsein, daß der Mann dort, der ihn eben noch mit der blanken Waffe bedroht, ihm auch das Teuerste, was er gehabt hatte, das Vertrauen und die kindliche Liebe Marguerites, geraubt habe.

Um den Wehrlosen zu retten, war das kühle, stolze Mädchen, das bis zu dieser Stunde noch niemals eine Bitte ausgesprochen hatte, mit erhobnen Händen auf die Kniee gesunken! Ihm, dem Freunde, nicht dem Vater, galt ihre Sorge; die Angst, ihn verlieren zu können, trieb sie von einer Selbsterniedrigung zur andern. Das war mehr als freundschaftliche Zuneigung, das war auch mehr als eine flüchtige Laune des Herzens, das war die Liebe selbst, die vor keiner irdischen Schranke zurückschreckt, die Entbehrung und Elend nicht scheut und Schande und Tod nicht fürchtet.

Und zu der Abneigung gegen den politischen Ketzer, zu dem Haß gegen den Mann, der sich zwischen ihn und seine Tochter gedrängt hatte, gesellte sich in Marignys Innerm noch der alte Familienhochmut seines Hauses, das seit Menschengedenken mit mühsam verhehlter Verachtung auf die armen Nachbarn hinabgeschaut hatte. Dieses ewig mit dem Hunger kämpfenden verabschiedeten Offiziers wegen sollten die Luftschlösser in Trümmer sinken, die sich der Marquis in stillen Stunden erbaut hatte — jetzt, wo er sich der Verwirklichung seiner Hoffnungen näher als je gewähnt hatte! Was nützte es nun, daß tagtäglich die Söhne der erlauchtesten Geschlechter Frankreichs eintrafen, daß an der Wirtstafel in den „Drei Reichskronen“ nie weniger als fünf Herzöge, zweiundzwanzig Grafen und an die dreißig Marquis saßen, wenn die unselige Liebe zu Villeroi in Marguerites Herz jede Spur von Ehrgeiz erstickt hatte?

Aber gottlob! So weit war es doch noch nicht gekommen! Noch konnte der Vater ein Machtwort sprechen. Wenn in dieser tollen Zeit auch unglaubliche Dinge geschahn, wenn Minister ihren König, Kinder ihre Eltern, Diener ihre Herren verrieten, er, der Marquis von Marigny, durfte des Gehorsams seiner Tochter gewiß sein. Die frommen Schwestern von Sainte-Madeleine standen nicht umsonst in dem Rufe, den eignen Willen in den Seelen ihrer Zöglinge zu töten und gefügige Töchter heranzubilden. Bei Marguerite konnte es sich nur um einen Rückfall in den Trotz der Kinderjahre handeln, aber diesen Trotz wollte der Vater schon zu bezwingen wissen. Es würde ohne einige Tränen nicht abgehn, das ließ sich natürlich nicht vermeiden, jedoch der Marquis entsann sich, daß solche Tränen schnell zu versiegen pflegten.

Jetzt kam es vor allem darauf an, sich des jungen Edelmanns für immer zu entledigen. Es war schade um ihn, er war bisher ein angenehmer Gesellschafter gewesen, er verstand zu reiten und zu schießen wie kein andrer, er konnte erzählen, und was weit schwieriger ist, zuhören und wußte die Werke zu schätzen, die aus den Töpfen, Bratpfannen und Pastetenformen des Marignyschen Laboratoriums hervorgingen. Aber was half das alles, wenn der Mann Revolutionär war und überdies die Frechheit hatte, Ansprüche auf Herz und Hand der Tochter eines Gönners zu erheben? Hier gab es keine Wahl, keinen Ausweg. Schade um ihn, aber: fort mit ihm!

Und der alte Herr richtete sich in seiner ganzen Höhe auf, legte den Hirschfänger auf den Tisch und sagte, als ob er sich jetzt erst wieder des Vorgefallnen erinnere: Sie sind noch hier, Herr von Villeroi? Ich dächte, wir hätten uns nichts mehr zu sagen. Was mich betrifft, so will ich das Geschehene zu vergessen versuchen, das wird für uns beide das beste sein. Ich rechne darauf, daß Sie alles vermeiden werden, was mir diesen Tag in das Gedächtnis zurückrufen könnte. Unsre Wege trennen sich für immer, ich will und kann Sie nicht halten. Leben Sie wohl und gedenken Sie der Warnungen eines Mannes, der Ihnen ein väterlicher Freund war, und dem nichts übrig bleibt, als Ihre Verirrungen zu beklagen.

Henri wandte sich mit einer leichten Verneigung der Tür zu. Seine Hand lag schon auf der Klinke, da schrie Marguerite auf: Vater, Vater, lassen Sie ihn nicht so fortgehn! Sie sind es, der die Schuld an diesem Auftritt trägt. Sie haben ihn tödlich beleidigt. War es ein Verbrechen, daß er zum Degen griff? Halten Sie ihn zurück, wenn Ihnen am Lebensglück Ihrer Tochter gelegen ist!

Schweig, Marguerite! Dieser Herr ist für dich ein Fremder geworden! Und daß du seinen Namen nie mehr vor mir aussprichst! Hörst du, nie mehr! Sonst sollst du die Hand deines Vaters fühlen lernen!

Marguerite, begann Henri mit bewegter Stimme, dein Vater hat Recht, du mußt dich seinem Willen fügen. Du bist ja seine Tochter. Und ich möchte dich vor Kränkungen bewahrt wissen. Laß uns unsre Hoffnungen in ein gemeinsames Grab bestatten. Unser Traum war zu schön, als daß er zur Wirklichkeit hätte werden können. Leb wohl!

Er beugte sich auf Marguerites Hand und küßte sie.

Dann verließ er festen Schrittes und ohne den Marquis noch eines Blickes zu würdigen, das Gemach. Er war noch nicht auf dem zweiten Absatz der Treppe angelangt, als er einen gellenden Schrei vernahm. Gleich darauf riß jemand oben die Tür auf. Es war Marigny, der über den Vorsaal rannte und mit dem Ausdrucke ratiosen Schreckens nach Madame Haßlacher rief.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Moritz Lazarus. Der am 13. April dieses Jahres in Meran gestorbne, am 15. September 1824 in Filehne (Provinz Posen) geborne Psychologe Moritz Lazarus verdient ein Blatt der Erinnerung hauptsächlich deswegen, weil er es ist, der Wort und Begriff der Völkerpsychologie, die uns jetzt so geläufig ist, geschaffen hat („Deutsches Museum“ 1851 S. 112 f.). Auch ließ es Lazarus nicht bei dieser ersten Anregung bewenden, sondern er half an der Ausführung des Gedankens mit, sowohl durch eigne Untersuchungen, als auch dadurch, daß er mit H. Steinthal zusammen die Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft herausgab, die von 1860 bis 1890 in zwanzig Bänden erschienen ist. Die hierher

gehörenden Arbeiten von Lazarus erschienen teils in der Zeitschrift, teils in besondern Büchern und behandeln zum Beispiel das Verhältnis des Einzelnen zur Gesamtheit, den Ursprung der Sitten, das Verhältnis von Geist und Sprache (Leben der Seele Bd. 2).

Wenn man vor etwa fünfzig Jahren, in den Anfängen der Völkerpsychologie, darauf hingewiesen hat, daß schon Vico (geboren 1668 in Neapel) geistreiche Gedanken über Geschichtswissenschaft gehabt hat und in gewissem Sinne zu den Vorläufern der Völkerpsychologie gerechnet werden kann, so ist dies natürlich. Denn bei einem neuen Unternehmen, dessen Mut verwegen scheint, sieht man sich leicht nach einem Bundesgenossen um, der es ein wenig legitimiert und — mag er auch längst tot sein — durch seine noch lebendigen Gedanken unterstützt. Doch wor der Gedanke der neuen Wissenschaft in Deutschlond dadurch besonders gefärbt, daß diese als Psychologie bezeichnet wurde und ohne die damalige Entwicklung der Sprachwissenschaft nicht zu denken war, sodaß die Völkerpsychologie geradezu als Frucht der Sprachwissenschaft erscheint.

Lassen sich viele Erzeugnisse des öffentlichen oder des Gemeinschoftslebens nicht als Schöpfung eines Einzelnen, sondern nur als die einer Gesamtheit begreifen, so beginnt sochgemäß die Völkerpsychologie mit der Sproche, weil diese die menschliche Gemeinschaft vom Tier unterscheidet und eigentlich den Menschen ols solchen chorakterisiert. Zudem sind die verschiednen Sprochen in sich geschlossene Gebäude, die den Inbegriff davon enthalten, was im Bewußtsein der sie sprechenden an Anschauungen und Gefühlen über die Welt und sie selbst vorhanden ist. Und trotz der ollgemeinen Gleichartigkeit der Menschennatur waltet doch in den Sprochen ein verschiedner Geist, sodoß sich die Völker oder Sprochgenossenschaften durch ihre Art zu reden und zu denken wie Individuen voneinonder obsondern.

Die Individualpsychologie hat nun die Vorgänge im Geiste des Einzelnen zum Gegenstond. Wo ist denn, hat man gefragt, der Geist, der Objekt der Völkerpsychologie ist? Hat er denn ein selbständiges Dosein, da er doch nur die Summe der Einzelgeister ist; ist er eine Einheit? Auf diese und ondre Fragen hotte die Völkerpsychologie dadurch zu ontworten, daß sie nicht nur das Verhältnis des Einzelnen zur Gesomtheit darlegte, sondern ouch die Vorstellung vom „objektiven Geist" klor mochte, der außer dem Einzelgeist vorhanden ist, und dessen Wesen und Leben noch den bloßen Kategorien der Individualpsychalogie nicht begriffen werden kann.

Wenn nun dieser objektive Geist on Hegel erinnert, so ist doch die Methode, ihn zu erkennen, gerode nicht die metaphysisch-logische oder dialektische, sondern die empiristisch-psychologische. Und durch diese Überzeugung war die junge Völkerpsychalogie organisch verbunden mit Gedanken, die sich zu jener Zeit regten und wirksom wurden. Denn etwo seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts führte doch die Philosophie, die sich bis dahin etwas zu sehr in Wolkenhöhe verloren hatte, neues Blut in ihre Adern, hauptsächlich durch die Naturwissenschoften, und suchte, wie Antäus, neue Kraft durch Berührung mit der Erde. Wie Sein gemocht wird, sagt Lotze einmal, wissen wir nicht. Auch die Prozesse des Werdens und des Wirkens bleiben uns wohl im Grunde geheimnisvoll. Aber man war der idealistischen Gedankenspeise sott geworden und empfond Hunger noch etwas naturalistischem Schwarzbrot. Das Studium des mechonistischen Werdens wurde ein Lieblingsgedonke, der mit der List der Idee um Befriedigung auf verschiednen Gebieten und mit verschiednen Mitteln nicht in Verlegenheit kam.

Daß der Ausgang der Völkerpsychalogie von Herbart genommen wurde, den bekanntlich Schopenhauer als Beispiel derer anführt, die ihren Verstond verkehrt angezogen haben, verschlägt nichts. Denn Herbort hatte doch das Verdienst, mit den Seelenvermögen oufgeräumt zu haben, und seine Psychologie ist für den Fortgong der Völkerpsychologie keineswegs maßgebend geblieben. Vielmehr suchte sich diese durchous on Tatsochen zu orientieren, wie an Sprache, Mythos, Sitte. Ging sie dem Ursprung dieser Erzeugnisse einer Gesomtheit nach, so folgte sie onscheinend

einem tiefen und richtigen Bedürfnis der Zeit, das sich an verschiednen Stellen bemerklich machte. Oder fühlen wir uns nicht an den Entwicklungsgedanken erinnert, wie ihn der große, ehrliche Darwin auf seinem Gebiete verfolgte?

Näher geht uns aber hier das an, was ein andrer Engländer, nämlich J. St. Mill, in seiner 1843 erschienenen Logik über die politische „Ethologie" oder die Lehre von den Ursachen sagt, die den einem Volke oder einem Jahrhundert angehörenden Charakter bestimmen (Logik, übers. von Th. Gomperz, Bd. 3, Buch 6, Kap. 5 f.). Will man in Frankreich nach verwandten Bestrebungen suchen, so kann man aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Turgot (geb. 1727) anführen. Denn ihn beschäftigt zum Beispiel die Verteilung des Genies und der Talente auf die Masse der Menschen und der Einfluß der Sprachen auf den Geist der Völker (Œuvres, Paris 1844, II, 668. 597). Über Buckle ist in Deutschland hinlänglich geredet worden; mit am besten von dem unvergeßlichen Oskar Peschel, auf dessen Völkerkunde (S. 325 f.) einfach zu verweisen ist. Wir werden selbst nach diesen kurzen geschichtlichen Bemerkungen zugestehn, daß der Gedanke von Lazarus in seiner psychologischen Formulierung zur Substanz unsrer wissenschaftlichen Entwicklung gehört und dies am besten dadurch erwiesen hat, daß er in das allgemeine Bewußtsein übergegangen ist.

Daß die Völkerpsychologie nicht von allen, die sich mit ihr beschäftigen, gleich definiert wird, ist gleichgiltig. Auch der Philosophie oder einzelnen ihrer Zweige ist dies begegnet, und wir sehen nicht, daß ihr Betrieb dadurch eine Einschränkung erlitten habe. Es pflegt ja so zu sein, daß sich ein Gelehrter am besten dadurch als solchen legitimiert, daß er über eine Sache nur seine besondre Ansicht hat, und es wäre illiberal, diesen Genuß verkümmern zu wollen. Auch Lazarus hätte das kaum getan. Er war dem Streit abgeneigt und liebte es nicht, seine Sätze auf die Schneide des Rasiermessers zu stellen. Der jetzt so beliebten experimentellen Methode der Psychologie näherte er sich selten; am meisten in dem Aufsatz „Zur Lehre von den Sinnestäuschungen" (Zeitschrift Bd. 5). Sein Formtalent zeigte er nicht nur in seinen Schriften, sondern wiederholt als Redner, dies besonders in dem in Wien gehaltnen Vortrag „Über Zeit und Weile." Gegen Ende seines Lebens wandte er sich hauptsächlich dem Alten Testament zu (Der Prophet Jeremias 1894; Ethik des Judentums 1898). Von diesem Zeitpunkt noch einmal zu Lazarus Anfängen zurückgreifend, müssen wir die 1850 erschienene Schrift nennen von der sittlichen Berechtigung Preußens in Deutschland. B.

Kartelle oder Monopole. Bekanntlich haben sich in Amerika die Erzeuger von Lebensmitteln oder Industrieprodukten zu Trusts zusammengeschlossen, die mit einem Kapital von vielen Milliarden Dollars eine bedeutende Macht darstellen In Deutschland hat diese Bewegung noch nicht den Riesenumfang angenommen wie in Amerika, aber auch bei uns beginnt das Kartell- und Syndikatswesen schon einen ganz bedenklichen Einfluß auf Handel und Wandel auszuüben. Hier wie dort haben sich viele nachteilige Folgen gezeigt, und deshalb sucht man nach Mitteln, die ungesunden Auswüchse und Gefahren, die diese oft in wenigen kapitalkräftigen Händen ruhenden Ringe für das Volkswohl und oft für die Industrie selbst mit sich bringen, zu beschränken oder zu beseitigen. Wie weit dies durch ein Gesetz möglich sein wird, steht dahin. Immerhin kann man wohl annehmen, daß wenn es durch ein Gesetz vorgeschrieben ist, daß die Statuten und die Jahresabschlüsse ähnlich wie bei Aktiengesellschaften veröffentlicht werden müssen, die öffentliche Meinung einigen Einfluß auf das Gebaren der Ringe ausüben wird. Viel mehr als diese Forderung der Öffentlichkeit wird auch wohl kaum bei den Beratungen der demnächst tagenden Kartellenquete herauskommen.*)

*) Der Abdruck dieses Artikels hat sich etwas verzögert. Inzwischen ist die Enquete zum Teil schon erledigt worden.

Große Nachteile, die die Kartelle im Gefolge haben, sind namentlich die Verteurung der notwendigsten Rohmaterialien, der Halbfabrikate und der Lebensmittel oft zu unbegründeter Höhe; ferner hohe Preise im Inland und wesentlich billigere für das Ausland, wodurch unsre Exportindustrie für Erzeugnisse wie z. B. Maschinen, Dampfkessel, Werkzeuge, Fahrräder usw., deren Herstellung vielen Arbeitern lohnende Beschäftigung gibt, erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht wird, da ja ausländische Konkurrenten ihr Rohmaterial aus Deutschland zu billigern Preisen beziehn, als die hier ansässigen Industriellen. Es sei hier nur erinnert an den Export von Kohlen, Eisen, Schienen und Blechen, die nach dem Auslande bis zu 25 Prozent billiger geliefert werden als an deutsche Abnehmer. Diese Schäden sind schwerlich durch ein Gesetz aus der Welt zu schaffen, denn sie sind mit dem Kartellwesen unlösbar verbunden, und man kann kaum erwarten, daß einzelne Interessentengruppen nach nationalökonomischen Grundsätzen handeln; sie suchen für ihre Produkte möglichst hohe Preise zu erreichen, unbekümmert um das Wohl des Staates und der Allgemeinheit.

Nun läßt sich ja nicht leugnen, daß in dem Zusammenschließen der Produzenten eines Industriezweiges zu einem Kartell große Vorteile für diese liegen können. Den Bedarf kann man übersehen, die Produktion danach regeln, die Überproduktion hört auf, und die Preise können erhöht werden, soweit das Zoll und Frachten zulassen. Das ist aber nicht immer von Dauer, oft tritt schon nach kurzer Zeit ein Rückschlag ein. Kartelle entstehn ja gewöhnlich dann, wenn bei einem Artikel Überproduktion eingetreten und seine Herstellung unrentabel geworden ist. Hat nun die Kartellierung wieder gute Gewinne zur Folge, so entstehn sofort neue Werke, die an dem Segen teilnehmen wollen. Das Kartell, das infolge von Überproduktion hervorgerufen worden ist, erzeugt auf diese Weise wieder neue Produktionsstellen, deren Anschluß an das Kartell oft sehr schwierig ist, da sie lieber unabhängig bleiben als sich der Reglementierung und Quotierung durch das Kartell fügen wollen. Diese Erscheinungen haben wir bei den Kohlen-, Zement-, Zucker-, Kali- und andern Syndikaten beobachten können. Also sichere Heilmittel sind Kartelle oder Syndikate für eine notleidende Industrie nicht; sie haben im Gegenteil oft bedenkliche Nachteile für die Industrie selbst wie für die Allgemeinheit zur Folge. Durch die Ansammlung von großen Kapitalien in wenig Händen, durch die scharfe Konkurrenz infolge der Überproduktion fast auf allen Gebieten mögen die Kartelle mehr oder weniger begründet sein; aber man kann sie nur als Übergangsstufe ansehen, ihre Unvollkommenheit und ihre Nachteile sind zu groß, als daß sie auf die Dauer bestehn könnten, und es ist nicht unmöglich, daß ihre Entwicklung zu Staatsmonopolen führt. Staatsmonopole sind ja sehr unpopulär, und zweifellos war eine Selbständigkeit, wie sie noch vor dreißig Jahren ein unternehmender Kaufmann oder Techniker mit geringem Kapital erlangen konnte, einer abhängigen Beamtenstellung vorzuziehn. Das ist jedoch anders geworden. Heute liegt die Großindustrie fast ausschließlich in den Händen der Aktiengesellschaften. Da gibt es auch nur Beamte und Arbeiter, und ob sich diese wohler fühlen als in Staatsbetrieben, ist mindestens zweifelhaft. Wir sind gewohnt, von zwei Übeln das kleinere zu wählen, und vor die Frage gestellt: Kartell oder Staatsmonopol, wird mancher das Staatsmonopol für das kleinere Übel ansehen. Schließlich ist ein staatliches Industriemonopol, das die Aufgabe hat, alle Werke eines Industriezweiges zusammenzufassen und höchst vollkommene Produkte in vorteilhaftester Weise herzustellen, und das ohne direkte Vorteile für die Staatsfinanzen nur zur Hebung der Industrie bestimmt ist, auch etwas andres als ein Finanzmonopol, das nur den Zweck verfolgt, dem Staatssäckel große Überschüsse zu liefern. Allerdings liegt ja auch bei Industriemonopolen die Gefahr vor, daß sie der Staat bei seinen fortwährend steigenden Bedürfnissen als bequeme Finanzquelle benutzt. Eine solche Ausnutzung kann aber sehr wohl durch ein Gesetz ein für allemal ausgeschlossen werden. Die Umwandlung einer Industrie in ein Staatsmonopol würde ja natürlich große

Schwierigkeiten bereiten, aber unmöglich ist sie nicht, das haben wir bei der Umwandlung von Privat- in Staatsbahnen gesehen. Hier einen Modus dazu anzugeben, würde zu weit führen. Bedenken, die gegen eine solche Umwandlung sprechen, sind ja natürlich genug vorhanden und sind auch bei der Umwandlung der Eisenbahnen vielfach laut geworden, dennoch haben diese in Staatsverwaltung glänzende Resultate gewonnen. Nun wird man vielleicht einwenden: Eisenbahnen seien Verkehrseinrichtungen, die das höchste Volks- und Staatsinteresse hätten. Aber hat denn die vorteilhafte Gewinnung und die vollkommenste Herstellung von Rohmaterialien und von Halbfabrikaten, z. B. Kohlen, Roheisen, Blechen und Schienen, nicht etwa ein Volks- und Staatsinteresse?

Uneingeschränkt kommen die Vorteile, die man sich von Kartellen verspricht, erst zur Geltung bei Staatsmonopolen. Unrentable Werke können geschlossen werden, nur solche, die durch ihre geographische Lage einen billigen Bezug von Rohmaterial und guten Absatz versprechen und die besten Einrichtungen haben, wird man unterhalten und weiter ausbauen. Die Fortdauer der Verhältnisse läßt die vollkommensten und soldesten Anlagen zu, die die Privatgesellschaften oft wegen des Wandels der Konjunktur und wegen der Abhängigkeit von der Konkurrenz oder wegen Mangels an den nötigen Mitteln nicht zu machen wagen. Nimmt man ferner an, daß alle Überschüsse wieder zur Vervollkommnung der Anlagen verwandt, etwaige Erfindungen nicht auf einzelne Werke beschränkt, sondern Gemeingut des ganzen Monopols werden, so leuchten die Vorteile ein, die eine Industrie in der Verwaltung eines kräftigen Staats haben kann. Allerdings ist ja ein Bedenken scheinbar berechtigt, daß bei Monopolen eine Stagnation des Erfindungsgeistes eintreten könnte. Gewiß, das ist nicht ausgeschlossen, wenn bei monopolisierten Artikeln die Einfuhr verboten oder durch hohen Zoll erschwert ist. Wir sind aber bei unsrer starken Bevölkerungszunahme auf Export angewiesen; ohne solchen kann Deutschland heute nicht mehr bestehn, und deshalb wird die Konkurrenz auf dem Weltmarkt keine Stagnation aufkommen lassen und eine vernünftige Zollpolitik notwendig machen. Zu fürchten ist ja auch ein engherziger Bureaukratismus; läßt man aber die Leiter und die Beamten der zu verstaatlichenden Industrie in ihren Stellungen, so wird man auch über diese Gefahr hinwegkommen.

Der Staat aber, der den Anfang macht, wird andern Ländern gegenüber einen bedeutenden Vorsprung haben. Natürlich werden solche Umwandlungen sehr vorsichtig und nur nach und nach gemacht werden müssen, und als Anfang dafür dürften Kohle und Eisen geeignet erscheinen. Geben wir einmal alte Vorurteile auf; die Zeiten und die Verhältnisse ändern sich, und vor die Alternative gestellt, Kartell oder Monopol, wird man das Monopol als das kleinere Übel wählen. Dem Verfasser dieser Zeilen ist sehr wohl bekannt, daß ein so wichtiger Schritt, wie es die Gründung staatlicher Industriemonopole sein würde, nicht in einer kurzen Abhandlung gründlich erörtert werden kann. Dazu gehören eingehende Untersuchungen, Aufstellung der Zahl und des Umfangs der in Frage kommenden Werke, des in diesen investierten Kapitals, der beschäftigten Beamten und Arbeiter usw. Der Zweck dieser Zeilen soll nur sein, diese Frage einmal anzuschneiden und sie zur Diskussion zu stellen.

W. Graff

Die Sage vom Rodensteiner. Allen ehemaligen Studenten unter den Lesern der Grenzboten wird eine kleine Schrift willkommen sein, die kürzlich bei Karl Groos in Heidelberg erschienen ist unter dem Titel: Die Sage vom Rodensteiner, eine historisch-kritische Darstellung von Professor Dr. Th. Lorentzen in Heidelberg. Der Name des Rodensteiners weckt Erinnerungen an das lustigste Fuchsenleben, die Zeit, wo man mit Eifer und Begeisterung die Lieder von dem Ritter sang, der bei all seinem Zechen doch einen gewissen Zug ins Großartige und Geniale nicht verleugnet. Wir sind neugierig zu erfahren, was die historische Kritik aus dem alten Zecher herausdestilliert hat. Oder liegt vielleicht eine Ehren-

rettung vor? Und haben wir uns seinerzeit mit Unrecht an dem trinkfesten Ritter begeistert? Nichts von alledem. Was Lorentzen gibt, ist die höchst anziehende Entwicklungsgeschichte einer Sage, worin sich zwar in kleinem aber scharfem Umriß deutsches Geistesleben abspiegelt. Die Darstellung beruht auf umfassendem und gesichtetem Quellenmaterial und regt zu weiterer Forschung an.

Die Rodensteinsage führt uns in den von mythologischen Erinnerungen erfüllten Odenwald, und zwar in die Gegend von Reichelsheim im Gersprenztale, wo rechts der Schnellerts und links die Neunkircher Höhe das Tal beherrschen. Auf beiden Höhen stehn Überreste von Burgen; die Burg, die auf einem Vorsprung der Neunkircher Höhe steht, heißt heute noch der Rodenstein. In dieser Gegend haben im heidnischen Altertum die Götter Wodan und Donar gehaust. Über das Tal hinweg besuchten sich die Götter. Das gab allemal einen fürchterlichen Geisterzug.

So oft die Götter mit ihrem Geistergefolge durch die Luft, manchmal hart an menschlichen Wohnungen vorüber, brausten, schreckten die Leute zusammen. Es half nichts, daß die Mönche die heidnischen Götter für tot erklärten. Sie lebten einfach weiter, nicht bloß ein paar Jahre, sondern viele Jahrhunderte. Sie lebten weiter trotz Kirche und Schule, Christentum und Bildung, trotz aller Wandlungen der Geschichte. Und sie machten sich höchst aufdringlich. Man höre. Vom Jahre 1742 bis 1784 hat das Gräflich Erbachsche Amt protokollarisch festgestellt, welche Schrecken der „in der Grafschaft Erbach sich befindende Landgeist" verursachte. Und was soll man dazu sagen, daß dieser Geist noch im neunzehnten Jahrhundert, noch in den Jahren 1848 und 1850 die ganze Gegend und darüber hinaus weite Kreise in Aufregung versetzt hat? Was das Volk erzählte und zum Teil selbst erfahren haben wollte, ist folgendes: Auf dem Schnellerts wohnt der Geist; er heißt darum auch der Schnellertsherr. Je nachdem er von seinem Sitz auf dem Schnellerts über das Tal hinweg zur jenseitigen Höhe ausrückt oder von dort wieder heimkehrt, gibt es Krieg oder Frieden. Aber nicht jeder Krieg stört ihn aus seiner Ruhe auf, sondern nur der, der den Rhein bedroht. Übrigens scheint der Geist habgierig zu sein; er will wohl seine Schätze in Sicherheit bringen und hat jedenfalls kein gutes Gewissen.

Durch das Erbacher Protokoll wurde das Treiben des Geistes weithin bekannt. Orthodoxe und Rationalisten stritten sich über Grund oder Ungrund des Geisterspuks herum. Inzwischen aber bemächtigte sich die Romantik des dankbaren Stoffes. Nach ihrer Art gestaltete sie den volkstümlichen Mythus um, und zwar so gründlich, daß von seiner volkstümlichen Gestalt nur ganz wenig noch übrig blieb. Die romantischen Epigonen machten aus dem Schnellertsherrn zunächst einen Ritter, und zwar einen Ritter von Rodenstein. Sodann suchten sie einen zureichenden Grund für die Ruhelosigkeit des Ritters. Und hierbei schalteten sie nach Belieben mit den abenteuerlichsten Motiven.

So kommt es zu einer Fülle romantischer Dichtungen. Es bricht eine wahre Flut von Balladen, Romanen, Märchenspielen, Dramen und sogar Opern herein. Ein deutlicher Beweis, wie sehr die Schauergeschichten von dem Rittergespenst im Geschmacke jener Zeit waren. Die romantischen Dichterlinge — Dichter kann man sie nicht nennen — schwelgen förmlich in dem gräßlichen Stoff, den ihre Phantasie selber erzeugt hat. Da wird der Schwur gebrochen, die Ehe entweiht, die Gattin ermordet, der Knabe gewürgt. Und der graufige Ritter, „seit seinem blutigen Tode geht er als Gespenste umher."

Höchst komisch mutet der Gegensatz an, der zwischen diesem „schäußlichen" Ritter und den wirklichen, in der Geschichte vorkommenden Rittern von Rodenstein besteht. „Sie lebten schlecht und recht auf ihrer Burg, zeugten löblich Kinder, manchmal ein bis zwei Dutzend, und die sie nicht ernähren konnten, schoben sie, wie üblich, der Kirche zu, ergötzten sich auf der Jagd, ritten auf Fehde, kauften und verkauften, verpfändeten und lösten wieder ein — kurz, sie taten alles das, was die Urkunden in öder Langweiligkeit auch von andern Rittergeschlechtern be-

richten.“ Sie starben 1671 aus. Der letzte Ritter ließ die Burg seiner Väter noch bei Lebzeiten jämmerlich verfallen. Gewiß haben es sich die Herren von Rodenstein nie träumen lassen, daß sie noch zu einer geisterhaften Weltberühmtheit gelangen sollten. Keiner von ihnen ist bekannt, der nach seinen Schicksalen das Los eines ruhelosen Geistes verdient hätte.

Während sich die romantischen Dichterlinge in den Schauergeschichten von dem Rittergespenst überboten, bekam die Sage vom Rodensteiner unter dem Einfluß des in den Befreiungskriegen erwachten nationalen Bewußtseins eine neue Gestalt. Diesem Bewußtsein war es sympathisch, daß sich der Ritter bei ausbrechendem Kriege rührt: der Geist tritt als Herold zu Krieg und zu Frieden auf, um seine patriotische Pflicht zu erfüllen. Als „Deutschlands Wächter“ feiert den Rodensteiner mit prächtigem lyrischem Schwunge der bekannte Wolfgang Müller von Königswinter.

Ja der Rodensteiner wird sogar zum Vertreter und Vorkämpfer des patriotisch-freiheitlichen Gedankens. Am deutlichsten und bezeichnendsten tritt dies hervor in dem (bei Lorentzen zum erstenmal gedruckten) Gedichte des achtzehnjährigen Gießener Burschen Wilhelm Baur, des spätern Hofpredigers Kaiser Wilhelms des Ersten, vom Jahre 1844:

Der Burggeist

Ich liege tief in dunkeln Nächten,
Umgraut von altem Ritterruhm,
Bis mich emporruft zu Gefechten
Der Deutschen Freiheit Heiligtum.

So schließ auch deine heißen Triebe,
O deutsche Jugend, in das Herz.
Am stärksten ist die stille Liebe,
Am süßesten der Sehnsucht Schmerz.

Doch wenn der Knechtschaft Jünger siegen,
Dann breche durch der grimme Zorn,
Dann lasse seine Blitze fliegen
Der wilden Rache Flammenborn.

Dann rausch ich auf aus meinen Gründen
Mit Schlachtenruf und Kriegsgeschrei,
Bis rings die Berge sich entzünden
Und rufen: „Deutschland, du bist frei!“

Auch nach dem trüben Jahre 1848 hat noch mancher Besucher der Ruine Rodenstein seine patriotische Sehnsucht oder seine patriotische Trauer dem ritterlichen Wächter Deutschlands anvertraut.

In dieser nationalen Richtung der Rodensteinsage bewegt sich auch das allbekannte Lied Scheffels: „Es regt sich was im Odenwald, und durch die Wipfel hallts und schallt: Der Rodenstein geht um!“ Es ist das Verdienst Lorentzens, zum erstenmal das wahre Verständnis dieses bedeutsamen Liedes eröffnet zu haben. Es ist kein Trinklied voll Lust und Lärm, wozu es der Komponist mit der scherzhaften Melodie und die Freunde Scheffels mit dem hinzugefügten: Rum plum plum vidibum gemacht haben.

Es ist vielmehr, wie Lorentzen überzeugend nachweist, ein ernstes nationales und politisches Lied. Scheffel hat es gedichtet im Frühjahr 1859, als der Krieg zwischen Österreich und Italien-Frankreich ausbrach. Damals erwartete man in dem österreichisch und großdeutsch gesinnten Süddeutschland eine energische Kriegspolitik gegen Frankreich unter der Führung Preußens. Aber Preußen hielt sich vorsichtig zurück, während der Feind von der andern Seite des Rheins her drohte. Jetzt verstehn wir die Worte:

Vom Rhein her weht ein scharfer Luft,
Der treibt den Alten aus der Gruft.

Der Rodenstein macht sich auf, weil ihm der Wind vom Rhein nicht gefällt.

Ich reit und reit und such einen Mann,
Der meinen Flamberg führen kann.

Diese Schlußworte sprechen die Sehnsucht des deutschen Volkes nach dem Retter in der Not aus. Kommt ein Retter? Wann kommt er? Das Lied klingt aus fast wie eine Klage.

Daß dieses Lied aus der Zeit nationalen Drängens und Ringens so gänzlich mißverstanden werden konnte, kam daher, daß Scheffel vorher alle übrigen Radensteinlieder schon gedichtet hatte, und daß diese Lieder schon allgemein bekannt waren und überall gesungen wurden. Mit diesen Liedern hatte Scheffel allerdings aus dem Ritter Radenstein etwas vollständig neues geschaffen. Das erste der Radensteinlieder: „Und wieder sprach der Rodenstein" erschien im Jahre 1857 unter dem Titel: „Das wilde Heer" in den Münchner Fliegenden Blättern. Es war von einer solchen übermütigen Lustigkeit, daß „das ganze Pathos, mit dem man bisher die Sage vom Rodensteiner empfunden hatte, sich mit einem Schlage in fröhliches Gelächter auflöste." Durch dieses Lied und die andern bald folgenden war der Rodensteiner zu der typischen Gestalt geworden, die wir alle kennen, zu dem urwüchsigen Kneipgenie, das nicht umzubringen ist. Diese Gestalt ist eine ganz freie Erfindung Scheffels und steht in gar keiner Beziehung zur bisherigen Sage, geschweige zur Geschichte. Der Scheffelsche Rodensteiner hat allen andern Gestaltungen der Sage schnell ein Ende bereitet.

Die Schrift van Larentzen ist deswegen so lehrreich, weil sie zeigt, welche Kräfte bei der Entstehung und der Entwicklung einer Sage tätig sind. Man kann diese Kräfte nicht in eine Schablone bringen. In weitestem Umfang sind Natur und Geschichte wirksam. Im einzelnen wird aber eine Sage ebenso durch bewußtes dichterisches Schaffen wie durch eine Menge willkürlicher und unwillkürlicher Erfindungen umgestaltet.

Schließlich sei darauf hingewiesen, daß die Schrift Lorentzens manchen wertvollen Beitrag zur Biagraphie Scheffels bringt. Die berühmte Gesellschaft des „Engeren" in Heidelberg, in der außer Scheffel besonders der Historiker Häusser und der originelle Pfarrer Schmetzer von Ziegelhausen zu nennen sind, wird eingehend geschildert.

Schülerreisen. In Nummer 3 der Grenzboten hat der Direktor Stutzer in Görlitz verschiedne Vorschläge gemacht über die Ausführung von Ferienreisen mit Primanern. Vor allem hat er gezeigt, wie man in Görlitz das Hauptproblem bei solchen Unternehmungen, die Geldfrage, gelöst hat. Dadurch, daß man die Touren in den Herbst verlegt, werden die Kosten für Gasthäuser herabgesetzt, durch Eingaben an die Eisenbahnverwaltung wird eine Fahrgeldermäßigung sogar für Schnellzüge erlangt, und die regelmäßige Veranstaltung eines Winterfestes mit Eintrittsgeld für die Angehörigen der Schüler bringt in jedem Jahr einen gesicherten Fonds für die gemeinsame Reisekasse auf. Ich will hier nicht die Frage erörtern, ob die dauernde Verlegung der Reisen in den Herbst nicht doch wegen der häufig schon recht unangenehmen Witterung eine starke Einschränkung der Reisezeit bedeutet, und ob aus dem beschriebnen Winterfest in allen Gymnasialstädten und mit allen Schülergenerationen eine so reiche Geldquelle gemacht werden kann. Ich will hier nur zeigen, was für die Leser nicht ohne Interesse sein dürfte, wie man an einem andern Orte, auf ganz andre Weise demselben Problem näher getreten ist und es zu lösen versucht hat.

Es ist in Steglitz bei Berlin vor einiger Zeit ein Verein für Schülerfahrten „Wandervogel" unter dem Vorsitz von Wolfgang Kirchbach und Heinrich Sahnrey entstanden, der es unternimmt, die Fußwanderungen in Schülerkreisen nach jeder Richtung hin zu fördern. Der Ausschuß steht nicht unmittelbar mit der Schule in Verbindung, obwohl er bisher an allen höhern Schulen von Berlin und den Vororten, an die er sich gewandt hat, bei den Direktoren ein freundliches Entgegenkommen gefunden hat. Die Reisen, die von hier unternommen werden, unterscheiden sich ganz wesentlich von den bisher ausgeführten Ferienreisen, nament-

lich dadurch, daß die Leitung nicht in den Händen von Lehrern sondern von Studenten, auch wohl von ältern Schülern liegt, die das Vertrauen des Ausschusses genießen, und die schon eine längere Erfahrung in solchen Fußreisen haben. Es sind bisher außer den ständigen Sonntagsmärschen und den kleinern Ausflügen von zwei bis zu sechs Tagen in die weitere Umgebung Berlins, durch die Mark Brandenburg, nach Mecklenburg und in die Lüneburger Heide zwei- bis vierwöchige Reisen unternommen worden, und zwar vom Harz durch die Hohe Rhön und den Spessart an den Rhein, zweimal durch das Fichtelgebirge und den Böhmisch-Bayrischen Wald, zweimal durch das Erzgebirge, durch den Odenwald, durch Schleswig-Holstein usw. An den Reisen hat schon eine recht stattliche Zahl von Personen teilgenommen, bei größern Touren bis zu 23, bei kleinern bis zu 40. Alle diese Unternehmungen sind sehr gut geglückt, und die Grundsätze, nach denen sie geleitet werden, haben sich als ausführbar erwiesen. Alles Vereinsmäßige wird grundsätzlich vermieden. Der Ausschuß hat ein sogenanntes Scholarenbuch angelegt, in das sich jeder, der Interesse und Liebe für die Sache hat, und der ständig zu dem Ausschuß in Beziehung bleiben will, ohne eine bestimmte Verpflichtung eintragen lassen kann. Bis jetzt sind 220 Schüler eingetragen, unter ihnen auch schon Auswärtige in Hannover, Hameln, Magdeburg und Lüneburg.

Doch zur Hauptsache: Die Reisen sind sehr billig. Das wird vor allem durch zweierlei erreicht: durch einfaches Nachtlager und durch einfache Beköstigung.

Schon wegen der großen Zahl der Teilnehmer wird man nicht regelmäßig an allen Orten für jeden ein Bett erhalten können; aber das Schlafen in Betten wird absichtlich meist vermieden. Es fallen einfache Streu und einige Decken, die der Wirt in einem Saal hat ausbreiten lassen, häufig sogar der noch billigere Heuboden genügen. Auf diese Weise werden die Kosten für das Nachtlager in den seltensten Fällen zwanzig Pfennige für den Einzelnen übersteigen. Daneben hat man den Vorteil, völlig ungebunden zu sein; man kann bleiben und gehn, wo und wann man will, denn ein solches Nachtlager findet man sogar in der kleinsten und dürftigsten menschlichen Ansiedlung. Für die Leiter der Wanderungen fällt dabei die unendliche Mühe weg, bei den Gastwirten vorher anzufragen; man hat es nicht nötig, für die Vorbereitung einer sechstägigen Reise vierzig Briefe zu schreiben, wie Oberlehrer G. Schmidt in Arolsen in dem von Stutzer zitierten Artikel der „Täglichen Rundschau“ erzählt.

Was die Beköstigung anbetrifft, so kocht sich jeder sein Essen selbst; jeder trägt im Rucksack einen kleinen praktisch konstruierten Spirituskochapparat und sein Kochgenosse den dazu gehörigen Kochtopf und eine kleine Emailbratpfanne. Dazu ist jeder mit Knorrschen Suppentafeln, Säckchen mit Mehl, Zucker, Salz, sowie gut gefüllter Kakao- und mit Butterbüchse ausgerüstet. Frische Eier kann man täglich von den Bauern kaufen. An den für die Rasttage bestimmten Stationen erhält jeder durch ein Paket von Hause die nötige Wäsche und was zur Ergänzung seiner Mundvorräte an Wurst, Speck und Schinken gehört. Diese Art der Beköstigung hat sich seit sechs Jahren — solange reisen Steglitzer Schüler — sehr gut bewährt, und nach dem Urteile der Eltern haben sich niemals ungünstige Folgen für die Gesundheit ergeben. Als ein Beispiel sei hervorgehoben, daß durch Gewichtsmessungen bei den Teilnehmern in den meisten Fällen eine Gewichtszunahme festgestellt wurde. Es ist das eine Tatsache, der auch H. Stoy in seinem Buche über „Die Pädagogik der Schulreise“ eine hohe Bedeutung beilegt. Wie jeder sieht, sind die Vorteile, die wir der Jugend durch unsre Fahrten bieten können, sehr bedeutend. Es sind wohl fast alle Eltern in der Lage, die Kosten solcher Reisen zu tragen. Es wird im Voranschlag jeder Reisetag durchschnittlich mit einer bis 1,25 Mark angesetzt, wozu dann das Fahrgeld vierter Klasse und eine kleine Reserve für unvorhergesehene Fälle kommen. Wer jemals Ferienreisen mit Schülern unternommen hat, wird sofort ermessen können, welche große Kostenermäßigung das bedeutet. O. W. Beyer erwähnt ja in seinem Büchlein über „Deutsche Ferien-

wanderungen“ nicht ohne eine gewisse Genugtuung, daß er auf seinen Fahrten „die Höhe der täglichen Reisekosten auf höchstens fünf Mark“ herabgebracht habe. Über die erziehenden Folgen solcher Reisen überhaupt braucht man hier kaum noch etwas zu sagen. Das ist an so vielen Orten von so vielen Männern, zuletzt am ausführlichsten und eindringlichsten von Stoy in seinem eben genannten Buche, ausgeführt worden, daß man wohl in dieser Frage bei allen, die ihr jemals näher getreten sind, eine Einigkeit feststellen kann, wie sie sich sonst auf keinem Gebiete der gesamten Pädagogik findet. In zwei Punkten zeigen sich, wie wir meinen, die günstigen Wirkungen des Wanderns, ganz besonders auf unsern Reisen. Einmal wird durch die völlige Ungebundenheit und Freiheit der Lebensweise die Abenteuerlust, die nun einmal in jedem tüchtigen Knaben und Jüngling steckt und auch stecken soll, und deren gewaltsame Unterdrückung sich oft bitter rächt, auf harmlose Weise befriedigt. Dieses Herumziehn durch die Welt, ohne an einen pedantisch festgelegten, Stunde für Stunde ausgearbeiteten Reiseplan gebunden zu sein, kann als ausgleichender Gegensatz zu der gleichmäßig strengen und festen Ordnung von Familie und Schule während der übrigen Zeit des Jahres seine günstige Wirkung nicht verfehlen. Ich möchte hier gleich einem Einwurf begegnen, nämlich dem Bedenken: Wie steht es mit der innern Disziplin der Reisegesellschaft unter der Leitung durch junge Männer, die im allgemeinen nur wenig Jahre älter als ihre Reisegenossen sind? Ich bitte hierbei zu bedenken, daß da, wo kein Lehrer für alle Teilnehmer sorgt, alles vorher bestellt, alle Verabredungen über Kost und Nachtlager regelt, doch alle Wandrer, auch die jüngern, wie von selbst ein gewisses Gefühl der Verantwortung für sich und für die andern bekommen. Außerdem hat noch jeder bei längerm Zusammensein Achtung gehabt vor der Erfahrung und dem überlegnen Geschick, das die vom Ausschuß bestellten Leiter zeigen.

Im Notfall ist einer Widerspenstigkeit dadurch vorgebeugt, daß die gesamte Reisekasse in den Händen des Führers ist, sich der Einzelne also niemals willkürlich vom Ganzen entfernen und den Gang der Reise stören kann. Während der ganzen sechs Jahre unsrer Tätigkeit sind jedoch alle Fahrten ohne solche Störungen abgelaufen. Jedenfalls ist diese relative Selbständigkeit der jungen Wandrer während einer kurzen Zeit von nicht zu unterschätzendem Werte. Mit einigen Worten möchte ich schließlich noch auf die Willensbildung in praktischen Lebenslagen hindeuten. Durch die fast primitive Lebensweise auf den Fahrten wird der Einzelne tagtäglich in die Lage versetzt, die verschiedensten kleinen Schwierigkeiten zu überwinden, sich mit Hindernissen abzufinden, die ihm sonst in seinem ganzen Leben noch nicht entgegengetreten sind. Vor allem lernt man sparsam mit dem Gelde umgehn, denn die fünfzig Pfennige täglichen „Soldes,“ die die gemeinsame Kasse zahlt, müssen auf jeden Fall reichen. Mit einem Worte: Überall findet sich Anlaß zu gründlicher „Lebensschulung,“ findet sich Gelegenheit, praktische Fähigkeiten zu entwickeln, die sich für jeden Menschen einmal als nützlich und notwendig erweisen können.

Im ganzen ist der Ausschuß der guten Zuversicht, daß seine Bestrebungen, wie bisher, auch weiterhin von Erfolg gekrönt sein werden, und wünscht, daß auch in andern Teilen Deutschlands, in andern Gegenden und an andern Schulen seine Anregungen fruchtbaren Boden finden mögen, und daß ihm in allen deutschen Gauen recht viele Männer, die von solchen Wanderungen eine Kräftigung unsers deutschen Volks und dazu eine Belebung echten Vaterlandssinns erhoffen, als Förderer näher treten mögen.

Steglitz bei Berlin — Richard Weber

Aus Landwirtschaft, Industrie und Handel

Die Anleihen deutscher Städte an der Börse. An der Berliner Börse wurden 1902 im ganzen 189 verschiedne Stadtanleihen von 113 verschiednen Städten mit Kursnotierung gehandelt. Unter diesen Städten gah es am 1. Dezember 1900 27 von den 33 Großstädten mit 100000 Einwohnern und darüber. Hamhurg und Bremen kommen nur mit Staatsanleihen an die Börse; für Leipzig, Chemnitz, Straßhurg i. E. und Danzig wurden keine Kurse in Berlin notiert. An andern dentschen Börsen — namentlich in Leipzig, Dresden, Hambnrg, Breslan, Frankfurt a. M., Köln, München — wurden Anleihen von etwa 90 dentschen Städten gehandelt, deren Kurse in Berlin nicht notiert wurden. Diese nicht in Berlin aber an andern dentschen Börsen notierten Stadtanleihen lanteten 1902 über ein Kapital von 300 bis 400 Millionen Mark, während die von der Berliner Börse notierten dentschen Stadtanleihen ein solches von rund 1550 Millionen Mark darstellten, sodaß man das ganze Kapitel von 1902 überhanpt an dentschen Börsen mit Kursnotiz gehandelten Stadtanloihen vielleicht mit 1900 Millionen annehmen kann. Ein genaner statistischer Nachweis mnß dabei allerdings ausdrücklich vorbehalten hleihen. Die hier gegebnen Zahlen stützen sich in der Hanptsache auf das in Salings Börsenpapieren und Nenmanns Knrstabellen enthaltene Material. Unter den 113 Städten, deren Anleihen an der Berliner Börse (von der im folgenden ausschließlich die Rede ist) gehandelt wurden, waren 10 Städte mit weniger als 20000 Einwohnern. Anch sind dabei 4 Berliner Vororte, die noch nicht Stadtrecht haben, mitgezählt. Von den rund 1550 Millionen Mark in Berlin notierten deutschen Stadtanleihen wurden verzinst:

mit 4 Prozent	etwa	434	Millionen Mark
„ $3^3/_4$ „	„	4	„ „
„ $3^1/_2$ „	„	1078	„ „
„ 3 „	„	36	„ „

Von den 36 Millionen 3prozentigen Anleihen kommen 15 Millionen auf die Karlsruher Stadtanleihe von 1886 nnd 1889; 5 auf die Rostocker von 1895; 4 anf die Bonner von 1896; 3,5 auf die Kotthuser von 1900; 3,5 auf die Regensburger von 1889; 2 auf die St. Johanner von 1896; 1,6 auf die Offenburger von 1895 nnd 1,5 Millionen anf die Lübecker von 1896. Für diese Anleihen wnrden an der Berliner Börse notiert folgende:

		letzten Kurse der Jahre					
		1902	1901	1900	1899	1898	1897
Karlsruher	von 1886/89	91,60	91,25	83,50	—	—	95,75
Rostocker	„ 1895	88,40	86,00	80,60	83,30	90,00	96,00
Bonner	„ 1896	88,90	86,30	84,50	89,00	96,20	97,00
Kottbuser	„ 1896	90,00	87,00	—	92,50	92,25	95,00
Regensburger	„ 1889	89,00	—	—	—	91,60	94,50
St. Johanner	„ 1896	90,00	—	—	95,50	97,20	—
Offenburger	„ 1895	89,50	86,75	93,50	93,75	—	—
Lübecker	„ 1895	90,00	84,00	—	96,10	98,75	94,50

Am 1. Mai 1903 wurden notiert: Karlsruher mit 93,40; Rostockor mit 91,80; Bonner mit 91,75; Kottbnser mit 91,70; Regensburger mit 91,40; St. Johanner mit 93,00; Offenhnrger mit 91,50; Lübecker am 18. April mit 92,75. Dio Kurse haben sich seit 1902 sehr befriedigend entwickelt. Znm Vergleich mögen folgende Zahlen dienen.

Es wurde notiert am Schluß des Jahres:

	1902	1901	1900	1899	1898	1897
3prozentige Reichsanleihe	91,70	90,50	87,90	88,70	94,30	96,90

Am 1. Mai 1903 standen sie 92,50.

Zn $3^3/_4$ Prozent verzinslich war nur die Bonner Stadtanleihe von 1900 mit einem Kapitalbetrage von 4250000 Mark, deren Kurs mit 101,10 am Ende von 1901, mit 101,75 Ende 1902 und mit 100,60 am 4. Mai 1903 notiert wurde.

Die 434 Millionen 4prozentigen Stadtanleihen sind, abgesehen von einem kleinen Bruchteil, erst in den letzten 90er Jahren, namentlich aber in den drei ersten Jahren des neuen Jahrhunderts an die Börse gebracht worden. Über die Kursbewegungen mögen folgende Beispiele Auskunft geben. Die 4prozentige Anleihe wurde notiert Ende

			1902	1901	1900	1899	1898	1897
Charlottenburger	von	1889	103,10	103,00	101,25	100,50	100,40	100,25
Magdeburger	„	1891	104,20	103,70	99,50	85,40	93,70	—
Mainzer	„	1891	102,00	102,70	99,75	94,00	97,50	101,90
Wandsbecker	„	1891	102,90	102,30	98,10	101,00	103,00	—

Am 1. Mai 1903 standen die Charlottenburger 103,40; die Magdeburger 105,25; die Wandsbecker 102,60. — Die 4prozentige Bayrische Staatsanleihe von 1901 stand Ende 1902 auf 105,20 gegen 105,00 Ende 1901. Am 1. Mai 1903 wurde sie mit 104,60 notiert.

Die 3½prozentigen Stadtanleihen, die 1902 an der Berliner Börse gehandelt wurden, sind nur etwa zu einem Fünftel des Kapitalbetrags nach 1895 an die Börse gebracht worden. Folgende — beispielsweise aufgeführten — 3½prozentigen Anleihen standen am Ende der Jahre

			1902	1901	1900	1899	1898	1897
Berliner	von	1876 u. 78	100,50	99,80	97,00	96,50	100,50	101,75
„	„	1882—98	100,50	99,70	96,90	96,20	—	—
Breslauer	„	1880 u. 91	99,50	98,50	92,75	94,00	98,40	100,50
Charlottenburger	„	1895 u. 99	100,50	98,50	93,40	94,00	99,25	100,30
Dresdner	„	1893	100,30	99,50	90,30	93,90	100,10	101,40
Königsberger	„	1891—95	99,00	96,50	89,90	92,50	97,90	99,70
Liegnitzer	„	1892	98,75	96,10	91,00	96,00	99,50	100,00
Münchner	„	1886—88	99,10	96,40	90,00	93,20	97,10	99,25
Kieler	„	1889 u. 98	99,00	96,20	89,75	95,00	97,30	100,00
Güstrower	„	1895	98,75	96,25	89,25	93,50	99,75	99,50

Am 15. Mai 1903 standen die Berliner 3½prozentige St.-A. 101,00; die Breslauer 100,25; die Charlottenburger 100,70; die Königsberger 99,70; die Liegnitzer 100,25; die Münchner 100,10; die Kieler 99,80; die Güstrower 99,80 und die Dresdner am 7. Mai: 100,25.

Die 3½prozentigen Reichsanleihen standen Ende

1902	1901	1900	1899	1898	1897
102,10	100,90	97,50	97,90	101,60	103,25

und am 1. Mai 1903: 102,75.

Im allgemeinen kann man sagen, daß die hier aufgeführten Beispiele dem Kursstand und den Kursbewegungen der deutschen Stadtanleihen an der Berliner Börse überhaupt entsprochen haben. Diese Anleihen haben sich als für dauernde Kapitalanlagen vortrefflich geeignete Effekten gezeigt und werden deshalb mit Recht so gut wie ausnahmslos von der Reichsbank beliehen und für mündelsicher gehalten. Daß sie in der sogenannten „Aufschwungszeit," wo die Spekulation in den Industriepapieren die Börse übermäßig beherrschte, weniger gut verkäuflich waren, auch weniger gut als die Staatsanleihen, war nicht wunderbar und sprach nicht gegen ihre Güte. Im allgemeinen ist auch eine Bevorzugung der großstädtischen Anleihen an großstädtischen Börsen erklärlich. Im übrigen müssen die Zahlen vorläufig allein sprechen.

Nur für die Zukunft wollen wir aber noch folgendes bemerken. Die Güte der Stadtanleihen wird, wie es den Anschein gewinnt, immer mehr von einer scharfen Staatsaufsicht abhängen. Die Zunahme der städtischen Anleihewirtschaft könnte sonst sehr bedenklich werden. Viele aus Anleihen bezahlte großartige Unternehmungen von Stadtgemeinden, die sozialen, hygienischen und Verkehrs- und Luxuszwecken dienen und das städtische Leben sehr verschönern, sind durchaus nicht „produktiv" in dem Sinne, wie es im Interesse der Gläubiger liegt. Der Anteil der Bevölkerungsschichten ohne Steuerkraft an der Gesamtbevölkerung nimmt in vielen größern Städten rapid und verhängnisvoll zu, wodurch ihre Kreditfähigkeit mit der Zeit sehr ungünstig beeinflußt werden muß. Namentlich sollte man die Aufwendungen, die diesen Schichten zu gute kommen, in Rücksicht auf die Stadtfinanzen mit größter Vorsicht behandeln. Ganz besonders gilt das für das Bauen billiger Arbeiterwohnungen aus städtischen Mitteln, mag man vom sozialen

Standpunkt aus noch so sehr dafür schwärmen und Reklame machen. Es kann vielleicht bald eine Zeit kommen, wo die Minister in dieser Richtung nicht antreiben, sondern bremsen müssen. Das Rospice finem! scheint vielfach in den städtischen Körperschaften nicht mehr die Rolle zu spielen, die ihm zukommt, und auch bei den Aufsichtsbehörden etwas leicht genommen zu werden, wenn es sich um großstädtische Boden- und Wohnungspolitik handelt. Die Grenzboten haben die darin liegende Gefahr vor zwei Jahren eingehend besprochen.

Der Seeverkehr Schwedens mit dem Auslande. In Heft 22 der Grenzboten sind über die Entwicklung der Handelsflotte Schwedens einige Angaben gemacht worden. Sie sollen hier durch die wichtigern Daten über den Seeverkehr in den schwedischen Häfen ergänzt werden. Die schwedische Schiffahrtstatistik behandelt außer dem Seeverkehr in den schwedischen Häfen auch den Verkehr schwedischer Schiffe zwischen ausländischen Häfen, wobei sie sich — wie die norwegische und die dänische Seeverkehrstatistik — bemüht, die dabei verdienten Bruttofrachten auszurechnen. Diese Spezialität der skandinavischen Statistik wird später einmal besprochen werden.

Beim Seeverkehr in den schwedischen Häfen muß der Verkehr zwischen schwedischen und ausländischen Häfen, mit dem wir es hier nur zu tun haben, von dem Verkehr zwischen schwedischen Häfen untereinander, von der sogenannten Küstenfrachtfahrt, unterschieden werden. Die Statistik des Verkehrs zwischen schwedischen und ausländischen Häfen umfaßt nur den direkten Verkehr mit dem Auslande, sodaß ein Schiff, das vom Ausland ankommt oder nach dem Ausland abgeht, für jede Reise nur einmal als angekommen oder abgegangen gezählt wird. Nachgewiesen werden nur Schiffe, die zu Handelszwecken, nicht auch die, die im Betriebe der Fischerei ankommen und abgehen. Eine „Mindestgröße" der gezählten Schiffe ergibt sich nicht; jedenfalls sind auch Schiffe unter zehn Tons Nettoraumgehalt einbegriffen. Der Raumgehalt ist immer in Registertons netto angegeben.

Im Verkehr mit dem Auslande sind in den schwedischen Häfen im Jahre 1901 an Schiffen aller Flaggen

	angekommen		abgegangen	
	Zahl	Registertons	Zahl	Registertons
Segelschiffe	19056	1299491	18612	1275944
Dampfschiffe	16300	7038491	15908	6952773
zusammen	**35356**	**8337982**	**34520**	**8228717**

Die angekommnen und die abgegangnen Schiffe zusammen repräsentierten

im Jahre	1901	16566699 Registertons
gegen	1900	17123126 „

Es ist also eine Abnahme zu verzeichnen gewesen, die einem von 1900 zu 1901 erfolgten Rückgang im Außenhandel entspricht und wohl nur als eine vorübergehende Erscheinung bezeichnet werden darf. Dagegen betrugen der ein- und der ausgegangne Raumgehalt im Jahresdurchschnitt der Jahrfünfte

1896/1900	15575716	Registertons
1891/1895	11901956	„
1886/1890	9868816	„
1881/1885	8431035	„

Der Schiffsverkehr in den schwedischen Häfen mit dem Auslande hat sich also seit Anfang der 80er Jahre verdoppelt.

Der Anteil der verschiednen Flaggen an diesem Verkehr war in den nachbenannten Jahren folgender:

Flaggen	Prozent der angekommnen und der abgegangnen Registertonnage				
	1901	1900	1890	1880	1870
schwedische	45,74	41,57	33,66	37,19	31,75
dänische	18,91	22,98	23,08	17,88	5,90
norwegische	9,99	10,01	9,32	18,32	33,76
deutsche	9,84	9,31	7,28	5,71	3,51
britische	8,91	9,89	20,50	13,47	14,41
finnische	2,61	2,62	3,63	4,17	5,67
holländische	2,29	1,91	1,59	1,61	2,41
spanische	0,67	0,48	0,18	—	—
russische	0,32	0,44	0,36	0,19	0,31
sonstige	0,72	0,79	0,36	1,46	2,64
zusammen	**100,00**	**100,00**	**100,00**	**100,00**	**100,00**

Digitized by Google

Der Anteil der schwedischen nnd der dentschen, anch wohl der dänischen Flaggen wäre demnach gewachsen. Der der britischen nnd der der norwegischen scheint im Abnehmen zn sein. Bemerkenswert ist der geringe Anteil der russischen Flagge. Ob das so weitergehn wird, mag dahingestellt bleiben. Das Überhandnehmen einer merkantilistischen Schiffahrtspolitik könnte die wunderlichsten, für Dentschland wahrscheinlich nicht gerade angenehmen Blüten treiben.

Wenn man das Herknnfts- nnd das Bestimmnngsland der in den schwedischen Häfen angekommnen nnd abgegangnen Schiffe ohne Rücksicht auf die Flaggen betrachtet, so verteilt sich in den angegebnen Jahren der Raumgehalt wie folgt. Es kamen

auf den Verkehr mit	Prozent der angekommnen und der abgegangnen Registertonnage				
	1901	**1900**	**1890**	**1880**	**1870**
Dänemark	29,50	28,52	25,21	22,35	15,56
Großbritannien	27,72	28,41	31,49	35,26	43,15
Deutschland	20,54	21,14	18,22	11,34	7,88
Holland	6,62	6,30	3,47	3,08	4,35
Rußland	3,00	4,12	4,48	3,82	2,22
Finnland	2,89	2,43	3,00	2,84	2,89
Norwegen	2,68	2,39	3,68	4,53	5,24
Frankreich	2,51	2,67	5,04	9,72	10,97
Belgien	1,80	1,76	1,98	3,43	3,00
Europa überhaupt	**98,11**	**98,60**	**98,39**	**97,93**	**98,18**
sonstigen Ländern	1,89	1,40	1,61	2,07	1,82
zusammen	**100,00**	**100,00**	**100,00**	**100,00**	**100,00**

Außer den genannten europäischen Ländern fand 1901 ein Seeverkehr noch statt mit: Spanien (81086 Tons = 0,49 Prozent), Portugal (30107 = 0,18), Italien (28596 = 0,17), Griechenland (980 = 0,01) und dem Eismeer (260 Tons). An die erste Stelle ist in neuerer Zeit der Verkehr mit Dänemark gerückt, dann folgt immer noch der mit Großbritannien, obgleich er in fortwährender Abnahme begriffen zu sein scheint. Der Verkehr mit Deutschland ist gewachsen, während der mit Frankreich zurückgegangen ist. Auch der Verkehr mit Norwegen scheint abzunehmen. Natürlich darf man Schlüsse auf die Zukunft auch hieraus nur mit allem Vorbehalt ziehn. Die Herrschaft merkantilistischer Grundsätze in der Welthandelspolitik könnte auch hier leicht das Blatt in einer für uns wenig erfreulichen Weise wenden.

Schwedens Einfuhr und Ausfuhr an Waren erfolgt natürlich fast nur auf dem Seewege. Von dem Wert der im Außenhandel umgesetzten Waren wurden

	eingeführt auf				ausgeführt auf			
	schwedischen Schiffen	norwegischen Schiffen	andern Schiffen	dem Landwege	schwedischen Schiffen	norwegischen Schiffen	andern Schiffen	dem Landwege
	Prozent				Prozent			
1880	48,63	5,89	42,94	2,54	46,19	13,30	39,21	1,30
1890	53,34	4,73	37,45	4,48	42,94	6,22	49,03	1,81
1895	51,36	5,23	39,24	4,17	40,78	6,48	50,80	1,84
1900	57,66	4,34	36,08	1,02	47,51	9,20	42,68	0,61
1901	56,65	3,54	37,43	2,38	50,59	8,86	40,06	0,49

Von der Einfnhr kamen 1901 dem Wert nach ans Dentschland 36,21 Prozent, ans Großbritannien nnd Irland 28,36, ans Dänemark 13,91, ans Norwegen 4,87, ans Rußland 3,98, aus Belgien 2,89, ans den Niederlanden 2,55 und ans Frankreich 1,91 Prozent. Von der Ausfuhr gingen 1901 nach Großbritannien und Irland 42,38, nach Deutschland 17,05, nach Dänemark 13,36, nach Frankreich 7,38, nach den Niederlanden 6,55, nach Belgien 3,42, nach Norwegen 1,88 nnd nach Rußland 1,02 Prozent. Im Jahre 1901 betrug der Wert der Gesamteinfuhr 403,3 Millionen, der Wert der Ausfuhr 353,5 Millionen Kronen, gegen 534,3 und 391,3 Millionen im Jahre 1900. Die Passivität der Handelsbilanz besteht schon seit mehr als 30 Jahren. Auf die Art nnd die Menge der umgesetzten Güter einzugehn, ist hier nicht der Platz.

Die Kohlenproduktion im Deutschen Reich 1903. Nach den vom Reichsamte des Innern herausgegebnen „Nachrichten für Handel nnd Indnstrie" stellte sich die Kohlenproduktion in den ersten vier Monaten des laufenden Jahres wie folgt. Die Prodnktion in Baden, Mecklenburg, Sachsen-Weimar nnd Reuß j. L. ist wegen ihrer Geringfügigkeit nnberücksichtigt gelassen. Die Zahlen von Sachsen-

Altenburg für April fehlten bei Abschluß der Zusammenstellung noch. Es wurden im Deutschen Reich gefördert in Tonnen zu 1000 kg

	April		Januar bis April	
	Steinkohlen	Braunkohlen	Steinkohlen	Braunkohlen
1903	8893384	3178879	37194289	14319022
1902	8751047	3139511	33831225	13344906
1903 mehr	142337	39368	3363064	974116

In Preußen betrug 1903 die Mehrproduktion gegen 1902 an Steinkohlen im April 151310, in den Monaten Januar bis April 3106878 Tonnen; an Braunkohlen 26965 und 775679 Tonnen.

In Bayern wurden 1903 Steinkohlen im April 1287 Tonnen weniger, in den Monaten Januar bis April dagegen 37415 Tonnen mehr produziert als 1902. An Braunkohlen war die Produktion im April um 219 und 1536 Tonnen kleiner.

Im Königreich Sachsen wurden an Steinkohlen im April 21011 Tonnen weniger, dagegen im Januar bis April 125145 Tonnen mehr gefördert als im Vorjahr; an Braunkohlen 4188 und 33765 Tonnen mehr.

An **Koks** wurden im Reich produziert Tonnen im

	April	Januar bis April
1903	928716	14319022
1902	729261	13344906
1903 mehr	199455	974116

An der Zunahme im April ist Preußen mit 199103, an der Zunahme in den Monaten Januar bis April mit 778181 Tonnen beteiligt, während auf das Königreich Sachsen 352 und 10171 Tonnen kommen.

Auch die Erzeugung von Briketts und Naßpreßsteinen hat im Reich sowohl im April wie in den vier ersten Monaten des Jahres 1903 gegen das Vorjahr nicht unbedeutend zugenommen.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Nach den übereinstimmenden Angaben hervorragender Forscher*) entspricht Odol zur Zeit den Anforderungen der Hygiene am vollkommensten und wird daher als das beste von allen gegenwärtig bekannten Mundwässern anerkannt.

Wer Odol konsequent täglich vorschriftsmäßig anwendet, übt die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus.

Der Geschmack des Odols ist köstlich erfrischend.

Das Dresdener Chemische Laboratorium Lingner ist das größte Etablissement der Erde, das Mundwasser herstellt.

Der Odol-Patentflacon ist eine Zierde für jeden Wasch- und Toilettetisch.

Um jedermann auf wohlfeile und bequeme Art Gelegenheit zu geben, sich von den wohltätigen Wirkungen des Odols auf Zähne und Mundschleimhaut selbst zu überzeugen, wollen wir jedem, der eine Mark in Briefmarken einschickt, eine kleine Flasche (Original-Spritzflacon) Odol direkt franko zur Probe zustellen lassen.

Dresdener Chemisches Laboratorium Lingner Dresden.

*) Auszüge aus diesen wissenschaftlichen Veröffentlichungen senden wir jedem, der sich dafür interessiert, auf Wunsch gern kostenfrei zu.

Anzeigen

Alleinige Inseratenannahme durch
Hermann Weigel, Berlin C., Neue Friedrichstrasse 41/42
• • Preis für die zweigespaltne Nonpareillezeile 1 Mark. Umschlagseiten erhöhte Preise • •

DRESDEN * Hôtel Bellevue.

Altrenommiertes, vornehmes Haus I. Ranges, in einzig schöner Lage an der Elbe; gegenüber dem Kgl. Schloss, dem Opernhaus, Zwinger und der Gemälde-Galerie. Elektrische Beleuchtung. Lift. Bäder.
Remise für Automobile. R. Ronnefeld, Direktor.

Sanatogen
für die Nerven

Broschüre auf Wunsch gratis u. franko
durch BAUER & CIE., Berlin SW. 48.

Richard Weinacht's Reisebureau
18 u. 20 Broadway, NEW-YORK U.S.A.

Im Frühjahr und Sommer 1904
Gesellschaftsreisen
zur
Ausstellung in St. Louis
mit Aufenthalt in:
New-York, Washington, Chicago, Milwaukee, St. Paul, Minneapolis,
sechs Tage im Yellowstone Park,
Salt Lake City, d. Mormonenstadt, San Francisco, Los Angeles, Denver, Portland-Seattle.
Briefe bittet man zu adressieren an:
Richard Weinacht 18 u. 20 Broadway, New-York

Marke
Tip Top
Grempler & Co.
Grünberg i. Schles.
Gegründet 1826.

Portwein milder Früh-
stücks- und Krankenwein.
1.10 Mark per 1/1 Fl. inclusive Glas und Packung. Bahnseitig. franko
Post-Probecolli 3/1 Fl. **Mk. 3.50** Nachn. Spezialität
von **Ed. Vissering, Leer** i. Ostfr.
Grosshandlung in Südweinen. Gegründet 1821

J. H. Kraas, Hoflieferant,
Hôtel- und Weingutsbesitzer
in Rüdesheim a. Rh.
empfiehlt seine aus eigenen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt Wien und Philadelphia.
Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Lose zur 144. Königl. Sächs. Landes-Lotterie.
Ziehung 1. Klasse: 6. u. 7. Juli 1903, empfiehlt **Robert Lederer**, amtliche Einnahme, Leipzig V, Wintergartenstrasse:

Kaufpreis für Klassenlos:	1/10 5 M.	1/5 10 M.	1/2 25 M.	1/1 50 M.
Vollloe für alle Klassen:	25 M.	50 M.	125 M.	250 M.

Der Arbeiter und der Getreidezoll

Von Robert Wuttke

Nur noch kurze Zeit trennt uns vom Wahlkampf. Die Parteien suchen mit Wahlprogrammen und mit Schlagworten auf die Massen zu wirken, sie für ihre Ideale zu begeistern. Freilich von Idealen kann man heute kaum noch viel reden, zumeist dreht es sich um einen Streit zwischen Mein und Dein; der politische Kampf artet nach und nach in einen reinen Interessenkampf aus. Da klar zu sehen, ist schwer. Während die einen Deutschland am Scheidewege sehen und glauben, nur durch Rückkehr zur autonomen Schutzpolitik Bismarcks könne Deutschland noch zu retten sein, glauben die andern den Untergang Deutschlands prophezeien zu müssen, wenn unsre Politik nicht mehr den wirtschaftlichen Absatz unsrer Produkte im Ausland und die Zufuhr reichlicher Lebensmittel für unsre rasch anschwellende Bevölkerung zu sichern vermag; nur unter der möglichsten Freigebung des deutschen Marktes, behaupten sie, habe die Regierung den Schlüssel zu fremden Märkten in der Hand. Geht man dem Für und dem Wider nach, so kann man den Streit in ein Schlagwort zusammenfassen: Hie Kornzoll, und hie Arbeiter.

Schon einmal hat die Wirtschaftspolitik Englands fast vor demselben Schlagwort gestanden: es handelte sich in den zwanziger und dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts darum, die letzten Reste der alten Merkantilpolitik in England zu beseitigen, man strebte volle Freiheit des Verkehrs auf nationalem und internationalem Gebiet an. Damals gründete Cobden die anti-corn-league. In richtiger Erkenntnis der Instinkte der Massen brachte er die Gegnerschaft gegen die herrschende Wirtschaftspolitik in eine einzige Formel zusammen: Nieder mit dem Kornzoll! Und es gelang seiner beispiellosen agitatorischen Kraft, zuerst seine Mitbürger in Manchester, dann immer weitere Kreise in England und schließlich das Parlament und die Regierung für seine Idee zu gewinnen. Mit dem Kornzoll fiel die alte Wirtschaftspolitik, vollzog sich der Übergang Englands aus einem Lande mit agrarischer Zollpolitik zum Lande des reinen Freihandels.

Wenn man diesem Kampf, den Cobden und seine Partei geführt haben, in seinen Wandlungen und Phasen nachgeht, so erkennt man, welchen Einfluß ein

geschickt geprägtes Schlagwort für die innere Wirtschaftspolitik hat. Und heute wiederholt sich, wenn auch in andrer Parteigruppierung, wenn auch in andern Zielpunkten, doch derselbe Kampf um den Kornzoll. Im Grunde genommen steht aber nicht in Frage, ob der Kornzoll höher oder niedriger sein soll, nicht um die etwaige Preishöhe des Zolles stehn die wirtschaftlichen Parteien unsers Vaterlandes im Widerspruch, es handelt sich vielmehr um das Aufeinanderstoßen zweier wirtschaftlicher Grundanschauungen, die um den Sieg miteinander in unserm Volke ringen. Und der Ausgang dieses Kampfes ist nicht davon abhängig, welche der Parteien im nächsten Reichstage die Mehrheit haben wird. Weder nach der einen noch nach der andern Seite, nach der gehofften oder nach der gefürchteten, wird sich die Entwicklung unsrer Wirtschaft so schnell vollziehn. Als in England in den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts die Grundlagen zu der heute herrschenden Freihandelstheorie gelegt wurden, dauerte es doch mehr als zwei Menschenalter, ehe sie sich aus der Theorie in die Praxis umsetzten, und so wird auch der Kampf, worin wir mitten drin stehen, nicht an einem Wahltage ausgefochten werden.

Das soll nun aber nicht etwa heißen, daß wir der kommenden Wahlschlacht keine Bedeutung zumessen wollten. Die Sozialdemokratie, die so viele ihrer Ideen aus England entlehnt hat, hat auch geglaubt, sich das Rüstzeug für die kommende Wahlschlacht von dort holen zu müssen. Ihr Ruf vom Brotwucher der hungernden Agrarier ist nichts andres als eine Karikatur der Cobdenschen Worte. Immerhin nötigt dieser Ruf vom Brotwucher alle, sich die Frage nahe zu legen: Wie steht es damit, was ist daran wahr, was ist falsch?

Um es gleich vorauszuschicken: wenn wir diese Frage zu beantworten versuchen, so gehn wir auf die prinzipielle Frage, ob ein Kornzoll an sich gerechtfertigt ist, nicht mehr ein. Wir wollen keine theoretische Untersuchung führen, wir wollen nur mit gegebnen Tatsachen rechnen. Wir nehmen also den Kornzoll, wie ihn die Regierungsvorlage enthält, als maßgebend für die nächsten Handelsverträge an. Wir rechnen damit, daß auch im nächsten Reichstage Handelsverträge nur mit erhöhten Kornzöllen durchgehn werden.

Was werden nun diese erhöhten Kornzölle der Landwirtschaft bringen? Um diese Frage zu beantworten, haben wir unsre Untersuchung nach zwei getrennten Richtungen zu führen. Zuerst handelt es sich darum, festzustellen: Wie groß ist die Einfuhr an Getreide, und wie groß ist der vorhandne Inlandsvorrat?

	1894/95	1895/96	1896/97	1897/98	1898/99
	in Tonnen zu 1000 Kilogramm				
Roggen					
Inlandsvorrat*)	7315456	6722991	7517065	7156159	8021493
Zuschuß vom Ausland**)	589887	827068	579379	590307	432584
Weizen					
Inlandsvorrat	2997315	2841061	3090169	2934551	8270833
Zuschuß vom Ausland	1171546	1465217	1345296	1020029	1423436

*) Inlandsvorrat: gleich der Ernte abzüglich des Aussaatquantums.

**) Zuschuß vom Ausland: gleich Einfuhr abzüglich der Ausfuhr; eingeführtes Mehl ist auf die betreffende Körnerfrucht umgerechnet.

	1894/95	1895/96	1896/97	1897/98	1898/99
	in Tonnen zu 1000 Kilogramm				
Gerste					
Inlandsvorrat	2657048	2596544	2523380	2359158	2631017
Zuschuß vom Ausland	1146740	905267	1214530	1163427	1275672
Hafer					
Inlandsvorrat	5953424	5599882	5332722	5078796	6114677
Zuschuß vom Ausland	284220	196946	584362	505120	265762
Kartoffeln					
Inlandsvorrat	27558688	31686570	26223465	27640536	30559433
Zuschuß vom Ausland	—	104467	157030	—	65653
Mehr aus- als eingeführt	33947	—	—	56176	—

Wenn man diese Zahlen überschaut, so zeigt sich, daß die Zufuhr an Roggen, dem Hauptnahrungsmittel in Deutschland, verhältnismäßig gering ist. Auf eine Inlandsproduktion, die zwischen 6,7 bis 8 Millionen Tonnen schwankt, haben wir nur eine Zufuhr, die von 400000 auf 800000 Tonnen steigt. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei Hafer, bei einem Inlandsvorrat von 5 bis 6 Millionen Tonnen schwankt die Einfuhr zwischen 200000 bis 600000 Tonnen. In Kartoffeln ist sogar die Ausfuhr aus dem deutschen Wirtschaftsgebiet im Durchschnitt größer als die Einfuhr. Nur für zwei Kornfrüchte haben wir eine stärkere Einfuhr festzustellen. Zunächst für Gerste. Sie beträgt bei einem Inlandsvorrat von 2,3 bis 2,6 Millionen Tonnen einen Einfuhrzuschuß von 1 bis 1,3 Millionen Tonnen. Diese Einfuhr ist aber nicht so bedrohlich, wie sie hier erscheint. Der größere Teil der Einfuhr kommt auf Braugerste, und da wir eine starke Bierausfuhr im Deutschen Reiche haben, so müßten wir eigentlich streng genommen, wenn wir die Versorgung des nationalen Wirtschaftsgebiets allein ins Auge fassen, die bei den Ausfuhrwaren verwandte Gerste von der Einfuhr wieder abziehn. Anders liegen die Verhältnisse beim Weizen. Hier kann man von einem Mißverhältnis zwischen Inlandsvorrat und Einfuhrzuschuß sprechen. Bei einem Inlandsvorrat von 2,8 bis 3,2 Millionen Tonnen beträgt die Einfuhr 1,2 bis 1,5 Millionen Tonnen.

Es zeigt sich also, daß wenn man von Weizen und Gerste absieht, die Zufuhr in das deutsche Wirtschaftsgebiet noch verhältnismäßig gering ist. Der Bestand unsrer Wirtschaft hängt nicht wie der Englands von der Getreidezufuhr ab, ja die Verhältnisse liegen zur Zeit für uns noch so günstig, daß unsre Landwirtschaft durch vermehrte Anstrengung den nationalen Bedarf decken könnte. Sie brauchte nur die Branntweinbrennerei und die Zuckerproduktion etwas einzuschränken, eine intensivere Bewirtschaftung anzuwenden, um sofort die Einfuhrmengen zu ersetzen. So werden z. B. im Reichsdurchschnitt auf den Hektar 26,6 Zentner Weizen in Deutschland, in Sachsen dagegen 34 Zentner geerntet. Nicht in der Menge der eingeführten Getreidemassen liegt das Bedrohliche für unsre Landwirtschaft. Die wesentliche Aufgabe, die der Zoll erfüllen soll, liegt nicht etwa darin, die Einfuhrmengen zu mindern.

Der Kornzoll soll vielmehr eine andre Wirkung äußern. Da es sich hier um wirtschaftliche Vorgänge handelt, die sich erst in den letzten Jahrzehnten in dieser Richtung entwickelt haben, müssen wir etwas weiter zurückgreifen. Im achtzehnten Jahrhundert wechselten Hungersnöte mit Zeiten des

Überflusses. Die Getreidepreise weisen Schwankungen auf, wie wir sie in der Gegenwart überhaupt nicht mehr kennen. Nicht der Aufkäufer, nicht der Kornhändler und der Wucherer, wie das Volk meinte, waren die Ursache dieser schwankenden Getreidepreise, es war ein wirtschaftliches Gesetz, das ihnen zu Grunde lag. Bei der geringen Entwicklung des Verkehrswesens konnte Getreide nur auf kurze Entfernungen transportiert werden. Jede Gegend Deutschlands mit Ausnahme der größern Stromgebiete war deshalb eng an den Umfang ihrer örtlichen Getreideproduktion gebunden, und jeder Ausfall in der Ernte brachte nach diesem Gesetz, daß notwendige Lebensbedürfnisse größern Preisschwankungen als Luxusbedürfnisse unterliegen, bald sehr niedrige, bald sehr hohe Kornpreise. Der Ersatz der Feldfrüchte durch Kartoffeln, Mais usw., die Fortschritte in der Bodenkultur ermöglichen es uns jetzt, unsre Lebenshaltung nicht mehr ausschließlich von dem Gedeihen einer Feldfrucht abhängig zu machen. Damit macht sich in der Preisbildung ein ausgleichender Umstand geltend. Wichtiger aber noch als diese Verteilung des Nahrungsbedürfnisses auf verschiedne Früchte ist es, daß wir durch die Entwicklung des modernen Transportwesens einmal unser nationales Wirtschaftsgebiet in ein einheitliches verwandelt haben — es zerfällt nicht mehr in lauter wirtschaftlich beschränkte Kreise —, und dann daß die internationale Seefahrt zu einer Getreidezufuhr des Auslandes in einem Umfange geführt hat, die vor wenig Jahrzehnten noch geradezu märchenhaft erschienen wäre. Die früher schwer transportierfähige Ware Getreide hat sich heute zu einem Weltgut mit internationaler Preisbildung ausgewachsen. Damit haben sich auch die Umstände, die die Preisbildung bestimmten, völlig verschoben. Weder der Umfang der nationalen Produktion und das Verhältnis der vorhandnen Gütermengen zum Bedarf noch die Höhe der nationalen Produktionskosten ist für unsern Getreidepreis maßgebend. Er ist losgelöst von nationalen Einflüssen, allein bestimmend wirkt auf seine Höhe die internationale Spekulation, die sich völlig dem Einfluß des deutschen Landwirts und der deutschen Wirtschaft entzieht.

Und hier liegt nun die zweite Wirkung, die der Zoll ausüben soll. Der Zoll soll nicht nur die Zufuhr abwehren, er soll, und das ist die wichtigere Funktion, die er ausübt, die nationale Preisbildung innerhalb gewisser Grenzen von der internationalen loslösen. Unter normalen wirtschaftlichen Verhältnissen wird sich die Preisdifferenz zwischen dem deutschen und dem Weltmarktpreis um die Höhe des Zolles bewegen. Wir wehren also durch den Zoll nicht nur die Getreidezufuhr ab, wir suchen zugleich den Preisstand der nationalen Getreideproduktion um die Höhe des Zolls zu heben.

Die extremen Agrarier wollen einen Zoll in einer Höhe, die jede Zufuhr verhindert. Der Zoll soll nur Umschreibung einer absoluten Schutzmauer für das getreidebauende Deutschland sein. Bei den gemäßigtern Parteien dagegen handelt es sich weniger um die Menge des zugeführten Getreides als um eine Trennung der nationalen Preisbildung von der internationalen, um die Möglichkeit, daß unsre deutsche Landwirtschaft ihre alte Kulturhöhe erhalte und nicht herabgedrückt werde in den Zustand der Länder, mit denen Deutschland auf dem internationalen Markte sonst bei der Preisbildung konkurrieren müßte: Argentinien, Indien, Südrußland.

Diese Politik hat sich im letzten Reichstage siegreich erwiesen. Sie hat zur Folge, daß die nationale Preisbildung weiter als früher von der internationalen unabhängig wird. Das ist das nächste greifbare Ergebnis. Aber sie bedeutet im Zusammenhang mit den weitern zum Schutze der Landwirtschaft ergriffnen Maßregeln den ausgesprochnen Willen der Regierung und der parlamentarischen Mehrheit, auf eine absehbare Zeit den landwirtschaftlichen Verhältnissen eine gewisse Stetigkeit zu verleihen. Man darf das nicht unterschätzen. Bei allen wirtschaftlichen Verhältnissen spielt das Vertrauen auf die Stetigkeit der Verhältnisse eine große Rolle. Glaubt die Landwirtschaft, daß sich ihre Lage zunächst nicht verschlechtern wird, hofft sie im Gegenteil auf eine Besserung, dann wird sie auch ihre Kräfte vermehrt einsetzen, Kapital wird ihr zufließen, es wird sich ein allgemeiner Aufschwung in der Landwirtschaft geltend machen, und das bedeutet nicht zuletzt eine Besserung der ländlichen Arbeiterverhältnisse, eine Besserung in der Richtung, daß die Landwirtschaft ihre Arbeitermassen erhalten und besser entlohnen kann.

Gegenüber all den schiefen Urteilen, die heute immer und immer wieder über wirtschaftliche Verhältnisse ausgesprochen werden, und bei denen man glaubt, alles auf gewisse mathematische Formeln zurückführen zu können, kann man nicht scharf genug betonen, wie ausschlaggebend bei unserm wirtschaftlichem Handeln das rein Psychologische ist; unsre Industrie, unser Handel hängt von dem Vertrauen in die Konjunktur ab. Sollte es bei dem dritten großen Produktionsgebiet, der Landwirtschaft, anders sein?

Um noch einmal kurz die Ergebnisse zusammenzufassen: Der neue Getreidezoll wird zu keiner starken Einschränkung der fremden Getreidezufuhr führen, er wird dagegen Deutschland in einem gewissen Umfange von der internationalen Preisbildung unabhängig machen, und er wird Vertrauen auf die neue Wirtschaftspolitik bei der Landwirtschaft erwecken und damit belebend auf diesen Produktionszweig einwirken.

Wie soll sich nun der Arbeiter zu dem Getreidezoll stellen? Dient der Getreidezoll schlechtweg dem Brotwucher? Wenn das der Fall ist, dann müßte die Lage des Arbeiters ohne Getreidezoll wesentlich besser sein als mit Getreidezoll. Vergleichen wir die Chancen gegeneinander. Zunächst sei zugegeben, daß jeder Getreidezoll eine Erschwerung der Lebenshaltung der untern und breitern Volksschichten bedeutet. Das muß jeder, der einmal ernstlich Arbeiterbudgets durchgearbeitet hat, zugeben, aber sehr fraglich ist es, wie groß im einzelnen Falle die Belastung sein mag, oder mit andern Worten, ob der Zoll in seiner ganzen Höhe vom Arbeiter getragen werden muß. Jeder Zoll ist eine indirekte Steuer, und wie der Zoll innerhalb der Produzenten-, Händler- und Konsumentenkreise abgewälzt wird, ist ein wirtschaftliches Problem, das sich in seinem Prozeß im einzelnen nicht genau erfassen und darstellen läßt. Wir tappen hier im Dunkeln herum, und wo die Wissenschaft versagt, da stellt sich die Partei mit ihren Glaubenssätzen ein. Soviel werden wir aber wohl sagen können, daß der Zoll kaum in seinem ganzen Umfange auf die Konsumenten in den untern Volksklassen gewälzt werden wird. Wir wollen aber bei unsrer Untersuchung nicht mit einer Überwälzung eines Teils des Zolls rechnen; wir

nehmen an, der Zoll wird völlig auf den Arbeiter übertragen, also den ungünstigsten Fall. Wie stellt sich nun die wirtschaftliche Rechnung für den Arbeiter dar?

Der Rückgang der Landwirtschaft kommt am sichtbarsten zum Ausdruck, wenn man verfolgt, wie sie ihre bodenständige Bevölkerung nicht mehr zu erhalten vermag. Große Landarbeitermassen wenden sich beständig von der Landwirtschaft der Industrie zu. Sie bedeuten für den eigentlichen Industriearbeiter eine Bedrohung seiner Lebenshaltung, denn diese ehemaligen Landarbeiter müssen in den Städten, in den Fabriken Arbeit finden, wollen sie sich ernähren. Sie bieten ihre Arbeit zu jedem Preise aus. Sie sind auch nicht zu höherer technischer Arbeit geschult, sie sind nur für niedere Arbeiten oder solche, in denen sich schnell eine gewisse technische Übung erlangen läßt, verwendbar. Sie bilden deshalb bei aller Trefflichkeit des Menschenmaterials den Untergrund der Gewerbearbeiter. Sie sind an härtere Arbeit als die Industriearbeiter, an ein entbehrungsreicheres Leben als diese gewöhnt. Schon in der Stadt allein zu leben, erscheint ihnen — leider! muß man sagen — als ein Vorzug. Daraus ergeben sich nun aber gewisse wirtschaftliche Folgerungen. Der landflüchtige Arbeiter ist ein Lohndrücker. Er teilt nicht das Standesbewußtsein des Industriearbeiters. Ohne die starke Zufuhr der Einwandrer vom Lande würde sich die wirtschaftliche Lage unsrer Industriearbeiter bei dem glänzenden industriellen Aufschwung der letzten beiden Jahrzehnte wesentlich anders gehoben haben. Diese ehemaligen Landarbeiter sind ein Hemmschuh für das Aufsteigen unsrer Arbeiterklassen.

Gelingt es nun, was wir erwarten, daß mit dem neuen Getreidezoll auch neue Hoffnung in die Brust unsrer Landwirte einzieht, daß sie mit frischem Mut an ihr Tagwerk gehn, daß das Kapital zur Weiterung und zur Verbesserung ihrer Anlagen ihnen wieder zufließt, dann wird neben dem Kapital weitere Arbeitskraft benötigt werden. Schon eine schwache Belebung der Landwirtschaft wird es ermöglichen, die jetzt schon locker gewordnen Arbeitskräfte wieder bodenfest zu machen. Jeder größere wirtschaftliche Aufschwung aber wird die Zuziehung neuer Arbeitermassen zur Folge haben.

Für die Industriearbeiter bedeutet diese Bewegung Schutz vor der Zuwandrung landflüchtiger Arbeiter. Der lange Druck, der sich von der Landwirtschaft aus geltend gemacht hat, wird gehemmt werden. So wird der Industriearbeiter bei den neuen Kornzöllen vor die Frage gestellt, was für ihn vorteilhafter ist, eine etwaige Erhöhung der Brotpreise und zugleich eine verminderte Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt und damit die Möglichkeit, geschlossener für seine Lebenshaltung einzutreten, oder kein Kornzoll, keine verteuerten Lebensmittel, aber durch den unaufhaltsamen Rückgang der Landwirtschaft Zustrom losgelöster ländlicher Arbeitermassen, Erweiterung des gewerblichen Arbeitsmarktes um Hunderttausende, wenn nicht um Millionen Arbeiter. Das würde aber bedeuten: Verzicht in der nächsten Zeit auf jede Lohnerhöhung, auf jede Besserung in der Lebenshaltung der arbeitenden Klassen. Wir glauben, wenn man die Verhältnisse objektiv abwägt, wird man zu dem Schlusse kommen: der Getreidezoll ist, wenn man auch zugibt, daß er den Lebenshaushalt des

Arbeiters verteuert, doch unter den gegebnen wirtschaftlichen Verhältnissen das kleinere Übel. Auch im Interesse der Arbeiterschaft liegt eine aufblühende Landwirtschaft.

Bei dem Ruf vom Brotwucher wird zu einseitig das Gewicht auf die etwaige Verteuerung der Lebensmittel und zu wenig auf die allgemeine Lebenshaltung des Arbeiters gelegt. Dafür soll ein Beispiel angeführt werden. Die Stadt Dresden erhebt eine hohe indirekte Abgabe auf Lebensmittel,

z. B. Grenzzoll für 100 Kilo Weizen:	3,50 Mark
städtische indirekte Abgabe (die Stadt erhebt nur von Mehl und Backwaren Abgaben) für 100 Kilo Weizenmehl:	2,40 Mark
	5,90 Mark

Von den Gegnern des Kornzolls wird behauptet, jede Erhöhung des Zolls bedeute eine Erschwerung unsrer Industrie im internationalen Wettkampf. Wie sieht es hiermit in der Wirklichkeit aus? Die in Dresden durch die Mehlabgabe usw. schwer belasteten Industrien hätten sich nach dieser Theorie nicht halten können, sie hätten in der Konkurrenz mit der Industrie andrer deutscher Städte unterliegen müssen. Davon ist keine Rede gewesen. Im Gegenteil, Dresden ist in den letzten zwanzig Jahren mehr und mehr eine Industriestadt geworden. Und wie steht es mit dem Arbeiter? Auch hier haben die hohen indirekten städtischen Abgaben nicht zu einer Abwanderung geführt, nein, die Einwohnerzahl Dresdens hat sich gehoben.

Suchen wir am Schluß über den Tageskampf hinweg in grundsätzlicher Weise die Frage zu erörtern, ob die Arbeiter für den Getreidezoll eintreten sollen oder nicht. Wir sind uns dabei, wenn wir diese Frage aufwerfen, sehr wohl bewußt, daß der deutsche Arbeiter für die Erkenntnis der wirtschaftlichen Vorgänge, um die es sich hier handelt, zur Zeit nicht reif ist, und daß wir bei der Herrschaft, die die Sozialdemokratie über unsre Arbeiter ausübt, auch nicht in kommenden Zeiten darauf rechnen dürfen. Trotzdem sei sie aufgeworfen.

Der Preis eines Produkts auf dem nationalen Markt entsteht nicht, wie man immer in halbverstandner Weise nachredet, aus einem Kompromiß zwischen Angebot und Nachfrage. Maßgebend bestimmen ihn die Produktionskosten; diese aber hängen von der jeweiligen Kulturhöhe eines Volkes ab. Eine große Menge der im nationalen Haushalt verrichteten Arbeiten ist so niedriger Natur, hängt so von der technischen Überlieferung ab, daß man dazu weder in der Volksschule gewesen sein muß, noch daß man aus der Verrichtung dieser Arbeit einen Anspruch auf höhern Kulturgenuß herleiten kann. Wir sind aber nicht allein eine wirtschaftende Nation, und nicht die Gebote der Wirtschaftlichkeit bestimmen unser Streben; wir sind eine Kulturnation mit sittlichen, moralischen und geschichtlichen Überlieferungen. Wir Deutschen haben zuerst den Grundsatz aufgestellt, daß jedermann lesen und schreiben lernen soll, daß jedermann im Dienste des Vaterlandes ausgebildet werden soll; wir sind stolz darauf, das wissenschaftlich durchgebildetste Volk zu sein. Alles das aber kostet Opfer an Zeit und Geld, und die äußern sich darin, daß bei jedem Produkt gewissermaßen als Entgelt für unsre Kulturhöhe ein Aufgeld zu zahlen ist. Wenn wir nun auf dem internationalen Markte konkurrieren, so können wir es siegreich

Digitized by Google

tun in solchen Waren, die als das Ergebnis einer höhern Kulturarbeit gelten müssen. Wir werden aber niedergerungen werden, wenn es sich auf dem internationalen Markt um den Ausgleich von natürlichen Vorteilen handelt, wie sie im Klima, in der größern Fruchtbarkeit des Bodens liegen oder im niedern Arbeitslohn als Ausdruck eines tiefern Kulturzustandes. Alles das muß aber in Betracht gezogen werden bei der Beurteilung der internationalen Preisbildung des Getreides. Der Schutzzoll für Getreide ist in seinem letzten Grunde nicht nur ein wirtschaftlicher, er ist auch ein Kulturzoll. Er soll uns die Möglichkeit gewähren, trotz ungünstiger äußerer Umstände die Höhe unsrer alten Kultur zu bewahren.

Einst haben wir auf den Schlachtfeldern gegen den Ansturm der Hunnen, Slawen und Türken für die Erhaltung unsrer Volksart gestritten. Heute handelt es sich nicht um einen allen Augen sichtbaren Kampf, kein Pulverdampf ist zu sehen, kein Knattern der Gewehre hört man. Still und geräuschlos vollzieht sich der Kampf in der Form der Preisbildung auf den internationalen Märkten. In seinen Wirkungen gleicht er aber leider nur zu sehr dem eines Schlachtfeldes. Hier und dort wird ein Landarbeiter entwurzelt, fällt ein Landwirt nach dem andern, um wem Platz zu machen? Bulgaren und Slawen, Indern und Kulis! Die Tonne Getreide, die in Deutschland nicht geerntet, wohl aber verbraucht wird, ist anderswo gewonnen worden, hat dort neue Arbeit gegeben, war Anlaß zu einer reichern Bewirtschaftung des Bodens, diente zu einer Belebung des dortigen Verkehrs.

Heute ist das internationale wirtschaftliche Schlachtfeld in der Hauptsache noch auf das Getreide beschränkt; es kann bald, schneller als wir ahnen, an Ausdehnung gewinnen. Schon droht uns in Ostasien ein neuer Wettbewerb; in diesem Kampfe stehn sich nicht Landwirtschaft gegen Landwirtschaft, sondern europäische Industrie gegen ostasiatische Industrie. Dann wird es heißen: Ja, Bauer, das ist ganz was andres! Dann wird auch die Binde von den Augen unsrer verführten Arbeitermassen fallen; hoffen wir, daß es dann nicht zu spät ist.

Gerade wer für die Hebung des Arbeiterstandes eintritt und dem deutschen Industriearbeiter die Möglichkeit, seine Bildung zu steigern, gewährt wissen will, muß für einen Schutz der Landwirtschaft eintreten.

Zur Geschichte des Rettungswesens
an der deutschen Küste

Von Ludwig Kemmer in München

In den letzten Februarwochen des Jahres 1807 ging zu Kolberg im Lärm der Armierung und im Leid über die mißglückten Vorstöße Schills gegen das französische Belagerungskorps das Leben eines Mannes zu Ende, der die große Zeit des großen Königs erlebt und, sich selbst und seinen Zeitgenossen unbewußt, sein bescheidnes Teil, doch mehr als sonst einem schlichten Bürger vergönnt war, zur Größe jener Zeit beigetragen hatte.

Am 28. Februar 1807 starb der Tuchmachermeister Ehrgott Friedrich Schaefer senior am mittelsten Törchen, der im Jahre 1784 ein Verfahren zur Herstellung einer Verbindung zwischen gestrandeten Schiffen und der Küste erfunden hatte. Ein kurzes Leben war damals dem Gedanken beschieden gewesen, und eine bittere Enttäuschung dem Erfinder. Und doch verschönt dieses kurze Aufleuchten einer die Erhaltung von Menschenleben verheißenden Idee die letzten Regierungsjahre Friedrichs des Großen. Denn es war das erste Zeichen, daß auch in Kreisen, die von der Seenot nicht selbst getroffen wurden, die Sorge um das Leben der Schiffbrüchigen wach geworden war. Weiter rückwärts, bis in die ersten Jahre der Regierung des Großen Kurfürsten, kann man, wie anderwärts, so auch an der deutschen Küste nur die kalte Sorge für das Gut der Unglücklichen verfolgen.

Wie der Kolberger Raschmachermeister auf den glücklichen Gedanken kam, und wie sein Versuch, das Rettungsverfahren zur Geltung zu bringen, scheiterte, erzählen Akten der ehemaligen Pommerschen Krieges- und Domainen-Kammer und des Kolberger Magistrats, sowie die Spenersche Zeitung vom 30. Dezember 1784.

Um das Jahr 1780 ertrank im Angesichte der Stadt Kolberg die ganze Mannschaft eines gestrandeten Schiffes. Die Wildheit der See erlaubte den Fischern von Münde nicht, wie sie damals schon bei Strandungen zu tun gewohnt waren, mit einem Boote dem auf dem äußersten Riff sitzenden Wrack Hilfe zu bringen — umso tiefer prägte sich der Vorgang den erschütterten Zuschauern ein. Als ein Kolberger Bürger einen der Fischer fragte, ob es denn gar nicht möglich sei, durch ein Tau die Verbindung zwischen dem Wrack und dem Strande herzustellen, antwortete dieser mit dem grimmigen Spott, den die Verzweiflung an der eignen Kraft in rauhen Naturen erzeugt, der Frager solle nur „einbaden" und ein Tau über das Schiff werfen. Zuletzt machten die Schiffbrüchigen einen verzweifelten Versuch, mit einem Boote das Ufer zu gewinnen, aber das Fahrzeug kenterte, und die Brandung bedeckte die armen Leute. Nur der Schiffer Erdmann Heydemann kam wieder empor und strebte rüstig dem Lande zu. Doch eine Planke seines Schiffes traf ihn und lähmte seine Kraft. Da wandten sich die Kolberger heimwärts, tiefer als je bei ähnlichen Ereignissen von Mitleid bewegt.

Den Raschmacher Schaefer, der in seiner Herzensangst um die Verunglückten die töricht klingende Frage an den Seemann gerichtet hatte, ließ seit dem Tage der Gedanke an die Herstellung einer Verbindung zwischen Wrack und Strand nicht mehr los. Er sann und sann, bis ihm bei einer Übung der Schützengilde mit einemmal das Geschoß einer Feuerwaffe als zweifellos geeignet erschien, eine Leine über ein Schiff in Seenot zu tragen. Er hatte neun Jahre im Heldermannschen Bataillon gedient und war auch als Mitglied der Schützengilde mit dem Gewehr vertraut geblieben, aber da es nicht erlaubt war, außer einer Pistole eine Schußwaffe aus dem Tore zu bringen, konnte er seine Erfindung nur mit dieser schwachen Waffe erproben. Er verwandte als Geschoß einen aus dem Laufe hervorragenden, mit Eisenblech beschlagnen Stock, an dessen äußerm Ende in einer Öse eine Leine von der

Dicke eines „Feüffenstengels“ (Pfeifenstengels?) befestigt war. Die gewöhnliche Ladung trieb das Geschoß und die Leine 15 Faden (28 Meter) weit.

Der Erfinder hielt es nicht für nötig, weitere Versuche mit der Pistole anzustellen, so sicher war er seiner Sache. Es drängte ihn, seinen Gedanken nutzbar zu machen, der Rückgang seines Geschäfts, dessen Gedeihen vermutlich ganz von seiner, lange Zeit durch das auf ein Rettungsmittel gerichtete Sinnen und Suchen gelähmten Arbeitskraft abhing, mahnte ihn, auch an sich selbst zu denken, und so verfaßte er eine rührend unbeholfne, „Hochwürdige Königliche Mayestät“ überschriebue Immediateingabe, worin er seinen König von der Erfindung, „einer sehr wichtigen Sache, die noch nicht in der gantzen welt erfunden,“ benachrichtigt und um Unterstützung bittet. Dieser Entwurf kam nicht in die Hände des Königs. Schaefer legte ihn ohne Unterschrift dem Bürgermeister von Kolberg, Landrat Sehler, vor, während er an den König einige Tage später eine wohl von einem sprachgewandten Freunde verfaßte, militärisch kurze Mitteilung, wie er auf den Gedanken gekommen sei, und eine Beschreibung des Verfahrens sandte. Auf beiden Wegen gelangte der Erfinder zum Ziel, doch nur zum nächsten, einer amtlichen Prüfung des Rettungsmittels. Landrat Sehler erkannte sofort die Schwierigkeit, zwischen der Stärke der Ladung, dem Gewichte und der Haltbarkeit der Leine und dem Gewichte und der Geschwindigkeit des Geschosses das richtige Verhältnis zu finden, sodaß sowohl die Ermüdung des Geschosses durch die Schwere der Leine, als auch das Zerreißen der Leine durch die Schnelligkeit des Geschosses vermieden, und das Ziel erreicht würde. Er fand deshalb den Vorschlag Schaefers „nicht wohl applicable.“ Dennoch erteilte er ohne Zögern dem Hafenprovisor Bohm den Auftrag, mit dem Hauptmann Arndt, „als einem perito in arte,“ das Verfahren zu besprechen, und falls dieser es nicht für aussichtslos halte, einem Versuche zu unterwerfen. Hauptmann Arndt erklärte sich zur Abgabe eines Gutachtens auf Grund eines Versuchs bereit, wenn er dazu von dem Gouvernement beauftragt würde. Noch ehe jedoch Bohm an den Magistrat berichtet, und dieser die von Arndt gewünschte Order von dem Festungskommandanten erwirkt hatte, traf von der Pommerschen Kriegs- und Domänenkammer in Stettin der Befehl ein, „nach dem Vorschlage des ɛ Schaefer dieserhalb mit Schieß-Gewehr, wiederholte Proben machen zu laßen.“ Sehr bald nach dem Einlaufen der vom 5. Oktober datierten Immediateingabe Schaefers hatte der König durch Kabinettsorder d. d. Potsdam, den 9. Oktober 1784 das Generaldirektorium beauftragt, „das Verfahren von Sachverständigen untersuchen zu laßen, und sodann anzuzeigen, ob etwas dabey herauskommen könne oder nicht; und letztern Falls, gedachten Bürger darnach zu bescheiden, da er — der König — unmittelbar nicht beurtheilen könne, ob von dem Verfahren ein guter Erfolg zu erwarten stehen mögte.“ Das Generaldirektorium hatte diesen Auftrag an die Pommersche Kriegs- und Domänenkammer weiter gegeben.

Der so rasch erfolgte allerhöchste Befehl beschleunigte den Gang der Angelegenheit. Der Festungskommandant beauftragte den Hauptmann Arndt, den Versuchen beizuwohnen, und der Magistrat veranlaßte Schaefer, mit Arndt

die nötigen Vorbereitungen zu vereinbaren. Die Versuche wurden von dem Kommandanten auf den 2. November anberaumt.

Sie fanden am Morgen dieses Tages in dem Epaulement vor dem Gelderntore statt. Schaefer gab in Gegenwart dreier Artillerieoffiziere, des Hauptmanns Arndt und der Leutnants Henning und Lichtenberg, eines Membri Senatus, des Landrats Sehler, und zweier seemännischer Sachverständiger, des Hafenprovisors Bohm und des Schiffers Nettelbeck, der nach seiner Lebensbeschreibung damals „seit einem Jahre aus einem Seemann ein Landmann und ehrsamer Colberger Pfahlbürger geworden war," je drei Schüsse aus einer Pistole, einem Gewehr und einer kleinen eisernen Kanone ab. Als Leinenträger hatte er sich hölzerne Zylinder anfertigen lassen, die in ihrer Stärke dem Kaliber der drei Waffen entsprachen, an den beiden Enden mit einem eisernen Ring belegt, vorn mit einer Öse versehen und so lang waren, daß sie, in den Lauf geschoben, noch einen Zoll aus der Mündung ragten. Die Leinen, die an den Ösen befestigt wurden, waren je nach der Kraft der Waffe verschieden stark: an dem Zylinder der Pistole wurde ein starker Bindfaden, an den Geschossen des Gewehrs und der Kanone mehr oder minder starkes Sackband befestigt. Die Wurfleine sollte, durch ein Geschoß über das gefährdete Schiff oder vom Schiffe ans Land getragen, nur die Möglichkeit bieten, durch ein stärkeres Tau eine schwanke Brücke zwischen Wrack und Strand zu schlagen. Wie diese Verbindung zum Transport der Schiffbrüchigen benutzt werden sollte, ist in den Akten nicht angedeutet; Schaefer überließ es entweder den Seeleuten, sein Verfahren in dieser Hinsicht auszugestalten, oder er setzte voraus, daß sie seiner Unterweisung im Gebrauche der Brücke nicht bedurften. Vielleicht wußte er, daß sie schon lange bei Strandungen, um eine Verbindung mit dem Lande herzustellen, an Taue gebundne Tonnen der Flut zur Beförderung ans Land überließen, und durfte deshalb annehmen, daß sie auch eine derartige Taubrücke zu benützen verstünden. Ihm war nur darum zu tun gewesen, ein Mittel zur Herstellung der ersten Verbindung zwischen Wrack und Strand zu ersinnen. Er hatte das Prinzip des Verfahrens gefunden, ein zuverlässiges Rettungsmittel daraus zu machen, war die schöne Aufgabe der Technik.

Die primitiven Versuche des Erfinders mißlangen kläglich. Bei der Besprechung der neun Schußresultate wird in den Berichten, die Bohm dem Magistrat und die dieser dem König erstattete, kein Treffer erwähnt. Nach dem Immediatberichte des Magistrats trennte bei den Versuchen mit der Pistole der Pulverblitz zweimal die Leine von dem Geschoß, indem er den in die Öse eingeschlungnen Knoten verbrannte. Das drittemal netzte man den Knoten, die Leine blieb unversehrt, aber nun zog ihre Schwere das Geschoß bald nieder, sodaß sie nicht, wie man erwartet hatte, vierzig Schritt weit getragen wurde. Die Flintenschüsse werden nicht einzeln besprochen, der Bericht sagt nur, daß sie ebenso ausfielen wie die Pistolenschüsse. Die Beschreibung der mit der Kanone erzielten Wurfresultate ist nicht ganz klar. Den Pulverblitz suchte man dadurch unschädlich zu machen, daß man die Leine durch eine drei Zoll lange eiserne Kette mit dem Geschosse verband. „Diese Vorsicht, heißt

es in dem Berichte des Magistrats, konte aber dennoch nicht verhindern, daß sobald der Schuß geschah, die Schnur in Knoten beym ersten Schuß verbrandte und davon flog ohne den Sackband mitzuführen und beym 2ten Schuß die Kette selbst schmetterte, woran das Schur gebunden war." Dieses „Schmettern" der Kette läßt sich wohl nur als „Zerreißen" deuten. Wie der dritte Schuß ausfiel, verschweigt der Bericht. Die Mitglieder der Kommission erklärten nach diesen Ergebnissen das Verfahren für unbrauchbar.

Die Artillerieoffiziere scheinen ihr Gutachten nicht schriftlich abgegeben zu haben. Der Bericht des Hafenprovisors enthält nur die Bemerkung: „Nach dem Urtheil dHErn Artillerie Officier ist dieses Experiment bey Strandung derer Schiffe gar nicht practicabel." Wodurch sie dieses Urteil begründeten, ist nicht klar. Der Zusatz, „wen überdehm noch in Erwegung gezogen werden müste, das ein gestrandetes Schiff nicht stille lieget so wäre es umb viel weniger möglich das dieses Experiment den allergeringsten Nutzen schaffen könte", reiht sich an die vorher von Bohm festgestellte Tatsache, daß Schaefer infolge des Reißens der Leinen auch nicht mit einem Treffer die Brauchbarkeit seines Verfahrens beweisen konnte.

Bohm hatte überhaupt viel an dem Verfahren auszusetzen. Außer der Unzuverlässigkeit des Apparats und der trotz der Größe des Ziels bedeutenden Schwierigkeit, über das durch die Wogen beständig in schwankender Bewegung gehaltne Schiff vom Lande aus die Leine zu schleudern, oder durch einen Schuß von dem Wrack die Leine ans Land zu bringen, sprachen nach seiner Ansicht besonders zwei Erwägungen gegen das Verfahren. Er hatte im Siebenjährigen Kriege den Fall erlebt, daß die aus schwedischen Marinemannschaften bestehende Besatzung eines gestrandeten Schiffes, durch den Anblick zweier preußischer Soldaten, die zufällig am Strande waren, stutzig gemacht, nur zögernd den Rettungsversuchen entgegenkam, da die Schweden getötet zu werden fürchteten. Auf dieses Erlebnis gründet er den Einwand: „Solten . . . dergleichen Experimente durch Schießen, zu Rettung der Menschen angewandt werden, und es sind Leuthe von solcher Nation, oder noch unerfahrnere Leuthe auf dem Schiffe, so werden dieselben (durch Schüsse vom Lande) in noch mehreren Schrecken gesetzet." Die Möglichkeit, vom Schiffe aus eine Leine ans Land zu schleudern, erscheint ihm, abgesehen von der Schwierigkeit des Zielens, schon dadurch ausgeschlossen, daß die meisten Schiffer weder ein Gewehr noch eine Kanone an Bord hätten, und daß etwa vorhandne Schußwaffen durch die Unmöglichkeit, bei Sturzseen eine Lunte in Brand zu bringen oder das Pulver auf der Pfanne trocken zu halten, nutzlos würden. Diese Einwände Bohms betreffen Schwierigkeiten, die ein Mißlingen des Schaeferschen Verfahrens als naheliegend aber nicht als unvermeidlich erscheinen ließen und durch die fortschreitende Technik und Organisation bekämpft werden konnten. Sicher war es nicht immer unmöglich, das Pulver zum Abfeuern eines Schusses an Bord eines gestrandeten Schiffes trocken zu halten, die Anwendung eines Rettungsverfahrens setzte natürlich voraus, daß die seefahrende Bevölkerung des In- und des Auslands davon in Kenntnis gesetzt würde, und es lag nahe, auf die Ausrüstung der Schiffe mit dem Apparat zu verzichten und nur die Küste

mit Rettungsstationen auszustatten. Denn schwerer als der Mangel an Schußwaffen auf den Schiffen war der Seemannsaberglaube zu beseitigen, der Rettungsgeräte an Bord als unheilbringend fürchtete. Dagegen berührte Bohm mit dem Hinweis auf die Leinenbrüche und auf die für halberfrorne oder im Takelwerk festgebundne Schiffbrüchige fast unüberwindliche Schwierigkeit, das durch einen glücklichen Wurf über das Schiff getragne Tau zu ergreifen und zu befestigen, gefährliche Schwächen des Verfahrens, von denen nur die erste durch die Technik allmählich beseitigt werden konnte.

Auch Nettelbeck versprach sich von dem Verfahren keinen Erfolg. Nach dem Berichte des Magistrats erschien ihm die Erfindung hauptsächlich deswegen unbrauchbar, weil es unmöglich sei, an Bord eines von Sturzseen überspülten Wracks eine Lunte anzuzünden oder an einem weit über die gewöhnliche Wasserlinie überfluteten Strande ein Geschütz so in Stellung zu bringen, daß das Pulver brauchbar bliebe, und das Wrack noch von der Leine erreicht würde.

Das Urteil Nettelbecks, das sich Bohm zu eigen gemacht zu haben scheint, fiel deshalb schwer ins Gewicht, weil er während seiner Seemannszeit drei schwere Strandungen durchgemacht hatte, die letzte, schwerste erst vor anderthalb Jahren. Ich sehe in dieser Erfahrungsbasis seines Urteils gerade dessen Schwäche. Wer wie Nettelbeck mit achtzehn Jahren in einem Monat zwei Schiffbrüche überstanden und dabei in dem Führer des Schiffes seinen Oheim verloren hat, wer dann als Mann von fünfundvierzig Jahren durch die Klippen des Kattegats seines Schiffes und damit der Früchte vieler arbeitsreicher Jahre beraubt worden ist, aus allen Gefahren sich jedoch durch seine eigne odysseische Klugheit und Tatkraft ohne Hilfe vom Lande gerettet hat, dem hat die See in ihrer allen verständlichen Sprache das *πλεῖν ἀνάγκη, ζῆν οὐκ ἀνάγκη* zu tief in die Seele geprägt, als daß er einem die Schiffbrüchigen entlastenden, das Geschick zu meistern suchenden Rettungsverfahren anders als skeptisch hätte gegenüberstehn können. So war seine Zuziehung zu der Prüfungskommission der Verwirklichung des durch Schaefers Verfahren vorbereiteten Kulturfortschritts nicht förderlich. Denn die Annahme liegt nahe, daß in Kolberg sein gewichtiges Urteil den Ausschlag gab.

Der Magistrat sprach in dem Berichte an den König wohl die Ansicht Nettelbecks und Bohms aus, wenn er als bestes Mittel, Menschen und Güter bei Strandungen zu bergen, Boote bezeichnete und allenfalls leichte Stücke Holz, die, den landwärts rollenden Wogen überlassen, ein Tau vom Schiffe an den Strand tragen, als brauchbar gelten ließ. Nettelbeck hatte bei seiner ersten Strandung dieses Mittel angewandt, aber die Strömungen der Ebbe hatten damals seine Tonnen nicht ans Land gelangen lassen.

Die Pommersche Kammer hatte außer dem Kolberger Magistrat auch den zu Swinemünde mit der Prüfung des Verfahrens beauftragt. Unter dem 10. Januar 1785 berichtete der Swinemünder Magistrat an die Kammer, die Leine sei bei der mit einer Flinte angestellten Probe nicht einmal zwanzig Schritte weit getragen worden, und der als Leinenträger verwandte Stock sei in „viele Enden“ zersprungen. Ein Buchhalter, der früher in der Uckermark

Oberamtmann gewesen war und als guter Schütze galt, hatte den Schuß getan, dabei aber von der nicht stärker als gewöhnlich geladnen Flinte einen solchen Stoß erhalten, daß alle bei weitern Versuchen in Frage kommenden Schützen feuerscheu wurden. Der Magistrat sah in dem Mißverhältnis zwischen der Schwere der Leine und der Kraft des Geschosses und in der Minderung der Treffsicherheit durch die Wirkung starker Seitenwinde auf Leine und Geschoß Mängel, die ihm die Verwendung einer Flinte bei diesem Verfahren ausgeschlossen erscheinen ließen. Er stellte dem König anheim, „ob höchst dieselben mit einer Canone zu Stettin einen Schuß thun laßen, auch allenfalls durch die dasigen Stadt Schützen und Förster den Versuch mit einer Flinte wiederholen laßen wollen, wenn Höchstdieselben es nicht für Rathsamer halten, solches dem Schaeffer selber zu überlaßen." Der Bericht schließt mit den immerhin das Prinzip des Verfahrens nicht verneinenden Worten: „Konte das Strick auf 300 Schritte in Grader Linie weggebracht werden; so möchte diese Erfindung bey Strandungen von Nutzen seyn." Obwohl jedoch die Swinemünder Behörde das Verfahren nicht so entschieden ablehnte wie die Kolberger, so spricht doch auch aus ihrem Gutachten eher Mißtrauen und Mißgunst gegen den Erfinder, als freudige Anerkennung einer Idee, die auch bei gänzlicher Wertlosigkeit wegen der menschenfreundlichen Absicht, aus der sie geboren war, Dank verdient hätte.

Die Artillerieoffiziere, die Seeleute, die Magistratsbeamten, alle bei der Prüfung beteiligten Personen hatten Schaefers Erfindung abgelehnt. Schwerlich hat man dem ernsten, damals sechzigjährigen Manne das Urteil über seine den kurzsichtigen Zeitgenossen verfehlt erscheinende Idee schonender gesprochen, als man es in den amtlichen Berichten geschrieben hat. Er mag des Bittern genug erfahren haben, aber er selbst wurde an seinem Gedanken nicht irre. Er fand, wie der weitere Verlauf der Angelegenheit ergibt, den Mut, auf dem ihm fremden Gebiete der Presse für seine Erfindung zu kämpfen, obwohl er nicht wußte, daß die Prüfung des Verfahrens mit den Kolberger Versuchen nicht abgeschlossen war. Dem Befehl des Königs, das Rettungsverfahren durch Sachverständige untersuchen zu lassen, entsprechend, hatte das Generaldirektorium außer der Pommerschen Kammer auch noch das Ober-Bau-Departement mit der Veranstaltung eines Versuchs betraut.

Der vom 21. Dezember datierte Bericht dieser Behörde entwickelt zuerst theoretisch, wie nach den Gesetzen der Mechanik der Versuch mit der Pistole keinen Schluß auf die Wirkung eines Geschützes zulasse, da die Abwicklung der Leine sich der 600 Fuß in der Sekunde betragenden Anfangsgeschwindigkeit der Kanonen- und Mörsergeschosse unmöglich anpassen könne. Das in der Verschiedenheit der Geschwindigkeiten, die das Pulver dem abgeschoßnen Körper und dieser wieder einem von ihm geschleppten mitteilen kann, beruhende Streben der Geschosse, sich von dem Anhängsel zu trennen, könnte nur durch die größte Zähigkeit dieses in dem vorliegenden Fall in einer Leine bestehenden Anhängsels ausgeglichen werden. Der Bericht bezweifelt die Möglichkeit, eine hinreichend starke Leine anzufertigen, die dem Zuge des Geschosses folgen könnte, ohne durch ihre Schwere dessen Flugbahn allzusehr zu verkürzen. Diese dem Ver-

fahren anhaftende aber durch die gewerbliche und artilleristische Technik überwindbare Schwierigkeit genügte leider, auch die höchste technische Behörde gegen die Erfindung einzunehmen. Hätten die technisch gebildeten Beamten und Offiziere mit einigem Wohlwollen den Versuch gemacht, das primitive Verfahren nach ihrem bessern Wissen durch Verwendung verschieden starker Leinen, durch Feststellung eines zur Erreichung der in Strandungsfällen nötigen Flugweite noch genügenden, zugleich aber durch Verminderung der Anfangsgeschwindigkeit die Leine schonenden Pulvermaßes und durch Variation der Geschoßform zu fördern, so wäre vielleicht doch noch weitern Kreisen die Erreichung des von Schaefer verfolgten Zieles wahrscheinlich geworden. Aber man begnügte sich damit, den Pistolenversuch in einen Kanonenversuch zu übersetzen. Man ließ als Leinenträger einen drei Fuß sieben Zoll langen hölzernen und einen bleiernen Zylinder von dem Kaliber eines Sechspfünders herstellen, richtete mit einem halben Pfund steigende Ladungen von einem halben Pfund bis zu vier und einem halben Pfund, der vollen Ladung des Sechspfünders, her, wählte ein 180 Klafter (340 Meter) langes und ein Drittel Zoll dickes Tau „von recht gutem Hanf" und veranstaltete nach diesen Vorbereitungen am 20. Dezember zu Berlin vor dem Rosentaler Tor in Gegenwart des Generalmajors von Holtzendorf und mehrerer Stabsoffiziere der Feldartillerie den befohlnen Versuch. Der erste Schuß mit einer Ladung von einem halben Pfund trieb den Zylinder nur 190 Schritt weit. Von der sorgfältig unter der Mündung des Geschützes ausgebreiteten Leine war ein neunzehn Fuß langes Stück entwickelt und abgerissen worden. Das Geschoß hatte gelitten, doch ließ es sich noch in den Lauf schieben. Bei dem zweiten Schuß mit einer Ladung von einem Pfund riß es nur ein sehr kurzes Ende der Leine mit sich fort und „zerstäubte selbst in unzähligen Stücken." Nun lud man das Geschütz mit dem bleiernen Zylinder. Das Geschoß schlug fünfmal auf und flog 552 Schritt weit. Die Leine war im Knoten abgerissen und ganz zurückgeblieben. Diese drei Probeschüsse genügten der Kommission zur Begründung ihres leider schon vor der praktischen Untersuchung auf Grund theoretischer Erwägungen gefaßten Urteils. Der Bericht an den König schließt mit den Sätzen: „Da wir nun hierdurch überzeugt sind, daß die Theorie genau mit den Versuchen übereinstimmt, so können wir nicht anders, als den Vorschlag des Schaefers, Menschen und Güter eines in Gefahr zu strandenden Schiffes, mittelst eines an das Land zu schießenden Seils zu retten, für eine leere Einbildung, die sich nie realisiren läßt zu erklären, welches wir hiermit anzuzeigen nicht ermangeln. Da indeßen diese Versuche außer den Kosten so der General v. Holzendorff übernommen, uns eine Auslage von 5 rl: 12 gr: für das benötigte Seil und den bleyernen Cylinder verursacht hat, so hoffen wir, daß EKM. solche genehmigen, und uns anweisen zu laßen, geruhen werden."

Daß Generalmajor von Holtzendorf, auf dem die ganze Last der Inspektion der Artillerie ruhte, und seine Feldartillerieoffiziere sich nicht berufen fühlten, den Zivilbehörden die Umgestaltung einer Kriegswaffe in ein Rettungsgerät abzunehmen, kann man verstehn, besonders da sie wohl alle meerfremde Binnenländer waren. Befremdlich ist dagegen, daß die mit der Prüfung des Verfahrens betraute Behörde in den Versuchen nur ein Mittel zur Bestätigung

ihrer vorher gefaßten Meinung sah und ihr schroffes Urteil auf die lächerlich geringe Zahl von drei Probeschüssen gründete.

Die Sache ging nun rasch zu Ende. Am 10. Januar 1785 lief der Bericht des Swinemünder Magistrats bei der Pommerschen Kammer ein. Als diese nun noch von dem Generaldirektorium eine Abschrift des von dem Oberbaudepartement abgegebnen Gutachtens erhielt, wies sie unter dem 22. Januar 1785 den Kolberger Magistrat an, nach dem in Abschrift beigefügten Gutachten „den Schaefer gehörige Bedeutung zu thun, und wie er wohl thun würde, sich lediglich mit seinem Metier, und nicht mit Sachen zu beschäftigen, die über seinen Horizont gingen." Der Wortlaut dieses Bescheids stammt von dem Stettiner Kriegsrat, der das Referat über die Angelegenheit hatte. Es ist eine Äußerung im fridericianischen Stil ohne fridericianischen Geist, die lebhaft an die von dem Holkischen Jäger gekennzeichnete Nachahmung Wallensteins durch seine Karabiniere erinnert.

Der Bescheid der Pommerschen Kammer traf den Erfinder nicht unvorbereitet. Sein ohnehin bescheidner Erfinderstolz war kurz vorher schwer gedemütigt worden, zum zweitenmal, seitdem er mit seiner Idee an die Öffentlichkeit getreten war. Im Kampfe für seinen Gedanken hatte er nach dem Mißlingen der Kolberger Versuche zu einer Waffe gegriffen, die dem alten Soldaten und Handwerksmann sich nicht in die harte, doch von dem weichsten Herzen gelenkte Hand fügte. Mit der Feder wollte er seiner Idee Förderung und Anerkennung verschaffen. Er brachte zu Papier, was er von seiner Erfindung zu erzählen wußte und was er für sie zu sagen hatte, und bat den Postsekretär Becker, den Artikel durch die Haude- und Spenersche Buchhandlung in Berlin veröffentlichen zu lassen. Becker fand den Entwurf sehr fehlerhaft, doch wußte er Rat. Das in Kolberg stehende Viettinghoffsche Bataillon hatte einen Seume in seinen Reihen, den Unteroffizier Schöneseld von der Kompagnie des Majors von Germar. An den wies Becker den Erfinder, und der Unteroffizier brachte den Aufsatz wirklich in eine druckfertige Form. Dieses Inserendum wurde dann wahrscheinlich von dem Postsekretär, vielleicht aber auch nach dessen Angaben von der Redaktion der im Haude- und Spenerschen Verlag erscheinenden „Berlinschen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" einer weitern Umformung unterworfen. Der am 30. Dezember 1784 in Nr. 157 dieser Zeitung erschienene Artikel hat mit dem Schaefer-Schöneseldschen Entwurf nur den Hauptinhalt gemein. Die Beseitigung der Form des Ich-Berichts gab dem letzten Bearbeiter die Möglichkeit, das Verdienst Schaefers mit kräftigern Worten hervorzuheben, als es der Entwurf vermochte. Es wird erzählt, wodurch Schaefer zu seiner Erfindung angeregt wurde, und worin das Verfahren bestand. Die beiden Fassungen sind insofern schon wieder ein Fortschritt in der Ausbildung des Verfahrens, als sie eine nach der Ansicht Schaefers besonders für die Schiffsapparate geeignete Art, das Tau zum Abschießen klar zu machen, beschreiben. Schaefer schlägt zu diesem Zwecke vor, das Wurftau nach Reepschlägerart in einem Fäßchen aufzuwickeln und das zur Befestigung an dem Geschosse bestimmte Ende durch das Spundloch zu führen. Verhängnisvoll für den Erfinder war die Art, wie die bis dahin ver-

anstalteten Versuche erwähnt wurden. In dem Entwurf fanden sich die Sätze: „Dieses erfundene Experiment wird auf folgende weise gemacht und ist bereits von mir in Gegenwarth vieler Zuschauer sowohl 1, Mit einer Pistole 2, Mit einem Gewehr und 3, Mit einer kleinen Canone pptr ¾ ℔. Calibre probiret worden ..... ich ladete das Gewehr oder Pistole ....., alsdann drückte ich das Gewehr loß, und befand die gehörige Wirckung." In der Spenerschen Zeitung wird mit lautern Worten von einem Erfolg gesprochen. Die Stelle lautet: „Er hat zu Ende vergangenen Monats, in Gegenwart einer großen Menge Zuschauer, einen Versuch dieser Art angestellt, der sehr gut ausgefallen ist, und von welchem wir hier zu seiner Ehre und zum Nutzen der Schiffahrenden Rechenschaft ablegen wollen." Dieses Urteil über den Versuch entsprach der Wahrheit nicht und brachte den an der Fassung des Artikels unschuldigen Erfinder in eine unangenehme Lage. Die Offiziere der Kolberger Garnison-Artillerie-Kompagnie, die dem mißglückten Versuche als Sachverständige beigewohnt hatten, sahen in dem allzu zuversichtlich gehaltnen Artikel, besonders aber in dem angeführten Satze begreiflicherweise eine beleidigende Kritik ihres Gutachtens. Der Gouverneur der Festung, General von Pelkowsky, vertrat in einem heftigen Schreiben an den Magistrat ihre Sache. Er fand es „höchst befremdend, daß dem hiesigen Raschmacher Mstr: Ehregott Friedrich Schaeffer von Seiten der Obrigkeit erlaubet worden, seine sich angemaßte, und durch nichts bewiesene Kunst in Absicht der auf der See zu bergenden Schiffe, so öffentlich und Wahrheitswidrig in den Berliner Zeitungen abdrucken zu laßen," und forderte die Bestrafung Schaefers und dessen, „der den x Schaefer als einen so Kunstwollen Herrn herausgestrichen, und für ihn das Zeitungs-Blatt mit einer so unvollkomenen Sache anzufüllen gesucht hat." Er erhebt diese Forderung um so energischer, als Schaefer durch seine Veröffentlichung die Offiziere „unmündig" gemacht habe, und „ersucht zu dem Ende Einen HochEdlen Magistrat, diesen unvollkomenen Projectmacher Schaefer wegen seines Unfugs zur Verantwortung zu ziehen und ihn zur Anzeige des Concipienten seines Einsatzes anzuhalten." Schaefer mußte sich am nächsten Rats-tage rechtfertigen. Er stellte die Entstehung des Artikels so dar, wie sie oben erzählt ist, und gab zu, daß er unrecht gehandelt habe und zuerst die Obrigkeit hätte befragen sollen. Die Verantwortung für die Umformung des mit Unteroffizier Schönefeld vereinbarten Entwurfs lehnte er ab. Zuletzt konnte er die bittere Bemerkung nicht unterdrücken, daß seine Absicht eher Aufmunterung als Bestrafung verdiene. „Aus diesem Gesichts-Punkt — hoffte er — würde das Hochlobl. Gouvernement solches zu beurtheilen geruhen und auf seiner Bestrafung dieserhalb nicht insistiren." Von einer zitternden Hand ist das Protokoll unterzeichnet.

Das Gouvernement verzichtete natürlich auf eine weitere Verfolgung der Angelegenheit.

Am 22. Januar traf in Kolberg der Bescheid der Pommerschen Kammer ein, der leider nach der üblichen Form der Kammerdekrete dem unglücklichen Erfinder als das Urteil erscheinen mußte, das sich sein König über das Verfahren gebildet hatte. Hoffentlich hat Schaefer die schlichte Größe der Ge-

sinnung, die seine Bemühungen um das Wohl seiner Nebenmenschen und seine Äußerungen verraten, über die bittersten Stunden hinweggeholfen. Sein Metier hat dies schwerlich vermocht.

So hatten im Jahre 1784 der Erfinder und seine Idee den Weg über die ersten entmutigenden Schwierigkeiten nicht gefunden. Es war damals schwer, für den Versuch, dem Nächsten in Seenot zu helfen, die Teilnahme der Zeitgenossen zu gewinnen, wie es heute schwer ist, von Leuten, an deren Ackerland die See nicht nagt, und die in Sturmnächten die Brandung nicht brüllen hören, geringe Gaben zur Förderung der aus jenen Versuchen erwachsenen trefflichen Rettungseinrichtungen zu bekommen.

Obwohl die deutsche Küste die Anwendung des Geschützapparats wegen ihres weiten Vorlandes nicht so begünstigt wie die englische Steilküste, und deshalb die Einführung dieses Rettungsmittels nicht in dem Maße durch ermutigende Erfolge unterstützt worden wäre, wie dies später in England geschah, so hätte doch bei geduldiger Fortsetzung der Versuche die preußische Küste damals schon vor allen andern mit einem brauchbaren Rettungsapparat ausgerüstet und manches Menschenleben gerettet werden können. Nun kam es anders.

Der Ruhm der Erfindung des artilleristischen Rettungsverfahrens wurde von den Engländern Bell (1792), Manby (1807) und Trengrouse (1818) geerntet und durch den Erfolg besonders mit dem Namen des Kapitäns Georg William Manby verbunden. Erst im Jahre 1900 wurde der Name des deutschen Erfinders wieder genannt. Der Oberstadtsekretär Kanngießer zu Kolberg fand bei einer Musterung des städtischen Archivs die Magistratsakten über die Versuche des Jahres 1784. Er veröffentlichte einen Auszug aus diesen Akten in dem Organ der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger (Von den Küsten und aus See, 1900. Viertes Heft) und in den Monatsblättern der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde (1901, Nr. 4) und entriß so den Namen Schaefers der Vergessenheit.

Die Tatsache, daß es sogar in dem hellen Staate Friedrichs des Großen für das Gedeihen einer so wertvollen Erfindung nicht genug Licht und Wärme gab, läßt sich vielleicht durch einen dieser Zeit als Folge geringen Wohlstandes und härtender Kriegsnöte anhaftenden Mangel an Teilnahme für die Leiden der Mitmenschen erklären. Den Menschen des achtzehnten Jahrhunderts scheint mit wenig Ausnahmen eine Fürsorge für Schiffbrüchige geradezu als Komfort erschienen zu sein. Die See war nicht der Feind, den die Seeleute am meisten fürchteten. Nettelbeck äußert in der Beschreibung seines Lebens nirgends den Wunsch, daß die Küsten mit Rettungsstationen ausgestattet werden möchten, obwohl er so oft in Seenot war und an der Prüfung der Schaeferschen Erfindung teilgenommen hatte. Mit keinem Worte gedenkt er dieser Episode, so unwichtig erschien sie ihm. Dagegen schließt er seine Geschichte mit der leidenschaftlichen Frage: „Wann will und wird bei uns der ernstliche Wille erwachen, den afrikanischen Raubstaaten ihr schändliches Gewerbe zu legen, damit dem friedfertigen Schiffer, der die südeuropäischen Meere unter Angst und Schrecken befährt, keine Sklavenfesseln mehr drohen?“ Diese Sorge bewegte ihn tief. — Warme Teilnahme

fand Schaefer nach den Akten nur bei dem Poſtſekretär Becker, wohlwollende Anerkennung ſeines Strebens, die jedoch mit Voreingenommenheit gegen die Erfindung verbunden war, bei dem Landrat Sehler, bereitwillige, vorurteilsfreie Aufnahme und gewiſſenhafte Förderung ſeines Gedankens beim König. Friedrich der Große hat das Seine getan, die mit den Verſuchen beauftragten Behörden hätten mehr tun können. Zunftſtolz dürfte die Kolberger Seeleute, Mangel an Teilnahme für die Bedürfniſſe der ſeefahrenden Bevölkerung und Standeshochmut die Berliner Baubeamten und die Kolberger Artillerieoffiziere bei der Beurteilung des Verfahrens beeinflußt haben. Doch mag ſein, daß mich der Eifer, mit dem die preußiſchen Artillerieoffiziere ſpäterer Zeiten das Rettungsweſen förderten, verwöhnt hat. Denn was die Garniſon- und Feldartillerieoffiziere des Jahres 1784 verſäumt haben, das hat ihr Nachwuchs vierzig Jahre ſpäter gut gemacht. Offiziere der erſten Brigade nahmen mit Begeiſterung die inzwiſchen in England wiedergeborne Idee auf, bildeten im Verein mit den Küſtenbeamten das auf ihr beruhende Rettungsverfahren durch ſorgfältige Verſuche zu Neufahrwaſſer, Weichſelmünde, Pillau und Memel aus und wandten die ultima ratio naufragorum im Jahre 1828 zum erſtenmal auf dem europäiſchen Feſtlande bei einer Strandung auf der Friſchen Nehrung mit Erfolg an.

Frömmigkeit und Religionsunterricht

Von Heinrich Baſſermann

Es iſt mitunter heilſam, ganz ſelbſtverſtändliche und alltägliche Behauptungen von neuem durchzudenken und auf ihre Wahrheit zu prüfen. Die Entwicklung des menſchlichen Geiſteslebens vollzieht ſich auch ſo, daß ſie auf den verſchiedenſten Gebieten zeitweiſe eben hierzu auffordert, indem ſie bei gewiſſen Wendepunkten gerade ſolche ſelbſtverſtändlichen Wahrheiten in Frage ſtellt und dadurch zu ihrer erneuten Prüfung Veranlaſſung gibt. Zu den alltäglichen Wahrheiten, die heute auf einmal bezweifelt werden, ſcheint mir nun auch die zu gehören, daß der Religionsunterricht um der Frömmigkeit willen da ſei, daß Pflanzung, Pflege und Förderung der Frömmigkeit ſein Zweck, er ſelbſt aber Mittel für dieſen Zweck ſei. Iſt dem wirklich ſo? Es iſt der anerkannt ungeheure Mißerfolg, der dieſe Frage auf die Lippen drängt. Wozu geben wir eigentlich Religionsunterricht? was wollen wir damit bezwecken, was können wir damit erreichen? Dieſe Fragen werden in pädagogiſchen und in theologiſchen Kreiſen heute ziemlich lebhaft behandelt. Und ich meine, ſie ſind auch für die Laien, d. h. vor allem für Eltern, die ihre Kinder in den Religionsunterricht ſchicken, ſo wichtig, daß ſie verdienen, mit Aufmerkſamkeit erwogen zu werden.

1

Ganz ohne allen Wahrheitsgehalt pflegen nun ſolche alltäglichen Sätze und ausgemachten Behauptungen in der Regel nicht zu ſein. Nicht ihre Um-

ſtürzung, ſondern nur ihr beſſeres Verſtändnis und die genauere Abgrenzung ihrer Wahrheit und Bedeutung iſt gewöhnlich der Erfolg einer erneuten Unterſuchung. Und ſo ſcheint mir auch der allgemeine Satz, daß der Religionsunterricht um der Frömmigkeit willen da ſei und ſie zum Zwecke habe, nicht wohl anfechtbar, wenigſtens nicht in dieſer Form: wenn überhaupt unſer Religionsunterricht einen Zweck hat, ſo kann er nur in der Förderung der Frömmigkeit liegen. Ich wüßte wenigſtens nicht, auf welche Weiſe und von wem ihm ein andrer Zweck geſetzt werden könnte. Denken wir uns eine ſich ganz frei entwickelnde Pädagogik, die es nicht zu den erſtrebenswerten Zielen rechnete, daß der erwachſene, mündige Menſch fromm ſei, Beziehungen zu einem überweltlichen Weſen, das wir Gott nennen, habe und pflege, ſo würde dieſe keine Veranlaſſung haben, die Religion unter die Unterrichtsgegenſtände des Kindes aufzunehmen. (Man denke etwa an die Beſtrebungen der „Ethiſchen Kultur.“) Oder denken wir uns ein Staatsweſen, das nicht damit rechnen zu müſſen meinte, daß ſich ſeine Bürger durch überweltliche Normen gebunden fühlten, und das von daher etwa keine Stärkung ihres Patriotismus oder ihres bürgerlichen Sinnes erwartete, es würde den Religionsunterricht aus der ſtaatlichen Schule entfernen, wie es z. B. in Frankreich geſchieht. Oder eine Kirche, die etwa der Meinung wäre, es ſei nicht notwendig, ſchon die Kinder zur Frömmigkeit anzuleiten und in ihr zu unterweiſen, es genüge vielmehr, damit bei den Erwachſnen zu beginnen (ſofern ſie es nötig haben) — ſie würde einen Religionsunterricht für überflüſſig erachten; gerade als Kirche könnte ſie ja vielleicht ganz andre Mittel zur Pflege der Frömmigkeit bereit haben.

Alſo das wird beſtehn bleiben, daß wir einen andern Zweck des Religionsunterrichts nicht denken können als den, die Frömmigkeit zu fördern.

Daraus ergibt ſich aber ſofort eine wichtige Folgerung. Wir reden von der Frömmigkeit, von Frömmigkeit überhaupt; aber es kann ſich nur um eine beſtimmte Art von Frömmigkeit handeln, nämlich um die unſrige. Denn alle Erziehung und jeder Unterricht können jeweils nur den Geiſtesbeſitz, die Weltanſchauung und die Lebensauffaſſung, den Kulturſtand und den Kulturertrag der heranwachſenden Jugend übermitteln wollen, die die erziehende Generation ſelbſt hat, die ſie ſchätzt und als wertvoll betrachtet. Aller Unterricht iſt Übertragung unſrer Lebenswerte auf unſre Kinder. Mag uns die Begabung und die Faſſungskraft der Kinder oft Schranken auferlegen, ſodaß wir dieſes Ziel nicht ganz bei ihnen erreichen können, darüber hinaus können wir jedenfalls nicht, und von der Schranke, in der wir, die Erzieher, befangen ſind, können wir uns auch unſern Kindern gegenüber nicht befreien. Nun iſt aber *unſre* Frömmigkeit, die der erziehenden Generation, man mag es beklagen oder ſich deſſen freuen, auf alle Fälle *konfeſſionell* beſtimmt. So kann denn auch der Zweck des Religionsunterrichts kein andrer ſein, als die Förderung einer konfeſſionell beſtimmten Frömmigkeit. Der Gedanke eines interkonfeſſionellen Religionsunterrichts, den man einſt beſonders in den Kreiſen Dieſterwegs, wohl auf Grund der Aufklärungspädagogik Rouſſeaus und Baſedows, genährt hat, iſt heute ſtark in den Hintergrund getreten, wie mir ſcheint, mit Recht. Zwar gibt es in der Schweiz Kantone, die wenigſtens auf der Unterſtufe ſolchen interkon-

seſſionellen Unterricht erteilen, es gibt auch Lehrbücher, die für dieſen Zweck eingerichtet ſind, jedoch das darf uns an unſerm Satze nicht irre machen. Schon die freiere Geſtaltung ſolcher Lehrbücher muß man wohl ohne Zweifel als eine Konzeſſion anſehen, die die katholiſche Kirche unter gewiſſen Umſtänden an die für ſolche Wege natürlich von Hauſe aus weit empfänglichere evangeliſche Auffaſſung der Frömmigkeit zu machen für gut hält, in ihrem Weſen liegt ſolche Weitherzigkeit nicht. Denken wir uns aber vollends den Lehrer, der dieſe Bücher gebraucht, ſo werden wir es als ganz unvermeidlich anſehen müſſen, daß er in ſolchem Unterricht ſeine konfeſſionelle Stellung zur Geltung bringt: die Erklärung der Bergpredigt etwa, die Darſtellung und Auffaſſung von bibliſchen Geſchichten, das Verſtändnis von Sprüchen, Liedern oder Gebeten wird notwendig bei den Katholiken anders beſchaffen ſein müſſen als bei den Evangeliſchen.

Damit iſt denn aber auch geſagt, daß die Frömmigkeit, der der Religionsunterricht zu dienen hat, unter allen Umſtänden kirchlich irgendwie beſtimmt ſein muß. Bei den Katholiken vor allem wird man ſich das gar nicht anders denken können, und eben dadurch ſind die Evangeliſchen, auch wenn ſie ſonſt anders könnten, zu derſelben Zweckſetzung genötigt, mag man auch das kirchliche Gepräge der Frömmigkeit, wie es in dem Weſen des Proteſtantismus liegt, in ihren Kreiſen freier und unbeſtimmter auffaſſen. Es iſt jedenfalls inſofern vorhanden, als der Gegenſatz zur katholiſchen Frömmigkeit oder doch mindeſtens der Unterſchied von ihr mit geſetzt und mit beabſichtigt iſt und ſein muß. Ja mehr noch: es wäre nicht ſchwer, wenigſtens an gewiſſen Punkten des Unterrichts herauszufühlen, ob ein Lutheraner oder ein Reformierter oder ein in dieſen Konfeſſionsfragen freier denkender Unierter ihn erteilt. Und es hilft nichts, zu ſagen: Eine Staatsſchule oder eine Privatſchule könnte doch jedenfalls von dieſem kirchlichen Gepräge abſehen; ſofern eine ſolche der Frömmigkeit überhaupt mit ihrem Religionsunterricht dienen wollte, würde ſie, ob ſie wollte oder nicht, doch tatſächlich nur für die eine oder die andre kirchliche Frömmigkeit arbeiten können, alſo den vermeintlich höhern, nichtkirchlichen Frömmigkeitszweck jedenfalls nicht erreichen.

2

Bleibt nun aber ſo der Satz beſtehn, daß der Religionsunterricht dazu da ſei, eine beſtimmte konfeſſionell-kirchliche Frömmigkeit zu pflanzen, zu pflegen und zu fördern, ſo erhebt ſich jetzt die ebenſo wichtige wie ſchwierige Frage, ob er denn ſeiner Natur nach dieſem Zwecke auch wirklich dienen könne, ob das Mittel dem Zwecke auch entſpreche. Dieſe Frage iſt in unſern Tagen auf der einen Seite ohne Einſchränkung bejaht, auf der andern verneint worden, während eine dritte Gruppe ſie nur in gewiſſen Grenzen und mit ſehr beſtimmten Einſchränkungen glaubt bejahen zu dürfen.

Die volle Bejahung findet ſich in der Regel bei den Pädagogen, die der Schule des Leipziger Pädagogen Tuiskon Ziller angehören und Zillerianer oder, weil dieſer wieder ein Schüler des um die Pädagogik hochverdienten Philoſophen Herbart war, Herbartianer genannt werden. Hier vertraut man vor allem auf die Macht deſſen, was man den „idealen Umgang“ nennt, d. h. die geiſtige Berührung mit ausgeprägt religiöſen Perſönlichkeiten der Geſchichte,

mit religiösen Heroen der Vergangenheit. Man glaubt es durch eine beobachtende Anschauung herbeiführen zu können, daß sich durch die Bewunderung, die der betrachtende Knabe ihnen zollen muß, eine Art von Ideal in seiner Seele bildet, das, ihn zugleich erhebend und richtend, zu ihrer Nachbildung drängt und den Entschluß, zu werden wie sie, in seiner Seele zur Reife bringt. Sie werden seine Helden, die Macht des Göttlichen, das in ihnen ist, ergreift ihn, es kommt zu „religiösen Erlebnissen" in der Kindesseele, oder es wird wenigstens der Entschluß, solche Erlebnisse zu haben, d. h. überhaupt in die Welt der Religion auch persönlich einzutreten, vorbereitet und erleichtert. (Vergleiche A. Eckerts Buch: Der erziehende Religionsunterricht. Berlin, 1899. S. 23. Hier spricht freilich kein strikter Herbartianer.) Man wird gestehn müssen, daß sich diese Theorie gut ausnimmt, sofern sie wenigstens einmal absieht von der naivtörichten, bei vielen Theologen leider noch wahrnehmbaren Zuversicht, die da meint, wenn nur recht Religion getrieben und „gelernt" werde, so werde auch in der Kindesseele Religion als Frucht solches Bemühens gewiß aufgehn, das „Wort Gottes" könne ja nicht ohne Frucht bleiben. Statt dessen sieht man hier doch methodische Bemühung, die an die in der Kindesseele gegebnen Voraussetzungen anknüpft, sich auf psychologisch möglichem Wege ihrer bemächtigt und so die Macht der Religion durch die Vorführung ihrer Größe und Schönheit in das jugendliche Herz zu pflanzen Aussicht bietet.

Von andrer Seite (Kabisch, Über die Lehrbarkeit der Religion, Zeitschrift für Theologie und Kirche XII [1902] S. 316 bis 344) ist jüngst die Lehrbarkeit der Frömmigkeit mehr vom Schleiermacherschen Standpunkt aus vor allem darauf gestützt worden, daß die Religion, wenn man sie auch als Gefühl („schlechthinniger Abhängigkeit") faßt, unter allen Umständen mit einem gewissen Vorstellungsgehalt und Vorstellungskomplex verbunden sei: man kann sich nicht abhängig fühlen, ohne Vorstellungen zu haben von dem, dem diese Abhängigkeit gilt. Vorstellungen aber sind durch Unterricht übertragbar, und sie lösen auch ihrerseits wieder Gefühle aus, sofern nur die Phantasie sie lebendig genug macht, und die Umstände günstig liegen. Man kann „Religion lernen," denn man kann sie auch wieder verlernen, wenn die angeeigneten Vorstellungen wieder erlöschen, d. h. durch andre zurückgedrängt werden, ein Beweis, daß das religiöse Gefühl an den Vorstellungen hängt. Für die Dauer freilich könne der Religionsunterricht die Frömmigkeit jedenfalls nicht verbürgen; ob sich aus religiösen Gefühlen der religiöse Charakter entwickelt, hänge vielmehr von der künftigen Lebensführung ab.

Aber gerade hier setzt nun die Betrachtungsweise ein, die dem Religionsunterricht jede Kraft, die Frömmigkeit zu fördern, abspricht. Auf der Versammlung der „Freunde der Christlichen Welt" 1900 in Eisenach wurde die These vertreten: „Der direkte Schulunterricht in der Religion ist gefährlich." „Der Hauptschaden in der Verkündigung des Christentums in unsrer Zeit ist ihre völlige Verschulung," und auch der Konfirmandenunterricht, sofern er nur, wie gewöhnlich, „schlechte Nachahmung und beinahe Karikatur des Schulreligionsunterrichts" ist, fällt unter dasselbe Urteil, ist überflüssig oder macht jenen überflüssig und ist dazu „in sich widerspruchsvoll."

Man darf diese These nicht etwa sofort als „Unsinn“ verwerfen. Mir scheint sie aller Beachtung wert, und es berührt mich geradezu erfrischend, daß so etwas einmal frei herausgesagt worden ist. Stimmt es doch zusammen mit einer vieltausendfältigen Erfahrung; denn diese predigt wahrlich laut genug einen ungeheuern Mißerfolg, der, namentlich im männlichen Geschlecht, in einer immer weiter um sich greifenden religiösen Unwissenheit besteht (die beweist, daß dem Religionsunterricht keinerlei wirkliches Interesse entgegengekommen ist), und in der erschreckenden Gleichgiltigkeit, sofern man nicht, insbesondre bei den höhern Schulen, noch weiter gehn und eingestehn muß, daß der auf ihnen erteilte Religionsunterricht bei unzähligen statt fördernd, vielmehr abschreckend und verekelnd gewirkt hat und noch wirkt. Das ist jedenfalls sicher: es gibt einen solchen Religionsunterricht, und er ist weit verbreitet. Dieser arbeitet also seinem Zwecke direkt entgegen, und von ihm brauchen wir nicht etwa mehr, sondern viel eher weniger, wenn Frömmigkeit gedeihen soll.

Diese Betrachtung wird auch kräftig unterstützt durch einen Blick in die Geschichte. Sie zeigt, daß der Betrieb des Religionsunterrichts und jedenfalls seine schulmäßige Gestaltung verhältnismäßig jung ist. Die altchristliche Kirche hatte von eigentlichem Unterricht sehr wenig, das Mittelalter so gut wie gar nichts. Die Bestrebungen der Reformation appellierten doch auch zunächst an das Haus und die Kirche, und es hat ziemlich lange gedauert, bis sich aus den Trümmern des Dreißigjährigen Krieges eine allgemeine obligatorische Volksschule erhob, die dann allerdings in der Religion ihren Hauptunterrichtsgegenstand sah, während freilich in den Gelehrtenschulen des Protestantismus — aus denen besonders doch die Anhänger der nachmaligen Aufklärung hervorgegangen sind — dieser von vornherein seine feste und bevorzugte Stelle fand. Das gibt doch zu denken, ebenso wie es von jeher auffallend erschienen ist, daß die Jesuiten, denen es doch gewiß um die Förderung der Frömmigkeit — in ihrem Sinne — zu tun war, dem Religionsunterricht in ihren Kollegien nur einen sehr geringen Raum vergönnten. Die abstrakte Möglichkeit jedenfalls, ohne Religionsunterricht, wenigstens ohne schulmäßigen, auszukommen, muß zugestanden werden, und die Frage erscheint wirklich nicht überflüssig, ob wir nicht etwas Zweckwidriges, nämlich die Frömmigkeit Hinderndes tun, wenn wir ihn kultivieren.

Zweierlei ist es, worauf sich die eben dies behauptende These stützt, nämlich erstens, daß die Voraussetzung aller religiösen Verkündigung, das Vorhandensein religiöser Sehnsucht und religiöser Fragen, die Antwort heischen, bei den Kindern fehle; und zweitens, daß der Religionsunterricht — eben weil er nur Vorstellungen mitteilen kann — die Religion (Frömmigkeit) notwendig „in die Beleuchtung rücke, sie sei eine Lehre wie andre Lehren, Lehrstoff für Verstand und Gedächtnis,“ und dadurch nun „die wirklichen Voraussetzungen zu wirklicher Religion geradezu untergrabe.“ Daß daran etwas Wahres ist, kann niemand leugnen. Es ist geradezu ein Greuel und ein Ekel, wenn kleine Kinder, besonders nachdem sie durch gewisse Sonntagsschulen gegangen sind, mit den Begriffen Buße, Wiedergeburt, Glaube, Erlösung so leichthin um sich werfen, als seien es die Zahlen eines Rechenexempels. Es muß schon sehr gut gehn, wenn solche Kinder später den tiefern, erfahrungsmäßigen Inhalt dieser

Worte faſſen lernen. Da iſt die Brutſtätte des Scheußlichſten, was es gibt, der religiöſen Phraſe. Und andrerſeits, wenn das der Effekt des Religionsunterrichts iſt, daß die Religionslehre feſt „ſitzt“ in Kopf und Gedächtnis, und es kommt ſpäter der Anſturm des Lebens und wirft ſie, was nicht ſchwer iſt, durch die Einflüſſe einer religionsfeindlichen Preſſe und Lektüre, von Verſammlungen und Verführungen, die ſich alle auf handgreifliche gegenteilige Erfahrung ſtützen, über den Haufen: dann iſt es aus mit der Frömmigkeit, denn ſie war eben nur dieſe „Lehre.“

Das alles gibt ernſtlich zu denken. Und doch werden wir uns dadurch nicht beſtimmen laſſen, dieſer radikalen Theſe zuzuſtimmen. Da iſt vor allem die einfache Erwägung: ſtreichen wir einmal in Gedanken allen Religionsunterricht weg, wo bleibt die Frömmigkeit? Sie wird allmählich ganz verſchwinden, und vorab, eine evangeliſch-kirchliche Frömmigkeit wird ſich ohne dieſes Mittel nicht fortpflanzen laſſen. Wie kommt das? Es fehlt uns Heutigen, was frühere Zeiten hatten: ein maßgebender Einfluß der Kirche, vor allem unſrer Kirche auf das ganze Leben, die geſtaltende und haltende und treibende Macht einer kirchlichen Sitte, Zucht und Gewöhnung; die kann unter Umſtänden den Religionsunterricht erſetzen. Richard Rothe hatte ganz Recht mit der Behauptung, daß es in dem Weſen des Proteſtantismus liege, dieſe immer mehr abzuſchwächen. Unſre Kirche hat heute weder die Wucht einer autoritativen, das Geſamtleben beherrſchenden Inſtitution, noch die Kraft einer lebendigen, den Einzelnen tragenden Gemeinſchaft. Es fehlt uns vor allem eins, womit frühere Zeiten rechnen durften, der religiös beſtimmende Einfluß des Hauſes. Er iſt heute faſt Null. (Vgl. G. Sorglich [Pſeudonym], Jeſus Chriſtus und das gebildete Haus unſrer Tage. Berlin, 1902.) Was Wunder, daß man ſich da an den Religionsunterricht hält und in ihm einen Erſatz des Fehlenden, ja das einzige, ob auch prekäre und „gefährliche“ Mittel, die Frömmigkeit aufrecht zu erhalten, ſieht? Ja ſogar die Schule wird man dabei nicht miſſen können. Die Kirche allein kann dieſen Erſatz nicht ſchaffen. Die in England und Frankreich mit den religionsloſen Staatsſchulen gemachten Erfahrungen deuten doch darauf, daß wir die Volksſchule als die Vorbereitung für den kirchlichen Unterricht brauchen; und falls ſie auch bei uns einmal nach dieſer Richtung hin verſagen ſollte, ſo müßten jedenfalls die Kirchen (gerade wie jetzt in Beziehung auf Kirchengeſang und Orgelſpiel) ſehr viel energiſchere Anſtrengungen machen, wenn ſie leiſten wollen, was die Staatsſchule ihnen bisher geleiſtet hat.

Alſo ſchulmäßiger Religionsunterricht muß ſein. Was kann er leiſten, um der Frömmigkeit förderlich zu ſein? Eine vermittelnde Poſition (Soden, „Läßt ſich Religion lehren?“ Katechetiſche Zeitſchrift, IV. Jahrg., S. 129 ff.) gibt die Möglichkeit preis, ſubjektive Religion, alſo Frömmigkeit zu lehren, hält aber dafür an der Notwendigkeit feſt, die objektiv-geſchichtliche zum Unterrichtsgegenſtande zu machen: das Chriſtentum als die „geſchichtsbildendſte Erſcheinung im Menſchenleben“ muß gekannt ſein, in der Zeit der gedächtnisſtarken Bildſamkeit muß man darin heimiſch werden, die chriſtliche Frömmigkeit ruht auf Geſchichtstatſachen, und was andre, Größere vor uns über die Religion gedacht haben, muß unſer Nachdenken über ſie erleichtern. Und faſt auf dasſelbe kommt es

hinaus, wenn man sich auf andrer Seite (Schiele, Gedanken über die Lehrbarkeit der Religion. Monatsschrift für kirchliche Praxis I, 92 ff.) damit bescheidet: Es sind auch im Religionsunterricht Kenntnisse mitzuteilen, Kenntnisse von religiösen Vorbildern, von Einzelheiten ihres Lebens, von Umständen und Zuständen, die sie verständlich machen, von Büchern, die über sie berichten. Gott aber ist anheimzugeben, ob dieser Frömmigkeitssame wächst, ohne daß wirs wissen und machen: *αὐτομάτως* (Mark. 4, 28).

3

Was sollen wir nun dazu sagen, und auf welche Seite wollen wir uns stellen? Wie kann der Religionsunterricht seinem Zwecke, die Frömmigkeit zu fördern, dienen?

Eine vernünftige Antwort auf diese Frage wird wohl nur gegeben werden können, wenn man zunächst die Natur des Kindes sorgfältig ins Auge faßt, mit dem wir es beim Religionsunterrichte zu tun haben. Es ist also die pädagogisch-psychologische Seite der Sache, die besonders in Betracht gezogen werden muß. Jede didaktische Einwirkung, die darauf keine Rücksicht nimmt, geht nicht nur daneben, sondern muß geradezu schädlich wirken. Gewiß, Kinder sind geduldig, sie nehmen alles mögliche auf, lernen es auswendig, sagen es her, urteilen, bekennen und geloben, was man will. „Alle Kinder sind weiblichen Geschlechts," sagt Jean Paul in seiner Levana; die Rezeptivität ist sehr groß. Allein ob das Kind die geistige Speise verdaut, sich aneignet, ob sie ihm nicht den Magen verdirbt, sondern vielmehr zur innern Kräftigung gereicht, das ist eine andre Frage,*) und deren Beantwortung hängt ganz wesentlich von der Beschaffenheit der Kindesnatur ab. Ihre oft behauptete eminent religiöse Art ist neuerdings mit Recht bestritten worden. (H. Holtzmann, Zur Frage nach der religiösen Veranlagung des Kindes. Monatsschrift für kirchliche Praxis 1902, S. 265 bis 273.) Die Verwechslung, die hierbei zu Grunde liegt, beruht darauf, daß das Kind allerdings vermöge seiner lebhaften Phantasie eine Leichtigkeit hat, sich die religiösen Gegenstände und Vorgänge vorzustellen, wie sie dem reifen, denkenden Manne nicht mehr eigen ist. Aber das ist doch nur die Kehrseite von seinem Mangel an einem geschlossenen Erfahrungswissen und Naturerkennen. So stellt es also in sich, echt entwicklungsgeschichtlich, nur die erste, primitivste Phase der Religionsgeschichte der Menschheit dar. Daß es aber nicht so bleiben kann und soll, liegt auf der Hand, und der weltliche Unterricht sowie „das Leben" sorgen dafür. Also ist darauf nicht zu bauen, und die Schwierigkeit beginnt erst, wenn es gilt, diese rein phantasiemäßige Religion mit dem erwachenden Verstandesbewußtsein in Einklang zu setzen. Je mehr wir auf das Konto der Phantasie sündigen, umso mehr wird nachher das des Verstandes belastet.

Ferner ist wohl zu beachten, daß das alles in unsrer Hand liegt; denn es ist gewiß richtig: das Kind kommt nicht von selbst auf Gott, nur was wir ihm davon geben, wird sein Eigentum. Weiterhin aber hängt die Fähigkeit

*) Otto Baumgarten sagt in seiner eben erschienenen vortrefflichen Schrift „Neue Bahnen. Der Unterricht in der christlichen Religion im Geist der modernen Theologie" (Tübingen und Leipzig, 1903) S. 14, daß manche Leute das Gedächtnis der Kinder als einen „Kamelsmagen" ansehen.

wirklicher Aufnahme und innerer Aneignung ganz und gar an der Fähigkeit des Dargebotenen, sich in den einmal vorhandnen Gedanken- und Erfahrungskreis einzupassen, und ferner an seinem Zusammenhang mit dem persönlichen Wohl und Wehe des Kindes; denn dieses empfindet und denkt zunächst ganz egoistisch (ebenso wie: ganz sinnlich). Das Kind aber hat kaum religiöse oder überhaupt geistige Bedürfnisse; von Erlösungssehnsucht, Seligkeitsbedürfnis und ähnlichem weiß es nichts, wenigstens sofern das etwas wirklich Geistiges und Religiöses bedeuten soll. Deswegen muß ihm auch Religion im eigentlichen Sinne fremd sein, sowohl als „schlechthinniges Abhängigkeitsgefühl" als auch als Erhebung des Geistes aus dem Endlichen zum Unendlichen, den „Glaubensentschluß" kann es nicht fassen. Denn das alles sind Dinge der „Persönlichkeit," und eine solche hat und ist das Kind nicht. „Religion, wie wir sie verstehn, kann es also gar nicht haben," höchstens Anfänge, Ahnungen, Bilder davon, die sich ihm später in Wirklichkeit umsetzen mögen. Und auch das hängt wieder von seiner individuellen Begabung ab; diese ist auch in religiöser Beziehung nicht gleichmäßig. Wächst der eine still und friedlich in die Welt der Religion hinein, so muß der andre sie kämpfend den Zweifeln seines Verstandes abringen, sofern sie ihm dabei nicht in Trümmer geht. Das Wichtigste und Hoffnungsreichste scheint auch mir die „noch ganz unreflektierte und unverkümmerte Empfänglichkeit für Eindrücke aus der Welt des persönlichen Lebens": das Vertrauen, die offne und pietätvolle Hingebung an das, was die geliebte und respektierte Persönlichkeit ist und tut, sagt und will; das gräbt sich am tiefsten ein.

Versuchen wir es, aus diesen wenigen und nur unvollständig zusammengestellten Zügen einige Folgerungen für die Unterrichtspraxis zu ziehn, so dürften es etwa folgende sein:

1. Wer durch den Religionsunterricht wirkliche Religion im Kinde hervorrufen, es also zu wirklicher, wenn auch natürlich nur relativer Christlichkeit führen will, der erstrebt Unerreichbares und versündigt sich an der Kindesnatur. Das kommt schließlich auf die Bekehrungen des Hallischen Waisenhauses hinaus, die später vielfach ins Gegenteil umgeschlagen sind. Also auch die „religiösen Erlebnisse" verflüchtigen sich, oder sie reduzieren sich doch auf das der kindlichen Empfindung entquellende und entsprechende Urteil: das ist eine schöne Geschichte, es ist eine herrliche Welt, die Welt der Religion, das ist ein vortrefflicher Mann, von dem uns da erzählt wurde, so groß und gut möchte ich auch einmal werden, und so Herrliches von Gott erfahren! Wenn ich nur so fromm werde wie mein Lehrer, dann wirds mir ja nicht fehlen. Auf solche Weise ist wenigstens ein Strahl von der Schönheit und dem Geiste der Religion in das Herz des Kindes gefallen, es ahnt, daß die Religion die Zierde und Stärke des Menschen ist. Und damit ist schon viel erreicht.

2. Wir müssen durchaus mit der Phantasie operieren, namentlich am Anfang, dürfen uns darauf aber nicht verlassen, sondern haben einer gesunden Verbindung von Religiosität und Denken sorgfältig die Wege zu bereiten.

3. Dabei ist an den eudämonistischen Zug in der Kindesseele anzuknüpfen in der begründeten Hoffnung, daß sich, wenn er sich mit der Religion eint, die einzige Möglichkeit zu künftiger Überwindung oder Einschränkung des Eudämonismus eröffnet.

4. Individuelle Behandlung ist unerläßlich, deshalb ist der schulmäßige Unterricht bedenklich, und der Konfirmandenunterricht als seelsorgerliche Ergänzung dazu aufzufassen.

5. Im Vordergrunde stehn müssen Persönlichkeiten, die man religiös handeln und Religiöses erleben sieht, besonders die des Lehrers, sodann die der Geschichte.

Wir wollen aber unsre Frage, wie der Religionsunterricht der Frömmigkeit dienen könne, auch noch von der andern Seite, von der des Zweckes her, praktisch beleuchten. Hier wird uns die kirchliche Seite der Sache deutlich werden. Unsre Frömmigkeit ist eine kirchliche, evangelische. Sie ist nicht ein Naturprodukt, das der menschlichen Natur von selbst entkeimt, nicht identisch mit der „natürlichen Religion," die heute noch in manchen aufgeklärten Köpfen spukt. Sie ruht auf dem Boden einer bestimmten Kultur, die einerseits uralt ist, andrerseits wieder ganz neu; denn es ist die Religion des zwanzigsten Jahrhunderts. Von selbst erwächst diese Frömmigkeit nicht, es muß zu ihr erzogen werden. Sie hat ein bestimmtes Gepräge von alters her, und wir sind nicht berechtigt, es ihr ohne weiteres zu Gunsten unsrer persönlichen Einfälle abzustreifen; sie hängt mit bestimmten Ereignissen und Persönlichkeiten der Geschichte zusammen, und wer sie davon loslöst, baut nicht minder in die Luft, als wer die Kindesnatur nicht berücksichtigt. Sie ist erwachsen aus einem großen Gange der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit und verknüpft mit einer eigentümlichen, eben der evangelisch-christlichen Beurteilung dieses Geschichtsganges. Sie drückt sich aus in einem althergebrachten, überlieferten Vorstellungskreis, der, wie es bei der Religion nicht anders sein kann, großenteils mythologischer und symbolischer Art ist. Und diesem Vorstellungskreis entspricht ein bestimmtes Verhalten nach Kultus oder nach Ethik.

In all das muß das Kind eingeführt werden, sonst wird es nicht in unsre Frömmigkeit hineinwachsen. Die beiden Mittel aber für diese Einführung sind die von alters her bekannten und betonten: Gewöhnung und Unterricht. Was also haben wir zu bieten? Leben und Geschichte, beides mit dem Gepräge evangelisch-kirchlicher Frömmigkeit, wie sie uns Lebenden erwachsen ist auf Grund der Menschheitsgeschichte, gefaßt in die ihr entsprechenden Vorstellungen, sich ausprägend in dem ihr konformen Handeln in Kultus und in Ethik. Darin muß das Kind heimisch werden, darein muß es sich einleben, das muß ihm in Fleisch und Blut übergehn, verwachsen mit seinen ersten und tiefsten Gefühlen, sich verschmelzen mit seinem ganzen Denken und Handeln. Daß das nicht Sache des Unterrichts allein sein kann, liegt jetzt wohl auf der Hand, aber immer wird der Unterricht die wesentlichste Macht der Erziehung bleiben, und je mehr die andern, das Haus und die kirchliche Gemeinschaft, versagen, um so intensiver muß wenigstens seine Einwirkung werden.

Was also können wir durch den Religionsunterricht erreichen? Nach unsern bisherigen Erörterungen dreierlei. Wir können und müssen 1. Kenntnisse mitteilen; die Kenntnisse, ohne die unsre christliche und evangelische Frömmigkeit nicht nur nicht verstanden wird, sondern gar nicht sein kann, weil sie als Produkt der Geschichte mit ihnen unzertrennlich verwachsen ist. 2. Vorstellungen erzeugen; die Vorstellungen, die sie im Lauf der Geschichte erzeugt, mit denen

ſie ſich ſelbſt wie mit einer ſchützenden Hülle umgeben hat, um ſich zu erhalten in dem Strome menſchlicher Meinungen und fortzupflanzen von Geſchlecht zu Geſchlecht. 3. Bewunderung erwecken für die Größe, die Macht und die Schönheit des religiöſen Lebens, Ehrfurcht vor den Geſtalten, in denen es ſich verkörpert, und den Schöpfungen, die es hervorgebracht hat, Ehrfurcht erwecken vor dieſem ganzen Gebiet der Religion, den Wunſch entfachen, von ihm etwas zu erfahren und zu erleben, das Intereſſe, mehr von ihm kennen zu lernen und zu haben. Mehr können wir nicht, aber das können wir, und weil wir es können, ſollen wir es. Damit werden wir der Beſchaffenheit der Kindesnatur ebenſo gerecht werden, wie wir damit eine evangeliſch-kirchliche Frömmigkeit fördern können.

Dieſe drei möglichen Zwecke aber weiſen alle auf einen und denſelben Stoff, die Geſchichte, vor allem ſofern ſie religiöſe Perſönlichkeiten und Vorgänge vorführt, verſtändlich macht und in ihrer Größe erſcheinen läßt. Dieſe Geſchichte iſt eine natürliche Geſchichte, aber die Hand Gottes muß in dem natürlichen Geſchehen erkennbar ſein, dieſe Perſönlichkeiten ſind durchaus menſchliche — ſonſt wären ſie nicht geſchichtlich —, aber aus ihrer Menſchlichkeit muß die Kraft des Göttlichen hervorbrechen. Dann nur können ſie die anſteckende Wirkung äußern, auf der ſchließlich alle Fortpflanzung menſchlicher Frömmigkeit beruht. So muß auch das Bibliſche durchaus aus den Perſönlichkeiten verſtanden werden: ein Pſalm, ein prophetiſcher Erguß, ein Spruch, auch das Lied: das alles iſt zu faſſen als Ausdruck der religiöſen Perſönlichkeiten. Sogar das Dogma iſt davon nicht ganz ausgenommen. So nur können dieſe Stoffe angeeignet werden, ſo nur können ſie wirken. Und wirken werden ſie ſo nur, wenn die Frömmigkeit des Lehrers ſie aus ſich heraus gleichſam neu ſchafft, mit neuem Leben erfüllt, ſie umſetzt, ohne ſie zu vergewaltigen, ſodaß ſie in unſrer heutigen Zeit zu leben, zu reden und zu handeln ſcheinen.

4

Sollen aber von dem hiermit erreichten Punkte noch einige Folgerungen für das gezogen werden, was für uns heute in unſrer Kirche im Religionsunterricht zu erſtreben wäre, ſo muß man vor allem auf eins hinweiſen. Von keinem Punkte unſrer Betrachtung aus ergibt ſich, daß die verſtandesmäßige und gedächtnismäßige Aneignung von Lehrſätzen notwendig oder nur möglich wäre. Es iſt von Männern, die nicht eben nur im Banne der Tradition ſtehn, faſt allgemein anerkannt worden, daß das der Frömmigkeit keine Frucht bringt. Ja hier hat die radikale Anſicht Recht: ein Religionsunterricht, der darin ſeinen Schwerpunkt hat, ſchädigt die Frömmigkeit und verekelt ſie, den Lehrern nicht minder als den Schülern. Er führt nicht zu ihr hin, er entfremdet ihr vielmehr mit Notwendigkeit.

Das müſſen wir endlich einmal einſehen. Aber werden wir nun deshalb den Katechismus ganz aus dem Religionsunterricht entfernen wollen? Mir ſchiene das doch nicht richtig. Es gibt eine Stufe in der Entwicklung des Kindes, auf der ſich das Bedürfnis nach einer Zuſammenordnung der erworbnen Kenntniſſe, nach einer einheitlichen Zuſammenfaſſung der angeeigneten Vorſtellungen regt. Es iſt das Bedürfnis nach Einheit und Geſchloſſenheit des

Denkens, auch in religiösen Dingen, nach einer religiösen Welt- und Lebensanschauung, die in sich geschlossen und nach außen mit dem sonstigen Denken auseinandergesetzt und gegen seine Einwürfe gesichert ist. Und zugleich wird auch erst eine solche Weltanschauung als das populär-praktische Lehrgebäude, worin Frömmigkeit eines heutigen Menschen sozusagen ihre Wohnung aufschlagen kann, einige Bürgschaft dafür bieten, daß diese Frömmigkeit als etwas Festes, Bestimmtes, Ausgeprägtes dastehe und sich erhalte, als etwas, was Rückgrat hat, als eine Macht, die stark genug ist, auf den Charakter einzuwirken und in ihn einzugehn. Also das pädagogische wie das kirchliche Interesse scheinen mir einen solchen Abschluß dringend zu fordern. Aber natürlich muß die nötige Reife dafür vorhanden sein. Sogar das Alter, wo unsre Kinder leider jetzt schon fast überall konfirmiert werden, ist dafür fast zu früh. Könnten wir diesen Abschluß, ohne Schädigung der Landeskirchlichkeit, auf einen spätern Zeitpunkt verlegen, so wäre es viel besser. Jedenfalls gibt es in der auf die Konfirmation folgenden „Christenlehre" nach dieser Seite hin viel nachzuholen.

Wann immer aber auch dieser Abschluß des Religionsunterrichts mit dem Katechismus eintrete: er muß erstens ruhen auf einer viel breitern und tiefern Grundlage des geschichtlichen Stoffes, sowohl des biblisch-geschichtlichen wie des kirchengeschichtlichen, der ganz wesentlich biographische Gestalt an sich zu tragen hätte. Er muß zweitens verfügen können über eine weit gründlichere und tiefere Beherrschung der Bibel, und zwar nicht bloß des Neuen Testaments, wie sie freilich nur durch vielfaches Lesen in einer Schulbibel erreicht werden kann. Er darf drittens nicht in der gedächtnismäßigen Aneignung von Lehrsätzen bestehn. Denn sicher ist, daß je besser sie hergesagt werden können, sie um so weniger innerlich angeeignet sind. Zu memorieren sind nur Bibelsprüche, die Klassizität der Form und des Inhalts in sich vereinigen, Liedstrophen, die irgend einer religiösen Empfindung schönen Ausdruck verleihen, und die sogenannten katechetischen Hauptstücke (Dekalog, Glaubensbekenntnis und Vaterunser) um ihrer geschichtlichen Bedeutung und ihres kirchlichen Gebrauchs willen. Und endlich viertens: er muß durchaus einfach populär — also nicht theologisch — und praktisch, d. h. mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des religiös-kirchlichen Lebens unsrer Tage gehalten sein.

Die Forderung, in die sich mir das eben Gesagte für die heutige Situation zusammenfaßt, lautet: Hinaus mit dem Katechismus aus der Volksschule, er bleibe dem Konfirmationsunterricht und der Christenlehre vorbehalten — er kommt auch hier eigentlich noch zu früh —, hier wird er aber als etwas Neues wenigstens einiges Interesse finden und hervorrufen können. In der Volksschule dafür mehr biblische, mehr Kirchengeschichte, mehr Orientierung in der Bibel, mehr religiöses Lied, mehr kirchliche Musik, kurz alle die Elemente, die das Kind erfassen kann, die es interessieren und erfreuen können, und an denen es ein Stück Frömmigkeit mit hinausnehmen kann ins Leben.

Ich weiß, daß diese Forderung tief greift und nicht leicht durchzusetzen sein wird; jedoch es muß jetzt einmal gewagt werden. Der Katechismusunterricht, wie wir ihn jetzt haben, ist einfach eine pädagogische Rückständigkeit, eine psychologische Monstrosität, mit der einmal aufgeräumt werden muß. Erst dann werden

Digitized by Google

die Schüler, die Eltern und die Lehrer aufatmen. Mit dem Katechismusunterricht in der Schule fördern wir nicht die Frömmigkeit, sondern wir ruinieren sie. Nur seine Entfernung, nur die Vertiefung und die Erweiterung des geschichtlichen und des biblischen Stoffs kann unsern Unterricht wieder zu einem seinem wirklichen Zwecke dienstbaren Mittel machen.

Die Medici bis zum Tode Lorenzos des Prächtigen (1492)

(Schluß)

Es war nicht ausgemacht, daß Lorenzo die Stellung des Vaters ohne weiteres zufiel, aber es lag im Interesse eines Kreises tonangebender Männer, der sogenannten ersten Bürger von Florenz, deren geistiges Haupt Tommaso Soderini war, die bestehende Oligarchie nicht ungewissen Veränderungen auszusetzen. Sie erklärten jedoch bezeichnenderweise ihn und zugleich seinen jüngern Bruder Giuliano zu „Ersten im Staate." Lorenzo war trotz seiner Jugend durch Gesandtschaften und Aufenthalte an den Höfen zu Staatsgeschäften geschickt gemacht, als Politiker und Diplomat seinem Großvater Cosimo nicht gleich, aber an allgemeiner Bildung und glänzenden persönlichen Eigenschaften ihm weit überlegen. Cosimo war ernst, mehr schweigsam als gesprächig, allerdings Herr des Worts, wo es sein mußte, und bei Gelegenheit sogar scharf und witzig. Aber Lorenzo war ein vollendeter Redner und hinreißend in der Unterhaltung, denn er beherrschte alle Gegenstände der Politik, Literatur und Kunst. Seine Stimme war rauh und stockschnupfig, und er hatte eine unansehnliche Gestalt; die Medici waren alle nicht schön, und das olivenfarbne Gesicht Cosimos fiel sogar den Italienern auf, aber Lorenzo war geradezu häßlich. Das vergaß man, wenn er angefangen hatte zu sprechen; dann fesselte alle die bezaubernde Macht seines lebendigen Wesens, eine Gabe der Überredung, der sich keiner entziehn konnte. Was Cosimo nur nebenher hatte treiben können, das pflegte und förderte Lorenzo als sorgsam erzogner Kenner: den lateinischen Unterricht an seiner 1473 gestifteten Universität Pisa, den griechischen an einer in Florenz eingerichteten Schule, die Erweiterung der Laurenziana durch Handschriften, die Poliziano und der Grieche Laskaris im Ausland aufkauften, und durch Druckwerke, die nun in Florenz hergestellt werden mußten. Er war auch Dichter in allen Gattungen und Tonarten, die die italienische Poesie umfaßt, in dem höhern Stil Petrarcas ein geschickter und feiner Nachahmer, in der Behandlung volkstümlicher Stoffe ein glücklicher Erwecker längst verschollener Weisen, die er im Freundeskreise und bei Volksfesten auf offner Straße selbst vorzutragen liebte. Seine Karnevalsgänge und geistlichen Volkslieder haben ihn noch lange überlebt. Aber dem Manne, der mit dem Reichtum seines Geistes sich und seine Florentiner so köstlich zu unterhalten verstand, gebrach es an einer für den Herrscher wichtigen Gabe, ihm fehlte die Lust zu dem Geschäftsmäßigen, und alles Rechnen und Ver-

walten, worin Cosimos Stärke lag, war ihm widerwärtig. Das kostete ihn selbst zunächst einen großen Teil seines Vermögens, schon 1478 mußte er von seinen Vettern 60000 Dukaten leihen; seine Bankfilialen in Mailand, Lyon und Brügge hatten nicht die richtigen Leiter und mußten teilweise liquidieren, die Verlegenheit wuchs, und der Staatshaushalt geriet in Mitleidenschaft. Die Heiratsguthinterlegungen wurden 1485 angegriffen, nur ein Fünftel wurde ausgezahlt, der Rest mit sieben, später nur noch mit drei Prozent verzinst, und als 1490 eine Bankrotterklärung entweder Lorenzos oder des Fiskus nicht mehr zu umgehn war, entschied sich der Rat der Siebzig für den zweiten Weg. Die Zinsen der Staatsschuld wurden von drei auf anderthalb Prozent herabgesetzt, die Kurse fielen um mehr als die Hälfte. Nun durfte man sagen, daß der Enkel Staatsgelder zu eignem Nutzen verwandt habe, während der Großvater immer nur von dem Seinen gegeben hätte. Auch wenn man die gesamte Staatsleitung der beiden Männer, nicht bloß ihre Finanzverwaltung, um diese Zeit, wo Lorenzos Tage zu Ende gingen, einander gegenüber stellte, mußte der Vergleich zu seinen Ungunsten ausfallen. Sehen wir aber zunächst, wie er seine Herrschaft begründete.

Noch im Sommer 1470 hatte die Signorie die üblichen Vollmachten auf fünf Jahre erhalten. Bald danach zeigte der neue Herr eine Energie, die man von seiner Jugend nicht erwartet hatte. In Volterra war es wegen der Ausbeute kürzlich entdeckter Alaunlager zu Streitigkeiten zwischen der Stadtverwaltung und florentinischen Unternehmern gekommen, die Stadt beschwerte sich bei der Signorie von Florenz in einer Weise, die hier als Auflehnung gegen die Oberherrschaft empfunden wurde, und während die ältern Männer, wie Tommaso Soderini, zu einem Vergleich rieten, war Lorenzo für die äußerste Strenge, Niederwerfung des Aufstandes durch Waffengewalt. Ein beträchtliches Heer unter dem Markgrafen von Urbino mußte die schlecht verteidigte kleine Stadt erobern und verwüsten (1472). Strahlend nahm Lorenzo die Glückwünsche seiner Florentiner zu diesem ersten Erfolg entgegen, manche meinten indessen, und bald fand man es noch mehr, daß doch etwas grausam Hartes in dem Manne sei, und Soderini schüttelte zu dem leichten Siege traurig den Kopf: auf solche Weise entfremde man sich die Untertanenstädte für die Stunde der Gefahr. Langsam bereiteten sich in der auswärtigen Politik ernste Verwicklungen vor.

Seit 1471 regierte ein neuer, willensstarker Papst, kriegerisch gesinnt und unbedenklich in seiner Politik, Sixtus der Vierte, der sich della Rovere nannte. Seinen Absichten, für einen seiner Neffen, Girolamo Riario, Herrn von Forlì, durch weitere Eroberungen ein mittelitalienisches Fürstentum zu gründen, war die starke Republik als natürliche Beschützerin der bedrohten Städte der Romagna im Wege, und ihr kräftiger junger Lenker mußte das nächste Ziel seines Angriffs sein. Die Republik hatte 1474 ihr Bündnis mit Mailand und Venedig erneut. Der Papst schloß einen Gegenbund mit dem Heimtücker Ferrante von Neapel, und beide machten sogleich den Florentinern ihren bisherigen Feldhauptmann abwendig, den besten Soldaten in Italien, wie man damals urteilte, Friedrich von Urbino, den Sixtus nunmehr zum Herzog erhob.

Dann warteten sie, ob nicht Florenz zu isolieren oder wenigstens von Venedig zu trennen wäre, es gärte auch in einigen Städten Toskanas, aber zu einem Kriege, der doch täglich ausbrechen zu können schien, kam es nicht, und nach vier Jahren war die Konstellation der fünf Hauptmächte noch genau dieselbe. Sixtus mußte seine Sache anders anfangen. Er hatte kürzlich einen neuen Erzbischof für Pisa ernannt, der der Signorie nicht genehm war. Sodann war das hochangesehene Geschlecht der Pazzi schon lange den sich vordrängenden Medici gram: der reiche alte Jacopo lebte zurückgezogen von Ämtern und Einfluß, sein Neffe Carlo war durch eine von Lorenzo bewirkte Rechtsentscheidung um eine Erbschaft gebracht worden, und ein andrer Neffe, Francesco, der sich fast nur in Rom aufhielt, war nun des Papstes Bankier und dazu mit dessen Neffen Girolamo eng befreundet. Wie wenn plötzlich die beiden jungen Medici nicht mehr lebten?

So kam es unter dem Patronat des Heiligen Vaters zu der Verschwörung der Pazzi und im April 1478 während des Meßopfers im Dom zu dem Attentat, dessen oft geschilderter Verlauf nicht noch einmal erzählt werden soll. Lorenzo wurde nur leicht verwundet, und der harmlose, weichmütige Giuliano, der hauptsächlich durch seine kostspieligen Vergnügungen bekannt und im ganzen beliebt war, ließ unter den Dolchstichen der Mörder sein Leben. Vor einigen Jahren hatte er ein großartiges Turnier zu Ehren einer angebeteten Dame veranstaltet, von dessen Pracht ganz Florenz noch lange sprach. Es veranlaßte Poliziano zu einem mythologisch eingekleideten Liebesepos, das nun nach dem Tode des Jünglings unvollendet liegen blieb.*) Ein von den Verschwornen vorbereiteter Aufstand wurde schnell niedergeschlagen und kostete vielen das Leben, so Jacopo und Francesco Pazzi und dem Erzbischof von Pisa; die letzten zwei und einige andre knüpfte das erregte Volk an den Fensterkreuzen des Signorenpalastes (nach Guicciardini des Bargello) auf, und demnächst mußte Sandro Botticelli noch ein Schmachfresko an die Außenmauern malen, wie das früher und später in solchen Fällen und nicht bloß in Florenz üblich war. Lorenzo ging mit Ehren aus der Katastrophe hervor; man bewilligte ihm eine Leibwache zum Schutze seiner Person, wie einst dem Pisistratus in Athen: die Tyrannis kündigte sich an. Man hätte nun dem über seinen gehenkten Erzbischof erzürnten Papst, der den Bannstrahl bereit hielt, Lorenzo ausliefern können, so nur ließ sich der Krieg abwenden, und Lorenzo war zu diesem Opfer bereit, aber die Republik machte seine Schuld zu der ihrigen, und noch im Sommer 1478 rückten die Heere des Papstes und des Königs von Neapel in Toskana ein. Es stellte sich bald heraus, daß sie den Florentinern, die von Venedig im Stich gelassen wurden, überlegen waren. Deren Kriegführung war jammervoll; ihre beiden Oberfeldherren, die Markgrafen von Ferrara und Mantua, gerieten einander in die Haare. Nach einer schimpflichen Niederlage durch die Neapolitaner im zweiten

*) Das Turnier fand im Januar 1475 statt, nicht 1468 oder 1469 (Machiavelli), wo Giuliano sechzehn Jahre alt war. Im April 1476 starb Simonetta Cattaneo, da fing Politzano seine stanze per la giostra an, und über 1478 hinaus setzte er sie nicht fort. Von Giuliano gibt es authentische Bildnisse, von Simonetta nicht!

Jahre schien alles für Florenz verloren, und Lorenzo, dessen Politik die verzweifelte Lage geschaffen hatte, und dessen Stellung gefährdet war, nahm seine Zuflucht zur Diplomatie, um seine Gegner zu trennen. Er schiffte sich im Dezember 1479 in der Stille nach Neapel ein, da es ihm aussichtsreicher erschien, mit dem König zu verhandeln als mit dem Papst; in Pisa erreichte ihn eine Gesandtschaftsvollmacht, die seine Freunde bei der Signorie ausgewirkt hatten. Es war ein kühner Schritt, denn der übel beleumundete Ferrante konnte ihn in seinem Machtbereich spurlos verschwinden lassen — far morire —, so wenigstens faßte es Lorenzos Partei zu seinem Ruhme auf, während andre nachmals das Wagnis für nicht so gefährlich erklärt haben. In Neapel trat er auf wie der reichste Fürst, mit einer Prachtentfaltung, die aufregte, mit offner Hand für jedes Begehren. Er war eitel und liebte den Luxus, aber die kostbare Dekoration hatte auch ihre Bedeutung für das Theater, auf dem er nun sein Spiel begann: er entwickelte die Theorie Cosimos vom italienischen Gleichgewicht mit Florenz als Zünglein der Wage, und wie doch ein starkes Florenz als Keil zwischen Venedig und dem Kirchenstaat dem König wichtiger sein müsse als ein Papst ohne Descendenz und Hausmacht und ohne eine für den Nachfolger verbindliche Politik. Hatte denn aber dieser klug redende Florentiner auch wirklich die Autorität seines Staates hinter sich, und konnte nicht jetzt eine Parteiverschiebung in seinem Rücken ihn jeden Tag aus seiner Stellung bringen? Das mußte der vorsichtige Ferrante erst wissen, als aber zwei Monate vergangen waren, ohne daß sich in Florenz etwas geändert hatte, entließ er seinen Gast auf das gütigste, und dieser kehrte im März 1480 mit dem ersehnten Frieden und einem nicht zu ungünstigen Bündnisvertrag nach Florenz zurück, wo die Freude groß war. Weil aber die äußere Lage bei dem Zorne des Papstes und der Venetianer immer noch nicht geklärt war, und das Volk die Gewohnheit hatte, bei solchen Gelegenheiten seiner Regierung durch Räsonnieren lästig zu fallen, so setzten Lorenzo und seine Freunde im April mit Hilfe der ihnen ergebnen Signorie die wichtige Verfassungsveränderung durch, daß anstatt der vielen consigli ein Rat von siebzig Männern, die sich selbst ergänzten, zunächst auf fünf Jahre, in der Tat aber auf die Dauer bestellt wurde, aus dem dann auch die Otto di pratica und die Dieci della guerra genommen wurden. So war alles Wichtige hübsch übersichtlich auf einen kleinen Kreis zusammengelegt. Und als nun noch die Sarazenen in Unteritalien landeten und Otranto greulich zerstörten, da empfanden alle andern die Türkengefahr, der Papst, der König und Venedig, nur Florenz war sicher und hatte den Vorteil, daß sich keiner von ihnen mehr um Toskana kümmern konnte, und Sixtus gewährte gnädig den Florentinern seine Verzeihung und Frieden, nachdem er ihre Gesandten noch einmal tüchtig ausgezankt hatte. Der Jubel in Florenz war groß, und Lorenzo, dem man all das Glück zum Verdienst anrechnete, hoch gefeiert.

Er hatte noch an einem längern Kriege teilzunehmen, dem ferraresischen, aus dem die Republik ohne Verlust, aber auch ohne Ehre hervorging. Ganz unerwartet war Sultan Mahomed der Zweite gestorben, und sobald die Türken-

gefahr sich verzogen hatte, bekam die italienische Politik wieder ein andres Gesicht. Das ländergierige Venedig beanspruchte auf Grund eines Hoheitsstreits Gebietsteile des benachbarten Ferrara — das Land nördlich vom Po mit Rovigo und Polesine —, das von Mailand, Florenz und Neapel geschützt wurde, während der Papst zu Venedig hielt. Ein neapolitanisches Heer, das nach dem Norden durchbrechen wollte, wurde von päpstlichen Söldnern in den Sümpfen des Campo Morto unweit Roms in einer blutigen Schlacht, der ersten seit fünfzig Jahren, geschlagen (1482). Dann trat Sixtus aus Politik, weil man ihm mit einem Konzil drohte, der Liga gegen Venedig bei, das nun von überlegnen Streitkräften mit Erfolg bekämpft wurde. Aber die Verbündeten waren nicht einig, und das Zünglein der Wage, die Lorenzo in der Hand zu halten meinte, versagte diesesmal. Venedig paktierte insgeheim mit Lodovico il Moro, der in Mailand für seinen Neffen Giangaleazzo regierte, und es behielt das Ferrara abgenommne Gebiet. Florenz und der Papst ließen sich wohl oder übel den Friedensschluß gefallen, nach dessen Proklamierung Sixtus, wie man sagte aus Ärger, eines plötzlichen Todes starb (August 1484).

Auf den kriegerischen Sixtus folgte ein friedfertiger Papst, der unbedeutende Innocenz der Achte aus Genua, der erst im Todesjahre Lorenzos starb. Mit ihm stand Lorenzo immer gut, ein Sohn des Papstes wurde sein Schwiegersohn. Er vermittelte vielfach in Streitigkeiten zwischen dem Papste und dem König von Neapel, und dem falschen hielt er die Treue. Der Moro blieb unzuverlässig, wie es einst sein Vater gegenüber Cosimo gewesen war, das Ziel seines Verlangens war der Herzoghut von Mailand, der ihm endlich 1494 zu teil wurde. Auf Venedigs eigenwillige Politik war nicht zu rechnen. Alle Kräfte waren in Spannung, aber von großen Kriegen blieb Italien verschont, solange Lorenzo lebte, und die kleinen, die er noch zu führen hatte, verliefen im ganzen glücklich. Dem Gebiete der Republik fügte er wenigstens Pietrasanta und Sarzana — im Nordwesten gegen Genua — hinzu. Das geschwächte Siena war nicht mehr zu fürchten, und der unbequeme Girolamo Riario wurde 1488 in Forlì ermordet.

Lorenzo hatte keinen Waffenruhm, noch war er ein großer Staatsmann. Er übernahm die von Cosimo begründete Politik, aber er handhabte sie nicht so sicher, seine Kombinationen waren gewagt und gingen manchmal fehl, und nur mit Not brachte er schließlich den Staat zwar ohne sichtbare Verluste durch die Gefahren der Zeit, aber nicht in der Geltung und dem Ansehen nach außen, das Florenz unter Cosimo gehabt hatte. Alles in allem, sagt Guicciardini, Cosimo war più valente uomo. Lorenzo hatte weniger für Florenz und Italien gesorgt als für sich und sein Haus.

Er nahm der Republik den letzten Rest von Freiheit, sagen die Florentiner; die Stadt hatte nun einen Tyrannen, aber einen bessern konnte sie nicht haben, und das Volk hatte dabei sein Vergnügen. Die Staatsleitung hielt er seit der Einsetzung des Rats der Siebzig, dem später noch kleinere Körperschaften für Signorenwahl und Steuerwesen hinzugefügt wurden, fest in seiner Hand, und er brauchte nicht einmal mehr mit seiner Person hervor-

zutreten, er konnte sich gelegentlich nach Pisa zurückziehn und sich seiner Lieblingsschöpfung, der Universität, widmen oder still daheim sitzen in seinem Palast oder einer Villa, als hätte er nur Gedanken für Kunst und Literatur. Es geschah dennoch nichts ohne seinen Willen, er ließ sich über alles berichten und beobachtete das Kleinste: wie seine Mitbürger lebten, wie sie bauten und heirateten; zur Versüßung bezeichnete er sich als ihresgleichen, als „Bürger von Florenz," auch in seinen Unterschriften. Ganz zuletzt, 1491, ging das Gerücht, er wolle sich zum Gonfalonier auf Lebenszeit machen, aber es bedurfte keines besondern Titels mehr für seine ohnehin feste Stellung. Mit kluger Rücksicht auf die Zukunft seines Hauses ordnete er die Heiraten seines ältesten Sohnes Piero und seiner Töchter; Giuliano war noch zu jung. Giovanni, der zweite, wurde mit dreizehn Jahren von dem freundlichen Innocenz dem Achten zum Kardinal gemacht (1489), und mit kindlicher Ungeduld erwartete und betrieb der glückliche Vater die Proklamierung. In der äußern Repräsentation des beinahe fürstlichen Hauses, die Lorenzo auch seinen Kindern als Pflicht ihrer Geburt ans Herz legte, herrschte ein mehr als fürstlicher Aufwand, mit Opfern, die die wirklichen Fürsten annahmen, aber nicht heimzahlten. Ein Reitpferd aus Neapel oder ein Spiel Jagdfalken aus Mailand wurde in Florenz als eine Ehre gerechnet, und wenn Lorenzo Gold und Juwelen von vielfachem Wert schickte, so hatte er wieder die Ehre, daß seine bei diesem Anlaß dargebrachten Geschenke für die kostbarsten erklärt wurden. Was für Summen mag seine Haushaltung verschlungen haben für die Bewirtung und Beschenkung dieser anspruchsvollen Gäste, für Bälle, Theateraufführungen und Turniere und eigens dazu hergestellte silberne und goldne Waffen und mit Edelsteinen übersäte Kostüme! Die uns davon berichten, geben nicht willkürliche Hyperbeln, sondern ganz substantielle Beschreibungen der einzelnen Stücke, mit Wertangaben bis auf einzelne Perlen und Diamanten. Die meisten strahlen vor Freude über die glücklichen Tage, wo sich alle, die es hatten, so köstlich amüsierten, andre aber haben das deutliche Gefühl für das Dekadente eines solchen Luxus, und dann vernimmt man auch wohl die Bemerkung, daß so etwas zu Cosimos Zeit unerhört war. Man hatte noch die Erinnerung an einen Besuch des Herzogs von Mailand Galeazzo Maria und seiner herausfordernd üppigen Gemahlin Bona von Savoyen aus der allerersten Zeit Lorenzos, die mit einem bis dahin in Florenz nicht erlebten Gepränge auftraten; sie waren mit großem Gefolge und einem unsinnigen Troß gekommen, mit 2000 Pferden, 200 Maultieren und 500 Koppeln Hunde. Der mailändische Hof war durch seine ausgesuchte Vergnügungskunst und Prunksucht allen voran. Er mußte entsprechend aufgenommen und gefeiert werden, und er hatte damals, so meinte man wenigstens, bedenklich auf die guten alten Sitten der Bürger von Florenz abgefärbt. Jetzt, keine zwanzig Jahre später, ging Piero Medici als Vertreter seines Vaters nach Mailand, zur Hochzeit des stumpfsinnigen Giangaleazzo mit Isabella von Neapel (1489), er trieb dort unter allen Gästen den höchsten Aufwand, und das stupende Kostüm, das er in der Kirche angehabt hatte, ließ sich das junge Paar vor dem Mittagmahl, zu dem man ja in andrer Kleidung erschien, noch einmal zu ungestörter Bewunderung in das

Schloß holen. Als sich Lorenzos Vermögen verringerte, und der Mann, dem alles geglückt war, in Handelsgeschäften nur noch Unglück hatte, legte er sein Geld um der Sicherheit willen in Grundstücken an, wobei indessen die Art, wie er sie bestellte und bebaute, wieder mehr den hohen Herrn als den guten Wirtschafter erkennen ließ. Ein eignes, schlimmes Kapitel bilden noch seine Liebschaften, die er bis zuletzt wie etwas selbstverständliches mit einem Freimut betrieb, der auch seinen unbedenklichsten Freunden zu weit ging.

In der Kunstpflege wurde Lorenzos Ruhm auf den ersten Blick nicht in solcher Weise wie in der Politik durch Cosimos Vorgang verdunkelt, weil alles von diesem Geschaffne noch lebendig in seine Zeit hineinwirkte, die auch ihrerseits in der Kunst keine Periode des Abblühens war. Verrocchio, Sandro, Ghirlandajo und Filippino, mit denen er in Verbindung stand, sind wahrlich keine Epigonen, auch der große Neuerer Lionardo war nur drei Jahre jünger als er, dazu kommen Andrea della Robbia und die Marmorbildhauer und viele andre, denen er Aufträge gab. Aber bei näherm Zusehen kam doch gegen die Menge stattlicher Bauwerke, mit denen Cosimos Name verbunden war, auf Lorenzo nur die eine Villa Pozzo a Cajano, ein edler und feiner Bau, von Giuliano da Sangallo auf dem Grundstücke, das einst dem verbannten Palla Strozzi gehört hatte, seit 1480 errichtet, und im übrigen teilte er die Ehren des Kunstpatronats mit den Pazzi, Rucellai, Strozzi, Sassetti, Tornabuoni, Martelli, die zum Teil allerdings seinem Hause verwandt oder zugetan waren. Als Sammler freilich und Eigentümer kostbaren Besitzes übertraf er sie alle, und als Kenner von selbständigem Geschmacke steht er außer allem Vergleich mit einer praktischen Schöpfung, die ganz sein eignes Werk war, der Kunstschule in den Medizeischen Gärten bei S. Marco. Hier sollte unter dem Eindruck einer wohlgeordneten Fülle antiker Statuen und Reliefs die Skulptur, die ja auch unter Cosimo die vornehmste der Künste gewesen war, neu erstehn, den Unterricht erteilte ein alter Schüler Donatellos, Bertoldo, und der berühmteste Freskomaler von Florenz, Ghirlandajo, wurde von Lorenzo aufgefordert, Schüler zu schicken, die Lust hätten, Bildhauer zu werden. Aus dieser Schule gingen an namhaften Bildhauern Rustici, Torrigiano, Montelupo und Andrea Sansovino hervor. Unter den von Ghirlandajo empfohlnen war auch ein vierzehnjähriger Knabe, der nun Lorenzos Pflegling und Tischgenosse wurde. Er hieß Michel Angelo und sollte dermaleinst das Andenken der Medici in seinem herrlichsten Marmorwerk auf die Nachwelt bringen.

Es war doch eine recht weltliche und heidnische Kunst, mit der sich diese jüngern Medici abgaben, während draußen an der Tür ihres freudenreichen Lebens schon lange ein strenger Mahner stand. Bei den Dominikanern von S. Marco war 1482 Savonarola aus Ferrara eingetreten, der sich bald nicht sehr rücksichtsvoll gegen die hohen Beschützer des Klosters aufführte und dem Volke von Florenz um des Himmelreichs willen eine Revolution auf Erden nahe legte, sodaß Lorenzo verstimmt seine Gunst dem Prior der Augustiner-Eremitaner zuwandte und ihm vor Porta a San Gallo durch Giuliano (der nach diesem Tore seinen Künstlernamen bekommen hat) ein schönes Kloster

bauen ließ; es war 1488 fertig und stand bis zum Jahre 1529, in dessen Stürmen es spurlos zu Grunde ging. Der gute Fra Mariano war nur ein schwaches Licht gegen den Feuergeist Savonarola, dem das Volk wie besessen zulief, und während seine Brandreden das Haus der Medici umzüngelten, mußte Lorenzo noch erleben, daß die Dominikaner von S. Marco ihn zu ihrem Prior wählten (1491).

Der Magnifico war erst 42 Jahre alt, aber er lag meistens krank mit vielen Schmerzen danieder, denn seine Kräfte waren vor der Zeit aufgebraucht. Ein Jahr noch, da trat ungerufen in die Tür seines Sterbezimmers die hagere Gestalt des Bußpredigers zu einer Unterredung, die die Umstehenden undeutlich hörten, und die nicht sehr lange gewährt hat. Sie soll von dem Blute der Volterraner und der Pazzi gehandelt haben, von den angegriffnen Mitgiftgeldern und der den Florentinern genommnen Freiheit, aber die Berichte, die von beiden Seiten kommen, weichen über das Einzelne ab, und fest steht nur, was wir uns ohnehin sagen können, daß die zwei nicht einig geworden sind.

In ziemlich scharfen Umrissen mag das Bild der allernächsten Zukunft vor den tiefliegenden Augen des glaubensstarken Mönchs gestanden haben, während Lorenzo nur das eine sicher wußte, daß die Florentiner seinem Erstgebornen die Nachfolge zugesagt hatten, und daß der Papst und Ferrante von Neapel und sogar der Moro dafür gut standen. Piero war ein Sportjüngling mit Riesenkräften, aber poco cervello. Zwar war er auch geistig von Poliziano musterhaft erzogen und in eleganter Rede und Versen gleich gewandt, aber er war aufgeblasen und hochfahrend und hatte kein größeres Verlangen als nach dem Fürstentitel. Was ließ sich da erwarten in dieser unheimlich ungewissen Zeit, wo rings am Himmel die Wolken bedrohlich aufstiegen? Angstvoll hatte man dem Tode Lorenzos entgegengesehen, unter Ahnungen und wunderbaren Vorzeichen: der Blitz schlug in die höchste Spitze des Doms, und im Löwenzwinger hinter dem Palazzo Vecchio wurden die Bestien wild und zerfleischten sich. Nun, da er verschieden war, hatte man das deutliche Gefühl, daß dieser Tod das Ende eines großen Glücks sei.

Eine Übersiedlung vor hundert Jahren

Wer durch seinen Lebensberuf zu häufigen und weiten Reisen genötigt ist und bei diesen Reisen all die herrlichen Verkehrseinrichtungen der Neuzeit, die alle Länder und Gegenden verbindenden Schienenstraßen, die mit Blitzeseile dahinbrausenden Schnellzüge, die Einrichtung der durchgehenden Wagen, der Restaurations- und Schlafwagen hat kennen und schätzen lernen, der wird sich wohl kaum eine Vorstellung machen können von der umständlichen, unbequemen und kostspieligen Art, wie solche größere Reisen noch am Anfang des vorigen

Jahrhunderts gemacht wurden, zu einer Zeit, wo eine Reise von Memel nach Sachsen noch Stoff zu einem vierbändigen Roman bot. Und gar die Übersiedlung, die Reise einer ganzen Familie mit Sack und Pack aus dem Norden Deutschlands nach dem Süden dieses Landes: scheint uns das nicht ein kaum zu bewältigendes Unternehmen, wenn wir uns alle die Erleichterungen des Verkehrs, die die Neuzeit geschaffen hat, hinweg denken? Und doch hat man auch vor hundert Jahren vielfach große Reisen unternommen, und Übersiedlungen aus dem Norden nach dem Süden oder umgekehrt haben häufig genug stattgefunden, nicht bloß bei den Kaufleuten, deren Geschäft sie fast mehr noch als heute zu weiten Reisen veranlaßte, sondern auch bei andern Ständen. Ganz besonders lebhaft war der Reiseverkehr bei den Gelehrten. Der Gelehrtenstand war vor hundert Jahren, trotz der politischen Zerrissenheit Deutschlands, doch in allen deutschen Ländern, ja über die Grenzen Deutschlands hinaus eine Art von internationaler Verbindung, die durch einen sehr lebendigen, auch persönlichen Verkehr unterhalten wurde. Größere Reisen zu den Wohnsitzen berühmter Gelehrten, die man unternahm, um mit ihnen in persönlichen Verkehr zu treten oder diesen Verkehr zu unterhalten, waren durchaus nichts seltnes; so waren Weimar als Wohnsitz unsrer Dichterheroen und Jena als Heimat bedeutender Gelehrten lange Zeit Wallfahrtstätten für die schöngeistige und die gelehrte Welt. Und da der alte Studentenwahlspruch Ubi bene, ibi patria nicht bloß von der studierenden Jugend, sondern auch von den gelehrten Herren Professoren in dem Sinne befolgt wurde, daß sie gern ihr bisheriges engeres oder weiteres Vaterland mit einem andern vertauschten, wenn ihnen ein ehrenvoller oder einträglicher Ruf eine neue Heimat und Wirkungsstätte bot, so fehlte es auch nicht an Veranlassungen, solche Übersiedlungsreisen vorzunehmen, bei denen die Privatkutsche oder die Extrapost, der Frachtfuhrmann und die Nachtherberge wesentliche Rollen spielten. Daß es übrigens auch bei diesen Übersiedlungen, trotz aller Unbequemlichkeit der Reise, recht gemütlich zuging, daß eine solche längere Reise auch viel Gelegenheit bot, Bekannte zu sehen, neue Bekanntschaften anzuknüpfen und Gastfreundschaft in reichem Maße zu üben und zu empfangen, das zeigt uns der nachfolgende Brief, worin Ernestine Voß, die Gattin des berühmten Dichters und Philologen Johann Heinrich Voß, ihren damals zum Zweck des Studiums noch in Jena weilenden Söhnen den Verlauf ihrer Reise von Jena nach Heidelberg erzählt. Der Brief dürfte um so bemerkenswerter sein, als er uns nicht bloß die damalige Art des Reisens zeigt, sondern auch interessante Blicke in den lebendigen geistigen Verkehr der damaligen gelehrten Welt, sowie in das herzliche und gemütliche Verhältnis der Glieder der Vossischen Familie gewährt. Der Erzählung geht eine Schilderung der Eindrücke, die die Ankunft in Heidelberg und der dortige Empfang auf die Reisenden machten, voraus. Diese Schilderung, wie damals schon die wunderbare Romantik des Heidelberger Schlosses auf alle empfänglichen Gemüter wirkte, wird gewiß von allen Freunden Heidelbergs mit Vergnügen gelesen werden.

Heidelberg den 18 Julius 1805.

Gestern um halb zwölf sind wir hier heiter und glücklich angekommen, ihr geliebten Kinder. Der Ochsenwirt schon nahm uns recht freundlich auf und brachte

uns in ein kleines niedliches Zimmer; als er aber Papa seinen Namen hörte, bestand er darauf, daß wir ein großes beziehen sollten, welches Creuzer für uns bestellt hatte. Wir wuschen uns also erstlich den Reisestaub ab und pflegten unsern Körper und gingen dann an die Wirtstafel, wo wir meistens Studenten fanden, die recht bescheiden waren. Noch vor Tische sagte uns Creuzer freundlich willkommen und nach Tische kam gleich seine Frau zu uns, die uns sehr wohl gefällt und führte uns in unsre Wohnung, die gewaltig geräumig und recht bequem ist. Nur sieht sie, was die Tapeten anbetrifft, etwas zerlumpt aus. Wir haben zwei gewaltig große Zimmer (wie viel der kleineren, das weiß ich in vollem Ernst noch nicht, weil ich confus bin, welches verzeihlich ist!), und auch ein bischen Aussicht in die herrlichen Berge. Hinter dem Hause ist ein artiger Garten, der einen Ausgang auf eine Bleiche hat, über die ein Weg ins freie Feld führt, am Fuß eines der schönsten Berge, wo schöne Spaziergänge sein sollen; dieser Berg ist ganz mit ächten Kastanien bedeckt, die jetzt in der schönsten Blüte stehn. Unsre vier zuerst abgesandten Kisten fanden wir schon auf einem Saale stehen und es erschreckte uns nicht wenig, als wir den alten schwarzen Familienkoffer zerbrochen fanden; die Stricke waren zerbrochen und er war ein paar Fingerbreit auseinander gewichen. Doch habe ich heute, als ich ihn auspackte, nicht ein Stück beschädigt darin gefunden. Alle Kupferstiche waren mit darin und Papa sein Tubus. Als wir unser Haus besehen, gingen wir mit Creuzer zur Rudolphi, die unsre nächste Nachbarin ist. Auch mit der Aufnahme bei ihr hatten wir Ursache zufrieden zu sein, da wir schon vorher auf etwas Empfindsamkeit gerechnet hatten. Auch sie hat mir hausmütterlichen Rat und Hilfe angeboten, und will für den Anfang borgen, was wir nicht haben und nicht gleich kaufen können. Nach dem gestrigen Plan sollte Papa schon heute nach Schwetzingen fahren, um den Kurfürsten zu besuchen, es wird aber heute keiner angenommen, da sind wir auf den Nachmittag von Creuzer auf den Schloßberg geladen, wo er eine kleine Gesellschaft geladen hat. Gestern hat Papa schon die Herren Daub, Porstig und Schwarz gesehen und auch Fried hat uns bei der Rudolphi aufgesucht. Dieser brachte uns deinen Brief, lieber Heinrich, der uns gewaltige Freude gemacht; es war das erste Willkommen der Unsern in die neue Heimat, die sich schon sehr bei uns einschmeichelt, weil uns die Menschen so freundlich entgegenkommen, als es die Gegend thut. Morgen früh will die Creuzer mit mir zu einem Tischler gehn, wo man fertige Mobilien findet, damit wir wenigstens übermorgen die Wirtshaus-Lebensweise enden können. Kochen wollen wir vorerst noch nicht, weil man sich hier sehr gut bereitetes Essen kann holen lassen. Ausgeschlafen haben wir doch nun wenigstens schon. Gestern waren wir so müde, daß wir von allem nur das Halbe hörten und sahen. Heute hat uns auch der Kaufmann Fries schon besucht, ein sehr artiger und herzlicher Mann. Dieser hat auch schon von der Wohnung geredet, von der Weinbrenner schrieb, und sie uns sehr angenehm geschildert, aber uns auch geraten, vor der Hand mit keinem davon zu reden. —

Soweit kam ich gestern, als uns Creuzer abholte. Ackermann kam vorher zu uns, von dem wir hörten, daß er für Kestnern viel Hoffnung habe ihn anzustellen; doch laßt Kestnern dies lieber von Ackermann selbst zuerst erfahren. Fries führte mich und Julchen den Berg herauf, Creuzer den Papa, dem diese Parthie zwar etwas sauer ward, aber das Gefühl der Behaglichkeit verließ ihn doch nicht dabei. Hier fanden wir eine große Gesellschaft, Herren und Damen; nennen kann ich sie nicht alle. Der Kirchenrat Mich (Mieg) und seine Frau zogen uns vorzüglich an. Professor Gatterer hat den Schloßgarten in ein wahres Paradies umgewandelt; es ist rein unmöglich, nur etwas von dem Eindruck wieder zu geben, den das Ganze macht. Man glaubt sich wirklich in eine neue Welt gesetzt, so groß nnd doch dem innersten Herzen so nahe scheint alles. Papa war auch so fröhlich, wie er nachher versicherte, mich gesunden zu haben, obgleich es mir schien, als wäre ich ganz kalt und stumm. Wir saßen nun lange Zeit auf der Höhe und tranken hernach Thee in einem kühlen Gartensaal. Dann gingen wir wieder auf Ent-

deckungen aus, die sich einem bei jedem Schritt darbieten. Es ist keine Felsenritze, wo nicht das herrlichste Leben hervorstrebt, selbst unter dem tiefen Schloßgemäuer, welches jetzt ganz wegsam gemacht ist. Wir stiegen erst zum halb umgefallenen Thurm herunter, wo eine Quelle die Felswand herunter unter Epheuranken rieselt und dann noch tiefer, wo die höchsten Bäume dem Licht entgegenstreben und wo man noch schöne Lauben findet. Wie wünschte ich euch da um mich. Papa kam noch einige Schritte zurück, um mir einen gewaltigen Kirschbaum zu zeigen, der unten schmale dünne Zweige hatte und in der Spitze die schönsten Kirschen trug. Hier gab uns die untergehende Sonne ein herrliches Licht.

Mit einmal hörten wir Musik und ein allgemein freudiges Rufen, der Kurfürst wäre da; wir eilten auch herauf und stellten uns an der Straße in Reih und Glied. Ein kernfester alter Mann, mit ehrwürdigem weißen Haar, ging an uns vorüber und grüßte jeden freundlich. Papa ward ihm von Herrn von Reizenstein vorgestellt; er redete ihn sehr freundlich an. Auch ich mußte mich vorstellen lassen, welches mir doch einen gewaltigen Schreck gab. Der Kurfürst hat eine gewaltige Freude an Heidelberg und an dem wieder aufblühenden Garten. Er hielt sich gegen zwei Stunden dort auf und Papa hat ihn noch einmal gesprochen. Er hat selbst eine gewisse Blödigkeit, wenn er jemand anredet; die verliert sich aber, wenn sich einer zutraulich naht. Wir speisten nachher zu Abend im großen Saal, ländlich und lustig, kalten Braten, Schinken, Kuchen, Milch und Obst. Wein versteht sich von selbst. Recht lustig ging's her, denn es wurde noch gesungen und so ging es um zehn Uhr paarweise den Berg herunter. Mich führte ein Landpfarrer, der sehr dick und lustig war, der hat uns auch gebeten, ihn zu besuchen. Schön nimmt sich das Licht in allen Häusern aus, wenn man bergunter geht; man glaubt sich mitten im Walde zu sein. Wunderbar, sagte mir gestern einer, müßte jemand in Heidelberg wohnen, der nicht irgend eine Bergspitze sähe. Mobilien haben wir noch nicht; was ich heute zum kaufen besehen habe, gefällt mir nicht recht, also werde ich mir für die erste Not etwas mieten. Leihen will uns jeder auch gerne und viel haben wir nicht nötig. Mir kommt es nur immer vor, als ob ich in die Berge müsse, um unter den Bäumen zu sitzen; wir werden wohl aus Neigung noch eine Weile herumschwärmen. Wie hier selbst die Damen spazieren und klettern können, das geht ins Große. Daß hier die Lebensmittel sehr wohlfeil sind, hören wir aller Orten, aber was alles kostet, das vergesse ich so wieder, wie ich es höre; wenn ich erst wieder Hausfrau bin, werde ich es wohl behalten. Das Holz ist hier nicht theurer wie in Jena und man hat immer sein bestimmtes Maß, ohne daß man selbst nachmessen darf, weil es unter Polizei steht.

Von unsrer Reise könnte ich noch manches erzählen, wenn es durch die neuen Eindrücke nicht alles verwischt wäre. Aus Eisenach fuhren wir um eins ab, tranken in Berka Kaffe und kamen um sechs in Loch an, wo man uns wenigstens ein leidliches Nachtlager zugesichert hatte, aber was ähnliches findet man schwer auf Erden von Armut, der „goldene Engel" hieß der Gasthof und der Wirt hatte noch allerlei Handel daneben. Nein nichts war im Hause. Spinatkohl wollte man kochen, aber danach lüstete uns nicht. Wir ließen Mehl, Eier und Milch holen und Julchen backte einen Eierkuchen in einem großen Suppentiegel. Kaum Teller waren da, doch ein leidliches Zimmer und ein Bette; die Leute gaben ihre eigenen Betten her und doch reine Betttücher. Wir schliefen leidlich. Die Armut im Hessischen ist unbegrenzt. In den Dörfern und Städtchen umringen einen die Bettler. Eine Station weiter hatten wir recht gutes Nachtlager gehabt. Dies war in einem katholischen Städtchen, wo wir um Mittag ankamen. Wir waren hungrig, aber in der Küche erfuhr ich, es sei Fasttag und gäbe überall kein Fleisch. Die dicke Erbsensuppe, die im großen Kessel war, gefiel mir nicht, also baten wir um weiche Eier und Wurst. Die Nacht fanden wir gutes Quartier in Fulda und gutes Essen. Hier ruhten wir uns recht aus und nahmen Besuche an von Meißner, Weiße und noch von einem jungen sehr lebendigen Leipziger, der Weidenbach heißt. Auch besuchte uns Horbauer, der uns gar sehr gefiel und der sich sehr nach Gries-

bachs erkundigte. Auch brachte er mir einen so freundlichen Brief von der Schillern, daß ich mich fast schäme, ihn noch nicht beantwortet zu haben. Die liebe Schillern begreift es indeß gewiß, daß ich jetzt nichts kann, als was ich für euch hinschmiere. Schöne, gar herrliche Gegenden haben wir allenthalben gesehen und meistens gute Wege.

Fulda hat uns nicht angezogen, es ist auch ein kalter Ort, doch hat man schöne Forellen dort! Die Nacht nach dieser waren wir in Gelligshaus, wo es uns auch recht gut gefiel; nur war der Weg in die Stadt hinunter fürchterlich tief, welches dem armen Vogel so schlimm bekam, daß er ganz krank ankam; er konnte das eine Bein nicht rühren. Wir wuschen ihn mit Wein und ließen ihn, während wir aßen, im Zimmer herumfliegen. In Hanau frühstückten wir und um halb zwölf waren wir in der schönen Stadt Frankfurt. Von Hanau nach Frankfurt fuhren wir den herrlichsten, fruchtbarsten Weg, den man sehen kann, immer im Galopp; schöneres Korn habe ich in meinem Leben nicht gesehen, selbst in der Marsch nicht; der Roggen ist fast zum Schneiden reif. Im Englischen Hof stiegen wir in Frankfurt ab, dies ist ein Ungeheuer von einem Gasthof. Wir bekamen, als ob wir es bestellt hätten, ein Zimmer mit Jakobi's in einer Reihe, die sich sehr zu uns, fast noch mehr zu den Perücken freuten. Wir hatten mehr Lust, uns zu waschen und rein umzukleiden, als mit zur Schlossern zu gehn; wir aßen also an der großen, prächtig besetzten Wirtstafel mit 28 Personen; mein Herz ward besonders durch den schön gekochten frischen Lachs gerührt! Den Nachtisch gaben wir auf, weil uns das Ding zu langweilig war, und trafen sie bei der Schlosser'n nach am Nachtisch. Hier brachten wir den Nachmittag sehr vergnügt zu, sahen Fritz Schlosser, seine Mutter (die mich sehr anzog) und seine Schwester, auch ein liebes Mädel, und besuchten die Frau Rat Göthe, eine äußerst merkwürdige Frau. Im zweiundsiebzigsten Jahr, rat geschminkt, die Stirn voll dunkelbrauner Locken, kurze Ärmel bis eine Hand breit über den Ellbogen, aber weit gefehlt, daß man Lust hat, ihr das übel zu nehmen. Bei der vollen Lebhaftigkeit in Rede und Gang ist es einem, als ob es ganz so sein müsse. Die frohe offne Laune, mit der sie über sich selbst und alles, was ihr vorkammt, spricht, macht einen ihr Alter völlig vergessen. Es ist ganz wunderbar, wie Göthe seiner Mutter gleicht. Sie kam ganz in Entzücken über Papa seinen Besuch und hat uns in der Stunde, die wir da waren, so viel erzählt, daß manche den Inhalt dieses Gesprächs in einen ganzen Nachmittag gebracht hätten und einem doch nicht wenig gegeben hätten. Sie hat eine eigene Gabe, alles was auf Erden zu genießen ist, zu genießen und das Unangenehme von sich weg zu schieben. Von dem jungen raschen Wolf (so nennt sie ihren Sohn) hat sie uns viel erzählt, von dem kranken schien sie nichts zu wissen. Zu Abend blieben wir nicht bei der Schlossern, weil ich unleidlich müde war, und den folgenden Tag um elf fuhren wir weiter. Bis Darmstadt hatten wir eine mühselige Fahrt; unser eines Pferd, das blind war, schlug immer hinten aus, so stark, daß wir vor Angst nicht im Wagen aushielten, sondern lang zu Fuß gingen. Endlich beredete uns der Postillon einzusteigen und setzte sich auf den Gaul, da ging es leidlich. Jenseits Darmstadt fängt die Bergstraße und unser Paradies an. Ohne Aufhören sieht man neue Gegenstände. Wer so etwas nur einigermaßen beschreiben könnte! Die Nacht schliefen wir in Heppenheim, wo die Sonne hinter einem Berg unterging und hinter dem andern emporstieg; das war ein Jubel! Leidliches Wetter haben wir den ganzen Weg gehabt und den letzten Tag herrliches, zum Jubeln herrliches.

Morgen ziehen wir ein; ich habe notdürftig Sachen zusammen, denn die unsern sind noch nicht da. Wenn ihr gesehen, in welchen unruhigen Umgebungen und wie oft unterbrochen ich dies geschrieben, so würdet ihr euch wundern und mir die Hand küssen, daß ich geschrieben habe. Es gehört bei mir mit zur Muttertreue, euch mitzuteilen. Bald schreibe ich mehr, zum nachlesen ist noch Zeit. Grüßt alles, was uns lieb hat, herzlich von Vater und Mutter, und schreibt bald, es ist so tröstlich. Papa grüßt wie eure treue Mutter E. B.

Nachschrift. An den vorstehenden Aufsatz, den ich vor einigen Jahren geschrieben, aber aus hier nicht näher zu erörternden Gründen bisher nicht veröffentlicht habe, wurde ich erinnert, als ich in einer der letzten Nummern der Grenzboten den Aufsatz von Paul Cauer in Düsseldorf über „Eine akademische Berufung vor hundert Jahren“ las. Da dieser Aufsatz mit der Mitteilung schließt, daß Voß im Juli 1805 doch nach Heidelberg gezogen sei, so glaubte ich den Lesern dieses Aufsatzes mit obiger Veröffentlichung eine nicht unwillkommene Ergänzung bieten zu können. Der darin veröffentlichte Brief ist vor längerer Zeit durch eine eigentümliche Verkettung von Umständen in meinen Besitz gekommen; zu seiner Veröffentlichung hat Herr Hofbuchdrucker Johannes Voß, der Urenkel der Schreiberin, gern seine Zustimmung gegeben.

Durlach C. F. Specht

Der Marquis von Marigny

Eine Emigrantengeschichte von Julius K. Haarhaus

(Fortsetzung)

4

Rede Sie nicht so töricht, Haßlacherin! Wieder gesund werden! Als ob das Fräulein wieder gesund werden könnt! Sie hat wohl noch nie was von kontagiösem Fieber gehört? Glaubs schon, sonst tät Sie nicht so närrisch fragen. Wenn ich Ihr sage, heut über acht Tage liegt Ihre Demoiselle auf dem Kirchhof, so kann Sies getrost glauben. Ste kennt mich doch?

Der alte kurfürstliche Leibmedikus hatte diese Worte in seiner polternden Art gesprochen und jedes zweite mit einer kräftigen Prise aus der großen runden Buchsbaumdose, die er nie aus der Hand legte, gewürzt. Jetzt erhob er sich, lauschte noch einmal an den Gardinen des Alkovens und begann sich zum Fortgehn zu rüsten.

Und ich alte Frau kann gar nichts dabei tun? fragte die Wittib schüchtern.

Was will Sie tun, wenn ein Doktor medicinae et chirurgiae müßig zusehen muß, wie so ein junges Frauenzimmer langsam dahinstirbt?

Demoiselle möchte gern etwas trinken, sie ruft immer nach Wasser —

Haßlacherin! Wie oft soll ich Ihr wiederholen, daß Wasser, überhaupt ein jedes Getränk für einen Fieberkranken Gift ist? Wenn Sie den Tod des Fräuleins beschleunigen will, so bring Sie ihr nur ein Glas Wasser. Dann wird Sie ja sehen, was Sie damit anrichtet. Fieber ist Feuer, und wenn man ins Feuer Wasser gießt, so prasseln die Flammen nur um so toller empor. Und davor muß ein so zartes Geschöpf, wie Ihre Demoiselle ist, ganz besonders behütet werden. Ruhe, sage ich, Ruhe und nochmals Ruhe — dafür mag Sie sorgen, wenn Sie dem Fräulein einen sanften Tod wünscht.

Und der Herr Leibmedikus glauben nicht, daß man mit Medikamenten —?

Mit Medikamenten! Als ob der Magen des Fräuleins Medikamente vertrüge! Nein, damit wollen wir gar nicht anfangen. Ruhe ist das einzige Medikament, das ich verschreiben kann, Ruhe und Diät. Keine Aufregung, keine starke Bewegung, durch die das ohnehin schon affizierte Herz noch mehr stimuliert werden könnte, und vor allem keine Überbürdung des Magens. Wenn das Frauenzimmer durchaus etwas genießen soll — was aber überflüssig ist, da der Tod seine Arbeit

viel sanfter verrichtet, wenn man für gehörige Entkräftung des Körpers Sorge getragen hat —, so sei es ein Wassersüpplein. Zwei Eßlöffel voll Mehl, einen Teekopf voll Wasser, eine Messerspitze Butter und ein Prischen Salz. Aber beileibe nicht mehr! Nur kein Fleisch und keine Eier!

Hinter den Gardinen des Alkovens begann es sich zu regen.

Sehen Sie, sagte Madame Haßlacher, nachdem beide eine Weile gelauscht hatten, so gehts nun jeden Abend. So fängts immer an. Zuerst stöhnt sie, und dann wälzt sie sich umher, und dann redet sie im Fieber und schreit, daß man am liebsten auf und davon laufen möcht.

Damit würde Sie unsrer Patientin einen schlechten Dienst erweisen. Sorge Sie lieber, daß sich das Fräulein beruhigt. Reden Sie ihr zu wie einem kleinen Kinde!

In der Tat ließ sich jetzt Marguerites Stimme vernehmen, anfangs nur in abgebrochnen Worten, zuletzt in zusammenhängenden Sätzen.

Bitte, liebe gute Schwester Célestine, lassen Sie mich in den Kreuzgang! phantasierte die Kranke; ich werde nicht länger als eine einzige Minute bleiben und dann sogleich zum Ave kommen. ... Was ich im Kreuzgang will? Ein wenig Luft schöpfen, liebe gute Schwester Célestine, Sie dürfen mir glauben: Luft schöpfen — nichts weiter. Es ist ja zum Ersticken schwül hier im Arbeitssaal. ... O, das ist nur eine Gießkanne. Sie haben Luchsaugen, Schwester, und ich glaubte, ich hätte sie so gut unter der Schürze versteckt. Ja ich will es gestehn, ich wollte zur Fontäne und Wasser holen. Seit drei Tagen vergaß ich die Reseden zu begießen und die Balsaminen. Die armen, armen Blumen werden die Köpfchen hängen lassen und dem Verschmachten nahe sein. ... Und verdursten ist schrecklich, ich weiß es. Nein nein nein, lassen Sie mich, ich will gewiß nicht von dem Wasser trinken, das habt ihr mir ja verboten, ich will mir nur die Lippen damit bestreichen und ein einziges kleines Tröpfchen kosten — o das muß köstlich sein! Nur ein einziges kleines Tröpfchen. Ach, ihr tut mir weh, aber reißt und zerrt, soviel ihr wollt — ich lasse die Schale nicht mehr los — ah — wie das erquickt! — jeder Tropfen eine Seligkeit, jeder Strahl ein Strom des Paradieses! Tötet mich, wenn ihr wollt, aber zuvor will ich mich satt trinken — was sind die Qualen der Hölle gegen solch ein Labsal!

Am Sprechgitter jemand? Weshalb lächeln Sie so bedeutsam, Schwester Célestine? Ists der Vater? Ach nein, er war ja erst am Sonntag da. Ein junger Kavalier? Grüße aus Aigremont? Ach — ich weiß schon! Herr von Villeroi. Rosen hat er mitgebracht? Nun wohl, ich werde sie in Empfang nehmen und auf den Altar unter das Bild unsrer Heiligen stellen. Ich glaube, Sainte-Madeleine hat die Rosen geliebt, mehr geliebt als die kalten Lilien.

Sie sehen so finster aus, Henri — o mein Gott — was ist geschehn? Wen suchen Sie? Hinter mir steht niemand als Schwester Célestine. Wer der alte Mann dort im Winkel ist? Ich weiß es nicht, Henri, ich kann doch nicht alle Menschen kennen. Was willst du tun? Wozu lockerst du den Degen in der Scheide? Henri, ich fürchte mich vor dir — ich lese deine Absicht in deinen Augen — tus nicht — Henri, Henri! — du mordest meinen Vater! Zu Hilfe, Leute, zu Hilfe — da seht — er hat ihn erstochen — Vater, nicht sterben, nicht sterben! — Henri! — er ist tot, komm laß uns fliehen, fliehen weit weg von hier — hier tröpfelt Blut aus der Fontäne, statt des eiskalten Wassers sprudelt aus dem Brunnen warmes Blut — o Henri — welches entsetzliche Land, wo Blut statt Wassers fließt!

Die Gardinen des Alkovens taten sich auf, und Marguerite stürzte mit bebenden Gliedern und aufgelöstem Haare heraus und sank zu Füßen der beiden Lauschenden auf den Boden nieder. Mit großen, glänzenden Augen starrte sie bald Madame Haßlacher und bald den Arzt an. Beide hoben sie sanft empor und ließen sie behutsam in einen Sessel gleiten. Jetzt strich sich die Kranke mit dem Rücken ihrer

weißen abgemagerten Hand über die Stirn und sagte zu der Alten gewandt mit irrem Lächeln:

Ich habe wohl lange geschlafen, nicht wahr, Schwester Célestine? Mich dünkt, Sie sind um ein halbes Jahrhundert älter geworden. Wie viele Runzeln Sie jetzt haben! Aber freuen Sie sich dessen — jetzt werden Ihnen die jungen Herren keine sündigen Blicke mehr zuwerfen, wenn Sie am Tage Carpus Domini neben dem Baldachin der Mutter Oberin die geweihte Kerze tragen.

Jetzt fiel ihr Blick auf den Leibmedikus, der ihre Hand ergriffen hatte und sie durch sanftes Streicheln zu beruhigen suchte.

Ich hätte Sie kaum wieder erkannt, armer Henri, wenn Ihre alte Zärtlichkeit Sie nicht verraten hätte. Wie müssen Sie in all den Jahren gelitten haben! Armer, armer Freund! Ich fürchte, Sie haben nicht die Kraft gehabt, die eingeschlagne Straße wieder zu verlassen. So finster kann nur ein Mensch blicken, der Menschenleben sonder Zahl auf dem Gewissen hat! — Lassen Sie meine Hand los, Henri, mir graut bei Ihrer Berührung!

Die Wendung, die die Anrede der Kranken an den vermeintlichen Freund jetzt nahm, schien den alten Arzt ein wenig peinlich anzumuten. Er ließ Marguerites Hand los und trat etliche Schritte zurück. Man muß auf dergleichen Hallucinationen bis zu einem gewissen Grade eingehn, bemerkte er leise zu der Wittib. Widerspruch regt die Kranken auf. Und mit dem überzeugendsten Tone, der ihm zu Gebote stand, sagte er dann zu der sich ängstlich in die Polster des Sessels Schmiegenden:

Es freut mich, wertgeschätzte Demoiselle, daß Sie in mir Ihren Freund erkennen. Aber was den Namen anbelangt, so sind Sie auf dem Holzwege, wenn Sie glauben, ich hieße Henri. Johann Gottlieb — so stehts im Kirchenbuche zu Weinböhla in Kursachsen, und anders hat mich auch noch niemand genannt. Also, wenn ich bitten darf, nennen Sie mich in Zukunft auch so. Und mit den Menschenleben ists auch nicht gar so schlimm — sterben muß jeder schließlich, und allwissend ist auch ein kurfürstlicher Leibmedikus nicht. Man tut eben, was man vermag. Und nun legen Sie sich gefälligst wieder in Ihr Bett und träumen Sie von recht angenehmen Dingen, zum Exempel von neuen Coiffuren und seidnen Bändern, und wenn wieder jemand kommt, der Ihren Herrn Vater ein wenig mit dem Degen kitzeln will, so sagen Sie ihm getrost, der Geheimrat Haupt hätte dergleichen unziemliche Divertissements auf das strengste verbaten.

Nach dieser Beruhigungsrede führte der Arzt unter Beihilfe der Wittib Marguerite in den Alkoven zurück und bettete sie, wie eine Mutter ihr Kind, auf ihr Lager.

Der Anfall ist vorüber, wer weiß, ob sie den nächsten übersteht, bemerkte der Leibmedikus, als ihm Madame Haßlacher die Treppe hinableuchtete.

Glauben der Herr Geheimderat, daß Demaiselle zu leiden hat, ich meine, daß sie Schmerzen hat?

Ganz entsetzliche Schmerzen. Oder denkt Sie vielleicht, dieses Zittern, diese verzerrten Züge, dieses Wimmern, Stöhnen und Schreien seien Anzeichen von übergroßem Wohlbehagen?

Die Haustür schloß sich hinter dem Jünger Äskulaps, und die Wittib stieg langsam wieder zum Krankenzimmer hinauf. Auf jedem Treppenabsatz machte sie halt, putzte mit einer Haarnadel bedächtig den Dacht ihrer zinnernen Lampe und starrte, ehe sie weiter ging, noch eine Weile in das knisternde Flämmchen, als vermöchte sie dort eine Antwort zu lesen auf die Frage, die ihr Inneres bewegte. Und es schien wirklich, als ob das qualmende Orakel ihr eine Weisung erteilt hätte, denn plötzlich eilte sie mit dem Ausdruck von Entschlossenheit die letzten Stufen empor, befestigte die Lampe auf dem Vorsaal an einem Nagel und trat leise in das „Atelier" ihres Seligen.

Die Kranke lag mit weitgeöffneten Augen im Bett und zupfte mechanisch an einem Zipfel ihrer Decke. Madame Haßlacher hatte sich, nachdem sie den Sessel

wieder an seinen Platz geschoben und auf dem Tisch Ordnung gemacht hatte, so an die Seite des Alkovens gestellt, daß sie, hinter den Gardinen verborgen, Marguerite beobachten konnte, ohne von dieser bemerkt zu werden. Sie sah, wie sich die blutlosen, trocknen Lippen der Kranken bewegten, und wie die weißen Hände sich von Zeit zu Zeit auf das Herz preßten. Und das Mitleid mit dem zarten jungen Mädchen, das so früh sterben mußte, übermannte sie vollends.

Keine acht Tage mehr leben und dabei solche Pein ausstehn! flüsterte sie vor sich hin. Ob ichs wohl tu? Ein Glas Wasser, sagte der Doktor, würde den Tod beschleunigen. Aber weshalb soll sie so leiden, wenn es doch mit ihr zu Ende geht? Das kann kein Christenmensch mit ansehen. Aber die Gerichte? Könnt sein, daß einer käm und wollt behaupten, die Haßlacherin hätte der Demoiselle um die Ecke geholfen. Fein schlau sein, fein schlau sein! Wär ein böser Lohn für so ein Werk der Barmherzigkeit, wenn ich alte Frau noch für die paar Jährchen, die ich zu leben hab, in den Turm müßt.

Ein schmerzliches Stöhnen hinter der Gardine machte dem Selbstgespräche der Alten ein Ende. Sie blinzelte nach dem Alkoven und sagte mit halblauter Stimme: Sie hat nach Blumen verlangt, das arme Fräulein, nach Reseden und Balsaminen. Für die ist jetzt freilich nicht die rechte Zeit, aber was Grünes, dächt ich, täts auch schon. Ei, da fällt mir ein, wozu hab ich den schönen Rosengeraniumstock, den mir die Frau Stadtschreiber als Präsent zum Namenstag verehrt hat? Blüten sind zwar längst nicht mehr dran, aber dafür duften die Blätter um so feiner. Sie eilte weg und kehrte nach wenig Augenblicken mit einem mächtigen Blumentopfe zurück, den sie mitten auf den Tisch stellte. Die dünnen Zweiglein der starkriechenden Pflanze waren an ein lackiertes Holzgitter aufgebunden, gegen dessen leuchtendes Rot sich die blaßgrünen Blättchen auf das schönste abhoben.

Marguerite, die sonst meist teilnahmlos dalag, schien den Topf mit einigem Interesse zu betrachten. Ob der starke Duft ihre Sinne anregte, oder ob die Farbenzusammenstellung ihrem Auge wohltat — genug, sie wandte sich auf die Seite und suchte die Gardinen noch weiter zurückzuschieben. Mutter Haßlacher bemerkte dies mit Genugtuung. Sie gab sich den Anschein, als ob sie die Pflanze einer sorgfältigen Besichtigung unterzöge, und prüfte mit bohrendem Finger, ob die Erde auch noch genügend feucht sei. Das Ergebnis der Untersuchung schien sie nicht zu befriedigen.

Staubtrocken! sagte sie, wenn das die Frau Stadtschreiber wüßt, daß ihr Geraniumstöcklein bei mir Durst litte.

Und wieder rannte sie weg und kehrte diesesmal mit einem wohlgefüllten Wasserkrug aus Grenzhausener Steinzeug wieder zurück, aus dem sie vor den lüsternen Augen der Kranken einen gehörigen Guß auf die Erde des Blumentopfes gab. Sie wartete, bis das kühle Naß aufgesogen worden war, und füllte noch einmal nach — so gründlich, daß das Wasser unten am Topfe gluckend wieder zum Vorschein kam, auf der Tischplatte einen blanken See bildete und sich endlich in schnellem Tropfenfall auf die Dielen ergoß.

Nun stellte sich die gute Alte, als ob sie dieses Phänomen zum allerersten mal wahrnähme, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und verwünschte ihren Leichtsinn, der in dem so sauber gehaltnen Gemach eine solche Wassernot heraufbeschworen habe. Und als sie jetzt verschwand, um ein Scheuertuch zu holen, belehrte sie noch ein letzter Blick nach dem Alkoven, daß sich Marguerite ein wenig aufrichtete, und daß zugleich ein schmaler Fuß unter der Bettdecke sichtbar wurde.

Wenn Madame Haßlacher wirklich die Absicht hegte, das freigewordne Element wieder einzufangen, so hatte es beinahe den Anschein, als wolle sie abwarten, bis sich das Wasser durch Diele und Zimmerdecke zu ihr hinunterbemühe. Aber das war keineswegs der Fall, sie dachte auch viel weniger an das Wasser, das sich durch die Fugen dort oben seinen Weg in die Tiefe suchte, als an das Wasser, das droben auf dem Tische noch in dem Steinkruge stand oder vielmehr bei ihrem Weggange dort gestanden hatte.

Digitized by Google

Endlich griff sie nach dem schon längst bereitgelegten Tuche, warf es in einen Eimer und schlich mit diesen Werkzeugen der Reinlichkeit leise wie ein Dieb die Stiegen hinauf. Um den Schein zu wahren, kniete sie, oben angelangt, neben dem Tische nieder, bearbeitete die Dielen mit dem Tuch und preßte unter Aufbietung aller Kräfte ein paar Tropfen in den Eimer. Beim Wiederaufstehn warf sie einen flüchtigen aber desto schärfern Blick in den Krug — er war bis auf einen kleinen Rest geleert! Jetzt begannen im Innern Mutter Haßlachers Befriedigung über den wohlgeglückten Anschlag und Reue über die begangne Tat einen erbitterten Kampf zu kämpfen. Das Bewußtsein, eine Mörderin — zwar eine Mörderin aus Mitleid und christlicher Barmherzigkeit, aber doch eine Mörderin! — geworden zu sein, legte sich mit Zentnerschwere auf ihr Herz. Sie wagte kaum nach dem Alkoven hinüberzuschauen — am liebsten wäre sie auf und davon gelaufen, so weit die alten Füße sie getragen hätten. Aber zuletzt siegte doch die Neugier. In der sichern Erwartung, Marguerite als Leiche zu sehen, trat die Mörderin aus Mitgefühl an das Krankenbett und erblickte — ein Wesen mit zartgeröteten Wangen, das die großen Augen mit dem Ausdruck seliger Befriedigung und rührender Dankbarkeit auf seine Wohltäterin richtete. Das war für Madame Haßlacher zu viel. Sie sank am Bette nieder und schluchzte und preßte den Kopf in die Kissen, bis ihre stolze Haube, die erst zu Fastnacht frisch gewaschen und kunstvoll getollt worden war, einer Allegorie auf die Vergänglichkeit alles irdischen Tandes glich.

Erst ein wiederholtes Klingeln der Haustürglocke scheuchte die Wittib aus ihrer Verzückung auf. Sie stellte den Blumentopf in die Fensternische und eilte mit Wasserkrug, Eimer und Scheuertuch die Treppe hinunter, entledigte sich, so schnell es ging, dieser Geräte und öffnete die Tür. Marigny war es, der eintrat. Er hatte, wie er es allabendlich zu tun pflegte, einen Klub seiner Landsleute besucht, um Neuigkeiten aus der Heimat zu erfahren, und war in der Nähe der Hauptwache mit dem Arzte seiner Tochter zusammengetroffen, der ihn mit dürren Worten über das Hoffnungslose ihres Zustands aufgeklärt hatte.

Er fragte heute die Wirtin nicht, wie er es sonst beim Nachhausekommen tat, nach dem Befinden der Patientin, sondern stieg schweigend, umflorten Auges, zu seiner Wohnung empor. Marguerite schlummerte. Da schob der Vater leise den Sessel an ihr Bett und ließ sich zur Seite der Kranken nieder. Wie er so dasaß, versunken in den Anblick der Tochter, die ihm sobald genommen werden sollte, kam ihm erst zum Bewußtsein, was er an ihr gehabt hatte. Eine innere Stimme sagte ihm, daß er es sich selbst zuzuschreiben habe, wenn das Verhältnis zwischen ihm und Marguerite kein besonders herzliches oder auch nur vertrauliches gewesen war. Er hatte einst mit dem Schicksal gegrollt, weil es ihm den sehnlich erhofften Sohn versagt hatte, und diesem Groll dadurch Ausdruck verleihen zu müssen geglaubt, daß er die Tochter, wenn nicht mit Geringschätzung, so doch mit einer Art von Gleichgiltigkeit behandelte, die dem Mädchen schon früh schmerzlich fühlbar geworden war. Später, als er sich mit dem Unabänderlichen ausgesöhnt hatte, war die Entfremdung zwischen Vater und Tochter zu weit vorgeschritten, als daß sie durch eine gewisse, beinahe galante Zärtlichkeit auf der einen oder durch eine kühle Gefügigkeit auf der andern Seite hätte aus der Welt geschafft oder auch nur gemildert werden können. Der alte Herr hatte sich nie die Mühe genommen, seine Tochter zu verstehn, er ahnte auch nicht einmal, daß die Charakterstärke, die für eine Familieneigenschaft der Marignys galt, ihm selbst aber durchaus nicht eigen war, über seinen Kopf hinweg den Sprung vom Großvater auf die Enkelin gemacht hatte.

Diesem Mädchen hätte er mehr sein müssen. Das war die bittre Erkenntnis, die, wie ja immer, auch jetzt zu spät kam. Wenn er ihr, ehe sie von ihm ging, wenigstens noch einen Liebesdienst erweisen könnte! Er zermarterte sein Hirn, um irgend etwas ausfindig zu machen, wovon er annehmen durfte, daß es ihr Freude bereiten würde. Einen Augenblick dachte er an Henri, aber nur einen Augenblick.

Nein, das war unmöglich: ein Marigny durfte sich nicht so weit vor einem Villeroi demütigen, daß er ihn bat, das Haus wieder aufzusuchen, aus dem man ihn ausgewiesen hatte. Um diesen Preis war auch das letzte Lächeln einer sterbenden Tochter zu teuer erkauft.

Und von dem, was Marguerites Herzen am nächsten stand, ging der Marquis gleichsam mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen zu dem über, was die Quintessenz seines eignen Daseins ausmachte. Solange er sich der Hoffnung hingegeben hatte, daß die Kunst des Arztes das Leben der Tochter erhalten könnte, war es für ihn Gewissenssache gewesen, darüber zu wachen, daß die Anordnungen des Doktors auf das genaueste befolgt wurden, mochte auch die Hungerkur, mit der der alte Geheimderat nach seiner Gewohnheit dem Leiden beizukommen gedachte, keineswegs nach dem persönlichen Geschmack des Marquis sein. Aber jetzt, da ja doch alles verloren war, brauchte man sich an die Gebote des Arztes nicht mehr zu binden. Ob Marguerite ein paar Stunden früher oder später starb — was lag daran? Eine Marigny sollte wenigstens nicht mit leerem Magen die Wanderung ins Jenseits antreten, dafür wollte er, der Vater, doch sorgen.

Und als sich die Kranke jetzt bewegte und langsam die Augen aufschlug, ergriff er ihre Hand und fragte mit zitternder Stimme: Wie wäre es, Marguerite, wenn wir wieder einmal zusammen dinierten?

Ganz wie Sie wünschen, mein Vater, antwortete das Mädchen, mir ist beinahe, als ob ich ein klein wenig Appetit verspürte.

Da sank Marigny, genau wie eine halbe Stunde vorher Madame Haßlacher, vor dem Bette auf die Kniee, schluchzte und preßte die Stirn in die Kissen und machte endlich seinem Schmerz und seiner Wonne in dem Ausrufe Luft: Junge Tauben à la princesse Rohan!

Wir wissen, daß der Marquis zu kochen verstand. Wenn er sich aber heute selbst übertraf, so kam das daher, daß er zum erstenmal zu allen übrigen Zutaten ein Gewürz nahm, mit dessen Hilfe sich auch weniger gute Dinge als junge Tauben in Leckerbissen verwandeln lassen: die Liebe. Und was mit Liebe gerupft und gesengt, gefüllt und gebraten worden war, wurde nun auch mit Liebe aufgetragen. Mit eignen Händen rückte der alte Herr den kleinen Toilettentisch an das Bett der Kranken, mit eignen Händen breitete er eine Serviette als Tafeltuch darüber, und mit eignen Händen holte er Teller und Bestecke und endlich die silberne Platte mit den Tauben und die Kristallschale mit dem Apfelmus, zu dem die Wittib ihre letzten Borsdorfer hatte hergeben müssen.

Und dann zerlegte er die Tierchen mit einer Sachkenntnis, als habe er in seinen jüngern Jahren nichts weiter getan, als unter der Aufsicht der Herren von Buffon und Daubenton Vögel zergliedert. Marguerite sah ihm bei dieser Arbeit zu, lächelnd unter halbgesenkten Wimpern, und so matt sie war, dennoch fest entschlossen, Liebe mit Liebe zu vergelten und dem Gerichte soviel Ehre anzutun, als es ihre schwachen Kräfte erlauben würden. Und als sie sich während des Essens einmal in die Kissen zurücklegte, um sich von der ungewohnten Anstrengung zu erholen, bemerkte sie, obwohl ihre Augen geschlossen waren, daß der Vater ihr heimlich auch noch die fein zerschnittnen Bruststückchen von seiner Taube auf den Teller praktizierte, aber sie stellte sich, als hätte sie nichts davon wahrgenommen, und speiste wacker drauf los, bis die Müdigkeit sie überwältigte, und die Gabel aus ihrer Hand glitt.

Damit war das Mahl beendet — das Abschiedsmahl, wie Marigny glaubte, mit dem sich Vater und Tochter für die Trennung auf ewig vorbereitet hatten. Er blieb noch eine Weile sitzen; erst als er die Überzeugung gewonnen hatte, daß Marguerite wirklich schlummerte — wohl hinüberschlummerte in jenes Land, wo man der leiblichen Speise nicht mehr bedarf —, erhob er sich, räumte das Tischgerät zusammen und ging leise aber sichern Schrittes zu Madame Haßlacher hinunter, um mit der Gelassenheit eines Mannes, der getan hat, was er zu tun ver-

mochte, Erkundigungen darüber einzuziehn, welcher Tischler die solidesten Särge anfertige, und welche Formalitäten zur Erlangung einer Begräbnisstätte zu erfüllen seien.

Dann begab er sich zur Ruhe, fest überzeugt, er werde am kommenden Morgen den Gang zum Sargtischler und zum Totengräber unternehmen müssen. Als er wieder erwachte, fuhr er aus den Kissen und eilte an das Bett der Tochter. Und siehe da! — sie war nicht nur nicht tot, sondern offenbar wohler als all die Tage vorher. Sie hätte köstlich geschlafen, sagte sie lächelnd, und wenn sie nicht bald eine Tasse Milch und zwei — nein drei Zwiebäcke bekäme, so würde sie aufstehn und sich ihr Frühstück selbst holen.

Marigny traute anfangs seinen Augen und seinen Ohren nicht, dann geriet er vor Freude außer sich. Mit dem Ankleiden gings ihm nicht schnell genug; immer fand sichs, daß er das Stück, das er gerade brauchte, verlegt hatte. Er, der sich sonst vor keinem menschlichen Auge ungepudert sehen ließ, der lieber ohne Kopf als ohne Haarbeutel seine Wohnung verlassen hätte, eilte heute unfrisiert weg, um für Marguerite das Gewünschte zu beschaffen. Auf dem Vorsaal wäre er beinahe über Madame Haßlacher gestolpert. Die gute Frau hatte allem Anschein nach auf eine Begegnung mit ihm gewartet. Sie sah aus wie jemand, der eine Nacht statt im Bett auf der Folterbank verbracht hat.

Lebt sie? fragte sie hastig.

Sie lebt! antwortete der Marquis, dem das Verstörte in Haltung, Mienen und Stimme seiner Hauswirtin nicht entgangen war.

Gott sei gelobt und gepriesen! rief die Wittib, und nicht viel hätte gefehlt, so wäre der französische Edelmann an ein deutsches Herz gedrückt worden.

Nun kann ichs ja gestehn, fuhr die Alte fort; ich habe das Fräulein gestern Abend Wasser trinken lassen. Aus Mitleid, wahrhaftig nur aus purem Mitleid — ich glaubte, ich könnte dem armen, armen Fräulein zu einem schnellen, schmerzlosen Tode verhelfen. Ach Herr Marquis, wenn Sie wüßten, was ich die Nacht habe ausstehn müssen! Und wenn ich tausend Jahre alt werden sollt — ich morde nie wieder! Die Angst und die Gewissensbisse!

Wasser trinken lassen? sagte Marigny, bemüht, seinem Antlitz einen ernsten und strengen Ausdruck zu geben, Wasser trinken lassen — gegen den Willen des Arztes?

Und als die Wittib in Tränen auszubrechen drohte, setzte er milder hinzu: Wasser heißt gar nichts, aber ich — ich habe ihr zwei Taubenbrüste zu essen gegeben, weil es ja doch mit ihr zu Ende ging. Sehen Sie, und mir scheint, gerade diese beiden Taubenbrüste haben ihr wieder aufgeholfen.

Wenns nicht das Wasser war, das ich ihr gegeben habe, entgegnete Madame Haßlacher, die jetzt, da sie einen Mitschuldigen vor sich sah, wieder Mut bekam und die glückliche Wendung der Dinge für sich selbst ausbeuten wollte.

Und beinahe wäre zwischen den beiden vor Freude halb närrisch gewordnen Menschen ein ernstlicher Streit darüber entbrannt, welcher von ihnen durch seine leichtsinnige Handlungsweise einen so günstigen Einfluß auf den Zustand des Mädchens ausgeübt habe. Aber das Erscheinen des alten Doktors machte dem Zwist ein Ende. Man empfing ihn mit einiger Zurückhaltung, da weder Marigny noch die Wittib sich den Mut zutraute, ein offnes Bekenntnis abzulegen. Der kurfürstliche Leibmedikus stand nicht umsonst in dem Rufe, mit seiner Grobheit allein schon die gefährlichsten Krankheiten bannen zu können.

Wie stehts? Alles aus? fragte er den Vater.

Weit besser als je, entgegnete dieser.

Was — besser? Das fehlte noch gerade! Also eine neue Komplikation!

Wollen Sie meine Tochter sehen?

Natürlich! Schöne Bescherung — „besser"! Ich fürchte, die Patientin hat trotz ihres zarten Aussehens eine zu gesunde Konstitution.

Ich hoffe das auch, wagte Marigny einzuwenden.

Sie hoffen? Herr! Wenn ich sage: ich fürchte, so habe ich meine guten Gründe. Verlangen Sie denn, daß Ihre Demoiselle Tochter ewig leben soll?

Das gerade nicht, gab Marigny lächelnd zurück, aber ich wäre schon zufrieden, wenn sie wenigstens wieder gesund würde —

Superb! Gesund würde! Bei einem solchen Fieber! Sie verlangen in der Tat viel, mein lieber Herr Marquis. Da kann ichs freilich Ihren Pariser Demokraten kaum verdenken, wenn sie mit Leuten Ihres Schlags kurzen Prozeß machen. Wieder gesund werden! Wirklich exzellent!

Man trat in das Krankenzimmer, und der Geheimderat untersuchte Marguerite mit einer Sorgfalt, die in der Tat Anerkennung verdiente. Aber je länger er klopfte, horchte und fühlte, desto mehr verfinsterten sich seine Züge. Madame Haßlacher, die während der Untersuchung kein Auge von ihm gewandt hatte, verließ unter einem ziemlich nichtigen Vorwande das Gemach.

Hier ist irgend etwas nicht in Ordnung, sagte der Leibmedikus nach längerm stummem Kopfschütteln. Die Krankheit nimmt keinen normalen Verlauf. Die Temperatur ist gesunken. Der Puls ist weniger intermittierend. Ich glaube sogar eine Zunahme der Kräfte konstatieren zu müssen. Wenn hier nur kein schwerer Diätfehler begangen worden ist!

Und als er sich dann nach einer Weile von Marigny verabschiedete, sagte er, als müsse er den Vater über die augenscheinlichen Anzeichen der beginnenden Genesung trösten: Es ist nur das letzte Aufflackern eines verlöschenden Lämpchens.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Makedonien ist jetzt in aller Munde. Freilich würden König Philipp und Alexander der Große zwar Gebirge und Flüsse des schönen Landes wiedererkennen, aber im Volke von der Art der alten Makedonier nichts mehr wiederfinden und über die heutige weite Ausdehnung des Namens vielleicht erstaunen. Denn die Grenzen der drei türkischen Statthalterschaften (Wilajets) Saloniki, Monastir und Kossowo, die man jetzt oft unter dem antiken Namen zusammenfaßt, umschließen einen wesentlich größern Raum als das alte Königreich, und die Bevölkerung ist aus Serben, Bulgaren, Albanesen, Rumänen, Griechen und Türken so bunt gemischt, wie kaum in einer andern türkischen Provinz. Augenblicklich schwebt nun auch über diesem Gebiete die Frage, ob es nicht auch den Weg fast aller andern Provinzen der europäischen Türkei gehen soll, der Verwandlung in einen ganz oder halb unabhängigen christlichen Staat, mindestens in eine autonome Provinz. Denn diesem Schicksal einer allmählichen Auflösung ist das osmanische Reich in Europa schon seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts unzweifelhaft verfallen. Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien, Slawonien, Serbien, Griechenland, Rumänien, Bulgarien, Bosnien, Kreta haben sich auf diese Weise abgelöst, allerdings niemals ganz aus eigner Kraft, sondern immer unterstützt oder auch geradezu erobert von den interessierten Großmächten. Heute ist die unmittelbare Herrschaft des Sultans in Europa auf einen nicht so sehr breiten Ländergürtel vom Adriatischen bis zum Schwarzen Meere beschränkt, auf Albanien, Makedonien und Thrakien, und man kann erwarten, daß das zwanzigste Jahrhundert das Werk des neunzehnten fortsetzen wird.

Eine solche Rückbildung der osmanischen Machtentwicklung bedeutet allerdings noch keineswegs das Ende des Reichs. Es ist sehr wohl denkbar, daß es sich in

Asien behauptet und dabei etwa Thrakien mit Konstantinopel und die Herrschaft über die Meerengen, also die für die Weltpolitik entscheidenden Stellungen festhält. Auch das byzantinische Reich, dessen Erbschaft die Türken angetreten haben, hat nach dem Verluste Syriens, Ägyptens und Nordafrikas an die Araber noch acht Jahrhunderte bestanden und Zeiten energischer Kraftentfaltung erlebt, weil diese Provinzen der herrschenden griechischen Nationalität innerlich ebenso fremdartig gegenüberstanden, wie den Türken die überwiegend christlichen Provinzen in Europa. Was hier ihre Stellung noch unhaltbarer macht, als die der alten Byzantiner im entlegnen Osten und Süden, das sind nicht ihre Untugenden, in denen sie von den Byzantinern wahrscheinlich übertroffen wurden, sondern die Unmöglichkeit für sie, nach dem Koran, der ja für die Mohammedaner auch das weltliche Recht enthält, den Ungläubigen die Gleichberechtigung mit den herrschenden Anhängern des Islams zu geben, und die Unmöglichkeit für die christlichen Mächte Europas, einen solchen rechtlosen, unsrer Gesittung schroff widersprechenden Zustand weiter zu dulden. Die Byzantiner vertraten allen Völkern des Reichs gegenüber die höhere Zivilisation und entwickelten eine ungeheure Assimilationskraft, die wie ein Schmelztiegel wirkte; die Türken sind trotz alles äußern Schliffs ihrer leitenden Kreise Barbaren geblieben und sind auch niemals darauf ausgegangen, die Rajahvölker zum Islam hinüberzuziehn und sich zu assimilieren. Darin liegt ihr Verhängnis und vielleicht auch das Verhängnis der Balkanhalbinsel. Denn die sechs Nationalitäten sind hier so durcheinander geschoben, daß dieser in vieler Beziehung so bevorzugte Erdraum entweder in kleine machtlose Staaten zerfallen oder von einer herrschenden Rasse regiert werden muß, zu der nun wieder kein andres Volk außer den Türken das Zeug hat, und die haben es heute auch nicht mehr.

In Makedonien liegen nun die Verhältnisse schwieriger als irgendwo sonst. Es ist kein Außenland der europäischen Türkei, wie Serbien, Bulgarien, Bosnien oder Griechenland es waren, sondern sozusagen ihr Herzland. Verliert sie Makedonien, dann kann sie auch Albanien, ihre militärisch wertvollste europäische Provinz, nicht mehr halten, dann ist sie auf Thrakien und Konstantinopel beschränkt. In dieser Erkenntnis erzwangen ja eben die europäischen Großmächte eine Abänderung des Friedens von San Stefano (3. März 1878), der das östliche Makedonien dem neuen Fürstentum Bulgarien zuwies und es dadurch bis ans Ägäische Meer vorschob. Aber auch die Möglichkeit, aus Makedonien einen neuen christlichen Vasallenstaat zu machen, liegt kaum vor. Alle die modernen christlichen Staatenbildungen der Balkanhalbinsel beruhen auf einer geschlossenen Nationalität und umfassen nur wenige fremde Bestandteile; in Makedonien stehn alle sechs Nationalitäten nebeneinander, von denen keine an Zahl und Kultur so überlegen ist, daß sie die andern beherrschen könnte, und zu den christlich-orthodoxen Griechen, Rumänen und Slawen kommen mohammedanische Türken und Albanesen wie eine zahlreiche, einflußreiche, geldmächtige Judenschaft, namentlich in Saloniki, also auch die stärksten religiösen Gegensätze. Den anspruchsvollen Bulgaren würden sich die rührigen Griechen des Küstenlandes gutwillig niemals unterwerfen, und hinter ihnen steht die ganze hellenische Rasse, die viel mehr bedeutet als das kleine Königreich Hellas und sehr wohl weiß, daß an Makedonien die Zukunft des Hellenismus hängt. In der entschiednen Annäherung Griechenlands an die Türkei, wie sie sich jüngst vollzogen hat, kommt dieses Bewußtsein deutlich zum Ausdruck.

Auch insofern ist die Lösung der makedonischen Frage schwierig, als die Zahl der an ihr interessierten Großmächte gegen früher gewachsen, und die Wichtigkeit des Landes für Europa gestiegen ist. Seitdem eine große Bahnlinie Saloniki mit den Donauländern verbindet, wächst es zu einem Umschlagplatze empor, der für Mitteleuropa und seinen Verkehr mit der Levante, namentlich mit Ägypten und dem Suezkanal viel günstiger liegt als Brindisi und dieses bald überflügeln wird. Zu den Großmächten aber, die seit alter Zeit an der Balkanhalbinsel interessiert sind, Österreich, Rußland und England, ist als vierte jetzt Italien getreten, und

wenn Deutschland, wie ein viel zitiertes und mißbrauchtes Wort Bismarcks behauptet, keine direkten Interessen am Mittelmeer haben soll, so ist das immer nur von territorialen Interessen richtig gewesen, von den wirtschaftlichen Interessen verstanden niemals und weniger als jemals heute, wo deutsches Kapital und deutsche Arbeit in der ganzen Türkei massenhaft angelegt, und beiläufig die makedonischen Bahnen in deutschen Händen sind und in deutscher Sprache verwaltet werden (für die Beamten besteht sogar eine deutsche Schule in Saloniki).

Unsre deutsche Durchschnittspresse hat jetzt freilich viel zu viel mit dem Paragraphen 2 des Jesuitengesetzes und den Vorbereitungen zu den Reichstagswahlen zu tun, als daß sie sich um das, was „hinten weit in der Türkei" geschieht, genauer bekümmern könnte; sie bewegt sich aber auch sonst meist in den ausgefahrnen Geleisen einer längst überwundnen Politik, für die es nur europäische Fragen gab, und sie hat kein Auge oder wenigstens kein Wort dafür, daß England jetzt für den unvernünftigen Engländerhaß der deutschen Presse während des Burenkriegs mit der Erschwerung oder der Verhinderung der türkischen Zinsgarantie, ohne die der Bau der Bagdadbahn, eines doch wesentlich deutschen Unternehmens, unmöglich ist, pünktlich quittiert. Wo die Reichsregierung für ihre uns aufgedrungne Weltpolitik die Unterstützung der Presse und der öffentlichen Meinung braucht, da wird sie nach wie vor von beiden regelmäßig im Stich gelassen oder gar bekämpft.

Wenn das in Italien ganz anders ist, so liegt das natürlich auch an den geographischen Verhältnissen. Jedenfalls ist dort Regierung wie Parlament fest entschlossen, im Umkreis des Mittelmeers keine Gebietsveränderung zu dulden, ohne selbst daran Anteil zu nehmen. Das führt ein bemerkenswerter Aufsatz des Abgeordneten L. Bonin im ersten Aprilheft der Nuova Antologia (Intorno alle questioni balcaniche) mit besondrer Beziehung auf die makedonische Frage näher aus. Die Italiener haben es schwer empfunden, daß der Berliner Vertrag von 1878 an Österreich Bosnien und die Herzegowina überließ, Italien dagegen trotz seiner nahen geographischen und historischen Beziehungen zur Balkanhalbinsel, namentlich zu Albanien, leer ausging. Es hat seitdem die dortigen Fortschritte Österreichs, nicht des parlamentarischen, sondern des militärisch-absoluten und katholischen Österreichs, vor allem seine „bewunderungswürdige Verwaltung" in den okkupierten Provinzen mit Aufmerksamkeit und nicht ohne Eifersucht verfolgt, und es weiß ebensogut, daß Rußland außer dem Ruhme seiner zahlreichen Siege über das osmanische Reich und seiner Klientel von Kleinstaaten auch die mächtige Hilfe des orthodoxen Einflusses für sich hat. „Nichts ähnliches, sagt Bonin, steht uns im Orient zur Seite, nicht der Glanz alter Siege über den Islam, weil jetzt die ruhmvollen venezianischen Traditionen allzufern liegen, nicht die Grenznachbarschaft des Gebiets, nicht die religiösen Einflüsse, weil jeder weiß, daß aus Gründen, an die zu erinnern hier überflüssig wäre, der Einfluß des katholischen Klerus sich sicher nicht zu unsern Gunsten entfaltet. Wir haben also in den Balkanländern direkte Interessen, die denen der beiden Kaiserreiche nicht nachstehn, und wir sind in einer viel weniger günstigen Lage, sie zur Geltung zu bringen." Und doch könnte Italien unter gar keinen Umständen dulden, daß irgend eine europäische Großmacht von der türkischen Ostküste des Adriatischen Meeres Besitz ergriffe, das würde die Stellung Italiens an diesem Meere und die Sicherheit seiner eignen Küsten aufs äußerste gefährden, es wäre aber unvermeidlich mit jeder fremden Okkupation Makedoniens verbunden, die zugleich einen italienischen Lieblingsplan, die Herstellung einer Schienenverbindung zwischen Durazzo oder Avlona und Saloniki, durchkreuzen könnte.

Zum Glück sind heute die Interessen der Mächte im türkischen Orient nicht mehr so gespannt, wie etwa vor dreißig und mehr Jahren. Seitdem England tatsächlich Ägypten in Besitz genommen hat, hat es seine alte Position am Bosporus so ziemlich geräumt; der Gegensatz zu Rußland ist also an diesem Punkte

nicht mehr in der frühern Schärfe vorhanden. Frankreich hat sein Augenmerk etwa seit derselben Zeit auf Afrika und jetzt vor allem auf Marokko gerichtet, und Rußlands wichtigste Interessen liegen jetzt im fernen Zentral- und Ostasien, dort ist also auch der wichtigste Schauplatz seines Konkurrenzkampfes mit England. Die Verhältnisse der europäischen Türkei haben also nicht mehr dieselbe Wichtigkeit für die europäische Politik wie früher; die allgemeine Erweiterung zur Weltpolitik hat sie in den Hintergrund gedrängt. Das zeigt sich besonders in dem heutigen Einvernehmen zwischen Österreich und Rußland über die Balkanhalbinsel, auf dem ihre augenblickliche Lage weit mehr beruht als auf den dortigen Kleinstaaten und ihren unruhigen Parteien.

So lange dieses unerschüttert bleibt — und die gemeinsamen Reformvorschläge beider Mächte in Konstantinopel zeigen es unerschüttert —, so lange ist der Ausbruch eines großen Brandes am Balkan nicht zu besorgen. Denn die militärische Macht der Türkei ist so überlegen, daß der Bandenkrieg wenig bedeutet, und daß kein Balkanstaat es wagen wird, ohne auswärtige Unterstützung mit ihr anzubinden. Die Aussicht auf wirkliche Durchführung der vorgeschlagnen Verwaltungsreformen in Makedonien ist also vorhanden, und die Bürgschaft dafür bietet die Oberherrschaft der Türken unter der Aufsicht der Großmächte immer noch eher als die irgend eines der dort hadernden Volksstämme.

Die Erhaltung eines verbesserten status quo ist also augenblicklich jeder andern, namentlich jeder gewaltsamen Lösung der makedonischen Frage vorzuziehn. Sie liegt ebenso im Interesse des Landes selbst, das dadurch mehr zu Kräften kommen kann, wie der rivalisierenden Großmächte. Dieser Ansicht ist auch L. Bonin. Die Rivalität zwischen Italien und Österreich besonders in Albanien stellt er gar nicht in Abrede, da beide mit Notwendigkeit darauf angewiesen sind, ihren Einfluß im türkischen Orient auszubreiten. Aber sollten ernsthafte Fragen zwischen beiden Mächten auftauchen, so hofft er auf friedliche Verständigung, weil beide Genossen des Dreibunds sind und dieser „die größte Stütze der auswärtigen Politik Italiens“ geworden ist.

„Österreich aber, fährt er fort, ist nicht mehr die erabernde und reaktionäre Macht“ wie einst. „Es ist jetzt eine Bürgschaft der Sicherheit für die Zukunft unsrer (der italienischen) Rasse geworden, unsre Vormauer gegen andre Rassen, die an Zahl und Expansionskraft viel mächtiger sind als unsre. Dieser aus verschiednen Nationalitäten gebildete Staat, die von der gemeinsamen Ergebenheit gegen eine Dynastie und einem gemeinsamen Gefühl militärischer Ehre zusammengehalten werden, erfüllt heute in Europa eine providentielle Aufgabe, die eines Pufferstaats zwischen den drei großen Rassen, die unser Festland einnehmen. Keinem Staate ist dieser Schutz heilsamer als dem unsrigen. Man bedenke, wie, das Verschwinden Österreichs vorausgesetzt, die Lage unsers Landes sein würde, das unmittelbar auf seiner nördlichen Grenze die Wucht des in einem einzigen Riesenstaat vereinigten Deutschtums aushalten müßte, und auf seiner Ostgrenze den Stoß des Slawentums, dieses Völkermeers, das mit seinen äußersten Wogen zugleich an unsre Alpen und an die Hochebnen Mittelasiens schlägt.“ Zwischen den drei Riesenmächten Rußland, Nordamerika und (in bescheidnerem Maßstabe) Deutschland sind schwächere Staaten wie Österreich und Italien aufeinander angewiesen, und dieses gemeinsame Interesse gebietet ihnen, „jede mögliche Unverträglichkeit ihrer Interessen abzuschwächen und in den Drohungen der Zukunft Gründe aufrichtigen Einverständnisses zu suchen.“

Dringt diese gewiß unbefangne und nüchterne Anschauung in Italien durch, dann wird dem Deutschen Reiche unter Umständen die Aufgabe der Vermittlung zwischen seinen beiden Bundesgenossen zufallen, und es wird sie um so eher übernehmen können, als sein eignes Interesse die Erhaltung und die Kräftigung der Türkei in ihrem beschränkten Umfange, vor allem in Asien verlangt, denn jeder Zerfall dieser Ländermasse würde die Gefahr eines großen Weltbrandes in sich schließen,

also den friedlichen Tendenzen der deutschen Politik zuwider sein und eine weitere unerträgliche Vergrößerung der russischen und der englischen Weltmacht herbeiführen.

Über die Lage im Jangtsekiangtal meldete der Petersburger Korrespondent einer Berliner Tageszeitung vor einigen Wochen auf Grund des dem Fürsten Uchtomsky aus „Hankai" zugegangnen Berichtes: „... Die sogenannte geheime Verbindung des »Ältesten Bruders« beginnt wieder zu arbeiten, und die neuen Vizekönige in Nanking und Ytschan sind zwar tätige Beamte, finden aber beim Volk wenig Autorität. Gefahrdrohend ist auch eine Verbindung »Gälao hoi«, deren Zentrum die Provinz Chunan ist ..."

Wo liegen nun die als „Hankoi" und „Ytschan" bezeichneten Orte?

Anstatt „Hankoi" findet man auf englischen Karten „Hankow," auf deutschen und auf der Karte des Russen Waeber „Hankou" an der Mündung des Han in den Jang-tse. Offenbar ist auch diese Stadt gemeint, denn sie ist der Hauptsitz der großen russischen Tee-Exportgeschäfte.

Für „Ytschan" könnte irrtümlich leicht „Itschang" — oberhalb Hankau — genommen werden, während „Wutschang" gemeint ist. Denn Wutschang ist die Residenz des Vizekönigs der beiden Hu-Provinzen, nämlich: Hu-pe und Hunan — dem „Chunan" des Korrespondenten.

Verbindung des „Ältesten Bruders" — soll wohl heißen des „Ältern" Bruders, das ist Ko-lao-hwei, anstatt dessen der Korrespondent „Gälao hoi" schreibt.

Der Verbindung Ko-lao-hwei gehören vornehmlich die Hunanleute an, die das Hauptkontingent für das Militär stellen und Neuerungen immer am wenigsten zugänglich waren. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat sich diese mächtige Partei der Hunanteute in Nanking nach dem Tode ihres Landsmannes, des Vizekönigs Liu-Kun-Yi, der endgiltigen Ernennung des zur Reform neigenden bekannten Chang-Chi-Tung zum Vizekönig von Nanking widersetzt. Jedenfalls wirkte das Edikt vom 6. Dezember 1902 überraschend, wodurch Wei-Kuang-Tao, ein von Liu empfohlner Hunanmann, zum Vizekönig von Nanking ernannt wurde.

Im übrigen ist der Zweck solcher chinesischen Geheimbünde dem größern Teil der Mitglieder ziemlich gleichgiltig. In Unkenntnis der persönlichen Freiheit — die chinesische Sprache kennt das Wort „Freiheit" überhaupt nicht — und daran gewöhnt, ihr persönliches Menschenrecht mit Füßen getreten zu sehen, sucht die Mehrzahl der Chinesen in solchen Vereinigungen nur Schutz und Existenzfristung. So arten diese Gesellschaften denn leicht zu Briganten- und Piratentum aus, denen sich mit Vorliebe entlassene Soldaten anschließen, die kein Handwerk erlernt haben und bei der Überzahl arbeitsfähiger Menschen ohne hinreichende Beschäftigung kein andres Mittel zum Lebensunterhalt finden. Stifter und Leiter solcher Gesellschaften sind dagegen größtenteils stellenlose Literaten, d. h. Gelehrte, die, stolz auf ihr Studium der alten Klassiker und Chinas alter Kultur, mit Verachtung und Hochmut auf jede ihren Verdienst schmälernde Neuerung und auf die „Fremden," als Träger der modernen Kultur, hinabsehen.

Aus solchen Persönlichkeiten setzt sich auch die Gesellschaft des Ältern Bruders, die Ko-lao-hwei zusammen, die der Korrespondent „Gälao hoi" nennt.

Seine Meldung zeigt recht deutlich, wie wünschenswert es für den deutschen Zeitungsleser ist, daß chinesische, in unsre Sprache übertragne Namen einheitlich geschrieben werden. Andernfalls kann ohne Hinzufügung chinesischer Charaktere leicht arge Verwirrung hervorgerufen werden.

Da aber die Kenntnis der chinesischen Sprache doch nur bei verhältnismäßig wenigen Zeitungslesern vorausgesetzt werden darf, so wird auch die Hinzufügung chinesischer Charaktere nur in Fachzeitschriften von Wert sein. Ich möchte deshalb vorschlagen, daß man sich in unsern Tageszeitungen wenigstens der Schreibweise eines allgemein verbreiteten deutschen Konversationslexikons bedient.

von Reitzenstein

Vom neunten internationalen Kongreß gegen den Alkoholismus in Bremen am 14. bis 19. April 1903. Veranstaltungen und Unternehmungen gegen den Alkohol sind unpopulär. In Prosa und in Poesie ist man gegen die „Bremer Übertreibungen" zu Felde gezogen.

Es gehört heute sicher noch ein Quantum persönlichen Muts dazu, sich zur Zahl der Alkoholgegner zu bekennen. Die manchenorts beklagten „Übertreibungen" wären nicht vorgekommen, wenn man nicht glaubte, gerade durch eine grelle Beleuchtung der Verhältnisse die Aufmerksamkeit auf das so überaus schwer zu bekämpfende und mannigfach komplizierte Übel des Alkoholismus zu lenken. Es handelt sich beim Alkoholismus um eine die Volkskraft in ihren Wurzeln bedrohende Erscheinung. Eine immer wichtigere Rolle spielen hygienische Forderungen, seitdem man in wachsendem Maße die Abhängigkeitsbedingungen der im Staats- und Wirtschaftsleben tätigen Menschen von ihrer Gesundheit, ihrem gesamten physischen und psychischen Zustand aufdeckt.

Diese Abhängigkeit tritt heute auch in ganz andrer Weise hervor, als jemals in frühern Zeiten, denn unser Leben stellt, wie Graf Posadowsky in der Eröffnungsrede des Kongresses richtig bemerkt hat, an die Genauigkeit und Pünktlichkeit, an die Dauer und Intensität unsrer Leistungen ganz andre Anforderungen als frühere Zeiten. Während sich unser Leben heute vorwiegend im Treiben der großen Städte und in ungesunder Stubenluft abspielt, ist es einseitiger geworden und nutzt mehr die geistigen als die physischen Kräfte ab. Professor Forel wies in seinem Referat „Der Mensch und die Narkose" gerade auf diese erhöhte Anstrengung des Gehirns beim heutigen Menschen hin. Andrerseits kann es nicht geleugnet werden, daß unsre Anregungen namentlich durch die Kunst verfeinerter und mannigfacher, durch den Sport gesunder, durch die zahlreich sich ergebenden geistigen Interessen vielseitiger geworden sind. Besonders dankenswert war in Anknüpfung an diesen Gedanken der vorzügliche Vortrag von Professor Behrens (Düsseldorf) über Alkohol und Kunst. Man kann mit Recht sagen, daß während heute einerseits der Alkoholgenuß schädigender, er andrerseits entbehrlicher geworden ist. Professor Bergmann (Stockholm) suchte in einer historischen Skizze nachzuweisen, daß früher das Trinken nicht so weit verbreitet und regelmäßig war wie heute, da die Produktionsmethode und der Verkehr in Verbindung mit der Reklame sehr viel mehr Trinkgelegenheit schaffen. Das trifft ganz besonders für die Bierproduktion zu. Der Präsident des Kongresses, Irrenanstaltsdirektor Dr. Delbrück, wies an einer eingehenden Statistik nach, daß gerade der Konsum des Biers, dessen Fabrikation mehr technische Fortschritte gemacht hat als die Branntweinerzeugung, in allen Ländern steigt, während der des Branntweins, sofern er nicht zunimmt, zumeist stationär geblieben ist. Bloß in den skandinavischen Ländern ist dank einer Monopolisierung des Branntweinhandels durch die Samlags (gemeinnützige Gesellschaften), das bekannte „Gotenburger System," der Branntweinverbrauch stark zurückgegangen. Trotzdem hat der Branntwein mit einer hohen Zahl am gesamten Alkoholkonsum Anteil; doch ist es bezeichnend, daß gerade die Länder, wo vorzugsweise Bier und Wein genossen werden, wie Bayern und Frankreich, trotz des geringern Anteils, den der Branntweinverbrauch einnimmt, einen weitaus höhern Alkoholkonsum für den Kopf der Bevölkerung aufweisen, als die Staaten mit verhältnismäßig hohem Branntweingenuß.

Dr. Keserstein (Göttingen) wies auf die Schädlichkeit des Biers hin, von dem zur Erreichung der gewünschten Narkose größere Mengen genossen werden, wobei zu der gewöhnlichen Alkoholschädigung noch die nachteilige Aufnahme großer Flüssigkeitsmengen, sowie die andrer schädlicher Bestandteile des Biers (Lupulin) treten. In einem Teile Böhmens erkrankt eine ebenso große Anzahl Menschen an Säuferwahnsinn durch das Biertrinken wie durch den Branntweingenuß, und in einer Trinkerheilanstalt Norddeutschlands zählte der Referent von 149 behandelten Kranken 41, die durch Schnaps, 30, die durch Wein, und 78, also mehr als

die Hälfte, die sich durch Bier ihr Leiden zugezogen hatten. Die spezifischen Wirkungen des Bieres sind somit nebensächlich gegenüber der Bedeutung, die dem Alkohol zukommt. Die Gefahren des Bierkonsums sind verschleierter, die des Branntweins offenbarer. Während das Branntweintrinken nicht gern allzu öffentlich betrieben wird, preist man das Biertrinken als nationale Tugend; am Biertrinken haftet zumeist die akademische Trinksitte, die Landrichter Popert (Hamburg) als das böse Beispiel, das die akademischen Kreise den andern geben, bezeichnete.

Die Gefahren des mittelmäßigen und regelmäßigen Alkoholgenusses zeigten die Referate von Dr. Ploetz (Berlin) und Dr. Rüdin (Berlin). Ihre Argumentation knüpfte an die Darwinschen Theorien vom Kampf ums Dasein und der Auslese der Tüchtigen an. Die prinzipiell übereinstimmenden Ausführungen der beiden Vortragenden über die komplizierten Zusammenhänge, die hier in Betracht kommen, lassen sich dahin zusammenfassen, daß alle, die zu Säufern werden, im großen und ganzen schon von vornherein als belastete Menschen zu betrachten sind, daß deren Nachkommenschaft gering zu sein pflegt und so eine Ausmerzung von selbst vor sich geht. Das mittelmäßige Trinken erzeugt dagegen nur leichte Schädigungen bei der Nachkommenschaft und vermindert, je verbreiteter es ist, umsomehr den durchschnittlichen Gesundheitszustand des Volks, die körperliche Widerstandsfähigkeit, die geistige Tatkraft, den Mut, die Erfindungsgabe, die Unternehmungslust, kurz die eigentliche kulturtragende und kulturschaffende Tätigkeit, die Gesamttüchtigkeit der Rasse.

Dr. Rüdin knüpfte an diese Aufstellungen die Forderung ärztlicher Erlaubnis vor Eingehung einer Ehe. Herr Smith (Niendorf) lenkte die Aufmerksamkeit darauf, daß dank den Hochzeitsgebräuchen erstgeborne Kinder oft an Defekten leiden.

Eine teilweise in leidenschaftliche Töne überschlagende Auseinandersetzung zwischen der mäßigen und der radikalen Gruppe der Alkoholgegner knüpfte sich an diese Referate, wobei sowohl Oberbürgermeister Struckmann (Hildesheim), Dr. Waldschmidt (Berlin) wie die Führer der Abstinenzbewegung Professor Forel (Morges) und Oberingenieur Asmussen (Homburg) das Wort ergriffen. Bei diesen Debatten wurde in der Regel das Ergebnis wissenschaftlicher Forschung mit dem, was praktisch zu tun sei, vermengt. Feinheiten wissenschaftlicher Feststellung sind häufig gar nicht entscheidend für die bloß an gröbere Forschungsergebnisse anknüpfende praktische Tätigkeit. Die Komplikationen, die der Wissenschafter sieht, sind ganz andrer Art als die, die dem im Kampfe des Tages stehenden Agitator entgegentreten. Nicht mit Unrecht wurde von Asmussen der andern Gruppe zugerufen: Zeigt uns, wo der Alkohol wirklich nützt.

Gewiß müssen wir uns vor Übertreibungen hüten, und auch ich glaube, daß Übertreibungen nicht immer nützlich sind. Aber wenn es bloß wirklich „mäßige" Trinker gäbe, wäre auch eine Abstinenzbewegung nie möglich gewesen. Die Stellung des Einzelnen zu dieser Frage wird häufig vom Temperament, noch häufiger aber wohl von persönlichen Erlebnissen an sich oder an nahestehenden Personen und nicht zuletzt durch den Grad von Gemeinsinn, so durch alles, was einer von der Zukunft erhofft und wünscht, bestimmt. Im allgemeinen kann man sagen, daß die „Abstinenten" mehr die Aufklärungsarbeit, die „Mäßigen" mehr die Beeinflussung der Gesetzgebung auf ihr Programm geschrieben haben. Bei der Bekämpfung des Alkoholismus reichen nicht, wie bei den Vorkehrungen gegen die Tuberkulose, sanitäre Bestimmungen, die Absonderung der Kranken usw. aus. Die bloße Versorgung der Trunksüchtigen und die sogenannte Trinkerrettung, wie auf der Versammlung der Vorstände der Trinkerheilanstalten an einem der Kongreßtage zugestanden wurde, reicht keineswegs zur Bekämpfung des Übels hin. Aber wenn auch die Staatsgewalt in weiterm Maße als bisher der Trunksucht vorbeugen will, bedarf sie der Zustimmung weitester Kreise. Solange die Kenntnis der Eigenschaften und die Einsicht in die Schädigungen des Alkohols mangeln, werden alle wohlgemeinten

Versuche der Regierung mißverstanden und erfolglos bleiben. Dennoch dürfen auch solche Versuche heute nicht von der Hand gewiesen werden. Namentlich muß bei der Entmündigung der Trunksüchtigen, wie Professor Cramer (Göttingen) und Professor Endemann (Halle) ausführten, die Auffassung, daß es sich um eine Krankheit handelt, festgehalten werden.

Wichtiger noch ist das Eingreifen des Staats auf wirtschaftlichem Gebiet. Es kann nicht nachdrücklich genug betont werden, daß neben den Trinksitten die Trinkgelegenheiten die Hauptursachen des Alkoholismus sind. Beweis dessen ist die große Zahl von Alkoholikern in den Brauereigewerben, beim Weinhandel usw.

Wenn nach Dr. Helenius (Helsingfors) das deutsche Volk im Jahre drei Milliarden Mark, also drei- bis viermal soviel wie für Heer und Flotte zusammen, für alkoholische Getränke ausgibt, so ist die Frage am Platze, ob dieses Geld nutzbringend und ökonomisch verwertet wird. Der Staat, der die Interessen der Gesamtheit wahrt, hat nicht nur ein Interesse daran, daß ökonomisch mit dem Geldkapital, sondern noch mehr, daß auch wirtschaftlich mit dem Menschenkapital, dem kostbarsten Besitz, umgegangen wird. Was sollen wir aber sagen, wenn wir die Nachweise über die physiologischen und rasseschädigenden Eigenschaften des Alkohols hören? Wie die Wirtschaft die Qualität der Menschen beeinflußt, so ist es auch umgekehrt der Fall. Im Interesse der Volksgesamtheit müssen wir wachsende Nüchternheit fordern.

Die Zoll- und Steuerpolitik kann hier viel tun, dadurch, daß zum Beispiel die Zollsätze auf Südfrüchte, die bis zu vierzig Prozent des Werts der Ware betragen, herabgesetzt werden, damit ein billiger Massenkonsum von Obst ermöglicht wird. In ähnlicher Weise wäre Kakao, Schokolade, auch Kaffee und Tee zu begünstigen. Die Herstellung von Fruchtsäften, Mineralwasser, der Milchhandel, die Obstzucht, vor allem auch die technische und industrielle Verwertung des in der Landwirtschaft erzeugten Spiritus und die Erzeugung alkoholfreier Traubensäfte wäre zu unterstützen. Die Besteuerung der alkoholischen Getränke müßte aus volkshygienischen, nicht aus staatsfinanziellen Gründen vorgenommen werden. Graf Douglas betonte in zutreffender Weise, daß, wenn infolge verminderten Alkoholkonsums auch die Steuerleistung auf der einen Seite herabgedrückt würde, dennoch ein Ersatz in den Abgaben für Zoll, Post und Eisenbahnen, vor allem in der Einkommensteuer zu erwarten wäre. Jedenfalls ist die Gesundheit des Volks die Grundlage für seine Leistungsfähigkeit.

In den skandinavischen Staaten hat man die Trinkgelegenheit durch Monopolisierung des Handels mit Branntwein, wie Direktor Fitger (Gotenburg) und Herr Jensen (Bergen) darlegten, mit gutem Erfolge zu vermindern gesucht. Über ähnliche Versuche in England und die Bestrebungen des deutschen Vereins für Gasthausreform berichtete Freiherr von Diergardt (Mojawola). Ob dieser bis jetzt nur auf den Branntwein angewandte Versuch, wie man in Norwegen und Schweden beabsichtigt, auch für Bier und Wein angewandt werden kann, werden künftige Erfahrungen zeigen. Charakteristisch ist es jedenfalls, daß in den germanisch-protestantischen Ländern der Alkoholismus als Volksübel am tiefsten empfunden, und daß mit großem Gemeingeist in den skandinavischen Ländern, in England und in Amerika der Kampf gegen dieses Volksübel aufgenommen worden ist. In Amerika namentlich bewährt sich die beim Unterricht in der Hygiene gegebne Aufklärung über die Schädigungen durch den Alkohol, wie Mrs. Hunt (Boston) erzählte, vortrefflich.

Wenn die Bestrebungen der Alkoholgegner auch nur zu einigen Erfolgen führen sollen, so ist das nicht ohne gewisse wirtschaftliche Machtverschiebungen möglich. Gewisse Industrien und Handelszweige werden geschädigt, andre gefördert werden. Zweifellos ist die Entalkoholisierung der Volksmassen auch mit der Lösung sozialpolitischer Probleme, Wohnungs-, Ernährungsfrage u. dgl. verknüpft. Mit der wachsenden Einsicht in die Alkoholfrage und der steigenden Macht der alkohol-

gegnerischen Organisationen werden sich auch die politischen Parteien, die bisher teilnahmlos der Alkoholfrage gegenüberstanden, mit ihr zu beschäftigen anfangen, wie das schon längst in Schweden geschehn ist, wo im Reichstag eine aus Angehörigen der verschiednen politischen Parteien zusammengesetzte Gruppe von 84 Alkoholgegnern wirkt.

Es gab Zeiten, in denen religiöse oder politische Fragen alles Interesse absorbierten; unsre Zeit steht wirtschaftlichen und hygienischen Erwägungen teilnehmend gegenüber. Neue Erkenntnisse und Erfahrungen harren ihrer praktischen Verwertung. Der Kongreß hat alles erreicht, wenn er weitesten Kreisen Veranlassung gegeben hat, der Alkoholfrage näherzutreten. R. Thurnwald

Die Bärte vor und nach dem Jahre 1848. Bis zum Jahre 1848 sah man bei dem Bürger, dem Beamten und namentlich bei dem Pfarrer überhaupt keinen Bart, es sei denn auf jeder Wange ein fingerlanges und fingerbreites Streifchen. Von Schnurrbart und gar von Knebelbart oder Vollbart war keine Rede. Manche Offiziere oder Unteroffiziere trugen wohl auch einen kleinen Schnurrbart und allenfalls auch unter der Unterlippe ein ganz kleines Haarbüschlein, die sogenannte Mücke (mouche), aber einen längern Schnurrbart trug nur der Husar. Viele höhere Offiziere, z. B. Moltke, trugen gar keinen Bart. Die Dienstvorschrift für die Barttracht bestimmte, daß der Backenbart und der Schnurrbart die Linie vom Mundwinkel bis zum Ohrläppchen nach unten nicht überschreiten durfte. So kam es, daß Herren mit starkem Bartwuchs, die ihren Bart dieser Regel entsprechend gezogen hatten, aussahen, als ob sie eine dunkle Binde unter der Nase über das Gesicht bis an die Ohren vorgebunden hätten.

Erst mit dem Jahre 1848 begann man, die Bartvorschrift weniger zu beachten. Selbstverständlich aber galt ein Mann, der sich darüber hinwegsetzte, als ein Mensch, der freisinnigen Richtungen huldigte, und wer gar einen Vollbart trug, war unbedingt ein Demokrat, ein Revolutionär. Der bekannte Hecker trug einen Vollbart, und danach nannte man einen Vollbart damals auch einen „Heckerbart.“ „Hecker, Struve, Zitz und Blum! Kommt und bringt die Preußen um!“ war ein damals in Süddeutschland viel gesungner Reim.

Im Feldzug 1849 sah man schon im Militär auch Knebelbärte, d. h. Bärte, die das Kinn umfaßten. Sie schwanden aber nachher bald wieder, und erst mit dem Jahre 1866 wurde der Vollbart stillschweigend zugelassen. Der damalige Kronprinz, nachmalige Kaiser Friedrich der Dritte, ging voran und wirkte auch darauf hin, daß der Vollbart nach dem Feldzug erlaubt blieb. Selbstverständlich war der Krieg 1870/71 dem Vollbart günstig, und die Sitte blieb auch nachher bestehn. Doch haben in neuerer Zeit die Vollbärte im Heere wieder abgenommen, und nur die Schnurrbärte sind geblieben und allenfalls die Backenbärte mit ausrasiertem Kinn. Im Zivil dagegen herrscht heutzutage völlige Freiheit, und namentlich die evangelischen Geistlichen tragen heutzutage, sofern sie über hinreichenden Bartwuchs verfügen, gewöhnlich den Vollbart. C. v. H.

Aus Landwirtschaft, Industrie und Handel

Unsre Zollpolitik und Chamberlain. Die deutsche Regierung hat in ebenso vornehmer wie scharfer Weise der von Balfour und Chamberlain in der Unterhaussitzung vom 28. Mai für zweckmäßig und zulässig gehaltnen Darstellung der deutsch-kanadischen Frage durch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ vom 2. Juni die gebührende Abfertigung zuteil werden lassen. Es kann jetzt in England und in Deutschland kein ernst zu nehmender Politiker darüber im Zweifel sein, daß das deutsche Vorgehn Kanada gegenüber korrekt, selbstverständlich und unvermeidlich gewesen ist, nachdem sich Kanada selbst von dem Meistbegünstigungsverhältnis zu Deutschland losgesagt hatte. Irgendwelche zollpolitische Aktion Deutschlands gegen Kanada hat überhaupt nicht stattgefunden. Sowohl die kanadische wie die Regierung des Mutterlandes wußte, daß die schlechtere Stellung der deutschen Einfuhr nach Kanada im Vergleich mit der englischen und der französischen die Anwendung der deutschen Generaltarifsätze auf die kanadische Einfuhr nach Deutschland ipso jure zur Folge haben mußte, und daß es deshalb eine Unwahrheit ist, diese Folge als eine Repressalie oder eine Strafmaßregel Deutschlands gegen Kanada darzustellen. Das hat die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ vor der ganzen Welt klargestellt, und darin liegt unstreitig die vornehmste und schärfste Rüge, die Chamberlains unbegreifliches Benehmen finden konnte.

Ob in der Differenzierung der deutschen Einfuhr nach Kanada für die deutsche Regierung ein völkerrechtlich stichhaltiger Grund vorlag, mit Straf- und Zuschlagszöllen über die Generaltarifsätze hinaus gegen Kanada vorzugehn, ist mehr als zweifelhaft, und daß solche Zollkriegmaßregeln bei dieser Rechtslage volkswirtschaftlich zweckmäßig gewesen wären, muß einfach bestritten werden. So hatte die deutsch-kanadische Affäre herzlich wenig Aufregendes und gar nichts Kriegerisches an sich, bis Herr Chamberlain es für gut fand, sie zu einem Zollkriegsfall für das Mutterland zu stempeln. Aber zu was für einem? Zu einem Zollkriegsfall, worin sich das stolze britische Reich wehrlos, wie er sagte, von Deutschland malträtieren lassen müsse. So naiv und fast komisch Chamberlain die Wahrheit malträtierte, soweit er dabei von Deutschland sprach, Recht hatte er in dem, was er von Englands zollkriegerischer Wehrlosigkeit sagte. Ohne neue gesetzliche Vollmachten, die das Parlament ihr geben muß, aber das gegenwärtige Parlament ihr nicht geben zu wollen scheint, kann die britische Regierung wirksame Zollkriegmaßregeln gar nicht ergreifen. Für die Schaffung solcher Vollmachten hat Chamberlain in seiner Rede gegen die heute das britische Parlament beherrschenden Anschauungen Propaganda zu machen versucht. Aber auf keinen Fall hat er damit den Zollfrieden gebrochen und uns zum zollkriegerischen Gegenstoß erwünschten Grund und Gelegenheit gegeben. Nicht einmal beleidigt hat er uns mit diesem voreiligen, ungeschickten Alarmruf an die deutschen und alle andern Regierungen. Die britische Nation mag wegen dieses Ungeschicks vom 28. Mai mit ihrem kommenden Mann abrechnen, wir können sehr zufrieden damit sein. Dumm wären wir, wenn wir unser Pulver nicht trocken, unsre Trümpfe nicht bereit hielten, aber noch dümmer, wenn auch wir das Pulver vorzeitig verschössen und die Trümpfe vorzeitig aufdeckten. Den deutschen Parteileuten, die das von der Regierung verlangen, sollte man eigentlich von jetzt ab nicht mehr Pardon geben. Diese Narrheit wird gemeingefährlich.

Die Kurse der deutschen Eisenhüttenaktien und der Außenhandel Deutschlands mit Eisen. Schon in Heft 15 und Heft 19 der Grenzboten haben wir die Frage nach dem neuen Aufschwung unsrer Eisenindustrie, die seit Anfang des Jahres das Interesse der deutschen Börsen hauptsächlich in Anspruch nimmt, eingehender besprochen und dabei die Ansicht geäußert, daß die bis in den April hinein inszenierte Hausse der Eisenhüttenaktien ungerechtfertigt sei, weil sie sich viel zu sehr, ja fast allein auf die ungewöhnliche, unnatürliche und deshalb

nichts weniger als beständige Steigerung der Ausfuhr von Rohprodukten und groben Halbfabrikaten der Eisenindustrie stütze. Trotz aller Bemühungen der Interessenten, durch die Presse den Glauben an die Beständigkeit dieser Ausfuhr möglichst lange aufrecht zu erhalten, scheint jetzt endlich der ungerechtfertigten Hausse der Börsenkurse auch an der Börse selbst der Boden entzogen zu sein, und man kann nun vielleicht hoffen, daß auch endlich die Unnatur und die Unsolidität, die fast seit zehn Jahren den Markt unsrer Eisenwerte zum Erbarmen auszeichnet, allen beteiligten Kreisen ganz und nachhaltig zum Bewußtsein komme. Die handels- und die wirtschaftspolitischen Aussichten für die Zukunft sind viel zu ernst, als daß sich das sogenannte mobile Kapital auch fernerhin in dem bisherigen Maße dem Spiel statt einer vorsichtigen, weit ausschauenden Geschäftsgebarung hingeben könnte, ohne unser wirtschaftliches Gedeihen zu ruinieren.

Wir geben hier zunächst eine Zusammenstellung der letzten Kurse der Aktien von vierundzwanzig bedeutendern Eisenwerken an der Berliner Börse im Dezember 1899 und 1901, ferner der letzten Kurse im Mai und im Dezember 1902 und endlich der letzten Kurse in den ersten vier Monaten des Jahres 1903. Das Aktienkapital dieser vierundzwanzig Werke belief sich im Jahre 1902 auf rund 350 Millionen Mark. Bemerkt sei, daß die Gesellschaften zum Teil auch sehr viele Steinkohlen über den eignen Bedarf produzieren.

(Letzte Kursnotierungen an der Berliner Börse)

	1899	1901	1902		1903				
	Dezember		Mai	Dezember	Januar	Februar	März	April	Mai
Bismarckhütte . .	316,50	192,00	231,00	220,00	220,50	229,25	234,75	236,50	222,10
Bochum. Gußstahl .	260,30	174,00	197,75	179,10	183,40	187,90	196,00	187,00	173,00
Buderus	116,25	99,75	113,80	105,50	108,00	110,19	121,75	115,25	110,50
Donnersmarkhütte	230,00	191.75	193.00	210,10	205,00	206,00	219,25	218,00	209.00
Eschweiler Eisenw.	210,00	92,25	111,00	112,50	111,75	109,00	119,50	112,25	98,00
Friedrichshütte . .	141,00*)	126.00	141,75	135,00	139,50	150.25	149,00	145,00	140,00
Friedr.-Wilh.Pr.-A.	212,00	97,25	117.00	119,00	120,25	130,50	133,75	128,25	121,80
Gelsenk.Gußstahl .	207,25	87,00	116,80	99,00	104,50	105,20	117,60	109,00	98,10
Georg-Marienhütte	141,50	94,50	106,50	100,10	104,50	129,00	115,90	114,00	107,10
Hagener Gußstahl .	125,00	55,75	68,50	34,75	37,10	41,75	41,75	40,30	44,00
Hasper Eisen u. St. .	364,50	127,50	148,25	148,00	155,25	155,00	178,75	173,00	152,10
Hörder Hütte, neue St. Pr.	225,00	96,25	113,00	110,00	112,50	116,50	127.70	120,50	110,25
Hösch, Eisen u. St. .	217,75	138,50	146,00	145,10	151,00	161,60	168,00	160,90	149,90
Huldschinsky, Hüttenwerke .	161,75	86,00	109,90	101,25	102,00	102,30	110.00	103,25	99,00
Kattowitzer . . .	223,60	180,30	197,50	201,00	209,90	212.00	221,50	212,25	201,80
Lauchhammer . .	135,10	90,75	95,50	111,25	120,50	120,00	124,25	120,50	117,25
Laurahütte . . .	253,50	185,80	205,50	211,75	218,30	217,80	225,60	222,75	213,25
Menden u. Schwerte	128,00	81,90	87,00	82,00	84,50	91,50	93,10	87,25	80,00
Oberschles. Eisenbahnbedarf . .	130,50	99,90	118,00	105,50	111,50	111,10	118,80	116,00	107,10
Oberschles. Eisenindustrie . . .	184,00	100,20	119,75	91.90	97.80	92,25	108,75	104.20	96,75
Phönix (Laar) . .	183,10	129,60	130,25	123,90	129,50	136,50	143,20	136,50	127,80
Rhein. Stahlwerke .	223,00	138,50	150,00	140,00	153,75	163,30	175,00	168,60	160,00
Rombach. Hüttenw.	276,75	133.25	148,75	150,25	156,00	170,50	183,50	178,00	170,50
Westf. Stahlwerke .	229,00	114,80	128,25	122,00	123,50	133,10	126,25	120,25	107,75

Die Zahlen von 1899 und 1901 sprechen deutlich genug und brauchen keinen Kommentar. Der Abfall ist ungeheuer und hätte die Beteiligten von der Verkehrtheit dieses Treibens ein für allemal überzeugen sollen. Nur darauf sei zur Charakteristik der Hausse in den neunziger Jahren hingewiesen, daß Ende Dezember 1893 die Aktien der Bismarckhütte mit 152,00 notiert wurden und die Bochumer mit 128,10; noch Ende Dezember 1897 Hasper mit 105,00; Laurahütte 1893 mit 112,00. Auf den Tiefstand von 1901 folgte bis Mai 1902 eine kräftige Aufwärtsbewegung, die aber bei der Mehrzahl der Aktien wieder über das Ziel hinausschoß und nicht bis Ende 1902 anshielt, aber doch nur in drei Fällen unter den Stand von Ende 1901 hinunter ging. Die Zahlen von Januar, Februar und März 1903 drücken die neue Hausse aus. Ihr folgt im April fast ohne Ausnahme ein ausgesprochner Abfall,

*) 1900.

der sich bis Ende Mai energisch fortgesetzt hat. Auch die Kursbewegungen des ersten Junidrittels ändern daran nichts.

Bei der Mehrzahl der Werke war der Kurs vom Ende Mai 1903 schon niedriger als der vom Ende Mai 1902. Unter den Stand vom Ende Dezember 1902 waren Ende Mai 1903 heruntergegangen: Bochumer, Donnersmarkhütte, Eschweiler, Gelsenkirchner, Huldschinsky, Menden und Schwerte, und Westfälische Stahlwerke.

Über die deutsche Roheisenproduktion 1903 sind in Heft 22 der Grenzboten für die ersten 4 Monate Angaben gemacht worden. Sie übertraf an Menge die Produktion der ersten 4 Monate von 1902 um 22,1 Prozent, und zwar im April um 22,5; im März um 23,6; im Februar um 22,9 und im Januar um 19,1 Prozent. Die Ein- und die Ausfuhr von Eisen und Eisenwaren in den 4 Monaten Januar bis April 1903 waren der Menge nach folgende:

In den ersten vier Monaten (Januar bis April) betrug in den Jahren

	1903	1902	1901	
	an Eisen und Eisenwaren überhaupt			
die Ausfuhr	12212172	9682103	6177942	Doppelzentner
„ Einfuhr	823428	814826	1482998	„
die Mehrausfuhr	**11388744**	**8867277**	**4694944**	**Doppelzentner**

Behandelt man die 8 Warengattungen: Brucheisen und Eisenabfälle; Roheisen; Eck- und Winkeleisen; Eisenbahnlaschen, Schwellen; Unterlagsplatten; Eisenbahnschienen; Schmiedbares Eisen in Stücken usw.; Luppeneisen, Rohschienen, Ingots als Rohprodukte und Halbfabrikate für sich besonders, so betrug in den ersten vier Monaten der Jahre

	1903	1902	1901	
	an Rohprodukten und Halbfabrikaten der Eisenindustrie			
die Mehrausfuhr	8153703	5841730	2264540	Doppelzentner
	und an sonstigen Fabrikaten der Eisenindustrie			
die Mehrausfuhr	3235041	3025547	2430404	Doppelzentner
das sind von der Mehrausfuhr an Eisen und Eisenwaren überhaupt . .	28	39	52	Prozent

Diese Prozentzahlen geben ein sprechendes Bild von der Unnatur dieser Steigerung unsrer Eisenausfuhr. Wenn auf die Rohprodukte und Halbfabrikate 28 Prozent der ganzen Mehrausfuhr kämen, so wäre das übrig genug. Dahin muß unsre Eisenindustrie streben, nicht nach hohen Kursen der Eisenhüttenaktien durch Roheisenausfuhr.

Bis zum Herbst wird es sich wohl zeigen, ob der einheimische Markt dem Absatzbedürfnis unsrer Eisenhütten wieder halbwegs entspricht. Vorher kann kein Mensch wissen, ob wir schon über den Berg sind. Staatsaufträge für Eisenbahn und für Marine können als Palliative für den Augenblick helfen, aber dauernd helfen sie nicht. Trotzdem haben wir das feste Vertrauen zu der Zukunft der deutschen Eisenindustrie und der deutschen Ingenieurkunst. Nur darf man nicht länger in Gewinnen der Emissionsbanken und der sonstigen Börseninteressenten ihren Daseinszweck sehen, wie es jetzt vielfach — wenn man es auch nicht eingesteht und sich kaum bewußt sein mag — zu geschehn scheint.

Von der Besprechung der Dividenden der genannten Aktiengesellschaften ist hier Abstand genommen worden, weil die große Mehrzahl das Geschäftsjahr vom Juli bis zum Juni rechnet, sodaß für das letzte Jahr noch nichts feststeht. Daß bei der bevorstehenden Gewinnausschüttung auf die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit des baldigen Eintritts einer — hoffentlich kurzen — Periode von Absatzschwierigkeiten sehr ausgiebig Rücksicht genommen werden muß, braucht gewissenhaften und illusionsfreien Direktionen nicht gesagt zu werden. Verunnftige Aktionäre werden dann ihre Aktien nicht verkaufen, sondern festhalten. Verkaufen sie doch, so werden sie an den Kursverlusten selbst schuld, also unvernünftig sein.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften, auch wegen des volkswirtschaftlichen Teiles, wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).

Parlamentarische Experimentaljurisprudenz

Von Eugen Josef in Freiburg im Breisgau

Nach Artikel 23 der Reichsverfassung hat der Reichstag das Recht, Gesetze vorzuschlagen; dasselbe Recht steht nach den Verfassungen wohl sämtlicher Bundesstaaten auch den Einzellandtagen zu. Großen Gebrauch machen die Volksvertretungen von diesem Vorschlagsrecht nicht, und noch geringer ist die Zahl der Fälle, wo ein Gesetz, das aus der Mitte der Volksvertretung vorgeschlagen wird und in ihr die Mehrheit gefunden hat, sodann die Zustimmung der Reichs- oder der Landesregierung findet. Regelmäßig ist es vielmehr die Regierung selbst, die der Volksvertretung Gesetze vorschlägt, indem sie einen im Ministerium ausgearbeiteten Gesetzentwurf nebst „Begründung“ (auch „Denkschrift,“ früher „Motive“ genannt) der Volksvertretung vorlegt. Insoweit diese Gesetze Angelegenheiten der Rechtspflege für das Reich betreffen — und nur von diesen ist im folgenden die Rede —, werden sie im Reichsjustizamt ausgearbeitet. Diese Gesetzentwürfe und ebenso die ihnen beigegebnen Begründungen sind hervorragende Leistungen, oft Meisterwerke, und namentlich genießen die in den Begründungen vorgetragnen Ansichten bei den Gerichten ein so hohes Ansehen, daß die obersten Gerichte, besonders das Reichsgericht oft dem Bestreben der Gerichte, diese Ansichten bei der Auslegung des Gesetzes als ebenso verbindlich wie das Gesetz selbst zu erachten, entgegentreten mußten. Diese Gesetzentwürfe werden nämlich ausgearbeitet von Männern, die nicht bloß durch Kenntnisse und Fähigkeiten, sondern daneben noch in dem erprobt sind, was man zutreffend als die „Technik des Rechts“ bezeichnet. Man kann bekanntlich ein sehr tüchtiger Jurist sein und doch der Fähigkeit ermangeln, Rechtsgedanken in der für ein Gesetz geeigneten Form auszudrücken; Savigny, der größte Meister in der Erforschung des römischen Rechts, der in der bekannten Schrift „Vom Beruf unsrer Zeit zur Gesetzgebung“ seinen Zeitgenossen die Fähigkeit zur Gesetzgebung abgesprochen hatte und später preußischer Gesetzgebungsminister wurde, mußte sich bekanntlich nach seinem Rücktritt vom Ministerposten im Landtag von einem der Richter, die ihm untergeben gewesen waren, den Vorwurf gefallen lassen, daß er in seiner eignen Amtsführung die Richtigkeit seiner Behauptung von der Unfähigkeit seiner Zeit zur Gesetzgebung am besten

erwiesen habe. Neben andern hier nicht zu erörternden Gründen kommt in Betracht, daß Savigny in der Technik des Rechts, die dessen materiellen Inhalt zu tragen hat, eben kein Meister war. Ein wirklicher Meister in der Technik des Rechts war einer der Amtsnachfolger Savignys, der preußische Justizminister Leonhard, der geistige Urheber unsrer Zivilprozeßordnung; die von ihm ausgearbeiteten Gesetzesvorlagen waren formvollendet. Aber bei Leonhard war, wie der um die deutsche Rechtswissenschaft hochverdiente, inzwischen verstorbne Reichsgerichtsrat Otto Bähr wiederholt hervorgehoben hat, der Sinn für das Materielle des Rechts weniger entwickelt; seine Gesetzesvorlagen waren eine Art von Manchestertum, das in die Jurisprudenz übertragen ist; sie huldigten den Schwächen des Juristenstandes, ließen aber die Interessen der Rechtsuchenden oft ohne zureichenden Schutz. Vorwürfe dieser Art wird man den Entwürfen, die etwa im letzten Jahrzehnt aus dem Reichsjustizamt vorgelegt worden sind, nicht machen können. Sie sind nicht bloß formvollendet, und die ihnen beigegebnen Begründungen sind nicht bloß Erzeugnisse von hervorragendem wissenschaftlichem Wert, sondern sie zeugen auch überall von dem Sinn ihrer Verfasser für das materielle Recht. Der Gesetzgeber hat sich eben überall zwischen widerstreitenden Interessen zu entscheiden; das gilt nicht bloß vom Zolltarif und ähnlichen wirtschaftlichen Gesetzen, sondern von jedem Gesetz. Erwähnt doch sogar die Begründung zu dem neuen Reichsgesetz über das Verlagsrecht vom 19. Juni 1901: Es könne bei der Regelung der gegenseitigen Rechte und Pflichten aus dem Verlagsvertrag nicht außer Betracht bleiben, daß „im geschäftlichen Verkehr zwischen dem Verleger auf der einen und dem Schriftsteller oder Komponisten auf der andern Seite der Verleger regelmäßig der geschäftserfahrenere und häufig auch der wirtschaftlich stärkere Teil ist; im Zweifel wird daher das Gesetz sich zu Gunsten des Verfassers entscheiden müssen." Auch dieser — man kann sagen sozialpolitischen — Aufgabe werden die Verfasser der Gesetzesentwürfe durchaus gerecht. Um die Grundlage für eine Ausgleichung der einander gegenüberstehenden Interessen zu finden, werden die Verbände und die Kammern der wirtschaftlich beteiligten Volkskreise gehört, die Ergebnisse von Beratungen, an denen Sachverständige aus den beteiligten Kreisen teilgenommen haben, die Äußerungen der Tageszeitungen sowie wissenschaftlicher Untersuchungen, der Inhalt von Petitionen verwertet; die Vorentwürfe werden den Gerichten und andern Behörden zur Äußerung zugesandt und schließlich noch zur allgemeinen Kenntnis und Besprechung im Reichsanzeiger veröffentlicht. Erst der so wieder und wieder umgearbeitete Entwurf, also die Frucht jahrelanger Vorarbeiten, wird der Volksvertretung vorgelegt. Dadurch erklärt es sich, daß diese Entwürfe und namentlich ihre Begründungen nicht nur in rechtswissenschaftlicher, sondern auch in andrer Beziehung wahre Meisterwerke sind. In vollendeter Form werden hier die Interessen der Beteiligten gegen einander abgewogen: die für und gegen eine der im Entwurf vorgeschlagnen Festsetzungen sprechenden juristischen und namentlich wirtschaftlichen Erwägungen werden einander überzeugend gegenübergestellt, die Ergebnisse der Statistik, der Rechtsprechung, die frühere deutsche und die ausländische Gesetzgebung werden herangezogen

und verwertet, sodaß man in diesen Begründungen an manchen Stellen selbständige rechtswissenschaftliche und sozialpolitische Abhandlungen, gehaltvolle juristische und wirtschaftliche Sonderaufsätze über das behandelte Rechtsgebiet vor sich zu haben glaubt.

Diese Entwürfe und ihre Begründungen werden nun dem Reichstage vorgelegt. Diese Volksvertretung hat ungefähr noch einmal soviel Mitglieder, als dazu nötig wären, die Interessen des Volks zu vertreten, und auch wenn die Versammlung nur die Hälfte, also nur etwa 200 Mitglieder hätte, so wäre es doch völlig unmöglich, die Entwürfe in ihren Einzelheiten vor dem Hause selbst („im Plenum") durchzuberaten. Zunächst geht den allermeisten Abgeordneten das Verständnis für die Einzelheiten eines die Rechtspflege betreffenden Gesetzes völlig ab. So wenig man von einem Abgeordneten, der Jurist ist, verlangen kann, daß er sich in die Gründe für und gegen die Einführung des Quebracholeders vertiefe oder in die sonstigen Geheimnisse jeder einzelnen heiß umstrittenen Nummer des Zolltarifs oder eines die Bekämpfung der Reblaus oder eines nur ein bestimmtes inländisches Gewerbe angehenden Staatsvertrags hineinarbeiten soll, ebenso wenig ist es doch einem Abgeordneten, der Landwirt, Geistlicher oder Geschäftsmann ist, zuzumuten, daß er sich in die Einzelheiten der Gesetze einarbeite, die die Rechtspflege betreffen. Solche Gesetze bieten nur vereinzelte Bestimmungen, die der Abgeordnete von Partei wegen in diesem oder jenem Sinne zu entscheiden eingeschworen wird; weitaus die allermeisten Bestimmungen, also die Einzelheiten des Gesetzes haben mit der Parteistellung nichts zu tun und nur für die „Juristen des Hauses" Interesse; deshalb fällt bei diesen die Rechtspflege betreffenden Gesetzen in noch höherm Maße als bei andern Gesetzen die Hauptarbeit den „Kommissionen" zu. Im vollen Hause bringen die Redner der Parteien nur allgemeine Redensarten vor: die Führer der Regierungsparteien versichern ihre volle Übereinstimmung mit dem Regierungsentwurf; die Führer der Gegenparteien finden von ihrem parteipolitischen Standpunkt aus, daß mancher Grundgedanke agrarisch, plutokratisch oder bureaukratisch sei; der Sprecher des Zentrums weiß einzelne Bestimmungen vom kirchlichen Standpunkt aus zu tadeln; gelegentlich tadelt ein Redner wohl auch die kasuistische Fassung der Bestimmungen des Entwurfs und preist (wie es bei der Beratung des Reichsgesetzes über die Freiwillige Gerichtsbarkeit vorkam) alle die glücklich, die die juristischen Prüfungen bestanden haben und darum ihr Gedächtnis nicht mit einem solchen Ballast zu belasten brauchen. Aber alle diese Erörterungen sind ganz allgemeiner Natur; Einzelheiten des Entwurfs werden kaum gestreift; denn deren Beratung gehört in die Kommission. In diesen Ausschuß werden von den Parteien etwa einundzwanzig Abgeordnete entsandt, die nach dem Vorgetragnen eigentlich nur Juristen sein sollten, weil diese allein für die Einzelheiten des Gesetzentwurfs Verständnis haben. Doch vermeidet man ein solches Bekenntnis, sodaß sich die Kommission aus Abgeordneten verschiedner Berufe zusammensetzt, wenn auch Juristen hierbei den Ton angeben.

Aus der Anerkennung der oben geschilderten Vorzüge der Entwürfe folgt nun selbstverständlich nicht die Verpflichtung der Abgeordneten, bei der Beratung

im Hause oder in der Kommission etwa blindlings die von der Regierung vorgeschlagnen Festsetzungen anzunehmen oder auch nur Bedenken gegen sie zu unterdrücken, denn sonst bedürfte es ja überhaupt keiner Mitwirkung der Volksvertretung beim Zustandekommen der Gesetze. Am wenigsten wäre eine solche Zurückhaltung gerechtfertigt, wo es sich um Fragen von grundsätzlicher Bedeutung handelt oder um Fragen, durch die die Rechtsordnung oder das Interesse weiter Kreise der Rechtsuchenden berührt wird. Wenn z. B. der Entwurf der Novelle zur Zivilprozeßordnung von 1898 zur allseitig als notwendig anerkannten Entlastung des Reichsgerichts eine Erhöhung der Revisionssumme von 1500 Mark auf 3000 Mark vorschlug, so war es nur gerechtfertigt, daß — trotz der Versicherung der Regierungsvertreter, die Entlastung des Reichsgerichts sei auf anderm Wege nicht zu erreichen — die Volksvertreter bei der Beratung im Hause wie in der Kommission dem Vorschlag des Regierungsentwurfs kräftigst entgegentraten, nicht bloß wegen des „plutokratischen Charakters" des Vorschlags, der eine Verminderung der Rechtsgarantien gerade für gewisse mittlere Vermögen herbeiführe, sondern weil keiner Rechtsprechung mehr Mißtrauen entgegengebracht werde, als der der Berufungszivilkammern, die sich der Nachprüfung durch das Reichsgericht entrückt fühlt. (Von den der Revision unterliegenden Urteilen werden volle siebenundzwanzig vom Hundert durch das Reichsgericht aufgehoben!) Oder: Das Recht, eine gerichtliche Verfügung durch Beschwerde anzufechten, steht begrifflich nur dem bei der Sache Beteiligten, also dem zu, dessen Recht durch die Verfügung beeinträchtigt, mindestens berührt wird; in Vormundschaftssachen aber, also in gerichtlichen Angelegenheiten, die die Rechtsbeziehungen der Waisenkinder betreffen, bestand in Preußen und in andern Staaten von jeher eine sogenannte „Popularbeschwerde," d. h. um eine möglichst gerechte Behandlung der Schutzbefohlnen zu bewirken, wurde jedermann, der an dem Mündel ein sachliches Interesse nahm, für berechtigt erachtet, die vom Vormundschaftsgericht erlassene Verfügung durch Beschwerde anzufechten. Mit dieser Popularbeschwerde hatte man in Preußen gute Erfahrungen gemacht, und als der Entwurf des Reichsgesetzes über die Freiwillige Gerichtsbarkeit diese Popularbeschwerde beseitigen wollte, war es durchaus gerechtfertigt, daß die Reichstagskommission in den Entwurf die Bestimmung des jetzigen Paragraphen 57 Z. 9 einfügte, wonach gegen eine Verfügung, „die eine Entscheidung über eine die Sorge für die Person des Kindes oder Mündels betreffende Angelegenheit enthält, die Beschwerde jedem zusteht, der ein berechtigtes Interesse hat, diese Angelegenheit wahrzunehmen."

Aber solche Bestimmungen von so grundsätzlicher Bedeutung, durch die also die Interessen der Rechtsordnung im allgemeinen oder wenigstens die weiterer Volkskreise berührt werden, kommen in jedem Gesetz doch nur vereinzelt vor, und man wird nicht fehlgehn, wenn man als Gründe, die für die Stellung der Abgeordneten den Regierungsentwürfen gegenüber maßgebend sein müssen, folgende aufstellt.

Erstens: Jeder Gesetzentwurf ist, aus einem Guß gefertigt, eine einheitliche Arbeit. Das zeigt sich nicht bloß darin, daß der Entwurf von gewissen Grundsätzen beherrscht wird, z. B. der Formfreiheit der Willenserklärungen,

der Ausgestaltung eines Rechts als eines dinglichen; sondern es stehn auch die einzelnen Bestimmungen des Gesetzes in einem gewissen Zusammenhang, der von dem Verfasser des Entwurfs ganz unwillkürlich hergestellt wird, der also nicht ohne weiteres klar hervortritt und sich oft erst bei der Anwendung des Gesetzes herausstellt. Jede Änderung des Gesetzes birgt also die Gefahr in sich, daß die geänderte Bestimmung entweder mit gewissen Grundgedanken des Gesetzes oder auch nur mit einzelnen andern Bestimmungen des Gesetzes in einen Widerspruch tritt, der sich erst bei der Anwendung des Gesetzes herausstellt.

Zweitens: Nun ist aber die Fähigkeit, Rechtsgedanken in klarer und für ein Gesetz geeigneter Fassung auszudrücken, äußerst selten und selbstverständlich nicht jedem Volksvertreter, auch nicht jedem Mitgliede der Kommission eigen. Das fühlen die Volksvertreter selbst, und deshalb überweist man die Formulierung der gefaßten Beschlüsse, durch die der Regierungsentwurf geändert wird, einer besondern „Redaktionskommission." Aber auch die Mitgliedschaft in dieser bietet doch keine Gewähr für die Kunst, gesetzliche Bestimmungen richtig abzufassen, und so besteht bei allen gegenüber dem fertigen Gesetzentwurf beschlossenen Änderungen die fernere Gefahr, daß der in dem Änderungsvorschlage gewünschte Rechtsgedanke nicht gehörig ausgedrückt wird. Die Gefahr, unklare Gesetze zu schaffen, ist hier also viel größer als bei den in den Regierungsentwürfen gemachten Gesetzesvorschlägen, denn diese sind ausgearbeitet von Männern, die in der „Technik des Rechts" bewährt sind.

Drittens: Weiter ist, wie der verdienstvolle preußische Oberlandesgerichtspräsident Eccius sein bemerkt, das Gesetz stets klüger als seine Verfasser; denn es ordnet Dinge, an die die Verfasser gar nicht gedacht haben. Und sogar eine Gesetzesbestimmung, deren Wortlaut und Inhalt tadellos ist, bietet, sobald sie ihren Platz mitten im Rechtsgebäude einnimmt, der Auslegung einen breiten Raum und große Schwierigkeiten. Nun werden die in den Regierungsentwürfen enthaltnen Vorschläge von ihren Verfassern, also von Männern, deren Fähigkeit erprobt ist, sorgsam ausgearbeitet, und sie unterliegen einer wiederholten und abermaligen Durchprüfung, bevor sie überhaupt der Volksvertretung zur Beschlußfassung vorgelegt werden. Dagegen werden die in den Kommissionen oder im vollen Hause von einzelnen Abgeordneten gemachten Abänderungsvorschläge in strepitu fori gestellt und durchberaten, oft genug von Männern, deren Geschick und Fähigkeit zu einer solchen Tätigkeit nicht über jeden Zweifel erhaben ist. Daraus erklärt es sich, daß gerade die von der Volksvertretung — sei es im vollen Hause oder in den Kommissionen — gefaßten Beschlüsse überaus häufig eine Fülle von Zweifeln in sich tragen und der Rechtsübung so außerordentliche Schwierigkeiten bieten; daraus erklärt sich auch der gar nicht so seltne Fall, daß das Haus die Rückverweisung eines Gesetzentwurfs an die Kommission beschließt, weil die von dieser gefaßten Beschlüsse eine nochmalige Durchberatung nötig erscheinen lassen!

Viertens: Es gibt in jedem Gesetz eine ganze Reihe von Bestimmungen, die so oder auch anders getroffen werden können, ohne daß hierdurch die Rechtsordnung im allgemeinen oder auch nur beachtenswerte Interessen einzelner

Volksteile stark berührt werden. Es ist z. B. selbstverständlich, weil durch rechtspolitische Gründe geboten, daß gewisse Ansprüche, die dem Verkehr des täglichen Lebens entspringen, einer kurzen Verjährungsfrist unterliegen; daß Schenkungen aus gewissen Gründen widerrufen werden können, und daß gewisse Personen unfähig oder wenigstens ungeeignet erscheinen, eine Vormundschaft zu führen. Der Kreis dieser Ansprüche, die Zahl der Widerrufsgründe und der zur Übernahme der Vormundschaft unfähigen oder ungeeigneten Personen läßt sich verringern oder erweitern, ganz nach Auffassung, Geschmack und Belieben, ohne daß die Rechtsordnung oder sonst wichtige Interessen hierdurch stark berührt werden. Ergibt nun die Begründung des Gesetzentwurfs die rechtswissenschaftlichen oder die volkwirtschaftlichen oder die politischen Gründe, aus denen der Verfasser des Entwurfs die Anwendung der kurzen Verjährungsfristen für eine bestimmte Art von Ansprüchen, den Widerruf der Schenkung auf Grund gewisser Tatbestände, die Unfähigkeit zur Übernahme der Vormundschaft beim Vorliegen gewisser Eigenschaften auszuschließen vorschlägt, und sind diese Gründe ebenso annehmbar wie die etwa für eine Änderung der vorgeschlagnen Bestimmungen sprechenden, so sind Abänderungsanträge für solche Bestimmungen durchaus zu vermeiden. Der Gerechtigkeit und besonders wichtigen Interessen wird durch eine Abänderung der wohlerwognen Vorschläge nicht gedient; dagegen werden durch die Erörterung solcher nebensächlicher Punkte die Kräfte der Volksvertreter unnötigerweise in Anspruch genommen und so der Erörterung wichtiger Punkte entzogen.

Endlich: So wenig man den Handel mit Klapperschlangen als Grundlage brauchen kann für die Regelung der Rechtsverhältnisse aus dem Kaufvertrag, ebenso wenig kann man bei der Regelung andrer privatrechtlicher Rechtsverhältnisse Tatbestände berücksichtigen, die nur ganz ausnahmsweise vorkommen und für die beim Rechtsverkehr Beteiligten somit im allgemeinen keine Bedeutung haben. Und ebenso wenig dürfen besondre Fälle, wo eine an sich durchaus bewährte Rechtseinrichtung zu besondern Unbilligkeiten geführt hat, zu Gesetzesvorschlägen ab irato verleiten, also zu Gesetzen, die sich in tausend andern Fällen als dem Rechtsgefühl widerstreitend erweisen.

Erwägungen der geschilderten Art sind jedoch bei den Volksvertretern nicht häufig; das ergeben die „Kommissionsberichte." So nennt man die Ausarbeitungen, in denen einzelne Mitglieder der Kommission im Auftrag der andern über die Verhandlungen und die Beschlüsse der Kommission Auskunft geben; sie nehmen gewöhnlich viel mehr Raum ein, als die von der Regierung vorgelegten Gesetzentwürfe und die diesen beigegebnen Begründungen. Das allein Wertvolle an den Kommissionsberichten sind gewöhnlich die Äußerungen der Regierungsvertreter, durch die diese Einzelheiten der Gesetzentwürfe auf Anfragen und Bemängelungen der Kommissionsmitglieder erläutern; diese Erläuterungen genießen bei den Gerichten dasselbe Ansehen wie die Begründungen der Gesetzentwürfe, deren Ansehen bei den Gerichten schon erwähnt worden ist. Im übrigen ergeben die Kommissionsberichte, mögen nun die in ihnen erörterten Vorschläge zur Abänderung des Entwurfs angenommen oder abgelehnt sein, nur die Richtigkeit des hier ausgeführten, daß also Abänderungen der vorgelegten Entwürfe möglichst zu vermeiden sind. Dies soll aus der neusten

Reichsgesetzgebung an einigen Beispielen, die ein allgemeines Interesse beanspruchen können, erläutert werden.

1. Im Gegensatz zum Preußischen Landrecht, das für alle rechtsgeschäftlichen Erklärungen von größerer wirtschaftlicher Bedeutung Schriftform verlangt, geht das Bürgerliche Gesetzbuch bekanntlich von dem Grundsatz völliger Formfreiheit aus; deshalb lehnen schon die Motive zum ersten Entwurf die Einführung der Schriftform für die Bürgschaft als diesem Grundsatz widersprechend ab. Dieser erste Entwurf wurde sodann der sogenannten zweiten Kommission, die vom Bundesrat aus lauter bewährten Männern, vorzugsweise höhern Justizverwaltungsbeamten, Rechtslehrern, Richtern, Rechtsanwälten berufen wurde, zur Durchberatung vorgelegt; auch diese lehnte den Antrag auf Einführung der Schriftform für das Bürgschaftsversprechen ab, weil man mit demselben Recht die Schriftform auch für zahlreiche andre Rechtsgeschäfte von ähnlich schwerwiegender wirtschaftlicher Bedeutung einführen müßte. Dagegen entschloß sich die Kommission des Reichstags kurzerhand für die Einführung der Schriftform. Dieser Beschluß gehört zu den oben gekennzeichneten: man hat sich die Tragweite dieser Entschließung nicht klar gemacht und gab mit ihr nur Anlaß zu Zweifeln und Rechtsstreitigkeiten. Die Bürgschaft ist nämlich aushilfsweise die Übernahme einer fremden Schuld; der Bürge haftet eben grundsätzlich nur, falls vom Hauptschuldner nichts zu erlangen ist, oder — wie man es in der Kunstsprache ausdrückt: der Bürge haftet nur subsidiär. Daneben kennt das Bürgerliche Gesetzbuch aber noch die Übernahme einer fremden Schuld an Stelle des Schuldners (Paragraph 414) oder neben diesem; in diesen beiden Fällen haftet der Übernehmer der Schuld nicht bloß aushilfsweise, sondern an erster Stelle, also viel strenger als ein Bürge. Weiter kennt das Bürgerliche Gesetzbuch noch den sogenannten Kreditauftrag, und der Paragraph 778 bestimmt sogar: „Wer einen andern beauftragt, im eignen Namen und auf eigne Rechnung einem dritten Kredit zu geben, haftet dem Beauftragten für die aus der Kreditgewährung entstehende Verbindlichkeit des dritten als Bürge.“ Infolge des Reichstagsbeschlusses, der für die Bürgschaft, also für das Versprechen, aushilfsweise für eine fremde Schuld haften zu wollen, Schriftform festsetzt, entstand nun in der Rechtsprechung sehr bald die Streitfrage, ob nicht dasselbe umsomehr für den ebenerwähnten Kreditauftrag und besonders für die Schuldübernahme gelten müsse, da der Kreditauftrag doch eine bürgschaftsgleiche und die Schuldübernahme ja eine noch strengere Haftung erzeuge als die Bürgschaft. Das Reichsgericht hat die Notwendigkeit der Schriftform für den Kreditauftrag und für eine Schuldübernahme, bei der der Gläubiger den Übernehmer an Stelle des ursprünglichen Schuldners annimmt, verneint, dagegen für eine Schuldübernahme, bei der der ursprüngliche Schuldner neben dem Übernehmer weiter haftet, bejaht, weil „die gesetzgeberischen Erwägungen, die zu der Vorschrift der Schriftform für die Bürgschaft geführt haben, auch für diese Schuldübernahme völlig zutreffen, und wenn man dies nicht annehme, die Umgehung des (die Schriftform für die Bürgschaft festsetzenden) Paragraphen 766 die leichteste Sache von der Welt wäre.“ Beifall hat diese Ansicht des Reichsgerichts nirgends gefunden; man hat vielmehr mit Recht darauf hingewiesen, daß jede Formvor-

schrift eine Ausnahmevorschrift ist, die einer Ausdehnung auf verwandte Rechtsgeschäfte nicht fähig ist, und daß es Sache des Gesetzgebers, nicht aber der Gerichte ist, die Formvorschriften so zu geben, daß durch sie die Vereitelung der Absichten des Gesetzgebers verhindert wird. Für jeden Fall ist, da wie erwähnt bei Schuldübernahme an Stelle des ursprünglichen Schuldners und beim Kreditauftrag auch das Reichsgericht mündliche Form für genügend erklärt, infolge des Reichstagsbeschlusses, der — im Gegensatz zu dem das Bürgerliche Gesetzbuch sonst beherrschenden Grundsatz der Formfreiheit — für die Bürgschaft die Schriftform einführte, die Rechtslage folgendermaßen: Verspreche ich die Schuld meines Sohnes aushilfsweise (als Bürge) oder neben meinem Sohn zu zahlen, so bedarf dieses Versprechen der Schriftform, übernehme ich dagegen die strengere Haftung, indem ich die Schuld meines Sohnes an erster Stelle und allein (anstatt meines Sohnes) zu zahlen verspreche, oder erteile ich jemand den Auftrag, meinem Sohn Kredit zu geben, so werde ich wirksam verpflichtet trotz der mündlichen Form der Schuldübernahme und des Kreditauftrags. Also die strengere Haftung (Schuldübernahme, Kreditauftrag) ist an geringere Formerfordernisse geknüpft als die mildere des Bürgschaftsversprechens; diese verlangt die Schriftform, jene nicht. Vom juristischen wie vom volkswirtschaftlichen Standpunkt enthält der Reichstagsbeschluß ein echtes Beispiel „parlamentarischer Experimentaljurisprudenz"!

2. Im ganzen Reich besteht seit vielen Jahrzehnten — in Preußen seit 1834 — die Einrichtung der Zwangseintragung einer Forderung: auf Antrag des Gläubigers, der wegen seiner Forderung einen vollstreckbaren Titel erlangt hat, wird diese im Wege der Zwangsvollstreckung in das Grundbuch des dem Schuldner gehörenden Grundstücks eingetragen. Eine solche Eintragung schafft unmittelbar dem Gläubiger keine Befriedigung, wohl aber eine Sicherung; er schreitet zu dieser Art von Zwangsvollstreckung demnach nur, wenn eine Befriedigung durch Pfändung der Fahrnis nicht zu erreichen ist, oder wenn er zur Schonung des Schuldners von der Pfändung und Versteigerung der Fahrnis oder gar von der Zwangsversteigerung des Grundstücks absehen will. Da andrerseits der Gläubiger durch die Eintragung gesichert ist, so ist er nunmehr in der Lage, die Forderung dem Eigentümer zu stunden, also ihm Zeit zu gewähren, die Schuld allmählich abzutragen oder das Grundstück unter günstigen Bedingungen gelegentlich zu verkaufen. Die Rechtseinrichtung dieser Zwangseintragung hatte sich demnach als eine dem Gläubiger Sicherheit gewährende und doch den Schuldner schonende Maßregel bewährt, und namentlich waren es Gläubiger, die sich ihres Berufs wegen in der Beitreibung ihrer vollstreckbaren Ansprüche von geringerer Höhe eine gewisse Rücksicht auflegen müssen (wie Rechtsanwälte und Ärzte), die von den äußersten Zwangsmaßregeln gegen den wirtschaftlich schwachen Schuldner absahen und sich mit der Sicherheit begnügten, die ihnen die Eintragung der Zwangshypothek gewährte. Es entsprach also nur der allgemeinen Rechtsanschauung, daß der Entwurf der Novelle zur Zivilprozeßordnung, der Ende 1897 dem Reichstage vorgelegt wurde, diese Rechtseinrichtung der Zwangseintragung beibehielt, und zwar mit einigen Änderungen, zur erhöhten Schonung des Schuldners: die Zwangseintragung sollte nur als „Sicherungshypothek"

erfolgen, sodaß der Schuldner selbst die ihm gegen den ausgeurteilten Anspruch etwa noch zustehenden Einreden auch dann nicht verliert, wenn der Gläubiger seinen Anspruch einem dritten abtritt; ferner sollte der Gläubiger die Eintragung der Zwangshypothek nicht auf die sämtlichen Grundstücke des Schuldners in voller Höhe verlangen können, sondern verpflichtet sein, seine Forderung auf die einzelnen Grundstücke zu verteilen. Die Rechtseinrichtung der Zwangseintragung nahm die Reichstagskommission an, aber mit einem Zusatz, der geeignet ist, die wohltätige Einrichtung in ihr Gegenteil zu verkehren. Der von der Kommission beschlossene Zusatz, der jetzige Absatz 3 des Paragraphen 866 der Zivilprozeßordnung, bestimmt nämlich, daß die Zwangseintragung nur für eine den Betrag von 300 Mark übersteigende Forderung stattfinden dürfe und niemals auf Grund eines Vollstreckungsbefehls erfolgen könne. Wer diese Bestimmung liest, wird — er mag Jurist oder Laie sein — zunächst der Annahme zuneigen, die Volksvertretung sei hier einmal ausnahmsweise einem antisozialpolitischen Zuge gefolgt: das Sicherungsmittel der Zwangseintragung wird nur gewährt für Forderungen über 300 Mark, d. h. es wird nur den größern Gläubigern gewährt, kleinen Gläubigern aber versagt; denn die Forderungen der Handwerker und kleiner Geschäftsleute gegen den Bauern pflegen 300 Mark nicht annähernd zu erreichen! Nun hat man ferner, um für eine Forderung einen vollstreckbaren Titel zu erlangen, zwei Wege: der eine ist der kostspielige Weg der Klage, auf die ein Urteil ergeht; der andre ist der nur mit geringen Kosten verbundne Weg des Mahnverfahrens, wo der Gläubiger einen Vollstreckungsbefehl erhält. Zur Ersparung von Kosten, also zur Schonung des Schuldners schlagen wohlwollende Gläubiger diesen letzten Weg ein; aber diese Rücksicht auf den Schuldner verbietet ihnen der eben besprochne Reichstagsbeschluß! Denn auf Grund eines solchen Vollstreckungsbefehls kann der Gläubiger des Bauern ganze Fahrnis, auch das Grundstück versteigern lassen; aber die mindere, schonende Art der Zwangsvollstreckung, die in bloßer Erlangung einer Sicherungshypothek besteht und es dem gesicherten Gläubiger erlaubt, dem Bauern Frist zur Abtragung der Schuld zu gewähren, die findet auf Grund des Vollstreckungsbefehls nicht statt. Staunend fragt man nach den Gründen, die die Reichstagskommission und den Reichstag selbst zu einer den Interessen des Gläubigers wie des Schuldners so offenbar widersprechenden, also dem sozialpolitischen Zuge der Gesetzgebung fremden Bestimmung geführt haben? Aus dem Kommissionsbericht erfährt man hierüber: im Lande Baden sei die Erfahrung gemacht worden, daß die Zwangseintragung oft von Wucherern und böswilligen Gläubigern als Handhabe benutzt werde zur Erlangung unberechtigter Eintragungen; denn die badischen Bauern vergäßen häufig, gegen unbegründete Zahlungsbefehle Widerspruch zu erheben (!), auch würden durch die Zwangseintragungen geringer Beträge die Grundbücher unübersichtlich gemacht (!); in einer Gemeinde im badischen Kaiserstuhl von nur 2800 Einwohnern wären in dreizehneinhalb Monaten unter 538 Eintragungen allein 427 gewesen, die auf Grund von Vollstreckungsbefehlen eingetragen worden wären, und unter diesen eine große Menge von kleinen Beträgen bis zu

zehn Mark aus Mehl- und ähnlichen Warenkäufen! Vergebens wiesen die anwesenden Vertreter des Bundesrats, insbesondre die von Preußen und Bayern, sowie auch einzelne Mitglieder der Kommission darauf hin, daß die im ganzen übrigen Reiche wohlbewährte Rechtseinrichtung der Zwangseintragung deshalb weil die badischen Bauern so nachlässig seien, gegen unbegründete Zahlungsbefehle keinen Widerspruch zu erheben, sowie es wegen der kleinsten Forderungen zu Zwangseintragungen kommen zu lassen, nicht beseitigt oder in ihr Gegenteil verkehrt werden könne; die Kommission und der Reichstag nahmen das Gesetz in der oben mitgeteilten Fassung an, sodaß der Rechtszustand jetzt so ist: der Gläubiger des Bauern kann nicht den billigen Weg des Mahnverfahrens wählen, sondern er muß den kostspieligen Weg der Klage einschlagen; denn die Verhältnisse können so zu liegen kommen, daß sich der Gläubiger in seinem wie des Schuldners Interesse mit einer bloßen Zwangseintragung begnügen will; im Mahnverfahren erlangt der Gläubiger aber nur einen Vollstreckungsbefehl, auf Grund dessen er zwar des Bauern Fahrnis und Grundstück verkaufen lassen, aber keine Zwangseintragung erwirken kann. Und auch nur die wohlhabenden Gläubiger sind in der Lage, für die ausgeurteilte Forderung eine Zwangseintragung überhaupt zu erlangen; den kleinen Gewerbetreibenden, deren Forderungen erfahrungsgemäß 300 Mark niemals erreichen, ist die Möglichkeit, die in der Zwangseintragung liegende Sicherheit zu erlangen, überhaupt genommen. Und dazu hatte diese „sozialpolitische Monstrosität" als echtes Beispiel parlamentarischer Experimentaljurisprudenz noch eine Reihe von schwierigen rechtlichen Zweifelsfragen im Gefolge, über die sich viele Dutzende von Entscheidungen der Gerichte abgelagert haben und noch ablagern werden, so ob der Gläubiger, wenn er zur Schonung des Schuldners nur einen Vollstreckungsbefehl erwirkt hat, nun noch von neuem ein Urteil eigens zu dem Zweck erwirken kann, die Zwangseintragung der ausgeurteilten Forderung zu erlangen; ob, wenn der Gläubiger mehrere Urteile erstritten hat, von denen keines den Betrag von 300 Mark erreicht, die Zwangseintragung erfolgen kann, wenn die Gesamtsumme der ausgeurteilten Ansprüche 300 Mark übersteigt; ob die Zwangseintragung zulässig ist, wenn die ausgeurteilte Hauptsumme nur unter Hinzurechnung der festgesetzten Kosten den Betrag von 300 Mark übersteigt; ob zur Vollziehung des Arrestes in ein Grundstück eine Sicherungshypothek nur für eine den Betrag von 300 Mark übersteigende Forderung eingetragen werden kann; ob eine Vormerkung eingetragen werden kann zur Sicherung des Anspruchs auf Eintragung einer Sicherungshypothek, deren Betrag 300 Mark nicht übersteigt? usw. Und alle die Zeit, die die Gerichte und die Rechtswissenschaft solchen sich aus der parlamentarischen Experimentaljurisprudenz ergebenden Zweifelsfragen über das Eintragungsverfahren widmen, wird doch schließlich der Erörterung von Fragen des materiellen Rechts entzogen!

(Schluß folgt)

Villa Glori

Von Otto Kaemmel

Wer in Rom von der hohen zweitürmigen französischen Nationalkirche Santissima Trinità dei Monti her, die majestätisch die prächtige Spanische Treppe überragt, nach den Anlagen des Monte Pincio geht, dem fällt an einer Erweiterung des Wegs eine etwa lebensgroße höchst realistische Bronzegruppe in die Augen. Einen zu Tode getroffnen sinkenden Mann hält ein andrer in dem Arme, ihn zugleich mit seinem Leibe deckend, und heftigste Erregung in den scharfgeschnittnen Zügen, den gespannten Revolver dem Feinde entgegenhaltend. Es ist ein ganz modernes Denkmal der italienischen Einheitskriege. Denn gegenüber der überwältigenden Größe der antiken und der päpstlichen Monumente, die zusammen die Geschichte von zweiundeinhalb Jahrtausenden erzählen, empfindet das moderne königliche Italien das natürliche Bedürfnis, auch seine kurze Geschichte auf einem Boden, wo nichts an sie erinnert, in Denkmälern zu vergegenwärtigen. Schon erhebt sich auf dem höchsten Punkte Roms, auf dem Rücken des Janiculums, das Reiterstandbild Garibaldis, und an der Nordkuppe des Kapitolinischen Hügels wachsen die riesigen Unterbauten empor, deren prachtvolle Travertinquadern das Nationaldenkmal des „Befreiers," Königs Viktor Emanuels des Zweiten, tragen sollen, ein Werk, auf das dieses so oft als arm bespöttelte Italien vierundzwanzig Millionen Lire verwenden will, während es bei uns noch nicht gelungen ist, die paar Millionen für das Leipziger Völkerschlachtdenkmal zusammenzubringen, denn wir Deutsche sind noch immer nicht reich genug, unsern Ruhm zu bezahlen. In die Reihe jener nationalen Monumente gehört die Gruppe auf dem Pincio als das bescheidenste. Der Meister, Ercole Rosa, hat hier die beiden Brüder Enrico und Giovanni Cairoli dargestellt, die am 23. Oktober 1867 als Vorläufer Garibaldis auf seinem letzten Zuge gegen Rom bei Villa Glori wenig Kilometer nördlich von der Stadt in verzweifeltem Kampfe mit päpstlichen Söldnern der eine tot, der andre schwer verwundet fielen. Wegen des Geistes, der die kleine Schar beseelte, hat der Patriotismus der Italiener das militärisch unbedeutende Ereignis mit strahlendem Ruhmesschimmer umgeben, Kunst und Dichtung haben es verherrlicht, und auch die Legende hat es mit bunten Fäden umsponnen, deren es nicht bedurft hätte, es ruhmwürdig zu machen. Sogar ein so ernster und tüchtiger Historiker wie Pietro Orsi in Padua hat der Legendenbildung ein unbilliges Zugeständnis gemacht, wenn er in seiner Darstellung des Feldzugs „alle siebzig" tot oder verwundet fallen läßt.*)

*) L'Italia moderna. Deutsch von F. Goetz unter dem Titel: Das moderne Italien. Geschichte der letzten 150 Jahre bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Leipzig, B. G. Teubner, 1902.

Solchen Entstellungen entgegenzutreten, das Ereignis schlicht und lebendig zu erzählen, wie er es miterlebt und wie es sich ihm offenbar mit unvergänglichen Zügen eingeprägt hat, ist die Absicht eines Mitkämpfers, des Pio Vittorio Ferrari aus Udine. „Der größte Wert dieser einfachen Erinnerungen (memorie alla casalinga), sagt Ettore Socci in der einführenden Vorrede, liegt gerade darin, daß sie nichts Gekünsteltes enthalten, und daß sie ganz frei von irgendwelcher Schmeichelei oder von rhetorischem Plunder sind. Die Wahrheit spiegelt sich dort in jeder Wendung, jedem Satze. Der Verfasser macht nicht den Anspruch, ein künstlerisches Werk zu liefern; er erzählt aufs Geratewohl die Ereignisse, die auf den Märschen, während des kurzen Kampfes, worin er unter den ersten verwundet wurde, und bei dem langen Aufenthalt im Hospital einen kurzen Abschnitt seines Lebens begleiteten, auf den er mit Recht stolz sein kann." „Den häufigen Fehler, in den Stil des Miles gloriosus zu verfallen, hat Ferrari in der Tat nicht; sogar wenn er von Aktionen, von Heroismus, von Kämpfen spricht, hält er sich feinfühlig (come una sensitiva) zurück und scheint sich verbergen zu wollen." Aber wer die gebildete italienische Jugend dieses Jahrzehnts in ihrem hochsinnigen Patriotismus, ihrer Hingebung und ihren idealen Zielen, freilich auch in ihrem naiven, leichtherzigen Vertrauen auf völlig unzulängliche Mittel, kennen lernen will, der wird aus diesem kleinen Buche mehr lernen als aus manchem großen Geschichtswerk, und der wird wohl auch die Überzeugung gewinnen, daß eine Nation, die solche Männer hervorgebracht hat, trotz aller Mängel noch eine Zukunft hat.*)

Für das Verständnis der Episode ist ein Blick auf die Gesamtlage Italiens im Herbst 1867 unumgänglich. Die Abhängigkeit des jungen Königreichs von Frankreich war damals größer als je. Am Ruder war die ganz französisch gesinnte piemontesische Consorteria, und deren ganzes Streben ging auf eine Verständigung über Rom, dessen Schutz gegen revolutionäre Angriffe Italien nach der Septemberkonvention von 1864 an Stelle der seit Ende des Jahres 1866 völlig zurückgezognen französischen Besatzung übernommen hatte. Zu einer solchen Verständigung trieb einerseits das leidenschaftliche Streben der Nation nach dem Besitze Roms, andrerseits die schlimme Finanzlage des Königreichs. Daraus ergab sich der Gesetzesvorschlag des Ministeriums Ricasoli vom 17. Januar 1867, der die eingezognen Kirchengüter gegen die Zahlung von 600 Millionen Lire der Kirche zurückgeben wollte, wenn der Papst auf seine weltliche Herrschaft verzichtete. Darüber aber fiel Ricasoli am 4. April, und sein Nachfolger, der Piemontese Urbano Rattazzi, schlug nun im August die völlige Einziehung der Kirchengüter vor, verletzte also den Vatikan aufs tiefste, und reduzierte zugleich in seiner Finanznot die Ausgaben für das Heer derart, daß Italien damals in der Tat weder widerstandsfähig noch aktionsfähig war. Unbekümmert um alle diese diplomatischen Schachzüge ging die national-republi-

*) P. V. Ferrari, Villa Glori. Ricordi ed anedotti del autunno 1867. Seguono in appendice il giornaletto di campo ed altre note e ricordi da Giovanni Cairoli. Roma Società editrice Dante Alighieri 1899 (aus der Biblioteca storica del risorgimento italiano). Beigefügt sind ein Verzeichnis der Kampfgenossen und ein genaues Namenregister über das ganze Buch.

kanische Aktionspartei, unter Garibaldi eine Macht für sich neben der Regierung, geradeswegs auf ihr Ziel los, und das hieß Rom. Im September 1867 erschien Garibaldi auf dem Festlande und begann in Mittelitalien Werbungen, für die er auch durch Theodor von Bernhardi Geldunterstützung von der preußischen Regierung zu erlangen suchte, weil er ganz richtig meinte, die Hoffnung, schließlich doch Napoleons des Dritten Genehmigung zur Besetzung Roms gewinnen zu können, werde die italienische Regierung in das österreichisch-französische Kriegsbündnis gegen Deutschland hineintreiben, es sei also dessen höchstes Interesse, einem solchen Schritte irgendwie zuvorzukommen. Den Zorn des Kaisers fürchtend ließ Rattazzi allerdings am 23. September den Freischarenführer in Asinalunga zwischen Siena und Chiusi verhaften und sandte ihn nach Caprera zurück, aber die Werbungen für den Zug gegen Rom gingen ruhig fort, ohne daß die Regierung sie zu hindern wagte, und schon um die Mitte des Oktobers zeigte sich Garibaldi wieder in Toscana. Als dies Rattazzi am Morgen des 16. Oktobers erfuhr, änderte er seine Taktik. Er meinte jetzt den Zug zulassen und durch die Einnahme Roms eine vollendete Tatsache schaffen zu können, der sich schließlich auch Napoleon der Dritte fügen werde. Kein Zweifel, daß Garibaldi diese vollendete Tatsache geschaffen haben würde, wenn man den Papst sich selbst überlassen hätte; denn der Staatssekretär telegraphierte Antonelli nach Paris, wenn die Garibaldische Bewegung nicht aufgehalten werde, so könne sich die päpstliche Regierung höchstens noch zwei Tage halten. Aber Napoleon konnte sie eben nicht fallen lassen und ließ deshalb in Florenz aufs bestimmteste erklären, daß er eine italienische Okkupation Roms nicht dulden werde. Darauf nahm Rattazzi am Morgen des 20. Oktobers seine Entlassung, und da es dem General Cialdini nicht gelang, ein Ministerium zustande zu bringen, so trat die größte Verwirrung ein. Italien war fast eine Woche lang tatsächlich ohne Regierung.

Dies benutzte Garibaldi. Er war schon am Abend des 19. Oktobers in Florenz angekommen, kündigte am 22. auf dem weiten Platze vor Santa Maria Novella einer großen Volksmenge den Zug nach Rom an und fuhr dann am hellen lichten Tage nach Perugia ab. Dort und um Terni standen seine Freiwilligen, etwa 8000 Mann, marschfertig, und schon hatten einige seiner Scharen die römische Grenze überschritten: sein Sohn Menotti war über das altberühmte Kloster Farfa vorgegangen, Acerbi stand bei Viterbo, Nicotera in Ceprano an der Straße nach Neapel. Auch mit Rom waren Verbindungen angeknüpft worden, um dort eine Erhebung hervorzurufen. Zu diesem Zwecke waren auch die Brüder Enrico und Giovanni Cairoli (aus Pavia) dorthin gegangen, deren Familie sich immer durch Patriotismus ausgezeichnet hatte. Ein Cairoli war 1859 bei Varese gefallen, ein andrer 1860 als einer der „Tausend von Marsala" den Strapazen des sizilianischen Feldzugs erlegen. Die beiden Brüder hatten als junge Leute im königlichen Heere gedient, sich dann aber Garibaldi zur Verfügung gestellt.

Für dieses römische Unternehmen war zunächst auch Ferrari bestimmt. Eben hatte er das Gymnasium seiner Vaterstadt durchgemacht und war im Begriff, zur Universität überzugehn, als ihn sein freier Entschluß in die Reihen

der Freiwilligen führte. Patriotischer Italiener wie alle seine Alters- und Standesgenossen daheim hatte er sich eifrig an einer Zeitschrift, der Sentinella Friulana (Wacht von Friaul), beteiligt, die ihre Ideen ins Volk tragen sollte und deshalb unentgeltlich verteilt wurde, so lange eben vermögende Patrioten das Geld für Druck und Papier hergaben. Als er nun eines Abends im September mit seinen Freunden im Kasino zusammenkam, bemerkte er, daß diese etwas besprachen, was er nicht hören sollte. Am nächsten Morgen kam er jedoch im Redaktionslokale der Wochenschrift dahinter, daß es sich um ein Unternehmen auf Rom handle, und war sofort entschlossen, sich daran zu beteiligen. Einen Paß wußte er sich zu verschaffen, das nötige Geld, ganze dreißig Lire, gab ihm ein Freund, und so verließ er am Abend desselben Tages das Elternhaus, unter dem Vorwand, einen Besuch bei einer befreundeten Familie machen zu wollen, denn seine zärtlich geliebte Mutter durfte von seiner Absicht nichts ahnen. Er trug deshalb schwarzen Gehrock, Lackstiefeln und Klapphut und nahm nur wenig Gepäck mit; erst unmittelbar vor dem Abgange des Zuges teilte er ihr mit wenig Zeilen seine Abreise mit. So fuhr er mit seinem Freunde Giusto Muratti, dem ein Freund, Graf Giovanni Colloredo aus Udine, gemütlich seinen Paß überlassen hatte, weil Muratti die Zeit fehlte, sich einen eignen zu besorgen, nach Florenz und traf hier in der „Luna" mit noch zwei andern Genossen zusammen. Zu viert setzten sie die Reise auf der Maremmenbahn fort, kamen dank ihren Pässen glücklich über die Grenze und stiegen in Rom auf die Weisung des Florentiner Nationalkomitees in verschiednen Gasthöfen ab, Ferrari und Muratti in dem Albergo Minerva (in der Nähe der Santa Maria sopra Minerva und des Pantheons), einem vornehmen Hause, das damals ein Hauptquartier der Klerikalen war. Sie erregten um so weniger Verdacht, als Muratti deutsch, Ferrari französisch sprach, und dieser mit seinem glatten Gesicht und in seinem schwarzen Gesellschaftsanzuge fast wie ein junger evangelischer Geistlicher aussah. So besuchten sie als harmlose Reisende unangefochten den St. Peter, die Engelsburg u. a. m. Unbequem wurden ihnen nur die hohen Preise des Hotels und ein Bettelmönch, der sich Tag für Tag am Eingange aufpflanzte und milde Gaben sammelte, aber nebenher ein Spion sein konnte. Die beiden Freunde nahmen deshalb ihre Mahlzeiten in einer bescheidnen Wirtschaft, deren romantischem Namen „zu den drei Räubern" (Tre Ladroni) das Publikum einigermaßen entsprach. Aber vergeblich erwarteten sie Weisungen, während ihre bescheidne Barschaft immer mehr zusammenschmolz. Was sie von den Römern sahen, erweckte ihnen geringe Hoffnung. Als sie eines Tages gegen Abend den Corso entlang schlenderten, bemerkten sie vor dem Portale von San Marcello eine große Volksmenge, dazu eine päpstliche Karosse mit Nobelgarden und Reitknechten. Kurz danach trat Pius der Neunte aus der Kirche, wie gewöhnlich ganz in Weiß gekleidet und umringt von Frauen, Kindern und alten Leuten, die ihm die Hände und die Kleider küßten, während er sie segnete und in den Wagen stieg, der sich sofort, von der Eskorte begleitet, in Trab setzte, durch die dichten Menschenreihen hindurch, die um diese Stunde den Corso zu beleben pflegen. „Es war wie eine Meereswoge, die sich majestätisch vorwärts bewegte. Alle Leute blieben stehn und warfen sich zur Erde, wenn die

Karoſſe vorüberfuhr. Und ſo ging es fort bis zur Porta del Popolo.... Wir fragten uns: Was ſollen wir in Rom? eine Revolution machen?"

In der Tat, da der römiſche Adel ganz päpſtlich geſinnt war, eine Menge andrer Leute, wie immer, von der Kirche und ihrem zahlloſen Anhange lebte, die Maſſe der Bevölkerung (il popolo minuto) nur an das tägliche Brot dachte, die gebildeten und liberalen Elemente meiſt in den Gefängniſſen oder in der Verbannung waren, ſo gab es der Männer, die eine Erhebung wagten, nur ſehr wenige, und zwar im popolo minuto. Freilich beſtanden zwei revolutionäre Ausſchüſſe in Rom, das römiſche Nationalkomitee (Comitato nazionale romano) und das Revolutionskomitee (Comitato d'insurrezione), aber jenes wollte nur im Einverſtändnis mit der italieniſchen Regierung handeln, tat alſo gar nichts, und nur das zweite unterſtützte die meiſt von außen herbeigekommnen Verſchwörer unter Francesco Cucchi. Von ihm erhielten endlich nach Tagen bangen, ungeduldigen Harrens Ferrari und Muratti die Weiſung, ihr Hotel zu verlaſſen und ſich nach einem Hauſe in einem engen Seitengäßchen der Via Graziosa (der heutigen breiten Via Cavour), dem Vicolo dei Quattro Cantoni, zu begeben. Dort fanden ſie mit noch vier andern jungen Leuten bei einem braven Flickſchuſter namens Giovanelli ein freilich äußerſt beſchränktes Unterkommen und ſchwebten in beſtändiger Furcht vor Entdeckung, denn die päpſtliche Polizei war wachſam und wußte recht wohl, daß ein Anſchlag im Werke ſei, nur daß ſie die Mittel der Verſchwörer lächerlich überſchätzte. Da ſie nur bei Nacht und auch dann nicht bis in die innere Stadt ausgehn durften, ſo langweilten ſie ſich bald gründlich. Nur Kartenſpiel, dann und wann eine Flaſche Wein, die Unterhaltung mit den beiden Töchtern und dem Sohne ihres Wirts, Charpiezupfen und gelegentliche Beſuche von vertrauten „Verſchwörern" halfen etwas darüber hinweg, vor allem die fortwährenden Erörterungen deſſen, was draußen geſchah oder geſchehen werde. Sie erfuhren, daß Menotti Garibaldi drauf und dran ſei, die Grenze zu überſchreiten, dann, daß Garibaldiſche Haufen durch die Campagna ſtreiften. Auch von einem Anſchlag auf das Militärkaſino (in dem ſchönen Palazzo Wedekind alle Colonne an der Piazza Colonna) war die Rede, um ſich mit einem Schlage der päpſtlichen Offiziere zu bemächtigen; er wurde aber bald als undurchführbar aufgegeben. Inzwiſchen wuchs die peinliche Spannung und die Geldverlegenheit. Endlich beſchloß man, deswegen bei Cucchi Vorſtellungen zu machen. Als die Abgeſandten zu dieſem Zwecke zu ihm kamen und ihm ſagten, die in Rom vom Komitee zu unterhaltenden Freiwilligen bedürften etwa noch 1500 Lire, da wich Cucchi erſchrocken zurück, und ein andres Mitglied des Komitees rief entſetzt aus: „1500 Lire! Aber wißt ihr nicht, daß wenn wir eine ſolche Summe hätten, wir dafür Waffen kaufen würden?" „Dieſe Antwort, erzählt Ferrari weiter, war für uns eine Offenbarung. Wie, rief ich innerlich aus, ſie haben nicht einmal 1500 Lire zur Verfügung, und ſie beabſichtigen eine Revolution zu machen? Eine Revolution, zu der Millionen und nicht Tauſende von Lire nötig ſind?" Die Genoſſen beſchloſſen, bei der Ausſichtsloſigkeit einer Erhebung Rom zu verlaſſen und noch an dieſem Abend nach Terni abzureiſen, um ſich dort den Scharen Garibaldis anzuſchließen. In tiefer Nacht traf Ferrari mit Muratti in Terni ein

und ſtieg in der Regina d'Inghilterra ab. Aus ähnlichen Gründen folgten ihnen die beiden Brüder Cairoli wenig Tage ſpäter.

Das ſchöne Hochtal von Terni, auf deſſen reiche Ackerfluren und prangende Obſtplantagen über das Rund meiſt bewaldeter Berge die Schneeketten des Gran Saſſo herniederſchauen, und das jetzt ein Hauptſitz der italieniſchen Eiſeninduſtrie geworden iſt, dank der gewaltigen Waſſerkraft des Velino, der in weiß ſchäumenden Kaskaden von der Höhe des Gebirges herabſtürzt, wimmelte im Oktober 1867 von Rothemden aller Altersſtufen, Grade und Lebensſtellungen. „Aber alle waren einig, alle ſtrebten einmütig nach einem Ziele. Jeden Tag kamen neue in Haufen an (durchſchnittlich etwa Tauſend), mit der Eiſenbahn, zu Wagen, zu Fuß, zu Pferde. Von der Regierung waren Befehle und Gegenbefehle ausgegangen, eine babyloniſche Verwirrung.“ „Die (königlichen) Offiziere betrachteten uns mit Neid. Die armen Jungen! Sie hätten uns aufhalten ſollen, und hatten den närriſchen Wunſch, mit uns zuſammen auszuziehn.“ Abends beim Zapfenſtreich begleiteten die jungen Leute aus der Stadt die Soldaten und ſangen aus vollem Halſe:

Andremo a Roma santa,
A dispetto dei Francesi!
(Nach der heiligen Roma ziehn wir,
Zum Trotze den Franzoſen!)

Ein Geheimnis aus der Beſtimmung der Freiwilligen zu machen, war eben weder möglich noch beabſichtigt. „Hier in Terni, ſo meldete der General Ricotti am 21. Oktober dem Kriegsminiſter amtlich, arbeitet offen ein Komitee oder vielmehr eine Art von Miniſterium unter dem Vorſitze des Generals Fabrizi, das die Banden organiſiert, mit Waffen verſieht und über die Grenze ſchickt.“ Die Werbeoffiziere ſaßen in Kneipen und Cafés. Die Ausrüſtung war freilich ſehr mannigfaltig und im ganzen dürftig. „Die Gewehre konnten ſich Zwillingskinder der Flinten der Bürgergarde von 1848 nennen, vielleicht waren es dieſelben, und wenn es gelang, ſie abzufeuern, ſo konnte das ein wahres Wunder heißen. Die Stiefel klafften nach allen Seiten. Manches rote Hemde ſah man da, und auch manchen Gold- und Silberſtreifen, aber im ganzen war doch alles ein ſeltſames Gemiſch von Überziehern und Jacken, von Joppen und Jagdanzügen, von Mützen, hohen Hüten und Kalabreſern. Stefano Canzio machte den ganzen Feldzug im Zylinder mit, und bei Mentana, im raſenden Kugelregen, erſchien er noch ſchöner als in Wirklichkeit unter dieſer ſo ariſtokratiſchen Kopfbedeckung. Ein harmoniſch geſtimmter Kopf kaufte von einem ſtellenloſen Geiſtlichen deſſen langen Rock und ſchlug ſich bis zum letzten in dieſem prieſterlichen Gewande.“ Auch Ordnung und Disziplin ließen begreiflicherweiſe viel zu wünſchen übrig. Wer ſchon irgend einen militäriſchen Grad erlangt hatte, ſtieg natürlich höher. „Wer Leutnant war, wurde ipso facto Hauptmann, der Hauptmann machte ſich zum Major, die Majore machten ſich zu Oberſten, und da, wer Hemd und Abzeichen hatte, ſie eben hatte, und wer ſie nicht hatte, es ohne das tat, ſo lief die Geſchichte faſt in eine Poſſe aus, und es fehlte an dem Reſpekt, der auch den Freiwilligen in Unterordnung zu ſeinem Vorgeſetzten hält und halten muß. Doch gab es dabei auch wackere Ausnahmen.“

Daneben warb ein gewisser Ghirelli auf eigne Faust, ohne sich um Garibaldi zu bekümmern, eine „römische Legion," die dann auch auf selbständige Unternehmungen auszog, aber nichts weiter verrichtete als die ganz unnütze Zerstörung der Eisenbahngeleise bei Orte und dann „zerschmolz wie der Schnee."

Eine Kolonne nach der andern marschierte nach der Grenze ab, und schon am 19. Oktober glaubte man in Terni aus Florenz zu wissen, daß die französische Hilfesendung nach Rom sicher sei. Ferrari und seine Genossen waren aber immer noch da, sich fast vor Ungeduld verzehrend; denn die beiden Brüder Cairoli hatten ihre kleine Schar, im ganzen nur achtundsiebzig Mann, Leute aus allen Teilen der Halbinsel, ganz überwiegend aber Norditaliener, für ein besondres, verwegnes Unternehmen bestimmt: sie wollten Garibaldi voraus in Rom eindringen und dort eine Erhebung zum Ausbruch bringen. Deshalb standen sie in beständiger Verbindung mit Cucchi, der ihnen die nötigen Nachrichten vermittelte. Ihre Freiwilligen rüsteten sich in Terni dazu aus, so gut sie konnten, ohne daß sich ein Komitee um sie gekümmert hätte. Ferrari, der jetzt aus der Heimat Geld erhalten hatte, vertauschte vor allem seinen Klapphut, das Vergnügen ganz Ternis, mit einem geteerten ungarischen Filzhut, der wasserdicht sein sollte und es auch war, aber bei Regen das Wasser hinter der steifen Krempe wie in einer Schüssel sammelte, und statt seiner Lackstiefeletten kaufte er sich ein Paar derbe Schuhe. Andre schafften sich Brotbeutel und Feldflaschen an oder packten ihre Siebensachen in die kurz vorher gelieferte Decke. Alle waren in angeregter, ja fröhlicher Stimmung, „obwohl es nicht nur dem Unbekannten, sondern wahrscheinlich einem schrecklichen Unbekannten entgegenging. Am Abend in der Dämmerung spielte die Militärmusik auf dem Stadtplatze von Terni den Zapfenstreich, und als sie nach der Kaserne zurückmarschierte, stimmte auch sie das Lied Andremo a Roma santa! an; alle sangen begeistert im Chore mit."

Kurz danach sammelten sich die Achtundsiebzig marschbereit im Hause eines Patrioten von Terni. Es war der Abend des 20. Oktobers. Enrico Cairoli ließ als Hauptmann der Schar zunächst Revolver austeilen, dann hielt er eine kurze Ansprache, die in ihrer soldatischen Einfachheit und Entschlossenheit Ferrari genau im Gedächtnis geblieben ist. „Ehe wir abmarschieren, muß ich euch ein paar Worte sagen. Wir ziehn zu einer Unternehmung aus, die mehr als gewagt, die verzweifelt ist. Wenn wir einmal über die Grenze sind, behaltet das wohl im Gedächtnis, gibt es kein Rückwärts mehr. Aber denkt daran, daß ihr auf euer Leben nicht mehr zählen könnt. Wenn deshalb einer von euch unwohl sein sollte oder es für zweckmäßig halten sollte, seine Meinung zu ändern, so sage er es mir; das wird für ihn keine Schande sein; er wird sich andern Korps anschließen können, und wir werden ihn mit einem »Auf Wiedersehn in Rom« begrüßen. Ist einer, der zurückbleiben will?" Nein, riefen alle einmütig. „Wohlan, dann mache ich euch darauf aufmerksam, daß uns Strapazen, Entbehrungen aller Art bevorstehn, wir werden ununterbrochen marschieren, wir werden häufig nichts zu essen haben. Das tut nichts, wir werden jeden Bissen Brot miteinander teilen. Wenn ich mich beklage, wenn ich Furcht zeige, wenn ihr mich zurückweichen seht, dann schießt mir eine Kugel vor den Kopf; aber wenn ich einen von euch feig finde, dann werde ich ihm dasselbe tun."

Ein allgemeines Hurra antwortete ihm. Es war ½9 Uhr Abends und schon finstre Nacht, als die kleine Kolonne festen Schritts Terni verließ und die Straße einschlug, die von Terni geradeswegs südlich nach der römischen Grenze bei Passo Corese am Tiber führt, in der Luftlinie eine Strecke von etwa fünfundvierzig Kilometern, tatsächlich in dem gebirgigen Gelände der Sabina fünfzig bis sechzig Kilometer. Um den solche Märsche ganz ungewohnten Leuten ihre Aufgabe zu erleichtern und keine Nachzügler zu haben, ließ Cairoli einen Omnibus mitfahren, der aller halben Stunden seine Insassen wechselte und zugleich als Ambulanz dienen sollte, aber bald zurückbleiben mußte, weil ein Rad brach. In Configni (fünfzehn Kilometer von Terni) wurde bei dicker Finsternis die erste kurze Rast gemacht; im Morgengrauen des 21. Oktobers ging es weiter, bergauf bergab durch menschenleeres, ödes, wildes Land, das kaum Spuren des Anbaus trug, unter einem kalten, dichten Nebelregen. Ein Wagen, der ihnen begegnete, brachte Luigi Cucchi, ein Haupt der römischen Verschwörer, und man machte eine Stunde Halt; um Mittag erreichte die Kolonne Cantalupo auf steilem Felsrücken. Da kurz zuvor schon eine andre Garibaldische Kolonne durchmarschiert war, so fand man nur noch die dürftigste Verpflegung, konnte aber wenigstens einige Stunden ruhen und schlafen. Gegen drei Uhr versammelte Enrico Cairoli seine Leute in der Kirche, ließ den Sold — den ersten und letzten — auszahlen, eine Lira jedem Mann, erließ einen kurzen Tagesbefehl und proklamierte die Einteilung seiner Schar in drei Züge (sezioni) zu fünf Korporalschaften (squadre), von denen sein Bruder Giovanni den dritten Zug führte. Einige Karren und Reittiere begleiteten die Kolonne, als sie sich um vier Uhr bei strömendem Regen in Bewegung setzte. In der Nacht, ½10 Uhr, erreichte sie das Gehöft Ponte Sfondato. Hier stand ein Kommando königlicher Truppen, aber dieses hatte keinen Befehl, sie aufzuhalten, und der Offizier, der es führte, zeigte sich sogar sehr liebenswürdig. Für den Hunger der Schar gab es freilich auch hier nur wenig außer einem Risotto, aber doch etwas Nachtruhe. Am frühen Morgen des 22. Oktobers, ½5 Uhr, brach man auf, erreichte Passo Corese und überschritt die Grenze auf der Eisenbahnbrücke, betrat also feindliches Gebiet. Hier gab Giovanni Cairoli seinem dritten Zuge, zu dem Ferrari gehörte, kurze Anweisungen für den Fall, daß er oder einer der andern Vorgesetzten verwundet oder getötet werden sollte. Ferrari bekennt ehrlich, bei der Erwägung dieser Möglichkeit, die noch an demselben Tage eintreten konnte, habe ihn doch ein leichter Schauder überlaufen. „Es ist unnütz, es zu verheimlichen. Ein Mensch ist ein Mensch, und es gibt nur sehr wenige, die den gewöhnlich sogenannten kaltblütigen Mut haben. Wer noch niemals im Feuer stand, der empfindet, wenn er weit von der Gefahr in Worten den Mut gehabt hat, sobald er sich der Sache nähert, und sobald er in der Sache drinsteckt, im ersten Augenblick ein instinktives Gefühl des Schreckens, das ihn ganz ergreift. Die ersten Gewehrschüsse sind immer schrecklich, und sie stellen die Mutigen und die Feiglinge auf die Probe. Später, in der Aufregung des Gefechts, kann auch ein Feigling seinen wahnsinnigen Mut haben, aber die Widerstandsfähigkeit gegen den ersten Eindruck, das ist der wahre Beweis."

In Passo Corese waren inzwischen dreihundert Gewehre mit Munition,

wohl von Rom, angekommen, die zur weitern Ausrüſtung der Freiwilligen und zur Bewaffnung derer, die ſich ihnen etwa noch anſchließen würden, beſtimmt waren. Die mühſame Arbeit, ſie unter peitſchendem Regen auf glitſchigem, abſchüſſigem Wege nach einem großen Holzſchiff zu bringen und dort zwiſchen den hohen Holzklaftern oder im Raume zu verſtauen fiel unter andern auch dem todmüden Ferrari zu. Endlich waren auch die Leute in dieſem Fahrzeuge und auf zwei andern kleinern untergebracht, und um drei Uhr Nachmittags ſetzte ſich die kleine Flottille den gelben, wirbelnden Tiber hinab, „den klaſſiſchen Fluß, den Fluß der Geſchichte und der Dichtung,“ in Bewegung. „Der Himmel hatte ſich aufgeklärt, es blies ein kalter und trockner Wind. Der Kommandant ſtellte einen Poſten auf das Deck des großen Fahrzeugs und ließ ihn aller halben Stunden ablöſen. An mich kam die Reihe, als es ſchon ſpäte Nacht war. Der kalte Wind hatte meine durchnäßten Kleider getrocknet, und ich merkte es nicht. Ein unbeſtimmtes Gefühl von Traurigkeit trug mich in Gedanken weit, weit fort, dorthin, wo man ſicherlich um mein Schickſal bangte. Trotz des Sternenhimmels war die Nacht finſter. Die beiden Ufer des Fluſſes zeichneten ſich nur wie zwei geſchlängelte Streifen ab. Von Zeit zu Zeit erſchien die Fläche (der Talebne) noch dunkler als das übrige: da waren enge Täler, Buſchwald, Röhricht, Geſträuch. Nicht ein Licht, das ein Gehöft angedeutet, das auf die Exiſtenz, das Wachen irgend eines Menſchen hingewieſen hätte. Alles war finſter, alles ſchlief. Ich dachte an die ewige Nacht, die Nacht ohne Hoffnung auf eine neue Sonne, ohne einen Schimmer von Morgenröte, die glänzender iſt als die unſrige, und der Geiſt fuhr ſchaudernd zurück vor ſolcher Leere des Nichts. Hohe Nacht! Binnen wenig Stunden wird die Sonne aufgehn; werden wir ſie ſehen, werde ich ſie ſehen? Ein gutgezielter Gewehrſchuß in der Finſternis von einem dieſer Ufer könnte mein Nachdenken abbrechen und mit ihm meinen Lebensfaden abſchneiden, meine Hoffnungen, meine Träume! Lebt wohl denn, ihr Hoffnungen auf Ruhm, ihr Triumphe auf dem Kapitol! Geſtorben in der Finſternis, meuchlings erſchoſſen, hatte er keine Zeit ſich zu ſchlagen, er ſah dem Feinde nicht ins Geſicht! — Ein Schauder ſchreckte mich aus dieſen trüben Gedanken auf. Ich ſchärfte das Auge und ſpähte voraus und nach allen Seiten. Nichts! Die beiden kleinen Fahrzeuge waren tatſächlich nicht zu ſehen; kaum konnte man die gewundnen Ufer des Fluſſes und die plötzlichen Biegungen des Stromes unterſcheiden, der jetzt uns nahe ans Ufer trug und jetzt uns an den Sand des entgegengeſetzten Geſtades warf; die unverhofften Stöße und Rucke entriſſen mich rauh allen meinen trübſeligen Gedanken.“ Als Ferrari abgelöſt wurde und in den Raum kroch, war er völlig trocken und hatte nicht die geringſte Erkältung davongetragen. „Das Moraliſche überwindet das Phyſiſche.“

Spät in der Nacht wurde Halt gemacht und alles, was auf dem großen Fahrzeug geweſen war, auf kleinere verteilt, ſodaß ſich ſechzig Mann auf drei kleinen Barken zuſammendrängen mußten, ſo gut es eben ging. Die Fahrzeuge ſanken deshalb ſo tief, daß ſie keine Handbreit Bord hatten. Trotzdem ſchliefen oder nickten faſt alle ein, in der unbequemſten Lage zuſammengekauert. Eine Korporalſchaft war vorausgefahren, um einen Finanz(Zoll)poſten zu überrumpeln, was auch glückte; erſt an der Mündung des Anio traf ſie wieder mit den übrigen

zuſammen, ihre verſchlafnen und erſchrocknen Gefangnen mit ſich führend. Es war ein Uhr Nachts, und man war kaum noch eine Stunde von Rom entfernt. Kurz danach hielten die Fahrzeuge abermals an; geſpannt, ungeduldig erwartete man Signale von Rom, aber es war nichts zu ſehen, und ein dichter Nebel hüllte bald alles wieder in undurchdringliche Finſternis. Endlich, als ein fernes ſchwaches Zwielicht das Nahen des Tages, des 23. Oktobers, verkündete, wurde eine der Barken mit einem Freiwilligen, einem Römer, auf Rekognoszierung vorausgeſchickt. Sie kam nicht zurück.

Man beſchloß, an Land zu gehn, kaum eine Viertelſtunde oberhalb des Ponte Molle, ganz in der Nähe der Acqua Acetoſa, die Goethe im Sommer des Jahres 1787 jeden Morgen zu beſuchen pflegte, und die auch jetzt noch von vielen beſucht wird. Um von ſolchen Wandrern nicht entdeckt zu werden, verbargen ſich die Freiwilligen in einem Röhricht. Da ſie aber hier doch nicht lange bleiben konnten, ſo ſchickte Enrico Cairoli ſeinen Bruder Giovanni mit dem dritten Zuge den hohen ſteilen Uferrand hinauf, daß er eine beſſere Poſition ſuchen ſollte. Dieſer entdeckte dort oben ein kaſtellartiges Landhaus, das durch einen Weg mit einem kleinern, nach der Stadt zu liegenden Hauſe verbunden und mit Weinpflanzungen umgeben war. Es war die Villa Glori, das Eigentum eines römiſchen Klerikalen vom reinſten Waſſer. Sie wurde vom dritten Zuge ſofort beſetzt, auch das Haus des Winzers, und wo es nötig ſchien, ein Poſten aufgeſtellt. Seit dem Abend des 20. Oktobers, ſeit achtundfünfzig Stunden waren die Freiwilligen faſt ununterbrochen und bei dürftigſter Verpflegung Tag und Nacht in Bewegung geweſen; kein Wunder, daß ſie ſofort über einen Vorrat von Granatäpfeln und Weinflaſchen herfielen, die der Beſitzer zurückzulaſſen die Güte gehabt hatte. Ein Kriegsrat beſchloß, hier zunächſt das Weitere abzuwarten, im Notfall verzweifelten Widerſtand zu leiſten. Gegen einen ernſten Angriff war die Stellung freilich nur nordwärts gegen den Tiber hin haltbar, wo dieſes Hügelland der Monti Parioli ſteil nach dem Fluſſe zu abfällt; nach Süden, nach der Stadt zu dacht es ſich flach ab, und hier führt eine Fahrſtraße nach dem Arco oscuro bei der Villa di Papa Giulio hinunter, die dann in die Via Flaminia mündet. Da noch jede Nachricht aus Rom fehlte, ſo erhielt Muratti den Auftrag, dorthin zu gehn. Seinen Paß überließ er dabei als unnütz dem Trieſtiner Moſettig, ſeinem Landsmann. Aber er wurde an der Porta del Popolo verhaftet und kehrte nicht zurück. Denn der verabredete Anſchlag in Rom war ſchon am Tage vorher mißlungen. Am 22. Oktober war — zu früh — der Verſuch gemacht worden, die Serriſtorikaſerne im Trastevere durch eine Mine in die Luft zu ſprengen, und etwa hundert junge Leute hatten ſich der Porta San Paolo bemächtigen wollen, doch die päpſtlichen Truppen hatten dieſe Bewegungen raſch erſtickt und waren auf ihrer Hut.

(Schluß folgt)

Kunſtbetrachtungen

Wir verſtehn darunter die Behandlung der an das Leben der Gegenwart gerichteten Fragen, die Erörterungen darüber, was an der heutigen Kunſt richtig und gut ſei und was nicht, aber auch, wie weit das Publikum mit ſeinem Urteil Recht habe, und wie weit es in ſeinem Geſchmack noch berichtigt und von denen, die es beſſer verſtehn, belehrt oder, wie man jetzt mit Vorliebe ſagt, erzogen werden müſſe. Sowohl Künſtler wie Schriftgelehrte beteiligen ſich an dieſem Geſchäft, die Gelehrten entweder in einfach praktiſcher und allgemein verſtändlicher Weiſe, oder mit einer äſthetiſchen Schulterminologie, deren Anwendung in dem Leſer das angenehm befriedigende Gefühl erweckt, daß er höher genommen wird, indem man von ſo großen und ſchweren Dingen zu ihm redet, als wären ſie ſeine Nachmittagslektüre. Das ſtarke Anwachſen dieſer Art Literatur iſt ja für die Sache, um die es ſich dabei handelt, wohl kein günſtiges Symptom, denn in ſchaffensfreudigen und mit Erfolg arbeitenden Zeiträumen haben die Menſchen zu ſolchen Betrachtungen in der Regel keine Zeit; es zeigt aber jedenfalls, daß das allgemeine Intereſſe an dieſen Fragen noch nicht befriedigt iſt, und ſo werden unſern Leſern einige Bemerkungen im Anſchluß an die letzten dieſer Schriften willkommen ſein. Wir beginnen mit zwei Künſtlern.

Hermann Muthesius ſpricht über das Thema: „Stilarchitektur und Baukunſt. Wandlungen der Architektur im neunzehnten Jahrhundert und ihr heutiger Standpunkt“ (Mülheim a. d. Ruhr, K. Schimmelpfeng). Nach ſeinem Werke über die modernen engliſchen Predigtkirchen hatten wir erwartet, er würde hier dieſe uns nicht gerade ſympathiſchen Vorbilder des weitern in Empfehlung bringen, und wir fühlten uns auf das angenehmſte überraſcht, als wir ſtatt deſſen eine intereſſante, lebendig geſchriebne Abhandlung über den heutigen Stand der Architektur in Deutſchland zu leſen bekamen, ohne Überſchätzung der modernen Anfänge, ohne Voreingenommenheit für eine Richtung, ruhig und objektiv, mit weitem Blick für die Möglichkeiten. Das in ſeiner Verſtandesarbeit große neunzehnte Jahrhundert nennt er mit Recht das unkünſtleriſche Jahrhundert. Die Vergangenheit unſrer weſtlichen (europäiſchen) Kultur zeigt uns zwei Glanzperioden, das griechiſche Altertum, von deſſen Kunſt auch das römiſche Reich gelebt hat, und das nordiſche Mittelalter. Die italieniſche Renaiſſance ſtellt er in der Skulptur und der Malerei gebührend hoch, ihre Architektur jedoch ſei „ein bloßes Abbild einer beſſern Originalkunſt,“ das in ſeiner Geſamtleiſtung von einem einzigen Koloſſeum oder Pantheon überſchattet und erdrückt werde. Die Renaiſſance, meint er weiter, brachte in die gleichmäßig geſchichteten Volksklaſſen des Mittelalters eine geſellſchaftliche

Spaltung und anstatt der gotischen Volkskunst eine künstlich aufgepfropfte Architektur für die herrschende Klasse der Gebildeten, die zwischen Weiterbildung der Formen und Anschluß an die alte Mutterkunst der Antike hin- und herschwankt, bis das achtzehnte Jahrhundert eine „beinahe original zu nennende" leichte und lebensfreudige Schöpfung hervorbringt, das Rokoko. Dann tritt wieder ein Umschlag ein, eine Rückkehr zur „reinen" Antike, wie sie Winckelmann verkündet, eine zweite große künstlerische Revolution, die die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts einleitet, ein „künstlerisches Chaos," worin das Handwerk den Vorrat an Überlieferung, den es bis dahin noch in Überfluß hatte, aufzehrt. „Für jeden neuen Zutritt waren die Quellen verstopft, man lebte auf Raub; um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war alles zu Ende: wir hatten kein Kunsthandwerk mehr." Hierzu ist zunächst zu bemerken, daß entweder die Renaissance für Italien ebensogut Volkskunst war wie die Gotik im Norden, oder aber daß beiderseits das „Volk" im heutigen Sinne gar nicht in Betracht kam, sodann, daß die Renaissance nicht bloß die antike Formensprache wiederholte, sondern auch namentlich in der Profanarchitektur neue Aufgaben stellte und praktisch löste, denen die Gotik nicht gewachsen war; mit den Formen allein hätte sie ihren Zug nach dem Norden Europas nicht ausführen können. Endlich hatte die Renaissancekunst denselben tüchtigen Handwerksuntergrund wie die Gotik, die Aufzehrung des Vermögens und der Niedergang folgten also nicht aus dem Stilwechsel, sondern aus dem wirtschaftlichen Tiefstand und dem Abbrechen aller Überlieferung nach der französischen Revolution und den napoleonischen Kriegen, wenigstens für uns in Deutschland. Diese Erschütterung war so gründlich, daß ihr auch keine Gotik hätte stand halten können. Wir meinen überhaupt, daß dieses immer erneute klagende Rufen nach der entschwundnen Gotik und das Jammern über den Einbruch der fremden Renaissance keinen Zweck mehr haben, da sich die Weltgeschichte nun einmal nicht zurückschrauben läßt. Julius Meyer, der verstorbne Direktor der Berliner Gemäldegalerie, hat in einem seiner gesammelten Aufsätze (Leipzig, Grunow, 1895) mit dem tief eindringenden historisch-kritischen Blick, der das Wenige, was er veröffentlicht hat, auszeichnet, nach unsrer Meinung endgiltig dargelegt, warum die Gotik abgeschlossen und nicht mehr entwicklungsfähig ist, warum die antike Bauweise nicht ein vorübergehender Ausdruck war, sondern die noch immer giltige Form für gewisse architektonische Gesetze, und warum alle moderne Architektur an die sogenannte Renaissance anknüpfen muß. — Das neunzehnte Jahrhundert hat bekanntlich bei uns alle Stile der Vergangenheit durchprobiert, ohne die Absicht, einen eignen zu suchen; erst ganz zuletzt traten aus diesem künstlerischen Chaos, nach Muthesius Ausdruck, die Anfänge einer neuzeitlichen Richtung hervor, mit der er sich in maßvoller Weise auseinandersetzt. Er verurteilt die Linienschnörkel, die geschwungnen Umrahmungen der Fenster und Türen, die aufgeleimten Pflanzenornamente und Bäumchenmotive, und was dergleichen Äußerlichkeiten mehr sind, als eine verschlechterte Auflage der früher gebrauchten historischen Stilformen. Die Architektur müsse ganz aus diesem Formalismus heraus, dem innern Wesen der Zeitaufgaben nachspüren und dieses äußerlich klar auszudrücken suchen.

Sehr gut, ähnliches haben wir ja auch schon oft gehört, aber nun das Wie! Muthesius gibt eine sehr anschauliche Schilderung der englischen Verhältnisse, wo einerseits die Gotik niemals ganz abgestorben war und noch im neunzehnten Jahrhundert nicht nur in der profanen Monumentalarchitektur, sondern auch bei Villen und bei städtischen Wohnhäusern angewandt wurde, andrerseits schon im achtzehnten Jahrhundert, „mitten in der Zeit der griechischen Verblendung" ein einfacher, zweckmäßiger Stil für Möbel und bürgerliches Hausgerät entstand, woraus sich dann seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unter den Anregungen von William Morris und John Ruskin der moderne englische Stil entwickelte, dessen Hauptaufgabe die im Handwerk tüchtige und vernünftige Ausstattung des englischen Wohnhauses, zunächst nach seiner innern Einrichtung, dann aber auch in seiner äußern Erscheinung geworden ist, eine, wie man vom englischen Standpunkt aus zugeben muß, einheitliche und vollkommen nationale bürgerliche Kunst. Die Verhältnisse lagen dort einzig günstig: während wir durch die napoleonische Invasion verarmten, wuchs dort der Wohlstand der mittlern Klassen, auf die es bei dieser Kulturbewegung hauptsächlich ankam, wie nirgends auf dem Kontinent, und der so geschaffne Komfort, um den wir die Engländer beneiden können, ruft bei uns Bewunderung, Nacheiferung und sogar direkte Nachahmung hervor; das ist ja eine Haupttriebfeder der Bewegung im Kunsthandwerk, in die wir seit einigen Jahrzehnten eingetreten sind. Aber die Anwendung ist für uns nicht so einfach. Muthesius denkt ja nicht daran, uns die englischen Muster zur Nachahmung zu empfehlen, er gewinnt daraus allgemeine Grundsätze des Zweckdienlichen und Stoffgemäßen und weist auf das darin bei uns schon Erreichte hin, auf den Formenausdruck für neue Aufgaben, Brücken und Verkehrsgebäude, und für neue Stoffe, Glas und Eisen. Immer wieder erklärt er sich gegen den Überfluß der Ornamente und die Stilmacherei in der Architektur. Das Kunstgewerbe der neuen Richtung habe ja schon einen gewissen Erfolg aufzuweisen und müsse nun die Architektur nach sich ziehn. Das klassische Schönheitsideal müsse durch ein neues, dem nordisch-germanischen Geiste entsprechendes ersetzt werden. Die Kunst der romanischen Völker strebe das als allgemein giltig betrachtete formal Schöne an, die germanische das Charakteristische, das innerlich Ansprechende, Vernünftige usw., und mit diesem Individualismus berühre sich ja gerade „die Kunstauffassung, die wir augenblicklich im besten Sinne als die moderne bezeichnen." Demnach wären wir also gegenwärtig auf dem besten Wege. Wir selbst sind freilich nicht so ganz dieser Meinung, weil wir des Wunderlichen und Verrückten in der neuen Richtung zuviel finden und dem historischen Stil eine stärkere Widerstandskraft zutrauen. Wir halten auch diese ganze Unterscheidung zwischen romanischem und germanischem Kunstgefühl für theoretisch und unfruchtbar. Die Franzosen haben sich, worauf der Verfasser selbst wiederholt hinweist, ihren historischen Stil nicht nehmen lassen, und wir selbst sind zu lange durch die große lateinische Schule gegangen, als daß wir die klassischen und die italienischen Formen so leichten Kaufes an die Moderne hinzugeben vermöchten. Vor allem in der vornehmen Monumentalarchitektur wird man noch auf lange hinaus nicht — und

wer weiß ob jemals! — auf die alten Formen verzichten, wie ja auch im Kunsthandwerk das Edelmetall die historischen Stile festhält, während man Zinn und Neusilber unbedenklich den modernen Stilexperimenten preisgibt.

Überaus reich an anregenden Gedanken, die sich vielfach mit denen von Muthesius berühren, sind sieben Essays des Bildhauers Hermann Obrist: „Neue Möglichkeiten in der bildenden Kunst" (Leipzig, Diederichs). Wir gehn sie nicht der Reihe nach durch, sondern heben aus dem Zusammenhange heraus, was von einem so hervorragenden Künstler zu vernehmen uns persönlich am meisten interessiert hat. Da ist zunächst der Satz von dem Wertunterschiede des Kunstwerks. Es gibt nichts absoluteres als den Begriff einer künstlerisch guten Arbeit, und unzählige Richtungen haben, weil sie künstlerische Empfindungen geben, dieselbe Existenzberechtigung, aber nimmermehr denselben Wert; die „Wertigkeit" eines Kunstwerks hängt von dem Werte der Empfindungen ab, die es verursacht. Goethes Faust steht über Ibsens Gespenstern, die doch auch ein Kunstwerk sind, Velazquez „Trinker" über einem modernen Bilde aus dem Arbeiterleben, Michelangelos gefesselter Sklave über einer Bronze von Vallgren, die in ihrer Art unübertrefflich sein mag. Hier werden zarte, anmutige, kränklich delikate Empfindungen hervorgerufen, die auch unter unsern jungen Männern sehr beliebt sind; dort wird man von den gewaltigen Spannungen dieser Riesenmuskeln gepackt, wenn man noch das Zeug dazu hat, so qualvolle Anstrengungen mitzumachen, was bei unsern jungen Leuten nicht mehr ganz so beliebt ist. Nicht die Frage also ist schwierig, was Kunst eigentlich sei, sondern darum handelt es sich, welche Kunst im Range am höchsten stehe. Es gibt Werke, die intensiv deprimierende Empfindungen, und andre, die intensiv lebenanregende Gefühle geben, und der Künstler steht am höchsten, der das stärkste, lebensfreudigste, „lebenwollendste" Leben in sich trägt, der den Beschauer gesteigert lebend entläßt, gesundend vom Katarrh der täglichen Misere. Wenn die Kunst nicht wärmt, ist sie keine Sonne, sondern eine durchlöcherte, ausgebramte Schlacke. Damit ist einer großen Menge unsrer Tageskunst das Urteil gesprochen, und das traurige Schlagwort L'art pour l'art auf die Seite getan. „Ohne tiefen Ernst, ohne Sittlichkeit, Intellekt und Bildung, ohne das eine Wörtchen Geist sind wir bis jetzt in der Kunst nicht ausgekommen." Indem Obrist diesen Maßstab der „innern Wertigkeit" an das moderne Imitieren des „noch dazu mißverstandnen belgischen abstrakten Linienornaments" legt, kommt er zu der Entscheidung, daß es „eine der läppischsten Verzierungsweisen sei, die wir jemals erlebt haben." Diese Versuche, mit der reinen Linie alles zu sagen, was ornamental zu sagen ist, seien zweifellos nicht nur berechtigt und optisch interessant, sondern zugleich auch fast notwendig gewesen gegenüber der erdrückenden Tapeziererornamentik unsrer Kunstgewerbeschulen, aber zu der ausgereiften ornamentalen Kunst, die die Zukunft bringen müsse, „verhalten sie sich wie eine Molluske zu einem springenden Pferd, wie eine Flechte zu dem Blütenbaum, auf dem sie wächst." Man vergleiche diese Umrahmungen auf Buchumschlägen, Annoncen und Postkarten, diese Batzen, Fladen und Kringel, die sich oft nur aus Handgelenkbewegungen bei der Pinselführung ergeben, mit der jubelnden, kraftstrotzenden

Bewegung des Tors einer gotischen Kathedrale, das doch auch eine Umrahmung ist, und man begreift, warum dieser Jugendstil, der um jeden Preis etwas neues machen will, sich um allen Kredit hat bringen müssen. Was wird denn nun aber die Zukunft unsrer Architektur sein? Leichter ist zu sagen, was sie nicht sein wird: nicht die Richtung der Renaissance, von der Obrist noch weniger wissen will als Muthesius. Nach ihm war sie auch für die Italiener keine historische oder „völkische“ Notwendigkeit, sondern das Werk Weniger, keine Wiedergeburt, sondern „eine ebensolche Ausgrabung und Wiederaufwärmung, wie wir sie vor vierzig Jahren bei uns erlebt haben.“ Wie man jetzt den Empirestil oder ein Ornament von Van de Velde, ohne die deutsche Volksseele zu fragen, wiedergebe, genau so habe man auch damals äußerlich nachgemacht, was einzelne originelle Geister wie Brunelleschi und Donatello aus den Tiefen ihrer raumgestaltenden und formengebenden Natur heraus geschaffen hätten. „Die Renaissancearchitektur und Ornamentik brauchten nicht zu sein; es hätte ebensogut und besser etwas ganz andres entstehn können.“ Anders sei es mit der Malerei (und wohl auch mit der Plastik) gewesen. Da war glücklicherweise nichts zum Kopieren; man mußte aus sich heraus schaffen, und man schuf. „Malten Botticelli und Tizian im Renaissancestil? Hatten sie nicht vielmehr Botticelli- und Tizianstil? Warum war das nicht auch so in der Architektur und im Mobiliar? Warum schufen da alle in derselben Art, im selben Stil?“ Wir können die Gegenfrage tun: War denn das in der Gotik anders? und wir haben darin zugleich eine Antwort: Weil es in der Architektur einen so persönlich differenzierten Stil gar nicht geben kann, daß jeder seinen eignen haben könnte. Der Kenner Obrist weiß so gut wie wir, wie viel deutlicher sich die Individualität des Künstlers in einem Bilde oder einer Skulptur ausdrückt, wie viel leichter es da ist, aus einem Werke den Urheber zu bestimmen, als wenn es sich um namenlose Bauten oder sogenanntes Kunsthandwerk handelt. Ohne uns mit seiner niedrigen Bewertung der Renaissancearchitektur auseinanderzusetzen, folgen wir weiter seinen Gedanken. „Die Kunst, sagt er, und zwar nicht bloß die der Malerei und der Plastik, sondern auch die des Handwerks und der Architektur, und gerade die Kunst der Glanzperioden, von denen das Volk jahrhundertelang zehrte, ist keineswegs Volkskunst im modernen, demokratischen Sinne mehr gewesen, sondern in hohem Grade materieller und psychischer Luxus; die Künstler stammten aus dem Volke, aber sie waren und blieben nicht Volk, sondern Ausnahmsnaturen. Sie schufen auch nicht für das Volk, sondern für die Kirche und die Reichen und Mächtigen, ebenso wie in der Musik Gluck, Beethoven und Wagner, deren Werke erst Generationen brauchten, um in das Volk zu bringen, und das Volk, das aus sich heraus solche Kunstformen nicht erzeugen konnte, machte erst hinterher seine Anleihen bei diesem Reichtum.“ Wir unterschreiben diese Sätze, die Obrist in einem weitern Zusammenhange gegen die wohlmeinenden Fördrer der „sogenannten Volkskunst“ einwendet, wobei er uns ebenfalls ganz auf seiner Seite hat, und wir meinen sogar, daß er damit seine eigne Auffassung der Renaissancekunst widerlegt hat.

Die deutsche Kunstleistung der Gegenwart erfährt durch Obrist eine so

verurteilende Kritik, wie sie wohl noch kein bildender Künstler ausgesprochen hat. Gegenüber der Entwicklung unsrer Wissenschaft und unsrer Technik und dem wunderbaren Wachstum der deutschen Musik sei das Niveau der bildenden Kunst elend, die ganze Erbärmlichkeit unsers ordinären Geschmacks zeige sich in den Schaufenstern mit ihrem Luxusgerät von protzig bunter Majolika und unechtem Metall, das nur nach etwas aussehen wolle und das Erbe aller guten Werkformen verspielt und vertändelt habe; hier hätten die alten seit 1870 gegründeten Kunstschulen völlig versagt, und ein neuer Geschmacksunterricht müsse ganz von vorn anfangen. Dasselbe gelte von der Monumentalplastik mit ihrer Menge von Kriegerdenkmälern und den für den Geschmack eines Feuerwehrmanns erfundnen, konventionellen Reiterstatuen der Fürsten. Die Aufgabe werde ganz äußerlich erfaßt. Schapers Lessingdenkmal in Berlin sei eine „typische Rokokoplantage," obwohl der Mann, den es verherrlichen solle, gerade diesen fremden, verschnörkelten Kulturaufbau seines Zeitalters bis in den Tod bekämpft habe. Wie würde er selber höhnen, wenn er sich so sehen könnte! Gegen diese ganze Denkmalsplastik wendet Obrist ein, daß sie seit hundert Jahren mit einem eng begrenzten Vorrat von Naturstoff, der menschlichen Figur, wenig Tieren, wie Pferd und Löwe, und Kleidungsstücken, eine schier unbegreifliche Armut an Formen wiederhole, daß sie noch nicht einmal eigne deutsche Formengebung, eine den Deutschen charakterisierende Art zu modellieren gefunden habe, wogegen man einen Meunier oder Rodin doch schon von weitem an der Form erkenne. Sie ahme immer nur die Technik der Fremden nach, und in einem Lande, wo Hildebrand, Klinger, Maison und Eberlein wirkten, liege die plastische Form ganz im argen. Im Auslande behaupte man einstimmig, daß den Deutschen der Sinn für die plastische Form abgehe, wie den Engländern die Begabung für Musik. Wir bekommen die Denkmäler, die wir verdienen! Den tiefern Grund dieses unleugbaren Kunstverfalls sieht Obrist in unsrer sozialen, politischen und wirtschaftlichen Tätigkeit, dem erstaunlichen Aufblühn unsrer Wissenschaft und Technik, wodurch die sittlichen, intellektuellen und schöpferischen Kräfte von der Kunst abgelenkt und für sie nur die sensibeln, aber nicht die starken Naturen übrig geblieben seien.

Wir sind längst dieser Meinung und würden es sogar nicht wunderbar finden, wenn das große Spiel der Kräfte diesen Ausschaltungsprozeß noch weiter fortsetzte. Wenigstens können wir uns nicht in den Optimismus von Obrist hineindenken, dessen Geschichtsbetrachtung uns in warmen Worten überzeugen möchte, daß die schlimmen Jahre für die Kunst nun vorüber seien. Warum? Die Musik, meint er, habe ihren Höhepunkt erreicht, die Technik und die angewandte Wissenschaft hätten ihre stärkste schöpferische Zeit hinter sich, und nach dem Gesetze der Fruchtfolge auf dem Acker des Geistes gehöre die Zukunft den bildenden Künsten. „Glaubt uns, denn wir sind die Wissenden und die auch so handeln, wie sie reden: alles ist nur der Anfang der Dinge, es gibt einen Fortschritt in der Kunst, es gibt eine schöpferische Kraft, eine gewaltige Zukunft. Die ganze psychische Erfahrung von uns allen hätte keinen Heller produktiven Lehrwerts, wenn man uns nicht glaubte, wenn das deutsch-bürgerliche Bedenklichkeitswort »ja — aber« auch hier wieder jeden Fortschritt im Unterrichte der Zukunft erstickte." Wir müssen gleichwohl die undankbare Auf-

Digitized by Google

gabe der Bedenklichen auf uns nehmen und uns nüchternen Blicks den „Anfang der Dinge“ ansehen, auf den Obrist seine Hoffnung gründet. Es sind im wesentlichen die Möbel und die Zimmereinrichtungen Pankoks und Riemerschmieds, sowie die neuere, nicht mehr mit der menschlichen Figur, sondern hauptsächlich mit architektonischen Formen arbeitende Denkmalskunst. Also ein Kunsthandwerk nach dem früher üblichen Ausdruck, worin sich die persönliche Weise des Künstlers frei von den hergebrachten historischen Formen ganz aussprechen könne, was uns Obrist an einer Reihe von Beispielen anschaulich erläutert. Wenn nun aber auch jemand an einem Stuhl oder Tisch Pankoks die „an einem Zweckgebilde sichtbar gewordne Persönlichkeit“ nachzuempfinden imstande ist oder, wie man auch sagen kann, sich mit der modernen Richtung verständigt und den historischen Stil aufzugeben bereit ist, so wäre das doch nur erst ein bescheidner Schritt Obrist entgegen, denn wie weit ist es noch von hier bis zu einem Bauwerk in freierfundnen Formen! Wenigstens für das Publikum, zu dem wir ja alle gehören, und das an die historischen Formen gewöhnt ist. Der Künstler denkt anders, wie wir gleich an Obrist sehen; er bestreitet sogar, daß beim Bauen in alten Stilen überhaupt „ein Ausleben der Persönlichkeit“ stattfinden könne, und beruft sich dafür auf ein lehrreiches Beispiel. Das Reichstagsgebäude in Berlin sei in der Tat ganz anders als das Reichsgericht in Leipzig, die beiden Architekten hätten sich individuell ausgelebt, doch nur insofern, als sie die bekannten Formen der italienischen und der deutschen Renaissance nach ihrem Temperament variiert hätten, Wallot kraftvoll und stattlich, wuchtig und üppig, Hoffmann herbe und streng. Nun stelle man sich vor, diese zwei eminenten Künstler hätten mit Formen gebaut, die ganz ihre eignen gewesen wären, mit eigner Raumgestaltung, eignen Säulenordnungen, Gewölben und Dachformen, selbsterfundnen und ursprünglich geschaffnen Gesimsen, Fenstern und Treppen — „kann es da einem Zweifel unterliegen, daß sie sich noch ganz anders individuell ausgelebt hätten? Und so wie Pankok sich in der Konstruktion eines einzelnen Stuhls ausgelebt hat, so wird es auch der Architekt im großen tun können und sollen usw.“ Wir meinen nun, und darum nannten wir dieses Beispiel lehrreich, daß ein Monumentalbau eines Einzelnen aus selbsterfundnen Formen und ein Bauherr, der zu diesem Wagnis die Millionen hergibt, zwei gleich unvorstellbare Dinge sind. In der Schreinerei und im Gerät experimentiert die moderne Richtung vergleichsweise an einem corpus vile, und wenn sich Hunderte von Liebhabern die allermodernsten Wohnhäuser und Villen bauen lassen, die die nach Tausenden zählenden Nichtbesitzer verlachen, weil sie sie entsetzlich finden, was machts? Die historischen Baustile sind das Produkt vieler Menschengeschlechter und ganzer Völker, sie können darum einerseits nicht so persönlich individuell wirken, wie irgendwelche persönliche Phantasieformen, leisten aber andrerseits diesen einen um so größern Widerstand und werden sich aus der monumentalen Architektur nur durch gleich starke Kräfte verdrängen lassen. Wenn ein reichbegabter Künstler mit seiner Phantasie und weil er, der in der Arbeit steht, den stärkern Willen hat als die Theoretiker und Historiker, über die Kluft zwischen einem Pankokschen Stuhl und dem Monumentalbau der Zukunft seine Brücken schlägt, so hat er scheinbar einen Erfahrungssatz aus der

Geschichte auf seiner Seite, insofern als oftmals die historischen Baustile bei ihrer Ausbreitung ihren Weg durch das kleinere Kunstgewerbe genommen haben und den vollen Werkformen das dekorative Ornament vorangegangen ist; es übte eben einen Reiz aus, und jeder historische Stil hatte seine Ornamente, die er wie Plänkler ausschwärmen lassen konnte, und die durch die ganze Stildauer das Kleinste mit dem Größten zusammengehalten haben. Dieser Reiz, diese werbende Kraft fehlt ja aber gerade der modernen Richtung, die alle Formen nur aus dem Material und dem Zweck entwickeln will. Und mit diesem negativen Zug schafft sich der moderne Stil eine ganz neue, noch nie dagewesene Lage, über deren Ausgang keine historische Parallele etwas lehren kann. Mögen die ausübenden Künstler ihre ornamentlosen Werkformen noch so schön finden, dem historisch gewöhnten Geschmack werden sie nüchtern vorkommen, und wenn er sie sich auch noch an dem Möbel gefallen läßt, der Übergang von da in die große Architektur ist ein Sprung ins Dunkle. Theoretisch ist er für uns nicht auszudenken, und wo er getan worden ist, war er, wie wir wenigstens meinen, ein Fiasko.

Drei kürzere Gelegenheitsschriften hängen mit der Frage der sogenannten Kunsterziehung zusammen. „Die Erziehung zum Sehen" ist ein bei R. Voigtländer in Leipzig erschienener Vortrag von Ludwig Volkmann betitelt, der im Namen von Ruskin und Lichtwark der wirklich künstlerischen Bildung zum Siege über die Vielwisserei verhelfen möchte. Er verspottet die Leute, die danach fragen, was auf einem Bilde dargestellt sei, in allerlei schnurrigen Anekdoten und weist sie statt dessen an, bloß auf die Wiedergabe des Wirklichen durch Zeichnung, Modellierung, Reflexlichter und solches mehr zu achten. Wenn sie das dann noch etwas durch dilettantisches Zeichnen und als Amateurphotographen unterstützen, so werden sie allmählich verstehn, wie der Künstler die Natur nicht abschreibt, sondern selbstschöpferisch umwertet, und zuletzt werden sie auch mit seinen Augen sehen lernen. Ehe aber diese Erkenntnis nicht allgemein durchgedrungen ist, dürfen wir nicht von einer künstlerischen Bildung unsers Volkes reden. Nach diesem so gut wie wörtlichen Auszuge könnten wir dem Leser höchstens noch anvertrauen, daß für uns persönlich ein so kunstgebildetes Volk einfach zum Gruseln wäre, und daß wir dann noch das Dienstmädchen, das Prellers „Leukothea vor Odysseus" im Leipziger Museum seinem Unteroffizier als den auf dem Meere wandelnden Herrn Jesus erklärt, zum täglichen Umgang vorziehn würden. Aber zu dieser Entscheidung wird es glücklicherweise nicht kommen, denn das Volk hat, ebenfalls zu seinem Glücke, nötigeres und wichtigeres zu tun, und wir meinen beinahe, auf den gesundern und vernünftigern Teil müsse ein zur Kunst erziehender Professor ebenso komisch wirken, wie diesem das unverbildete Dienstmädchen vorkommt. Es versteht sich übrigens von selbst, daß vieles von dem Verfasser Vorgebrachte für einen weiter vorgebildeten Kreis brauchbar und wertvoll ist. Muß denn aber für alle Belehrung, die jemand zu versenden hat, immer das sogenannte Volk herhalten?

Anders faßt seine Aufgabe Reinhold Freiherr von Lichtenberg an, der als Dozent des Karlsruher Polytechnikums vor den Bildern der Jubiläumsausstellung 1902 einige Vorträge gehalten hat: „Über einige Fragen

der modernen Malerei“ (Heidelberg, Winter). Eine Kapitelüberschrift heißt: Über den Inhalt in der Kunst, und das ganze Buch schließt mit dem Satze: Das Wichtigste im Kunstwerke ist der Inhalt. Er findet also mit Recht, daß ohne ein bestimmtes Maß von Wissen der Genuß eines Kunstwerks unmöglich ist, und erklärt seinen Zuhörern die Bilder nach ihren Gegenständen in gemeinverständlicher Weise, ohne dabei das Künstlerische zu vernachlässigen, sodaß auch für die, die diese Bilder nicht gesehen haben, die Lektüre seines Buches von einigem Nutzen sein wird. Seine Grundsätze sind gesund und vernünftig, deswegen und weil sie ohne Anspruch vorgetragen sind, beschränken wir unsre Kritik auf die Bemerkung, daß er seinem Publikum auch sehr viel Selbstverständliches in unnötiger Breite bringt, so zum Beispiel, daß Anton von Werner die Gemütsregungen, die er auf einem Kriegsbilde darstellt, im Augenblick des Schaffens selbst empfunden oder wenigstens mitempfunden haben müsse, oder daß schon Aristoteles die Verbindung des Ethischen mit dem Ästhetischen von der Kunst gefordert habe, oder daß das Fabeltier auf Böcklins „Schweigen im Walde“ nach seiner eignen Überzeugung keine Allegorie sei, oder daß Segantinis Triptychon „Werden, Sein und Vergehen“ die drei Phasen darstelle, in denen sich jede Existenz in der Natur sowohl wie bei dem Menschen abspiele. Geradezu unerlaubt ist eine Trivialität wie diese: „Daher ist der Eindruck, den wir aus Werken von Leys gewinnen, jener(!), den die Worte Schillers trefflich bezeichnen: Und wie er räuspert“ (folgt das ganze abgegriffne Zitat). Verkehrt und den Tatsachen der Kunstgeschichte zuwider ist es, wenn er die alttestamentlichen Geschichten für ungeeignete Gegenstände der Malerei erklärt, weil sie für uns weder als religiöse noch als geschichtliche Darstellungen gelten könnten, oder wenn er dekretiert, eine Anbetung der Könige dürfe nur im Kostüm ihrer oder unsrer, aber nicht einer dazwischen liegenden Zeit gegeben werden. Komisch ist auch die „Hochzeit zu Kanaan.“ Unnötige Gelehrsamkeit führt leicht zu Entgleisungen: die Statuen der Tyrannenmörder in Athen waren nicht auf der Akropolis aufgestellt, die auch keineswegs der „Schauplatz ihrer befreienden Tat“ gewesen ist, was in frühern Zeiten ein guter Primaner aus einem bekannten Kapitel seines Thukydides zu wissen pflegte.

(Schluß folgt)

Bilder von der Röder und der Pulsnitz

Von Otto Eduard Schmidt in Meißen

3. Zabeltitz

(Die Grafen Wackerbarth; Maria Antonia Walpurgis; Prinz Xaver)

Wer durch den bekannten Saal des Johanneums in Dresden wandert, wo die verhältnismäßig dürftigen Reste der Glanzzeit Augusts des Starken untergebracht sind, dem wird eine mit großen Steinen besetzte Aufzäumung eines Reitpferdes nicht entgehn, an der die Bezeichnung angebracht ist: Zabeltitzer Kiesel.

Dieser Begriff mutet uns an wie ein Klang aus einer versunknen Welt. Denn seitdem die reichen Diamantfelder und Edelsteingruben Afrikas und Australiens ihre in allen Farben des Regenbogens strahlenden

Schätze spenden, fällt es niemand mehr ein, Zabeltitzer Kiesel zu schleifen. Aber im achtzehnten Jahrhundert, wo die echten Edelsteine noch viel wertvoller waren, und unter dem Einflusse des Rokokogeschmacks auch der Bedarf, namentlich an großen Stücken, unendlich viel größer war als heute, spielten auch die inländischen Steine und die bunten Glasflüsse bei der Herstellung prunkenden Geschmeides eine große Rolle. Die Zabeltitzer Kiesel insbesondre, auch „sächsische Diamanten" genannt, waren berühmt, „weil sie ein so schönes Wasser haben"; ihre Fundstelle war nicht eigentlich im Dorfe Zabeltitz, sondern in den Kiesgruben der Strogaer Flur, an denen der von der Großenhain-Elsterwerdaer Straße links abzweigende Weg nach Zabeltitz vorüberführt. Dieser Weg erweitert sich bei den ersten Häusern des Dorfes auf dem Raume des ehemaligen Dorfangers zu stattlicher Breite und leitet uns westwärts an der weißgetünchten Kirche vorüber gerade auf eine große Mühle zu: links von ihr unter den hohen Wipfeln uralter Bäume liegt das Schloß, das Ziel unsrer Wandrung. Wir treten durch das Tor in den großen, wohlgepflegten Hof und sehen zunächst rechts einen anmutigen Bau aus dem achtzehnten Jahrhundert, das sogenannte Gartenschloß, vor dessen gefällig gegliederter Front die tiefen braunen Wasser der Röder, mehrfach überbrückt, eilig dahinfluten; etwas weiterhin aber liegt zur Linken des Weges ein sehr ansehnlicher älterer Schloßbau aus dem sechzehnten Jahrhundert: gewaltige Renaissancegiebel an den Schmalseiten und je drei solcher Giebel an den Langseiten des Hauses zeugen von der Wohlhabenheit seines Erbauers, der hohe runde Turm, der dem mittelsten Giebel der Langseite vorgebaut ist, deutet auf den ehemaligen Zweck der ganzen Anlage als einer festen Wasserburg in der Röderniederung. Eine lateinische Inschrift des Turmes erzählt uns von der Erneuerung des Schlosses und dem Leben des jetzigen Besitzers, des Kammerherrn von Frege-Weltzien.

Hier stehn wir auf einem durch seine geschichtlichen Erinnerungen überaus interessanten Boden. Zwar die ältere Geschichte von Zabeltitz zeigt nur die in dieser Gegend typischen Verhältnisse: im Jahre 1207 erscheint in einer Urkunde der erste deutsche Herr des ursprünglich slawischen Dorfes Zabeltitz, im vierzehnten Jahrhundert gehört es den Köckeritz, gegen Ende des Jahrhunderts (1397) geht es an einen Zweig der großen Familie Pflug über, als dessen letzter Sproß Nickel Pflug 1580 gestorben und in der von ihm erbauten Kirche begraben ist. Danach kommt Zabeltitz durch Kauf in den Besitz der Kurfürsten, und seitdem ist es bald enger bald loser mit den Schicksalen des sächsischen kurfürstlichen Hauses verknüpft geblieben.

Der volle Reiz des schönen Besitzes entfaltet sich erst, wenn man über eine der hölzernen Brücken in den rechts vom Schlosse liegenden Park hinübergeht. Dahin öffnet sich auch die geräumige Terrasse des Gartenschlosses. Dieser Park wurde einst sehr bewundert — im Jahre 1766 hat ihn z. B. Kaiser Joseph der Zweite besucht —, und auch jetzt noch ist er, namentlich unter dem Eindrucke der regungslosen Stille, die ihn umgibt, geeignet, etwas von der Stimmung der letzten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts im Menschen zu erwecken. Ich sah ihn zu der Zeit, wo sich in jeder Sekunde eins der goldgelben Lindenblätter vom Zweige löste und lautlos zu den unzähligen herabsank, die die feuchte Erde bedeckten. Lange stand ich allein auf der Terrasse des Gartenschlosses und sah das reiche Leben, das einst hier geblüht hatte, in flüchtigen Bildern, den fallenden Blättern gleich, an mir vorbeihuschen. Da reitet der schwerfällige, eigensinnige Johann Georg der Erste in der schlichten Haartracht des Dreißigjährigen Krieges neben dem glänzenden Johann Georg dem Zweiten und dem starkwilligen Johann Georg dem Dritten, dem sächsischen Mars, deren Allongeperücken schon majestätischer auf den sammetnen Jagdrock herabfallen — sie alle haben oft, nachdem sie im Schradenwalde Sauen und Hirsche gehetzt, hier gerastet und sichs im ältern Bau der

Köckeritz und Pflug wohl genügen lassen; aber unter August dem Starken, der Zabeltitz 1717 von seiner Mutter, der dänischen Anna Sophie, ererbte, kam das neumodischere Gartenschloß hinzu, das überdies eine für seinen Erbauer auffallende Einfachheit zeigt: er schenkte 1728 den ganzen Besitz seinem Generalissimus, dem Grafen August Christoph von Wackerbarth, der, obwohl ihn der anonyme Verfasser des „Lebens und Charakters Brühls" (I, S. 36) zu denen rechnet, die sich unter August dem Starken auf Kosten des Landes bereichert haben, doch zu den tüchtigern Männern dieses Hofes gehört.

Wackerbarth war im Jahre 1662 im Lauenburgischen geboren; er kam unter Johann Georg dem Dritten an den sächsischen Hof und bildete sich in den Feldzügen des Kurfürsten sowie durch Reisen zum Festungsingenieur und zu einem bedeutenden Kenner des Geschützwesens aus. Unter August dem Starken war er fast ohne Unterbrechung im Nordischen und im Spanischen Erbfolgekriege als General tätig, und wenn er auch im offnen Felde keine auffallenden Erfolge davon trug, so galt er doch als ein so tüchtiger Taktiker und Organisator, daß ihm Max Jähns in seiner „Geschichte der Kriegswissenschaften" (II, 1696) einen Platz gönnt. Nebenher wurde er auch als Staatsmann verwandt und galt als ein Meister des feinen Geschmacks: er hat den berühmten Park von Groß-Sedlitz angelegt; Friedrich Wilhelm der Erste von Preußen war 1728 sein Gast im Dresdner Zeughause, das gerade während dieser Zeit mit allen den von Wackerbarth gesammelten Zeichnungen, Bauplänen und Kunstschätzen ein Raub der Flammen wurde. Dieser Mann brachte neues Leben in den stillen Edelsitz an der Röder. Mit ihm erschien ein Stab von Tapezierern und Malern, Wasserbaumeistern und Gartenkünstlern aus der Schule von Le Nôtre — und bald war ein Versailles im kleinen erschaffen. Auf den Grafen Wackerbarth muß man wohl die Anlegung der wundervollen Wasserbecken und Seen zurückführen, die die Rasenflächen des Zabeltitzer Parks noch heute in strenger Regelmäßigkeit unterbrechen, auf ihn wohl auch die Herstellung der Lindenalleen, der verschnittnen Hecken und der Ballspielplätze; aus dieser Zeit stammen wohl auch die Hermen der Diana und des Apollo am untern Ende des großen Wasserbassins, während die etwas massige Pomona und die Brunnengruppe mit den ein Schilfbündel aufrichtenden Knaben eine andre Künstlerindividualität zu verraten scheinen.

Die glänzendste Versammlung von Fürsten und Herren sah Zabeltitz im Sommer 1730, als in dieser Gegend das große „Campement von Zeithain" abgehalten wurde, das Graf Wackerbarth, der damals zum Generalfeldmarschall ernannt worden war, kommandierte. Vier Jahre später, nachdem er seine letzte Kraft daran gesetzt hatte, die polnische Krone seines neuen Herrn, Friedrich Augusts des Zweiten, mit den Waffen zu verteidigen, starb er in Dresden (14. August 1734), doch wurde er in der Kirche zu Zabeltitz bestattet.

Zabeltitz erbte nun sein Stief- und Adoptivsohn Joseph Anton Gabaleone Graf Wackerbarth-Salmour, der Sohn des piemontesischen Grafen Salmour und seiner Gattin Katharina aus dem edeln Geschlecht der Balbiano. Das Leben dieser schönen und bedeutenden Frau ist ein spannender Roman. Geboren im Jahre 1670, früh vermählt, Mutter von drei Kindern, wurde sie schon 1690 im Alter von zwanzig Jahren Witwe, da der Graf Salmour bei der Belagerung von Cuneo fiel. Im Jahre 1694 lernte sie den Markgrafen Karl Philipp von Brandenburg-Schwedt, einen Sohn des Großen Kurfürsten, den Bruder Friedrichs des Dritten, in Turin kennen, der alsbald in heißer Liebe zu ihr entbrannte. Am 29. Mai 1695 schloß er mit ihr, allerdings ohne Genehmigung seines kurfürstlichen Stiefbruders, aber unter Assistenz eines Geistlichen auf einem Lustschlosse bei Turin die Ehe. Diese Ehe war nach den Gesetzen der katholischen Kirche unanfechtbar. Aber das Gefolge des Prinzen veranlaßte den Herzog von Savoyen, den militärischen Vorgesetzten

des Prinzen, dagegen einzuschreiten. Und so wurde die Ehe nach dreitägiger Dauer gewaltsam getrennt, und die Gräfin, obwohl sich der Prinz mit dem Degen widersetzte, in ein Kloster gebracht. Am 23. Juli 1695 starb der Prinz an einem hitzigen Fieber, in das er infolge des Klimas und der Gemütsaufregung verfallen war — seine Witwe erhielt die Freiheit. Von da an hat sie nicht aufgehört, für ihre Frauenehre, das heißt für die Anerkennung ihrer Ehe mit dem Markgrafen von Brandenburg zu kämpfen. Ein Urteil des Papstes erkannte sie als Markgräfin von Brandenburg an, aber nicht der brandenburgische Hof. Schließlich kam sie nach Wien und reichte dort des langen Kampfes müde dem sächsischen Gesandten, dem Grafen Wackerbarth, ihre Hand zum dritten, glücklichen Ehebunde. Sie hatte auf ihren Sohn Joseph Anton Gabaleone, Grafen Wackerbarth-Salmour reiche Gaben des Körpers und des Geistes vererbt. Mit ihm trat ein Glied des durch seine Tüchtigkeit im Staats- und Kriegsdienst berühmten piemontesischen Adels in den kursächsischen Dienst: er gehörte hier zu dem kleinen Kreise von Männern, die an einer Vertiefung und Veredlung des fürstlichen Pflichtbewußtseins, an der Reform der Staatsverwaltung im Sinne des humanen Absolutismus gearbeitet haben.

Das Jahr, wo sich die Wiedergeburt der sächsischen Staatsverwaltung vollzieht, ist 1763: das Jahr des Hubertusburger Friedens, des Todes Friedrich Augusts des Zweiten und Brühls, das Jahr der Regierung Friedrich Christians und seiner edeln Gemahlin Maria Antonia Walpurgis, das Jahr der beginnenden ehrlichen Aussöhnung mit Preußen.

Graf Wackerbarth-Salmour hat dieses Jahr nicht mehr erlebt, aber er hat es mit allen Kräften einer großen Seele und eines unabhängigen Geistes in jahrzehntelanger Minierarbeit gegen Brühl und Genossen vorbereitet. Das neue Sachsen ist zu einem gewissen Teil sein Werk, und es ziemt sich wohl, das Andenken des fast vergessenen Mannes einigermaßen zu erneuern, zumal da die vor einem Jahrzehnt erschienenen Bände der Politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges auch zur Wiederherstellung seines Bildes einige Züge beisteuern.

Das Jahr der Geburt des Grafen Wackerbarth-Salmour konnte ich noch nicht feststellen; es kann nicht nach 1690 fallen, da, wie oben erwähnt worden ist, in diesem Jahre sein Vater starb. Im Jahre 1712 erscheint er schon als sächsischer Kammerherr, 1723/28 als Geschäftsträger am bayrischen Hofe, 1730 als Gesandter in Wien, dann beim Papste in Rom; 1731 wird er Wirklicher Geheimrat, 1733 Kabinettsminister, 1738 und 1739 begleitete er den Kurprinzen Friedrich Christian auf seiner „Kavaliertour" durch Italien. Wenn wir nun trotzdem hören, daß Wackerbarth als Kabinettsminister am 14. September 1740 mit vollem Gehalt und Titel entlassen wurde, so kann man das nur so verstehn, daß Brühl, der 1738 den ersten Günstling Friedrich Augusts des Zweiten, den Grafen Sulkowsky gestürzt hatte, nunmehr dem klugen Piemontesen, der ihm zu tief in die Karten schaute, dasselbe Schicksal bereitete. Graf Wackerbarth-Salmour zog sich damals als geschworner Gegner Brühls auf seine schöne Besitzung Zabeltitz zurück, deren landschaftlichen Reiz und heilsame Stille ein so feiner Geist vollkommen zu würdigen verstand. Aber mit dem Hofe, insbesondre mit dem Kurprinzen und seinen Brüdern blieb er doch in Verbindung. Einen Beweis dafür habe ich unter den interessanten Kleinigkeiten gefunden, die die von Ferdinand von Reiboldt 1858 der Afranischen Bibliothek geschenkte Büchersammlung in mehreren Miszellanbänden bietet: ein in altertümliches Buntpapier geheftetes handschriftliches lateinisches Gedicht des Johann Christophorus Blumröder, Pfarrers von Peritz und Wülknitz, in praefectura Wackerbarthiana Zabeltitzensi, mit dem er am 6. August 1743 den Kurprinzen Friedrich Christian und seine Brüder nebst hohem Ge-

folge und den Schloßherrn Grafen Wackerbarth bei ihrer Ankunft in Zabeltitz begrüßt: Goldstrahlende Kähne haben die hohen Herrschaften nach Zabeltitz gebracht; des soll sich der wachstumspendende, fischreiche, liebliche Fluß freuen; und er soll sie einladen mit sanftem Murmeln; die grünen Eichen und der im Laubschmuck schattige Hain sollen die erlauchten Gäste mit leisem Säuseln und Rauschen begrüßen, ebenso die honigspendenden Linden, sowie der im Glanze der Blumen strahlende Schloßgarten, und die ganze Bevölkerung des Rödertals soll ihnen zujauchzen.

Auch auf einer 1745 unternommenen Reise nach Nürnberg war Wackerbarth der Begleiter der Prinzen Friedrich Christian, Xaver und Karl. Ein größerer Wirkungskreis öffnete sich dem Grafen, als er am 19. April 1747 zum „Direktor der prinzlichen Hofversorgungskasse“ und am 11. August zum Oberhofmeister Friedrich Christians ernannt wurde, nachdem dieser am 13. Juni 1747 seine Vermählung mit Maria Antonia Walpurgis von Bayern vollzogen hatte. Brühl erhob keinen Einspruch gegen diese Ernennung, weil er Wackerbarth in dieser Stellung, die mit der Regierung selbst nichts zu tun hatte, für verhältnismäßig ungefährlich ansah. Wackerbarth reiste seiner neuen Herrin bis Chemnitz entgegen und geleitete sie von da aus nach Dresden, wo sie am 20. Juni ihren Einzug hielt. Schnell entstand zwischen dem gereiften Manne und der jungen Fürstin eine edle Freundschaft. Mit Maria Antonia zog ein neuer Geist in die Gemächer des kurprinzlichen Palastes ein: der Geist süddeutscher Lebenslust und Vertraulichkeit. Sie hatte eine sonnige Jugend hinter sich, in die trotz der vorübergehenden Bedrängnis Bayerns im österreichischen Erbfolgekriege der Glanz blumiger Almen und der traulichen Wasserspiegel Nymphenburgs geleuchtet hatten. Ihre Bildung war, obwohl wir sogar von lateinischen Briefen hören, die sie als Kind geschrieben hat, weder tief noch gründlich; aber sie war geweckten Geistes und hat zeitlebens nicht aufgehört zu lernen. Noch in ihren höhern Jahren las sie gern lateinische Dichter, besonders den Horaz. Als echte Bayerin hatte sie eine ausgesprochne Vorliebe für Musik; sie spielte die Laute und das Klavier meisterhaft, sie hat sich später, als Schülerin Hasses, auch in Kompositionen versucht; vor allem aber entzückte sie durch seelenvollen, reinen Gesang auch die Kenner. Friedrich der Große hatte von ihren musikalischen Leistungen eine hohe Meinung; als sie ihn, nachdem längst die Tage ihres Glanzes vorüber waren, im Oktober 1769 in Potsdam besuchte, mußte sie ihm mehrmals vorsingen, eine Aufmerksamkeit, die er mit Flötenspiel erwiderte, und schon im Jahre 1763 schrieb er ihr: Le soir, Madame, en entendant chanter les airs de vos opéras, je me dis en moi-même: Cette femme rare fait non seulement le plaisir de ceux, qui l'écoutent, mais encore le bonheur de ceux qu'elle gouverne.

Maria Antonia war nicht schön; aus ihrem von Canaletto gestochnen Selbstbildnis sprechen derbe Züge und ein etwas großer Mund zu uns; doch imponiert die hohe heitere Stirn und das kluge Auge. Sie selbst kannte die Mängel ihres Gesichts: als im Herbst 1746 ihr Bild an den Bräutigam geschickt wurde, schrieb sie ihm: ne Vous attendez pas a me voir si bien que je suis peinte, car je suis extraordinairement flattée, und ein andermal: Je suis beaucoup plus brune, j'ai le nez rouge et quantité de boutons, je ne devrais pas dire tout cecy de crainte de Vous degouter de moi, mais je ne veux point Vous tromper et comme je ne suis pas belle, je me flatte que Vous ne ferez point attention a ma figure mais a mon façon de penser.

Diese Sprache ist um so rührender, als es eigentlich der Kurprinz war, der über seine körperlichen Verhältnisse Konfessionen zu machen hatte: er war bei sonst normaler Beschaffenheit des Körpers und des Geistes von Jugend auf an den Füßen gelähmt, sodaß er ohne fremde Unterstützung nicht gut gehn konnte. Um so mehr ergriff ihn ihre entgegenkommende und auch dann in

der Ehe sich immer gleich bleibende Liebe und Zärtlichkeit: wenn sie ihm während des Brautstandes an manchem Tage drei Briefe schrieb, so brachte er es bis auf zehn. Maria Antonia hatte noch vor ihrer Verlobung in München einen Freundschaftsorden de la compagnie des Incas ou de l'ordre de l'Amitié gestiftet, zu dem außer ihr selbst ihre Geschwister Maximilian Joseph, Maria Anna, ferner ihr Vetter, der Herzog de Paula und Fürst Joseph Ernst von Fürstenberg gehörten. Der erste Paragraph der noch erhaltnen Statuten verkündet als Zweck des Ordens die Pflege „der zärtlichsten Freundschaft, aber nichts darüber hinaus"; die Stifterin selbst führte den bezeichnenden Namen: sans quartier. Dieses harmlose Spiel wurde in Dresden fortgesetzt, indem nun auch der Kurprinz aufgenommen wurde; als Vizekanzler erscheint l'incorruptible Freiherr von Merkelin, wohl ein Pseudonym für den unbestechlichen Sittenrichter des Dresdner Kreises, den Oberhofmeister Grafen Wackerbarth-Salmour. Innige Liebe zu dem Gatten, Wahrheit der Empfindung und Natürlichkeit sprechen auch aus den kleinen Briefen, mit denen sich Maria Antonia über manche kurze Abwesenheit des Geliebten tröstete; sie unterschreibt sich: Votre fidelle femme et tendre Coquine M. A. sans quartier pour tont autre que pour Vous, und ein andermal: adieu, je snis jusqu'au tombau Votre fidelle et tres contente feme und ungezogner Fraz M. A. sans Quartier pour tout le monde als vor meinem Kochani stari (polnisch: „mein liebes Alterchen") nicht. Mit Kopfschütteln werden der Jesuitenpater Guarini, der Beichtvater der Königin Maria Josepha, und Brühl von dieser zwischen einem fürstlichen Ehepaare ganz ungewohnten Tonart des Verkehrs gehört haben; aber auch den Geschwistern des Kurprinzen erschien die neue Weise seltsam, und sie betrachteten die neue Schwägerin mit Mißtrauen. Nur der weitschauende und ganz unbefangne Prinz Albert von Sachsen-Teschen wird ihr in seinen Memoiren gerecht; er sagt von seinem ältern Bruder Friedrich Christian: „Er hatte eine Zärtlichkeit und Achtung für seine Frau, die bis zur Anbetung ging, und die ihn für ihre Schwächen fast gänzlich blind machte. Doch muß ich ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie, solange ihr Gatte lebte, trotz ihrer Schwächen das standesgemäße Betragen und das passende Maß zu beobachten verstand, und daß sie es ihm gegenüber nie an Liebenswürdigkeiten und Aufmerksamkeiten fehlen ließ, die ihm seine außergewöhnliche Zuneigung vergalten." Maria Antonias hellem Verstande und ebenso ihrem von dem Protestanten Gertner vortrefflich erzognen Gatten konnten die tiefen Schäden des Brühlschen Regiments nicht verborgen bleiben, zumal unter dem aufklärenden Raisonnement Wackerbarths, aber zunächst gebot es die Klugheit, sich mit dem allmächtigen Premierminister gut zu stellen; und so zeigen denn nicht nur die Briefe der Kurprinzessin, sondern auch die ihres Oberhofmeisters an Brühl in den ersten Jahren der jungen Ehe einen fast vertraulichen Ton, der aber sicherlich nicht ganz echt war. Die so massenhaft gewechselten Briefe der Vornehmen dieser Zeit machen überhaupt den Eindruck, als seien sie vorzugsweise dazu bestimmt gewesen, die wahren Gedanken der Briefschreiber zu verhüllen.

Auch Maria Antonia hat sich an der sanften Schönheit von Zabeltitz erquickt; es gemahnte sie wohl an das heimatliche Nymphenburg. Besonders im August 1750, als sie ihrer ersten Niederkunft entgegensah, hat sie dort mehrere Wochen die Gastfreundschaft des Grafen Wackerbarth genossen. Sie schreibt am 21. August 1750 an Brühl: Nous avons les princesses icy qui sont charmé de prendre un peu l'air. Je suis enchanté de leurs donner ce petit divertissement. Le Comte de Wackerbart nous donne les plus jolies faites [fêtes] du monde. Nous avons en hier nachtschüssen, feu d'artifice et comedie alemande aber nichts ungezognes, und am 28. August fügt sie hinzu: je me porte grace à dieu à merveille et le monvement du carosse

ne m'a pas fait le moindre mal; je suis seulement fachez [fachée] que le jour de mon prince nous oblige à rentrer en ville mardi prochain, car l'air de la campagne m'a fait un bien infini. Am 23. Dezember 1750 wurde dem kurprinzlichen Paare das erste Kind, der spätere Kurfürst und König Friedrich August der Gerechte, geboren. Einen Begriff ihres reinen Mutterglücks geben namentlich die in den folgenden Wochen und Monaten mit ihrer eignen Mutter, der verwitweten Kaiserin Maria Amalia, gewechselten Briefe. Diese bewundert die Tochter wegen der Genauigkeit, mit der sie alle Vorschriften des Wochenbetts einhält; sie selbst (die Kaiserin) habe es weniger streng gehabt; ihre alte Oberhofmeisterin habe sie gleich den ersten Tag „eine aufgeschniedelte Suppen und alle Tag Trink Banadl (Tunk-Banadl?) essen und nehmen lassen." Die Großmutter ist entzückt von dem „liebsten Maußerl," von dem „lieben kleinen Fritzl" und tadelt die Tochter, daß sie ihm bei stürmischen Liebkosungen weh tut oder gar durch das damals auch bei den fürstlichen Damen beliebte Tabakschnupfen Unbehagen verursacht. Sie schreibt: „Es ist mir ganz recht, meine liebste Tochter, daß Du dein liebes Kind so herzlich liebst, aber daß wäre zu vill, wenn Du aus Lieb und tendresse wie man es von den Affen sagt, ihm dadurch wehe thätest, wie Du es doch gesorchten gehabt, weil Du nicht gemerkt, daß der Tabak die Ursach seines Schreiens gewesen, wird aber auch dieser den lieben Kind in Augen wohl nicht wenig wehe gethan haben ... ich glaube, daß es nicht nötig, daß ich Dich bitte, hinführo die Nasen und Gesichte, wenn Du ihn Kussen willst, besser in Obacht zu nehmen." Zum Danke für solche Sorglichkeit muß das „Fritzl," als er kaum ein halbes Jahr alt ist, indem ihm die Mutter das Händchen führt, der Münchner Großmutter einige zärtliche Worte schreiben. Im ganzen hat Maria Antonia ihrem Gemahl fünf Söhne und zwei Töchter geboren; ihrem jüngsten Sohne Maximilian (geboren am 13. April 1759) war es vergönnt, den ruhmreichen Stamm der Wettiner fortzupflanzen; er wurde der Vater der beiden Könige Friedrich Augusts des Zweiten und Johanns.

Dunkel ist uns noch in vielen Stücken das Verhältnis, worin Maria Antonia zu ihrem Schwiegervater stand. Möglicherweise gewann sie zunächst durch ihre Dichtungen und Kompositionen, Dinge, die zu den Liebhabereien des von Brühl in völliger Isolierung gehaltnen Fürsten gehörten, sein Herz. Aber allmählich kam der schwache Mann wohl auf den Gedanken, die geistige Kraft der Schwiegertochter für den Staat nutzbar zu machen; möglicherweise wurde er darin sogar von Brühl bestärkt. Denn mit dem feinen Instinkt des gebornen Intriganten fühlte dieser die ihm von dem „jungen Hofe" drohende Gefahr sehr wohl und begann Maria Antonia, in der er die fähigste Person des kurprinzlichen Kreises erkannte, durch die ausgesuchtesten Schmeicheleien und die Gewährung eines scheinbaren Einflusses für sich zu gewinnen und dadurch seinen alten Gegner Wackerbarth mattzusetzen. Schon 1750 schreibt er der Kurprinzessin, „sie könne auf ihm Holtz hacken," und seine ebenso intrigante Gattin unterzeichnet sich „als die unterthänigste, gute getreueste Närrin," 1754 aber nennt er sie gar seinen très gracieux college premier ministre, und 1758 läßt er aus Warschau an das wichtigste Departement der Regierung, an das Kammerkollegium, die Weisung ergehn, „daß aus der Rentcammer zu Dresden, so lange gegenwärtige Umstände fortdauern — Abwesenheit des Hofes wegen des Krieges —, keine Ausgaben als diejenigen, welche Dero Königl. und Churprinzens auch Königl. und Churprinzessin Königl. Hoheiten Selbst anzuordnen gnädigst gut finden würden führohin zu bestreiten seien." Bei der Ausführung dieser Maßregel tritt der Kurprinz, den Brühl le protecteur nennt, zurück, alle Pläne zu Ausgaben und Anleihen, alle andern Maßnahmen, Stellenbesetzungen usw. gehn durch die Hand der Kurprinzessin und werden dann vom Kurprinzen unterschrieben. Sie ist sich dabei

der großen Verantwortlichkeit ihrer Stellung wohl bewußt, denn sie schreibt am 6. Januar 1759 an Wackerbarth: Il sagit de decider a tout moment de choses, qu'on ne decide qu'en tremblant puisque le sort de l'état en depend. Aber in Maria Antonia hatte sich der alte Fuchs Brühl gründlich getäuscht, wenn er meinte, sie auf die Länge der Zeit mit Gewährung einer nur scheinbaren Autorität abspeisen zu können. Daß Brühl 1759 ihren Versuch, auch den Grafen Wackerbarth an der Kammerverwaltung zu beteiligen, vereitelte, rief schon große Verstimmung hervor, aber zu Anfang des Jahres 1763 ist Maria Antonia so empört über ihren „Kollegen," daß dieser sich nur durch das demütigste Schweifwedeln wieder rehabilitieren zu können glaubt. Er schreibt mit niederträchtiger Heuchelei: „Ihro Hoheit klagen mich meiner Verwegenheit an mit den Worten, daß ich Ihnen eine Naße gegeben und bedrohen mich mit einer weit lebhafftern, wann es noch einmahl geschehe. Es würde allerdings etwas verdamliches an mir seyn, wenn ich mich biß dahin vergessen, allein ich weiß mich einer solchen Sünde, sowie ich Gottes Reich zu sehen hoffe, auff keine Weise schuldig und würde mich eher lebendig begraben lassen, ehe ich mir einen dergleichen Gedanken in meinem Hertzen leiden wollte."

Als sich das Verhältnis Maria Antonias zu Brühl und damit zum Warschauer Hof in dieser Weise zuspitzte, waren die Tage ihres ungetrübten Glücks längst vorüber. Der Ausbruch des Siebenjährigen Krieges hatte im August 1756 die Besetzung Sachsens durch preußische Truppen, die Kapitulation der sächsischen Armee im Oktober, die Übersiedlung des Hofes nach Warschau zur Folge gehabt. Aber das kurprinzliche Paar und — zu ihrer Ehre seis gesagt — auch die Königin Maria Josepha harrten in der vom Feinde besetzten Hauptstadt aus und teilten die Leiden der unglücklichen Bevölkerung.

Im Frühjahr 1757 war Friedrich der Große im höchsten Grade darüber aufgebracht, daß die versuchte Eingliederung der kriegsgefangnen Sachsen in seine Armee mißglückte; sein Zorn entlud sich auch über den kleinen kurprinzlichen Hofstaat. Er wußte, daß Graf Wackerbarth-Salmour dessen Seele war; er sah aber in diesem Manne fälschlich auch den Veranstalter des ihm geleisteten Widerstandes; deshalb erließ er am 8. April 1757 an den General Bornstedt den Befehl, Wackerbarth festnehmen und nach Küstrin transportieren zu lassen. Der so hart Betroffne war damals schon ein Siebziger und lag an Gicht danieder. In liebevoller Sorge um den treuen Beamten und Freund wandte sich die Kurprinzessin flehend an General Keith, und dieser schrieb in der Tat am 9. April in vermittelndem Sinne an den König. Aber der König erwiderte: L'article de Wackerbarth est plus considérable qne vons ne le croyez; cet homme est l'âme du conseil de la Saxe. S'il ne peut se transporter actuellement, on pourra toujours le reserrer étroitement; mais je parie que c'est un prétexte. Trotzdem wollte man bei der Ausführung des Befehls schonend zu Werke gehn, aber Wackerbarth fühlte sich durch das Mißtrauen des Königs in seiner Ehre gekränkt und bestand darauf, sofort nach Küstrin transportiert zu werden. Die Verhaftung Wackerbarths erregte bei den europäischen Kabinetten großes Aufsehen. Namentlich die englischen Staatsmänner argwöhnten, Friedrich der Große habe sich Wackerbarths nur versichert, um durch seine Vermittlung mit Sachsen und Österreich Frieden zu schließen. Man wollte sogar die zwischen beiden vereinbarten Bedingungen wissen: Friedrich räumt Böhmen und Sachsen, er leistet Sachsen Schadenersatz und verschafft ihm das kurmainzische Erfurt, er trennt sich von England und behauptet Schlesien; Frankreich übernimmt die Garantie für die Ausführung dieser Artikel. Wenn Wackerbarth wirklich mit diesem Programm etwas zu tun gehabt hat, so muß man das wohl so verstehn, daß Wackerbarth und der kur-

prinzliche Kreis um den Preis der Erwerbung Erfurts Sachsen lieber mit Preußen und dieses mit Frankreich im Bunde gesehen hätten. Aber nach der Eröffnung der Feindseligkeiten konnte doch davon keine Rede mehr sein. Und so schrieb denn Friedrich der Zweite völlig die Wahrheit, wenn er am 17. Mai 1757 an das Departement der auswärtigen Affären folgende Weisung erlies: „Ich habe, glaube Ich, den p. Wackerbarth so longe Ich in Dresden gewesen bin, nicht mit Augen gesehen, und weil Ich ihn vor die Cheville ouvrière („Hauptmacher") bei der Königin von Polen von allen denen Trames, so in- und außerhalb Sachsen die Zeit des Krieges hindurch gegen Mich gemachet worden, gehalten habe, so habe Ich ihn arretieren und nach Cüstrin in Verwahrung bringen lassen. Das Ministère muß also das zu Hannover völlig desabufieren und dergleichen Insamien hautement dementiren und so qualificiren, wie sie es meritiren."

Allmählich muß sich der preußische König davon überzeugt haben, daß er sich in Wackerbarths Charakter gründlich geirrt habe, daß dieser, wenn auch keine freundliche, so doch eine gegen Preußen ehrliche Politik vertrot. Am 5. Januar 1758 wurde Wackerbarth freigegeben und kehrte an den kurprinzlichen Hof nach Dresden zurück. Hier steigerten sich die Verlegenheiten auch des kurprinzlichen Paares mit den Kriegsdrangsalen. Für das üble Verhalten der Russen in den preußischen Provinzen rächte sich Friedrich der Zweite durch neue Verweisungen aus Dresden: im November 1758 wurde der Kammerherr Maria Antonias, Graf Salmour, wohl ein Bruder des Oberhofmarschalls, samt seiner Gemahlin trotz aller Fürbitten nach Warschau abgeschoben, auch Graf Wackerbarth-Salmour scheint wieder aus Dresden ausgewiesen worden zu sein, und im Jahre 1759 trat die grobe Not an die kurprinzliche Familie heran. Die letzten Diamanten der Prinzessin waren verpfändet, und da jede Unterstützung von Paris und Warschau ausblieb, lebte man von dem heimlichen Verkauf von Schmuckgegenständen. Außerdem erwartete Maria Antonia ihre Niederkunft. Damals bahnte sich zuerst ein Einverständnis der Kurprinzessin mit Friedrich dem Großen an. Dieser hatte erkannt, daß in der Umgebung des Kurprinzen eine andre Luft wehte als am Hofe seines Vaters. Der „junge Hof" — la jeune cour saxonne à Dresde — gewann für ihn an Interesse. Schon am 20. September 1758 schreibt er an seinen Stadtkommandanten von Dresden, den General Schmettau: vous ferez bien de prêter attention sur ce qui se dit des nouvelles à la jeune cour saxonne à Dresde. Mit Friedrichs Genehmigung, aber ohne seinen Auftrag, ging im Spätherbste 1758 der sächsische Oberjägermeister Graf Karl Ludwig von Wolfersdorf nach Warschau, um im Namen des jungen Hofes die Not des Landes dort eindringlich darzustellen und den König und Brühl um die Einleitung von Friedensverhandlungen zu bitten. Aber Brühl hotte dofür gesorgt, daß Wolfersdorf dem Könige als ein unnützer Querulant erschien. Der König antwortete auf seine Klage nichts als die Worte: „Einen Wolf brauche ich erst nach Weihnachten," und als der Oberjägermeister fortfuhr, „mit sensibilité und tristesse" zu sprechen: „Wolfersdorf, ich brauche einen Bären," sodaß der brave Beamte schließlich ganz konsterniert in sein Zimmer zurückkehrte und es vor der Abreise nicht wieder verließ.

Da versuchte die Kurprinzessin seit Ende Januar 1759 selbst mit Friedrich dem Großen eine Verständigung anzubahnen. Sie teilte dem General Schmettau im Vertrauen mit, sie wünsche den König heimlich zu sprechen, um sich ihm zu eröffnen. Die Umstände lassen dies nicht zu, da Friedrich in Schlesien unabkömmlich ist, aber er schreibt: Vous flatterez et cajolerez la jeune cour au possible — quoiqn'en prenant toujours vos sûretés à certains égards — pour l'entretenir dans de bons sentiments et pour nourrir surtout ceux de la Princesse electorale qn'elle vons a fait marquer à mon egard. Darauf-

hin schrieb Schmettau der Kurprinzessin, er werde in allen Dingen, wo es seine Pflicht zulasse, ihr seine ehrfurchtsvolle Verehrung bezeugen, und Maria Antonia teilte ihm mit, daß sie ihn am Abend im Schloß im Zimmer ihres bayrischen Arztes zu sprechen wünsche. Die denkwürdige Unterredung fand, wie es scheint, am 7. Februar statt, denn Schmettau berichtet darüber am 8. Februar. Maria Antonia gab dabei den aufrichtigen Wunsch zu erkennen, daß sich in Zukunft ein besseres Verhältnis zwischen Wettinern und Hohenzollern anbahnen möge; sie sei als Tochter Kaiser Karls des Siebenten keine gute Österreicherin und wünsche, daß die Österreicher nicht wieder nach Sachsen kämen. Am 18. Februar berichtet Schmettau weiter von der traurigen Lage des Hofes und seiner gereizten Stimmung gegen Brühl. Die Not zwingt zu der Bitte, daß die noch in Dresden vorhandnen Damen des alten Hofes nach Warschau oder Böhmen gebracht würden, damit man sie nicht zu erhalten brauche, ja man scheut sich sogar nicht, den preußischen König um ein Darlehn anzugehn für den Fall, daß man anfange, à être dans un état à faire pitié. Der König hat in der Tat am 24. März 1759 dem General Schmettau 10000 Taler Gold anweisen lassen, die dieser durch den genannten bayrischen Arzt Wolter der Kurprinzessin schicken sollte; dabei bittet sie der König de vouloir croire que ce pen de chose je faisais pour elle, ne visait aucunement pour en tirer qnelqne avantage par là; qne mes intentions pour cela se bornaient uniquement de lui en prouver que je n'étais point son ennemi personnel, ni de sa famille, malgré que je me voyais forcé, a mon regret, de faire la guerre contre la Saxe. Ob damals nur die Not diesen Schritt der Kurprinzessin veranlaßte, oder ob schon ein Gesinnungswandel Preußen gegenüber eingetreten war, muß zunächst dahingestellt bleiben, da Maria Antonia zugleich auch mit der Kaiserin Maria Theresia einen intimen Briefwechsel unterhielt, der vom Archivrat Woldemar Lippert im Auftrage der Sächsischen Historischen Kommission bald herausgegeben werden wird.

Das kurprinzliche Paar harrte mit seinen Kindern in Dresden aus, bis die von Friedrich selbst angeordnete, dann zu spät widerrufne Kapitulation am 4. September 1759 die Stadt den Österreichern überlieferte. Damals siedelte der junge Hof über Pirna nach Prag und von da im Januar 1760 nach München über. In Nymphenburg starb am 8. Januar 1761 der getreue Eckehard der Kurprinzessin, Graf Wackerbarth-Salmour. Es war ihm nicht vergönnt, in seinem geliebten Zabeltitz die letzte Ruhestätte zu finden, ebensowenig hat er den neuen Tag geschaut, der zwei Jahre später über das so sehr geprüfte Sachsen heraufstieg, aber er muß doch mit dem Grafen Einsiedel, dem Minister Friedrich Christians, dem Freiherrn von Fritzsch auf Seerhausen, dem Oberjägermeister Grafen Wolffersdorf, dem Herrn von Hoffmann u. a. zu den Männern gerechnet werden, die bei der Geburt eines neuen, glücklichern Vaterlandes Patenstelle vertraten. Es ist zur Zeit nicht möglich, ein in allen Einzelheiten zutreffendes Bild des Grafen Wackerbarth-Salmour und seiner Tätigkeit zu entwerfen; dazu bedarf es der Hebung des massenhaften Stoffes, der zum Beispiel im Sächsischen Hauptstaatsarchiv in den zahlreichen Bänden seiner Korrespondenz vorhanden ist; noch weniger möglich ist es, jetzt schon die Fäden des Einverständnisses aufzudecken, die zwischen den Personen hin und her liefen, die mit Ingrimm das unwürdige Regiment des Grafen Brühl verwünschten und es doch bei dem Charakter Augusts des Dritten nicht zu beseitigen vermochten. Aber die Empfindung möchte ich doch aussprechen, daß Zabeltitz und der Wackerbarthsche Kreis schon vor Ausbruch des Siebenjährigen Krieges ein Sammelpunkt der edeln Frondeurs gewesen seien, die allein noch die Menschenrechte gegen den sächsischen Sejan — die Bezeichnung stammt von Eichel, dem trefflichen Sekretär Friedrichs des Zweiten — zu verteidigen wagten. Das wußte auch der trotz einzelner Versehen gut unterrichtete Ver-

faſſer des 1760 und 1761 anonym erſchienenen Buches „Leben und Charakter des Grafen von Brühl," der im zweiten Teile Seite 82 folgendes erzählt: „Vor allen Dingen aber war nötig, daß man die Hofmeiſter des Prinzen auf die Brühlſche Parthey ziehen mußte. Vielleicht waren einige darunter ganz gelehrig. Allein der Herr Graf von Wackerbarth-Sallmour hatte einen ſo unfähigen Kopf, daß ihm die Brühlſche weiſe Regierung und großen Verdienſte auf keinerley Art begreiflich gemacht werden konnten. Dieſer allein hat dem Herrn Grafen von Brühl mehr Kummer und ſchlafloſe Nächte verurſachet, als eine zwanzigjährige Vorſorge vor die Wohlfahrt von ganz Sachſen." Die Lücke, die durch Wackerbarths Tod in den Kreis der höfiſchen Geſellſchaft geriſſen war, wurde noch nach Jahren empfunden: als es ſich im Jahre 1764 darum handelte, einen neuen Gouverneur für den jungen Kurfürſten Friedrich Auguſt zu finden, ſuchte der Adminiſtrator den Grafen Caſimir von Salmour in Turin für dieſen wichtigen Poſten zu gewinnen.

Im Herbſt des Jahres 1762 kehrten Maria Antonia und ihr Gemahl unter dem Jubel des verarmten Volkes in das ſeit dem Bombardement vom Sommer 1760 teilweiſe noch in Schutt und Aſche liegende Dresden zurück. Die erſte erfolgreiche Anregung zum Friedensſchluß ging von ihnen aus: am 29. November 1762 vereinbarte in ihrem Auftrage der Freiherr von Fritzſch in der „alten Schotterei" in Meißen, dem Hauptquartier des Königs, mit dieſem alles Nötige zur Eröffnung der Verhandlungen — am 15. Februar 1763 wurde der Hubertusburger Frieden unterzeichnet. Dasſelbe Jahr führte auch Friedrich Chriſtian und Maria Antonia auf den ſächſiſchen Thron — aber ſchon am 17. Dezember 1763 war ſie Witwe: die ſchwarzen Blattern hatten ihren edeln Gatten, der erſt 41 Jahre alt war, ins frühe Grab dahingerafft. Doch die gute Ausſaat des Herbſtes 1763 ging reichlich auf und trug ſchon unter der vormundſchaftlichen Regierung Xavers gute Früchte. Die Hauptſorge der verwitweten Kurfürſtin war nun auf die beſte Erziehung ihres Sohnes, des jungen Kurfürſten, gerichtet, bei der bisher teilweiſe durch Schuld des zum Gouverneur beſtellten harten alten Barons von Weſſenberg, teils durch die des Jeſuitenpaters Herz ſchlimme Mißgriffe vorgekommen waren. Aber auch ein Abbé Vietor aus Piemont, den man 1762 zum Erzieher des Kurprinzen beſtellt hatte, mußte wegen einer ſkandalöſen Lebensführung entlaſſen werden: er rächte ſich, indem er überall in Dresden, ja ſogar bei den fremden Höfen die Verdächtigung ausſtreute, Maria Antonia wolle ihren Sohn insgeheim zum Proteſtantismus zurückführen. Daran war kein wahres Wort. Maria Antonia war eine gute Katholikin, aber ſie war fern von jedem Fanatismus und jeder Bigotterie, vor allem war ſie tief durchdrungen von dem Gefühl der Pflichten, die ein katholiſcher Fürſt gegen ein faſt ausſchließlich proteſtantiſches Land zu wahren hat. Ihre Briefe an den bayriſchen Kurfürſten, ihren Bruder, an den ſpaniſchen Miniſter Marquis de Squillace u. a. zeigen die in ſtrenger Pflichterfüllung gereifte Fürſtin, die hoch über den Parteien allein das Wohl des Landes zur Richtſchnur nimmt, das Verfahren Jakobs des Zweiten von England verabſcheut und nicht nur einen Proteſtanten, den Hofrat von Burgsdorf, neben dem katholiſchen Kammerherrn von Stöcken zum Erzieher des Sohnes beſtellt, ſondern gelegentlich auch mit dem Superintendenten Oberkonſiſtorialrat am Ende über die Erziehung ihrer Kinder ſpricht. Auf Empfehlung des Freiherrn von Fritzſch wurde ſeit 1764 auch der ehemalige Bürgermeiſter von Leipzig, der Hofrat, ſpätere Konferenzminiſter Gutſchmid, mit dem Unterrichte des Kurprinzen in den Rechts- und Staatswiſſenſchaften betraut. Als Schülerin Friedrichs des Großen erſcheint Maria Antonia beſonders in den eigenhändigen Zuſätzen zu der mit dem Prinzregenten Xaver vereinbarten Inſtruktion für die Erzieher Friedrich Auguſts. In dieſer Inſtruktion wird es für die Pflicht des jungen Kurfürſten erklärt à réunir con-

stamment la fidelité qu'il doit à la profession de foi, dont Il est interieurement convaincu, aux obligations, que par rapport à celle de ses sujets Lui imposent les constitutions fondamentales de l'Empire dont Il est membre et celles du Pays, dont il aura le Gouvernement. Dazu fügt Maria Antonia noch die Worte hinzu: Le vrais moieu d'y reussir sera de faire demêler, sentir et aimer à Son Eleve ce qui constitue veritablement l'essence de la Religion, en éloignant de Son esprit et de Son cœur tout ce qui peut tendre à la bigotterie et à l'intolérance.

Nachdem Friedrich August der Dritte 1768 selbst die Regierung angetreten hatte, war die politische Rolle seiner Mutter im wesentlichen zu Ende, wenngleich sie auch weiterhin bei wichtigen Verhandlungen zum Beispiel über die Krone Polen und über die bayrische Erbschaft eine gewisse und zwar nicht eben glückliche Tätigkeit entwickelte. Höhepunkte ihres spätern Lebens waren die beiden Besuche, die sie im Oktober 1769 und im September und Oktober 1770 Friedrich dem Großen in Sanssouci abstattete, mit dem sie seit der ersten persönlichen Begegnung (im März 1763 in Moritzburg) in fast ununterbrochnem Briefwechsel geblieben war. Friedrich der Große war damals schon ein einsamer Mann, aber durch die Ankunft der hochgeehrten Fürstin am 20. Oktober 1769 lebte seine galante Ritterlichkeit wieder auf; der Hofbericht meldet: „Nach dem Souper zog der König weißglacirte Handschuhe an, führten Ihro K. Hoheit die Churfürstin in Dero Zimmer und retirierten sich alsdann sogleich in das Ihrige." Welch ein Bild auch, als am 24. Oktober Maria Antonia in ihren Zimmern vor dem König sang, und der König „auf der Flaute spiehleten." Im Theater zu Berlin wurde die Kurfürstin durch einen vom König selbst gedichteten Prolog begrüßt. Maria Antonia war von den Aufmerksamkeiten des ehemaligen Gegners tief gerührt: sie hatte ihm schon früher ihr Selbstporträt geschenkt; jetzt stickte sie zum Andenken an ihren Besuch den schönen Ofenschirm, den man noch heute im Neuen Palais zu Potsdam im Schlafzimmer des Königs sehen kann. Auch ihr zweiter Besuch in Potsdam (26. September bis 5. Oktober 1770) brachte ihr wieder fêtes charmantes und instants precieux de la conversation sublime du plus graud des hommes und damit das erhebende Bewußtsein, mit dem alle fürstlichen Zeitgenossen überragenden Einsiedler von Sanssouci auf der Höhe der Menschheit gestanden zu haben — aber diese Lichtblicke mußten sie auch für einen durch Krankheit, heimtückische Verleumdung und harte Enttäuschungen aller Art verdüsterten Lebensabend trösten. Sie war eine tapfere Frau, die auch unter Schmerzen spaßen konnte. Als sie 1774 in München infolge eines Unfalls den Fuß so unglücklich gebrochen hatte, daß die Knochensplitter ins Fleisch drangen und außerdem Gicht hinzutrat, schrieb sie dem Sohne: Je vous previens que votre vieille mere sera uu peu boiteuse puisque ce pied restera un peu plus court que l'autre, aber das thut der Liebe nichts, je suis persuadé que vous m'aimerez tout autant clopinante que lorsque je dansais avec vous des contredanses.

Drei Schwächen machten der genialen Frau in den folgenden Jahren sehr zu schaffen: die Rastlosigkeit ihrer Natur, die sie antrieb, sich in Dinge einzumischen, die sie lieber nicht hätte anrühren sollen, ferner ihr unverwüstlicher Glaube an die Güte der Menschennatur, der sie immer wieder dazu brachte, auch Unwürdigen Vertrauen zu schenken, und endlich eine gewisse Sorglosigkeit in ihren Ausgaben, die sie in Schulden verstrickte. Diese Sorglosigkeit kam manchem Talente, das sich emporzuringen strebte, und mancher guten Sache zugute. Maria Antonia hat den spätern Kapellmeister Naumann nach Dresden berufen und ihm die Mittel zu weiterer Ausbildung gegeben, auch zahlreiche andre junge Künstler und Musiker hat sie unterstützt, und noch 1775, als sie selbst schon in arger Geldnot war, begeisterte sie sich so sehr für den Plan

ihres Schwagers, des Kurfürsten Clemens Wenzel von Trier, das herrlichste Vermächtnis der Römerzeit, die Porta Nigra, wieder frei zu machen und herzustellen, daß sie ihm zu diesem Zwecke tausend Taler schickte. Das Verhältnis zu ihrem peinlich gewissenhaften Sohne wurde durch die Schulden und durch die schlimmern Verleumdungen eines italienischen Abenteurers (Agdollo), dem sie leider Vertrauen geschenkt hatte, zeitweise getrübt, doch überzeugte sich Friedrich August der Gerechte bald von der vollkommnen Schuldlosigkeit seiner Mutter. Mit ihm versöhnt starb sie am 23. April 1780 einen sanften Tod, und am 29. April wurde sie in der düstern Gruft der katholischen Hofkirche beigesetzt, eine Fürstin von bewegten äußern und noch bewegtern innern Schicksalen. Ihr Sohn Friedrich August bezeichnete noch in seinem Alter als das eine von den beiden schmerzlichsten Ereignissen, die ihn in seinem langen Leben betroffen hätten, den Tod der Mutter. Trotz der genannten Schwächen, die aber doch einer im Grunde edeln Anlage entspringen, strahlt ihr Bild unter den sächsischen Fürstinnen in ungetrübter Reinheit, besonders verehrungswürdig auch deshalb, weil sie die Stammmutter des sächsischen Königshauses ist: ihre Urenkel sind König Albert und König Georg von Sachsen. Trotzdem kennt sie das Volk nicht mehr, und auch die gebildeten Sachsen kann man zählen, die von Maria Antonia einen auch nur oberflächlichen Begriff haben.

(Schluß folgt)

Alte Redensarten neu erklärt

inen Bock schießen. In England, Frankreich und Deutschland bezeichnet die volkstümliche Sprache etwas innerhalb seiner Gattung fehlerhaftes oder schlechtes mit einem Tiernamen, wie Tiernamen ähnlich ja auch als Schimpfwörter für Menschen gebraucht werden. Der Engländer nennt ein grobes Versehen a bull, der Franzose einen überspringenden Ton einer Trompete ebenso wie eine falsche Nachricht un canard. Ebenso redet der Deutsche von einer Ente, einem Pudel, und ebenso nannten die deutschen Schützengilden des sechzehnten Jahrhunderts einen Fehlschuß, d. h. einen Fehler d. i. Nichttreffer beim Schießen, einen Bock. Fehler im Bau einer Mauer heißen in der Zimmerischen Chronik Wölfe, ein Fehler im Orgelbau heißt noch heute ein Orgelwolf. Hans Sachs erzählt von einem Buhler, den die junge Frau abblitzen läßt:

Der zog darvon und ward verdrossen
Und hätt do einen Kuckuck gschossen.

„Eine Lerche schießen" wird für ein sehr häufig vorkommendes Versehen gebraucht, dafür nämlich, daß jemand, weil er nicht auf den Weg sieht, stolpert und hinfällt. Dafür kann man auch kurz hören: hinlerchen, wie der Tiroler sich angewöhnt hat von einem Mißgriff kurz zu sagen: das ist gebockt.

Bock und Wolf waren von diesem allgemeinen Gebrauche her in der altdeutschen Schneidersprache insbesondre auch Bezeichnungen eines schlechten Gewandstücks. Hans Sachs erzählt unter den Streichen Eulenspiegels auch den, daß Eulenspiegel eines Abends von einem Schneidermeister, bei dem er sich verdingt hat, einen Bauernrock hingeworfen bekommt mit den Worten: Tu den Wolf ausmachen! d. h. mache diesen groben Kittel fertig. Eulenspiegel versteht das natürlich nach seiner Art wörtlich, macht eine Wolfsfigur mit vier Beinen daraus, und der Meister muß ihm am nächsten Morgen, als er die Bescherung sieht, sagen:

Tätst mich nicht recht verstohn.
Ich hab gemeint den Bauernrock,
Den nennt man einen Wolf oder Bock.

Laß dich nicht ins Bockshorn jagen! d. h. laß dich nicht einschüchtern! Die Wendung heißt in ihrer ältesten Form immer: in ein Bockshorn jagen, in ein Bocksharn zwingen. So sagte man im sechzehnten und im siebzehnten Jahrhundert. Der ursprüngliche Sinn ist also: einen so klein kriegen, daß er in ein Bocksharn schlüpft, sich van dessen breiter Öffnung aus nach dem spitzen Ende zu hinein verkriecht. „Ein eingeschüchteter kriecht ja auch in ein Mauseloch; in Leipzig sagt man: er werd ganz kleene; in Schwaben ist gebräuchlich: einen in einen Strohhalm schwätze.“*) Ist nun aber ein wirkliches Bocksharn gemeint? Undenkbar wäre das nicht: Bockshörner waren als Tintenfässer im ausgehenden Mittelalter in verbreitetem Gebrauch. Doch ist etwas andres wahrscheinlicher. Schlägt man nämlich altdeutsche Wörterbücher und Dialektwörterbücher nach, so wird bei Bockshorn zunächst auf eine Pflanze verwiesen, den Bockshornklee, dessen kleine harte, engröhrige Hülsenfrüchte in Tirol zum Beispiel schlechthin Bockshörndl heißen. Dieser (Bocks-)Hornklee galt im Mittelalter, wie schon im Altertum, für sehr heilkräftig und wurde viel gebaut. An die allbekannte charakteristische, zum Spielen, auch mit Gedanken, förmlich auffordernde Frucht wird ursprünglich bei der Redensart ebenso gedacht warden sein, wie Walter van der Vogelweide van seiner hohen Sommerfreude einmal sagt:

daz jaget der winter in ein stro.

Ein altes Verslein, das von ferne anklingt, heißt:

Da die Treue war verloren,
Kroch sie in ein Jägerhorn,
Der Jäger blies sie in den Wind,
Das macht, daß man sie selten findt.

Auf dem Damme sein. Die Wendung wird namentlich im Gedanken an das gefährliche Gegenteil gebraucht; man sagt entweder van einem Genesenen: er ist wieder auf dem Damme, oder von einem Kranken, der labariert: er ist gar nicht recht auf dem Damme. Wie das Wort Damm selbst in niederdeutscher Form in die Schriftsprache aufgenommen worden ist (Luther schrieb tam) und ja auch mehr eine Sache der Niederungen ist, so ist Norddeutschland auch die Heimat der Redensart, und kein Dichter kann besser Aufschluß über sie geben als Fontane. Damm und Sumpf sind entscheidende Gegensätze in dem altniederdeutschen Kampfesleben: drunten im Luch ist es übel fechten, oben auf dem Damm aber gut. Vor dem brandenburgischen Städtchen Kremmen kämpfen der Pammernherzog Barnim und Markgraf Ludwig van Brandenburg, der aus der Stadt einen Ausfall getan hat: wer den Damm, den mit Steinen aufgeschütteten Straßenzug vor dem Stadttor, behauptet, hat die Oberhand. Zuletzt geht es den Pommern schlecht,

Da sprach Schwerin: „Das tut kein gut,
Laßt uns den Damm erfassen,
Oder wir müssen unser Blut
Hier alle vor Kremmen lassen.“

Im Jahre 1420 steht Angermünde für den Pammernherzog auf dem Spiele, er und sein tapfrer Detlef Schwerin verteidigen es, doch Hans van Putlitz, Kurfürst Friedrichs Heerführer, schießt Bresche, dringt ein, gelangt bis zum Markt, hier fällt Schwerin —

Das war des Herzogs schwerster Tag,
Als da Herr Detlef vor ihm lag,
Zerhackt in Blut und Wunden,
Und er rief: „O hätt ich über den Damm
Erst wieder zurücke gefunden.“

*) Borchardt, Sprichwörtliche Redensarten; Leipzig, 1894.

Und im Lurenkonzert:

... Wo der Steindamm sich hinzieht, stieben die Funken,
In den Sumpf ist Roß und Troß versunken ...

Steinweg oder Sumpf ist das Leben draußen. Wenn Not droht im Kampfe — wohl dem, der auf dem Damme ist.

Haare auf den Zähnen haben. Erklärungen deutscher Redensarten im Anschluß an die Mythologie der Germanen erfreuen sich im allgemeinen keines guten Rufs mehr. Es ist leider früher zu viel von mythologischen Beziehungen gefaselt worden, und man ist nun mit Recht mißtrauisch gegen Deutungen geworden, die nur jung belegbare Redensarten ohne Bedenken mit Wodan, Ostara und dergleichen verknüpfen. Trotzdem soll hier eine neue mythologische Erklärung vorgeschlagen werden, weil alle andern bisher gegebnen nicht befriedigen. Mogk sagt in seiner Germanischen Mythologie in dem Abschnitte über den Werwolf: „In vielen Gegenden kennt man die Sage, man erkenne den Menschen, der Werwolfsgestalt annehmen kann, an Fasern zwischen den Zähnen." Charakteristisch ist nun, daß die Redensart von Menschen gebraucht wird, mit denen schlecht anbinden ist, denen man im Kampfe grimmige, bissige Verteidigung zutraut, von Leuten, die man sich hüten soll zu reizen (reizen aber bedeutet „reißen machen, reißend machen"). Der alte, tief eingewurzelte und weit verbreitete Werwolfglaube liegt also wirklich nahe.

Mit jemand noch ein Hühnchen zu rupfen haben. Ein Bild, nichts weiter. Wander verzeichnet in seinem großen deutschen Sprichwörterlexikon unter Apfel und Nüßchen die zum Teil mundartlich beschränkten Parallelwendungen dazu: ich habe noch einen Apfel mit ihm zu schälen, ich han met dem noch e Nößche ze krachen. Immerhin mögen das Rupfen des Hühnchens wie das Krachen des Nüßchens von Anfang an besonders willkommne Bilder gewesen sein, anzudeuten, daß es bei dem gemeinsamen Handel und der Auseinandersetzung voraussichtlich nicht ganz sänftiglich abgehn wird.

Hundsloden haben bildlich die Bedeutung: grobe Schelte wegen einer groben Dummheit; woher? Hier bedarf es weitern Ausholens. Vierkandt bespricht in seinem Buche „Naturvölker und Kulturvölker" auch die Homöopathie der Naturvölker und bemerkt: „So findet man häufig bei ihnen die Sitte, bei einer Vergiftung durch den Biß eines Tieres Öle von giftigen Tieren zur Heilung zu verwenden. Ähnlich ließ man im Altertum, um eine durch einen Messerschnitt herbeigeführte Verwundung zu heilen, Rost von dem betreffenden Messer trinken, oder gekochtes Skorpionfleisch gegen Skorpionbisse genießen, oder eine durch einen Affenbiß erregte Wunde durch ein Pflaster von demselben Affen heilen." Dasselbe galt auch für den Hundebiß auf germanischem Sprachgebiet. Die im englischen heute nur noch scherzhaft gebrauchte Wendung a hair of the dog that bit you enthält dieses ursprünglich ernst gemeinte Rezept zur Heilung des Hundebisses. In Deutschland gebrauchte der Student und gebraucht noch heute der Altenburger die Redensart „Hundshaare, Hundehaare auflegen" in dem Sinne von: einen Katzenjammer durch neues Trinken bekämpfen. In dem letzten Falle werden also die Hundshaare, die eigentlich nur gegen den Hundebiß heilen, schon als typisches Gegenmittel gegen einen übeln Zustand überhaupt verwandt; der alte Sinn ist zwar noch insofern erhalten, als Bier gut machen soll, was Bier geschadet hat, aber der Ausdruck Hundshaare, der ja gar nicht hergehört, beweist, daß die Redensart schon stark verblaßt ist, nur noch als scherzhafter, bildlicher Rest lebt. Nun sind Hundshaare und Hundsloden dasselbe, und nichts andres als ein andrer bildlicher Rest der alten Wendung ist es, wenn man von einem, der es wegen seines Versehens oder Vergehens grob eingetränkt bekommt, durch Schelte sozusagen kuriert wird, sagt: er kriegt Hundsloden.

Matthäi am letzten. Der Ausdruck läßt sich aus dem letzten Kapitel des

Matthäusevangeliums, woran man zunächst zu denken geneigt ist, schlechterdings nicht erklären. Er mischt in eigentümlicher Weise Scherz und Ernst, klingt à la Fischart, d. h. wie Humor des streitbaren Protestantismus in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Da man mit dem Evangelium Matthäi zur Erklärung nichts anfangen kann, möchte man an den Tag Matthäi denken, der irgendwie mit der Wendung der lutherischen Zeit „am letzten," die gewöhnlich auf das letzte Kapitel einer biblischen Schrift bezogen wurde, humoristisch, doch mit der ernsten Bedeutung „es ist aus," wobei obendrein oft geradezu an den Tod gedacht wird, verbunden worden wäre. Liest man nun in einer Chronik Magdeburgs, d. h. der Stadt, die dem Kaiser Karl dem Fünften, dem großen Protestantenfeind, unter allen freien deutschen Städten am mannhaftesten entgegengetreten war, zum Jahre 1558: „Im selben Jare den 16. September, war der abent Mattei, ist der alte Kaiser Carl in einem Closter in Hispanien gestorben" — kann man sich da der Vermutung entschlagen, daß wir in einer ironischen schlagwortmäßigen protestantischen Beleuchtung dieses Ereignisses den Keimpunkt unsrer Redensart haben möchten? R. W.

Der Marquis von Marigny

Eine Emigrantengeschichte von Julius A. Haarhaus

(Fortsetzung)

5

In Mutter Haßlachers Garten vor dem Löhrtore standen die Apfelbäume in voller Blüte. Weder die Besitzerin noch ihre Besucher vermochten sich zu entsinnen, daß die Bäume jemals zuvor in einem so reichen Frühlingsschmucke geprangt hätten, und wenn die Nachbarn über ihre Zäune schauten, so mußten sie sich, um den Anblick eines solchen Segens ohne allzu große Beeinträchtigung ihres Wohlbehagens ertragen zu können, immer und immer wieder vorhalten, daß ja nicht jede Blüte eine Frucht ansetze, oder daß eine solche Überfülle nicht ohne Einfluß auf Größe und Qualität der zukünftigen Äpfel bleiben werde. Überdies sei man ja auch erst im April, und bis zum Oktober könnte noch mancher Nachtfrost und manches Unwetter eintreten und die Hoffnungen der Besitzerin dieser vielversprechenden Bäume zu schanden machen.

Nicht als ob man der guten Wittib etwas Böses gewünscht hätte! Beileibe nicht! Aber war es recht und billig, daß in ihrem Garten das kleinste Reislein ein paar Dutzend Blüten trug, während der Frühling rings in den Nachbargärten nur die spärlichen Reste verstreut zu haben schien, die auf dem Grunde seines Füllhorns zurückgeblieben sein mochten?

Aber die Apfelbäume wußten wohl, weshalb sie in diesem Jahre so reich blühten. Nicht aus Eitelkeit, denn sie waren schon in dem Alter, wo sie wissen mußten, daß Schönheit und Ruhm nur durch eine Fülle von Unbequemlichkeiten erkauft werden, und daß sie an den Folgen eines solchen Frühlingsrausches im Herbste schwer zu tragen haben würden, sondern aus zärtlicher Teilnahme für die zierliche blasse Mädchenblume, die jeden Mittag in einer Portechaise am Gartenpförtchen erschien, langsam über den schmalen, mit Buchsbaum eingefaßten Weg wandelte und sich dann auf den mit Kissen belegten Korbsessel niederließ, den Mutter Haßlacher schon eine Weile vorher aus dem chinesischen Sommerhäuschen ins Freie getragen und in die warme Sonne gestellt hatte.

Und wenn dann das Mädchen in Decken eingehüllt dasaß, sich des wonnigen Gefühls der Wiedergenesung und zugleich auch der Frühlingsseligkeit freuend, dann

bewegten die Apfelbäume leise, leise ihre Zweige und ließen ihre zarten, rosig angehauchten Blütenblättchen auf die Träumende niederfallen, bis sie aufschaute und ihre Augen an den Wolken von Blüten weidete, über denen sich ein Himmel ausspannte, reiner und blauer, als sie ihn je gesehen zu haben glaubte.

Gewöhnlich blieb jedoch Marguerite nicht allzu lange allein. Die Wittib, für die es in dieser Jahreszeit genug zu tun gab, da sie den Garten selbst bestellte, ließ von Zeit zu Zeit ihre Erbsenbeete und Bohnenreihen im Stich, wusch sich die Hände in der Gießkanne, trocknete sie oberflächlich an der Schürze ab und sah einmal nach, ob sie „ihrer" Demoiselle irgend eine Handreichung leisten konnte, oder ob die Kissen aufgeschüttelt und zurechtgerückt werden mußten.

Manchmal stellte sich auch der Vater draußen im Garten ein, erkundigte sich bei Madame Haßlacher, ob sie dieses oder jenes Gemüse ziehe, das die Alte nicht einmal dem Namen nach kannte, oder sammelte in eigner Person die fetten Weinbergschnecken, die ein warmer Frühlingsregen aus ihren Wintergräbern hervorgelockt hatte, und die nun, ihren Sargdeckel aus weißem Kalk vor sich herschiebend, zu neuem Leben wieder auferstanden, einem Leben, das allerdings nur zu bald in den Marignyschen Kochtöpfen auf ewig enden sollte.

Wenn zufällig einmal der Marquis und seine Wirtin in der Nähe des chinesischen Sommerhäuschens zusammentrafen, schauten sie gewöhnlich beide zu Marguerite hinüber und nickten sich mit vielsagendem Lächeln zu. Dann hob Madame Haßlacher wohl auch ihre Gießkanne empor und schüttelte sie, daß das Wasser an die blechernen Wände plätscherte, um durch diese Symbolik bei dem alten Herrn in Erinnerung zu bringen, welchem Heilmittel man es zu danken habe, wenn das Fräulein jetzt als Rekonvaleszentin hier im Garten sitze. Aber Marigny war nicht geneigt, sich Verdienste streitig machen zu lassen, auf die er sich mit Recht viel einbildete, und deshalb hielt er Umschau am Himmel, bis er einen Flug feldernder Tauben entdeckte, auf die er dann mit dem Ausdruck triumphierender Überlegenheit hinwies.

Hin und wieder brachte der Marquis auch Bekannte — natürlich Landsleute — mit in den Garten, die er seiner Tochter dann unter dem Vorgeben, daß sie gekommen seien, um sich die Blütenpracht anzusehen, vorstellte. Das Merkwürdige dabei war jedoch, daß sich unter den vielen französischen Aristokraten nur Herren und unter diesen nur die unverheirateten und heiratsfähigen für Naturschönheiten zu interessieren schienen, und ebenso seltsam war es, daß sie, die doch der Bäume wegen den Spaziergang vors Tor unternommen hatten, am Ziele ihrer Wanderung angelangt, den Bäumen selbst nicht die geringste Beachtung schenkten, sondern sich mit dem winzigen Spiegelbild der Blütenwolken begnügten, das man bei genauem Zusehen in Marguerites schönen Augen wahrnehmen konnte.

Jedem der Besucher erzählte Marigny höchst umständlich die Krankheitsgeschichte seiner Tochter und ließ dabei durchblicken, daß von den Ärzten nicht viel zu halten sei, wogegen er, als ein Laie, sich anheischig mache, mit seinen Medikamenten, zumal mit Tauben à la princesse Rohan und ähnlichen leicht verdaulichen Dingen jede noch so schwere Krankheit zu heben. Und dann fügte er unter allerlei spitzen Bemerkungen über den Leibmedikus Haupt noch hinzu: Ja ja, er hatte vollkommen Recht! Sie wäre wie ein Lämpchen verlöscht, aber warum, meine Herren? Warum? Weil kein Öl mehr auf dem Lämpchen war. Und weshalb ist sie am Leben geblieben? Weil sie das Glück hatte, einen Vater zu haben, der über ein ausreichendes Maß von gesundem Menschenverstand verfügte, um einzusehen, daß es an der Zeit sei, frisches Öl aufzufüllen. Also, meine Herren, wenn Sie einmal krank sein sollten, was ich Ihnen nicht wünschen will, so schicken Sie nicht gleich zum Arzt, sondern versuchen Sie es zuerst einmal mit Tauben à la princesse Rohan. Sie werden mir für diesen Rat Dank wissen!

Marguerite war nicht gerade davon erbaut, in dieser Weise dem „auswärtigen Frankreich" als Demonstrationsobjekt für die medizinischen Anschauungen ihres

Vaters vorgeführt zu werden, und so bat sie ihn denn eines Tages, er möge dafür sorgen, daß diese Besuche möglichst unterblieben. Die Unterhaltung mit Leuten, die sie gar nicht oder doch nur sehr oberflächlich kenne, und die ihr herzlich gleichgiltig seien — hier machte der Marquis ein langes Gesicht —, ermüde sie noch allzusehr; wolle er ihr jedoch eine Freude bereiten, so möge er die Baronin von Gramont bitten, ihr häufiger als bisher Gesellschaft zu leisten.

Der Marquis, froh, seiner Tochter einen Wunsch erfüllen zu können, machte sich sogleich auf den Weg, um die Baronin davon zu benachrichtigen, wie sehnlich Marguerite nach ihrem Besuche verlange.

Die Bekanntschaft der beiden Damen datierte von ihrem Aufenthalt in Sainte-Madeleine her. Frau von Gramont, oder wie sie damals noch hieß: Marie von Louvois, war allerdings einige Jahre älter als Marguerite und hatte dieser, wie es sich für eine vorgeschrittnere Schülerin ja von selbst verstand, im Kloster kaum Beachtung geschenkt. Jedoch hier in der Fremde reichten die gemeinsamen Erinnerungen aus, die beiden einander näher zu bringen und eine Art von Freundschaft — wenn man bei Marguerites kühlem Wesen von Freundschaft reden durfte — zwischen ihnen zu begründen. Und so war Frau von Gramont in der Tat die einzige unter den vielen damals in Koblenz wohnenden Landsmänninnen, die sich um das junge Mädchen während seiner Krankheit gekümmert hatte, und die mit ihrer unverwüstlichen Heiterkeit auf die Rekonvaleszentin den heilsamsten Einfluß ausübte. Wie treffend wußte sie jede einzelne der frommen Schwestern von Sainte-Madeleine zu charakterisieren! Von der hochwürdigen Mutter Äbtissin an, die stets vom Schnupfen geplagt wurde, weil sie ganze Nächte lang am offnen Fenster astrologische Studien trieb, bis hinab zu der Schwester Pförtnerin, die an der fixen Idee litt, sie sei die Braut des heiligen Petrus, und die für ein Stückchen Pflaumenkuchen jedem die Zusicherung gab, sie werde ihn einst, wenn sie erst bei der Verwaltung des himmlischen Pförtneramts ein Wörtchen mitzureden habe, ohne weitere Förmlichkeiten einlassen. Und Schwester Célestine, die gegen andre so streng und gegen sich selbst so nachsichtig war, und Schwester Claudia, die eine so große Schwäche für Parfümerien hatte, daß man mit Hilfe der Nase ihre Spur durch das ganze Haus und sogar durch den Garten verfolgen konnte, und die kleine bucklige Schwester Portiuncula, die immer behauptete, sie gliche der heiligen Madeleine auf dem Altarbilde der Klosterkirche!

Frau von Gramont ließ nicht lange auf sich warten. Sie wäre auch ohne besondre Mahnung heute noch gekommen, sagte sie. Sie habe eine Neuigkeit, und Neuigkeiten lange bei sich zu behalten, sei ihre Sache nicht. Wenn Herr von Marigny Geschäfte habe — der Marquis war nämlich, als die Besucherin erschien, gerade im Garten —, so möge er sich nur ja nicht durch sie zurückhalten lassen; ihre Visite gelte lediglich Marguerite. Das war ein Wink, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, und der alte Herr mußte sich wohl oder übel zurückziehn, obgleich er gar zu gern von der Gesellschaft der hübschen und lebhaften jungen Frau profitiert hätte.

Nun — und Ihre Neuigkeit, Frau Baronin? fragte Marguerite, als sie das Gartenpförtchen hinter dem Vater ins Schloß fallen hörte.

Ei, meine Liebe, wer wird so entsetzlich neugierig sein! Unsre Neuigkeit läuft uns nicht davon. Lassen Sie mich erst einmal die berühmten Blütenbäume sehen, von denen Ihr Herr Vater nicht müde wurde, mir vorzuschwärmen.

Das Mädchen wies lächelnd nach oben.

Mein Gott — das ist alles? fuhr die Baronin fort, indem sie mit dem Auge der angedeuteten Richtung folgte; offen gestanden, ich hatte mir weit mehr darunter vorgestellt. In Paris würde man über so etwas kein Wort verlieren. Ich muß übrigens zu meiner Schande gestehn, daß ich vergessen habe, wie der Herr Marquis diese Sorte von Bäumen nannte.

Sie trat in das chinesische Sommerhäuschen, um sich einen Schemel zu holen,

den sie dicht an Marguerites Sessel rückte. Nachdem sie sich darauf niedergelassen hatte, ergriff sie die Hand des Mädchens und streichelte sie. Ich weiß nicht, begann sie, ob Sie sich noch des jungen Herrn entsinnen, der so ziemlich an jedem Sonnabend in Sainte-Madeleine vorsprach, um Ihnen frische Rosen oder Früchte zu bringen. Er tat immer, als käme er im Auftrag Ihres Vaters, aber eines Tages wollte der Zufall, daß der angebliche Auftraggeber kaum eine Viertelstunde, nachdem der junge Herr das Sprechzimmer wieder verlassen hatte, selbst erschien. Von da an mochte von uns andern keine mehr so recht an die offizielle Mission des Boten glauben. Entsinnen Sie sich seiner noch?

Das Mädchen, dem die Röte bis zu den Schläfen gestiegen war, antwortete nur mit einem schwachen Kopfnicken.

Nun denken Sie sich, fuhr die Baronin fort, fest überzeugt, ihre Nachricht werde Marguerite im höchsten Grade überraschen, der bewußte junge Herr ist hier in Koblenz! Ich sah ihn gestern Abend beim Ausgang der Jesuitenkirche und bat ihn, meinen Gatten und mich in unserm Gasthof zu besuchen. Was sagen Sie dazu?

Aber Marguerite sagte überhaupt nichts, sondern bemühte sich nur, die Tränen niederzukämpfen, die ihre Augen zu trüben begannen.

Frau von Gramont, deren Herz ebenso gutmütig und teilnehmend wie ihre Zunge spitz war, bemerkte mit Schrecken, daß sie hier einen wunden Punkt berührt hatte. Sie drang in das Mädchen, sich zunächst zu beruhigen und ihr dann rückhaltlos zu berichten, was es mit Herrn von Villeroi für eine Bewandtnis habe. Nach einigem Zögern begann Marguerite denn auch unter Seufzen und Schluchzen die Geschichte ihrer unglücklichen Liebe zu berichten. Sie schloß ihre Erzählung mit der resignierten Bemerkung, daß nun alles aus sei, und daß Henri und sie ihre Hoffnungen in ein gemeinsames Grab bestattet hätten.

Die Baronin hatte schweigend und mit ehrlicher Teilnahme zugehört, aber der neue Tränenstrom, der diesen Worten der Entsagung folgte und sie Lügen zu strafen schien, entlockte ihr doch ein leises Lächeln.

Meine Liebe, wenn Sie Ihre Hoffnungen wirklich begraben haben, sagte sie, so ist es die höchste Zeit, daß wir sie wieder exhumieren, denn wenn mich nicht alle Anzeichen täuschen, so waren sie nur scheintot. Und dann führte sie tausend Gründe dafür an, daß es Torheit sei, um einer Laune des alten Herrn willen auf das Glück Verzicht zu leisten, für das Henris Charakter ihr jede Sicherheit biete — Gründe, die, auch wenn sie weniger stichhaltig gewesen wären, zum kleinsten Teil schon ausgereicht hätten, Marguerite zu überzeugen. Und nun gestehn Sie ein, meine Teure, sagte die lebhafte junge Frau, als sie bemerkte, daß sie nicht in den Wind geredet habe, nun gestehn Sie ein: Ihre Gefühle für Herrn von Villeroi sind noch immer dieselben — nicht wahr? Nun gut — so sollen Sie ihn auch bekommen! Ich werde mit Ihrem Herrn Vater sprechen. Bleibt er bei seiner Weigerung, so mag er sich die Folgen seines Starrsinns selbst zuschreiben. Zunächst gilt es jedoch, Ihren armen und, wie ich fürchte, auch ein wenig dickköpfigen Freund zu ermutigen.

Ach, wandte Marguerite seufzend ein, Sie haben leider nur zu sehr Recht! Henri ist kaum weniger starrsinnig als mein Vater. Er wird nie und nimmer den Versuch machen, sich mir wieder zu nähern. Er hat sich nach jenem schrecklichen Auftritte von mir losgesagt, er weiß, daß mein Vater von ihm erwartet, er werde unsre Wohnung nie wieder betreten —

Aber von diesem Garten ist doch wohl nie die Rede gewesen? sagte Frau von Gramont.

Marguerite lächelte wehmütig. Auch diesen Garten wird er nicht betreten, sagte sie.

Gut, meine Liebe, so müssen Sie sich auf neutralem Gebiete sehen — und aussprechen. Wie wäre es, wenn Sie mich nach Ihrer völligen Wiederherstellung

im Kurtrierischen Hofe besuchten? Es wäre nicht unmöglich, daß Herr von Villeroi sich zu eben derselben Zeit bei uns einstellte — der Zufall spielt ja oft die seltsamsten Streiche —

Das Mädchen machte eine abwehrende Handbewegung. Um keinen Preis, Frau Baronin! Das sähe ja aus, als wollte ich mich ihm an den Hals werfen. Nur das nicht! Lieber will ich auf mein Lebensglück verzichten —

Tränen erstickten ihre Stimme. Aber diese Tränen machten auf die junge Frau, die sich nun einmal vorgenommen hatte, der Vorsehung ein wenig ins Handwerk zu pfuschen, keinen Eindruck.

Sie tippte vielmehr mit der Spitze ihres Zeigefingers auf Marguerites Stirn und sagte: Hören Sie, meine Kleine, Sie sollten sich doch nicht über die harten Köpfe gewisser Herren beklagen! Der Ihrige scheint mindestens ebenso hart zu sein. Vor einigen Tagen — es war zu Ostern — beobachtete ich von meinem Gasthofsenster aus ein paar Gassenjungen, die ein höchst sonderbares Spiel spielten, das mich sehr belustigte. Sie hielten in ihren Händen gesottne Eier und schlugen diese mit den Spitzen gegeneinander. Wem es gelang, mit seinem Ei das des Partners zu zertrümmern, der hatte gewonnen. Sollte sich dieses Spiel nicht auch mit Köpfen spielen lassen? Ich dächte, wer den härtesten hat, der müßte siegen und mit den andern nach seinem Belieben umspringen können. Wohlan, ich gebe weder Ihnen, noch dem Herrn Marquis, noch Herrn von Villeroi in diesem Punkt etwas nach — ich werde also die Partie eröffnen!

Aber ich bitte Sie, alles zu vermeiden, was Henri auf die Vermutung bringen könnte, Sie handelten im Einverständnis mit mir, sagte das Mädchen.

Ich werde mich hüten, gab die Baronin lachend zurück, das wäre das beste Mittel, ihn in seiner Dickköpfigkeit zu bestärken. Fürchten Sie also nichts dergleichen! Eine Frage noch: Kennt er diesen Garten?

Schwerlich. Ich glaube nicht, daß er jemals vor das Löhrtor gekommen ist.

Um so besser! Und nun, meine Liebe, nehmen Sie eine Schaufel zur Hand und beginnen Sie damit Ihre gemeinsamen Hoffnungen langsam wieder auszugraben.

Die Partechaise, die Marguerite allabendlich vor Sonnenuntergang — um diese Zeit wurde das Tor geschlossen — in die Stadt zurückbrachte, erschien am Gartenpförtchen und machte dem Zwiegespräche der beiden Damen ein Ende. Das Mädchen stieg ein, und die Träger setzten sich mit ihrer leichten Last in Bewegung, während Frau von Gramont nebenherschritt und der Freundin von Zeit zu Zeit zunickte. In der Nähe des „Englischen Grußes" erst trennte man sich.

Seit diesem Tage kam die Baronin häufiger vors Tor hinaus. Aber es schien, als habe sie ihre Absicht, die alten Beziehungen zwischen den Liebenden wieder anzubahnen, ganz vergessen. Vergebens wartete das Mädchen darauf, sie würde auf den Gegenstand ihrer ersten Unterhaltung hier draußen im Garten zurückkommen. Aber sie sprach wohl mit der ihr eignen Lebhaftigkeit über tausend Dinge, die Marguerite ziemlich gleichgültig waren, berichtete ausführlich über die neue Art, den Kleiderrock zu tragen, eine Mode, die, wie sie erklärte, zwar einem Demokratenkopfe entsprungen sei, die aber auch eine aristokratische Figur auf das vorteilhafteste zur Geltung bringe, und ereiferte sich sogar für das dem Könige von der Nationalversammlung bestrittene Recht, eine Flotte zur Unterstützung seines spanischen Vetters gegen England auszurüsten — von Henri sprach sie nicht mehr.

Nur einmal, als das Gespräch auf das stärkere Geschlecht und seine besondern Eigentümlichkeiten kam, überflog das Antlitz der jungen Frau ein Schatten. Schweigen Sie mir von den Männern! sagte sie mit einer wegwerfenden Handbewegung; sie sind es gar nicht wert, daß wir Frauen ihnen die Ruhe unsers Lebens opfern. Nichts als Verdruß hat man mit ihnen. Sie behandeln uns als Kinder, und dabei können sie ohne uns doch nicht den kleinsten Schritt tun. Glauben Sie niemals einem Manne, meine Liebe, wenn er Ihnen sagt, Sie seien ihm das Teuerste

auf der Welt! Seine Marotten sind ihm viel teurer! Weiß der Himmel, ich habe genug von den Männern! Es ist einer wie der andre. Denken Sie sich, der meine hat darauf bestanden, daß ich meine Kammerjungfer entlassen mußte. Und weshalb? Weil er sie dabei erwischte, als sie ein wenig in seinen Papieren schnüffelte. Lächerlich! Als ob seine Geheimnisse so wichtig wären! Sie müssen wissen, daß die Person unvergleichlich zu frisieren verstand. Sehen Sie mich einmal an — mit dem Kopfe muß ich nun umherlaufen, bloß weil mein Mann die alberne Befürchtung hegte, das Mädchen sei eine Spionin der Revolution. Und ich Törin hatte geglaubt, mein Kopf sei ihm wertvoller als der seine.

So sind die Männer alle. Ihr Vater ist auch nicht besser. Er ist imstande, die einfachsten Regeln der Ritterlichkeit außer acht zu lassen, wenn es gilt, seinen Willen durchzusetzen. Ja, meine Beste, ich habe bittre Erfahrungen machen müssen. Und ich fürchte, es sind nicht die letzten gewesen. Ach, Marguerite, weshalb leben wir nicht in einem Amazonenstaate!

Ein paar Wochen später — es war im Juni — erhielt das Mädchen eines Tages von ihrer Freundin ein Billett, durch das diese die Mitteilung machte, sie könne heute zur gewohnten Stunde nicht kommen, da sie durch die Kirschenernte in ihrem eignen Garten voraussichtlich den ganzen Nachmittag in Anspruch genommen werde. Marguerite wußte nicht recht, was sie zu dieser Nachricht sagen sollte; sie hatte nie etwas davon gehört, daß Gramonts einen Garten hätten oder zu mieten beabsichtigten, und vermochte sich auch kaum vorzustellen, daß die Baronin einer so idyllischen Beschäftigung wie dem Kirschenernten Geschmack abzugewinnen vermöchte. Sie las den Brief zum zweiten und zum dritten mal, legte ihn dann kopfschüttelnd beiseite und griff zum Stickrahmen, der ihr jetzt wieder ein lieber Gesellschafter in einsamen Stunden geworden war. Jedoch die Arbeit ging ihr heute nicht recht von der Hand; mehr als einmal ertappte sie sich dabei, wie sie anstatt auf den Kanevas ins Weite schaute. Was mochte es mit dem Garten ihrer Freundin für eine Bewandtnis haben? Sie entsann sich, daß Frau von Gramont ihr die schöne Lage von Pfaffendorf gerühmt hatte und nichts so liebte, wie an warmen Tagen mit der Rheinfähre hinüber und herüber zu fahren. Wenn sie also wirklich einen Garten gemietet hatte, so konnte es kaum wo anders als in Pfaffendorf sein.

Die gute Marguerite! Sie ahnte nicht, daß nur eine Weißdornhecke sie von dem bescheidnen Buen Retiro trennte, das ihre Freundin vor kaum vierundzwanzig Stunden für den Rest des Sommers an sich gebracht hatte!

Und noch weniger ahnte sie, was in diesem Augenblick dort drüben vorging.

In der kleinen, von blühenden Feuerbohnen umrankten Laube war ein Teetisch gedeckt, an dem sich die Baronin, sommerlich gekleidet und dank der Bemühungen ihrer neuen Jungfer auf das sorgfältigste frisiert, mit dem Eifer einer vollendeten Hausfrau zu schaffen machte. Ein wenig abseits davon schürte ihr Gatte mit eigner Hand ein kleines Feuer, zugleich bemüht, einen kupfernen Kessel, der an einem langen Strick von einem Baumaste herabhing, in seiner pendelnden Bewegung aufzuhalten. Und zwischen der Laube und dem improvisierten Lagerfeuer spazierte Herr von Villeroi hin und her, mit dem Gesichtsausdruck eines Menschen, der nicht recht weiß, wozu er auf der Welt ist, und der das unbestimmte Gefühl hat, er müsse irgend etwas tun, um sich nützlich zu machen und seine Gegenwart zu rechtfertigen. Aber er hatte mit seinen Bemühungen nicht viel Glück. Am Teetisch wie am Lagerfeuer schienen alle Arbeiten vergeben zu sein. Kam er in die Laube, so hieß es: Aber, Herr von Villeroi, das Tassenauswischen überlassen Sie mir! Das ist keine Beschäftigung für Herren, und erschien er bei dem pendelnden Wasserkessel, so hieß es: Lieber Freund, Sie werden sich die Schuhe ansengen. Leisten Sie meiner Frau Gesellschaft!

Und dabei sprachen beide Gatten so leise, als ob jede Bohnenblüte ein verkappter Demokrat wäre, und wenn er selbst einmal den Mund auftat, so legte der Baron oder die Baronin den Finger an die Lippen und sagte: Ums Himmels

willen leise! Denken Sie on das Vogelnest! Die Tierchen sind an das laute Reden nicht gewöhnt!

Das alles war höchst seltsam. Daß Gramonts über Nacht eine ausgesprochne Neigung für die harmlosen Freuden des Landlebens bekommen hatten, ließ sich schließlich bei dem Mangel on andern Unterhaltungen noch entschuldigen; daß sie aber so weit gingen, sich selbst und einem Gaste ous Rücksicht auf ein paar junge Grasmücken Schweigsamkeit aufzuerlegen — das ging Henri doch ein wenig zu weit.

Dorf ich mir die Froge erlouben, wesholb Sie mich überhaupt eingeloden haben, bemerkte er launig, wenn ich hier müßig zusehen soll, wie Sie sich obarbeiten, und wenn ich überdies den Trappisten spielen soll, wozu ich, offen gestanden, wenig Anloge hobe?

Es geschieht nur, um Ihre Geduld und Gefügigkeit auf die Probe zu stellen, gab die Baronin leise zurück, wer weiß, ob Sie nicht früher oder später in eine Loge kommen werden, die eine gehörige Portion von diesen beiden Tugenden erfordert. Aber beruhigen Sie sich: wir haben ouch Ihnen eine Arbeit aufgespart, und zwar eine, bei der Sie Ihre Geschicklichkeit zeigen können! Sie dürfen auf diesen Baum steigen und die Kirschen herabholen, die uns die Sperlinge übrig gelassen haben. Und nachher zeigen wir Ihnen zur Belohnung ouch das Grasmückennest.

Eine fürstliche Belohnung! flüsterte Henri, indem er die geheimnisvolle Sprechweise seiner Wirte parodierte. Geben Sie mir einen Korb, und Sie sollen sehen, daß ich mir die größte Mühe geben werde, mich des Lohnes wert zu zeigen.

Es dauerte nicht lange, so saß er auch schon hoch oben im Gipfel und pflückte.

Ists hübsch dort oben? rief Frau von Gramont mit gedämpfter Stimme hinauf.

Sehr hübsch — aber mich dünkt, ich hätte schon bequemer und weicher gesessen, klang es ebenso gedämpft hinob.

Ist die Aussicht schön?

Die Aussicht? Daran habe ich noch gor nicht gedacht.

Sehen Sie den Ehrenbreitstein?

Ja!

Auch den Rhein?

Nein. Die Bäume sind im Wege.

Aber die Nachbargärten? Stehen drüben auch Kirschbäume?

Ja.

Wirklich? Oder sinds Apfelbäume?

Meinetwegen ouch Apfelbäume.

Sehen Sie sonst nichts Bemerkenswertes?

Nicht dos Geringste!

Schade! Ich hätte Ihnen ols Würze Ihrer Arbeit die allerschönste Aussicht gewünscht. Ist der Korb bald gefüllt?

Gleich! Haben Sie einen zweiten?

Nein. Wir wollen uns mit dem einen begnügen.

Gut. Ich werde also wieder hinunterklettern.

Und als er dann wieder auf sicherm Boden stand und die Kirschen abgeliefert hatte, sagte Frau von Gramont: Nun kommt die Belohnung! Mein Mann wird Sie zu dem Neste führen. Aber seien Sie recht behutsom, doß Sie uns den kleinen Vogel nicht allzu sehr erschrecken!

Sie ging zur Loube, als ob sie den Korb hineinstellen wollte, wandte sich jedoch unterwegs um, eilte, als sie sah, daß die beiden Herren der entgegengesetzten Seite des Gartens zuschritten, zum Pförtchen, schlüpfte hindurch, flog die Hecke entlang und stand, als sei sie ous der Erde emporgestiegen, plötzlich vor dem aufs höchste überraschten Mädchen.

Sehen Sie, Kleine, da komme ich noch! sagte sie lochend. Ich konnte es doch nicht übers Herz bringen, Sie den ganzen Nachmittag allein zu lassen. Zu Ihnen mußte ich, und wenns ouch nur für eine Minute sein sollte. Und mitgebracht

habe ich Ihnen auch etwas: die Erstlinge meines Kirschbaums. Ich hoffe, die werden Ihnen besser munden als alle Kirschen, die Sie bisher gegessen haben.

Und als Marguerite die Besucherin nun fragen wollte, wie sie so plötzlich auf den Gedanken gekommen sei, einen Garten zu mieten, nahm die Baronin sie bei der Hand und sagte: Geduld, Geduld, meine Liebe! Sie werden alles erfahren. Jetzt muß ich Ihnen etwas zeigen, was Sie sicherlich nicht hier in Ihrer Nähe vermutet haben: ein Vogelnest! Aber seien Sie hübsch still, sonst fliegt uns das Tierchen davon! Geben Sie acht: Ihr Kakadu wird bald einen Nebenbuhler erhalten.

Damit zog sie das erstaunte Mädchen zur Weißdornhecke und flüsterte ihm zu: Biegen Sie einmal behutsam den Zweig dort zurück, an dessen Spitze Sie die schöne Blütendolde sehen! Und nun stecken Sie den Kopf in die Öffnung!

Marguerite tat zögernd, was ihr geheißen worden; ihr war dabei, als habe sie ganz nahe ein Flüstern männlicher Stimmen vernommen. Eine dunkle Ahnung sagte ihr, daß hinter diesem Vogelneste irgend ein Geheimnis verborgen sein müsse, sie wollte von der Hecke fort, allein es war zu spät. Die Baronin war dicht hinter sie getreten und hielt die Widerstrebende mit sanfter Gewalt fest. Aber dieser Vorsichtsmaßregel hätte es gar nicht einmal bedurft; Marguerite blieb wie gebannt stehn: sie nahm wahr, daß die Hecke auf der andern Seite ebenfalls eine Lücke hatte, und sah, daß diese Lücke ziemlich vollständig durch ein Antlitz ausgefüllt wurde, das ihr schon einige tausendmal im Traume und im Wachen erschienen war, dem aber jetzt der Ausdruck grenzenloser Überraschung ein der Situation des Augenblicks durchaus angemessenes Gepräge gab.

Marguerite!

Henri!

Mehr als diese zwei ersten Worte eines langen Zwiegesprächs vermochte weder der Baron noch die Baronin zu verstehn. Das kam daher, daß beide, sobald diese Worte gefallen waren, den Zeitpunkt für gekommen hielten, sich möglichst rasch und geräuschlos zu entfernen. Rasch — weil die Stimme des Gewissens, das jeden Mißbrauch freundschaftlichen Vertrauens, auch den in guter Absicht begangnen, rügt, sie von dem Schauplatze ihres Intriguenspiels vertrieb, geräuschlos — weil die Fiktion, es sei ein Grasmückenweibchen vorhanden, das samt seiner jungen Brut nicht gestört werden dürfte, in ihnen selbst noch fortwirkte.

Als sie nach einer guten halben Stunde zurückkehrten, fanden sie die beiden Liebenden noch an derselben Stelle. Frau von Gramont erlaubte sich die Bemerkung, daß die Unterhaltung vielleicht besser von statten gehn würde, wenn man nicht durch eine so breite Schranke wie die Weißdornhecke behindert werde, und lud Marguerite ein, an der kleinen Teegesellschaft in der Bohnenlaube teilzunehmen. Aber das Mädchen blieb dabei, daß es den Garten der Wittib Haßlacher um keinen Preis verlassen werde, da der Vater sein Erscheinen für den Abend in Aussicht gestellt habe. Henri ließ sich natürlich ebensowenig bereit finden, einen Besuch im Nachbargarten zu machen, den er nicht ganz mit Unrecht als zur Wohnung des Marquis gehörend betrachtete. Aber er wußte Marguerite wenigstens dazu zu bewegen, ihren Sessel bis an die Heckenlücke zu rücken, durch die er ihr dann höchst galant eine Tasse Tee präsentierte.

Seit diesem Tage wiederholte sich das Rendezvous an der Hecke, so oft es die Witterung zuließ. Kein Wunder, daß der Herbst, da er daran ging, in den Gärten vor dem Löhrtore die Blätter abzustreifen, an einer bestimmten Stelle des Dorngeflechts seine Arbeit schon zum größten Teile getan fand.

In den äußern Verhältnissen der jungen Leute war inzwischen eine Änderung vorgegangen, die für das weitere Schicksal beider von entscheidendem Einfluß wurde. Villeroi hatte, so bescheiden er auch lebte, die geringen Barmittel, die ihm zur Verfügung standen, bis auf einen kleinen Rest aufgezehrt und den Versuch gemacht, sich durch Erteilen von Fechtunterricht seinen Unterhalt zu verdienen. Obwohl es ihm nicht an der Empfehlung angesehener Landsleute fehlte, gelang es ihm doch nicht, die Stelle als Fechtmeister beim erzbischöflichen Kollegium, um die er sich

beworben hatte, zu erhalten, vielleicht weil der Präfekt und die Professoren — Jesuiten, die nach der Aufhebung des Ordens ihre Erziehertätigkeit als Weltgeistliche fortsetzten — in dem jungen Franzosen etwas von dem Geiste einer neuen Zeit witterten. So war er denn auf die kargen Einnahmen angewiesen, die ihm einige Lektionen brachten, für die er nach mancherlei vergeblichen Bemühungen unter den kurfürstlichen Hofjunkern und Offizieren Schüler fand. Sie reichten gerade aus, ihn selbst vor dem Verhungern zu schützen, führten ihm zugleich aber auf das eindringlichste vor Augen, wie schwer es unter den gegebnen Verhältnissen sein müsse, eine Familie zu ernähren.

Zum Glück besann er sich noch rechtzeitig auf eine Kunst, die er früher, namentlich in den zahlreichen Mußestunden seiner Offizierszeit, wenn auch nur zu seiner Liebhaberei, so doch mit schönem Erfolge getrieben hatte: auf die Miniaturmalerei. Er hatte hierfür eine mehr als mittelmäßige Begabung und hatte es durch Übung soweit gebracht, daß er Bildnisse, besonders männliche, ähnlich und in saubrer Ausführung auf Pergamentblättchen, Elfenbeintäfelchen oder kleine Kupferplatten malen konnte. Er sagte sich, für Porträts dieser Art müsse in Koblenz jetzt Bedarf vorhanden sein, da der Zusammenfluß so vieler Menschen die Anknüpfung freundschaftlicher und galanter Beziehungen begünstige, und unter den Dingen, die man als Unterpfand seiner Neigung zu verschenken pflege, kaum ein andres so gern entgegengenommen und vielleicht noch lieber gegeben würde, wie ein wohlgelungnes Bildnis.

Er porträtierte zunächst ein paar seiner Landsleute und stellte die Bildchen in dem vielbesuchten Quincaillerieladen der Herren Ballier und Lacomparte zur Besichtigung aus. Sie fanden Beifall und führten ihm bald eine ganze Anzahl von Kavalieren zu, unter diesen den Herzog von Guiche, der mit der Ausführung seines Bildnisses so zufrieden war, daß er sofort vier Kopien bestellte, die alle, in goldne Medaillons untergebracht und mit zierlichen Kettchen versehen, bei den von den lebenslustigen Herren um diese Zeit gerade begünstigten Schönen die freundlichste Aufnahme fanden.

So kam Henri von Villeroi buchstäblich über Nacht in Mode, und wer etwas auf sich hielt, beeilte sich, sein liebes Ich entweder mit der künstlich aufgebauten Puderfrisur der Mode von gestern oder in dem von den verhaßten Demokraten willig übernommenen Schmucke wirrer Locken von der kunstfertigen Hand des peintre-gentilhomme verewigen zu lassen.

Herr und Frau von Gramont, die anfangs mit dem so wenig standesgemäßen Broterwerb ihres Freundes nicht recht einverstanden gewesen waren, bekannten sich jetzt, da sie den Erfolg seiner Tätigkeit sahen, zu der Ansicht, in der Not sei auch einem Edelmanne jede Beschäftigung erlaubt, und ermahnten ihn, endlich Schritte zu seiner Verbindung mit Marguerite zu tun. Aber Henri glaubte hiermit noch zögern zu müssen, weil es ihm unverantwortlich schien, die Geliebte den wenn auch nicht glänzenden, so doch anscheinend gesicherten Verhältnissen, in denen sie an der Seite des Vaters lebte, zu entreißen und ihr dafür ein Dasein voller Entbehrungen zu bieten.

So verging der Winter. Aus Paris kamen immer ernstere Nachrichten. Ereignisse von ungeahnter Tragweite waren mit überraschender Schnelligkeit aufeinander gefolgt. Die Revolution holte von Tag zu Tag zu wuchtigern Schlägen gegen das Bestehende aus. Die Abschaffung des Adels, die Konstitution des Klerus, die Verfolgungen, denen die den Eid verweigernden Geistlichen ausgesetzt waren, die Aufhebung der Parlamente und Behörden, der steigende Einfluß der Jakobiner und der schwächliche Widerstand der monarchischen Klubs — das waren Zeichen der Zeit, die auch den hoffnungsvollsten der Emigranten verraten mußten, daß auf eine friedliche Lösung der Wirrnisse nicht mehr zu rechnen sei.

Einer der wenigen, die sich beharrlich dieser Erkenntnis verschlossen, war der Marquis von Marigny. Aber eben deshalb hatte das Schicksal für ihn einen Beweisgrund bei der Hand, der bittrer war als alle Zeitungsnachrichten zusammengenommen: die Einkünfte von seinem Gute blieben aus. Woran das lag, ließ sich

nicht in Erfahrung bringen; die dringlichsten Mahnbriefe an den Verwalter blieben unbeantwortet.

Und während der alte Mann dem Verzagen nahe war, jubelte Henri auf. Nun war der Augenblick gekommen, wo er mit gutem Gewissen Anspruch auf Marguerittens Hand erheben durfte!

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Deutschland und Italien. Der begeisterte Empfang Kaiser Wilhelms in Rom hat aufs neue bewiesen, daß die Italiener in dem Dreibunde die festeste Stütze ihrer auswärtigen Politik erkennen. Gleichwohl werden jetzt in ihrer Presse Äußerungen laut, die eine gewisse Verstimmung gegen Deutschland verraten. Der Besuch des Kaisers im Vatikan ist daran im wesentlichen unschuldig. Nur „vatikanische Intransigenten" knüpfen daran Hoffnungen, die sich niemals verwirklichen können, und glauben wohl gar, die Anwesenheit des Kaisers in Rom habe mehr dem Papst als dem König gegolten. Die Italiener sind im allgemeinen viel zu klug, als daß sie nicht wissen sollten, daß der Besuch im Vatikan und der Glanz, mit dem er umgeben war, ihre Behauptung, der Papst sei nicht Gefangner, sondern völlig frei im italienischen Rom, nur bekräftigen, also ihnen nur angenehm sein konnten, und daß die Beziehungen Deutschlands und Preußens zum Papsttum nicht eine Seite seiner auswärtigen, sondern seiner innern Politik sind, die die Tatsache, daß etwa zwanzig Millionen Reichsangehörige der römischen Kirche angehören, und daß sie im Papste ihr geistliches Oberhaupt sehen, nun einmal nicht ignorieren kann, so wenig wie der deutsche Kaiser und König von Preußen jemals vergessen darf, daß er das weltliche Oberhaupt der preußischen Landeskirchen und der mächtigste Schirmherr des Protestantismus ist. Auch jetzt hat er Leo den Dreizehnten nur als Kirchenoberhaupt besucht, nicht als den weltlichen Herrn von Rom, was er für uns ebensowenig mehr ist wie für die Italiener.

Was verstimmt, das ist etwas ganz andres, zunächst die oft unfreundliche Haltung eines Teils der deutschen Presse gegenüber Italien. Freilich, wenn sich die so besonnene und deutschfreundliche Nuova Antologia in einem Aufsatze ihres Heftes vom 16. Mai dieses Jahres zum Beweis ihrer Behauptung auf einige Blätter des fortschrittlichen Liberalismus beruft, so scheint sie nicht zu wissen, daß unser Liberalismus, und besonders der demokratische, für die auswärtige Politik niemals ein Verständnis gehabt und zwischen Anmaßung und Schwäche immer unsicher hin und her geschwankt hat, und sie würde zum Beispiel in den Grenzboten, mit denen sie ja in freundschaftlichem Austausch steht, zahlreiche Belege einer ganz andern Gesinnung haben finden können. Im übrigen freilich ist die Beschwerde nicht unbegründet und gelegentlich auch in den Grenzboten erhoben worden. Oft genug wird in unsrer Presse ein geringschätziger Ton gegen Italien angeschlagen, der ungeschickt und ungerecht ist. Namentlich kehrt immer die Behauptung wieder, die Italiener verdankten ihre Einheit im wesentlichen den französischen und den deutschen Waffen. Das ist nur halb richtig. Gewiß ist die österreichische Macht in Oberitalien, das stärkste Hindernis dieser Einheit, nur mit Hilfe Frankreichs und Preußens zertrümmert worden, und die Zurückziehung der französischen Besatzung aus Rom 1870 war eine Folge der deutschen Siege. Aber es ist ungerecht, zu verschweigen, daß die Italiener auch der deutschen Sache wertvolle Dienste geleistet haben, indem sie 1866 als Bundesgenossen Preußens einen großen, vielleicht den besten Teil des österreichischen Heeres im Süden festhielten, also auf dem Hauptkriegsschauplatze in Böhmen das Gleichgewicht der Zahl auf beiden Seiten herstellten, und daß ihre Weigerung, dem französisch-österreichischen Kriegsbunde 1870

beizutreten, dessen für uns höchst bedrohlichen Abschluß verhindert hat. Vollends die Einheit Italiens hoben weder die Franzosen, denen sie sehr unangenehm war, noch auch die Deutschen, die ja 1859 drauf und dran waren, den Österreichern zu Hilfe zu kommen und dadurch Napoleon den Drillen an der Erfüllung seines Versprechens „Frei bis zur Adria“ verhinderten, sondern die Italiener geschaffen. Noch vor dem Ausbruche des Krieges, schon am 27. April 1859, zwangen die Toskaner durch eine unwiderstehliche Volksbewegung ihren Herrscher zur Abreise, zu Anfang Mai, ehe noch ein Schuß gefallen war, taten Parma und Modena dasselbe, eine Woche nach der Schlacht bei Magenta, am 12. Juni, erhob sich auch die päpstliche Romagna. Wäre es nach der europäischen Diplomatie gegangen, so wären nach dem Frieden von Zürich am 10. November die alten Zustände mit den alten Dynastien überall zurückgekehrt; nur die klare Entschlossenheit dieses mittelitalienischen Volks im Norden und Süden der Apenninen verhinderte das, stellte eine Armee von 50000 Mann auf, durchkreuzte die französischen Pläne auf ein mittelitalienisches Königreich der Bonoparte und vollzog dann im März 1860 Europa zum Trotz die Vereinigung mit Piemont, schuf damit die Grundlage zum Königreich Italien. Daß dann die Annexion des östlichen Mittelitaliens und des Königreichs Neapel allein von den Italienern ausging, bedarf keines Beweises. Auch Rom würde Garibaldi sicher schon 1867 genommen haben, wäre nicht Frankreich dazwischen getreten.

Vollends von den großen Fortschritten, die Italien im Innern gemacht hat, weiß unsre Durchschnittspresse sehr wenig, und viele deutsche Reisende in Italien bewähren den Ruf, daß wir es ganz besonders gut verstünden, auf die Eigentümlichkeit fremder Völker einzugehn, dort und zuhause herzlich schlecht. Ob es endlich einen besonders bundesfreundlichen Eindruck macht, wenn der deutsche Schulverein und der deutsch-österreichische Alpenverein in Südtirol nicht nur den alten deutschen Besitzstand zu schützen, sondern auch in das italienische Sprachgebiet einzudringen sucht, das lassen wir dahingestellt. Die Italiener haben den Eindruck, als ob es sich hier um erobernde Germanisierungstendenzen handle, und soviel dürfte feststehn, daß der Irredentismus, den man ihnen von deutscher Seite zum Vorwurf macht, dadurch nicht entwaffnet, sondern gestärkt wird. Was würden wir sagen, wenn die Dante Alighieri italienische Schulen und Gasthäuser auch nur in Bozen gründen wollte!

Müssen wir also leider zugeben, daß der Vorwurf einer gewissen Unfreundlichkeit der Gesinnung in Deutschland gegenüber Italien nicht ganz unberechtigt ist, so vermögen wir uns den zweiten Vorwurf, daß auch die deutsche Politik seit Bismarcks Rücktritt nicht mehr so viel Interesse an den italienischen Dingen genommen habe und nehme, wie früher, überhaupt nicht zu erklären. Die Wendung wird auf Kaiser Wilhelms des Zweiten persönliche Politik zurückgeführt, an der auch Graf Bülow nichts geändert habe, obwohl er lange in Italien tätig gewesen sei. „Wer in ihm einen Mann von Gefühl hat sehen wollen, der hat sich getäuscht. Sein kühler Geist ist kalt und scharf wie ein Schwert, und der Stahl dieses Geistes ist zwar biegsam, aber nicht weich. Wie er mußte, hat er nur seine Pflichten gegen Deutschland und gegen die deutschen Interessen im Auge. Aber als Gesandter wie als Minister und als Kanzler hätte er eine stärkere Überzeugung von der Identität dieser Interessen mit den italienischen Interessen zeigen können, und zwar noch einer genauen Würdigung nicht nur unsrer unleugbaren Fehler, sondern auch unsrer nicht weniger realen Kraft. — Die große Mehrheit des italienischen Volkes ist heute wie immer für den Dreibund und besonders für die italienisch-deutsche Allianz. — Aber deshalb können wir die Augen vor unsern andern Interessen nicht verschließen, für die der Dreibund nicht sorgt.“ In dieser Bemerkung liegt wohl der Schlüssel für den übrigens nicht weiter begründeten Vorwurf, dann aber ist er ungerecht. Der Dreibund ist nicht ein Schutz- und Trutzbündnis für alle Fälle, sondern hat bestimmte und begrenzte Zwecke. Er hindert die einzelnen Genossen nicht, ihre besondern Interessen zu verfolgen und

Verbindungen mit andern Mächten einzugehn, soweit sie dem Zwecke des Dreibunds nicht widersprechen. Deutschland läßt sich durch ihn nicht abhalten, ein gutes Verhältnis mit Rußland zu pflegen, und Österreich ist in Bezug auf die Balkanhalbinsel seit 1897 in ein engeres Einvernehmen mit dem Zarenreiche getreten, das auch jetzt nach der entsetzlichen, im modernen Europa beispiellosen Katastrophe in Belgrad entscheidend sein wird. Auch den Italienern verdenkt es in Deutschland niemand, wenn sie ein besseres Verhältnis zu Frankreich erstreben, das ihnen nach Kultur und Sprache nun einmal näher steht als jedes andre Volk, und wenn sie mit England in gutem Einvernehmen leben, da dessen Machtstellung im Mittelmeer die Gefahr abwendet, daß es in einen französischen See verwandelt und der Ausgang bei Gibraltar nach Frankreichs Belieben gesperrt wird, da es auch den italienischen Einheitsbestrebungen immer freundlich gegenübergestanden hat. Es kann uns auch nur recht sein, wenn Italien seine Interessen in Tripolis und Albanien kräftig wahrnimmt, wenn es sich im Mittelmeer so stark macht, wie es nur immer kann. Aber diese Bestrebungen mit unsern Mitteln direkt zu unterstützen, dazu verpflichtet uns der Dreibund so wenig, wie er Italien zumutet, etwa für unsre Stellung in China oder in Afrika einzutreten. Wir können uns wegen Albaniens nicht mit Österreich und wegen Tripolitaniens nicht mit der Türkei überwerfen. Das sollte man sich auch in Italien klar machen, dann wird man sehen, daß jeder Grund zu einer Verstimmung gegen Deutschland fehlt. Beide Völker sind Schicksalsgenossen, beide sind durch viele gemeinsame Interessen und gemeinsame Gegner aufeinander angewiesen; das wird sie immer wieder, auch über die Verpflichtungen des Dreibundes hinaus, zusammenführen, wo Lebensinteressen auf dem Spiele stehn. *

Obrenowitsch und Karageorgiewitsch. Vom untern Lauf der Save über die Donau hinüber und im ganzen Gebiet der Morawa enden fast alle Eigennamen, der Könige wie der Minister, der Abgeordneten wie der Bauern, auf itsch oder witsch. Das ist das Gebiet der Serben. Kommt man nur ein wenig nach Osten über das Gebirge in das Flußgebiet der Struma (Karassu, der Strymon der Alten), so enden fast alle Eigennamen auf ow; wir sind im Lande der Bulgaren. Serbische Stämme der Sprache und Abstammung nach nehmen zum weitaus größten Teile die westliche Hälfte der europäischen Türkei ein, sie bewohnen Bosnien, die Herzegowina, den größern Teil des alten Makedoniens; Montenegriner und Dalmatiner sind serbischen Stammes, die Kroaten unterscheiden sich von ihnen eigentlich nur in der Religion. Das unbedeutende Fürstentum Serbien schien im vorigen Jahrhundert eine Art von Piemont gegen die Türkenherrschaft auf der Balkanhalbinsel werden zu sollen; die wüste Wirtschaft im Konak zu Belgrad, die meist in Weibergeschichten ihren Ursprung hatte, dürfte diese Aussicht dauernd zerstört haben. Großserbische Pläne wurden nun nicht allein in Belgrad gehegt, auch der phantasievolle Fürst der Schwarzen Berge trägt sich damit. Man geht dabei auf die Erinnerungen an das großserbische Reich unter Duschan zurück, der außer Serbien auch Bosnien, die Herzegowina, Albanien sowie den größten Teil von Makedonien und Bulgarien beherrschte und sich 1340 zum Kaiser krönen ließ. Aber sein Nachfolger verlor die meisten Provinzen wieder, und die Dynastie erlosch mit ihm. Um 1374 schwang sich Lazar auf den Thron, doch wurde er am 15. Juni 1389 auf der Hochebne von Prischtina, auf dem Amselfeld (Kossowo Polje), über das heute die Bahn nach Salaniki führt, auf das Haupt geschlagen und fiel, worauf die Türken das Land teilten und unter ihrer Botmäßigkeit hielten. Eine Zeit lang wurden noch serbische Fürsten als türkische Vasallen geduldet, später hörte auch das auf. Die Türken setzten sich in den Städten fest, aller Grundbesitz fiel ihren Kriegern zu, und die Serben bebauten das Land, das eigentlich ihnen gehörte, als Hörige der neuen Grundherren, denen sie vollkommen rechtlos gegenüberstanden. Aber dieses Vorgehn hatte zur Folge, daß die Völkerschaften auf der Balkanhalbinsel ihre Nationalität ziemlich rein bewahrten, sodaß sie mit dem Verfall der türkischen Herrschaft wieder auflebte. Außer der Unterdrückung und Plünderung haben die Türken in

Digitized by Google

fünfhundert Jahren überhaupt keinen Einfluß dort ausgeübt. Um diesen Zuständen zu entgehn, wanderten Ende des siebzehnten Jahrhunderts aus Altserbien mehrere hunderttausend Serben aus und zogen über die Donau, wo sie bei der Organisation der österreichischen Militärgrenze eine bedeutende Rolle spielten.

Drüben schritt der Zerfall der türkischen Herrschaft rasch vorwärts, namentlich seitdem durch die Siege des Prinzen Eugen der kriegerische Geist der alten Janitscharen gebrochen worden war. Diese warfen sich zu den eigentlichen Herren des Landes auf, brachten die Serben durch Bedrückungen und Grausamkeiten zur Verzweiflung und trieben sie in die Berge, wo sie zur Selbstverteidigung Räuberbanden bildeten und mit den ebenfalls zu Räuberbanden entarteten Janitscharen jahrzehntelang in wilder Fehde lebten. Als die Pforte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zur Vernichtung der Janitscharen schritt, richteten diese im Februar 1804 unter den Serben, weil diese in Stambul Beschwerde geführt hatten, ein furchtbares Gemetzel an, worauf der Rest in die Berge floh und mit den Haiduken, den bisherigen serbischen Räubern, den Befreiungskrieg begann, durch den 1807 das Land von den Janitscharen befreit wurde. Dabei traten als Führer namentlich Georg Petrowitsch (Georg Czerny, Karageorgie bei den Türken, beides „schwarzer Georg“ bedeutend) und Miloſch Obrenowitsch, der sich diesen Namen zu Ehren seines Halbbruders Obren beilegte, unter dem er in den Kämpfen gedient hatte, hervor. Beide waren ihres Zeichens patriotische Räuber und daneben Schweinehirten, wie damals alle Serben. Obgleich diese gar nicht daran dachten, ihr Vasallenverhältnis zur Pforte zu lösen, rückte trotzdem ein türkisches Heer in feindseliger Absicht in Serbien ein, wurde aber mit russischer Unterstützung aus dem Lande geschlagen. Nun wollte 1811 die Pforte den schwarzen Georg als Hospodar in Serbien einsetzen, Rußland nahm sich aber beim Friedensschluß von Bukarest im folgenden Jahre der Sache nicht recht an, und als es dann von Napoleon mit Krieg überzogen wurde und an dem Koalitionskriege gegen Frankreich teilnahm, drehten die Türken den Spieß um und eroberten 1813 Serbien wieder. Das Land leistete dieses mal fast gar keinen Widerstand, der schwarze Georg war bei den Russen, und die andern Führer waren nicht einig. Die Türken begannen nun sofort nach ihrer Weise zu plündern und zu morden, die meisten Führer der Serben flüchteten, nur Miloſch Obrenowitsch blieb, weil er sich für sicher hielt, da er den Türken einige Dienste geleistet hatte. Als er aber inne wurde, daß auch sein Kopf nicht sicher stand, schritt er im Frühjahr 1815 zum Aufruhr und hatte bald das Land von den Türken befreit. Auch der schwarze Georg hatte sich eingestellt, wurde aber auf Veranlassung Miloſchs in der Nacht vom 24. auf den 25. Juli 1817 ermordet. Nach den Gebräuchen der Balkanhalbinsel galt es als selbstverständlich, daß dafür die Pflicht der Blutrache auf seinen damals neunjährigen Sohn Alexander übergehn werde.

Miloſch Obrenowitsch regierte erst als Präsident des Senats, wurde am 6. November 1817 zum Fürsten von Serbien ausgerufen, von der Pforte anerkannt und 1827 zum erblichen Fürsten erklärt. Im russisch-türkischen Kriege hielt er sich ruhig, weil ihm an der gänzlichen Vernichtung der Türkei nichts gelegen war. Nach dem Frieden von Adrianopel wurden die Verhältnisse Serbiens zur Pforte durch den Hattischerif vom 8. August 1830 geregelt. Miloſch war ein ungebildeter Mann, der die Regierungserlasse mit drei Kreuzen unterzeichnete, aber er war nicht nur ein tapfrer Kämpfer, sondern auch ein staatsmännisches und organisatorisches Talent. Seine Absicht, im Jahre 1835 eine Verfassung zu begründen, wurde von der Pforte, Österreich und Rußland vereitelt. Durch seine Strenge und sein eigennütziges Wesen hatte er sich eine große Gegnerschaft im Lande herangezogen, mit der seine Gemahlin Militza hinter seinem Rücken Beziehungen unterhielt. Sie war mit ihrem Manne, der die eheliche Treue nicht immer genau nahm, auch sonst in politischen Dingen nicht immer einverstanden, und man hat es hauptsächlich ihren Intriguen zugeschoben, daß die Skupschtina das durch Hattischerif von 1838 eingeführte Statut benutzte, ihn am 13. Mai 1839

zur Abdankung zu nötigen. Seine Erklärung vom 12. Juni, daß er zu Gunsten seines Sohnes Milan abdanke, wurde mit dem Bescheid angenommen, daß er und seine Frau das Land verlassen müßten. Als beide durch die Straßen von Belgrad schritten, um an der Save das zur Fahrt nach Rumänien bereitliegende Schiff zu besteigen, erwies ihnen weder das türkische Militär Ehrenbezeugungen, noch wurden sie von jemand gegrüßt. Sie war darüber ganz betroffen, er aber sagte voll Ironie: Nun, hat dir dein Verkehr mit meinen Feinden etwas genützt? Milan der Erste starb schon nach drei Wochen, und ihm folgte sein jüngerer Bruder Michael, der bis zum 8. September 1842 regierte, wo er durch einen Aufruhr der konstitutionellen Partei unter Wukschitsch und Petronjewitsch vertrieben wurde, weil er sich durch verschiedne finanzielle Maßregeln Unzufriedenheit im Volke zugezogen hatte.

Die Serben beschlossen, es nun mit einem Karageorgiewitsch zu versuchen. Alexander Karageorgiewitsch hatte erst von Michael Obrenowitsch die Erlaubnis zur Rückkehr nach Serbien erhalten und war von ihm überhaupt mit der größten Freundlichkeit behandelt worden. Jetzt wurde er am 15. September zum Fürsten ausgerufen; und obgleich Rußland zuerst gegen seine Wahl Einspruch erhob, am 27. Juli 1843 zum Fürsten gewählt und am 14. September von der Pforte bestätigt. Im Innern traf er manche Reformen; er ließ es sich namentlich angelegen sein, das Straßennetz zu vervollständigen und den öffentlichen Unterricht zu heben, ohne die Finanzen zu verschlechtern. Bei Ausbruch des Orientkriegs 1853 hielt er sich neutral, obgleich die Serben für Rußland schwärmten, und vermied dadurch jedenfalls eine österreichische Intervention. Aber die Anhänger der Obrenowitsch, die nie aufgehört hatten, gegen Alexander zu schüren, benutzten mit russischer Unterstützung dies und andre Verstimmungen, und plötzlich sah sich der Fürst im Sommer 1857 einer weitverzweigten Verschwörung gegenüber, gegen die einzuschreiten schon zu spät war. Die Skupschtina verlangte seine Abdankung und erklärte ihn, da er geflohen war, für abgesetzt.

Am 22. September 1858 wurde der alte Miloschi Obrenowitsch auf den Thron zurückberufen, starb aber schon am 26. September 1860, und ihm folgte, zum zweitenmal Fürst, wieder sein Sohn Michael. Dieser hatte sich inzwischen im Ausland eine vielseitige Bildung angeeignet und trat äußerst human und bedacht auf, außerdem hatte ihn die Nationalitätenidee beschäftigt, und er war entschlossen, aus Serbien das Piemont der Balkanhalbinsel zu machen. In den Jahren 1862 und 1866 setzte er es nach geschickt angelegten Volksbewegungen bei den Mächten durch, daß Serbien nahezu unabhängig und das Land bis auf Klein-Zwornik von den Türken geräumt wurde. Da er auch sonst für das Wohl des Landes mit Eifer sorgte, so erfreute er sich mit Recht großer Beliebtheit. Sein Unglück waren aber die Frauen. Er war mit einer Gräfin Hunyadi in kinderloser Ehe vermählt, die Gatten lebten getrennt, sie in einem Badeorte. Man sagte ihm eine Liebelei mit einer Cousine nach, die mit ihm zugleich am 29. Juni 1868 von Mörderhänden fiel. Gewöhnlich wird erzählt, das sei im Park von Taptschider geschehn; das ist aber nicht ganz richtig. Toptschider heißt (türkisch) das Kanoniertal, darin liegt allerdings die Sommerresidenz des Königs, und der eine Stunde von Belgrad liegende Park bietet ein beliebtes Ausflugsziel. An den Park schließt sich der Kaschutniak (Wildpark) an, und in diesem Waldgehege fiel Fürst Michael von der Hand von Staatsgefangnen, unter denen sich auch ein ehemaliger Staatsanwalt befand. Die Mordtat erregte das größte Aufsehen, man vermutete die Familie der Karageorgiewitsch oder auch die Pforte dahinter, aufgeklärt wurde nichts. Alexander Karageargiewitsch, der jede Kenntnis und Teilnahme an der Tat in Abrede stellte, wurde trotzdem in contumaciam zu langer Gefängnishaft verurteilt, aber von Österreich nicht ausgeliefert. Es gab in Belgrad Leute genug, die sich mit dieser Erledigung der Untersuchung einverstanden erklären konnten. Es wäre ja nur Blutrache gewesen.

Die Nationalversammlung rief in Anerkennung der Verdienste der Familie Obrenawitsch ihren einzigen noch lebenden Sprossen, den erst vierzehnjährigen Milan, zum Fürsten aus. Milan war ein Enkel des Prinzen Ephraim, eines jüngern Bruders des alten Milasch Obrenawitsch. Wie das Land unter ihm erst die Regentschaft Ristitsch, dann die Regierung des jungen Milan mit seinen Ehe-, Liebes- und Spielgeschichten, den serbisch-türkischen Krieg und nach dem russisch-türkischen Krieg die Erhebung zum Königreich, Verfassung, Staatsstreich und Verschuldung, Niederlage gegen Bulgarien, Ehescheidung und Abdankung, dann unter dem König Alexander wieder eine Regentschaft, Verfassungswirren, Staatsstreich und endlich die wundersame Verheiratung mit der „Königin Draga" durchgemacht hat, ist noch in zu frischer Erinnerung, als daß darüber hier Worte verloren zu werden brauchten. Die beiden letzten Obrenawitsche haben, trotz guter Begabung und einzelner anmutender Charaktereigenschaften, infolge mangelhafter Erziehung und ihrer alle Welt befremdenden Beziehungen zur Frauenwelt den reichen Schatz, den ihre Vorfahren in dem Andenken Serbiens angesammelt hatten, stückweise vergeudet und verwüstet, und die Welt findet es nicht allzu unbegreiflich, daß heute Belgrad dem grauenhaften Mord gegenüber kein Zeichen der Trauer aufweist.

Die Obrenawitsch sind ausgestorben, nun werden die Karageorgiewitsch daran kommen. Das meuterische Offizierkorps in Belgrad hat den Prätendenten Peter Karageorgiewitsch schon zum König ausgerufen, die Entscheidung hat die Skupschtina in demselben Sinne gefällt; eine andre Möglichkeit lag nicht vor. An eine Republik denkt überhaupt kein Mensch, und ein andrer Thronkandidat war höchstens noch in dem Prinzen Mirko von Montenegro vorhanden, den sein Vater für den künftigen großserbischen Thron designiert hat. Bei der heutigen Stimmung in Belgrad ist daran nicht zu denken. Die Mächte werden, solange in Serbien sonst alles ruhig verläuft, die Änderung anerkennen, doch ist den Serben anzuempfehlen, immer daran zu denken, daß Rußland und Österreich unbedingt darin einig sind, daß auf der Balkanhalbinsel Ruhe herrsche. Wie sich die Aussichten der Karageorgewitsch für die Zukunft stellen werden, läßt sich schwer im voraus beurteilen. Von einer meuterischen Armee auf den Thron berufen, mit dem Verdacht der Anstiftung des Meuchelmords behaftet, und gegenüber den nebenbuhlerischen Bestrebungen des Fürstenhauses von Montenegro würde eine ganz besonders reich begabte Fürstengestalt dazu gehören, sich dauernd auf dem Thron zu erhalten und dem politisch wie moralisch zerrütteten Lande den Frieden zu bringen. —y—

Deutscher Parnaß in Berlin. Mit der gewissen Kreisen eigentümlichen Art von Bescheidenheit, die man in der Sprache der alten Rhetorik als pars pro toto bezeichnen würde, wird in den Zeitungen verkündigt, daß „die Berliner Studentenschaft" im Juni „Waldspiele" veranstalten will. Es soll Peter Hilles Drama „Lebensreigen" aufgeführt werden unter Mitwirkung von Kammilitanen und studierenden Frauen.

Da weiß man doch, wozu die Studentinnen gut sind. Ohne Damen kein Vergnügen, sagt ein altes Berliner Sprichwort. Es geht doch wohl eine Jungfrau mit, heißt es am Schluß von Goethes „Satyros oder der vergötterte Waldteufel" von 1774, der sich übrigens auch heute noch vorzüglich zur Aufführung im Freien durch Personen beiderlei Geschlechts eignen würde, wenn es etwa mit dem „Lebensreigen" nichts sein sollte. Für die Inszenierung finden die Herrschaften auch in Goethes Deutschem Parnaß allerlei Fingerzeige, die heute nach hundert Jahren wieder völlig zeitgemäß sind, zum Beispiel: Mann und Weib Ohne Scheu Zeigt den Leib oder: Alles flieht, Wer sie sieht. Ach die Büsche sind zerknickt, Ach die Blüten sind erstickt. . . . Vielleicht nimmt sich der Goethebund ein wenig der Sache an, der ja nun nach der definitiven Versenkung der „Maria von Magdala" (wo die erwartete Wunderwirkungen bedauerlicherweise ausgeblieben sind) wieder recht viel freie Zeit haben muß.

Aus Landwirtschaft, Industrie und Handel

Der Viehbestand in den Vereinigten Staaten von Amerika. In dem Statistical Abstract of the United States waren seit einer langen Reihe von Jahren auf Grund von Erhebungen des Department of Agriculture alljährlich die Zahlen und der Wert des Viehbestands der Farmen (Farm animals) veröffentlicht. Danach war der Bestand in den angegebnen Jahren folgender:

	Pferde	Rindvieh	Schafe	Schweine
1880	11201180	33258000	40765900	34034100
1885	11564572	43771295	50360243	45142654
1890	14213837	52801907	42599079	51602780
1895	15893318	50868845	42294064	44165716
1900	13537524	44286585	41883065	38651631
1901	16744723	62333870	59756718	56756718
1902	16631224	61424599	62039091	48698890

Außerdem erfolgt bei dem aller zehn Jahre wiederholten Zensus eine Aufnahme der Viehbestände, wobei nicht nur die Farm animals, sondern auch die Animals in ranges nachgewiesen werden. Die Ergebnisse der drei letzten Aufnahmen waren folgende:

	Pferde	Rindvieh	Schafe	Schweine
1880	10357488	35925511	35192074	47681700
1890	14969467	51363572	35935364	75409583
1900	18280007	67822336	61605811	62876108

Die Zahlen der beiden Aufnahmen weichen in unerklärlicher Weise voneinander ab. Die Zensuszahlen müßten natürlich immer größer sein, als die der jährlich erhobnen Bestände der Farm animals. Das ist aber 1880 bei den Pferden und bei den Schafen, 1890 beim Rindvieh und bei den Schafen nicht der Fall. Erst 1900 überwogen die Zensuszahlen die des Department of Agriculture ganz ungeheuer. Auch wenn die großen Zahlen des 1900er Zensus der Wirklichkeit entsprechen, bleibt es unwahrscheinlich, daß die in den Zensuszahlen erscheinende starke Zunahme von 1890 auf 1900 bei Pferden, Rindvieh und Schafen der Wirklichkeit entspricht. Daß die jährlichen Aufnahmen des Department of Agriculture von 1901 ab durch den Zensus von 1900 beeinflußt und wohl auch korrigiert worden sind, springt in die Augen. Eine Erklärung dieser Widersprüche liegt uns noch nicht vor. Da die jährlichen Zahlen auch noch 1903 in dem Abstract für 1902 zur allgemeinen Kenntnis gebracht werden, so scheint man sie drüben nach wie vor für die wesentlichste Auskunft über den Viehbestand zu halten. Nach dem Zensus von 1900 hat das im Besitz von Farmen befindliche Land eine sehr starke Zunahme gegen 1890 erfahren, und zwar vor allem das bisher unbestellt gebliebne Land einschließlich Wälder und Weiden (Unimprovedland). Es betrug die im Besitz von Farms befindliche

	Gesamtfläche	unbestellte Fläche
1870	153094016 ha	87525576 ha
1880	214432733 „	100524317 „
1890	249287447 „	106240746 „
1900	335436710 „	169637315 „

Namentlich in Neu-Mexiko und Texas sind 1900 sehr ausgedehnte Weide- und Ödländereien neu dem Land in farms zugerechnet worden. Weitere Schlußfolgerungen aus den Viehbestandszahlen beider Lesarten verbieten sich vorläufig von selbst. Es wird später näher auf die Agrarstatistik der Vereinigten Staaten eingegangen werden.

Die rheinisch-westfälischen Steinkohlenaktien an der Berliner Börse. Während der oberschlesische und der niederschlesische Steinkohlenbergbau haupt-

sächlich von einer verhältnismäßig kleinen Anzahl großer Gesellschaften und Grundherren, und zwar zumeist neben eignen Hüttenwerken und dergleichen betrieben werden — soweit er nicht fiskalisch ist —, bestehn im Rheinland und in Westfalen, abgesehen vom Saarrevier, sehr viele ausschließlich oder doch fast ausschließlich dem Steinkohlenbergbau gewidmete Unternehmungen in der Form von Aktiengesellschaften und Gewerkschaften. Im folgenden sind nur Aktiengesellschaften berücksichtigt, deren Aktien regelmäßig an der Berliner Börse gehandelt werden, während die zahlreichen Gewerkschaften und ihre Kuxe, für die Essen und Düsseldorf die Hauptmärkte sind, ganz außer Betracht bleiben.

Bei folgenden zehn rheinisch-westfälischen dem Steinkohlenbergbau obliegenden Aktiengesellschaften betrugen:

	das Aktienkapital 1902	die Dividenden der Jahre:					
	Millionen Mark	1902	1901	1900	1899	1898	1893
Concordia in Oberhausen . .	8,00	18	25	29	21	19	4
Consolidation in Schalke . .	16,00	27	27	30	25	22	8
Eschweiler Bergwerksverein .	15,00	—	16	20	20	15	3
Gelsenkirchner Bergw.-A.-G. .	60,00	10	12	13	10	10	6
Hagener Bergbau-A.-G. . . .	60,00	—	10	12	11	10	3
Hibernia in Herne	39,40	10	13	15	12	12	5½
Königsborn A.-G.	9,00	7	8	12	10	8	—
Mülheimer Bergw.-Verein . .	15,00	5	9	8½	7½	7	—
Nordstern in Essen	16,99	16	20	20	16	14	0
Wurmrevier in Kohlscheid-Aachen	13,99	—	8½	8½	8½	7½	4

Bei drei Gesellschaften, deren Geschäftsjahr nicht mit dem Kalenderjahr zusammenfällt, bedeutet die unter 1901 angegebne Dividende die des Geschäftsjahrs 1901/2. Die Dividende für 1902/3 ist Mitte Juni bei ihnen im amtlichen Kursbericht des Reichsanzeigers noch nicht notiert.

Wenn sich auch im Jahre 1902 fast durchweg ein Abfall der Dividende gegen 1901 und vollends gegen 1900 ergeben hat, so stellte sich die Rentabilität des Steinkohlenbergbaus, soweit sie durch die Dividende ausgedrückt wird, auch für 1902 im ganzen als eine sehr günstige dar, was namentlich bei einem Vergleich mit den Dividenden von 1893 in die Augen fällt.

Die Kurse der zehn Aktiengesellschaften wurden an der Berliner Börse am Ende der nachbenannten Monate wie folgt notiert:

	1899	1901	1902		1903				
	Dezember		Mai	Dezemb.	Januar	Februar	März	April	Mai
Concordia	321,75	286,75	284,25	283,00	270,10	277,25	293,00	312,75	298,75
Consolidation . . .	402,90	302,50	334,00	333,00	343,00	363,50	389,00	388,00	364,50
Eschweiler Bergw. .	240,00	185,70	226,50	214,10	220,75	222,00	233,25	235,00	228,50
Gelsenkirchn. Bergw. .	198,25	170,40	171,75	179,90	176,25	175,70	187,80	184,00	175,40
Hagener Bergw. . .	202,30	157,40	177,90	169,30	174,60	173,90	186,60	185,90	178,10
Hibernia	221,60	164,10	174,40	178,20	172,00	172,80	187,30	183,70	174,90
Königsborn	179,00	138,50	142,25	134,50	138,60	141,70	160,10	162,50	152,50
Mülheimer Bergw. .	125,00	82,00	87,00	88,25	105,00	115,00	126,00	124,80	120,00
Nordstern	237,75	226,25	243,00	248,00	238,00	243,00	258,20	261,50	246,00
Wurmrevier . . .	127,00	114,00	128,50	127,00	130,10	131,50	133,90	138,00	137,00

Die Bewegung der Kurse entspricht nicht der Bewegung der Dividenden. Der Abfall der Kurse war schon im Laufe des Jahres 1900 sehr stark und setzte sich mit zwei Ausnahmen 1901 energisch fort. Nur Concordia stand Ende Dezember 1900 mit 271,00 und Nordstern mit 217,00 schlechter als Ende Dezember 1901. Die Dividende für 1900 war aber fast überall höher als die für 1899. Im Jahre 1902 zeigten die Kurse aller Gesellschaften mit Ausnahme der Concordia meist zunächst eine kräftige Aufwärtsbewegung, die sich jedoch bis Ende 1902 nur bei Gelsenkirchen, Hibernia, Mülheim und Nordstern fortsetzte, bei den übrigen Gesellschaften aber einem Rückgang wich. Immerhin blieb der Kursstand am Ende 1902, mit Ausnahme von Concordia und Königsborn, durchweg höher, als er am Ende 1901 war. Dennoch waren die Dividenden im allgemeinen für 1902 kleiner als für 1901.

Im Jahre 1903 erlebten auch die Steinkohlenaktien eine bis in den April reichende neue Hausse und im Mai einen durchweg bemerkbaren, zum Teil nicht unbeträchtlichen Rückgang. Im Juni konnte man bis zur Mitte des Monats eine solche Neigung zum Steigen nicht wahrnehmen, daß auf eine anhaltende Besserung zu schließen wäre.

Nach dem kürzlich veröffentlichten Bericht des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats, dem die hier betrachteten Gesellschaften — mit Ausnahme des Eschweiler Bergwerksvereins und der Aktiengesellschaft Wurmrevier — angehören, haben bisher zur Überwindung der Krisis hauptsächlich Vorgänge im Auslande beigetragen, in neuerer Zeit namentlich der Aufschwung der amerikanischen Eisenindustrie, der das Abstoßen der auf den deutschen Eisenwerken aufgehäuften Vorräte ermöglicht habe. Die vom Syndikat gewährten Ausfuhrvergütungen haben nach dem Bericht diesen Prozeß wesentlich gefördert. Beruht so mittelbar die verhältnismäßig günstige Lage der Steinkohlenindustrie auf der außergewöhnlichen Steigerung unser Eisenausfuhr, so hat auch unmittelbar der Absatz von Steinkohlen ins Ausland zugenommen, indem das Syndikat von der ihm zur Verfügung stehenden Gesamtproduktion ins Ausland absetzte:

1902	1901	1900	1899	1898
19,0 %	16,4 %	15,5 %	16,0 %	16,8 %

Der außergewöhnliche Bedarf des Auslands an Eisen und Kohlen dürfte als eine dauernde Erscheinung nicht betrachtet werden.

Hoffentlich wird auch der Steinkohlenbedarf der für den Inlandsverbrauch und für den Export von fertigen Fabrikaten arbeitenden Industrie inzwischen soweit erstarkt sein, daß nach dem zu erwartenden Rückgang des abnormen Bedürfnisses im Ausland der Steinkohlenbergbau, der in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre überaus stark ausgedehnt worden ist, vor ernstern Absatzverlegenheiten bewahrt bleibt. Das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat hat unzweifelhaft die Verhältnisse günstig beeinflußt. Man wird sich aber bei der Beurteilung dieser verdienstlichen Einwirkung erstens des Unterschieds des post hoc vom propter hoc bewußt bleiben und zweitens sich sagen müssen, daß wir auch im Kohlenbergbau vorläufig noch nicht ganz über den Berg sind.

Zu einer starken Aufwärtsbewegung der Kurse liegt zur Zeit nicht der geringste sachliche Grund vor. Überhaupt zu keiner Bewegung. Mag das den Wünschen der Nichtsalsbörseninteressenten entsprechen oder nicht.

Der Außenhandel Frankreichs 1903. Nach dem Économiste français stellte sich der Wert der Einfuhr und der Ausfuhr nach und aus Frankreich während der ersten vier Monate (Januar bis April) wie folgt:

	1903	1902	1903 mehr als 1902
Einfuhr	1601578000 Fr.	1543353000 Fr.	58225000 Fr.
Ausfuhr	1405995000 „	1395697000 „	10298000 „
Mehreinfuhr	**195583000** „	**147656000** „	**47927000** „

Diese Summen setzen sich zusammen wie folgt:

	1903	1902	1903 mehr oder weniger als 1902
	Einfuhr		
Lebensmittel	252813000 Fr.	235302000 Fr.	+ 17511000 Fr.
Roh- und Hilfsstoffe für die Industrie	1082846000 „	1050237000 „	+ 32609000 „
Fabrikate	265919000 „	257814000 „	+ 8105000 „
	Ausfuhr		
Lebensmittel	189291000 Fr.	220999000 Fr.	− 31708000 Fr.
Roh- und Hilfsstoffe für die Industrie	387990000 „	380170000 „	+ 7820000 „
Fabrikate	734346000 „	712859000 „	+ 21487000 „
Postpakete	94368000 „	81669000 „	+ 12969000 „

Unter anderm wurden in den ersten vier Monaten des Jahres 1903 Waren im Werte von

	Millionen Franken			
			mehr	
von und nach	eingeführt	ausgeführt	eingeführt	ausgeführt
Ver. St. v. Amerika	211771	90226	121545	—
Rußland	99369	10412	88947	—
Deutschland	142302	174742	—	32440
Großbritannien u. Irland	195097	418083	—	222986

Dividenden und Kurse der Braunkohlen-Aktiengesellschaften. Nachstehende Zusammenstellung der einschlägigen Zahlen für fünf dem Braunkohlenbergbau obliegende Aktienunternehmungen geben annähernd ein für den Stand der Braunkohlenaktien an der Berliner Börse zutreffendes Bild.

	Aktienkapital 1902	Dividenden der Jahre:					
	Millionen Mark	1902	1901	1900	1899	1898	1893
Braunschw. Kohlenbergw. . .	6,25	9	9	9	8	8	4
Eintracht in Berlin	4,00	15	18	18	14	11	6
Ilse bei Senftenberg i. L. . .	5,50	10	10	10	9	9	0
Niederlausitzer Kohlenwerke .	4,00	—	8	12	7	8	5
Riebecksche Montanw., Halle a. S.	12,00	—	12	14½	14	12	10

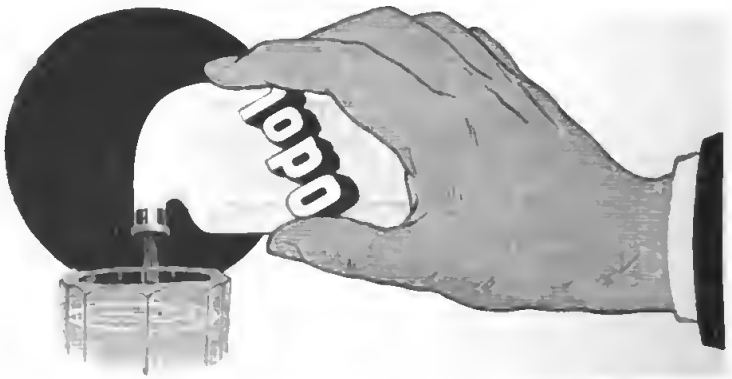
Bei den Niederlausitzer Kohlenwerken und den Riebeckschen Montanwerken bedenten die nnter 1901 gegebenen Zahlen die Dividende für das Geschäftsjahr 1901/02.

Die für die Aktien dieser Gesellschaften an der Berliner Börse am Ende der genannten Monate notierten Kurse waren folgende:

	1899	1901	1902		1903				
	Dezember		Mai	Dezember	Januar	Februar	März	April	Mai
Braunschweiger . .	158,00	158,50	144,75	153,00	150,00	151,25	153,25	155,25	157,00
Eintracht	211,00	205,40	190,25	223,50	219,00	219,00	215,75	216.00	214.00
Ilse	161,10	162,00	156,25	185,00	186,10	187,25	189,50	192,10	190,50
Niederlausitzer. . .	142,00	138,00	111,50	130,00	137,75	132,00	124,00	116,75	115,40
Riebeck	215,75	207,00	200,00	198,40	210.00	211,90	220,50	208,40	204,00

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften, auch wegen des volkswirtschaftlichen Teiles, wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).



Nach den übereinstimmenden Angaben hervorragender Forscher entspricht **Odol** zur Zeit den Anforderungen der Hygiene am vollkommensten und wird daher als das beste von allen gegenwärtig bekannten Mundwässern anerkannt.

Wer Odol konsequent täglich vorschriftsmäßig anwendet, übt die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus.

Die maritime Entwicklung der Vereinigten Staaten

Statten schon die jüngst vom Kongreß bewilligte Vermehrung der Flotte der Union und der nun aufgehobne Beschluß, das gesamte Heimatgeschwader auf eine Kreuzerfahrt in europäische Gewässer zu entsenden, um, wie es hieß, eine fingierte Blockade Lissabons, deren Dauer die Operationsfähigkeit der amerikanischen Flotte erweisen sollte, durchzuführen, sowie die Kontroverse über den Besuch eines Teils des amerikanischen Mittelmeergeschwaders in Kiel die Aufmerksamkeit auf die Flotte der Union gelenkt, so erhielt diese durch die jüngste Rede des Präsidenten Roosevelt über die beherrschende Position, die den Vereinigten Staaten künftig im Pacific gebühre, wozu große Anstrengungen notwendig seien, neue Anregung. Mag nun der amtlich für die Entsendung dieses Geschwaders angegebne Grund, man wolle seinen Schiffen Gelegenheit zu einer Kreuzerfahrt in Geschwaderformation auf weite Strecken bieten, zutreffen, oder der angebliche Wunsch des Marinedepartements, die Aufmerksamkeit der europäischen Mächte auf die Stärke der amerikanischen Flotte und ihre Operationsfähigkeit zu lenken, den eigentlichen Anlaß geben, so erschien auch diese Maßregel als ein neues Anzeichen der aufstrebenden Pläne der Union auf dem Gebiete maritimer Entwicklung.

Die Ergebnisse des Krieges mit Spanien, die Eroberung der Philippinen, der beschlossene Bau des Panamakanals und die Entwicklung der Verhältnisse im Osten Asiens haben die Vereinigten Staaten vor neue gewaltig erweiterte Aufgaben gestellt, und zwar die einer Weltmacht im weitesten Sinne des Worts, und die bisher in engerm Rahmen vertretene Monroedoktrin hat schon von autoritativer Seite, der des Kapitäns Mahan, die Auslegung erfahren: ihr Hauptvorzug sei ihre Elastizität und Entwicklungsfähigkeit, und ihre Entwicklung stehe mit der der amerikanischen Macht im engsten Zusammenhang, sie verpflichte die Union jedoch nur zu dem Verzicht auf eine Einmischung in der Alten Welt, in Europa, der Levante, Afrika und Indien, jedoch nicht zu einem solchen in China, Japan und im Stillen Ozean.

Schon die Botschaft des Präsidenten Roosevelt vom zweiten Dezember vorigen Jahres betonte, die amerikanische Flotte müsse weitere Fortschritte machen,

da gewisse Unternehmungen der auswärtigen Politik den Besitz einer Flotte ersten Ranges forderten. Die Monroedoktrin solle als ein Grundsatz der amerikanischen auswärtigen Politik gelten, die Durchführung dieses Grundsatzes sei aber nur bei dem Besitz einer durchaus guten Flotte möglich. Der Weg, die Fortdauer des Friedenszustandes zu sichern, sei eine schlagfertige Flotte, und schon früher hatte der Präsident darauf hingewiesen, die Flotte der Union dürfe keiner Flotte der Welt, mit Ausnahme der englischen, nachstehn.

Bei der gewaltigen Küstenausdehnung der Vereinigten Staaten, die im Osten und im Westen an die beiden wichtigsten großen Weltmeere, den Atlantischen und den Stillen Ozean, im Süden an den Golf von Mexiko grenzen, und in Anbetracht der erweiterten maritimen Aufgaben, die ihnen mit der Besetzung der Philippinen und der, wenn auch nicht durch Verträge ausdrücklich festgesetzten, so doch tatsächlichen Herrschaft über die Großen Antillen erwachsen, kann die Union allerdings nicht bei dem bisherigen Umfang ihrer Flotte verharren, da sie dieser nicht in den Stand setzt, einen etwaigen aus internationalen Verwicklungen hervorgehenden Angriff einer Flotte ersten oder zweiten Ranges der Alten Welt abzuweisen. Daß sie dazu jetzt und auch nach der beschlossenen Vermehrung noch nicht in der Lage ist, geht aus einer Gegenüberstellung der Zahl, der Klassen und des Tonnengehalts ihrer Schiffe und der der am meisten in Betracht kommenden Seemächte deutlich hervor.

	Linienschiffe	Tonnen	Küstenpanzerschiffe	Tonnen	gr. Kreuzer	Tonnen
Union	19	217970	10	37100	15	156430
Frankreich	41	426270	2	9600	31	263080
Rußland (Ostseeflotte)	18	214990	3	12600	16	122710
Rußland (Schwarzmeerflotte)	9	90590	2	6100	2	13600
Deutschland	23	242500	8	31710	14	107070
Japan	7	93550	3	8480	6	58900

	kleine Kreuzer	Tonnen	Panzerkanonenboote	Tonnen	Kanonenboote
Union	39	92300	12	25800	17
Frankreich	45	123460	8	11500	21
Rußland (Ostseeflotte)	16	35850	4	6000	17
Rußland (Schwarzmeerflotte)	7	10200	—	—	3
Deutschland	34	75955	12	1270	9
Japan	25	69820	—	—	6 mit 6 ohne Geschützen

	Torpedoboot-Zerstörer		Torpedoboote		Unterseeboote	
Union	20		10		9	
Frankreich	34	14 im Bau 18 bewilligt	260	12 im Bau 16 bewilligt	14	22 im Bau 9 bewilligt
Rußland (Ostseeflotte)	32		163		—	
Rußland (Schwarzmeerflotte)	6		37		—	
Deutschland	41		83		—	
Japan	19		81		—	

Die gewaltige Überlegenheit der englischen Flotte bedarf keiner zahlenmäßigen Darlegung; die wesentlich auf das Mittelmeer angewiesene italienische Flotte kann außer Betracht bleiben.

Die Union dürfte jedoch neben der Vergrößerung ihrer Flotte auch dazu veranlaßt sein, fortan nicht nur in Westindien ein Geschwader zu stationieren, sondern auch die Anzahl ihrer in fremden Weltmeeren stationierten Schiffe

künftighin zu vermehren, wenn auch unverständlich ihre Schlachtschiffe neuerdings nach der atlantischen und Pacific-Station beordert wurden. Sie betrug im Herbst 1902 in Ostasien ein Linienschiff, zwei Monitors, zwei kleine Kreuzer, neunzehn Kanonenboote, und auf der europäischen Station ein Linienschiff, einen großen Kreuzer, zwei kleine Kreuzer und ein Kanonenboot, beträgt zur Zeit aber nur einen Kreuzer und ein Kanonenboot, zu dem zwei Kreuzer hinzukommen sollen. Ferner aber bedürfen der bisher sehr langsame Schiffbau der Beschleunigung, die Küstenverteidigung, die Kriegshäfen und eine entsprechende Seewehr der Ausgestaltung, die Schiffs- und Küstenartillerie einer gewaltigen Verstärkung, die mangelhafte Schießausbildung sorgfältiger Pflege und der Torpedobootbau der Verbesserung. Auch wird fortan die Abhaltung großer Flotten- und Küstenmanöver im Stil der Manöver vom letzten Dezember geplant.

Unter diesen Bedingungen ist die Flotte der Union bestimmt, ein Machtmittel zu werden, das ihr nicht nur die Herrschaft in den weiten Küstengewässern des nordamerikanischen Kontinents, im Golf von Mexiko und im Karaibischen Meere, sondern auch in den Gewässern der Philippinen und im gesamten stillen Ozean sichern soll. Für die entsprechende Basierung dieser Herrschaft wurde Puertorico mit dem Hafen von San Juan den Spaniern genommen, auch ist die Erwerbung von Häfen auf Kuba, die sich zu Flottenstationen eignen, und zwar der Häfen Bahia-Hondas bei Havana und von Guantanamo an der Südküste Kubas, nicht weit von Santiago, sowie eines solchen auf der Insel Culebra, einer der Kleinen Antillen, beabsichtigt oder beschlossen. Ein Abkommen, das der Union das Recht zur Anlegung von Flotten- und Kohlenstationen auf Kuba gewährt, wurde schon von dem Präsidenten Palma unterzeichnet und in dem neusten Vertrage mit Kuba die Isla de Piños zur amerikanischen Kohlenstation bestimmt. Unter den Kleinen Antillen hat die Insel Culebra nicht nur als ein weit nach Osten gegen den Atlantischen Ozean vorgeschobner Beobachtungsposten, sondern auch als ein Stützpunkt für Operationen zur Beherrschung der benachbarten Mona-Passage und der Passage durch die Kleinen Antillen sowie der des Antillenmeeres besondre Bedeutung. Die maritime beherrschende Stellung der Union aber gegenüber den Staaten Zentralamerikas und den nördlichen Staaten Südamerikas wird durch jene vorgeschobnen Basispunkte wesentlich unterstützt.

Schon heute stellt die Flotte der Union eine sehr ansehnliche Streitmacht dar und wird nach Vollendung ihrer zur Zeit auf den Werften liegenden und projektierten Panzerschiffe, und zwar in etwa drei Jahren, an eigentlicher Gefechtstärke der deutschen fast gleich sein. Man könnte deshalb einwenden, daß eine Steigerung des amerikanischen Kriegsschiffbaus nicht durchaus dringend geboten sei, namentlich da das amerikanische Marinebudget zur Zeit dieselbe Höhe wie das der französischen Marine erreicht hat. Die Aufgaben der maritimen Entwicklung der Union sind aber eben bedeutend erweitert worden, und die vorhandnen Staats- und Privatschiffbauetablissements vermögen den großen an sie gestellten Anforderungen nicht zu genügen. Der langwierige Preisstreit mit den Panzerherstellungswerken brachte die Bauten allmählich zum Stillstand, sodaß manche Schiffe ein bis anderthalb Jahre

auf ihren Panzer warten mußten. Die Bauverzögerungen entstanden ferner nach dem Berichte des Chefs des Konstruktionsdepartements, Kontreadmiral Bowles, durch überhasteten Beginn des Baus der Schiffe nach unvollkommnen Plänen, durch Armierungs- und Panzerungsänderung während des Baus, durch Verzögerung der Panzer- und Geschützlieferung infolge neuer Konstruktionsmethoden und Preisherabsetzung der Lieferungen, durch die scharfe Kontrolle und die hohen Anforderungen der Regierung bei der Materialabnahme und durch Verzögerungen in der Rohmateriallieferung. Trotzdem wurden neue Schiffe bewilligt, sodaß sich die Arbeit noch mehr häufen mußte. Die Folge war ein sehr langsamer Bau und die Unmöglichkeit, die bewilligten Schiffe bald zu erhalten. Heute herrscht auf den Werften eine fieberhafte Tätigkeit; in Washington wird eine neue Schiffswerft errichtet, auf der mit Tag- und Nachtschichten bei elektrischem Licht gearbeitet wird. Zur besondern Förderung der Flottenbestrebungen aber wurde eine „Flottenliga" gegründet. Die Verfechter der maritimen Ausdehnung der Union erklären jedoch, daß alles, was bis jetzt für die Flotte geschehen sei, im Vergleich zu dem, was noch zu tun bleibe, nichts sei. Seit der Entstehung der heutigen amerikanischen Kriegsflotte hat sich das Interesse in der Union noch nie so lebhaft mit der Flotte beschäftigt, wie jetzt bei den dem Repräsentantenhause kürzlich vorgelegten Fragen wegen ihrer Vermehrung. Wie es scheint, sind die Anschauungen, die bisher mehr oder weniger in Widerspruch zueinander standen, jetzt zu der Übereinstimmung gelangt, daß die Verstärkung der maritimen Streitkräfte der Union eine Notwendigkeit sei. Der Marinesekretär forderte, daß diese Verstärkung mindestens vier Gefechtseinheiten, und zwar vier Schlachtschiffe oder Kreuzer und zwei Schulschiffe betrage. Der Kongreß aber bewilligte die Mittel für den Bau von drei Schlachtschiffen zu je 16000 Tonnen und von zwei Schlachtschiffen von je 13000 Tonnen, zwei Schulschiffen und einer Brigg. Doch sind keine Mittel für den Bau von Kreuzern, der ursprünglich von beiden Häusern geplant war, vorgesehen. Die Anzahl der Kadetten der Marineakademie wurde verstärkt, die Flottenmannschaft wird um 3000 Mann und die Zahl der Offiziere entsprechend erhöht. Für Munition wurden anderthalb Millionen Dollars bewilligt, darunter 120000 zu Schießprämien. Insgesamt wurden 81 Millionen Dollars für die Flotte bewilligt. Überdies scheint der Ankauf des in England im Bau begriffnen Schlachtschiffs Kapitän Prat und des Kreuzers Esmeralda und unter Umständen der der Flotten Chiles und Argentiniens beabsichtigt. Die Flottenkommission des Repräsentantenhauses war sehr bald mit dem Marinesekretär wegen der Gesamtschiffszahl in Übereinstimmung und ging sogar mit einem dritten Schulschiff über sie hinaus, und wenn man auch keineswegs annehmen darf, daß die von einem Kongreßmitglied des Staates Missouri für die nächste Session beabsichtigte Vorlage zum Bau von 25 neuen Schlachtschiffen vom Senat und vom Repräsentantenhause angenommen werden würde, und zwar schon mit Rücksicht auf den sehr beträchtlichen Mangel an Mannschaften und Offizieren, so gilt doch als zweifellos, daß die Regierung der Union eine fernere bedeutende Vermehrung der amerikanischen Seestreitkräfte plant. Ein auf Veranlassung des Marineministers Moody verfaßtes

Gutachten des amerikanischen Allgemeinen Marineamts umgrenzt die amerikanischen Marinebestrebungen deutlicher. Danach erheischt die Verteidigung der amerikanischen Küsten, Kolonien und Handelsinteressen die Erhaltung einer Kriegsflotte in der Stärke von achtundvierzig Linienschiffen erster Klasse. Die übrigen Schiffe sollen in einem bestimmten Verhältnis zur Zahl dieser Linienschiffe stehn, und zwar so, daß auf je vier Linienschiffe zwei Panzerkreuzer, vier schnelle Kreuzer und vier große seetüchtige Torpedozerstörer nebst den üblichen Hilfsschiffen kommen sollen. Daß diese normale Stärke möglichst rasch erreicht werde, empfiehlt das Marineamt jährlich vier Linienschiffe nebst den andern Schiffen in der entsprechenden Anzahl zu beginnen, bis diese Grenze erreicht ist. Außerdem sollen alte und veraltete Schiffe immer sofort ersetzt werden. Andrerseits ist es, wie dargelegt wurde, der amerikanischen Regierung bis jetzt nicht gelungen, die vom Kongreß freigebig bewilligten Schiffe auch in der ausbedungnen Zeit gebaut zu erhalten. Nach einem amtlichen Bericht sind von den einundvierzig Kriegsschiffen, die die Vereinigten Staaten zur Zeit im Bau haben — darunter sind neun Linienschiffe, sechs Panzerkreuzer und neun geschützte Kreuzer —, nur zwei nicht wesentlich im Rückstand. Für die Linienschiffe schwankt der Rückstand zwischen zwölf und dreißig Monaten, für die Panzerkreuzer zwischen sieben und sechzehn und für die geschützten Kreuzer zwischen acht und neunzehn Monaten. Bei den kleinern Schiffen sind die Rückstände noch größer. Eine der bemerkenswerten Seiten des Feldzugs, der zur Zeit zu Gunsten einer stärkern Flotte geführt wird, ist, wofür der beabsichtigte Antrag des Kongreßmitglieds für Missouri als symptomatisch gelten kann, der Anteil, den die Repräsentanten der Staaten des Innern daran nehmen. Diese hatten sich bisher unter dem Vorwande, daß es nicht billig sei, daß die Staaten des Innern für den Schutz der Staaten an der Küste zahlten, gar nicht um die Flotte bekümmert. Eine solche Verschiedenheit der Ansichten ist jetzt völlig verschwunden, und es sind nun vielmehr die Staaten des Innern, die durch die Stimmen ihrer Vertreter eine beständige und beträchtliche Verstärkung der amerikanischen Flotte verlangen. Bei dieser nahezu völligen Einstimmigkeit war deshalb von vornherein aller Grund zu der Annahme vorhanden, daß das beträchtlich erhöhte Marinebudget vor der Vertagung des Parlaments von einer großen Majorität bewilligt werden würde. Wenn aber auch alle Parteien in dem Verlangen nach einer Verstärkung der Flotte übereinstimmten, so wichen dagegen die Ansichten der Fachmänner wegen des Typus der Einheiten, die die diesjährige Verstärkung der amerikanischen Flotte bilden sollten, sehr voneinander ab. Sogar im Marinedepartement gingen die Ansichten auseinander; Admiral Taylor zum Beispiel trat für einen Panzerschiffstyp mittlern Tonnengehalts, stärkerer Armierung und namentlich mit weitem Aktionsbereich ein. Der Chef des Konstruktionsbureaus, Admiral Bowles, ist dagegen Anhänger eines Typs von starkem Tonnengehalt, wie bei dem Connecticut und der Louisiana, die 16000 Tonnen haben. Die Vertreter des starken Tonnengehalts führten dafür an, daß zu der Erlangung einer starken und gleichartigen Flotte diese beiden Panzerschiffe nicht allein in der amerikanischen Marine stehen dürften, sondern durch Schiffe desselben Typs und von derselben Schiffsstärke unterstützt werden müßten. Alsdann würde man eine

Offensiv- und Defensivflotte von unbestreitbarer Gefechtskraft haben. Mit der Entscheidung, daß man 13000 Tonnen als mittlern Tonnengehalt gelten läßt, ist deshalb beiden Anforderungen Rechnung getragen worden. Die Verstärkung der amerikanischen Flotte ist somit jetzt gesichert. Aber es trat eine andre Frage auf, die nunmehr von den Marinekommissionen der Kammer und des Senats entschieden wurde, nämlich die der Mannschaften und der Offiziere, die zur Bemannung der neuen Einheiten dienen sollen. Wenn auch die technischen Schwierigkeiten für die Beschleunigung des Schiffbaus bei der Leistungsfähigkeit der Amerikaner gerade auf diesem Gebiete leicht zu überwinden sein dürften, so stellt sich der schnellen, von der Union angestrebten Entwicklung der Flotte vorderhand die Bemannungsfrage besonders hindernd entgegen, da ohne allgemeine Wehrpflicht die Beschaffung des fehlenden Personals schwierig ist.*) Wenn das nun auch für die für 1904 bewilligte Vermehrung der Flottenmannschaft von 28000 auf 31000 Mann vielleicht nicht stark ins Gewicht fällt, so gilt es doch für die Vermehrung der Offiziere. Alljährlich wird das Kontingent der Zöglinge der Marineakademie von Annapolis durch eine vom Senat, von der Kammer und von dem Präsidenten bestimmte entsprechende Anzahl von Aspiranten gestellt. Die Schule bildet somit nur eine begrenzte Anzahl von Offizieren aus, und es bedarf einer Vermehrung der Anzahl ihrer Zöglinge. Diese konnte jedoch nur durch eine im Kongreß getroffne Entscheidung herbeigeführt werden. Beide Marinekommissionen haben sich deshalb dafür entschieden, die Schwierigkeit durch den Vorschlag zu beseitigen, daß außer dieser Anzahl jedes Mitglied des Repräsentantenhauses einen, jedes Senatsmitglied zwei und der Präsident zehn Kandidaten bezeichnen dürfen. Infolge dieser Maßregel würde sich die Anzahl der Marineschüler von Annapolis auf 600 erhöhen. Aber sie erweist sich immer noch als nicht ausreichend, wenn man die Zahlen im Bericht des Marinesekretärs in Betracht zieht. Zur Zeit fehlen der Flotte der Union am etatsmäßigen Bestande nicht weniger als 577 Offiziere, für die Schiffsneubauten sind 623 und zur Ausfüllung der in der amerikanischen Marine sehr rasch entstehenden Vakanzen 160 nötig, sodaß bis 1906 die Gesamtzahl der fehlenden Offiziere 1360 betragen würde. In diesem Zeitraum vermöchte jedoch die Marineakademie bei ihrer bisherigen Leistungsfähigkeit nur 355 Offiziere zu liefern. Die Differenz würde also gewaltig gewesen sein, und es war zudem zu berücksichtigen, daß die von den Marinekommissionen vorgeschlagne Maßregel erst in vier Jahren, der Dauer des Marineschulkursus, ihre Wirkung geäußert haben würde; aber die Differenz scheint durch den Beschluß des Kongresses, der die Regierung zur Rekrutierung weiterer 300 Kadetten für die Flotte und von 555 für das Marinekorps ermächtigt, gehoben zu sein.

Als der eigentliche Grund der neuerdings geforderten Beschleunigung der Flottenverstärkung wird in manchen Kreisen der Union die Situation wegen Venezuelas hingestellt, die einen Augenblick sehr drohend gewesen sei, und namentlich Deutschland den Vereinigten Staaten in einem neuen sie reizenden Licht gezeigt habe. Der „New York Herald," das Organ der amerikanischen antideutschen

*) Die Bemannung soll auf 40000 Mann gebracht werden.

Militärpartei, erklärte ganz offen, es sei notwendig, daß die Union eine Flotte habe, die imstande sei, der beständig anwachsenden deutschen Widerstand zu leisten. Dem Vorgehn Deutschlands und Englands gegen Venezuela wird deshalb jetzt mehr als jeder andern Ursache das lebhafte Interesse am Marinebudget zugeschrieben. Noch aber hat die Flotte der Union gewaltige Schwierigkeiten zu überwinden, bevor sie das erstrebte Ziel, jeder andern Flotte mit Ausnahme der Englands gewachsen zu sein, erreicht. Es sind vor allem also die unzureichende Leistungsfähigkeit der vorhandnen Werften, die Schwierigkeit der Aufbringung des nötigen Marinepersonals, namentlich an Offizieren, Unteroffizieren, erfahrnen Maschinisten und Technikern, und wenn auch der zuerst genannte Mangel bei der gewaltigen Leistungsfähigkeit der Union gerade auf technischem Gebiete leicht zu bewältigen sein dürfte, so ist doch die Personalfrage weniger eine Frage der aufzuwendenden Mittel, für die der Union fast unbegrenzte Hilfsquellen zur Verfügung stehn, als namentlich der gründlichen, längere Zeit erheischenden Ausbildung. Überdies nimmt die Entwicklung der Flotten der übrigen Seemächte ebenfalls beständig zu, sodaß das Endziel der Verstärkung der Unionsflotte, wenn es auch dereinst wohl zweifellos erreicht werden wird, zur Zeit noch in weiter Ferne liegt.

Es erscheint von Interesse, zum Schluß den Absichten, die für die jetzt aufgegebne Kreuzerfahrt des Heimatsgeschwaders maßgebend waren, und den Gründen, die zu ihrem Aufgeben führten, einen Blick zu widmen. Nach der amerikanischen Presse beabsichtigte die Regierung in Washington den europäischen Mächten klar zu machen, daß sie „den Kriegsschauplatz vor die Tür jeder beliebigen europäischen Macht verlegen könnte," wenn man jenseits des großen Meeres den Vereinigten Staaten nicht mit der gebührenden Hochachtung begegne oder sich die Ungnade der großen Republik der Neuen Welt zuziehe. Um das den Europäern in nachdrücklichster Weise zu verstehn zu geben, sollte das Geschwader den Atlantischen Ozean kreuzen und den Hafen von Lissabon blockieren. Portugal, hieß es, wurde für diesen seltsamen Versuch ausgewählt, weil man allgemein zugebe, daß die Möglichkeit eines Krieges zwischen den Vereinigten Staaten und Portugal nicht bestehe, und weil sich die Portugiesen durch die Blockade deshalb nicht bedroht fühlen könnten. Das Geschwader sollte aus sechs Schlachtschiffen erster Klasse, dem Schlachtschiff zweiter Klasse „Texas," zwei Kreuzern, ferner aus Vorrats- und Kohlendampfern bestehn. Zuerst sollte es nach den Azoren dampfen, dort Kohlen einnehmen und dann nach Lissabon steuern, geradeso als ob ein Krieg im Gange, und als ob Lissabon ein feindlicher Hafen wäre. Man wollte mit der großartigen Kundgebung dem ganzen alten Europa eine Lehre geben, und dem Flottendepartement war angeblich hauptsächlich daran gelegen, dem deutschen Kaiser zu zeigen, was die amerikanischen Kriegsschiffe könnten. Sie würden so gebaut, betonte man, daß sie sowohl Kohlen tragen als auch kämpfen könnten. Sie könnten den Ozean kreuzen, und manche von ihnen vermöchten nach Amerika zurückzukehren, ohne vorher wieder Kohlen einnehmen zu müssen. Das aber könnten die deutschen Schiffe nicht. Deutschland baut jedoch seine Kriegsflotte bekanntlich nur zum Schutze seiner Küsten und nicht zum Angriff auf die andre Erdhälfte.

Man beschloß jedoch den Gedanken einer solchen demonstrativen Übungsfahrt nach Europa aufzugeben, weil man befürchtete, daß der größte Teil der Schiffe des Geschwaders einer solchen Probe nicht gewachsen wäre. Die „Maine" soll nicht das einzige der neuen amerikanischen Panzerschiffe sein, bei denen die Konstrukteure den starken Rückstoß der großen Geschütze bei der Deckkonstruktion außer acht gelassen haben. Unter diesen Umständen ist es nicht überraschend, wenn Präsident Roosevelt in seinen Reden immer wieder auf die Notwendigkeit einer stärkern Marine hinweist, womit er wohl seinen Landsleuten nahe legen will, daß vorläufig die amerikanische Marine nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ sehr viel zu wünschen übrig läßt. Das Ausspielen der Monroedoktrin und der Aspirationen der amerikanischen Herrschaft über den Stillen Ozean erscheinen dabei vielleicht nur als Mittel zum Zweck. Wollte der Präsident den Amerikanern einfach die Tatsache vorhalten, daß ihre Marine ungenügend sei, so würde das einen Sturm der Entrüstung hervorrufen. Offenbar liegt aber für die Amerikaner eine Lehre darin, daß jetzt gerade ein mächtiges deutsches Panzergeschwader seine Übungsfahrten bis nach Lissabon ausgedehnt hat, während das amerikanische Heimatgeschwader trotz der Deweyschen Renommistereien nach seiner letzten Übung im Karaibischen Meere eine Übungsfahrt nach Europa nicht mehr wagen kann.

Rogalla von Bieberstein

Haftpflichtversicherung

Im folgenden ist von einer Versicherungsart die Rede, die alle Verhältnisse des Lebens berührt und in fortwährendem Aufschwung begriffen ist. Annähernd soll eine Million Personen in Deutschland gegen Haftpflicht versichert sein, und die Prämien sollen die stattliche Summe von zehn Millionen Mark erreichen, weshalb allein ungefähr 20000 Agenten in der Haftpflichtbranche tätig sind.*) Trotzdem werden Wert und Bedeutung der Haftpflichtversicherung häufig verkannt, und die Wissenschaft hat sich bis in die neuste Zeit nur wenig mit ihr beschäftigt. Die erste bedeutendere Monographie auf diesem Gebiet ist das Buch von Hiestand: Grundzüge der privaten Unfallversicherung mit Berücksichtigung der Haftpflichtversicherung (Stuttgart, Enke, 1900. VIII u. 162 Seiten), das einen sehr guten Überblick über diese beiden Versicherungsarten bietet. Es ist, wie es in dem Vorwort heißt, „eine Orientierung für den Laien, eine Einführung für den Anfänger und eine systematische Übersicht für den Fachmann und Juristen." Dagegen beschäftigt sich das Buch von Manes mit ihr ausschließlich. Bietet auch die Versicherungstechnik kein weiteres Interesse für ein größeres Publikum, so liegt die Sache doch wesentlich anders, wenn es sich um die Geschichte, die wirtschaftliche Bedeutung und die wichtigsten Geschäftsgrundsätze dieses Zweiges handelt.

*) Entnommen dem Buche von Manes: Die Haftpflichtversicherung, ihre Geschichte, wirtschaftliche Bedeutung und Technik, insbesondre in Deutschland. Leipzig, Hirschfeld, 1902.

Die Haftpflichtversicherung trat im Jahre 1872, kurz nach dem Erlaß des Haftpflichtgesetzes vom 7. Juni 1871 ins Leben und beschäftigte sich anfänglich ausschließlich mit der darauf gegründeten Haftpflicht der Betriebsunternehmer und Betriebsbeamten. Zugleich mit der Haftpflichtversicherung wurde die private Unfallversicherung eingeführt. Doch unterscheiden sich beide Versicherungsarten wesentlich voneinander. Bei der Unfallversicherung soll der Versicherte wegen eines erlittnen Unfalls Entschädigung erhalten, während bei der Haftpflichtversicherung der Versicherte die Beträge von der Gesellschaft ersetzt bekommt, die er nach dem Gesetz an einen durch seine Schuld, worunter nur Fahrlässigkeit zu verstehn ist, oder auch ohne seine Schuld Verletzten oder an die Hinterbliebnen des Getöteten zu bezahlen hat. Auch übernimmt die Gesellschaft die Kosten eines Prozesses und die des Verteidigers, wenn der Versicherte wegen des Falles, auf den sich die Versicherung bezieht, strafrechtlich zur Verantwortung gezogen wird.

Wie erwähnt worden ist, bezog sich ursprünglich die Haftpflichtversicherung ausschließlich auf Fälle des Haftpflichtgesetzes. Dieses gab aber zu zahlreichen Klagen Veranlassung, namentlich befriedigte die Haftpflicht nach Paragraph 2 dieses Gesetzes sehr wenig, da dem Verletzten der Beweis von der Schuld des Betriebsunternehmers oder des Betriebsbeamten auferlegt wurde, ein Beweis, der in sehr vielen Fällen überhaupt nicht, in sehr vielen nur schwer zu führen war. Häufig lag auch Selbstverschulden des Verletzten oder Getöteten vor, sodaß jede Verbindlichkeit zur Ersatzleistung wegfiel. Dazu kam, daß die meisten Unfälle durch das Verschulden der Mitarbeiter verursacht wurden, auf die sich aber das Haftpflichtgesetz nicht bezog. Ferner genossen die gefährlichen Baugewerke nicht den Schutz dieses Gesetzes. Nach den bei Manes Seite 26 angeführten Feststellungen waren bis 1883 von hundert Betriebsunfällen nur fünf haftpflichtig. Die zahlreichen Prozesse, die zwischen den Unternehmern und den Arbeitern wegen der Haftpflicht geführt wurden, trugen wesentlich zur Verschärfung des zwischen diesen beiden Klassen der Bevölkerung bestehenden Gegensatzes bei. So hatte denn das Haftpflichtgesetz, das bestimmt war, den sozialen Frieden zu fördern, die entgegengesetzte Wirkung. Deshalb trat dann nach langen Kämpfen im Jahre 1884 das industrielle Unfallversicherungsgesetz ins Leben, dem in den nächsten Jahren noch weitere Unfallversicherungsgesetze folgten. Das Haftpflichtgesetz wurde zwar nicht aufgehoben, wohl aber in seiner Anwendung stark eingeschränkt, denn alle von den Arbeitern erlittnen Betriebsunfälle fielen unter das neue Gesetz. Dagegen blieb das Haftpflichtgesetz für nicht versicherungspflichtige Personen in Geltung. Außerdem wurden die Betriebsunternehmer und die Betriebsbeamten unter bestimmten Voraussetzungen auch in Betriebsunfällen für haftpflichtig erklärt. Man vergleiche die Paragraphen 95 und 96 des Gewerbeunfallversicherungsgesetzes (jetzt Paragraphen 135 und 136) und die diesen nachgebildeten Bestimmungen der andern Unfallversicherungsgesetze.

Eine Haftpflichtversicherung, die sich ausschließlich auf das nunmehr in seiner Anwendung beschränkte Haftpflichtgesetz stützte, konnte keinen Bestand haben. Es trat für das Haftpflichtgeschäft eine schwere Krise ein, infolge deren

zwei große Gesellschaften liquidierten. Demgegenüber trat der Generaldirektor des Stuttgarter Vereins, Kommerzienrat Molt, der noch heute an dessen Spitze steht, auf, indem er zuerst die Überzeugung aussprach, daß „man der Hilfe und Mitwirkung der Privatversicherung auch nach Einführung der öffentlichen Versicherung nicht werde entraten können." Schon im Jahre 1884 richtete der Stuttgarter Verein seinen Betrieb auf neuer Grundlage ein, indem er an die „Haftpflichtreste," die das Unfallversicherungsgesetz gelassen hatte, anknüpfte, die Versicherung auf weitere Haftpflichtfälle, auch wegen Sachschaden und Vermögensbeschädigung ausdehnte und auf diesem Wege nicht nur selbst zu immer größerer Blüte gelangte, sondern auch dem gesamten Haftpflichtgeschäft neues Leben einhauchte. Wie schwer die Krise war, die die staatliche Unfallversicherung der Haftpflichtversicherung brachte, und wie Recht dagegen Molt hatte, daß er den Betrieb des von ihm geleiteten Vereins den veränderten Verhältnissen anpaßte, zeigt folgende bei Manes Seite 35 abgedruckte Tabelle:

der Gesellschaften	Einnahmen in den Jahren 1884 Mark	1887 Mark
1. Prometheus	440313	170492 — 369821
2. Rhenania	1568358	395911 — 1152547
3. Leipzig	2727608	in Liquidation
4. Magdeburg	2235391	684396 — 1550995
5. Stuttgart	555963	553857 — 2106
6. Chemnitz	858531	in Liquidation

Während also von den hier angeführten Gesellschaften zwei in Liquidation traten, bei zweien die Verluste in die Millionen, bei einer in die Hunderttausende gingen, verlor der Stuttgarter Verein nur 2106 Mark! Einen größern Aufschwung nahm das Haftpflichtgeschäft erst seit dem Beginn der neunziger Jahre, sodaß Anfang 1900 über zwanzig Aktiengesellschaften, zwei größere Gegenseitigkeitsvereine und eine Reihe lokaler Verbände die Haftpflichtversicherung betrieben. Dazu trat noch die Konkurrenz des Auslandes, insbesondre die der Schweiz. Freilich hat die große Konkurrenz, die sich unter anderm auch in Prämienunterbietungen äußert, in neuster Zeit einen Rückgang des Haftpflichtgeschäfts zur Folge gehabt. Dazu kommt, daß die Unfallversicherungsgesetze in der Fassung vom 5. Juli 1900 nicht nur den Kreis der staatlich versicherungspflichtigen Personen erweiterte, sondern auch den Berufsgenossenschaften erlaubte, ihre Angehörigen gegen Haftpflicht zu versichern. Es ist das eine ganz unglückliche Schöpfung. Die Berufsgenossenschaften verlangen auf der einen Seite von den Unternehmern Ersatz für alle Aufwendungen, die sie infolge des von den Unternehmern in vorsätzlicher oder qualifiziert fahrlässiger Weise herbeigeführten Unfalls hatten, während sie ihnen auf der andern Seite zwei Drittel des ihnen wegen qualifizierter Fahrlässigkeit geschuldeten Betrags auf Grund der Haftpflichtversicherung ersetzen. Das ist ein Widerspruch in sich. Man kann nicht mit der einen Hand nehmen und zugleich mit der andern geben.*) Die Berufsgenossenschaften versichern ihre Angehörigen aber

*) Näheres über diese Frage bei Molt, Zur Haftpflichtversicherung. 2. Auflage. Stuttgart 1901.

auch gegen andre Haftpflichtfälle. Mit Recht bemerkt man dagegen, daß durch solche ihrem Charakter fremde Geschäfte die Solidität der Berufsgenossenschaften leiden muß. Inwieweit die Privatversicherungsgesellschaften durch dieses Recht der Berufsgenossenschaften beeinträchtigt werden, läßt sich zur Zeit noch nicht übersehen. Jedenfalls werden die größern Gesellschaften, die innerlich genügend gefestigt sind, eine etwaige Krise leicht überwinden.

Eine solche ist aber auch deshalb weniger zu fürchten, weil die Haftpflichtversicherung täglich an Wichtigkeit gewinnt. Die bedeutende Entwicklung, die Industrie und Verkehr schon gewonnen haben und bei den fortgesetzten Erfindungen immer noch nehmen, erhöhen die Gefahren für das menschliche Leben und verschärfen damit die Haftpflicht. Ein besondres Haftpflichtrecht für die Automobilbesitzer, entsprechend dem für die Eisenbahnbetriebsunternehmer, ist nur noch eine Frage der Zeit. Und schon werden Stimmen laut, die fordern, daß man die Radfahrer einer strengen Haftpflicht unterwerfen müsse. Dazu kommt, daß in den Rechtsgebieten Deutschlands, in denen das französische Recht keine Geltung hatte, das Bürgerliche Gesetzbuch die Haftpflicht ganz bedeutend verschärfte. Nicht nur der Einzelne ist haftpflichtig, wenn er durch seine eigne Fahrlässigkeit — der Vorsatz bleibt für die Versicherung außer Betracht —, sondern auch dessen Angestellte (Paragraph 831 B. G. B.) und die seiner Aufsicht Unterstellten (Paragraph 832 B. G. B.) einen Schaden verursachen, wenn er nicht den in diesen Paragraphen normierten Gegenbeweis zu führen imstande ist, was keineswegs immer leicht erscheint. Außerdem besteht eine strenge Haftpflicht für Tiere (Paragraphen 833 und 834 B. G. B.) und für den Einsturz von Baulichkeiten (Paragraphen 836 bis 838 B. G. B.), ferner eine Haftpflicht für Wildschaden (Paragraphen 835 B. G. B.), für die bis jetzt keine Versicherung besteht, aber keineswegs unmöglich wäre; auch ist die Ausgestaltung der Beamtenhaftpflicht (Paragraph 839 und 841 B. G. B.) eine das Vermögen nicht wenig bedrohende Neuerung. Die Haftpflicht der Lehrer, namentlich soweit Paragraph 832 B. G. B. in Betracht kommt, hat große Beunruhigung in deren Kreisen hervorgerufen. Daneben existiert außer dem Haftpflichtgesetz eine Reihe von Reichs- und von Landesgesetzen, die eine Haftpflicht für Personen- und für Vermögensbeschädigung begründen.*) Diese gesetzlich so sehr ausgedehnte Haftpflicht bekommt einen geradezu unheimlichen Charakter, wenn man die dem Haftpflichtigen so wenig günstige Praxis der Gerichte in Betracht zieht. Dazu kommt die Unsicherheit, die juristische Tüfteleien bei der Ausdehnung der Haftpflicht in der Lehre vom Kausalzusammenhang geschaffen haben, die infolgedessen zu den schwierigsten des ganzen bürgerlichen Rechts gehört. Daß für unmittelbaren Schaden gehaftet wird, steht außer Zweifel; dagegen ist bestritten, wie weit sich die Haftung für mittelbaren Schaden erstreckt. Ich kann hier auf diese Dinge nicht näher eingehn und will nur zeigen, wie große Gefahren die Haftpflicht dem

*) Vgl. über diese Frage, soweit die Beschädigung von Personen in Betracht kommt: Laß und Maier, Haftpflichtrecht und Reichsversicherungsgesetzgebung. 2. Aufl. (München, 1902). Weinrich, Die Haftpflicht wegen Körperverletzung und Tötung eines Menschen. 2. Aufl. (Berlin, 1902).

Vermögen des Einzelnen, insbesondre dem des Geschäftsmanns, bringt. Sogar mittlere Vermögen können durch die Haftpflicht vernichtet werden. Schutz dagegen bietet die Haftpflichtversicherung, indem durch sie der erlittne Schaden ersetzt wird. Es empfiehlt sich jedoch, daß die Gesellschaften nicht den ganzen Schaden ersetzen; vielmehr erscheint es angezeigt, daß der Versicherte einen kleinen Bruchteil selbst trage. Die Erfahrung zeigt nämlich, daß der Ersatz des vollen Schadens das Verantwortlichkeitsgefühl der Versicherten abstumpft, und daß es gar nicht so selten vorkommt, daß er mit dem Beschädigten gemeinsame Sache macht, um möglichst viel für diesen von der Gesellschaft herauszuschlagen. Bleibt er dagegen mit einem Teil des Schadens hangen, so wird viel eher die erziehende Bedeutung der Haftpflicht im Sinne der Schadenverhütung zur Geltung kommen.

Weiter möchte ich hier noch eine Wirkung der Haftpflichtversicherung, die oben schon angedeutet worden ist, zur Sprache bringen. Der Versicherte, dem es meist an der nötigen Rechtskenntnis fehlt, glaubt gewöhnlich, daß die Gesellschaft verbunden sei, jeden von ihm verursachten Schaden zu decken, während sie das nur zu tun braucht, wenn er aus der Schadenzufügung zum Ersatz rechtlich verpflichtet ist. Häufig hält sich der Versicherte hierzu für moralisch verpflichtet, auch wenn er juristisch nicht faßbar ist, oft liegt das in seinem Geschäftsinteresse. Mit diesen Tatsachen müssen die Gesellschaften rechnen, indem sie nicht nur dann Ersatz leisten, wenn die Haftpflicht feststeht, sondern auch, wenn diese zweifelhaft ist. Nicht das strenge Recht allein, auch die Billigkeit soll die Gesellschaften zum Eintreten veranlassen. Ich kann deshalb Manes nicht beitreten, wenn er sich Seite 124 gegen diese Gepflogenheit ausspricht.

Sollen die Gesellschaften auch vor allem auf einen Vergleich hinarbeiten, so hat die Sache doch ihre Grenzen. Hier das Richtige zu treffen, ist eine der schwierigsten Aufgaben der Schadenregulierung, und es gehört dazu ein großer Takt, der durch längere Beschäftigung auf diesem Gebiete anerzogen werden kann. Manchmal sind die Beschädigten in ihren Forderungen geradezu unverschämt, in vielen Fällen, namentlich bei Körperverletzungen, ist der Tatbestand sehr verwickelt, sodaß er nur durch ein Beweisverfahren aufgeklärt werden kann. In diesen beiden Fällen bleibt eben nur der Prozeßweg übrig. Ist aber das Beweisverfahren beendet, so empfiehlt es sich, wenn die Sache nicht gerade völlig zu Ungunsten des Verklagten liegt, was nicht besonders häufig der Fall ist, die Zeit, die zwischen der Beendigung des Beweisverfahrens und der mündlichen Verhandlung liegt, zu Vergleichsversuchen zu benutzen. Die prozeßverhütende Tätigkeit der Haftpflichtversicherungsgesellschaften kann man nicht hoch genug anschlagen. Sie nehmen dem Versicherten häufig die ihm peinlichen Verhandlungen mit dem Verletzten durch ihre Beamten oder Agenten ab, oder leihen ihm wenigstens dabei ihre Unterstützung, wodurch meist eher ein beide Teile befriedigendes Abkommen erreicht werden kann, als wenn sich der Versicherte mit dem Beschuldigten herumschlagen muß. Der Verletzte kommt auf diesem Wege viel rascher zu einer Entscheidung, was für diesen von besonderm Wert ist. Wer rasch gibt, gibt doppelt.

Die Haftpflichtversicherung ist kein bloßes Geschäft, sondern erfüllt auch, was sich die gesagt sein lassen mögen, die diese Versicherungsart als gegen die guten Sitten verstoßend betrachten, eine hohe soziale Mission, indem sie einerseits dem durch eine strenge Gesetzgebung und Rechtsprechung haftpflichtig Gewordnen finanzielle Hilfe bringt, ihn manchmal sogar vom Untergange rettet, andrerseits vielen an Gesundheit und Vermögen Geschädigten sowie Hinterbliebnen von Getöteten ihre rettende Hand entgegenstreckt.

Alfred von Weinrich

Parlamentarische Experimentaljurisprudenz

Von Eugen Josef in Freiburg im Breisgau

(Schluß)

3.

Wenn in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten oder im Strafverfahren die Partei, der Beschuldigte oder der Zeuge erklärt, der deutschen Sprache nicht mächtig („sprachfremd") zu sein, so begründet diese bloße Erklärung für den Richter noch nicht die Verpflichtung, einen Dolmetscher zuzuziehn; der Richter hat vielmehr selbständig zu prüfen, ob die Erklärung der Wahrheit entspricht; bloße Laune oder Unwahrhaftigkeit der Beteiligten können nicht bestimmend sein für die Art der Erledigung einer dem Richter obliegenden Amtshandlung; dieser zieht folglich den Dolmetscher nur zu, wenn er die Angabe des Beteiligten, sprachfremd zu sein, für wahr hält. Eine Ausnahme gilt natürlich für Testamente; da diese häufig von Kranken, also unter Umständen, die keinen Aufschub zulassen, errichtet werden, so verpflichtet schon die bloße Erklärung des Erblassers, sprachfremd zu sein, den Richter zur Zuziehung des Dolmetschers. Doch bemerken die Motive zum ersten Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuchs: Selbstverständlich habe der Richter sich zu überzeugen, daß die Erklärung des Erblassers glaubhaft sei. Also sogar hier, wo es sich um ein unaufschiebbares Geschäft handelt und grundsätzlich die bloße Erklärung des Erblassers genügt, soll — dies ist wenigstens die Meinung der Motive — der Richter die Zuziehung des Dolmetschers ablehnen, wenn die Erklärung bewußt wahrheitswidrig ist. Es war deshalb auch nur sachgemäß, daß der Entwurf des Reichsgesetzes über die Freiwillige Gerichtsbarkeit für die gerichtliche Beurkundung sonstiger rechtsgeschäftlicher Erklärungen (wie z. B. Kauf-, Pacht-, Auseinandersetzungsverträge, Auflassungen, Eintragungsbewilligungen) in Paragraph 179, Absatz 1 vorschlug: die Zuziehung des Dolmetschers solle nur dann erfolgen, wenn ein Beteiligter nach der Überzeugung des Richters sprachfremd ist, und in Absatz 3 weiter vorschrieb: „Im Protokoll muß festgestellt werden, daß der Beteiligte der deutschen Sprache nicht mächtig ist," d. h. in Wahrheit nicht mächtig ist, nicht bloß sprachfremd zu sein erklärt hat. Auch in der Kommission des Reichstags erfuhr diese Bestimmung

des Entwurfs nach langen Erörterungen Billigung und nur in der Fassung eine Änderung. Im Reichstag selbst aber nahm eine rein zufällige Mehrheit den Absatz 1 in der Fassung an, daß — wie bei Testamenten — schon die bloße Erklärung eines Beteiligten, er sei sprachfremd, den Richter zur Zuziehung des Dolmetschers verpflichtet. Folgerichtig hätte nun der oben wiedergegebne Absatz 3 des Entwurfs gestrichen werden müssen; denn nach diesem muß ja zu Protokoll festgestellt werden, daß der Beteiligte nicht bloß nach seiner Erklärung, sondern in Wahrheit sprachfremd ist. Aber die übereifrige Reichstagsmehrheit übersah das, und so besteht jetzt folgender merkwürdige Rechtszustand: Erklären bei einer Auflassung die Beteiligten sprachfremd zu sein, so sagt ihnen der Richter:

Nach Absatz 1 des Paragraphen 179 habt ihr auf Grund eurer bloßen Erklärung: sprachfremd zu sein, das Recht, die Zuziehung des Dolmetschers zu verlangen, und ich bin nicht berechtigt, die Richtigkeit eurer Erklärung nachzuprüfen. Ich wäre demnach also verpflichtet, den Dolmetscher zuzuziehn; aber nach Absatz 3 des Paragraphen 179 hängt die Rechtswirksamkeit der unter Zuziehung des Dolmetschers zu bewirkenden Beurkundung davon ab, daß ich zu Protokoll feststelle, daß ihr in Wahrheit nicht deutsch versteht. Dies kann ich aber nicht feststellen, da ich das Gegenteil vermute. Unwirksame Beurkundungen aufzunehmen, bin ich nun nicht verpflichtet, ja nicht einmal berechtigt; folglich muß ich nach Absatz 3 die Zuziehung des Dolmetschers ablehnen, obwohl ihr erklärt habt, sprachfremd zu sein, und nach Absatz 1 ein Recht habt, die Zuziehung des Dolmetschers zu verlangen. Der Ausübung des euch nach Absatz 1 zustehenden Rechts auf Zuziehung des Dolmetschers steht eben eine mir nach Absatz 3 obliegende Verpflichtung gegenüber.

Der merkwürdige Reichstagsbeschluß hat also zur Folge, daß der Gesetzgeber in demselben Atemzug die bloße Erklärung der Beteiligten für maßgebend und für den Richter bindend erklärt, zugleich aber wieder die Rechtswirksamkeit der auf Grund der Erklärung vorzunehmenden Amtshandlung von einer Prüfung der Wahrheit der Erklärung abhängig macht, hiermit aber wieder ausspricht, die Erklärung der Beteiligten sei nicht bindend. Dieser Rechtszustand zeitigt besonders in der Provinz Posen, wo die Bevölkerung nach der Erfahrung der Gerichte aus politischen Gründen die Kenntnis des Deutschen vielfach verleugnet, ganz besondre Blüten. Über die Möglichkeit einer Vereinigung dieser beiden einander widersprechenden Vorschriften desselben Gesetzesparagraphen sind schon viele dickleibige Abhandlungen erschienen und mehrfach Entscheidungen der Gerichte ergangen. Es zeigt sich hier so recht, daß die parlamentarische Experimentaljurisprudenz im vollen Hause mit noch größerer Gefahr ausgeübt wird als in den Kommissionen, und man kann nur dem Wunsche von Eccius zustimmen, daß diese sonderbare Frucht parlamentarischer Experimentaljurisprudenz baldigst durch neues Eingreifen der Gesetzgebung beseitigt werde.

4. Dasselbe Reichsgesetz über die Freiwillige Gerichtsbarkeit liefert noch andern Stoff zu Betrachtungen über die parlamentarische Experimentaljurisprudenz. Dieses Gesetz behandelt das Verfahren bei Beurkundungen, bei Führung des Handelsregisters, in Vormundschafts- und Nachlaßsachen. Nun kann ganz ausnahmsweise in einem solchen Verfahren auch die Vernehmung von

Zeugen notwendig werden, und der Paragraph 14 des Entwurfs schlug sachgemäß vor, daß auf eine solche Beweisaufnahme die Vorschriften der Zivilprozeßordnung entsprechende Anwendung finden sollen. Hierzu stellten nun in der Kommission die sozialdemokratischen Abgeordneten den Antrag auf eine Zusatzbestimmung dahin:

Ein Richter, der mit der Sache in keinem Zusammenhang stehende Fragen an den Zeugen richtet, ist wegen Anstiftung zum Meineid unter Anklage zu stellen. Dasselbe hat zu geschehen, wenn der Richter sich unterfängt, dem Zeugen Fragen darüber vorzulegen, welche Ansichten eine Religionsgesellschaft oder Anhänger einer politischen Partei über den Eid haben.

Wenn bei der Beratung des Zolltarifs die sozialdemokratischen Abgeordneten zur Tarifposition „Spielwaren" den Antrag einbrachten, Orden, die von ausländischen Fürsten an Deutsche verliehen werden, mit dem Eingangszoll für Spielwaren zu belegen, so war das zwar eine Ungehörigkeit, aber sie entbehrte doch nicht eines witzigen Beigeschmacks. Wenn aber bei der Beratung eines Gesetzes über das Verfahren der Freiwilligen Gerichtsbarkeit Kommissionsmitglieder eine Strafbestimmung in Vorschlag brachten, wonach ein Vormundschaftsrichter mit Zuchthaus bestraft werden soll, weil er zu erfahren versucht, ob der Vormund oder der Vater Sozialdemokrat oder Atheist ist, also eine Bestimmung, von deren Unannehmbarkeit jedermann überzeugt war, so stellt sich das dar als eine unwürdige Spielerei mit der Zeit und Geduld der Reichstagsabgeordneten, die durch Erörterung solcher unnützen Anträge ihrer Aufgabe, den Entwurf ernst durchzuberaten, entzogen werden.

5. Die Einsicht von Akten in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten und in Strafsachen, sowie aller öffentlichen Register, insbesondre auch des Grundbuchs ist schon unter der frühern Gesetzgebung durch besondre gesetzliche Bestimmungen geregelt gewesen; dagegen bestanden bisher keinerlei Vorschriften über die Einsicht von sonstigen Akten der Freiwilligen Gerichtsbarkeit, insbesondre von Vormundschafts- und von Nachlaßakten. Übereinstimmung bestand darin, daß der Richter darüber zu entscheiden habe, ob jemand diese Akten einsehen dürfe; da aber solche Akten im allgemeinen nur von Rechtsanwälten und Notaren eingesehen werden, diese doch aber nicht jedesmal durch besondre Eingabe den Richter um die Erlaubnis zur Akteneinsicht angehn können, so bestand die Gepflogenheit, daß der Gerichtsschreiber solche Akten dem Gesuchsteller kurzerhand zur Einsicht vorlegte. Schwierigkeiten hatten sich hieraus nie ergeben, und soweit sie etwa einmal vorkamen, wurden sie im Dienstaufsichtswege entschieden. Deshalb sah der Entwurf des Reichsgesetzes über die Freiwillige Gerichtsbarkeit von einer Bestimmung über die Akteneinsicht als unnötig ab; die Reichstagskommission, an die der Entwurf zur Durchberatung gewiesen wurde, glaubte aber, ihre gesetzgeberische Tätigkeit entfalten und diese Frage, die bisher niemand der Erörterung für wert gehalten hatte, im Gesetz regeln zu müssen. In zwei Lesungen wurde über die wichtige Frage gestritten; in der ersten Lesung einigte man sich auf die Bestimmung: „Die Einsicht ist jedem insoweit gestattet, als er ein berechtigtes Interesse

darlegt." Dann wurde aber in der zweiten Lesung über diesen Beschluß wieder ein lebhafter Redekampf unternommen; man hielt die Fassung für zu weitgehend: in solchen Akten handle es sich oft um die „delikatesten Familienangelegenheiten" (!); man müsse deshalb die Befugnis zur Akteneinsicht einschränken, sie mehr von dem Ermessen des Gerichts abhängig machen. Der Erwägung, daß man bisher ja ohne solche Bestimmung ganz gut ausgekommen sei, und daß sich unter zehntausend Vormundschaftsaktenstücken noch nicht eins befinde, worin „delikate Familienangelegenheiten" verhandelt würden, entzog sich die Mehrheit der Kommission; sie nahm schließlich eine Bestimmung (jetzt Paragraph 34 des Gesetzes) dahin an: „Die Einsicht der Akten kann jedem insoweit gestattet werden, als er ein berechtigtes Interesse glaubhaft macht." — Kaum war das Gesetz veröffentlicht, als sofort die Frage aufgeworfen wurde, was denn der Sinn dieser in der Kommission heiß umstrittnen, dabei völlig unnötigen Bestimmung sei; ob die Fassung: „kann . . gestattet werden" bedeute: die Gestattung hänge rein vom Belieben des Richters ab, dessen Entscheidung dann selbstverständlich unanfechtbar ist; oder ob die Kommission mit ihrer Fassung ein Recht auf Akteneinsicht habe festsetzen wollen, dessen Beeinträchtigung durch Beschwerde anfechtbar ist. Bei dem unklaren Wortlaut des Kommissionsbeschlusses nahmen die einen das erste, die andern das zweite an, und tatsächlich konnte jeder sich für seine Ansicht auf die Erörterungen in der Kommission berufen, die deutlich ergeben, daß sich die Kommissionsmitglieder selbst trotz aller Redekämpfe (es waren drei Anträge wegen der Fassung gestellt) über diese nächstliegende Frage nicht klar geworden waren! Nachdem viel Papier verschwendet worden war über die Frage, was sich die Kommissionsmitglieder eigentlich bei dieser im Grunde genommen sehr unnötigen Bestimmung gedacht hätten, kam schließlich auch der höchste Preußische Gerichtshof, das Kammergericht, in die Lage, einen Beschluß darüber zu fassen, ob die Aussicht, jemand zu beerben, ein berechtigtes Interesse zur Akteneinsicht darstelle, und ob sie in dem unklaren Kommissionsbeschluß als ein Recht der Beteiligten ausgestaltet oder in das Belieben des Richters gestellt sei. Noch heute sind die Ansichten hierüber geteilt; die „Technik des Rechts" ist eben nicht jedermanns Sache, und wer nicht in ihr erprobt ist, der sollte die Hand von gesetzgeberischen Vorschlägen lassen, am allermeisten aber von Vorschlägen zu gesetzlichen Bestimmungen, die durchaus entbehrlich sind, und ohne die man auch bisher ganz gut auskam.

6. Das Rechtsgebiet, auf dem wohl am meisten „stille Gesetzesruh" herrscht, ist das Verlagsrecht; obwohl doch in Deutschland jährlich etwa zehntausend Verlagsverträge geschlossen werden, so entsteht schwerlich auch nur aller zehn Jahre ein Rechtsstreit aus einem Verlagsvertrag. Schriftsteller und Verleger sind nun einmal friedliche Leute, wenigstens in dem Verhältnis zu einander, und wenn das Wort des verstorbnen Reichsgerichtsrats Bähr richtig ist, daß wie die beste Frau die ist, über die man am wenigsten spricht, so auch das beste Gesetz das ist, über das man am wenigsten spricht, so müssen die wenigen Landesgesetze, die beim Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs das Verlagsrecht in einzelnen Staaten ordneten, ganz vortreffliche gesetzgeberische Leistungen

gewesen sein. Darum wurde, als Ende des Jahres 1900 die Reichsregierung dem Reichstag den Entwurf zu einem Reichsgesetz über das Verlagsrecht vorlegte, mehrfach die Notwendigkeit einer solchen Regelung bestritten; man wies darauf hin, daß bisher nur in Preußen, Baden und Sachsen das Verlagsrecht gesetzlich geregelt sei, während man in allen andern deutschen Staaten ohne gesetzliche Bestimmungen ausgekommen wäre, weil ähnlich wie das Rechtsverhältnis der Verleger zu den Sortimentsbuchhändlern so auch zu den Schriftstellern durch ein ganz feststehendes Herkommen geregelt sei, und daß der bestehende Rechtszustand durchaus befriedige; man wies weiter darauf hin, daß die neuen Vorschriften praktisch ebensowenig Bedeutung erlangen würden wie die veralteten und dürftigen Vorschriften des preußischen, des badischen und des sächsischen Verlagsrechts. Die so sagten, hatten Recht, aber die anders dachten, hatten auch Recht; denn eine neue reichsgerichtliche Regelung des Urheberrechts — also des Rechts am „geistigen Eigentum“ — war, da das Reichsgesetz vom 10. Juni 1870 vielfach abänderungsbedürftig war, notwendig geworden, und es lag nahe, daß mit diesem zugleich die wichtigste Form der Übertragung des Urheberrechts, also das Verlagsrecht einheitlich geregelt werde. Der Gesetzentwurf, den das Reichsjustizamt über das Verlagsrecht vorlegte, und seine „Begründung“ waren wieder Meisterwerke in jeder — nicht etwa bloß in rechtswissenschaftlicher — Beziehung; jede vorgeschlagne Bestimmung war eingehend unter Berücksichtigung von Rechtslehre und Rechtsprechung sowie der ausländischen Gesetzgebung, unter gerechter Abwägung der Interessen der Schriftsteller und der Verleger und vor allem unter besondrer Würdigung aller von Schriftsteller- und Buchhändlerverbänden geäußerten Ansichten und Wünsche begründet. Und da es, wie erwähnt worden ist, vorauszusehen war, daß den neuen Bestimmungen eine große praktische Bedeutung nicht zukommen werde, so konnte man erwarten, daß die Reichstagskommission, an die dieser Entwurf gewiesen wurde, ihn ohne große Anstände annehmen werde. Aber auch hier äußerte die parlamentarische Experimentaljurisprudenz ihre Wirkung: überall wurden Vorschläge gemacht, an dieser oder jener Bestimmung etwas zu ändern, hier die Ausnahmen, die der Entwurf von einem seiner Grundsätze zuläßt, noch um eine zu vermehren, dort eine Grundanschauung des Entwurfs in ihr Gegenteil zu verkehren, hier eine Frist zu kürzen, dort eine zu verlängern; Vorschläge und Wünsche beteiligter Kreise, die die Begründung zum Entwurf auf Grund eingehender Würdigung als unannehmbar erwiesen hatte, wurden in der Kommission wieder hervorgezerrt und mit den zehnmal widerlegten fadenscheinigen Gründen verteidigt. Besonders bezeichnend für die parlamentarische Experimentaljurisprudenz sind die Erörterungen über eine Bestimmung des Entwurfs, die wohl die unnötigste von allen war: der Verlagsvertrag verpflichtet den Verfasser, das Werk dem Verleger zur Vervielfältigung und Verbreitung zu überlassen, und den Verleger, es zu vervielfältigen und zu verbreiten. Diese dem Verleger obliegende Leistung wird aber wohl niemals durch seine alleinige Tätigkeit ausgeführt werden können; er erfüllt sie vielmehr durch Buchdrucker, Kommissionäre, Sortimentsbuchhändler und auch durch andre Gehilfen und Vertreter. Erfolgt somit die Erfüllung

der dem Verleger obliegenden Verpflichtungen der Sache nach durch andre, so ist nicht abzusehen, warum ihm die Übertragung seiner Rechte aus dem Verlagsvertrag versagt werden sollte. Denn darauf, daß in diesem Fall das Werk auch äußerlich in einem andern Verlag, also unter der Firma eines fremden Verlegers erscheint, kann kein entscheidendes Gewicht gelegt werden. Zudem wäre ja die Übertragung eines Verlagsgeschäfts im ganzen (es gibt in Deutschland Verlagsgeschäfte, die seit Jahrhunderten bestehn) unausführbar oder doch wenigstens in Frage gestellt, wenn der Verleger sie nicht ohne Zustimmung jedes einzelnen Schriftstellers, dessen Werke er verlegt, bewirken könnte. Da es nun aber zwischen Himmel und Erde nichts gibt, was ein Jurist nicht bezweifeln könnte, so kann es nicht auffallen, daß einzelne Schriftsteller, die sich im Verlagsrecht betätigt haben, auch das Gegenteil behaupten, also ausführen: der Verleger bedürfe zur Übertragung des Verlagsrechts auf einen andern Verleger der Zustimmung der Schriftsteller; denn für den Verfasser sei die Gewähr, die ihm die Persönlichkeit des Verlegers biete, bei Abschluß des Verlagsvertrags oft von Bedeutung. Die Frage ist aber, da sich die Verleger gewöhnlich in den Verlagsverträgen die Übertragbarkeit besonders ausbedingen, von geringer praktischer Bedeutung, und der Entwurf zum Reichsgesetz über das Verlagsrecht hätte sie vielleicht gänzlich übergehn können; weil sie in der Wissenschaft aber doch nun einmal erörtert war, so schlug der Entwurf in den Paragraphen 28 und 29 eine Regelung dahin vor, daß grundsätzlich die Rechte aus dem Verlagsvertrag übertragbar sein sollten, so aber, daß der Verfasser sich wegen seiner Ansprüche aus dem Vertrag nicht bloß an seinen Vertragsgenossen, sondern auch an den Erwerber des Verlagsrechts halten können sollte, und daß die Übertragbarkeit mit Wirkung gegen den dritten Erwerber unzulässig sein sollte, wenn der Schriftsteller sie im Verlagsvertrag ausgeschlossen habe; diese beiden Festsetzungen hatten demnach den Schutz des Verfassers für etwa besonders liegende einzelne Fälle zum Zweck. Die Regelung dieser Frage nun, die praktisch fast gar kein Interesse bietet, war in der Reichstagskommission der umstrittene Punkt der ganzen Vorlage und gab in der ersten wie in der zweiten Lesung zu ausgedehnten Erörterungen Anlaß, deren Wiedergabe im Kommissionsbericht sieben Seiten Großfolio ausfüllt! Man verlangte in vollem Ernst eine Bestimmung dahin:

Die Rechte des Verlegers sind ohne Zustimmung des Verfassers nicht übertragbar. Eine Vereinbarung, durch die dem Verleger im voraus das Recht der Übertragung eingeräumt wird, ist unzulässig.

Hiermit wäre die Übertragung eines Verlagsgeschäfts im ganzen kaum noch ausführbar gewesen, und zahlreiche blühende Verlagsgeschäfte, deren Inhaber aus persönlichen Gründen, so wegen Alters oder Krankheit, zur Fortführung des Geschäfts nicht imstande sind, würden der Zerstörung preisgegeben, wenn die Verfasser der Verlagswerke oder deren Erben etwa aus Eigensinn der Übertragung an einen andern Verleger widersprächen. Das hieße also die Henne töten, die dem Schriftsteller goldne Eier legt. Vergebens war der Hinweis hierauf: einige Kommissionsmitglieder blieben bei ihrem Antrag, die

Übertragbarkeit auszuschließen, sofern ihr der Verfasser nicht ausdrücklich zustimme. Verteidigt wurde dieser Vorschlag mit den ältesten Ladenhütern, die von unpraktischen Gelehrten hierüber vorgebracht waren: die geistige Arbeit sei keine Heringsware und dürfe nicht zum Gegenstand des Handels oder gar Zwischenhandels gemacht werden; die Gangbarkeit des Werks werde von dem Ruf seines Verlegers beeinflußt; es sei wirtschaftlich für den Verfasser durchaus nicht gleichgiltig, an wen der Verleger das Verlagsrecht veräußere, ob an eine gleichwertige Persönlichkeit oder an ein obskures oder bescholtnes Subjekt, an einen Heringshändler, einen Zuchthäusler oder einen Dienstmann; so sei der Verfasser eines Erbauungsbuchs oder eines frommen Traktätchens der Gefahr ausgesetzt, an Stelle eines kirchlich Gesinnten einen kirchenfeindlichen Sozialdemokraten zum Verleger zu bekommen usw.

Wenn ein Gelehrter bei der Beratung des Bürgerlichen Gesetzbuchs den Vorschlag gemacht hätte, den Handel mit Klapperschlangen für die Regelung des Kaufvertrags als Grundlage zu nehmen, so wäre ein solcher Vorschlag nicht ernst genommen worden; hier aber machten Abgeordnete, also Männer, die zur positiven Mitarbeit an der Gesetzgebung berufen sind, im Ernst den Vorschlag, für die Frage nach der Übertragbarkeit des Verlagsrechts Möglichkeiten wie Religionslosigkeit des neuen Verlegers zu berücksichtigen, und dies an Stelle eines wohl begründeten Regierungsvorschlags und in Erörterungen, die mehrere Sitzungen in Anspruch nahmen. Schließlich einigte man sich dahin, daß der Verleger zur Übertragung des ganzen Geschäfts der Zustimmung der Verfasser seiner Verlagswerke nicht bedürfe, wohl aber zur Übertragung einzelner Verlagswerke. Diese kommt außerordentlich selten vor, und wenn sie einmal vorkommt, so nimmt in den allerseltensten Fällen der Verfasser an der Person des neuen Verlegers Anstoß. Solche Ausnahmefälle können doch aber nicht zur Grundlage von Gesetzesbestimmungen gemacht werden; aber für die parlamentarische Experimentaljurisprudenz ist der Vorgang bezeichnend.

Die vorstehende Aufzählung kann natürlich nur einseitig und dürftig sein, denn es können in dieser Zeitschrift immer nur solche Fälle berücksichtigt werden, wo die Blüten der parlamentarischen Experimentaljurisprudenz — Beschlüsse wie bloße Erörterungen — ein gewisses allgemeines Interesse haben, wogegen hier selbstverständlich solche Fälle nicht berührt werden können, die nur für den Rechtsverständigen ein Interesse bieten, also Erörterungen und Beschlüsse, für die in andern Kreisen als denen der Juristen kein Verständnis zu erwarten ist; wollte man auch diese hier aufführen, dann wäre es leicht, die vorstehende Aufzählung zu verzehnfachen. Denn es ist bekannt, daß namentlich zahlreiche Schwierigkeiten, die sich bei Anwendung der Reichsjustizgesetze von 1879 ergeben, gerade dadurch hervorgerufen sind, daß die Reichstagskommission in die fertigen Entwürfe zur Zivilprozeß-, Strafprozeß- und Konkursordnung allerlei Änderungen hineingetragen hat, zum Teil Verschlimmbesserungen der gefährlichsten Art. Wenn diese im Bürgerlichen Gesetzbuch verhältnismäßig wenig vorgekommen sind, so erklärt sich dies daraus, daß sich die Reichstagskommission hier einer großen Zurückhaltung befleißigt hat, und

zwar auf Grund der wiederholten Mahnung: der Entwurf zum Bürgerlichen Gesetzbuch sei das Ergebnis einer zwanzigjährigen Arbeit der ganzen deutschen Juristenwelt, das zwar nicht vollkommen, aber doch einer Verbesserung durch den Reichstag oder dessen Kommission nicht fähig oder bedürftig sei. — Das Vorgetragne genügt aber, die Behauptung zu begründen, daß die Behandlung der Gesetzentwürfe durch die Volksvertretung vielfach zu wünschen übrig läßt. So sicher die Abgeordneten verpflichtet sind, Bedenken gegen die Entwürfe vorzubringen und zu vertreten, sofern beachtenswerte Interessen der Rechtsordnung oder weiterer Volkskreise in Frage stehn, ebenso sollten sie doch nicht übersehen, daß diese Entwürfe die Frucht mehrjähriger Arbeit der berufensten Männer sind, daß sie nicht zusammenhanglose Bestimmungen, sondern eine einheitliche Arbeit enthalten, sodaß die Tragweite auch der geringsten Änderungen niemals im voraus zu übersehen ist, daß danach Änderungen in untergeordneten Punkten überhaupt, aber auch besonders deshalb vermieden werden sollten, weil die Fähigkeit, Rechtsgedanken in einer für das Gesetz geeigneten Weise auszudrücken, eine schwer zu handhabende, seltne ist, die sich in strepitu fori — der Kommission wie des vollen Hauses — natürlich am wenigsten bewährt. Erwägungen dieser Art sind aber sehr selten, und damit hängt die Tatsache zusammen, daß zu den zahlreichen Streitfragen, deren auch das sorgfältigst ausgearbeitete Gesetz immer eine Fülle bringt, noch besonders die Verschlimmbesserungen beitragen, denen die Entwürfe in den Kommissionen des Reichstags ausgesetzt sind.

Das große römische Rechtsbuch Corpus Juris, das bis vor wenig Jahren für etwa fünfzehn Millionen Deutscher Gesetz war, enthielt viele Dutzend Stellen, an denen sich die Auslegungskunst der Juristen seit fast einem Jahrtausend vergeblich abgemüht hatte; man bezeichnete diese Stellen als cruces Jurisconsultorum und hätte damals singen können:

Wer nie im Corpus Juris las,
Wer nie die kummervollen Nächte
Bei den Pandekten seufzend saß,
Der kennt euch nicht, ihr Römischen Rechte.
Ihr führt in Zweifel uns hinein,
In cruces Jurisconsultorum;
Als ein Jurist geboren sein,
Das ist das größte der malorum.

Ähnlich kann man auch heute sagen: Wer nie bei der Rechtsanwendung auf die Schwierigkeiten gestoßen ist, die durch die unnötigen Änderungen verursacht worden sind, die die Reichstagskommission und der Reichstag an den Regierungsentwürfen vorgenommen haben, der kennt sie nicht, die parlamentarische Experimentaljurisprudenz!

Villa Glori

Von Otto Kaemmel

(Schluß)

Noch ohne Kenntnis von diesen Vorgängen, die jede Hoffnung auf ein Zusammenwirken mit den römischen Aufständischen vernichteten, bemerkte man gegen Mittag einen Trupp rekognoszierender Dragoner und machte sich zum Kampfe bereit. Zum Glück war es möglich, noch ein kräftiges Mittagessen herzurichten; aber kaum war es in Heiterkeit verzehrt, als kurz nach fünf Uhr der Posten, der auf einer hohen Strohseime beim Winzerhause lag, den Anmarsch einer päpstlichen Truppenabteilung meldete. An den dunkeln Uniformen erkannte man schweizerische Carabinieri in der Stärke einer Kompagnie. Giovanni Cairoli postierte seinen Zug gedeckt hinter einer Hecke am Abfalle des Hügels. Sobald die Carabinieri durch das Gitter des Grundstücks eingedrungen waren und den Fußweg heraufkommend der Bewaffneten gewahr wurden, begannen sie zu feuern. Die erste Salve pfiff hoch über den Köpfen der Freischärler weg, aber indem die Carabinieri langsam vorgingen, faßten sie das Ziel immer besser, die Kugeln der nächsten Salven fuhren schon in die Erde, die den Freiwilligen ins Gesicht spritzte. Noch hatten diese wegen der großen Entfernung nicht gefeuert, da befahl Giovanni Cairoli, die schützende, aber auch hinderliche Hecke wegzureißen, und die erste Salve krachte. Freilich war der Kampf lächerlich ungleich. Die vortrefflichen Remingtonhinterlader der Päpstlichen trugen auf achthundert Meter; die „alten Schießeisen" der Freiwilligen, Vorderlader von 1848, die obendrein von der Feuchtigkeit beim letzten Transport gelitten hatten, zwangen sie stehend, also völlig ausgesetzt zu laden, versagten häufig (Ferrari brauchte fünf Zündhütchen für den ersten Schuß) und erreichten kaum den Feind. Trotzdem war das Feuergefecht lebhaft genug. Da fiel der erste Verwundete, bald ein zweiter, und Ferrari sah schaudernd das erste Blut im Kampfe fließen. Auf Befehl Enrico Cairolis wich endlich der Zug langsam, in guter Ordnung nach dem Herrenhause zurück bis zur letzten Biegung der großen Straße. Dort vereinigte er sich mit den beiden andern Zügen und bildete die Feuerlinie. Inzwischen entwickelten sich die Carabinieri zur linken Seite der Straße auf der sie begrenzenden Wiese in aufgelöster Ordnung. „Vorwärts mit dem Bajonett, Mut, Kinder! schrie Enrico Cairoli seinen Leuten zu, hoch Garibaldi!" Im Nu sind der Graben und der Rand der Straße erstiegen, eine Hecke ist überwunden, im Laufschritt, mit dem Rufe: „Evviva l'Italia!" geht alles vor, der Hauptmann weit voran. „Halt, Enrico, ruft ihm der Bruder zu, wir wollen zusammen bleiben!" Noch sieht Ferrari, wie sich sein Hauptmann, den Revolver in der

Faust, auf den Feind wirft, und wie einige Carabinieri ihn aufs Korn nehmen, da fühlt er einen heftigen Schlag wie von einem Steine gegen den Puls des linken Armes, der sofort gelähmt ist. Das Gewehr gleitet ihm aus der Hand, und er sieht sich zwei Carabinieri gegenüber, die mit gefälltem Bajonett auf ihn losgehn. Mit ein paar Revolverschüssen hält er sie sich vom Leibe, dann schmettert ein Trompetensignal, und er läuft mit andern nach dem Hause zurück, da man es bedroht glaubt. Dort sinkt er in Ohnmacht.

Inzwischen geht draußen der Kampf zu Ende. Die beiden Cairoli drängen dem weichenden Feinde nach. „Einige, so erzählt Giovanni in seinem Tagebuche, machen Halt, ihr Kapitän unter ihnen. Wir wenden uns gegen ihn mit gespanntem Revolver, denn er nahm uns mit einem Pistol aufs Korn. Enrico feuerte, in diesem Moment sehe ich einen Carabiniere sich gerade gegen ihn wenden, ich werfe mich auf ihn, und da mein Revolver abermals versagt, schlage ich ihn wütend ins Gesicht. Nach einem Augenblicke wütenden Handgemenges finde ich mich zur Linken meines Enrico und umringt; eine Salve wirft uns in demselben Augenblicke nieder. Kaum am Boden sehen wir uns barbarisch mit dem Bajonett angegriffen, sie treffen uns noch und fliehen, verfolgt von unsern Verwünschungen: »Feiglinge! Schurken!« Ich lag einige Augenblicke in einer Art von Betäubung; kaum war ich erwacht, da schien es mir, als ob ich unter dem Alp eines Traumes wäre, aber plötzlich wurde ich durch die Stimme meines Enrico und von dem Schmerze meiner Wunden zur traurigen Wirklichkeit zurückgerufen. »Ich sterbe«, sagte mein Bruder. »Auch ich«, erwiderte ich. »Unsre arme Mutter!« gab Enrico zurück. Dann steigerten sich seine Schmerzen, er hatte zwei schwere Wunden, auf der Brust die eine, die ich nicht wahrnehmen konnte, die andre am rechten Mundwinkel. Ich tat das mögliche, ihm Hilfe zu leisten, aber ich vermochte nichts weiter als ihm mit meinem rechten Arme eine schwache Stütze zu leihen. Mein Enrico litt schwer, aber er ließ wenig Klagen hören. Er begann wieder: »Ich wünsche in Gropello (dem Familiengute) begraben zu sein«, dann nach einem Augenblicke des Schweigens: »Grüße mir Mutterchen, Benedetto, Minoja«. Er machte eine letzte Anstrengung, sich aufzurichten, und fiel zurück. Mein Enrico war tot.“ Auch Giovanni litt schwer. Um sich herum hörte er die Seufzer andrer Verwundeter und sagte noch zu ihnen: „Wir haben die Genugtuung, unsre Pflicht getan zu haben, wir sind als tapfre Männer gefallen.“ „Evviva l'Italia!“ fügten die andern hinzu. Umsonst erwarteten sie Hilfe von ihren Genossen, aber die Nacht stieg herauf, und es kam nichts. Denn in den Resten der kleinen Schar, die ins Herrenhaus zurückgewichen war, herrschten Bestürzung und Verwirrung. Führerlos und mehr als dezimiert — von 76 Kämpfern waren neun verwundet oder tot — wußten sie nicht, was zu tun sei. Manche meinten, man müsse das Haus gegen einen neuen Angriff bis zum äußersten behaupten, andre hielten das für unmöglich und den Abzug für geraten, aber auch dieser schien gefährlich. Zunächst drängte die nähere Sorge um die Verwundeten, und ein Student der Medizin aus Bologna verband auch Ferrari, dessen zerschmetterter Armknochen so heftig schmerzte, daß er in Starrkrampf zu verfallen fürchtete. Inzwischen kam die finstre Nacht. Da schreckt ein langgezogner Hilferuf alle auf; als sie zögernd und eine feind-

liche Kriegslist befürchtend nachsehn, steht Mosettig, am Bein verwundet, vor der Tür und meldet, daß noch andre Verwundete auf dem Gefechtsfelde lägen. Einige wagen sich dahin, finden Enrico Cairoli tot, Mantovani im Sterben und bringen mit ihnen noch einen dritten nach dem Hause; von den andern Vermißten ist nichts zu finden. Von diesen hatten sich nämlich zwei, Giovanni Cairoli und ein andrer, in der Finsternis mühsam bis zum Winzerhause geschleppt, unter dessen Vorhalle schon ein andrer Kamerad, am Bein schwer verwundet, auf einer Streu lag, und hatten bei den braven Leuten bereitwillige Aufnahme gefunden. In ruhigerer Überlegung beschlossen nun die noch kampffähigen Genossen, während der Nacht abzuziehn und sich mit den Kolonnen Garibaldis zu vereinigen, der an demselben Tage schon die Grenze überschritten hatte; doch ließen sie drei Kameraden zur Pflege der Verwundeten zurück. Schließlich schliefen die Zurückgebliebnen vor Erschöpfung ein; auch Ferrari versank in einen traumlosen Schlaf.

Ein herrlicher Morgen weckte ihn, die strahlende Sonne eines echt römischen Oktobertages vergoldete die Bäume und die Hecken, von der „ewigen Stadt," der so heiß und so vergeblich umworbnen, klang das Glockengeläut, und zuweilen knallten Schüsse eifriger Jäger in der stillen Herbstlandschaft. Aber mit diesem friedlichen Bilde kontrastierte grausam die nächste Umgebung: Haufen von Waffen, weggeworfne Kleidungsstücke, Hüte, Feldflaschen, umgestürzte Stühle, zerbrochnes Geschirr, zerschlagne Weinflaschen, Speisereste, Verbände, Strohschütten, alles mit Blut bespritzt, im Zimmer daneben zwei starre Leichen und da und dort stöhnende Verwundete, die immer noch vergebens auf Hilfe warteten. Zu ihnen gesellte sich noch am Morgen auch Giovanni Cairoli, der mit verbundnem Kopfe, blutbesprengt und sich mühsam am Stocke fortschleppend ankam; sein heißester Wunsch war, seinen gefallnen Bruder nochmals zu sehen. Dann schickte er den Winzer nach Rom hinein an die Militärbehörde mit der Bitte um ärztliche Hilfe und sorgte noch selbst für den Verband eines päpstlichen Soldaten, der schwer getroffen am Winzerhause lag. Am Herrenhause ließ er ein weißes Tuch aushängen als Zeichen, daß niemand mehr an Widerstand denke.

Es war gegen Mittag, als Waffenklirren die Ankunft päpstlicher Truppen ankündigte. Es waren (französische) Zuaven, Dragoner, Gendarmen u. a. m., Leute, die meist nicht einmal italienisch verstanden. Mißtrauisch näherten sie sich dem Herrenhause mit schußfertigem Gewehr, obwohl ihnen die Insassen entgegenriefen: Feriti, feriti, blessés! und Cairoli selbst ihnen auf der Schwelle entgegentrat und ihnen versicherte, es seien nur Verwundete da. Endlich ließen sie sich beruhigen, ein Dragonerleutnant befahl den Freiwilligen, sich vor dem Hause aufzustellen, allerdings mit der drohenden Weisung an die Wache: „Wenn sie lügen, schießt sie nieder!" und ließ das Haus genau durchsuchen. Auf die Bitte Cairolis, die Leiche seines Bruders dabei zu achten, erwiderte ein französischer Gendarmerieoffizier gemütvoll: „Wenn er tot ist, kann ich ihm nichts Schlimmes mehr antun." Die vorgefundnen Revolver wurden mitgenommen, die Gewehre zerschlagen, eine ziemlich langwierige Arbeit. Dann zog das Kommando ab, um die Gegend nach „Banden" zu durchsuchen.

Erſt als es dunkelte, kamen Wagen und Ambulanzen in Begleitung von Gendarmen, eines Arztes und eines Kaplans, eines dicken gutmütigen Belgiers, unter der Führung eines höflichen und rückſichtsvollen Kapitäns, der auch für die beiden Leichen bereitwillig zu ſorgen verſprach. Nachdem die Verwundeten untergebracht waren, ſetzte ſich der kleine Zug nach Rom in Bewegung. Die Porta del Popolo war ſtark verbarrikadiert, eine Kompagnie Infanterie ſtand daneben, und auf der ſchönen Piazza del Popolo waren Geſchütze aufgefahren, die ihre Mündungen nach dem Eingange der drei von dort ausſtrahlenden Straßen richteten. So zogen die als Gefangne in Rom ein, die es als ſiegreiche Befreier zu betreten geträumt hatten. Von einer Schwadron Dragoner eskortiert, fuhr der Wagenzug durch die lange Via Ripetta nach der Engelsbrücke. „Die Straße war leer, die Geſchäfte, die Türen und Fenſter geſchloſſen. Das Raſſeln der Räder, der Hufſchlag der Pferde, das Klirren der Säbel der Dragoner inmitten dieſer Grabesſtille hatten etwas Unheilverkündendes.“ Um acht Uhr hielt man vor dem Portale des großen Militärhoſpitals Santo Spirito nahe beim Petersplatze, erwartet von zahlreichen Neugierigen, die ſich dieſe erſten gefangnen Garibaldianer anſehen wollten.

Binnen einer halben Stunde waren alle ſieben Verwundete in einem großen Zimmer des Erdgeſchoſſes aufs beſte untergebracht. Ärzte, Chirurgen, Krankenwärter, Nonnen in großen weißen Flügelhauben bemühten ſich um ſie. Auch ſpäter war die Behandlung in Santo Spirito nicht nur ſorgfältig und human, ſondern auch vornehm und ritterlich. Die ſich in ihren Grundſätzen als Todfeinde gegenüberſtehn mußten, viel ſchärfer als jemals die Angehörigen einander befehdender deutſcher Staaten und Parteien, begegneten einander als ehrenhafte Gegner, als Söhne desſelben Volks. Die anfangs gehegte Furcht, man würde die Freiwilligen, die ja auf eigne Fauſt, von keiner ſtaatlichen Autorität gedeckt, mit den Waffen in der Hand in den Kirchenſtaat eingedrungen waren, als Rebellen vor ein Kriegsgericht ſtellen, bewahrheitete ſich nicht, ſie galten als Kriegsgefangne. Man hatte ſich allerdings nach ihrer ſehr vernachläſſigten äußern Erſcheinung etwas ganz andres unter ihnen vorgeſtellt, verzweifelte Abenteurer oder verführte arme Jungen, und man war nun ſehr erſtaunt, in ihnen gebildete Leute zu finden, die ihre feſte Überzeugung hatten. Beſondre Aufmerkſamkeit erregte gleich bei der Feſtſtellung der Perſonalien der vermeintliche Graf Colloredo. Ein Colloredo, der Sprößling eines alten, in Oberitalien und Öſterreich weitverzweigten katholiſchen Adelsgeſchlechts unter dieſen Freiſchärlern, das war doch unerhört! Aber man glaubte ihm, was aus ſeinem Paſſe hervorging, und was er nicht ausdrücklich widerrief, und erwies ihm noch etwas mehr Aufmerkſamkeit als den andern. Jedoch auch Cairoli erfuhr mit ſeinem Anliegen, die Leiche ſeines Bruders möge in der geeigneten Weiſe nach der Heimat gebracht werden, die freundlichſte Aufnahme. Auch die Schweſtern (von S. Vincenzo da Paula) waren ſympathiſche Erſcheinungen, vor allem die Madre Superiora, „eine belgiſche Dame, die vortrefflich italieniſch ſprach, unbefangen, offen, intelligent, von blühendem, anmutigem Äußern.“ Beſonders bemühte ſich um die Gefangnen der Chef des Hoſpitals, der Kapitän Galliani, obwohl er eifrig päpſtlich war. Er verſorgte ſie mit Schreibmaterialien für

Briefe an die Ihrigen und auf Wunsch auch mit Lektüre; für Ferrari und Colloredo übernahm sein Haus sogar die Besorgung der Wäsche. Ebenso machten General Kanzler, der päpstliche Kriegsminister, mit seiner Frau, einer gebornen Römerin, in deren Begleitung gewöhnlich eine große blonde Engländerin, Mrs. Stone, eine eifrige und rührige Anhängerin des Papsts, war, und der General Zappi, der Stadtkommandant von Rom, durch dessen Hände die Briefe der Gefangnen gingen, ihnen oft Besuch. Freilich trat dabei der Gegensatz der Anschauungen zuweilen hervor. General Zappi bemerkte einmal spöttisch zu Ferrari, als er sah, daß dieser W. Scotts Kenilworth las: „Ah, ein Roman! In euern Ideen ist in der Tat viel Romantik und sehr wenig Geschichte; das ist Poesie, aber euch fehlt die Prosa. Ihr habt geglaubt, hierher zu kommen, um Revolution zu machen, habt gemeint, daß sich Rom wie ein Mann erheben würde. Nichts von alledem; auch ihr habt das konstatiert. Nicht einmal Viterbo hat sich gerührt. Ihr habt mit euern eignen Augen von den Monti Parioli aus gesehen, daß sich das ewige Rom nicht rührt." An demselben Morgen kam Monsignore Franz Xaver de Merode, Großalmosenier des Papstes, ein langer, hagerer, ernster Herr, ein Belgier, und fragte Colloredo, was sie eigentlich in Rom gewollt hätten. „Die Revolution dorthin tragen," antwortete dieser. „Und wieviele wart ihr?" „Achtundsiebzig." „Narren, die man einsperren müßte!" rief Merode aus und brach in lautes Gelächter aus, indem er ihm einen leichten Schlag auf die Stirn gab, „liebenswürdige Narren!" Aber er schickte dem vermeintlichen Grafen freundlich einen neuen Klemmer, da er ihm den alten heruntergerissen und zerbrochen hatte, worauf ihm Colloredo ebenso höflich die Trümmer des alten Glases als sein wohlerworbnes Eigentum zur Verfügung stellte.

Lästig waren nun freilich die Bekehrungsversuche der geistlichen Herren. Sie meinten es ja alle herzlich gut, sie hatten Mitleid mit den armen Sündern, die so frevelhaft die Hand gegen die Kirche erhoben hatten, sie wollten sie so gern absolvieren zu ihrem eignen Seelenheil und zum Ruhm der Kirche. Aber sie fanden kein Entgegenkommen, denn die Beichte hätte jedem die Verpflichtung auferlegt, seine Handlungsweise zu bereuen, seine Überzeugung zu verleugnen, und das wollte keiner. Auch Moruzzi, dessen schwere Unterleibswunde sich als tödlich erwies und ihn schrecklich quälte, verschied schon am Morgen des 28. Oktobers, ohne die Absolution empfangen zu haben. Er war der erste, den die kleine Gesellschaft verlor; kurz danach wurden mehrere, darunter Cairoli, zum großen Leidwesen der zurückbleibenden Genossen, aus dem Lazarett entfernt und in Einzelhaft gebracht. Die Bekehrungsversuche eifriger Priester dauerten inzwischen fort; auch Rosenkränze, Medaillen und Traktätchen sollten dazu mitwirken. Besonders bemühten sich ein Geheimkämmerer, Monsignore Talbot, ein Abkömmling der bekannten irisch-katholischen Familie, der Ordensgeneral der Dominikaner oder Karmeliter und der Kardinal Merode, der es ganz besonders auf Colloredo abgesehen hatte. Wurde doch dieser sogar von einem römischen Künstler, dem Professor Luccardi, einem Freunde des Hauses Ferrari, der dem gefangnen Freiwilligen im Auftrage seiner besorgten Mutter Geld übermittelte, sich aber zugleich für Colloredo als Sohn

eines alten Freundes interessierte, an der sprechenden Ähnlichkeit mit diesem als ein echter Colloredo anerkannt. Ein andrer Monsignore, Vincenzo Tizzani, früher Bischof von Terni, damals ein blinder Greis, war zwar so einseitig, daß er seinen Hund Luther nannte, im übrigen aber ein intelligenter Mann von hoher Bildung und echter Humanität, der den Verwundeten schlichte Freundlichkeit und einfach menschliche Teilnahme erwies. Als sich einmal ein römischer Principe, ein fanatischer Klerikaler, in seinem Beisein zugleich seiner Heldentaten gegen die Garibaldianer und seiner Wohltaten für sie rühmte, bemerkte ihm Tizzani sanft, daß es dem Unglück gegenüber keine Parteien gebe. Ebenso rücksichtsvoll benahm sich ein englischer Prälat, Monsignore Edmund Stonor: „ruhig, höflich, maßvoll, ein wahrer Kavalier," vermittelte er freundlich eine gewisse Verbindung mit Cairoli und enthielt sich jedes Vorwurfs. Am meisten den plumpen Fanatiker zeigte einer der Ärzte, ein geborner Korse, der sogar einen Kalabreserhut als „antikatholisch" bezeichnete.

Einen besondern Eindruck auf die Gefangnen erwartete man offenbar von der Persönlichkeit Pius des Neunten. Eines Tages flogen die Türflügel des Saales weit auf, der Posten präsentierte knieend, man hörte von draußen den Ruf: Evviva Pio Nono! Evviva il Papa-Rè! und ein alter wohlbeleibter Herr, ganz in Weiß gekleidet, erschien auf der Schwelle, die Rechte segnend erhoben und von einem Benediktiner begleitet. Er setzte sich zu Colloredo ans Bett und reichte ihm die Hand zum Kuß, doch der Kranke schien diese Gebärde nicht zu verstehn und küßte sie nicht. „Leiden Sie sehr?" fragte der Papst. „Ja," erwiderte Colloredo trocken. „Wohlan, dann nehmen Sie diese Schmerzen als heilsame Buße für Ihre Sünden aus der Hand Gottes hin, und bitten Sie ihn um Vergebung, daß Sie ihn beleidigt haben," schloß Pius der Neunte und gab ihm seinen Segen. Über solche Güte war der Benediktiner so gerührt, daß er Tränen vergoß; die verstockten Herzen der Freischärler waren es weniger.

Viel peinlicher noch als den Gegensatz der Anschauungen empfanden sie die Ungewißheit über das, was draußen vorging und ihnen doch verborgen blieb; denn die Hoffnung auf einen Sieg Garibaldis hatten sie noch keineswegs aufgegeben, sie erwarteten tagtäglich den Kanonendonner zu hören, der seinen Angriff auf Rom verkündigen mußte. Zunächst schienen sie Recht zu behalten; aus den bestürzten Mienen und der Unruhe ihrer Umgebung errieten sie einen Erfolg, den Sieg der Freischaren bei Monte rotondo am 29. Oktober. Zwei Tage peinlichster Erwartung vergingen; am Abend des zweiten berichtete ihnen ein geschwätziger französischer Priester „mit der seiner Nation eignen Überhebung," die Franzosen seien in Civitavecchia gelandet. Noch hofften sie trotzdem, aber am Morgen des 4. Novembers langten die ersten Verwundeten von Mentana in Santo Spirito an. Es war also alles zu Ende. Tiefe Entmutigung ergriff auch die Hoffnungsvollsten, und Verwünschungen richteten sich nicht nur gegen die Franzosen, sondern auch gegen die italienische Regierung, die das zugelassen habe. Man ahnte nicht, daß es erst am 26. Oktober dem ganz französisch gesinnten General Menabrea gelungen war, ein Ministerium zu bilden, und daß sein Versuch, wenigstens zusammen mit den Franzosen den Kirchenstaat zu besetzen, von Napoleon dem Dritten brüsk zurückgewiesen worden war.

Die Überfüllung des Hospitals veranlaßte kurz danach die Übersiedlung Ferraris und seiner Genossen nach dem Hospital Sant' Onofrio an der Lungara. Hier wurden 190 Kranke untergebracht, zum Teil Leute in hoffnungslosem Zustande. Ein Kapitän aus der Romagna wurde vom Starrkrampf erfaßt und starb am dritten Tage unter schrecklichen Zuckungen. Ein armer Junge von fünfzehn Jahren, der sich tapfer geschlagen hatte, war verwundet gefallen und vor Schrecken wahnsinnig geworden, als er die feindliche Waffe in dichtester Nähe auf sich gerichtet sah; er starb nach wenig Tagen. Überhaupt erlag mehr als der vierte Teil aller Kranken, vierundfünfzig, den Verwundungen. Der alltägliche Anblick so vielen Elends stumpfte allmählich das Gefühl ab; auch Ferrari wurde gleichgiltig und konnte chirurgischen Operationen ohne besondre Empfindung beiwohnen, obwohl er früher geschaudert hatte, wenn er nur Blut sah.

Im ganzen brachte Sant' Onofrio mit Santo Spirito verglichen den Kranken wesentliche Verschlechterungen. Die Räume waren zu niedrig, die Lüftung ungenügend, die Schwestern, die einem strengern Orden angehörten, als die in Santo Spirito, unfreundlich und wortkarg, die madre generale, die sich selten sehen ließ, eine kleine Person mit groben Zügen und „steif, als wenn sie einen Besenstiel verschluckt hätte," „ein wahrer Jesuit im Unterrock"; die gemieteten Krankenwärter spitzbübisch, die Kost knapp, und die ununterbrochne Anwesenheit von Gendarmen und Kapuzinern in den Sälen wurde als sehr störend empfunden. Auch an zudringlichen Bekehrungsversuchen fehlte es nicht. Sie richteten sich besonders auf den vermeintlichen Grafen Colloredo, dem sein vornehmer Name auch jetzt wieder große Unbequemlichkeiten bereitete. Ein päpstlicher Hausprälat, Antici Mattei, versprach ihn in Privatpflege zu bringen, wenn er nur beichten wolle. Ein Anverwandter des hohen Hauses, Pater Colloredo, ein alter Herr, der seit vielen Jahren seine Familie nicht gesehen hatte, plagte den jungen Mann mit hundert Fragen nach seiner Verwandtschaft und konnte nur durch ein starkes Aufgebot von Erfindungskraft mit Hilfe Ferraris befriedigt werden. Dieser selbst brachte durch seine Verstocktheit einen eifrigen Franziskaner fast zur Verzweiflung. Nicht wenige andre freilich fügten sich schließlich.

Zum Glück gab es auch erfreulichern Umgang. Besonders freundlich nahm sich Monsignore Giovanni Biffani der gefangnen Garibaldianer an. Im Herzen ein patriotischer Italiener gab er gelegentlich nach Florenz genaue Nachrichten über intime Vorgänge im Vatikan und zog sich dadurch einen Vergiftungsversuch zu, dem freilich durch einen Zufall nicht er, sondern sein Vater zum Opfer fiel. Der Anstifter, ein bei ihm aus- und eingehender Priester, wurde zu zwanzigjähriger Galeerenarbeit verurteilt, aber schon nach drei Jahren begnadigt und sogar im Vatikan wieder zugelassen. Mit Ferrari besprach Biffani ganz freimütig die nationalen Hoffnungen; er tröstete die Verwundeten und besorgte ihre Korrespondenz ohne Dazwischenkunft der Polizei, indem er die für sie bestimmten Briefe an sich adressieren ließ und die von ihnen geschriebnen mit dem Siegel seines Kapitels (von Santa Maria in Trastevere) versah. Später trug ihm seine Gesinnung die Verbannung aus Rom ein, nachdem er noch im September 1870 Ferrari aufs herzlichste in seinem Hause aufgenommen hatte. Auch die päpstlichen Zuaven der Wache, fast alles Leute aus gebildeten Familien, erwiesen

ſich als gute Kameraden, leiſteten den Gefangnen gern Geſellſchaft und ſchleppten in den unergründlichen Taſchen ihrer weiten Hoſen Lebensmittel aller Art, ſogar Weinflaſchen herbei, um die ſchmale Krankenkoſt aufzubeſſern. Ihr Chef, der bekannte Oberſt Athanaſe de Charrette, ging ihnen mit gutem Beiſpiele voran; willig erkannte er namentlich die Tapferkeit der Garibaldianer an. Erheiternd wirkte der Beſuch des Abgeordneten irgend eines demokratiſchen Vereins in Umbrien oder in der Romagna, der zuerſt die Auslieferung der Leiche eines gefallnen Garibaldianers verlangte, dann, als dieſe abgelehnt wurde, naiverweiſe wenigſtens Hemd und Mütze des „Märtyrers“ haben wollte, um ſie bei der Totenfeier als Reliquien zu verwenden. Erſt ein Kapuziner mußte ihn darüber belehren, daß man gewiſſe Dinge in Rom nicht fordern dürfe, und Ferrari riet ihm wohlmeinend, ſich ſchleunigſt aus dem Staube zu machen.

Wie nun allmählich die Wunden heilten und die hohe Spannung der Gefühle nachließ, machte ſich allmählich die Sehnſucht nach der Heimat geltend. Mit innerm Jubel vernahmen deshalb Ferrari und ſeine Genoſſen am 2. Dezember die Nachricht, daß allen, die dazu imſtande wären, die Abreiſe gewährt ſei. Mit bewegtem Herzen nahmen ſie Abſchied von den zurückbleibenden Kampf- und Leidensgenoſſen, von dem wackern Galliani, von den Ärzten. Die nächſte Nacht mußten ſie allerdings noch in den Gefängniſſen der Engelsburg zubringen, und den Zug, der ſie noch bei Dunkelheit aufnahm, begleiteten franzöſiſche Soldaten bis an die Grenze, wo ſie einen italieniſchen Zug beſtiegen. In Groſſeto gewährte ihnen die Gaſtfreundſchaft des Präfekten zuerſt das erhebende Gefühl der vollen Freiheit, am nächſten Tage, am 4. Dezember, betrat Ferrari wieder das Elternhaus in Udine.

Wenig Tage ſpäter, am 7. Dezember, wurde auch Giovanni Cairoli aus ſeiner Haft entlaſſen. Der charaktervolle Mann hatte ſich geweigert, einen Revers zu unterzeichnen, der ihn verpflichtet hätte, niemals wieder die Waffen gegen die päpſtliche Regierung zu tragen; er wollte ſeine Freiheit nicht um den Preis ſeiner Überzeugung erkaufen. Es iſt ein hochherziger Zug dieſer Regierung, daß ſie ihn, wohl auf Vermittlung des Monſignore Stonor, auch ohne dieſe Verpflichtung entließ. Er genas auch in der Heimat nicht wieder. Obwohl keine ſeiner vier Wunden eigentlich tödlich war, ſo erlag er doch ihren Folgen am 11. September 1869. Die Erfüllung ſeiner leidenſchaftlichen Hoffnung, den Einzug der italieniſchen Truppen in Rom, ein Jahr danach, hat er alſo nicht erlebt.

Seitdem iſt die Villa Glori an jedem 23. Oktober ein Wallfahrtsort der patriotiſchen Italiener geworden. Freilich iſt das Grundſtück, das jetzt der Stadtgemeinde Rom gehört, durch die neuen Anlagen des Parco Margherita ſo verändert, daß ſich der Zuſtand von 1867 kaum noch wiedererkennen läßt, und das Herrenhaus iſt in einen Zollpoſten umgewandelt. Doch bezeichnet ſeit 1895 eine Denkſäule die Stelle, wo die Cairoli fielen, und alljährlich bedecken am 23. Oktober zahlloſe Kränze das Denkmal und den Mandelbaum daneben. Ein ſchöneres Denkmal hat den Tapfern, die ohne jeden Zwang einer ſtaatlichen Pflicht für ein hohes Ideal freiwillig in Not und Tod gingen, ihr Mitkämpfer Ferrari in ſeinem ſchlichten Buche geſetzt. Er hat es dankbar ſeiner verehrten

Mutter „als Trost und Zerstreuung in ihrem hohen Alter“ gewidmet. Denn wenn Italien wieder eine Nation geworden ist, so haben daran die italienischen Mütter einen hervorragenden Anteil.

Kunstbetrachtungen

(Schluß)

Sehr lebendig und manchmal mit einer gewissen Erregung schreibt Fritz Wolff über „Verantwortung und Kunstkritik“ (Leipzig, Diederichs). „Noch in der Korrespondenz mit dem Verleger nannte ich das Vorliegende ein Sendschreiben an die deutsche Kunstkritik. An wen soll man es richten? Es gibt keine deutsche Kunstkritik, von der zu sprechen wäre. Deutsche Kunstkritik ist ein leerer Begriff, die euphemistische Bezeichnung für das wirre Gemenge einer Anzahl guter und einer Anzahl schlechter Köpfe“ usw. Wir nehmen an, daß der Verfasser sich zu den guten rechnet. Er bekennt sich als Schüler zu Muther und wendet sich gegen nachahmende Nachfolger, die sich ebenfalls für dessen Schüler ausgeben und deren Zahl unübersehbar groß sei, aber er nennt keinen Namen, und wir sind so aufrichtig, zu bekennen, daß wir nicht wissen, gegen wen seine Ausführungen, die übrigens viel treffendes enthalten, gerichtet sind. Ob Leistung oder Stellung ihn zu der scharfen Tonart berechtigen, können wir ebenfalls nicht sagen. Die Vorrede ist von Alt-Aussee datiert, das uns in diesem Zusammenhang noch nicht vorgekommen ist.

Ein ungemein interessantes, ja bedeutendes kleines Buch sind die im Verlage von Heitz in Straßburg erschienenen Briefe des 1896 gestorbnen Kopenhagner Kunsthistorikers Julius Lange; sie enthalten in der schlichtesten Form eine Menge kluger und eigentümlicher Gedanken. Was er gelegentlich einem Freunde, der sich auf eine italienische Reise vorbereitet, schreibt: „Ein Mann mit Ihrer lateinischen und griechischen Bildung wird zweifelsohne Recht haben, die Dinge viel mehr nach seinem eignen Kopf zu betrachten, als er anfänglich selbst geneigt ist, weil es über alles gedruckte Ansichten gibt,“ das kann als seine eigne Charakteristik genommen werden. Aus den engen Verhältnissen seines kleinen Landes heraus hat er sich durch Reisen und jahrelanges Nachdenken zu einer völlig selbständigen Auffassung der Kunst durchgearbeitet, und erst ganz spät hat er einzelne reife Arbeiten veröffentlicht, z. B. eine Kunstgeschichte der menschlichen Gestalt, im übrigen aber die Fülle seines Wissens Freunden und Fachgenossen mündlich mitgeteilt. Ein seltner Mann in unsrer literarisch überproduktiven Zeit. Er hält nicht viel von den Leuten, die den spekulativ ästhetischen Weg gegangen sind, sie sind allzu künstlich und allzu literarisch; er ist nicht sehr geneigt, den Eindruck und die Beobachtungen aufzugeben, die er auf gesetzliche Art durch eine ordentliche Betrachtung des Originals gewonnen hat, obwohl er sich natürlich überzeugen

lassen kann, daß er falsch gesehen habe. Er hat sich niemals entschließen können, eine systematische Ästhetik zu studieren (dann lieber Galeerensklave!), und seit er in die Welt hinauskam und die ersten Begriffe von der Wirklichkeit der Geschichte erhielt, hat er einen unheilbaren Widerwillen gegen diese impotente Wissenschaft bekommen, aber die ästhetischen Probleme müssen in die Geschichte hinein, darin besteht die Aufgabe. „Hüten Sie sich vor der philosophie de l'art en Italie des großen Taine"! Im Gegensatz zu dem Ästhetiker nimmt der Historiker die Tatsachen von der Geschichte an, auch die Kunst der Gegenwart sieht er sub specie praeteriti, er verschont sie mit seinen Ratschlägen und spannt sich nicht vor ihren Wagen, das überläßt er seinem leichter geschürzten Bruder, dem journalistischen Kritiker. Die ästhetischen Probleme, sagt Lange, gehören auch zu der Geschichte, sie sind jedes zu seiner Zeit brennend und für die Entwicklung bestimmend gewesen, und die Geschichte soll mehr sein als Biographie und Katalog, eine verstehende Wiederbelebung der Kämpfe der Entwicklung und der Denkarten, die in ihr die Drehpunkte gewesen sind. Da er den Nachdruck auf die menschliche Gestalt legt, so gelten ihm die Alten und die Italiener am meisten, viel weniger die Holländer — über die Spanier hat er ein pikantes Wort: ein trocknes, schönes, angenehmes Volk mit einer schwachen Neigung zum Ausschneiden; das Katholisieren ihrer Maler findet er interessant, aber nicht erbaulich —; neben der Kunst der Vergangenheit verfolgt er die moderne in allen ihren Richtungen, und jede Erscheinung hier und dort wird im Zusammenhang einer weitausgreifenden Betrachtung lebendig. Von der Pariser Weltausstellung 1878 aus schreibt er z. B. über Bonnat, den Lehrer einiger seiner Landsleute, er sei gewiß auf seine Weise ein überaus tüchtiger Maler, aber „gibt es nicht etwas in einem Gemälde, was Inhalt heißt? Ich meine damit durchaus nicht Novellen oder Romane, die man aufschreiben könnte für solche, die lesen aber nicht sehen können, sondern ganz einfach Stimmung, Geist, Poesie, und in dieser Richtung scheint er mir sehr arm zu sein, seine Porträts sind kalt, tot, puppen- und maskenhaft, so brillant sie sich auch im Raum präsentieren. Es kommt mir vor, daß Künstler Kunst allzusehr danach beurteilen, was sie zu ihrem eignen Metier brauchen können, und woraus sie lernen wollen." In dieser Hinsicht scheint ihm aber gerade bei Bonnat die „hart funkelnde" Oberfläche, die die Verschiedenheit der Stoffe unberücksichtigt läßt, das Gegenteil von einem Vorbilde zu sein. Die Welt werde auch weiterhin so altmodisch sein, einem Porträt von Frans Hals oder Velazquez den Vorzug zu geben, weil es noch etwas außer der Modellierung enthalte. Man sieht an diesem einfachen Beispiel, wie der Inhalt gegenüber dem rein Künstlerischen (l'art pour l'art bei Volkmann) zu seinem Rechte kommt. Wir möchten noch eine andre wichtige, ebenso einfache Gedankenreihe kurz zusammenfassen. Er schreibt, ebenfalls von Paris aus, über das Eindringen des „Photographismus" in die Kunst, das sei nicht aufzuhalten durch Zurückgehen auf die Antike oder auf Raffael und Tizian. Bei diesen sei das Erquickende die naive und ungebrochne Begeisterung, aber wie kann man ein gelehrtes Zeitalter, das Philosophie und Wissenschaft treibt, bitten, ob es nicht gefälligst naiv sein wolle! Mit

dem Aufgehn der Kunst im Photographismus höre das Künstlerische auf, denn der Photographismus bedeute das Wissenschaftlichmachen der Kunst; man vertraue sich einem Lehrmeister an, der das Phänomen der Dinge auf eine objektiv garantierte Art festzuhalten verspreche, und man lasse sich in Wirklichkeit narren. Denn was dem bilderformenden Bewußtsein seinen psychologischen Wert in der Bewußtseinsentwicklung verleihe, sei gerade ein subjektives Element: es könne uns nicht nützen, daß Bilder gemacht werden, sondern daß wir, die Menschen, sie machen, zur Reaktion gegen die Eindrücke vom Objektiven, denn es sei nicht, wie der Photographismus behauptet, das absolut naturgetreue Bild, auf das es im wesentlichen ankomme. Kunst und Wissenschaft behandeln dieselbe Sache, es seien zwei subjektiv verschiedne Verhältnisse zu derselben Welt, die streng genommen nicht zugleich bei demselben Subjekt existieren könnten, sondern einander ablösen müßten, sodaß die Kunst zuerst, die Wissenschaft hinterher käme. Sie entsprächen zwei Stadien des menschlichen Bewußtseins, das ein bilderformendes und ein begriffformendes sei. Psychologisch müsse die Bildersammlung der Begriffsformung vorangehn, man müsse das Phänomen einer Sache festhalten, ehe man diese in Gedanken, Begriffe und Gesetze auspunktieren könne. „Daraus folgt erstens, daß die Kunst nie völlig aufhören kann, und zweitens, daß ein Punkt kommt, wo ihre prinzipale Rolle in der Menschheit ausgespielt ist, und dieser Punkt ist meiner Meinung nach schon vor ein paar hundert Jahren in der Geschichte der Menschheit eingetroffen. Es erscheint mir so sicher wie Tag und Nacht, daß in der Kulturentwicklung, deren Mitglieder wir sind (und von andern können wir so wenig sprechen wie von den Bewohnern des Jupiters), keine Kunst aufkommen wird, die an Wert und Bedeutung der Antike oder den großen Italienern entsprechen kann." Dieser Satz, der auch in unserm eignen Credo steht, erhält noch einige Erweiterungen: Man solle alles dies möglichst gut aufbewahren, aber man müsse sich klar und deutlich sagen, daß es der Vergangenheit angehöre. Produktiv könnt ihr nicht mehr werden, redet er Phidias und Raffael an. In der generalisierenden, idealistischen Darstellung der Menschengestalt scheine ihm die griechische Kunst das letzte Wort gesprochen zu haben, die Zukunft werde sich nicht viel mehr damit abgeben; die Individualisierung gehöre als Ausdruck einer tiefern psychologischen Auffassung andern Zeiten an, er selbst aber könne das Individuelle nicht ohne weiteres als das Beste, worin die Vorstellungsgabe den Höhepunkt ihrer Funktion erreicht hätte, gelten lassen.

Wie wenig sich Lange in vorgefahrnen Spuren hält, zeigen seine Ansichten über die Bemalung der antiken Statuen. Er hat früher nach deutschen Gewährsmännern angenommen, auf antiken Gemälden seien Statuen polychrom dargestellt worden, erklärt aber 1887, weder dort noch auf Mosaiken gebe es dafür nach seiner Beobachtung ein Beispiel; es seien vielmehr Dekorationsfiguren von einem „statuarischen Gepräge," auf das die antike Malerei bei ihrem Interesse für die Schönheit der einzelnen Gestalt ohne weiteres verfallen sei, von den Neuerern aus Mißverstand für nachgeahmte Statuen genommen worden. Was die Farbenreste an Statuen selbst betrifft, so kommt er für den

Hermes von Olympia zu dem Ergebnis, daß Haar und Iris, aber die Figur überhaupt nicht, sondern nur die Sandalen und vielleicht das Gewand bemalt gewesen seien. Über die Zusammenhänge in der italienischen Kunst, und wenn der Ausdruck der Kürze wegen erlaubt ist, die Wertverhältnisse ihrer Leistungen erhalten wir eine Menge von Andeutungen, aus denen ein tiefes und zusammenhängendes Wissen neben einem ganz persönlichen Verhältnis zu den Gegenständen hervorsieht.

Ein jüngerer Freund hat ihn zum Beispiel gefragt, wie er über Tizians Beeinflussung durch Dürer, zum Beispiel bei dem Dresdner „Zinsgroschen," denke. Er hält nicht viel davon, weil „ich mir nicht denken kann, daß Dürer Tizians Begriff von Malkunst befriedigt haben kann," und dieser einleuchtend klugen Bemerkung setzt er noch klüger die Weisung hinzu: „Wenn Sie aber glauben, diesen Einfluß beobachtet zu haben, so haben Sie jedenfalls eine verbreitete und starke Meinung, auf die Sie sich stützen können." Ausführlich und für unsre Empfindung sehr treffend spricht er sich über Correggio nach dem Anblick der Domkuppel in Parma aus: „Ich weiß nicht, wie es mir mit ihm geht; ich muß erst in einigen Abstand von ihm kommen. Sicher ist, daß diese Kuppel Dinge enthält, die in rein künstlerischer Hinsicht so grenzenlos erstaunlich sind, daß es kein Wunder ist, wenn es Leute gibt, die sich ihm verschrieben haben. Man weiß ganz buchstäblich nicht, was gemalt und was wirklich ist, wenn man darunter steht: wirkliches Licht und gemaltes Licht, wirkliche Schatten und gemalte Schatten sehen aus, als ob beides gleich wirklich wäre. Das Allerunverschämteste ist, daß er zwischen den Fenstern der Kuppel selbst, von wo des Herrgotts eignes Tageslicht hereinströmt, Dinge und Figuren in einem paradiesischen Licht von oben malt und es sogar fertig bekommt, sie so rund und frei und wirklich stehn zu lassen, als ob man unter ihnen da oben herumspazieren könnte." Er hätte nicht geglaubt, daß jemand auf so etwas verfallen könnte, und man sollte meinen, es müsse mißlingen. Dann, auf die ihm eigentlich liebern Fresken im Zimmer der Äbtissin von San Paolo und die Gemälde der Pinakothek übergehend, bemerkt er, in Bezug auf die Farbe lerne er an allen gleich viel, aber „es ist mir so vieles rätselhaft an Correggios Seele. Ich kenne ihn wohl, insofern ich ein deutliches Gefühl der Verwandtschaft zwischen allem, was ich von ihm gesehen habe, empfinde, aber es würde mir doch sehr schwer sein, die Fäden in ihm zu fassen. Hier in Parma wird er wie ein Gott verehrt. Es kann schon sein, daß ich diesen großen Mann noch einmal verabscheuen werde, aber hier in Parma kann ich noch nicht, es müssen erst ein paar Jahre vergehn." Als er gleich darauf in Bologna Raffaels Cäcilie sieht, deren Charakter und gesunde Stärke genüge, „um den mächtigen Strom des Gefühls zu fassen, der durch ihr Inneres geht," findet er, daß Correggios Figuren „allesamt mehr Gefühl haben, als sie tragen können, sie hängen schlecht zusammen, es ist ein so glühendes Leben in ihnen, daß sie auseinander fallen; sie sind in Wirklichkeit von einer viel niedrigern Art als die Raffaels, dieser ist mehr Bildhauer, jener Maler" — und alles das ist schon 1868 niedergeschrieben.

Nun noch einige Worte über moderne Künstler. In der Schackschen

Galerie in München vor Böcklins „Mord," „Seeschlange" und „Tod" 1875: „Der Herr segne deine fünf Sinne!" Er möchte ihm ein Thema vorschlagen: „Die moderne Malkunst am Ufer des Wahnsinnspfuhls sitzend und nach Würmern angelnd, in Gefahr, darin auf die Nase zu plumpsen." Zehn Jahre später erkennt er an, daß er in der Landschaft groß und genial sei, und daß auch seine Figuren als Naturstaffage betrachtet ausgezeichnete Sachen sein können, Klinger dagegen kann er nur für einen ziemlich unselbständigen und zweifelhaft begabten Nachahmer von Böcklin und Goja halten. „Er fällt mir allzuschwer, ich habe nicht Kopf genug mitzukommen. Hätte ich nicht Freunde zur Seite, die mir sagen, was ich über die verschiednen Dinge denken und fühlen soll, so wäre ich rein verloren." In London steht er bewundernd vor einzelnen Bildern Turners, „wenn er auch ein etwas wilder Mann ist." Böcklin und andre könnten stolz sein, wenn sie das Sündflutbild komponiert hätten. „Er ist doch im ganzen keineswegs ein Irrtum der Engländer." Endlich gehören noch einige Urteile über andre Zeitgenossen zu dem Bilde des originellen Beobachters. In Dresden verkehrt er 1870 mit Ibsen, er muß mit ihm in die Galerie gehn, die der so wenig kennt, „daß es eine Schande ist." „So gern er über Kunst im allgemeinen und über Kunsttheorie spricht, so erstaunlich ist es, wie unentwickelt sein Organ zum richtigen Verständnis eines Kunstwerks ist, und wie wenig Trieb er hat, dergleichen zu sehen." Von den Kunsthistorikern kann er Morelli nicht leiden, seine Bücher „irritieren" ihn (1885), und die abschätzige Art seiner Urteile über Burckhardt zeigt, daß er ihn 1868 noch nicht kannte, vielleicht hat er sich später korrigiert. Sehr hoch steht ihm Michaelis, „augenblicklich der beste klassische Archäologe Europas" (1890), um so tiefer Overbeck: sein Pompeji solle man nicht verachten, ein wie großer Laffe er auch sonst sei; seine griechische Plastik sei ein allzu loses und geschwätziges Buch. Bode in Berlin ist „durchaus bewunderungswürdig in Bezug auf scharfes und genaues und ungeheuer umfassendes Wissen und außerdem der gemütlichste Berliner, den man sich denken kann." Eine Parallele aus Dresden wollen wir übergehn.

Der kluge Däne hatte einen nicht minder gescheiten Bruder Karl, der 1900 als Professor der allgemeinen Pathologie in Kopenhagen starb, und von dem es, als er sein Amt antrat, hieß, daß er ebensogut jede andre medizinische Professur hätte übernehmen können. Zu dem allen teilte er mit seinem Bruder das Interesse für die Kunst; er hat dem noch kurz vor seinem Tode Ausdruck gegeben und zwar in einer systematischen Form, zu der sich dieser schwerlich verstanden haben würde. Julius schreibt 1886 an einen Freund, es scheine ihm nichts damit gewonnen, daß der Adressat statt einer objektiven Schönheitsnorm ein Ideal eines Lesers oder Beschauers, die am meisten entwickelte, vollkommenste Menschheitsseele, aufstelle. „Denn wo haben Sie die?" Er zweifle nicht, daß die Untersuchungen von Helmholtz, Wundt usw. über die abstrakten ästhetischen Verhältnisse der Linien und Farben wirklichen Wert hätten, aber es seien doch nur einzelne Wahrheiten festgestellt, und das Ganze der Wissenschaft sei noch zu tun. Und es könne doch nie eine Wissenschaft über die darstellende Kunst geben, wohl zum Beispiel eine Wissenschaft über den

Versbau, aber nicht darüber, was der Dichter sagen wolle, eine Wissenschaft von abstrakten Linien und Flächen, aber nicht von Michelangelos Gestalten usw. „Es ist ja keine Dichtung und kein Kunstwerk in der Absicht geschaffen, bloß im allgemeinen das Schöne zu realisieren."

Der spekulativen Ästhetik ist Karl Lange ebenso abgeneigt wie sein Bruder, er gibt eine sensualistische Kunstlehre, d. h. eine Analyse des Kunstgenusses auf physiologischer Grundlage in einem seingeschriebnen Buche von nur hundert Seiten: „Sinnesgenuß und Kunstgenuß," herausgegeben von Hans Kurella (Wiesbaden, Bergmann). Den ersten Abschnitt, der von dem körperlichen Vorgang bei dem Zustandekommen eines Genusses überhaupt handelt, von der Aufnahme der Eindrücke durch die Sinne und ihrer Weiterleitung durch die Nerven zu den Blutgefäßen, der „vasomotorischen Innervation," übergehn wir und bemerken nur, daß dies alles, so abstoßend fachmäßig es sich in der kurzen Rubrizierung ausnimmt, in höchster Klarheit und sogar auf eine vollkommen unterhaltende Weise vorgetragen ist. Der zweite Abschnitt behandelt die Kunst. Ein Kunstwerk ist nach Lange jedes Menschenwerk, das seinen Ursprung hat in dem bewußten Bestreben, einen geistigen Genuß durch die höhern Sinne (Auge und Ohr) hervorzubringen. Die Wirkung erfolgt durch drei „generelle Mittel": Abwechslung, Einwirkung sympathischer Gefühle, Bewunderung. Das Mitgefühl wirkt hauptsächlich in dem naiven Menschen, der Kenner bewundert die Schwierigkeit der Ausführung, d. h. das Künstlerische, und was die Abwechslung für die Genußfähigkeit bedeutet, leuchtet ohne weiteres ein; ihre logische Koordinierung in der Dreiteilung wollen wir auf sich beruhn lassen. Der Verfasser bemerkt dazu am Schluß seines Buches, Abwechslung und Sympathie seien die eigentlichen, planmäßig angewandten und gepflegten Kunstmittel, wogegen die Bewunderung ein besondrer Zustand des Genusses selbst sei, hervorgerufen durch das Gefühl, vor überwundnen Schwierigkeiten zu stehn, im voraus nicht so sicher zu berechnen, weil dabei zuviel auf den Genießenden und die Art seiner Bildung ankomme, aber darum doch eminent wichtig für die Kunst, weil ganze Richtungen und Arten gar keinen Genuß hervorrufen, also gar nicht als Kunst gelten könnten, wenn sie nicht Bewunderung erregende Eigenschaften hätten (l'art pour l'art). Die Nebeneinanderstellung dreier so heterogener Dinge sei irrationell, aber die Menschen hätten sie nun einmal instinktiv angewandt, um Werke hervorzubringen, die nicht auf Grund einer Wesenseinheit, sondern wegen ihrer gleichen Wirkung unter einer Bezeichnung zusammengefaßt und Kunst genannt würden. Dieser Begriff selbst sei also ebenso irrationell. Seine durch rein empirische Analyse gefundne Definition der Kunst sei nüchtern, aber brauchbar, höchstens zu eng, insofern als es noch mehr allgemeine Kunstmittel als die von ihm gefundnen drei geben könne, und seine Art zu suchen den Anschauungskreis vielleicht eingeengt habe. Mit andern Worten, es kommt ihm mehr auf das Beobachtete als auf die schulmäßige Klassifizierung an, und das ist genau unser eigner Standpunkt.

Man könnte meinen, er hätte ein wichtiges Kunstmittel vergessen, wovon doch heute soviel Wesens gemacht wird, nämlich die Illusion. Aber hören wir ihn selbst: „Zu den wirksamsten Kunstmitteln rechnet man vielfach den

Vorgang, durch den man einem Kunstwerke gegenüber dazu kommt, es für das Wirkliche zu halten, von dem es nur eine Darstellung gibt; mit dem Erreichen der Illusion soll die Kunst oder doch mancher Zweig der Kunst den absoluten Höhepunkt erreichen. Diese Auffassung ist merkwürdig naiv. Im Theater kommt so etwas bei einem wenig reflektierenden Publikum vor, aber in dem Augenblicke, wo der Betrachtende der Wirklichkeit gegenüber zu stehn glaubt, hört ja gerade der Kunstgenuß auf, den die Wirklichkeit nicht gewähren kann." Im Theater z. B. findet der Kenner den Genuß nur in der Kunst des Schauspielers, er lehnt jede Illusion ab, die ihm seine Art von Genuß verderben würde, er bewundert den Schauspieler; der große Haufe dagegen, der sich durch den Inhalt des Stücks, das er für Wirklichkeit nimmt, in sympathische Schwingungen versetzen läßt, pflegt nicht als Kunstkenner gerechnet zu werden. Und wenn Rembrandts Nachbarn nach einem Fenster hin grüßten, in das der Künstler sein Porträt gestellt hatte, so hatten sie, solange die Täuschung dauerte, jedenfalls keinen Kunstgenuß. Also, sagt Lange, die Illusion kann bis zu einem gewissen Grade von der vollkommenen Ausführung eines nachbildenden Kunstwerks Zeugnis ablegen, aber mit unmittelbarem Kunstgenuß ist sie ganz unvereinbar. — Der Verfasser führt uns nun durch die Geschichte der bildenden Kunst und der Poesie und zeigt an einer Menge von Beispielen, wie sich bei dem hervorgebrachten Genuß indirekte Gefühlserregung und bewußte Bewunderung in die Rollen teilen, manchmal wirken sie Seite an Seite, dann wieder in einzelnen Perioden abwechselnd jede für sich: zu einer Zeit ist die Kunst vornehm, artistisch, leidenschaftslos, stimmungsarm, zu andern Zeiten populär, die allen verständliche Sprache der Affekte redend und gegen die künstlerische Form ziemlich gleichgiltig. Verständnis und Bewunderung ist niemals Sache des großen Haufens. Kunstkenner und Künstler werden oft gegen den behandelten Inhalt gleichgiltig, dann reduziert sich das Publikum auf den kleinen Kreis der Eingeweihten, und die Kunstproduktion ist bei dem l'art pour l'art angelangt. Alle Übertreibung nach dieser Seite korrigiert sich aber einmal wieder durch die Bedeutung, die das große Publikum in allem, was die Kunst angeht, erlangt hat, denn die Künstler wollen schließlich doch nicht unter sich oder mit wenig Kennern allein bleiben. — Wir geben nun noch einige Anwendungen dieses, wie uns scheint, äußerst fruchtbaren Gegensatzes auf bekannte Erscheinungen. Der Naturalismus in der Kunst ist nur scheinbar populär, in Wahrheit artistisch und nur für ein relativ begrenztes Publikum, denn was für einen Genuß kann die große Menge auf die Dauer an der naturgetreuen Vorstellung alltäglicher Gegenstände haben? Sie hat ja kein Gefühl für das Bewundrungswürdige der Schwierigkeiten, die hier vielleicht zu überwinden waren, und je reiner die Form ist, in der die naturalistische Kunst auftritt, je weniger romantische Effekte und Gefühlseindrücke sie mit sich führt, desto unzugänglicher wird sie für alle andern als die literarisch Gebildeten; es ist wieder einmal l'art pour l'art. Heute wird die naturalistische Kunst stark von einer andern Richtung eingeengt, die wie die Romantik, nur mit andern Mitteln wieder die Anregung des Gefühls betreibt, indem sie mit dem Dunkeln, Mystischen, Geheimnisvollen unheimliche Eindrücke

weckt, daneben aber auch durch tiefe, ſinnreiche Andeutungen, eine Art Rätſelraten oder Rebuslöſen, verſtandesmäßige Bewunderung hervorrufen möchte. Der Symbolismus ſtellt eine Verſchmelzung der romantiſchen und der allegoriſchen Richtung dar, hat aber ihre beiden Komponenten potenziert und ſtellt an das Naive und Kindliche in uns noch größere Anforderungen als die Romantik ſelbſt. Es gehört ſchon der Stand der Unſchuld dazu, wenn man ſich von einer myſtiſchen Jungfrau, die auf einem fabelhaften Einhorn durch einen Zauberwald reitet, in unerklärliche Schauer lullen läßt, oder von alten Burgen in unglaublichen Klippenlandſchaften bei nie geſehener Beleuchtung, oder von andern Zumutungen Böcklins und Klingers an unſer Nervenſyſtem. Auf der andern Seite verlangt der Symbolismus intenſivere Bewunderung als die alte Allegorie wegen ſeiner Dunkelheit und Unerklärlichkeit, gegen die die Rätſel der Allegorie gar nicht aufkommen können. Das ſicherſte Mittel, in den Ruf großer Gedankentiefe zu kommen, iſt, ſich ſo ausdrücken, daß eigentlich niemand recht weiß, was gemeint iſt. Genau wie in der Kunſt liegt die Sache in der Poeſie, bei Ibſen oder bei Maeterlinck. Man kann dem reflektierenden Publikum, das über das literariſche Kindesalter hinaus iſt, nicht mehr die ſchlichten, unkomplizierten Affekte der alten Romantik vorſetzen, die kettenraſſelnden Geſpenſter oder die träumeriſch ſchmachtenden Mondſcheinſtimmungen; der neue Kunſtgriff ſtellt für die dichteriſche Darſtellung gewiſſermaßen einen doppelten Boden her: der Symbolismus ſchildert nicht Affekte als einfache Ergebniſſe natürlicher oder übernatürlicher Einwirkungen, ſondern er läßt ſie aus einem Hintergrunde herauswachſen, der mehr zu ahnen als zu ſehen iſt, und für den ſie ein Symbol ſind, während er ihnen dafür das Oberflächliche der alten Romantik nimmt und ihnen eine Tiefe gibt, die um ſo wirkungsvoller iſt, als ſie ſich immer ſchwer und manchmal gar nicht ergründen läßt. „Ich bin mir wohl bewußt, daß ſich meine Definition von dem Charakter des Symbolismus nicht gerade durch Klarheit auszeichnet, aber es iſt eine ſchwierige Sache, Dinge klar zu machen, die ihrem ganzen Charakter nach unklar ſind und ſein ſollen.“ Aber wir müſſen nun, um unſern Artikel abzuſchließen, von dem intereſſanten Buche Abſchied nehmen. Den Künſtlern wird manches an dieſer Kritik nicht gefallen. Sie mögen ſich noch zum Schluß ein kluges Wort geſagt ſein laſſen. Es ſei in der Regel für das Verhältnis der Künſtler zum Publikum nicht gut, wenn ein Kritiker ſelbſt Künſtler ſei, weil dieſer meiſt etwas für das Entſcheidende halten werde, was außerhalb der Künſtlerkreiſe kaum ganz gewürdigt werden könne.

Bilder von der Röder und der Pulsnitz

Von Otto Eduard Schmidt in Meißen

3. Zabeltitz

(Die Grafen Wackerbarth; Maria Antonia Walpurgis; Prinz Xaver)

(Schluß)

Ich hatte, ehe ich nach Zabeltitz fuhr, die zahlreichen an Maria Antonia gerichteten oder sie betreffenden Briefe der „Politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen“ und das reiche Material an Urkunden, das Karl von Weber in seiner zweibändigen Publikation „Maria Antonia Walpurgis“ (Dresden, 1857) mehr zusammengetragen als verarbeitet hat, von neuem gelesen: deshalb begleitete mich ihr Bild, als ich nun von der Terrasse des Gartenschlosses hinunterstieg, um die entferntern und versteckten Schönheiten des Parks zu genießen. Ich dachte daran, wie gern Maria Antonia nach Wackerbarths Tode eine seiner Besitzungen zum Andenken an den edeln Greis, der Glück und Unglück mit ihr geteilt und ihre und ihres Gemahls staatsmännischen Talente geweckt hatte, käuflich erworben hätte: das bekannte Weinberggrundstück der Lößnitz, Wackerbarthsruhe, das oft das Ziel gemeinsamer von Dresden aus unternommener Spazierritte gewesen war, wurde ihr für 14000 Taler angeboten; aber die Geldnot hat diesen Ankauf und noch mehr den von Zabeltitz verhindert.

Mein Weg führte mich an einen kleinen, von alten Bäumen eingefaßten See, dessen stillen Spiegel nicht einmal ein Schwan belebte. Eine Holzbrücke führte hinüber auf eine kleine Insel. Dort steht unter melancholischen Weimutskiefern ein chinesischer Rundtempel; der buntbemalte Plafond zeigt die Darstellung einer Reiherbeize. Als ich dort zu den dunkeln Wipfeln emporschaute, die die Insel beschatten, ging die Sonne des Herbsttags wie ein Feuerball zur Rüste; rotes Gold tropfte aus den schwarzgrünen Kiefernadeln in das klare braune Wasser hernieder und blendete mir das Auge. Da war mirs auf einmal, als weitete sich der Horizont; jenseits der Wiese, von der sich die ersten weißen Nebelschleier hoben, dehnte sich ein größerer See, der bescheidne Schloßbau hinter mir wuchs zu majestätischen Verhältnissen empor, und der Begriff „Rheinsberg“ trat, die vorigen Bilder verdrängend, immer deutlicher vor meine Seele. Wie kam das nur? War es nur die Ähnlichkeit der mich umgebenden Natur mit der zwischen die Wälder und Seen des Ruppiner Landes eingebetteten Lieblichkeit des preußischen Fürstensitzes, was diese Ideenverbindung hervorrief? Schwerlich war es diese Ähnlichkeit der Natur allein, etwas Menschliches kam hinzu. Ich mußte an einen fürstlichen Einsiedler und Sonderling denken, der in Zabeltitz fast ein Menschenalter nach dem Tode der Maria Antonia seine wechselvollen Tage beschloß, den Prinzen Xaver, und der mir, je tiefer ich in das Wesen seiner Persönlichkeit einzudringen versuche, immer mehr wie das sächsische Gegenstück zu dem preußischen Prinzen Heinrich erscheint, der seinen Bruder Friedrich den Großen lange überlebte und erst am 3. August 1802 in Rheinsberg starb.

Geboren am 25. August 1730, also acht Jahre jünger als Friedrich Christian, hatte Prinz Xaver nur eine oberflächliche Bildung genossen; es gab

eben in unserm Sachsen damals niemand, der für einen Prinzen etwas ähnliches wie die Küstriner Lehrzeit Friedrichs des Zweiten durchgesetzt hätte. Doch war Xaver von der Natur viel besser ausgerüstet als sein schwächlicher älterer Bruder; das Wesen des Großvaters schien in der stattlichen Gestalt und dem feurigen Temperament des Prinzen wieder aufzuleben, dessen gewandtes und einnehmendes Wesen die Menschen bezauberte, dessen Geist kühnen Plänen und hohen Entwürfen leicht zugänglich war. Er war der erklärte Liebling seiner Schwestern, namentlich der nur ein Jahr jüngern Maria Josepha, die als fünfzehnjähriges Kind am 10. Januar 1747 an den neunzehnjährigen verwitweten Dauphin von Frankreich vermählt wurde. Diese und die 1735 geborne Maria Christine, spätere Äbtissin von Remiremont, widmeten dem Bruder eine so zärtliche Freundschaft und sahen in ihm so sehr den berufensten Vertreter der Ansprüche des Wettinischen Hauses, daß seine Eitelkeit von dieser Seite her nicht wenig Nahrung erhielt. Als Xaver 26 Jahre alt war, gab ihm der Ausbruch des Siebenjährigen Krieges Gelegenheit, seine militärischen Neigungen zu betätigen. Der Einfluß der Dauphine, seiner Schwester, verschaffte ihm im August 1758 die Stellung eines französischen Generalleutnants und das Kommando über ein Korps von zehntausend Sachsen, das aus den aus der preußischen Armee wieder desertierten Soldaten, den sogenannten Revertenten, geschaffen war. Am 10. Oktober des Jahres bewährte er sich als ein tüchtiger Haudegen, indem er bei Lutterberg an der Spitze von zwölf sächsischen Bataillonen den Großen Stauffenberg erstürmte und so das Treffen zu Gunsten der Franzosen entschied. Auch bei einigen andern Gelegenheiten hat er mit Ruhm gefochten. Aber er war kein Taktiker, auch nicht im Sinne der „methodischen" Kriegführung. Er steht also als Feldherr hinter dem Prinzen Heinrich zurück, der, wenn er auch nicht an das Genie des Großen Friedrichs heranreichte, doch das Lob eines besonnenen, alle Mittel klug zusammenhaltenden Heerführers verdient.

Xaver hatte auch weder die Ausdauer noch die nötige Entsagung, während des Winters bei seinem Heere auszuharren. Die Wintermonate bis weit in den Frühling hinein verlebte er in Versailles, wo er manchmal wohl als Flötenspieler oder amüsanter Plauderer den stillen Kreis des Dauphins und der edlen Dauphine, der Mutter der drei letzten bourbonischen Könige Frankreichs, belebte, öfter aber in rauschenden Festen und galanten Abenteuern sein Genügen fand. So wurde dieser Aufenthalt an dem üppigen französischen Hofe für ihn gefährlich: denn einmal versäumte er die besten Gelegenheiten, kriegerische Lorbeeren zu pflücken — zum Siege der Franzosen und der Sachsen bei Bergen am 13. April 1759 kam er um einen Tag zu spät —, sodann brachte er in Versailles seine Lebensgewohnheiten auf einen Fuß, der für die bescheidnen Einkünfte eines apanagierten sächsischen Prinzen viel zu hoch war, und endlich entstand damals in ihm die auffallende, fast blinde Schwärmerei für französisches Wesen, die er mit dem preußischen Heinrich gemein hat. Ein merkwürdiger Zufall fügte es, daß er auf demselben Schlachtfelde, bei Lutterberg, wo er 1758 seinen Waffenruhm begründet hatte, diesen am 23. Juli 1762 als Oberbefehlshaber einer französisch-sächsischen Armee durch eine sehr verlustreiche Niederlage wieder verlor. Der frühe Tod seines Bruders Friedrich Christian am 17. Dezember 1763 und die Minderjährigkeit des erst 1750 gebornen Friedrich August des Dritten bewirkten, daß Xaver unter dem Titel eines Administrators die Regierung in Kursachsen übernahm, doch so, daß auch der verwitweten Kurfürstin Maria Antonia ein bedeutender Einfluß, namentlich auf die Direktion des Finanz- und Kassenwesens eingeräumt blieb.

Xaver sah sich vor die große und schöne Aufgabe gestellt, den von Wackerbarths Kreis vorbereiteten, von Friedrich Christian begonnenen Aufbau des ruinierten sächsischen Staates weiterzuführen. Er hat diese Aufgabe mit Ernst

und Eifer auf seine Schultern genommen und namentlich in den ersten Jahren seiner Administratur vieles geschaffen, was ihm den dauernden Dank des Landes sichern muß. Im Jahre 1765 wurde eine Obermedizinalbehörde (Sanitätskollegium) in Dresden gestiftet, die der Kurpfuscherei und der Quacksalberei zu Leibe gehn sollte; in demselben Jahre wurde die nach dem Plane des Oberbergkommissars von Heynitz gegründete Bergakademie in Freiberg eröffnet, der vor allem die bessere Verwertung der metallischen Schätze des Landes zu danken ist; schon vorher hatte er durch die Einrichtung der Landes-Ökonomie-Manufaktur- und Kommerzien-Deputation eine Zentralstelle für Verbesserungen des Ackerbaus, für Einführung und Unterstützung neuer Industrien geschaffen und die schon vom Vater August eingerichteten Ämter der Kreishauptleute und der ihnen untergeordneten Amtshauptleute neu zu beleben versucht. Diese und andre Verdienste des Administrators werden uns in einer im Juni 1765 abgeschloßnen Schrift: L'esprit et le système du Gouvernement de la Saxe geschildert, hinter deren Anonymität sich F. W. Ferber, Referent im Departement des Innern (der spätere Freiherr von Ferber), verbirgt. Aber weiterhin geriet Xaver infolge seiner Eitelkeit, seines heftigen Wesens, seiner mangelhaften staatsmännischen Bildung und der sich daraus ergebenden Unselbständigkeit gegen fremde Einflusse in schlimme Konflikte mit seinen Ministern und den sächsischen Ständen. Er wünschte die unter Brühls gewissenloser Verwaltung ganz in Verfall geratene Armee zu reorganisieren — gewiß ein vernünftiges und notwendiges Beginnen. Er war auch mit der Art der Reform durchaus auf dem richtigen Wege: die Garden, die Zahl der Generale und der Stabsoffiziere sollte vermindert, dagegen die Zahl der Mannschaften um 8500, die der Pferde um 2500 vermehrt, das Offizierkorps verjüngt, junge Mannschaften — nach preußischem Muster — durch Aushebung aus bestimmten Kreisen der sächsischen Landbevölkerung eingestellt, die alten Festungen aufgegeben, dafür aber der Königstein nach den neuen Regeln der Befestigungskunst ausgebaut werden usw. Aber Xaver hatte leider nicht die Geduld, abzuwarten, bis die in der Hebung begriffnen Finanzen des Staates imstande waren, die vermehrte Militärlast zu tragen, und so verlangte er von den Ständen unbedingte Bewilligung seiner Forderungen. Der Streit führte zur Absetzung des Erbmarschallamtsverwesers von Hopffgarten und des Ministers von Einsiedel, schließlich aber auch dazu, daß der Administrator selbst vor der festgesetzten Zeit am 13. September 1768, ehe sein Neffe das achtzehnte Jahr vollendet hatte, sein Amt niederlegte. In alle diese und noch viele andre Verlegenheiten hatten ihn die Einflüsterungen eines Mannes verstrickt, der zwei Jahrzehnte lang sein böser Dämon war, des französischen Generalleutnants Martange.

Dieser Martange ist eine der ausgeprägtesten Typen der französischen Glücksritter, die an den Höfen des achtzehnten Jahrhunderts, gestützt auf Geist und Gewandtheit sowie auf vollkommene Gewissenlosigkeit, getragen von dem Bedürfnis der Fürsten, eine große Anzahl vertrauter Sendboten und Agenten zu haben, gehoben auch durch den Schimmer des Geheimnisvollen, den der oftmalige Wechsel des Aufenthaltsortes und der Beschäftigung um sie wob, zu Titeln und namentlich zu Reichtum zu gelangen suchten. Er war 1722 in Renancourt geboren, war zuerst für den geistlichen Stand bestimmt gewesen, wurde dann Lehrer der Philosophie an der Sorbonne, dann Leutnant in einem französischen Regiment und erscheint schon 1748 als Hauptmann einer Gardegrenadierkompagnie in Dresden. Nach dem Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs von Brühl zu geheimen Missionen in Frankreich verwandt, kehrt er mit einem Brief der Dauphine an Xaver zurück und gehört seitdem (1757) meist zu dessen militärischem Gefolge. Im Jahre 1758 wird er Oberst, später Generalmajor. Durch seine Kenntnisse der intimen Verhältnisse des französischen

Hofes, durch Sekretärdienste aller Art, vor allem aber durch Schmeichelei wußte er sich dem Prinzen unentbehrlich zu machen. Er brachte vor allem dem ohnehin eiteln Prinzen die Vorstellung bei, daß er zu den größten Dingen berufen sei, er zeigte ihm unablässig den gleißenden Schimmer der polnischen Krone, die ihm an Stelle seines schwächlichen Bruders zu teil werden müsse; er spiegelte ihm in nichtsnutzigen Phantastereien die Mittel und Wege vor, wie man diese Krone, besonders mit Hilfe des Dauphins und der Dauphine, gewinnen könne, ein betrügerischer und verlogner Adept auf dem Gebiete der Diplomatie und der politischen Intrigue. Ja er verführte den Prinzen sogar zu dem Plane, den eignen Vater in Polen zu entthronen und sich an seine Stelle zu setzen. Der französische Gesandte in Dresden, Baron Zuckmantel, berichtet dem Herzog von Choiseul am 30. September 1767 folgendes: „Während des letzten Krieges faßte M. de Martange den schönen Plan, August den Dritten zu zwingen, auf den polnischen Thron zu verzichten und dafür den Titel eines Königs von Sachsen (mit dem Herzogtum Magdeburg) anzunehmen. Dieser Plan fand sich unter den Papieren des Prinzen Xaver, der mitsamt seiner Equipage in der Schlacht von Minden (1. August 1759) von den Preußen erbeutet wurde." Der Prinz hatte nichts Eiligeres zu tun, als den Prinzen Ferdinand von Braunschweig durch einen Trompeter um die Rückgabe dieser Papiere zu bitten. Aber sie waren schon auf dem Wege nach London, und von da gelangten sie nach Warschau. Der Graf Brühl, der den Prinzen Xaver nicht leiden konnte, machte seinem Vater davon Mitteilung, und dieser war darüber so aufgebracht, daß er nie mehr mit seinem Sohne sprach.

Nach dem Tode Augusts des Dritten und Friedrich Christians (1763) verdoppelte Martange seine Bemühungen, den Prinzen Xaver mit französischer Hilfe auf den polnischen Thron zu setzen. Die Dauphine Maria Josepha, die großen Einfluß auf ihren Schwiegervater ausübte, setzte alle Hebel in Bewegung; aber Ludwig der Fünfzehnte antwortete kühl: Tout l'argent que nous donnerions serait perdu, et nous n'en avons pas à perdre, und am 7. September 1764 wurde Stanislaus Poniatowski als Vasall Rußlands in Polen zum König erhoben. Martange ruhte nicht; auch als Maria Josepha durch den Tod ihres heißgeliebten Gatten in die tiefste Trauer versetzt worden war, von der ihre Briefe an Xaver geradezu rührende Zeugnisse enthalten, entwarf er für diesen einen äußerst taktlosen Brief, worin er der Schwester riet, auch aus dem Unglück Nutzen zu ziehn und die weiche Stimmung des Königs zu benutzen, ihren Einfluß auf ihn zu steigern und dadurch enfin de consoler et de soutenir un frère, qui ne regarde que vous et ne veut de bonheur dans cette vie qu'en le tenant de cette sœur qui possède toutes ses affections. Die arme Dauphine, die bei der Pflege ihres an der Schwindsucht hinsiechenden Gemahls die Keime derselben Krankheit in sich aufgenommen hatte, starb schon am 13. März 1767; noch aus ihrem Testament spricht ihre zärtliche Liebe zu Xaver, die ihr soviel Tränen erpreßt hatte.

Martange sucht nun eine neue Stütze seiner Intriguen: ohne die polnischen Pläne aufzugeben, arbeitet er an einem neuen großartigen Heiratsprojekt; der junge Dauphin (Ludwig der Sechzehnte) und sein Bruder (Ludwig der Achtzehnte) sollen mit sächsischen Prinzessinnen, der junge Kurfürst von Sachsen mit der Prinzessin Clotilde von Frankreich verheiratet werden. Damit sollte der Plan Choiseuls, den Dauphin mit Maria Antoinette von Österreich zu vermählen, durchkreuzt werden. Unter solchen Umständen wird man die harten Urteile begreifen, die der Minister Choiseul an den französischen Gesandten in Dresden, den Baron Zuckmantel, am 13. September 1767 schreibt: „Nichts ist mehr Schimäre als der Plan, den Prinzen Xaver auf den polnischen Thron zu bringen. Dieser Plan entspricht der Eitelkeit und dem Mangel an Talent und Geist, den der Administrator zeigt. Herr von Martange, einer der größten

Intriganten Europas, ist der Urheber dieses Planes, nicht als ob er ihn für ausführbar hielte, sondern nur um dem maßlosen Dünkel dieses Prinzen zu schmeicheln, den zu beherrschen er sich brüstet. Martange intriguiert auch noch in einer andern Sache, in der er kein Glück haben wird, ich meine die Heirat einer sächsischen Prinzessin mit dem Dauphin." Hier wird Martange beschuldigt, daß er es mit dem Prinzen nicht einmal ehrlich meine. Das ist ganz richtig, denn wir wissen aus den intimen Briefen des Abenteurers an seine Frau, daß er nur von den selbstsüchtigsten Erwägungen geleitet war. Hören wir nur, wie er sich und seiner Frau im Jahre 1759 im Feldlager seine Zukunft ausmalte: „Ein kleines Schloß bauen, einen entzückenden Park pflanzen, einen Garten anlegen, wo ich alle Früchte und die edelsten Gemüse finden könnte, Regimenter von Truthühnern, jungen Hähnchen und Milchkühen in einem großen Wirtschaftshofe, wo es auch einen Stall mit einigen guten Reit- und besonders Wagenpferden geben muß, eine auserwählte Bibliothek für ungestörte philosophische Studien, recht bequeme, niedliche Wohnräume und alles das bevölkert von kleinen Martanges und Martanginnen — das ist der Kanevas, auf dem ich den ganzen Morgen gestickt habe, und ich schreibe Dir von diesen Luftschlössern, denn es ist billig, daß ich Dich, Dame meines Herzens und Herrin von alledem, über Deine Besitzungen auf dem laufenden erhalte." — Reineke auf Malepartus!

Und wo suchen wir das Geheimnis dieser Einwirkung des Intriganten auf den Prinzen? In der Anstachelung der Eitelkeit seines Opfers liegt es nicht allein, sondern vor allem in der unerschöpflichen Phantasie, in der Kunst, aus nichts etwas zu machen, über die Martange wie ein ausgelernter Zauberer verfügte, endlich in seiner beispiellosen Fähigkeit, sich allen Verhältnissen anzupassen. Er war nicht nur im Kriegslager und auf dem Parkett des Hofes heimisch, er bewegte sich nicht nur in den Kneipen der Diener und in den Vorzimmern der Großen mit Sicherheit, sogar in der Sphäre weltflüchtiger geistlicher Damen war er wohlgelitten. Im April 1760 kam er von Straßburg aus in die uralte Abtei des heiligen Petrus zu Remiremont, wo die sächsische Prinzessin Christine, die Schwester Xavers, Äbtissin war. Martange wird sich gewiß zunächst mit der sanften Miene eines Lammes und mit den ehrbaren Falten eines Priesters in dem Stifte eingeführt haben. Aber das Fest des Ordens gab ihm dann Gelegenheit, sich auch von weltlichern Seiten zu zeigen und den würdigen Damen einen, wenngleich harmlosen, so doch kräftigen Spaß zu bereiten, der lange unvergessen blieb. Ein Jahr später (am 24. April 1761) schreibt die Äbtissin Christine an ihren Bruder Xaver: „Heute ist das Fest des Ordens, aber ich fürchte, unser Mahl wird nicht so heiter sein wie voriges Jahr. Martange wird nicht mehr das schöne Lied von dem famosen Preußenkönig singen, es wird niemand da sein, der die Kurfürstin so zum Lachen bringt, daß sie lila wird wie ihr Kleid und zu ersticken droht, niemand wird mehr seine Finger in die Gläser mit Tokayerwein stecken, um den andern den Geschmack zu verderben und den Wein dann selbst zu trinken, niemand wird beim Nachtisch ein Glas Bier verlangen, um es auf die andern auszugießen. Wie viel Vergnügen weniger!"

Solche „Schwerenöter" wie Martange sind wohl zuweilen angenehme Gesellschafter, aber wehe, wenn sie in der hohen Politik dilettieren und das Vertrauen von Fürsten gewinnen!

Der junge Kurfürst von Sachsen hatte bei dem Rücktritt des Administrators das Menschenmögliche getan, seinem Oheim eine würdige Stellung zu sichern. Seine Apanage wurde auf 70000 Taler festgesetzt und die Herrschaft Zabeltitz angekauft und ihm als Geschenk überwiesen. In der Tat hören wir, daß Zabeltitz im Frühjahr 1769 für Xaver möbliert wird, und auch den Sommer scheint Xaver noch in Sachsen, teilweise in Pillnitz, verbracht zu haben. Dann

reist er, wohl unter dem Einflusse seiner Gemahlin, der ihm am 9. Mai 1765 morganatisch angetrauten schönen Italienerin, der Gräfin Klara Spinucci (geboren 1741), nach Italien. Wir hören von Aufenthalten in Rom und in Neapel, auch von Reisen mit wissenschaftlichen Interessen nach Pompeji, Herculanum und Pästum — Juni 1770 —, aber auch schon von dem Plan eines Ankaufs in Frankreich, den Martange schon im Mai 1770 eifrig betreibt. Im Oktober 1771 geschieht der entscheidende Schritt: Xaver kauft unter Martanges Vermittlung das Schloß Chaumont bei Villeneuve-sur-Yonne und siedelt mit Weib und Kind dahin über. Im Jahre 1775 vertauscht er diesen Wohnsitz mit Pont-sur-Seine bei Troyes. Was wollte er in Frankreich nach dem Tode seiner Schwester? Ihm schwebte wohl unter den Vorspieglungen seines politischen Adepten das Beispiel seines Oheims vor, des berühmten Grafen Moritz, Marschalls von Sachsen, der es während des österreichischen Erbfolgekrieges durch eine Reihe glänzender Waffentaten bis zum Generalfeldmarschall aller französischen Armeen gebracht und dann sein Leben auf dem ihm von Ludwig dem Fünfzehnten geschenkten Schlosse Chambord in einem geistvollen Kreise von Künstlern, Dichtern und Philosophen beschlossen hatte (1750). Aber keine seiner Hoffnungen erfüllte sich. Trotzdem blieb er in Frankreich. Wie Prinz Heinrich von Preußen weit mehr Franzose war als Friedrich der Große, der trotz aller Voltaireschwärmerei uns doch eine wohltuende, heimatliche „churbrandenburgische Derbheit" merken läßt, wie Prinz Heinrich in seinem Rheinsberger Hofhalte zeitlebens eine Geschmacksrichtung verfolgte, die durch Voltaires Henriade am besten gekennzeichnet wird, so war auch dem sächsischen Xaver der französische Esprit und die französische Delikatesse Lebensluft, die er zum atmen brauchte. Das schließt nicht aus, daß mit der zunehmenden Reife der Jahre auch bei ihm eine Läuterung und Vertiefung seines Wesens eintrat, namentlich als er sich etwa seit 1775 mehr und mehr von Martanges Einfluß befreite. Wenigstens bekundet ein an seinen im Lager stehenden Sohn gerichteter Brief aus dem Jahre 1789 in seinen Ermahnungen zu Sparsamkeit und Fleiß eine echte Vaterliebe und weltkluge Männlichkeit. Nur gegen die tiefen wirtschaftlichen und sozialen Schäden, die in Frankreich die Masse der nicht Privilegierten der Revolution in die Arme trieben, blieb er völlig blind, und deshalb fuhr er fort, die Staatseinrichtungen Frankreichs auch dann gutzuheißen, als sich neben ihm schon der alles verschlingende Abgrund öffnete. So wurde er von den auch in seiner Umgebung mit elementarer Wut ausbrechenden Bauernunruhen derart überrascht, daß er Hals über Kopf unter Zurücklassung seines kostbaren Mobiliars, seiner Bibliothek, ja sogar seiner Briefschaften aus Pont-sur-Seine entfliehen mußte. Daher kommt es, daß seine ganze für die Zeitgeschichte so wertvolle Korrespondenz heute zu Troyes im Archiv des Departements Aube liegt.

Es ist interessant zu wissen, daß Prinz Heinrich von Preußen beinahe einem ähnlichen Schicksal unterlegen wäre. Schon als er 1784 als Botschafter seines Bruders in Paris gewesen war, rief er dem Herzog von Nivernois zum Abschied die Worte zu: Ich verlasse nun das Land, nach dem ich mich ein halbes Leben lang gesehnt habe, und an das ich während der zweiten Hälfte meines Lebens mit so viel Liebe zurückdenken werde, daß ich fast wünschen möchte, ich hätte es nicht gesehen. Und im Juni 1788 war Prinz Heinrich wieder in Frankreich und verhandelte, entschlossen, den Rest seiner Tage im Lande seiner Sehnsucht zu verbringen, über den Ankauf einer in der Nähe von Paris liegenden Besitzung; aber ehe der Kauf zustande kam, zeigten sich die Vorboten der großen Revolution so unzweideutig, daß es der Prinz vorzog, nach Rheinsberg zurückzukehren.

Xaver fand zunächst in Italien eine Zuflucht, wo er auch durch seine Gemahlin wertvolle Verbindungen hatte. Aber gerade diese seine chiara chia-

retta verlor er in Fermo nach siebenundzwanzigjähriger glücklicher Ehe am 23. November 1792 durch den Tod. In Italien haben sich in den folgenden Jahren seine vier jüngern Töchter verheiratet, nachdem die älteste, Elisabeth, im Jahre 1787 noch in Frankreich dem Marquis von Esclignac ihre Hand gereicht hatte. Maria Anna heiratete 1793 in Rom den Fürsten Altieri, Beatrice 1794 einen Riario Sforza, Kunigunde 1795 den Marquis Giovanni Patrizi und Christina 1796 den Fürsten Camillo den Achten Massimo. Unterdessen waren 1793 die französischen Besitzungen Xavers von der Sansculottenherrschaft konfisziert worden, und so kehrte er denn 1796, an einem guten Ausgang der französischen Wirren verzweifelnd, wie ein Schiffbrüchiger nach Sachsen zurück. Wie fremd mußte ihm die Heimat geworden sein, die er fast dreißig Jahre lang kaum gesehen hatte. Er hatte ein Land verlassen mit halb französischem Zuschnitt des Lebens, das Raisonnement der Aufklärung galt als die höchste Leistung der Kultur, noch gab es keine anerkannte selbständige deutsche Literatur, die bildenden Künste lagen in den zierlichen Fesseln des Rokoko — er traf es wieder in der Zeit des Weltbürgertums und der Empfindsamkeit; in der Malerei, Skulptur und Baukunst war der Klassizismus die herrschende Geschmacksrichtung, und das große Weimarische Doppelgestirn der deutschen Dichtung stand im Zenith. Aber alles das hat den heimgekehrten Prinzen ebensowenig berührt wie den Hof von Rheinsberg. Xaver nahm seinen Aufenthalt auf seinem Gut Zabeltitz, das ihm während seiner langen Abwesenheit seine Schwester Elisabeth (gest. 1818) verwaltet hatte, und übertrug seine französischen Anschauungen und Lebensgewohnheiten so gut es ging in die kleinern Verhältnisse.

Von Jahr zu Jahr wurde es einsamer um ihn. Sein Sohn, der Chevalier de Saxe, fiel 1802 in einem Duell in Teplitz gegen den russischen Fürsten Scherbatow. Seine verheirateten Töchter waren meist fern, doch scheint die älteste, die Marquise von Esclignac, und auch Beatrice Sforza, deren Gemahl 1797 in Dresden gestorben war, sein Exil geteilt zu haben. Auch eine Enkelin Xavers, Marie Charlotte Marquise d'Esclignac war mit in Zabeltitz; sie heiratete später (1813) den Kammerherrn von Weißenbach auf Frauenhain, der 1817 auch Zabeltitz kaufte. Endlich hat auch die Prinzessin Elisabeth, Xavers Schwester, ihn öfter auf seinem Landsitz besucht; ihr Lieblingsplatz im Park scheint die Insel mit dem chinesischen Tempel gewesen zu sein, die ihren Namen trägt. Die hundertjährigen Weimutskiefern, die sie beschatten, stammen wohl aus dieser Zeit: sie gehören samt der Trauerweide zu den Bäumen, die im Zeitalter der Empfindsamkeit in die Mode kamen. Wenn die beiden Geschwister auf der stillen Insel von der Vergangenheit plauderten, so stiegen wohl die glänzenden Bilder der verschwundnen Pracht von Versailles und Marly in Xavers Seele herauf, oder er sah sich wieder an der Spitze tapfrer Bataillone im Pulverdampf der Schlachten des Siebenjährigen Kriegs. Manchmal verschönte wohl auch eine Fasanenjagd im nahen Gehölz oder ein ländliches Fest im Schäferstil mit einigen gleichgestimmten Seelen des benachbarten Adels die still dahinfließenden Tage des alten Herrn. Sein Verhältnis zum Kurfürsten konnte nach Lage der Dinge nicht intim sein. Trotzdem hören wir nichts davon, daß der ehemalige Administrator irgendwie als Frondeur gegen den Dresdner Hof aufgetreten sei, wie es sich Prinz Heinrich von Preußen sowohl seinem königlichen Bruder als auch seinem königlichen Neffen Friedrich Wilhelm dem Zweiten gegenüber erlaubte.

Im Jahre 1791 hatte Prinz Heinrich in Rheinsberg auf einem Hügel jenseits des Sees unter großer Teilnahme alter Militärs und des Volks einen Obelisken enthüllt, der die Erinnerung an die große Zeit des Siebenjährigen Krieges lebendig erhalten sollte; dieser Obelisk war vor allem dem Andenken seines unglücklichen Bruders August Wilhelm gewidmet, der infolge eines tief-

gehenden Zerwürfnisses mit Friedrich dem Großen — in der Zeit nach der Schlacht von Kolin — an gebrochnem Herzen gestorben war, daneben auch den andern Helden dieses Kriegs, doch so, daß unter den ausgewählten 28 Namen gerade die erklärten Lieblinge des großen Königs (Winterfeldt, Fouqué, Wedell) fehlten. Zu einer solchen Eifersüchtelei lag zwischen dem Kurfürsten Friedrich August dem Dritten und seinem Oheim kein Grund vor, aber es gab doch einen Punkt, wo der Neffe die ernsthafte Kritik des Oheims zu fürchten hatte: das Militär. Zwar die sächsische Kavallerie war dank der Verdienste des Inspekteurs General Bellegarde (1788 bis 1793) leidlich imstande, litt aber doch wegen der lebenslänglichen Dienstzeit ihrer Angehörigen unter dem zu hohen Alter vieler Soldaten; schlimmer noch stand es bei der Infanterie, am kläglichsten bei der Artillerie. Beim Feldartillerieregiment allein zählte man 1806 600 Soldatenweiber und 1062 Kinder, in der ganzen Armee 7379 Weiber und 12378 Kinder — und der mitleidige Ruf eines französischen Soldaten beim Vorübermarsch der gefangnen Sachsen nach der Schlacht von Jena: Voyez donc le pauvre papa saxon charakterisiert die Hilflosigkeit der zu alten Offiziere und Mannschaften deutlich genug. Mit welchem Interesse wird Prinz Xaver, so sehr er auch den korsischen Emporkömmling haßte, am Ende seiner Tage die phänomenale Siegesbahn Napoleons verfolgt haben! Erst als sich schon die Bärenmützen der französischen Gardisten auch gegen Sachsen in Bewegung zu setzen drohten, schloß der sechsundsiebzigjährige Greis in Zabeltitz seine müden Augen. Der kleine Triumph wurde ihm aber nicht mehr zu teil, sagen zu können: „Seht, hättet ihr seinerzeit meine Militärvorlage angenommen und die Armee in meinem Sinne verjüngt und verstärkt, so hättet ihr euch Jena und Auerstädt ersparen können."

Prinz Xaver bleibt trotz seiner Schwächen ein interessanter Mann, bei der Fülle seiner fast noch unbenutzten Korrespondenzen und der andern Überlieferung ein guter Stoff für Geschichtschreiber und Dichter. Aber er hat bis jetzt fast nur französische Gelehrte beschäftigt: Thévenot, Bréard, Stryienský. Die über ihn gefällten Urteile weichen sehr voneinander ab. Wir kennen das scharfe Urteil des Ministers Choiseul (s. oben S. 782), ähnlich spricht sich der französische Gesandte am sächsischen Hofe, Baron Zuckmantel, über Xaver aus, etwas günstiger der Marquis d'Argenson: „Prinz Xaver, jünger als der Kurprinz, hat Geist und gute Gestalt, er ist gewandt und ehrgeizig, und da er sich durch seine Eigenschaften dem ältern Bruder überlegen fühlte, hoffte er König (von Polen) zu werden." Ehrgeiz, Eitelkeit und Leidenschaftlichkeit werden ihm auch von sächsischen Beurteilern seines Charakters vorgeworfen. Doch glaube ich nicht, daß er von Natur unedel war, vielmehr hat ihm seine Unselbständigkeit und die sich daraus ergebende Abhängigkeit von den Ratschlägen andrer öfter geschadet. Übrigens war er witzig und aufgeklärt: das beweisen die Briefe, die er mit der Dauphine gewechselt hat. Als Politiker war er in Sachsen einer der letzten Vertreter des ancien regime und der skrupellosen Ausländerei, und er mag sich gegen das Ende seines Lebens unter den Geburtswehen einer neuen Zeit nicht eben glücklich gefühlt haben. Eine souveräne Verachtung aller irdischen Größe, eine auf Übersättigung mit den Nichtigkeiten der Welt beruhende Todessehnsucht wird wohl auch bei ihm der letzte erkennbare Ausdruck der Stimmung gewesen sein. Aus einer solchen Empfindung heraus hat Prinz Heinrich von Preußen (gest. 1802) noch bei Lebzeiten seine Grabschrift entworfen:

Geschleudert durch Geburt in diesen Wirbelwind
Von leerem Rauch — das Volk nennts Größe, Ruhm,
Doch seine Nichtigkeit durchschaut der Weise wohl —
Ein Raub für jedes Übel, das den Menschen trifft,
Gequält durch andrer Leidenschaft und durch die eigne,
Verleumdet, mit dem Unrecht oft im Kampf,

Zerschmettert durch der Teuersten Verlust, durch Tod
Erprobter Freunde — aber oft getröstet auch
Durch treuer Freundschaft milde Zauberkraft,
Beglückt, wenn innre Sammlung meinem Geist gelang,
Beglückter, wenn dem Vaterland ich dienen konnt,
Und wenn der Menschheit tiefes Leid ich linderte:
Das ist des Prinzen Heinrich kurzes Lebensbild!

Könnten diese Worte nicht auch auf dem Grabstein des fürstlichen Einsiedlers von Zabeltitz stehn? Der Spätherbst, die Zeit des raschelnden Laubes und des irrenden Goldes sterbender Sonnenstrahlen, denen kein Feuer mehr innewohnt, ist die rechte Zeit, die schlummernden Geister von Zabeltitz zu wecken. Wir rühren leise an die schweren Vorhänge des Gartenschlosses und wandeln still und gedankenvoll unter den rauschenden Wipfeln. Aber auch im Frühling muß es hier wundervoll sein, wenn der farbenfrohe Falter im warmen Licht über sprossenden Gräsern und Blumen dahinschwebt. Dann sind die Geister der Vergangenheit wieder entschlafen, und wir freuen uns der Auferstehung unsers Volkes und des fröhlichen Lebens, das aus dem Schutt und Moder des alten absolutistischen Staats erblüht ist.

Der Marquis von Marigny

Eine Emigrantengeschichte von Julius A. Haarhaus

(Fortsetzung)

6

Seit dem Einzuge des regierenden Kurfürsten hatten die Koblenzer nicht wieder eine solche Menschenmenge in den Mauern ihrer Stadt gesehen wie am 15. Juni 1791. Von den frühen Morgenstunden an drängten sich die Schaulustigen vom Rheintor die Firmungsstraße hinauf bis zum Clodschen Hause, wogten über den Entenpfuhl, den Plan und den Alten Graben bis zur Moselbrücke und lagerten sich rechts und links von der staubigen Straße nach dem kurfürstlichen Schlosse Schönbornslust. Auf dem Schänzchen beim Kameralzollhause und auf den breiten Mauern des Rheinkavaliers standen Bürgermeister und oberer Rat sowie die vornehmsten der Emigranten und richteten den Blick erwartungsvoll rheinaufwärts. Wenn zwischen dem Horchheimer Ufer und den Pappeln der Insel Oberwerth ein Schiff auftauchte, entstand unter den Harrenden eine Bewegung, die sich durch die ganze Stadt fortpflanzte und gewöhnlich erst auf der linken Moselseite langsam erlosch. Aber die Erwartungen wurden immer wieder getäuscht. Das Fahrzeug, das dahinten weit die Morgennebel durchschneidend gemächlich zu Tal glitt, entpuppte sich beim Näherkommen bald als das Mainzer Kurierboot, bald als eine holländische Schute, bald als ein Frachtschiff oder gar als ein Fischerkahn.

Endlich — es mochte um die Mittagstunde sein — meldete der Schieferdeckermeister Kirn aus einer Dachluke des Rheinkavaliers hinunter, er sähe durch sein Perspektiv hinter den Oberwerther Pappeln ein Segel und darüber eine blaue Flagge. Das mußte die langerwartete Jacht sein! Und sie war es wirklich! Als sie jetzt bei der Inselspitze zum Vorschein kam, konnte man deutlich die in das blaue Fahnentuch eingestickten Lilien erkennen und zugleich wahrnehmen, daß unter dem Sonnensegel des Decks eine Menge geputzter Damen und uniformierter Herren versammelt standen und zu den Mauern und Türmen der Stadt herüberschauten. Als das Schiff das Residenzschloß passierte, gab die kurfürstliche Artillerie vom

Garten aus Salutschüsse ab; ein paar Minuten später stimmte beim Rheinkran auch die städtische Soldateska mit ihren Stücken in den Willkommengruß ein, und als die Jacht beim Rheintor, unterhalb der Schanze den Anker fallen ließ, krachte es plötzlich aus den Katzenköpfen der Schützengilde so gewaltig, daß der weibliche Teil der schaulustigen Menge, dem die unmittelbar hinter seinem Rücken getroffnen Vorbereitungen hierzu entgangen waren, die kriegerischen Evolutionen mit entsetztem Gekreisch akkompagnierte.

Während sich der Krammeister mit seinen Gesellen abmühte, unter Beihilfe einiger Stadtknechte und Schiffer die Jacht an dem ihm vom Vorderdecke aus zugeschleuderten Tau an die Ufermauer heranzuziehn und den mit purpurnem Tuch überzognen Steg vom Ufer zum Schiffe hinüberzuschieben, bahnten sich die städtischen Würdenträger, denen sich inzwischen auch die höchsten kurfürstlichen Hofchargen zugesellt hatten, einen Weg durch die dichtgedrängte Menge bis zur Landestelle, um die hohen Gäste zu begrüßen. Ohne Püffe, Rippenstöße und Tritte ging es nicht ab, und der alte Korporal Noll, dessen Nase — das Resultat vieler gesegneter Herbste — festlicher denn je strahlte, mußte mehr als einmal blank ziehn, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen.

Aber Ratsstand und Nobiesse sollten sich nicht lange des mühsam errungnen Platzes freuen: sie wurden von den jungen französischen Aristokraten genau so rücksichtslos beiseite geschoben, wie sie selbst die misera plebs verdrängt hatten. Und dabei konnten sie nicht einmal ernstlichen Einspruch erheben, denn der Herr, der dort auf dem Schiffe am Maste mit dem Lilienbanner stand, war ein Landsmann der Emigranten und in diesem Augenblick ein Vertreter ihres Königs, es war dessen jüngster Bruder, der Graf von Artois, der, landflüchtig, nach langen Irrfahrten von Turin kommend, Koblenz zum Mittelpunkte der Kontrerevolution zu machen gedachte.

Die Vorbereitungen zur Landung zogen sich in die Länge, und man hatte Zeit, sich den Prinzen und sein Gefolge mit Muße zu betrachten.

Wenn es wahr ist, daß der erste Eindruck entscheidet, so durfte der hohe Flüchtling bei den Koblenzern für die Folge nicht gerade auf ein Übermaß von Sympathien rechnen. Ja ein gut Teil des Mitleids, das man bisher für ihn gehegt hatte, ging in diesem ersten Augenblick unwiederbringlich verloren. Lang und dürr, schwankend in seiner Haltung und würdelos in jeder Bewegung, so stand er inmitten der Getreuen — ein verlebter Greis von vierunddreißig Jahren. Die müden Augen, die unter den schwer darauf lastenden Lidern keiner Regung fähig zu sein schienen, die schorfgeschnittene Nase und die weit vorspringende fleischige Unterlippe, die seine großen, weit voneinander stehenden Vorderzähne sehen ließ, gaben dem Antlitz dieses Bourbonensprosses etwas von der Maske eines Satyrs. Teilnahmlos sah er auf die Menge, die ihm zu Ehren seit dem frühen Morgen hier am Ufer ausgeharrt hatte und nun für ihr Vivatrufen zum mindesten einen gnädigen Gruß erwartete.

Aber Karl von Artois hielt es nicht für der Mühe wert, den Pöbel durch ein Lüften seines Treffenhutes oder durch einen Wink seiner Hand zu beglücken. Er schien ungehalten darüber zu sein, daß das Anlegen des Schiffes soviel Zeit erforderte, und nur wenn der Minister Calonne, der würdige Diener seines Herrn, sich die Freiheit nahm, entblößten Hauptes und gebeugten Nackens ein Wort an ihn zu richten, verriet ein Zucken der riesigen Unterlippe, daß ihr Besitzer den Günstling mit einer Antwort zu begnaden geruht hatte.

Nur einmal zeigte der Graf eine stärkere Lebensregung. Madame de Polastron, seine Favoritin, hatte, während sie sich ihm näherte, ihren Fächer fallen lassen. Das war den Kavalieren des Gefolges, die, soweit sie nicht dem Prinzen den Blick zuwandten, gerade noch dem Ufer hinüberschauten, entgangen. Da verzog sich der häßliche Mund, die schweren Augenlider hoben sich, und die schlaffe Hand, der man soviel Tatkraft gar nicht hätte zutrauen mögen, stieß die Spitze des langen spanischen Rohres dem nächsten der Herren höchst unsanft in die Kniekehle. Der

so an seine Ritterpflichten Gemahnte — es war der Bischof von Arras — ließ die Gemahlin seines Gönners, die ihn in ein Gespräch verwickelt hatte, stehn und beeilte sich, Madame den Fächer aufzuheben, wofür er von dieser zum Danke einen leutselig-scherzhaften kleinen Schlag auf die Tonsur erhielt.

Inzwischen war die Landung glücklich bewerkstelligt worden, und die Passagiere schickten sich an, die Jacht zu verlassen. Als der Graf von Artois den Steg betrat, erschall noch einmal ein Vivat, aber es war weit schwächer als zu Anfang. Und in demselben Augenblick kreischte eine schrille Weiberstimme im Publikum: Charlot! Charlot! — den Spitz- und Kosenamen, mit dem die geschminkten Schönen des Palais Royal ihren hohen Freund zu bezeichnen pflegten. So grüßte das Laster seinen Liebling in der Minute, da er das Ziel seiner Reise erreichte!

Aber der hohe Herr schenkte weder dieser vertraulichen Huldigung noch den respektvollen Anreden des Obristmarschalls und des Bürgermeisters besondre Beachtung, sondern schritt durch die ehrerbietig zurückweichende Menge zu den Hofkarossen, die beim Rheintore vorgefahren waren, um ihn und sein Gefolge durch die Stadt und über die Moselbrücke zu dem ihm von seinem kurfürstlichen Oheim zum Aufenthalt angewiesenen Sommerschlosse Schönbornslust zu bringen. Die Kutschen rollten davon, und hinter der Dragonerabteilung, die den Zug schloß, strömte das Volk auf den Gassen wieder zusammen und begann sich allgemach zu verlaufen. Nur wenige der Zuschauer harrten noch aus, es waren die, denen bekannt geworden war, daß sich die neuen Ankömmlinge am Spätnachmittage zum Diner im Residenzschlosse einfinden würden.

Die meisten der Emigranten begaben sich in ihren Klub, um die Ereignisse des Tages zu besprechen und ihren gehobnen Gefühlen durch erhöhte Einsätze bei Baccarat und Daquetille Luft zu machen. Man konnte den Herren ihre zuversichtliche Stimmung auch kaum verdenken. Jetzt hatten sie doch einen Mittelpunkt, der ihnen eine politische Bedeutung gab; sie waren von nun an keine Flüchtlinge mehr, sondern eine Macht, die nur noch organisiert zu werden brauchte, um die Revolution zu ersticken, die alten Zustände wieder zurückzuführen und für die erlittene Unbill fürchterliche Rache zu nehmen. Und dann — darüber konnte kein Zweifel herrschen — mußte eine goldne Zeit für all die wackern, tatendurstigen und beherzten Männer anbrechen, die in der allgemeinen Verwirrung die Geistesgegenwart gehabt hatten, ihr dem Vaterlande und dem Königshause so wertvolles Leben in Sicherheit zu bringen. Diese Fülle von erprobter Gesinnungstüchtigkeit, Mut und Intelligenz, die man als den kostbarsten Besitz Frankreichs über die Grenze geschafft und den rohen Händen des Pöbels entrückt hatte, würde — auch das war gewiß! — wie ein gut verwaltetes Kapital ihre Zinsen tragen.

Unter den französischen Aristokraten, die, den Kopf voll ähnlicher Gedanken, dem Klubhause zusteuerten, war auch der Vicomte von Fleury, der Edelmann, der sich einst so freundschaftlich an der Suche nach dem abhanden gekommenen Kapaun beteiligt hatte. Gerade als er in die Karmelitergasse einbiegen wollte, stieß er auf den Marquis von Marigny, der, sorgfältig frisiert und gepudert, aber keineswegs festlich gekleidet, so schnell wie möglich an seinem Landsmanne vorbeieilen wollte. Gerade dieser Umstand reizte Fleury, den Herrn anzuhalten.

Holla, Marigny! Alter Knabe — wohin so eilig? rief er so laut, daß der also Begrüßte es beim besten Willen nicht überhören konnte und notgedrungen stehn blieb. Die Anrede war ungewöhnlich familiär, aber man darf nicht außer acht lassen, daß Fleurys Gemahlin das Glück hatte, eine Cousine des Ministers von Calonne zu sein — und jetzt war Calonne Trumpf. Das wußte auch der „alte Knabe," und deshalb sagte er mit verbindlichem Lächeln: Ich muß leider zu Hofe, lieber Freund, sonst würde ich mir erlauben, Sie ein wenig zu begleiten. Aber die Zeit drängt —

Zu Hofe? fragte der Vicomte mit dem Ausdrucke höchsten Erstaunens. Was wollen Sie dort?

Ich muß zum Diner —

Heute zum Diner — wo Artois und mein Vetter und Vaudreuil und die Polastron und der Teufel weiß, wer sonst noch beim Kurfürsten speisen? Alter Herr, Sie müssen aber Beziehungen haben!

Habe ich auch, liebster Freund, gab Marigny zurück, aber ich werde mich hüten, Ihnen meine Konnexionen zu verraten! Lassen Sie mich gehn, ich darf die Herrschaften nicht warten lassen!

In dem Racke gehn Sie zum Diner?

Der Marquis sah, durch diese Bemerkung ein wenig verwirrt, an seiner Gestalt hinunter, so weit ihm dies die Wälbung unterhalb des Jabots gestattete, gewann aber rechtzeitig seine Geistesgegenwart wieder.

Wie ich mit dem Kurfürsten stehe, kann ich mir alle Umstände hinsichtlich der Tailette sparen, und die übrigen Herrschaften werden kaum dazu kommen, das Tuch meines Rockes auf seine Qualität hin zu untersuchen. Weshalb sollte ich mir also Zwang auflegen und zu einem doch ganz intimen Diner große Tailette machen?

Das Erstaunen des guten Vicomte stieg immer mehr.

Teufel, sagte er mit ehrlicher Bewunderung, mir scheint fast, daß Sie nach bessere Chancen haben als ich, mein bester Herr Marquis. — Er sagte jetzt nicht mehr „alter Knabe."

Schon möglich, mein lieber Fleury. Aber seien Sie unbesorgt. Wenn ich Ihnen nützlich sein kann, so soll es geschehn.

Er machte sich los und eilte davon, seinen Landsmann in der Gemütsverfassung eines Menschen zurücklassend, der plötzlich zu der Einsicht gekommen ist, daß er nahe daran war, sich durch eine Dummheit die Karriere zu verderben.

Hätte der Vicomte den vermeintlichen Gönner mit den Augen bis zum Ziele seiner eiligen Wanderung verfolgen können, so würde er wahrscheinlich aufs neue erstaunt gewesen sein. Denn Marigny betrat das kurfürstliche Schloß nicht durch das Hauptportal, wie man es doch von einem Gaste Serenissimi erwartet haben würde, sondern schlüpfte ganz unauffällig durch ein Pförtchen des linken Seitenflügels hinein, das für gewöhnlich nur von der Dienerschaft und den Lieferanten der Hofküche benutzt wurde.

Tat er das aus Bescheidenheit? Schien es ihm unschicklich, die Schwelle des Portals zu überschreiten, ehe der erlauchte Fuß des königlichen Prinzen sie betreten hatte?

Ach nein! So zarte Rücksichten waren dem alten Herrn fremd. Wenn er das Pförtchen benutzte, so geschah es, weil er heute nicht als Gast, sondern in einer andern Eigenschaft zum Diner erschien. Und dennoch hatte er Fleury nicht die Unwahrheit gesagt! Der Marquis mußte zum Diner, gerade heute, wo die kurfürstliche Tafel ganz außerordentliche Genüsse zu bieten versprach. Er hatte es auch nicht nötig, große Toilette zu machen, denn dem Gastgeber wie den Gästen konnte es gleichgiltig sein, in welchem Kleide sich der Marquis einfand, weil sie ihn gar nicht zu sehen bekamen. Auch das mit den Konnexionen hatte seine Richtigkeit, freilich in anderm Sinne, als der Vicomte vermutete. Der Ariadnefaden, an dem sich Marigny durch die vielgewundnen Gänge höfischer Kabalen vorwärts bewegte, führte nicht nach oben, sondern nach unten und endete in der Küche. Der Mangel, dieser unerbittlichste aller Tyrannen, hatte den Marquis von Marigny, den Kammerherrn Seiner Allerchristlichsten Majestät, dazu gebracht, in der Küche eines deutschen Fürsten gegen Bezahlung die Dienste eines Kochs zu verrichten. Keines Kochs im gewöhnlichen Sinne, nein, sprechen wir es nur deutlich aus: eines Virtuosen der Kochkunst, eines Künstlers, der nur gelegentlich einmal auftrat, der mitten zwischen den gewaltigen Herden Gastrollen gab, während hundert blitzblanke Kessel und Kasserollen sein Bild widerspiegelten und zugleich seinen Ruhm und seine Schmach verhundertfachten. Marigny war nämlich trotz seines Elends immer noch Edelmann genug, daß er die Verrichtungen, zu denen er sich hergab, als eine Schmach empfinden mußte. Nicht der Küchendunst, der

sich in seinen Kleidern festsetzte, als bedürfe es noch eines Mittels, ihm die Entwürdigung seiner Person fortwährend vor Augen oder, richtiger, vor die Nase zu führen, war es, was die Empfindungen des alten Herrn verletzte, es war vielmehr das Geld, das er für seine Dienstleistungen empfing — zwar ein ansehnliches Honorar, der Leistungen würdig, aber doch ein Geld, das für Marignys Begriffe unangenehmer roch als übergekochte Saucen, angebrannte Braten und schlechtgewordne Fische.

Seltsam genug war die Art, wie der Marquis den Weg zu den kurfürstlichen Fleischtöpfen gefunden hatte. Eines Tages war vom Mainzer Hofe ein Kurier eingetroffen, der Serenissimus als freundnachbarliches Geschenk einen Korb Broccoli überbrachte — eine Art italienischen Kohls, der bei den vornehmen deutschen Rompilgern, die ihn auf der Tafel römischer Eminenzen vorgefunden hatten, als das köstlichste aller Gemüse galt. Nun hatte sich der Küchengärtner der Kurmainzischen Durchlaucht Broccolisamen zu verschaffen gewußt und dank des milden rheinischen Klimas eine so reiche Ernte erzielt, daß man in der erfreulichen Lage war, von dem Überfluß noch Präsente an befreundete Höfe zu machen. Der Kohl war in Koblenz angekommen, aber dem Begleitschreiben hatte jede Angabe darüber gefehlt, wie das Gericht zuzubereiten sei. Begreiflicherweise herrschte in der Hofküche die größte Verlegenheit, umsomehr, als Clemens Wenzeslaus schon am ersten Tage nach der Ankunft der Sendung seiner Verwunderung darüber Ausdruck gegeben hatte, daß der Broccoli noch nicht auf der Tafel erschienen sei. Was tun? Der Oberstküchenmeister verschloß sich in seine Bibliothek und zog sämtliche Kochbücher zu Rate. Umsonst! Unter dem Stichwort Broccoli war nichts zu finden.

Der Ungnade seines Gebieters gewärtig machte er seinem Ärger in der Küche Luft. Küchenmeister, Bratenspicker, Pastetenbäcker und die übrigen Küchenbeamten rannten mit roten Köpfen durcheinander und flehten zu allen Heiligen, sie möchten ein Wunder tun und so bald wie möglich das Rezept vom Himmel fallen lassen. Umsonst! Die Heiligen schienen sich selbst nicht auf die Broccolizubereitung zu verstehn. Die Aufregung wuchs. Da entsann sich der Kapaunenstopfer Schickhausen des alten französischen Herrn, der bei der Wittib Haßlacher wohnte und auf die neueste Pariser Art zu kochen wußte. Vielleicht kannte der den italienischen Kohl. Schickhausen machte seinem nächsten Vorgesetzten, dem Bratenmeister Sievers, von seiner Vermutung Mitteilung, dieser eilte mit der frohen Botschaft zum Oberbratenmeister Kleudgen, dieser zum Küchenmeister Weiß und dieser wieder zum Oberstküchenmeister Winninger, der sich sofort in seine Uniform warf und in einer Hofkutsche schleunigst zum „Englischen Gruß" fuhr, wo er den Marquis von Marigny zum Glück antraf. Der alte Herr empfing ihn mit der grandiosen Gelassenheit, mit der der Oberpriester des delphischen Apollo die Abgesandten fremder Könige zu empfangen pflegte.

Natürlich kenne er Broccoli. Aber sagen, wie er zubereitet werde? Das sei unmöglich. So etwas ließe sich nicht mit Worten beschreiben. Wenn es dem Oberstküchenmeister recht sei, so wolle er mitkommen und den Kohl kochen — aus Gefälligkeit gegen seine Kurfürstliche Durchlaucht, die ja der Oheim des Königs von Frankreich sei. Aber sagen, wie es gemacht werde — das ginge nicht. Mit der Kochkunst sei es wie mit dem Geigenspiel: man müsse es im Handgelenk haben. Ein Locatelli oder Nardini könne schließlich ja auch sagen, wie er den Bogen halte und die Saiten greife, aber nachmachen würde es ihnen deshalb doch keiner. Das mußte der Oberstküchenmeister zugeben, obwohl er weder Locatelli noch Nardini gehört hatte. Aber er besaß einen ähnlich hohen Begriff von der Kochkunst wie Marigny und wußte dessen Gründe zu würdigen. Und so fand der französische Edelmann denn Einlaß in die Hofküche.

Wie Diamanten unter Bergkristallen, so leuchteten von nun an in der Speisefolge der kurfürstlichen Tafel die Gerichte hervor, die den Stempel von Marignys Genius trugen.

Und wer den alten Herrn in der Küche hantieren sah, der mußte bekennen, daß der Kavalier nichts von seiner Würde einbüßte. Trotz seiner Körperfülle bewegte er sich mit weltmännischer Grazie zwischen Herden, Anrichten, Spülsteinen, Köchen, Geflügelrupfern und Küchenjungen umher, ohne anzustoßen oder sich zu beschmutzen. Eine Schürze anzulegen, verschmähte er; nicht einmal den Degen stellte er beiseite, und um keinen Preis hätte er trotz der Gluthitze den Rock ausgezogen, denn er war ein Edelmann und kein gemeiner Koch. So legt ja auch der gerechte Weidmann, wenn er den Hirsch zerwirkt, den Rock nicht ab, um die edle Kunst nicht zur Metzgerei zu erniedrigen.

Die Piece, die der Virtuose Marigny bei dem heutigen kulinarischen Konzert im Residenzschlosse zum Vortrag brachte, war ein Salmi von Toulouser Enten. Und was für ein Salmi! Der Meister hatte als echter Künstler seine ganze Seele hineingelegt. Und Clemens Wenzeslaus war Kenner genug, diese Kunst zu verstehn und ihrem Werte nach zu schätzen. Und glücklich und zum Beglücken geneigt, wie er in dieser weihevollen Stunde war, riß der Kirchenfürst aus seinem Diurnale ein Blatt und schrieb darauf: Deliziös! Wir sind zufrieden. Behalten Sie dies als ein Zeichen Unsers Dankes und Unsrer Affektion. C. W. Dann faltete er das Papier zusammen, legte es in eine mit seinem Bildnis geschmückte goldne Dose und sandte einen der bei Tafel aufwartenden Pagen mit dem Geschenke in die Küche.

Der Marquis schwamm in eitel Seligkeit. Mehr noch als die goldne Tabatiere beglückte ihn der Anblick der geleerten silbernen Schüsseln, die sich jetzt nach und nach auf den Anrichtetischen einfanden und vom Obertafeldecker den Geschirrputzern überantwortet wurden. Mit zitternder Hand setzte der alte Herr das Glas Burgunder an die Lippen, das er zu seiner Stärkung stets erhielt, heute aber noch nicht berührt hatte, und trank es in einem einzigen Zuge aus. Dann verließ er, unbemerkt, wie er gekommen war, durch das Pförtchen des Seitenflügels das Schloß und begab sich auf einigen Umwegen nach Hause. Und seltsam! Je mehr er sich der Kornpforte und dem „Englischen Gruße" näherte, desto langsamer wurden seine Schritte. Ging es ihm wie dem Schauspieler, der, wenn er auf der Bühne als König oder Feldherr Triumphe gefeiert und mit vollen Händen Gold und Gnadenbeweise ausgeteilt hat, vor der ärmlichen Kammer zurückschreckt, in der er, zusammengepfercht mit den getreusten aller Gönner: der Not, dem Ehrgeiz und dem Neid, das Leben eines Bettlers führt?

Nein! Die bescheidne Klause verursachte Marigny keinen Kummer; er hatte sich in den vielen Monaten so an die einfache aber ganz behagliche Mansardenwohnung gewöhnt, daß er sie jetzt vielleicht ebenso ungern verlassen haben würde, wie damals das Schloß zu Aigremont. Und ein Bettler war er gerade auch noch nicht. Wenn auch infolge der Ungunst der Zeiten die Einkünfte von seinem Gute ausblieben — das Gut selbst konnte ihm niemand rauben, und wenn er es zu Gelde machen wollte, woran er vorderhand übrigens gar nicht dachte, so mußte er bei der günstigen Lage des Grundbesitzes und dem vortrefflichen Waldbestand einen Erlös daraus erzielen, der ihm, auch nach Tilgung aller Schuldenlasten, ein sorgenfreies Leben ohne irgend welche Einschränkungen sicherte. Gegen eine momentane Geldverlegenheit endlich schützte den Marquis der reiche Familienschmuck seines Hauses, den er bei seiner Flucht wohlweislich mitgenommen hatte, und den er nur Stück für Stück zu veräußern brauchte, wenn er sich auf Jahre hinaus über Wasser halten wollte. Allerdings gedachte er zu diesem Hilfsmittel nur im alleräußersten Notfalle seine Zuflucht zu nehmen, denn die meisten der Stücke waren weit über hundert Jahre im Besitze der Familie, und der alte Herr hätte es für eine dem Namen Marigny zugefügte Schmach gehalten, sich ohne den dringendsten Zwang von ihnen zu trennen.

Erwägungen dieser Art waren es also nicht, was dem Marquis die Heimkehr heute so schwer machte. Was ihn bedrückte und ihm die Stiegen des „Englischen Grußes" heute doppelt steil erscheinen ließ, war eine geheime Scheu vor der Be-

gegnung mit seiner Tochter. Der alte Herr litt unter Gewissensbissen. Er hatte, jähzornig wie er nun einmal war, am Morgen einen furchtbaren Auftritt mit Marguerite gehabt. Und warum? Weil sich das Mädchen nicht bereit finden lassen wollte, auf die Pläne des Vaters einzugehn, der wieder einmal mit einem Heiratsprojekt herausgerückt war, und wie er mit anerkennenswerter Offenheit gestand, dem betreffenden Freier schon Hoffnung auf Marguerites Hand gemacht hatte. Gegen den Mann selbst ließ sich höchstens einwenden, daß er schon ein angehender Fünfziger war und nur einen Arm hatte — der andre war ihm in einem Duell abhanden gekommen —; dafür galt er aber für einen der reichsten Großgrundbesitzer Frankreichs. Marguerite jedoch hatte, ohne den väterlichen Argumenten Gehör zu schenken, rund heraus erklärt, wenn sie durchaus heiraten solle, wozu sie übrigens selbst Neigung habe, so könne für sie nur ein einziger Freier in Frage kommen, und dieser sei Henri von Villeroi.

Der Marquis, der seit einiger Zeit in dem zuversichtlichen Glauben gelebt hatte, Henri, von dem die Tochter nie mehr sprach, sei längst vergessen und endgiltig abgetan, war bei dieser Eröffnung gleichsam aus den Wolken gefallen und hatte mehrerer Minuten bedurft, sich von seinem Schrecken zu erholen. Und dann war die Wut über ihn gekommen, die Wut, die allen Vernunftgründen unzugänglich ist, die um so ärger tobt, je deutlicher ihr das eigne Unrecht zum Bewußtsein gelangt, die keine Logik kennt und keine andre Waffe zu führen weiß als die plumpe Keule. Marigny hatte Marguerite mit Vorwürfen überschüttet und dann, als diese stumm blieb, Anklagen über Anklagen auf Henris Haupt gehäuft und sich zu den gröblichsten Beleidigungen des Abwesenden hinreißen lassen. Dazu hatte das Mädchen nicht zu schweigen vermocht, es hatte mit einer Wärme, die deutlicher als alle Worte sprach, den Geliebten in Schutz genommen und auf die höhnisch hingeworfne Bemerkung des Vaters, Marguerite möge, wenn sie denn doch einmal entschlossen sei, von trocknem Brote zu leben, lieber heute als morgen mit ihrem Galan auf und davon gehn, in kühlem Tone geantwortet, das sei ein Wunsch, den sie ihm gern erfüllen werde.

Der Vater hatte es mit seiner Aufforderung natürlich nicht ernst gemeint und ebensowenig die Entgegnung der Tochter ernst genommen. Ja er war glücklich darüber gewesen, der ärgerlichen Szene durch den drastischen Hinweis auf Villerois Mittellosigkeit zu einem beinahe heitern Abschluß verholfen zu haben. Aber peinlich war ihm die Erinnerung an den erregten Auftritt doch, und er scheute sich davor, dem so schwer gekränkten Mädchen unter die Augen zu treten.

Guter alter Mann, deine Sorge war überflüssig! Du hattest vergessen, daß deine Tochter eine Marigny war, eine Marigny von der furchtlosen und zielbewußten Entschlossenheit, die einst Gottfried von Bouillon nach einem vergeblichen Sturm auf die Mauer von Jerusalem zu dem Ausruf veranlaßt hatte: Geduld, Freunde! Wir haben einen Marigny unter uns, der wird sie schon mit seinem Kopfe einrennen!

Als der Marquis jetzt den Vorsaal betrat, begegnete er der Wittib Haßlacher. Sie pflegte „ihren Franzosen" bei solchen Gelegenheiten in längere Gespräche zu verwickeln, die gewöhnlich mit Erörterungen über das Wetter begannen und mit Klagen über die Steigerung der Butterpreise endeten und von dem Mieter nicht gerade zu den Annehmlichkeiten der Wohnung gerechnet wurden. Heute wäre Marigny ganz einverstanden damit gewesen, in solcher Weise noch ein paar Minuten hingehalten zu werden, aber die Alte zeigte wider Erwarten zu dem üblichen Schwätzchen nicht die geringste Neigung, sondern eilte mit flüchtigem und, wie der Marquis zu bemerken glaubte, sogar verlegnem Gruße an ihm vorüber.

Vorwärts, vorwärts, alter Herr! Peinliche Augenblicke werden nicht angenehmer dadurch, daß man sie hinausschiebt!

Und wirklich! Er faßte sich ein Herz, legte die Hand auf die Türklinke und trat entschlossen ein. Marguerite war nicht anwesend. Er atmete erleichtert auf,

legte Hut und Degen ab und warf sich auf das Kanapee. So verharrte er eine Zeit lang, den Blick durch das geöffnete Fenster auf die Türme von St. Florin gerichtet, die schnelle Schwalben, sich des Sommerabends freuend, bald einzeln, bald in kleinen Schwärmen mit schrillem Schrei umkreisten. Die Tochter würde wohl noch im Garten sein, dachte er, vielleicht auch schon auf dem Heimwege. Marigny lauschte, ob ihr Schritt nicht auf der Treppe zu hören sei. Nach dem Lärm des Tages schien die Stadt wie in vorzeitigen Schlummer versunken zu sein, obgleich die Sonne noch nicht einmal untergegangen war. Jetzt ließ sich die Glocke der Jesuitenkirche vernehmen, nicht die kleine, dünnstimmige, die die Vesperstunde verkündete, sondern die größere, die für gewöhnlich zur Messe rief, sonst aber nur bei besondern Anlässen geläutet wurde. Wie weihevoll ihr Klang den alten Herrn berührte, den die mannigfachen, sich widerstreitenden Gefühle dieses Tages weich und mild gestimmt hatten! Ach, wenn er geahnt hätte, was dieses Geläut, dem er so andächtig lauschte, bedeutete! Er würde zu der bittern Erkenntnis gekommen sein, daß das Metall, das dort oben mit Sirenenstimme sang und in der klaren Abendluft schwirrte und zitterte, noch genau so hart und mitleidlos war wie vor hundertundsechzig Jahren, als es von den Wällen Magdeburgs hinab manchen braven Mann zu einem Gange rief, von dem noch keiner zurückkehrte!

Der Marquis begann unruhig zu werden. Um diese Zeit pflegte Marguerite sonst wieder zuhause zu sein. Er erhob sich, lauschte auf dem Vorsaal und wanderte, als im Hause immer noch alles still blieb, in bänglicher Erwartung auf und nieder. Sollte er sich aufmachen und ihr entgegengehn? Er griff schon nach Hut und Degen. Da fiel ihm ein, daß bei der vorgeschrittnen Dämmerung das Stadttor schon geschlossen sein müsse. Vielleicht war das Mädchen auch gar nicht im Garten gewesen, sondern hatte, wie so oft in der letzten Zeit, die Baronin von Gramont besucht.

Was blieb ihm also übrig, als ihre Rückkunft geduldig abzuwarten? Er wollte Licht anzünden und begab sich in den Winkel hinter dem mächtigen Kleiderschrank, wo Stein, Stahl und Schwammdose auf einem Wandbrett lagen. Die tastende Hand fand diese Dinge, aber sie fand auch noch etwas andres, das sonst nicht an dieser Stelle lag: ein zusammengefaltenes Papier — einen Brief. Was hatte das zu bedeuten?

Eine Ahnung sagte ihm plötzlich, daß etwas außerordentliches geschehn sein müsse. Zwischen Marguerites Abwesenheit und diesem Briefe mußte ein Zusammenhang bestehn.

Er legte das Papier auf den Tisch und begann Feuer zu schlagen. Aber seine vor Aufregung zitternden Finger mühten sich vergebens, Stein und Schwamm so zu halten, daß der sprühende Funke Nahrung fand, und schließlich sprang ihm auch noch der Stein aus der Hand.

Da warf er Stahl und Schwamm weg, eilte ans Fenster, riß den Brief auf und las die Worte:

Mein Vater! Es schmerzt mich, Ihnen Leid bereiten zu müssen. Aber Sie haben es selbst nicht anders gewollt. Wenn Sie diese Zeilen lesen werden, bin ich Henris Weib. Abbé Bouligneux wird die Gefälligkeit haben, uns heute Nachmittag zu trauen. Ich versage mir jedes Wort der Rechtfertigung und vertraue darauf, daß einst auch in Ihnen, mein Vater, die väterliche Liebe über den gekränkten Ehrgeiz den Sieg davontragen wird. Gebe der Himmel, daß es bald geschehn möge!

Marguerite.

Wer etwa erwartet hätte, der Marquis würde nach der Lektüre dieses Briefes wie vom Schlage getroffen zusammenbrechen, der wäre enttäuscht worden. Der alte Herr brach auch nicht in Tränen aus. Ein langgezogner Pfiff durch die Zähne — das war anscheinend die einzige wahrnehmbare Wirkung, die das Blatt hervorbrachte. Marguerite hatte Recht mit ihrer Voraussetzung, ihr Schritt würde

seinen Stolz tiefer und nachhaltiger verletzen als sein Herz. Wie die meisten Menschen, die sich vor dem Kommenden fürchten, verstand auch Marigny, sich mit dem einmal Geschehenen, dem Unabänderlichen unglaublich schnell abzufinden. Was in der Luft schwebte, konnte ihm die Ruhe rauben; das Vollendete lag hinter ihm und war für ihn abgetan.

Was er empfand, war zunächst nur Ärger, Ärger, wie ihn etwa der unaufmerksame oder leichtsinnige Spieler verspürt, der durch seine eigne Schuld die Partie verloren hat. Durch seine eigne Schuld — in dieser Tatsache lag sogar ein gewisser Trost. Er war es selbst, der seiner Tochter den Rat erteilt hatte, den sie — ach, nur allzu genau! — befolgt. Er konnte nicht anders, er mußte ihren Mut bewundern, den Mut des Gehorsams und den Mut, mit dem sie der gemeinen Not des Lebens entgegenging. Und dieses tapfre Mädchen war seine Tochter! Auch darin lag ein Trost, ein Tröpfchen Honig wenigstens, das seine Eitelkeit mit Begierde auffog. Wir Marignys haben nun einmal die Eigentümlichkeit, vor keinem Hindernis zurückzuschrecken und unser Ziel zu verfolgen, koste es, was es wolle, so tröstete er sich selbst; kann Marguerite dafür, daß sie eine Marigny ist? Ach, auch darin hatte das Mädchen Recht gehabt — es bedurfte diesem Vater gegenüber keiner Rechtfertigung! In seinem innersten Herzen hatte er ihr längst verziehn. Aber auch er war ein Marigny, und wenn Marguerite einen eisernen Kopf hatte, so erwuchs ihm, dem Vater, daraus die Verpflichtung, einen Kopf aus Stahl zu haben, denn er war ein Mann, gehämmert und geglüht, gekühlt und gehärtet in den Kämpfen des Lebens. Und nun saß er da mit seinem Kopfe von Stahl und überlegte, auf welche Weise er der Welt die Überzeugung beibringen könne, daß auch er ein Marigny sei. Und weil er wie fast alle innerlich schwachen Naturen Energie mit Starrsinn und Charakterstärke mit Trotz verwechselte, so verfiel er auf das törichte Auskunftsmittel, sich aufs Schmollen zu verlegen und seine Tochter, die ihn vor der Welt bloßgestellt hatte, nun vor der Welt zu verleugnen.

Er erhob sich, klingelte und rief nach Licht. Die Wittib Haßlacher erschien, zaghaft und leise, als trage sie die Verantwortung für das, was in ihrem Hause geschehn war, und stellte den Leuchter auf den Tisch. Marigny beobachtete sie mit argwöhnischen Blicken; eine Ahnung mochte ihm sagen, daß die Alte von dem Anschlage gewußt hatte.

Haben Sie den Schnupfen, Madame? fragte er barsch, als die Wittib, nun völlig eingeschüchtert, auf die seltsamste Art zu schnaufen und zu schlucken begann.

Diese Frage, die unter andern Umständen die einfache Bürgersfrau höchst schmeichelhaft berührt haben würde, raubte ihr — in diesem Augenblick ein Dokument unbeschreiblicher Liebloſigkeit — den letzten Rest ihrer Fassung und entfesselte einen Ausbruch des Schmerzes, der dem entmenschtesten Henkersknechte eine Träne teilnehmender Rührung abgepreßt hätte. Aber der Marquis war ein Marigny, und für einen Marigny gab es keine Tränen der Rührung.

Er hatte sich auf eine der Armlehnen des Kanapees gesetzt, wo er sicher war, nicht mit den gewaltsam bewegten, von Sekunde zu Sekunde feuchter werdenden Schürzenzipfeln in Kontakt zu kommen, und ließ den Sturm an sich vorübertoben.

Endlich schlug er mit der flachen Hand, deren Finger bis jetzt einen Marsch getrommelt hatten, kräftig auf die Tischplatte und sagte mit dem gleichmütigsten Gesichtsausdrucke: Darf ich mir die Frage erlauben, Madame, aus welchem Grunde Sie mein Zimmer — hören Sie: mein Zimmer! — zu einer Arena Ihrer Leidenschaften machen und mich zwingen, einem Schauspiele beizuwohnen, das mir ebenso langweilig wie widerwärtig ist?

Die Wittib sah ihn mit schmerzlichem Erstaunen an, bemühte sich, den Tränenstrom einzudämmen, und stieß unter fortwährendem Schluchzen die Worte hervor: Ach — du — grund—gütiger — Himmel! — Unsre De—moi—selle — Ihre — Tochter!

Meine Tochter? entgegnete der Marquis, indem er aufsprang, und alle Scheu vor den Schürzenzipfeln überwindend, dicht vor die Alte hintrat.

Meine Tochter? Madame, ein Wort statt vieler! Bin ich ein honetter Mieter? Antworten Sie!

Die Wittib nickte.

Gut! Bin ich ein pünktlicher Zahler?

Die Wittib nickte wieder.

Gut! Legen Sie Wert darauf, mich unter Ihrem Dache zu behalten?

Die Wittib nickte zum drittenmal.

Nun wohl, Madame, so ersuche ich Sie um zweierlei. Erstens, tragen Sie dafür Sorge, daß ich das warme Wasser zum Rasieren des Morgens mit dem Schlage sieben und nicht erst, wie heute und gestern, um halb acht erhalte, und zweitens, reden Sie nie mehr von meiner Tochter! Merken Sie sich: ich habe niemals eine Tochter gehabt und hoffe auch in Zukunft nie eine zu bekommen. So. Das war es, was ich Ihnen zu sagen hatte. Guten Abend, Madame!

Ehe sie recht wußte, wie ihr geschehn war, stand die Alte auf dem Vorsaal.

Dann aber ermannte sie sich, eilte, so schnell es die alten Füße erlaubten, die Treppe hinab, stülpte die Haube auf den Kopf und rannte ohne Aufenthalt die Kornpforte hinunter über den Entenpfuhl in die Engelgasse, wo ihre beste Freundin wohnte.

Denke Sie sich, Zimmermannln, rief sie nach Atem ringend, mein Franzose! Das Weibsbild ist gar nicht seine Tochter! Er hat mir alles haarklein erzählt. Nur das eine will mir nicht in den Kopf: wenn ers gewußt hat, weshalb hat er sich dann volle dreiundzwanzig Jahre mit ihr herumgeschleppt?

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Untergang des Hauses Obrenowitsch. Eine Republik zu gründen, ist heutzutage ein Kinderspiel im Vergleich mit der Aufgabe, eine neue Monarchie ins Leben zu rufen. Denn die Republik beruht auf irgendwelcher Mehrheit, die von selbst entsteht oder auch künstlich gemacht wird, eine Monarchie hat ihre Stärke in der Tradition, in der Geschichte, in der Erinnerung an gemeinsame Taten und Leiden, die Volk und Herrscherhaus verbindet, und das alles läßt sich nicht machen, es wächst und wird allmählich und schlingt ein Band der Treue, ein sittliches, nicht nur ein rechtliches Band um Fürst und Volk. Ist diese Tradition einmal auf längere Zeit unterbrochen, dann läßt sie sich sehr schwer wieder herstellen; ist sie gar nicht vorhanden, dann gehört eine ungewöhnliche Persönlichkeit dazu, sie einigermaßen zu ersetzen. England ist so klug gewesen, die 1649 mit der Hinrichtung Karls des Ersten vernichtete Monarchie nach kurzer Unterbrechung schon 1660 wieder herzustellen, und auch die sogenannte glorreiche Revolution von 1688 setzte nur eine weibliche Linie der Stuarts an die Stelle der beseitigten männlichen. In Frankreich dagegen war die Kluft, die die Revolution zwischen der Nation und dem bourbonischen Königshause aufgerissen hatte, so breit und so tief, daß dessen Wiederherstellung 1814 erst nach zweiundzwanzig Jahren und nur mit Hilfe der fremden Mächte gelang, und gerade deshalb nicht von Dauer war. Das Militärkaisertum Napoleons des Ersten konnte an die alte Monarchie nicht anknüpfen, weil es auf den Grundsätzen der siegreichen Revolution, auf der Volkssouveränität, dem Triebsande des allgemeinen Stimmrechts beruhte, und auch die alles überragende Persönlichkeit des Alleinherrschers vermochte diese Mängel nicht auszugleichen. Eben-

sowenig hat sich die demokratische Tyrannis Napoleons des Dritten zu behaupten vermocht; beide Gewaltherrschaften gingen ruhmlos zu Grunde, als der Erfolg gegen sie schlug, und seitdem behilft sich Frankreich mit einer sich mehr und mehr demokratisierenden Verlegenheitsrepublik. Eine festere Grundlage hat doch das italienische Königtum, das zwar im größten Teile der Halbinsel auch auf Volksabstimmung gegründet ist, aber doch an sich auf erblichem Rechte beruht und von der Einheit und Unabhängigkeit der Nation nicht getrennt werden kann.

Wesentlich davon verschieden sind die Versuche des neunzehnten Jahrhunderts, auf dem Boden abgelöster christlicher Provinzen der europäischen Türkei neue Monarchien und neue Dynastien zu pflanzen. Das ist in Griechenland, in Bulgarien, in Rumänien gelungen, aber in diesen beiden Ländern nicht ohne schwere Erschütterungen. In Griechenland wechselte das Herrscherhaus durch die Revolution von 1863, und erst die junge dänische Dynastie scheint mit dem Volke fester zu verwachsen, seitdem sie sich den nationalhellenischen Bestrebungen bis zu einem gewissen Grade zur Verfügung gestellt und bedeutende Erfolge in dieser Richtung errungen hat. In Bulgarien mußte Alexander von Battenberg, obwohl er rasch zum nationalen Helden geworden war, schon 1886 der Brutalität Rußlands weichen, und ob die Geschmeidigkeit seines Koburgischen Nachfolgers ausreichen wird, den jungen Thron zu befestigen, steht dahin. Nur in Rumänien haben die Weisheit und die Kraft des Hohenzollern Karl alle Erschütterungen zu vermeiden und eine stätige Entwicklung zu sichern vermocht, deren glorreiche Erinnerungen Fürst und Volk fester verbinden als irgendwo sonst auf der Balkanhalbinsel. Zugute kam hier der neuen Ordnung auch die Existenz einer starken grundbesitzenden, also an der Aufrechterhaltung der Staatsordnung besonders interessierten Aristokratie. Daß eine solche überall sonst auf der Balkanhalbinsel — außer in Bosnien — fehlt, war eine weitere Schwierigkeit für diese jungen Staaten, und überall ist das Einwurzeln der neuen fremden Dynastien besonders dadurch erschwert worden, daß sie eben vom Volke berufen und gemäß den liberalen Vorurteilen des Jahrhunderts durch demokratische Verfassungen beschränkt wurden, für die diese eben erst sich einer jahrhundertelangen Willkürherrschaft entwindenden Völker schlechterdings nicht reif waren. Die passendste Regierungsform wäre ein straffer, aber wohlwollender und aufgeklärter Absolutismus gewesen, wie die Erfolge einer solchen Verwaltung in Bosnien beweisen. Die Tradition vollends fehlte und mußte fehlen; sie wurde nur dadurch einigermaßen ersetzt, daß die Herrscher sie in sich selbst mitbrachten, daß sie an ihrem heimatlichen Hause und am gesamten europäischen Fürstenstande, dem sie angehörten, einen festen Halt hatten, also sich auch mit einem gewissen Nimbus umgaben, und daß sie jede Verflechtung ihrer Familie mit den Parteien ihres Landes vermieden, also die Stellung behaupteten, die allein dem Monarchen ziemt, die Stellung über den Parteien. König Karl von Rumänien hat wohl gewußt, warum er seinem Neffen und Thronfolger, dem Prinzen Ferdinand, die Genehmigung zur Vermählung mit einer Bajazzotochter versagte.

In dem Bauernlande Serbien allein sind alle diese Bedingungen für die Befestigung einer neuen Monarchie nicht vorhanden gewesen, und darum ist dieses Land, obwohl es früher als alle andern Balkanstaaten seine Befreiung von der Türkenherrschaft errungen hatte, seit einem Jahrhundert aus wütenden Parteikämpfen und blutigen Gewalttaten nicht herausgekommen.

So ist die Katastrophe in der Nacht des 10. Juni nicht unvorbereitet gekommen, und sie ist ganz in dem Charakter der neuern serbischen Geschichte, eine Wiederholung der Gewalttaten von 1817, 1842, 1858 und 1868, aber in ihrer Entsetzlichkeit ohne Beispiel im modernen Europa. Die einzige Bluttat des letzten Jahrhunderts, die ihr einigermaßen an die Seite gestellt werden kann, ist die Ermordung Kaiser Pauls des Ersten von Rußland am 23. März 1801, aber Rußland gehörte damals noch weniger zu Europa als heute, und die Mörder begnügten sich mit einem Opfer, mit dem Tode eines halb unzurechnungsfähigen Autokraten,

war dem kein Mensch seiner Umgebung mehr sicher war. Die Belgrader Mörderbande hat ein ganzes Herrscherhaus mitsamt seinem Anhange ausgerottet. Diese Offiziere waren zugleich eidbrüchige Verräter an ihrem Kriegsherrn und verfuhren mit einer feigen Brutalität ohne gleichen, wohlbewaffnete Männer gegen einige wehrlose, in der Nacht überfallne Menschen, darunter eine Frau! Man muß die schlimmsten Erinnerungen der türkischen, byzantinischen und altrömischen Geschichte heranziehn, wenn man etwas ähnliches finden will, aber Türken und Römer standen außerhalb des Kreises der christlichen Kultur, und byzantinische Kaisermörder handelten gewöhnlich in einer schrecklichen Zwangslage, die jede Schonung eines unfähigen Herrschers unmöglich machte.

Von alledem war in Belgrad nicht die Rede, so begreiflich die Abneigung der Armee gegen den unmilitärischen König und ihre Erbitterung gegen den törichten Thronfolgeplan der Königin Draga gewesen sein, so sehr das alles zu einer Änderung der Regierung gedrängt haben mag. Und was für ein Volk, das die Schlächterei dieser Schreckensnacht mit Befriedigung und Jubel, mit Musik und Fahnen begrüßte! Was für eine Regierung, die den Königsmord in ihrer ersten Proklamation kaltblütig als eine Art von berechtigter, nur etwas unregelmäßiger Exekution behandelte! Wie die ganze Tat, so ist auch das serbische Volk aus dem Rahmen der europäischen Gesittung hinausgetreten; barbarisch war die Tat und barbarisch ist das Volk, das sie unternahm oder billigte, und zwar nicht stillschweigend, sondern amtlich durch seine gesetzliche Vertretung! Es hat damit den Mord und die Militärrevolte aus Zweckmäßigkeitsgründen unter die erlaubten politischen Mittel dieses kulturstolzen zwanzigsten Jahrhunderts wieder eingeführt. Etwas andres als die Zweckmäßigkeit wagen doch sogar die Serben nicht zur Rechtfertigung anzuführen, auch für die Ausrottung der ganzen Verwandtschaft und der vornehmsten Anhänger des Königs nicht, denn „vereinfacht“ hat dieses radikale Verfahren die Lage allerdings sehr. Wir werden also darauf gefaßt sein müssen, daß man in Serbien demnächst auch Parteigegner in dieser Weise aus dem Wege räumt, damit die Lage „vereinfacht“ werde, und vielleicht macht diese Praxis auch anderwärts Schule.

Überhaupt die Zukunft! Es ist doch mehr als naiv, wenn die Serben und neben ihnen auch die Russen zu glauben behaupten, aus der entsetzlichen Bluttat könne eine glückliche Zukunft für Serbien erblühn. Die Gesetze der bürgerlichen Moral gelten allerdings nicht unbedingt für die Politik, wo der Gegensatz zwischen dem positiven Recht und dem lebendigen Bedürfnis eines Volks den Staatsmann nicht selten in schweren Pflichtenkonflikt hineintreibt, aber die Lehre von der Berechtigung des politischen Meuchelmords ist heute auf die Anarchisten beschränkt; eine politische Partei, die ihn übt, negiert wie sie den Staat, denn sie verstößt gegen seinen obersten Zweck, der ein sittlicher ist. Und wie sollen sich die Kameraden dieser eidbrüchigen Offiziere, wie ihre Soldaten künftig zu ihnen stellen? Wenn sie diese Verräter und Mörder unter sich dulden, so machen sie sich moralisch zu ihren Mitschuldigen, und tun sie das nicht, so kommt die Spaltung in die Armee, die ohne Zucht und Treue überall zu einer bewaffneten Bande entartet. Und wie soll sich der neuerwählte König Peter Karageorgiewitsch, wie es scheint, ein welterfahrner und entschlossener Mann, zu diesem Heere stellen, wie kann er ihm vertrauen? Wird er es wagen können, die Urheber des Königsmords zu bestrafen, wie der Zar es fordert, oder wenigstens zu entfernen und somit der sittlichen Empfindung eine Art Genugtuung zu geben? Und wenn er das nicht kann, dann muß er durch die Tat doch stillschweigend billigen, was er in Worten gebrandmarkt hat. Klüger und glücklicher als die Obrenowitsch steht er durch seine Gemahlin Zorka von Montenegro nicht nur mit dieser kleinen Dynastie, sondern auch mit dem italienischen Königshause in verwandtschaftlichen Beziehungen, und das mag ihm einen gewissen Anhalt geben, aber er ist eben tatsächlich auch nur ein König von Volkes Gnaden, obwohl er sich in seiner Proklamation nach Napoleonischem Vorbilde auch als „von Gottes Gnaden“ bezeichnet, und er wird sich eine sehr demo-

kratische Verfassung gefallen lassen müssen, die der Krone zu wenig Macht übrig läßt. Wie leicht kann er da ausgleiten auf den blutbesudelten Stufen dieses Throns!

Es gäbe nur ein sichres Mittel, das tief erschütterte öffentliche Recht und damit die Zukunft des serbischen Volks zu sichern: die Unterwerfung durch eine europäische Großmacht, die nur Österreich sein könnte, wie es das unter Prinz Eugen gewesen ist und heute in Bosnien geworden ist, aber davon kann, wie die Dinge heute liegen, keine Rede sein. Es gibt keinen Areopag, der über politische Verbrechen wie das Belgrader richten könnte; dazu steht unser europäisches Gemeingefühl zu tief und das Selbstbewußtsein der Völker zu hoch.

Die Großmächte werden vielmehr, wenn die Ruhe in Serbien erhalten bleibt, nicht einschreiten, dafür bürgt schon das österreichisch-russische Einvernehmen; sie werden alle auch den neuen König nach einiger Zeit anerkennen. Ihn persönlich zu empfangen, werden sich allerdings die Höfe wohl Zeit nehmen, und wie ihre Heere sich künftig zu den serbischen Offizieren stellen werden, das kann man ihnen ruhig überlassen. Aber das Interesse Europas für das Serbenvolk, das Ranke vor mehr als siebzig Jahren (1829) begeisterte, die Geschichte seiner Befreiung zu schreiben, ist auf den Gefrierpunkt gesunken, und der großserbische Traum von einer Vereinigung der Serben in Ungarn und in Bosnien mit dem Königreich wird nirgends Teilnahme mehr finden außer etwa in Rußland. Man weiß ja ziemlich sicher, daß ein Erlöschen der österreichischen Herrschaft über diese Gebiete das Signal zu einem wütenden Bürger- und Religionskriege sein würde. Vollends das Experiment mit der Gewährung auch nur einer halben Selbständigkeit für eine andre Provinz der europäischen Türkei werden die Großmächte nach den jüngsten Erfahrungen schwerlich zu wiederholen geneigt sein. Das Recht eines Volks auf ein selbständiges politisches Dasein zu begründen, dazu reichen der Anspruch auf ein solches und eine gewisse Tapferkeit nicht aus; dazu gehören auch gewisse sittliche Eigenschaften und eine einigermaßen selbständige, wertvolle Kultur. Von diesem Standpunkte aus haben nach dem Urteil von Kennern unter allen Südslawen wahrscheinlich nur die Bulgaren eine politische Zukunft. *

Das Diensteinkommengesetz der preußischen evangelischen Pfarrer und die Not der Hilfsprediger. Das vorstehend genannte Kirchengesetz vom 2. Juli 1898, sowie das Diensteinkommengesetz für Volksschullehrer in Preußen vom 3. März 1897 sind gegeben worden auf lautes und dringendes Verlangen der betreffenden Kreise, scheinen aber das Gegenteil von dem bewirkt zu haben, was sie bewirken sollten. Was die Lehrer anbetrifft, so kommt noch die Erfüllung eines zweiten dringenden Wunsches hinzu, nämlich die Gewährung des freiwilligen oder unfreiwilligen Militärdienstjahres. Die Folge davon ist ein nun schon mehrere Jahre dauernder empfindlicher Lehrermangel. Und aus den Kreisen der Pastoren, denen, wenn auch nicht in reichlicher Abmessung gewährt worden ist, was sie dringend wünschten, erhebt sich ein Notschrei nach dem andern — besonders in der Provinz Sachsen und in Pommern. Wir wollen nicht vermuten, daß daran eine gewisse Begehrlichkeit, die Nahrung erhalten hat, schuld ist, es sind wirklich Notstände entstanden, die vor der Erlassung der Besoldungsgesetze nicht in der Weise zu spüren waren, und dies, nachdem der Staat und die Gemeinden viele Millionen beigesteuert haben. Der Grund liegt in einer falsch eingerichteten Gehaltskala. Was die Lehrer anlangt, so ist der Endgehalt ausreichend, die Anfangsgehalte sind jedoch völlig unzureichend. Ein einstweilig angestellter Lehrer erhält vier Fünftel des Grundgehalts, also, den guten Durchschnitt mit 1000 Mark angenommen, 800 Mark. Das ist völlig unzureichend. Wird man verlangen können, daß sich der einstweilig angestellte Lehrer auch einen provisorischen Magen einhänge? Der Unterschied in der Besoldung der provisorisch und der endgiltig angestellten Lehrer würde nur dann gerechtfertigt sein, wenn die zweite Stufe mehr als das Notwendige gewährt, er ist aber nicht gerechtfertigt, wenn in dem ersten Falle unter

das Unerläßliche hinuntergegangen wird. Die ganze Skala leidet an dem Fehler, daß die Anfangsgehalte bis zur Mitte der Skala viel zu knapp bemessen sind.

Dasselbe ist der Fall bei der Gehaltsskala der Geistlichen; sie beginnt mit 1800 Mark und steigt bis auf 4800 Mark. Die Stellen, die über 4800 Mark Einkommen haben und nicht unter dem Gesetz stehn, lassen wir hier außer Betracht. Vor Erlaß des Gesetzes gab es eine weit größere Zahl von Pfarrstellen, die einen befriedigenden Anfangsgehalt hatten, später freilich nicht stiegen, und ein Geistlicher, der auf einer solchen Stelle sitzen blieb, war freilich schlimm dran; früher litten die ältern Jahrgänge der Pastoren, jetzt leiden die jungen Jahrgänge. Denn um ein zureichendes Endgehalt zu schaffen, hat man den Anfangsgehalt so sehr hinabgedrückt, daß er nicht mehr zureicht. 1800 Mark, und wären es auch 2000 Mark, sind für einen studierten, den gebildeten Ständen angehörenden Mann mit Familie ungenügend, ganz besonders wenn er auf dem Lande zu leben gezwungen ist. Es ist leicht nachzuweisen, daß hohe Gehaltsbeträge, die nur wenig Jahre gezahlt werden, die Kasse weniger belasten, als mittlere, die die ganze Amtszeit zu entrichten sind. Auch fallen die hohen Beträge angenehm in die Augen, und man ist geneigt zu sagen: Was hat es denn nun für Not? die Geistlichen haben ja 4800 Mark Einkommen. Der psychologische Vorgang bei diesem Urteil ist ganz derselbe wie bei Betrachtung eines Lotterieprospekts, wobei vor den großen Zahlen mit den vielen Nullen die kleinen Gewinne und die Nieten verschwinden. Wir müssen demnach das Diensteinkommengesetz als ein Geschenk bezeichnen, das wohl die ältern Geistlichen einigermaßen befriedigt, die jungen Geistlichen aber in eine peinliche und nicht ungefährliche Lage versetzt, den geistlichen Stand herabdrückt, und die kirchlichen Interessen schädigt.

Hier möge mir erlaubt sein, die Frage aufzuwerfen: Wozu denn eigentlich diese als unvermeidlich angesehenen Gehaltsskalen? Wenn ein Beamter im Verlaufe der Dienstzeit in ein höheres Amt einrückt, das größere Verantwortung mit sich bringt, größere Gaben voraussetzt oder intensivere Arbeit fordert, so ist eine höhere Bezahlung in der Ordnung; wenn aber im Verlaufe der Amtszeit die Tätigkeit nicht wechselt, wie beim Geistlichen, beim Volksschullehrer und zum Teil auch beim Gymnasiallehrer, so ist eigentlich ein steigendes Einkommen nicht begründet. Oder soll auf das steigende Bedürfnis Rücksicht genommen werden, so ist nicht einzusehen, warum ein alter Herr mit schwachem Magen nach zwei- oder dreimal soviel Einkommen haben soll wie ein junger Mensch mit seinem gesunden Appetit. Oder soll auf die Kosten des Haushalts, die Erziehung der Kinder gerechnet werden, so weiß jeder, daß die größten Ausgaben auf die Zeit vom vierzigsten bis zum fünfzigsten Jahre fallen, wenn die Söhne in die Stadt auf das Gymnasium geschickt und die Töchter in die höhere Töchterschule oder in die Pension gegeben werden, nicht aber in die Zeit der hohen Gehaltsstufen. Hat es Sinn, den jüngern Geistlichen, während er unter schwierigen Verhältnissen mit Aufgebot aller Kräfte arbeitet, darben zu lassen und ihm, wenn er stumpf geworden ist, eine fette Pfründe zu geben?

Alles das verschuldet die unvermeidliche Skala. Man könnte das Einkommen individueller abmessen, aber das würde Unbequemlichkeiten mit sich bringen, und dagegen sind die hohen Behörden ganz ausnehmend empfindlich, und so wird es wohl bis auf weiteres bei der herkömmlichen Skala bleiben, so wenig gerechtfertigt sie auch sein mag.

Die Übelstände, die das Gesetz vom 2. Juli 1898 mit sich gebracht hat, treten nun am schärfsten hervor in der Provinz Sachsen und in der Provinz Pommern. In Sachsen sind von den Kirchenbehörden die Bedürfnisse der Provinz um 300000 Mark zu gering angegeben worden, da man Einkommenverzeichnisse zu Grunde legte, die nicht mehr zutreffend waren, da inzwischen die Ackerpachten, aus denen das Einkommen der meisten Pfarrstellen besteht, rapid zurückgegangen waren. So ist es gekommen, daß die vom Gesetz geforderten und von Miquel in

feierlicher Weise zugesicherten Gelder nicht da sind, und daß das Gesetz nicht voll ausgeführt werden kann. Die Sache ist zweimal im Landtage und einmal im Herrenhause zur Sprache gebracht worden, aber der Vertreter der Regierung stellte sich kühl auf den formalen Standpunkt und erklärte: Ihr habt bekommen, was ihr gefordert habt, mehr gibt es nicht. Und die hohe Staatsregierung hielt sich mit Entschlossenheit die Taschen zu — in denen nämlich nichts war.

In Pommern — auch in andern Provinzen, jedoch nicht in demselben Maße wie dort — ist ein besondrer Notstand hervorgetreten, nämlich der, unter dem die Hilfsprediger leiden. Dafür, daß es einen Überschuß von Kandidaten der Theologie gibt, und daß manche warten müssen, bis sie im eigentlichsten Sinne des Wortes grau geworden sind, dafür kann weder der Staat noch die Kirche verantwortlich gemacht werden. Es ist übrigens dem Kandidaten ganz heilsam, wenn ihm, ehe er ins Amt tritt, im Schuldienste oder in Hauslehrerstellen Gelegenheit gegeben wird, die Welt mit eignen Augen und nicht durch Vermittlung des Druckpapiers oder unter pastoralem Gesichtswinkel kennen zu lernen. Kam er nun spät ins Amt, so hatte er zwar einige Jahre verloren, aber der Verlust wirkte nicht auf die Zukunft. Es war ihm, da jede Stelle selbständig war, und die Altersgrenzen für die Bewerbung weit gesteckt waren, immer noch möglich, in hohe Stellen einzurücken. Jetzt ist es ihm bei normalem Verlaufe nicht mehr möglich, da eine Dienstaltersskala besteht, und jedes Jahr, das vor dem Antritt des Amtes verloren geht, nicht wieder eingebracht werden kann. Es drängt also alles ins Pfarramt; Hauslehrer sind kaum noch zu haben. Das Konsistorium in Stettin hat nun eingesehen, daß der Nachteil des Dienstaltersgesetzes bei der großen Zahl der Kandidaten dadurch einigermaßen ausgeglichen werden kann, daß möglichst viel Hilfsprediger ordiniert werden. Damit übernimmt aber die kirchliche Behörde die Verantwortung für ihre Hilfsprediger, ja schon dadurch, daß sie einen Kandidaten aus einer zulänglichen Schulstelle abberuft und ihn zur Vertretung einer Vakanz oder zur Hilfe für einen Geistlichen verwendet.

Nun beginnt für den armen Kandidaten oder Hilfsprediger eine schwere Zeit, denn die für Hilfsprediger ausgeworfnen Beträge sind in Pommern geringer als in andern Provinzen und völlig unzureichend. Man versendet von Stettin aus eine Sammlung von Auszügen aus Briefen einer großen Anzahl von Hilfspredigern, die zeigen, daß ihre Lage in der Tat unhaltbar ist. Zu dem geringen Einkommen kommt noch hinzu der Umstand, daß alle Kandidaten, die nicht von Haus aus Mittel besitzen oder sich als Hauslehrer auf guten Stellen Geld verdient haben, mit Schulden ins Amt kommen. Die gestundeten Honorare von der Universität her im Betrage von 300 bis 400 Mark müssen bezahlt werden, wozu noch 1000 Mark und mehr kommen, die für den Militärdienst verwandt worden sind und haben geborgt werden müssen. Es kommt ferner hinzu, daß manche der Hilfsprediger heiraten, nachdem der Brautstand eine lange Reihe von Jahren gedauert hat, oder weil es nicht möglich ist, in einem entlegnen Winkel der Provinz und auf dem Lande ohne eignen Hausstand zu leben. Man heiratet also auch auf Stellen, die nur kommissarisch verwaltet werden. Als im vorigen Herbst in Stettin auf dem Deutschen Pfarrer-Vereinstage diese Umstände in Gegenwart eines Mitgliedes des Konsistorii zur Sprache gebracht wurden, mußte dieses Mitglied aus eigner Kenntnis mitteilen, daß gerade damals drei Hilfsprediger mit ihren Frauen, die in gesegneten Umständen waren, auf der Straße lagen. Und wenn es auch nicht soweit kommt, 1500 Mark, 1200 Mark sind für einen Geistlichen und seine Familie nicht ausreichend. Oder wenn ein Hilfsprediger bei freier Station 25 Mark monatlich erhält, so kann er sich davon noch nicht einmal anständig kleiden. Oder wenn er bei Vertretung einer Vakanz im leeren Pfarrhause wohnen muß und Traktement vom Gutshofe zu beziehn hat und später die Amtswohnung in einem außerhalb des Dorfes liegenden baufälligen Chausseehause angewiesen bekommt — und solcher Fälle wären eine ganze Reihe aufzuführen —, so ist das unwürdig. Es ist unmöglich, daß bei einem solchen

Leben die Amtsfreudigkeit und die Arbeitskraft keinen Schaden erleiden. Was soll der Hilfsprediger tun? Er vermehrt seine Schulden und wird sie Zeit seines Lebens nicht wieder los; denn wenn er wirklich auch Pfarrer wird, so ist sein Einkommen so gering, daß es nur für die nötigsten Lebensbedürfnisse ausreicht, nicht aber dazu, Schulden abzustoßen.

Solche Zustände darf die Kirche, und darf der Patron der Kirche, der Staat, nicht dulden. Man hat eine Besoldungsordnung herausgebracht, man soll aber seine Arbeit nicht halb tun, man soll nicht dem Manne gleichen, der ein Haus baut und an den Ziegeln auf dem Dache spart. — Aber was kann getan werden? Die königliche Staatsregierung hält sich nach wie vor mit Entschiedenheit die Tasche zu! Der wird sich ein Verdienst um unsre armen Hilfsprediger erwerben, der die hohe Staatsregierung darauf aufmerksam macht, daß jetzt wieder etwas in der Tasche ist. Preußen ist ein Eisenbahnstaat. Die Eisenbahnen haben im verflossnen Vierteljahr dreißig Millionen mehr eingebracht, als veranschlagt worden war. Also bitte, die Hand nur ein klein wenig von der Tasche!

Die Seele des Negers. Es sind vierhundert Jahre, da stritten sich die Weisen des Abendlandes, ob der Neger eine Seele habe, und ob man ihn zum Christen machen dürfe, und es sind fünfzig Jahre, da behaupteten grundgelehrte Männer in Europa und in Nordamerika, der Neger gehöre zu einer besondern Art von Säugetieren, die vom weißen Menschen durch eine weite Kluft getrennt sei. Groß ist noch heute die Zahl Gelehrter und Ungelehrter, die dem Neger die Fähigkeit des geistigen Fortschritts durch Erziehung und Bildung absprechen. Wie wichtig diese Dinge sind, hat uns jüngst Wilhelm von Polenz in den Grenzboten (Nr. 11 und folgende) gezeigt, wo er die Bedeutung der Negerfrage in den Vereinigten Staaten von Amerika erörterte; aber die Neger von Nordamerika sind nur der zwanzigste Teil der Neger von Afrika, und es gibt mehr als 200 Millionen Neger auf der Erde. Die Frage: Was können die Neger? und: Was können die Neger werden? ist also eine Frage der Menschheit. Daß sie Deutschland nahe angeht, liegt auf der Hand, schon weil es in Afrika gegen zwölf Millionen Neger in seinen Schutzgebieten als Untertanen zählt; aber Deutschland hat schon zu Herders Zeit das tiefste und wärmste Interesse für alle Humanitätsfragen gehegt, und die Zeit der Weltwirtschaft und der Weltpolitik kann dieses Interesse nur vertieft haben. Hier liegt nun ein kleines Buch vor uns, worin ein Neger sein Aufsteigen vom Sklavenkind zu einem der geistigen Führer seines Volkes erzählt;*) es ist ein Buch, das hoffentlich viele Leser findet. Wir wünschen ihm das nicht als äußern Erfolg, sondern vor allem, weil wir uns freuen, daß endlich in den langen Auseinandersetzungen über die Neger ein Mann dieser Rasse selbst das Wort ergreift; das ist zwar früher schon dagewesen, aber sehr selten. Die einfachste Gerechtigkeit verlangt, daß nicht beständig in Abwesenheit derer verhandelt werde, die von uns angeklagt und verteidigt werden. Unsrer Gerechtigkeitsliebe ist es eine Genugtuung, daß ein Neger das Wort für die Seinen führt, und wir empfinden das doppelt wohltuend, weil es so ernst und sachlich geschieht. Booker Washington hat seine frühesten Jugendjahre als Sklave verlebt, hat sich nach der Befreiung unter den größten Schwierigkeiten mit Hilfe wohltätiger Weißer eine tüchtige Bildung erworben und leitet heute in Georgia eine große technische Schule für Neger, die er in der Überzeugung begründet hat, daß das Heil der Neger, besonders in den Südstaaten der Union, nicht in der Politik, sondern in ihrer geschickten und fleißigen Teilnahme am Wirtschaftsleben liege. Wir erfahren aus dem Vorwort, daß er in dieser Richtung auch schon den deutschen Kolonien Dienste geleistet hat, denen er Lehrer des Baumwollenbaus zur Verfügung stellen konnte. In dem Verfasser dieses Buches haben wir einen der besten Typen der Neger, das zeigt schon sein

*) Booker T. Washington, Vom Sklaven empor. Eine Selbstbiographie. Autorisierte deutsche Übersetzung von Estelle Dubois-Reymond. Mit einem Vorwort von Ernst Bohsen, Konsul a. D. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Bohsen), 1902.

Bild, das dem Bande vorangestellt ist; er gehört nicht der west- und innerafrikanischen Negerrasse an, aus der die Mehrzahl der einstigen Sklaven in den Vereinigten Staaten stammte, seine geistig interessante und moralisch wohltuende Physiognomie mit dem gelassenen Ausdruck glauben wir bei den dunkeln Völkern der Seenregion und bei Galla, Wahuma und Verwandten gesehen zu haben, die Sergi als Verwandte seiner mittelländischen Rasse auffaßt. Mischblut scheint er nicht zu sein. Daß er und seinesgleichen auch unter den Farbigen der Vereinigten Staaten nicht häufig sind, ergibt sich aus seiner eignen Lebensbeschreibung, in der auffallend wenig von gleichgesinnten und gleichstrebenden Farbigen die Rede ist; seine Freunde und Helfer hat er hauptsächlich unter den Weißen gefunden.

Booker Washington gehört zu der nicht zahlreichen Gruppe moralisch eindrucksfähiger, warmherziger Farbiger, aus der so manche aufopfernde Missionare und Missionsgehilfen, Prediger und Lehrer, besonders in den Methodisten- und den Baptistengemeinden, hervorgegangen sind. Mitten in seinem eifrigen Bildungsstreben empfing er die tiefsten Eindrücke fürs Leben von den uneigennützigen weißen Männern und Frauen, die nach dem Kriege freiwillig ihre Kräfte den Farbigen widmeten. Was er von diesen gelernt hat, verzeichnet er mit rührender Dankbarkeit, seien es nun die Grundbegriffe der Reinlichkeit und der Ordnung bis herunter zu der Zahnbürste, deren Einführung unter den Negern er eine große Kulturbedeutung zuschreibt, oder der Mut und die Ausdauer im Wirken für seine Nebenmenschen. Hier haben wir offenbar einen Grundzug der bessern Negernatur, der sich nach unten bis zur gewöhnlichen Gutmütigkeit abstuft. Es ist nicht zu verkennen, daß die gedrückte Lage der Farbigen zur Entfaltung altruistischer Gefühle in diesem Charakter selbst beiträgt, denn sie müssen wünschen, daß solche Gefühle ihnen selbst entgegengebracht werden. „Je hilfsbedürftiger eine Rasse ist, je tiefer die Kulturstufe, auf der sie steht, um so höher steigt derjenige, der sich ihrer annimmt," ist ein Satz, der zwar sehr ethisch klingt, aber niemals der Grundgedanke der Rassenpolitik einer höhern Rasse sein wird. Es ist ein Anklammern des Schwächern an Humanitätsgrundsätze, die der Stärkere nur mit dem Munde bekennt, ein verführerisches Sichhinwegtäuschen über die zum Erfolg wahrhaft notwendigen Eigenschaften einer Rasse oder eines Volkes.

Das Bildungsstreben der Freigelassenen schildert uns Booker Washington mit lebhafter Farbe. Es war darin nur bei ganz wenigen die klare Erkenntnis von dem Werte des Wissens für das praktische Leben, wie sie diesen Neger beseelt, der in Richmond Schiffe ausladen half, in Neuengland als Kellner diente und manchmal auf der Straße schlief, um die Negerschule in Hampton erreichen zu können, wo er sich dann den Unterricht mit Pförtnerdiensten erkaufte; es waren bei vielen ganz unklare Vorstellungen von dem Wert des Lesens und Schreibens, Fertigkeiten, die wie ein Zauber von allen Sorgen des Lebens befreien sollten. Die ältern Leute wollten um jeden Preis vor ihrem Tode noch die Bibel lesen, und in dieser Absicht besuchten Männer und Frauen von 75 Jahren die Abendschulen, die nach dem Kriege allenthalben im Süden von begeisterten Freunden der Neger eröffnet wurden. Wie unklar dieses Bildungsstreben war, und wie irreführend es auf seine Rasse wirkte, sah Booker bald ein. Von der Auffassung, daß Bildung dazu diene, ein bequemes, angenehmes Leben zu führen, wurde er durch das Beispiel weißer Männer und Frauen befreit, die er zu idealen Zwecken hart arbeiten sah; von ihnen lernte er den Wert ehrlicher Arbeit schätzen, die Selbstvertrauen und Selbständigkeit bei dem hervorruft, der das Bewußtsein hat, etwas für die Welt zu leisten. Auf der andern Seite hatte er die abschreckenden Beispiele der neumodisch gebildeten Neger, die als Prediger oder Lehrer auftraten, wenn sie kaum lesen konnten. Diesem unklaren und unpraktischen Streben stellt er den echt amerikanischen Grundsatz entgegen, daß nur die Arbeit dem Neger die Rechte zurückbringen werde, die ihm durch die Sklavenbefreiung vorzeitig gegeben worden waren, und die er im ganzen Süden großenteils durch seine eigne Unreife wieder verloren hat. In einer höchst lesenswerten Rede, die er 1895 bei der Eröffnung

der Gewerbeausstellung in Atlanta hielt, gab er die Parole aus: Wir müssen von unten anfangen statt von oben, wir werden nur Erfolg haben, wenn wir die Würde und Herrlichkeit der Arbeit begreifen lernen, wenn es uns gelingt, die gewöhnlichen Hantierungen des Lebens mit Verstand und Geschick zu durchgeistigen. Mit dem Optimismus seiner Rasse glaubt er an ihre Gleichberechtigung auf allen Gebieten, mit der Kritik, die er von den Weißen gelernt hat, erklärt er aber, daß sie ihr Recht nur erlangen werde, wenn sie Vermögen, Intelligenz und Charakter erworben haben werde.

Eigentümlich mutet uns der Stolz an, mit dem Booker Washington von seiner Rassenangehörigkeit spricht; er kann allerdings nur einer Natur eigen sein, die aus dem harten und ungleichen Kampfe, den sie zu bestehn hat, Kraft und Selbstvertrauen schöpft; aber die Gefahr der Selbstüberschätzung liegt ihm außerordentlich nahe. Er zitiert den Ausspruch des bekannten Negerpolitikers Fredrick Douglas, als er gezwungen wurde, im Gepäckwagen der Eisenbahn zu fahren: „Niemand kann die Seele, die in mir ist, entehren.“ Doch zählt er mit der Aufrichtigkeit, die einen Teil seiner Bedeutung ausmacht, soviele Züge auf, die das Charakterbild des Durchschnittsnegers noch entstellen, daß wir seine hohe Meinung von der Zukunft der Neger nur als den Ausdruck einer festen Hoffnung auffassen können, die in eine ferne Zukunft hinausgerichtet ist. Booker Washington und seinesgleichen wird es immer geben, aber sie werden auch immer als Ausnahmen aus diesem weiten dunkeln Meer der nordamerikanischen Negerbevölkerung hervorragen. Das Ziel ihrer Arbeit wird allem Anschein nach nicht die Hebung dieser ganzen Masse, sondern die Auslese sein, die in Jahrhunderte dauernder opferreicher Arbeit immer mehr von den bessern Elementen aus ihr herauszieht und heraushebt.

Auch für den Beurteiler der Völker weißer Rasse enthält dieses Buch wichtige Lehren. Die Zeitungen verweilen, wenn sie von der großen Rassenfrage Nordamerikas sprechen, in der Regel bei den mehr oder weniger gewaltsamen Repressivmaßregeln und mit besondrer Vorliebe bei den Lynchskandalen. Hier lernen wir die andre Seite des nordamerikanischen Charakters wieder kennen, die vor vierzig und fünfzig Jahren die Riesenopfer für die Befreiung der Sklaven brachte: schrankenlose Menschenfreundlichkeit und Wohltätigkeit, unerschütterlichen Glauben an die Macht der Erziehung, freudige Anerkennung der Leistungen Tieferstehender. Gewönnen diese Charakterzüge zum Beispiel in der Verwaltung der Philippinen das Übergewicht über Roheit und Gewinnsucht, so würde dort sogar die Eroberungspolitik der Vereinigten Staaten von Amerika glänzend gerechtfertigt sein.

Friedrich Ratzel

Ein französischer Historiker. M. Emile Olivier, de l'Académie française, schreibt in der Revue des deux mondes 1903, 15. Avril, im zweiten Satz seines Artikels: Un cas de conscience diplomatique en 1866 wörtlich folgendes in Bezug auf das preußisch-italienische Kriegsbündnis:

Sans cette alliance, Bismarck n'eut pas réussi à entraîner son roi, assailli de tous les côtés de supplications pacifiques par sa mère, par sa femme, par son fils ... etc.

Also ist König Wilhelm der Erste damals auch von seiner Mutter bestürmt worden, Frieden mit Österreich zu halten! M. Olivier, der Mann, der 1870 „leichten Herzens“ Napoleon zur Kriegserklärung gegen Preußen nötigte, hätte seitdem wohl Veranlassung und Zeit gehabt, sich soviel mit der deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts zu befassen, wie nötig ist, zu erfahren, wer König Wilhelms des Ersten Mutter war. Er ist aber nun membre de l'Académie und gehört also zu den 40 auf Lebenszeit Unsterblichen. Da wollte er, wie es scheint, auch etwas tun, was seinen Namen noch über den Tod hinaus bekannt erhielte: er blamierte sich unsterblich. Was wohl die übrigen 39 membres dazu sagen werden? Es sind doch Leute darunter, die von der Königin Luise etwas wissen.

Aus Landwirtschaft, Industrie und Handel

Die Reichstagswahlen und die wirtschaftspolitischen Aussichten. Der Ausfall der Reichstagswahlen am 16. Juni hat uns nicht überrascht. Wir glauben auch nicht, daß die Regierung ein wesentlich andres Ergebnis erwarten konnte. Solange Wähler und Gewählte im Deutschen Reich nicht mit dem alten Parteischematismus brechen, können die im deutschen Volke nach wie vor unstreitig vorhandnen politischen Tugenden bei den Reichstagswahlen nicht hinreichend zum Ausdruck gelangen. Der deutsche Bürger und Bauer sind ganz gewiß nichts weniger als zu extremen politischen Ausschauungen geneigt, und auch die städtische Arbeiterbevölkerung ist in Deutschland ihrer wahren Natur nach so wenig exaltiert und revolutionär wie nur in irgend einem Kulturstaate der Welt. Nur der unnatürliche Parteischematismus, worin das politische Epigonentum in Deutschland befangen ist, führt zu dem unnatürlichen Anwachsen der Extreme links und rechts, das scheinbar am 16. Juni eine weitere Förderung erhalten hat. Vor allem verdankt die deutsche Sozialdemokratie auch ihre neuen Erfolge wieder der Unfähigkeit der andern Parteien, sich den Bedürfnissen und den Verhältnissen der Gesamtheit in der Gegenwart anzupassen, namentlich jener kläglichen Impotenz, durch die sich die Epigonen des klassischen deutschen Liberalismus ebenso auszeichnen wie die des klassischen preussischen Konservatismus.

Jedenfalls ist es ganz verkehrt, unter den heute in Deutschland noch herrschenden Parteiverhältnissen die Fortschritte der Sozialdemokratie der gegenwärtigen Regierung oder dem sogenannten „neuen Kurse“ in die Schuhe schieben zu wollen, wie das von den agrarkonservativen Parteiblättern jetzt mit einem Eifer und einer Gehässigkeit versucht wird, die die sozialdemokratischen Bemühungen, dem Volk das Vertrauen zum Staat zu rauben, fast überbieten. Es war heller Unsinn, bei dem Stande der Programme der verschiednen sich als „staatserhaltend“ bezeichnenden Parteien von der Regierung zu verlangen, daß sie mit einer bestimmt formulierten Wahlparole in die Wahlkampagne eingreifen und wohl gar auch ihre Beamten dafür ins Zeug gehn lassen solle. Wie die Verhältnisse liegen, wäre nichts der sozialdemokratischen Wahlagitation förderlicher gewesen, als eine einseitig zur Bekämpfung der sozialdemokratischen Reichstagskandidaturen ausgegebne Regierungsparole. Wir stehn nicht an, die Regierung zu ihrer vornehmen und weisen Haltung den letzten Wahlen gegenüber aufrichtig zu beglückwünschen. Bei den Stichwahlen werden die nicht sozialdemokratischen Wähler ihre Pflicht auch ohne Eingreifen der Landräte und der sonstigen politischen Beamten tun. Auch dafür brauchen wir keine Wahlparole der Regierung.

Dabei unterliegt es für uns keinem Zweifel, daß sich die dem Wesen unsrer städtischen Arbeiterbevölkerung durchaus nicht entsprechende und deshalb unnatürliche Herrschaft der sozialdemokratischen Parteiführer über die Industriearbeiterschaft und damit über die Mehrheit der Reichstagswähler in den deutschen Stadtgemeinden zu der größten Gefahr für unsre wirtschaftliche Zukunft auszubilden droht. Sogar die schlechteste Zollpolitik, ja längere Zollkriege könnten unser volkswirtschaftliches Gedeihen nicht annähernd so nachhaltig ruinieren wie die politische Herrschaft dieses Schocks oder etwas mehr von Genossen, die da hoffen, dank der politischen Kurzsichtigkeit der Arbeitermassen demnächst die der Zahl nach stärkste Fraktion im Reichstag zu werden. Ob sie das durch die Stichwahlen werden, ist noch sehr fraglich, aber jedenfalls wird durch die erhöhte Zahl auch die staatsmännische Qualität dieser Sorte von Volksvertretern immer offenbarer werden. Solche Staatsmänner können das deutsche Volk nimmermehr zur Revolution und zum wirtschaftspolitischen Umsturz führen, sie können es überhaupt nie beherrschen. Im neuen Reichstag werden sie noch nicht ein Viertel der Stimmen haben, sodaß es immer nur die Schuld der andern Parteien sein wird, wenn die „Genossen“ unsre Zollpolitik in nächster Zukunft wirklich gefährden.

Nur die Opposition von rechts wird der sozialdemokratischen Opposition eine gefährliche Bedeutung verleihen. Alles wird darauf ankommen, wie sich die staatserhaltenden Herren Reichsboten betragen werden, und das müssen wir eben abwarten.

Aus der landwirtschaftlichen Betriebsstatistik der Vereinigten Staaten von Amerika. Nach den Ergebnissen des Zensus von 1900 wird die Gesamtfläche der Vereinigten Staaten (ohne die Gewässer und ohne Alaska und Hawaii) auf 760,4 Millionen Hektar geschätzt, wovon auf die Gesamtfläche der landwirtschaftlichen Betriebe (Total area of land in farms) 335,4 Millionen gerechnet werden. Die Gesamtfläche der landwirtschaftlichen Betriebe wird wieder unterschieden in Improved land, das heißt irgendwie bearbeitetes Land, und in Unimproved land, das heißt bisher unbearbeitet gebliebnes Land mit Zurechnung von Wald, Weiden, Öd- und Unland. Seit 1870 haben sich die Zensuszahlen für diese Flächen wie folgt verändert. Es betrug in Millionen Hektar das

	Land in farms	Improved land	Unimproved land
1870	163,1	75,6	87,5
1880	214,4	113,9	100,5
1890	249,3	143,0	106,3
1900	335,4	165,8	169,6

Es müßte demnach zugenommen haben in den Jahrzehnten

	1870/80		1880/90		1890/1900	
das	Millionen Hektar	Prozent	Millionen Hektar	Prozent	Millionen Hektar	Prozent
Land in farms . . . . um	51,3	31,5	34,8	16,3	86,1	35,0
Improved land . . . . „	38,3	50,7	29,1	25,6	22,7	16,0
Unimproved land . . . „	13,0	14,8	5,7	5,7	63,4	59,7

Diese Verschiebungen sind aber zum großen Teil nur auf dem Papier geschehen. Wie eingestanden wird, hat der Zensus von 1870 viel zu niedrige Zahlen ergeben, der von 1880 etwas zu hohe, und bei dem Zensus von 1900 hat man weite Flächen von Staatsland, die als Weide benutzt werden (Ranges) und früher nicht zum Land in farms gerechnet wurden, dazugezählt. So hat sich auf dem Papier z. B. das Land in farms im Staate New-Mexiko 1890/1900 von 315152 Hektaren auf 2052315 Hektar und im Staate Texas von 20,6 Millionen auf 50,3 Millionen erweitert. Über die Ausdehnung der Waldflächen fehlt überhaupt eine zuverlässige Auskunft, und so sind diese Zahlen wohl geeignet, auf die kritiklose Masse jenseits und auch diesseits des Atlantischen Ozeans einen gewaltigen Eindruck zu machen; in Wirklichkeit aber kann man aus ihnen auf den vielgerühmten „Progress of the United States", den wir übrigens gar nicht bestreiten, so gut wie gar keinen sichern Schluß ziehn. Der Zuwachs der landwirtschaftlichen Betriebsfläche scheint in der Hauptsache mit der eigentlichen Landwirtschaft, dem Ackerbau, nichts zu tun zu haben, vielmehr so gut wie ausschließlich auf einer Ausdehnung der Viehzucht, und zwar eines sehr extensiven Viehzuchtbetriebs auf weniger fruchtbarem Gelände, zu beruhn. Bemerkenswert ist, daß in einer großen Zahl der alten Staaten im Osten das Improved land zurückgegangen ist. Infolge der rapiden Entwicklung der Industrie in Großstädten und der Konkurrenz des Westens erleidet hier die Landwirtschaft, namentlich der Getreidebau, ein ähnliches Geschick wie in England. Den amerikanischen Wirtschaftspolitikern werden daraus wohl noch recht ernste Aufgaben erwachsen, über die mit prophetischen Reden und renommistischen Zahlen nicht hinweg zu kommen sein wird.

Weiter wurde angegeben nach dem Zensus:

	1880	1890	1900
die Zahl der Farmen	4008907	4564641	5737372
die Durchschnittsfläche auf 1 Farm	53,5 ha	54,6 ha	58,5 ha

In den Jahren 1880 und 1890 wurden die Betriebe unter 1,2 Hektar Fläche, deren Jahresproduktion weniger als 500 Dollar wert war, überhaupt nicht gezählt. Beim Zensus 1900 sind sie inbegriffen worden. Wenn trotzdem die Durchschnittsfläche größer geworden ist, so liegt das in der Einbeziehung der extensiven Viehzuchtbetriebe, die schon erwähnt worden ist, hat also auch nur eine papierne Bedeutung.

Die Zahl der in der Landwirtschaft tätigen Personen wurde wie folgt angegeben:

1880	1890	1900
7713875	8565926	10438219

Von großem Interesse wären, wenn man sich darauf verlassen könnte, die Ergebnisse der Erhebungen über den Wert der Farmen und ihrer Bestandteile. Darüber sind unter andern folgende Zahlen veröffentlicht. Es wurde geschätzt der Wert

	des ganzen Betriebs	des Bodens mit Gebänden n. Meliorationen (in Millionen Dollar)	des toten Inventars	des lebenden Inventars
1880 auf	12180,5	10197,1	406,5	1576,9
1890 „	16082,3	13279,3	494,2	2308,8
1900 „	20439,9	16614,6	749,8	3075,5

Der Wert der „Domestic animals“ wird dabei für 1900 mit 2979,2 Millionen angegeben.

Beim Zensus 1900 wurde zum erstenmal der Wert des Bodens (mit Meliorationen) getrennt vom Wert der Gebände ermittelt. Es stellte sich der

	Millionen Dollar	Prozent
Bodenwert . . . . . auf	13058,0	78,6
Gebäudewert . . . . . „	3556,6	21,4
zusammen	**16614,6**	**100,0**

Vom Wert des ganzen Betriebs würde danach der Bodenwert 63,9 Prozent, der Gebändewert 17,4 Prozent, der Wert des toten Inventars 3,7 Prozent und der Wert des lebenden Inventars 15,0 Prozent ausgemacht haben. Daß mit solchen Durchschnittszahlen in der amerikanischen Agrarstatistik noch weniger anzufangen ist als in der deutschen, leuchtet nach dem Gesagten ohne weiteres ein. Auf die Verhältnisse in den einzelnen Staaten der Union einzugehen, ist hier nicht der Platz.

Wir werden jetzt in Deutschland ganz und halbamtlich mit ausländischer, namentlich amerikanischer Statistik gefüttert. Das ist gut und nötig. Aber es artet zur Erregung grober Irrtümer aus, wenn dem Leser nicht auch auf Schritt und Tritt klar gemacht wird, ob überhaupt und inwieweit die Zahlen zuverlässig und vergleichbar sind.

Der Seeverkehr Dänemarks mit dem Ausland. In Heft 20 der Grenzboten vom 17. Mai ist Dänemarks Handelsflotte besprochen worden. Hier wollen wir auf Grund der jüngsten amtlichen Veröffentlichungen (Dänemarks Statistik. Fünfte Reihe. D. 9) die wichtigern Daten über den Seeverkehr Dänemarks mit dem Ausland mitteilen. Vorher ist zu bemerken, daß die dänische Seeverkehrsstatistik seit Jahrzehnten auf die Ermittlung und die Darstellung des durch die Seeschiffahrt besorgten Güterumsatzes zwischen Dänemark und dem Ausland besondern Wert legt. Sie giebt außer der Zahl und dem Nettoraumgehalt aller angekommnen und abgegangnen Schiffe (mit Ausschließung aller Schiffe von weniger als 4 Registertons netto, der Kriegsschiffe und der zu Lustfahrten, zur Fischerei und zu Bergungs- und Bugsierzwecken und dergl. dienenden Fahrzeuge) die in den dänischen Häfen gelöschte und geladne Gütermenge (Bestuvning), und zwar in Registertons als Raummaß an, verzichtet aber auf die Unterscheidung zwischen den „mit Ladung“ und den „in Ballast“ gehenden Schiffen. Unterschieden werden: 1. Schiffe in gewöhnlicher Fahrt (en cours ordinaire); 2. havarierte und gestrandete Schiffe; 3. Schiffe in Zwischenfahrten (de passage). Unter diesen werden solche Schiffe verstanden, die zwischen dem Anfang und dem Ende einer Reise Häfen anlaufen, um in ihnen einen Teil der Fracht zu löschen oder zu laden. Diese Schiffe werden nur in dem Ausgangs- und dem Endhafen der Reise auch mit ihrem Nettoraumgehalt angeschrieben, in den Zwischenhäfen dagegen nur mit der hier gelöschten oder geladnen Gütermenge. Würde auch in den Zwischenhäfen der Raumgehalt angeschrieben, so würde eine Doppelzählung erfolgen. Die Erfassung der Gütermenge (Bestuvning) nach dem „bestanten Raum,“ wie sie hier geschieht, ist ungenau und veraltet. Die Angabe des Gewichts der gelöschten und der geladnen Güter wäre besser. Jedenfalls aber ist die Berücksichtigung der Ladung neben dem Raumgehalt der Schiffe ein großer Vorzug der dänischen vor der deutschen und der englischen Seeverkehrsstatistik, die zwar Schiffe mit Ladung und Schiffe in Ballast unterscheiden, aber sich gar nicht darum kümmern, ob z. B. ein Schiff von 5000 Registertons Nettoraumgehalt in den Häfen, wo es mit dieser ganzen Tonnage angeschrieben wird, auch seine ganze Ladung löscht oder ladet oder nur einen Doppelzentner an Ware oder gar nur einen Passagier ohne Gepäck aus- oder einschifft. (Vergl. darüber II. Vierteljahrsheft zur Statistik des Deutschen Reichs 1902 S. 127 und die Grenzboten vom 3. April 1902 S. 14.) Den Passagierverkehr weist auch die dänische Statistik leider nicht nach.

Im Jahre 1901 sind in den Häfen Dänemarks (immer ohne die Faröer, Island und die dänischen Antillen) angekommen und abgegangen (beide zusammengezählt):

	Segelschiffe	Dampfschiffe	zusammen
in gewöhnlicher Fahrt	31995	31565	63500
wegen Havarie und Strandung .	69	44	113
in Zwischenfahrten	554	2114	2668
zusammen	**32618**	**33723**	**66281**

Die in gewöhnlicher Fahrt angekommnen und abgegangnen Schiffe sind also weitaus die Mehrzahl. Die in „Zwischenfahrten“ gezählten Schiffe sind znm Teil auch als in gewöhnlicher Fahrt angekommen und abgegangen angeschrieben, sodaß die Summen durch Doppelzählnngen ungenau werden. In der Folge ist von der Zahl der Schiffe ganz abgesehen und nur der Nettoraumgehalt und die Ladung (Bestnvning = gelöschte und geladne Gütermenge) in Registertons (= 2,83 chm) berücksichtigt.

Es sind in don dänischen Häfen 1901

von und nach dem Ausland	Segelschiffe Registertons Raumgehalt netto	Segelschiffe Registertons gelöschte od. geladne Güter	Dampfschiffe Registertons Raumgehalt netto	Dampfschiffe Registertons gelöschte od. geladne Güter	zusammen Registertons Raumgehalt netto	zusammen Registertons gelöschte od. geladne Güter
			in gewöhnlicher Fahrt			
angekommen	75285	649497	4994936	2169695	5747786	2819192
abgegangen	796776	195255	4982837	606122	5779613	801377
zusammen 1901	**1549626**	**844752**	**9977773**	**2775817**	**11527399**	**3620569**
„ 1900	1615235	900801	10138332	2760500	11753567	3661301
„ 1899	1531311	863550	9790781	2683639	11322092	3547189
			wegen Havarie und Strandung			
angekommen	10530	4954	17430	5471	27960	10425
abgegangen	3800	245	11462	130	15262	375
zusammen 1901	**14330**	**5199**	**28892**	**5601**	**43222**	**10800**
„ 1900	13268	2987	28389	1995	41657	4982
„ 1899	21586	4192	56517	3682	78103	7824
			in Zwischenfahrten			
angekommen	—	1088	—	83778	—	84866
abgegangen	—	6161	—	60225	—	66386
zusammen 1901	**—**	**7249**	**—**	**144003**	**—**	**151252**
„ 1900	—	8541	—	83592	—	92133
„ 1899	—	8070	—	102285	—	110355

Die wegen Havarie nnd Strandung an der dänischen Küste angekommnen Schiffe haben danach nur eine bescheidne Menge von Gütern, die sie ans dem Ausland mit sich führten, in Dänemark gelassen und eine noch weit kleinere Menge ans Dänemark stammender Güter bei der Abfahrt zngeladen und ausgeführt. Denn in diesem Sinno sind hier die gelöschten nnd geladnen Güter zn verstehn. Bei einem Vergleich des angekommnen und des abgegangnon Ranmgehalts der Schiffe mit der in Dänemark gelöschten und geladnen Gütermenge kann man sich auf dio in gewöhnlicher Fahrt und in Zwischenfahrten angekommnen und ahgegangnen Schiffe beschränken. Dann ergibt sich, daß die gelöschte nnd die geladne Gütermenge (Bestuvning) vom Hundert des Nettoraumgehalts betrug

bei den	Segelschiffen	Dampfschiffen	zusammen
angekommnen	86,4	45,1	50,5
abgegangnen	25,3	13,4	15,0
zusammen 1901	**55,0**	**29,3**	**33,0**
„ 1900	56,3	28,1	31,9
„ 1899	56,9	28,4	31,4

Im allgemeinen — wenn anch nicht genau — zeigen diese Prozentzahlen an, in welchem Maße der Nettoraumgehalt der verkehrenden Schiffe ansgenutzt („bestaut“) war, jedenfalls aber liefern sie den Beweis dafür, daß mit dem Nachweis des Ranmgehalts allein in der Seeverkehrsstatistik, anch wenn die Schiffe „in Ballast“ besonders nachgewiesen werden, herzlich wenig nachgewiesen ist, denn der Zweck der Seeschiffahrt ist doch nicht, den Raumgehalt spazieren zn fahren, sondern den Güteraustausch und don Personenverkehr zn besorgen.

Auf die Entwicklung des Güteraustauschs zwischen Dänemark nnd dem Ausland und auf den Anteil, den daran die verschiednen Staaten und auch die Flaggen haben, werden wir später einmal eingehen.

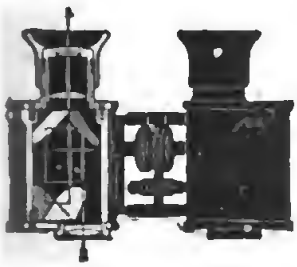
Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Anzeigen

Alleinige Inseratenannahme durch
Hermann Weigel, Berlin C., Neue Friedrichstrasse 41/42
• • Preis für die zweigespaltne Nonpareillezeile 1 Mark. Umschlagseiten erhöhte Preise • •

DRESDEN * Hôtel Bellevue.

Altrenommiertes, vornehmes Haus I. Ranges, in einzig schöner Lage an der Elbe; gegenüber dem Kgl. Schloss, dem Opernhaus, Zwinger und der Gemälde-Galerie. Elektrische Beleuchtung. Lift. Bäder.
Remise für Automobile. R. Ronnefeld, Direktor.



Goerz' Trieder-Binocles

und Monocles, Prismenfernrohre von höchster optischer Leistungsfähigkeit, außerordentlich großem Gesichtsfeld, größter Klarheit und Schärfe. Kleines, handliches Format. — Vergrößerungen 3, 6, 9 und 12 mal, für Theater, Jagd, Rennen, Reise, Sport, Militär, Marine-Zwecke. — Ausführliche Beschreibung kostenfrei. — Preise: Binocles von Mk. 90,— an — für ein Auge: Von Mk. 45,— an.

Zu beziehen durch jeden größeren Optiker des In- u. Auslandes oder direkt ab Fabrik.

Optische Anstalt **C. P. Goerz,** Berlin-Friedenau 32

London: 1/6 Holborn Circus. Paris: 22 rue de l'Entrepôt. New York: 52 East Union Square.

VOGT's Schülerpult mit Geraderichter „ORTHOSTAT."

Ein Resultat 30jähriger Lehrerpraxis. Im In- und Ausland patentiert.

Die schlechte Haltung der Schüler beim Arbeiten erzeugt Schiefwerden, Augenschwäche und Brustleiden | Der „Orthostat" bringt, wie glänzende Urteile von Schulmännern, Aerzten u. Eltern beweisen, diesen Uebeln vor.

Preis d. Apparates: Qualität II Mk. 15,—. Qualität I Mk. 20.—.
Bügel gepolstert. * Nur Reissbrettgrösse.
Illustrierter Prospekt gratis und franko.
G. Vogt, Berlin 93, Wartenburgstr. 22.

C. Schlickeysen
Berlin-Rixdorf

Neue grosse Fabrik mit eigenem Eisenbahn-Geleise neben Personen-Bahnhof Rixdorf.

Maschinen für Ziegel-, Torf-, Tonwaren- u. Mörtel-Fabrikation.

Maschinen jeder Grösse für strukturfreie Mauerziegel, Verblendziegeleien, Dach- und Falzziegel, Formrohre j. Weite, Betonbearbeitung, Erzbrikett, Chamotte-Ziegel, Wand- u. Fussboden-Platten. Ferner Misch-, Knet- u. Formmaschinen f. a. Industrien, Trocknung breiiger Masse, tech. Lehranst. u. s. w.

Torfmaschinen die bei grösster Leistungsfähigkeit Stücke geben, die, wenn trocken, so hart wie Briketts sind.

Patent-Becher-Elevatoren, f. gr. Leistungen, **Patent-Sicherheits-Riemscheiben** f. begrenzte Kraftübertragung.

Versuchs-Station von über 500 □m Grundfl. mit elektrischem Antrieb versehen behufs Erprobung eingesandter Materialien und abzusendender verkaufter Maschinen.

Grosses Lager fertiger keramischer Maschinen in einem heizbaren, hellen Raume von 2500 □m Grundfläche.

Für Nerven- u. innere Krankh.

Sanatorium Konstanzer Hof, Konstanz

In schönster, gesündester Lage am Bodensee, inmitten eines 20 Morgen grossen Parkes gelegen. (400 m. ü. d. M.) — Vollständig renoviert, mit allen bewährten Kurmitteln und allem Comfort ausgestattet.

Diätkuren. Individualisierende Behandlg.

Leitende Ärzte:
Dr. Theod. Hüdingen (Besitzer). Dr. Gerh. Geissler.
Prospekte gratis und franko durch die Verwaltung.

Zimmersche Anstalten.

Prof. D. Dr. Zimmer, Berlin-Zehlendorf.

Wirtschaftl. Töchterheime in Kassel, Wilhelmshöhe, Graz.

Evang. Mädchenpensionate mit wissenschaftlicher Fortbildung und Fachausbildung in der Hauswirtschaft.
Ziel: Selbständige Führung eines kleineren, gut-bürgerlichen Hauswesens.

Anstalten:	Alter:	Preis:	Plätze sind frei:
Kassel, Luisenhaus (1894)	16	960 M.	Januar 1904.
do. Comeniushaus (1901)	16*)	960 M.	April und sofort.
Wilhelmshöhe, Mathildenhaus (1901)	15	1000 M.	Oktober.
Graz, Ev. Töchterheim (1901)	15*	650 fl.	Septbr. u. sofort.

Überschüsse werden zu Stipendien verwendet.

*) Von 14 Jahren an werden Schülerinnen im Kasseler Comeniushause und in Graz zu wesentlich wissenschaftlicher und teilweise praktischer Ausbildung aufgenommen.

Pädagogisches Töchterheim in **Kassel**, Comeniushaus (1895), zugleich **Kindergärtnerinnenseminar.** — Eintritt: April.

Preis: — 960 Mark. Kursus überall 1–1½ Jahre.

Berliner Secession
VII. Kunstausstellung
April — Juli 1903

Kantstrasse 12, beim Zoologischen Garten
Eintritt 1 Mk. Sonntags 50 Pf.
Dauerkarten 6 Mk.

Portwein
milder Frühstücks- und Krankenwein.

1.10 Mark per ½ Fl. inclusive Glas und Packung. Bahnsendg. franko.
Post-Probecoll. ⅛ 1 Fl. **Mk. 3.50** Nachn. Spezialität
von **Ed. Vissering, Leer** i. Ostfr.
Grosshandlung in Südweinen. Gegründet 1824.

J. H. Krass, Hoflieferant,
Hôtel- und Weingutsbesitzer in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Verlag v. Gustav Fischer, Jena

Soeben erschien:

Gegen Bismarcks Verkleinerer

von

Prof. Dr. Ottokar Lorenz

Preis: 2 Mark

Keller & Reiner, Kunstsalon Hofkunsthändler Ihrer Königl. Hoheit Prinzessin Friedrich Leopold von Preussen. — Kunsthandlung und Permanente Ausstellung für Malerei, Skulptur, Kunstgewerbe. **Berlin W,** Potsdamerstrasse 123.

Berlin W. Hotel „Der Kaiserhof"
Zimmer von 3,50 Mk. an. Ruhigste u. vornehmste Lage Berlins

Eröffnet Mai 1903

Carlton Hotel
und Restaurant Kons

Ecke Charlottenstrasse **Berlin** Prachtlage Unter den Linden

Nächstgelegenes Hotel den Königl. Schlössern, Museen, Opern- und Schauspielhaus.

2 Minuten vom Bahnhof Friedrichstrasse

Vornehmes, erstklassiges Haus. Moderner Komfort

Kons & Pfennings, Hof-Traiteure

Dr. Sommer's Pension u. Erziehungsanst. f. Blinde

u. Schwachsehende der besseren Stände nimmt [illegible] Erwachsene beiderlei Geschlechts auf. Individuelle Behandlung, da Leiter selbst erblindet. Die Schule steht unter staatlicher Aufsicht. Spaziergänge i. d. ländl. u. waldig. Umgegend. Prot. u. kath. Kirche am Orte. Mässige Bedingungen. Referenzen. Prospekte stehen zur Verfügung.

Bergedorf bei Hamburg, Greve's Garten.

Karl Stangen's Reise Bureau Berlin W

Gesellschaftsreisen. — Sonderfahrten. — Verkauf von Eisenbahn- und Dampfschiff-Fahrkarten. Friedrichstrasse

Baedeker's Reisehandbücher.

Berlin und Umgebung. 12. Aufl. 1902. 3 M. — Nordost-Deutschland nebst Dänemark. 27. Aufl. 1902. 6 M. — Nordwest-Deutschland. 27. Aufl. 1902. 6 M. — Süd-Deutschland. 27. Aufl. 1901. 5 M. — Rheinlande. 20. Aufl. 1902. 6 M. — Südbayern, Tirol, Salzburg etc. 30. Auflage. 1902. 6 M. — Österreich (ohne Ungarn). 25. Aufl. 1902. 6 M. — Österreich-Ungarn. 25. Aufl. 1902. 9 M. — Belgien und Holland. 22. Aufl. 1900. 6 M. — Oberitalien. 16. Aufl. 1902. 8 M. — Mittelitalien. 13. Aufl. 1903. 7,50 M. — Unteritalien. 13. Aufl. 1902. 6 M. — Italien von den Alpen bis Neapel. 5. Aufl. 1903. 8 M. — Riviera u. Südost-Frankreich. 3. Aufl. 1902. 6 M. — Paris u. Umgeb. 18. Aufl. 1900. 6 M. (In franz. Sprache: France: Le Nord-Est. 1903. 5 M.; Le Nord-Ouest. 1902. 5 M.; Le Sud-Est. 1901. 6 M.; Le Sud-Ouest. 1901. 8 M.) — Großbritannien. 3. Aufl. 1899. 10 M. — London. 14. Aufl. 1901. 6 M. — Rußland. 5. Aufl. 1901. 15 M. Russischer Sprachführer 1 M. — St. Petersburg. 1901. 4 M. — Schweden und Norwegen. 2. Aufl. 1903. 7,50 M. — Schweiz. 30. Aufl. 1903. 6 M. — Spanien u. Portugal. 2. Aufl. 1898. 16 M. — Ägypten. 5. Aufl. 1902. 15 M. — Griechenland. 3. Aufl. 1893. 6 M. — Palästina u. Syrien. 5. Aufl. 1900. 12 M. — Nordamerika. 1893. 12 M. (In engl. Sprache: Canada. 1900. 5 M.)

Schreibmaschine DIAMOND
weitaus bestes System
F. Schrey, Berlin SW. 19.

Die Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

62. Jahrgang — [illegible]

Nr. 14

Ausgegeben am [illegible] April 1903

Inhalt

[illegible] 1
[illegible] 3
[illegible] 13
[illegible] 23
[illegible] 29
[illegible] 31
[illegible] 40
[illegible] 50
[illegible]

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Von ärztlichen Autoritäten glänzend begutachtet als

Blutarmut • Nervosität • Frauenleiden

Bauer & Cie., Sanatogen-Werke, Berlin SW.

Einige ärztliche Urteile:

Albert Rosenhains beliebter Union-Koffer

Leichter,
unverwüstlicher,
hochelegenter
Koffer

Albert Rosenhains neueste Coupé-Koffer

D. R. G. M. und engl. Patent

ALBERT ROSENHAIN,

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

62. Jahrgang

Nr. 15

Ausgegeben am 9. April 1903

Inhalt:

F. Wilh. Grunow
Leipzig

[illegible] „Messina"

Messina-Apfelsinen.

[illegible] sind süss, saftreich und aromatisch.

Messina-Apfelsinen.	[illegible]	frank M.	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible] Früchte	[illegible]	[illegible]	180	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible] Früchte	42	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible] Früchte	[illegible]	[illegible]	100	[illegible]	[illegible]	[illegible]
Mittel Früchte	42	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
Grössere Früchte	[illegible]	3.—	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
Extra grosse Früchte	24	3.10	80	[illegible]	[illegible]	[illegible]
Bergfrüchte, teils Blutapfelsinen.						
Mittel Früchte	42	3.—	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
Grössere Früchte	[illegible]	3.10	100	[illegible]	[illegible]	[illegible]
Extra grosse Früchte	24	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
Blut-Apfelsinen.						
Mittel Früchte	42	3.05	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
Grössere Früchte	[illegible]	[illegible]	[illegible]	6.—	[illegible]	[illegible]
Mittel Früchte	42	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
Grössere Früchte	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
Extra grosse Früchte	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]

Jenckel & Co., Hamburg.

Staatsmedaille in Gold 1890.

Hildebrand's

Deutschen Kakao

[illegible]

Deutsche Schokolade

[illegible]

Thee neuester Ernte

[illegible]

[illegible]

Theodor Hildebrand & Sohn,

[illegible] BERLIN, [illegible]

[illegible]

[illegible]

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

6[illegible] Jahrgang

Nr. 16

Ausgegeben am [illegible] 190[illegible]

Inhalt:

Den[illegible] [illegible] 117
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Berliner Handels-Gesellschaft

Commandit-Gesellschaft auf Aktien

Behrenstrasse 32 und Französische Strasse 42 * Berlin W. * [illegible]

Errichtet 1856

Geschäfts-Inhaber

Carl Fürstenberg * Gustav Ahrens * Dr. Walther Rathenau * Hans Winterfeldt

Commandit-Kapital . . . Mk. 90 000 000.—

Bilanzmässige Reserven am 1. Januar 1903 . . . Mk. 25 101 606.10

Eberhardt's Möbelfabrik

Holzmarktstr. 27. BERLIN O. [illegible]

Speciali:

Komplette Wohnungs-Einrichtungen.

[illegible]

Mark 1500.

Zahlbar gratis und franco.

[illegible]

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

[illegible] Jahrgang

Nr. 17

Ausgegeben am 25. April 1905

Inhalt:

[illegible]

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Spezial-Geschäft für Betten, Bettfedern u. Daunen

Grosses Lager in allen Preislagen u. Qualitäten

Joseph Schwarz

BAD KISSINGEN

Muster stehen jederzeit zur Verfügung.

Versand nach allen Orten — eventuell gegen Nachnahme

Eberhardt's Möbelfabrik

Holzmarktstr. 31. BERLIN O. Holzmarktstr. 31

Spezialität:

Komplette Wohnungs-Einrichtungen

Mark 1500.

Katalog gratis und franko.

Die Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

[illegible]

Nr. 18

[illegible]

Inhalt:

[illegible]

F. Wilhelm Grunow

Leipzig

Hoflieferant Sr. Maj. des Kaisers.

A. Benver

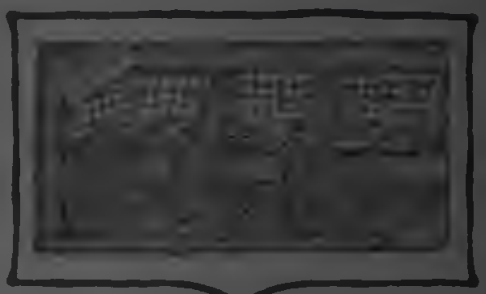
Vollständige Einrichtungen

von

Pferdeställen und Geschirrkammern

jeder Art

Bureau und Musterausstellung:



Berlin NW. Friedrichstrasse 91

Eberhardt's Möbelfabrik

Holzmarktstr. 21. **BERLIN O.**

Spezialität:

Komplette Wohnungs-Einrichtungen

Mark 1500.

Katalog gratis und franko.

Franko-Lieferung durch ganz Deutschland. Sonntags von 8—11 u. 12—2 geöffnet.

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

6. Jahrgang
Nr. [illegible]
Ausgegeben am [illegible]. Mai 1903

Inhalt
[illegible]

A. Wilhelmi
Leipzig

Quantmeyer & E
Hoflieferanten Sr. Maj. des Kaiserin
Linoleum
die erstklassige Hansa
Berlin, Wilhelmstr. 5
Hoflieferant Sr. Maj. des Kaisers und Königs.
Pariser Weltausstellung 1900
J. A. Henck
Zwillingswerk in Soling
BERLIN W.

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Wilhelmine
Leipzig

Berliner Secession

Kantstrasse 12

beim Zoologischen Garten

April - Juli 1903

VII. Kunstausstellung

Eintritt 1 Mark. Sonntags 50 Pf.

Geöffnet täglich von 9–7 Uhr

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jahrgang
Nr. 21

Inhalt

[illegible]

Fr. Wilhelm Grunow
Leipzig

Berliner Secession

Kantstrasse 12

beim Zoologischen Garten

April – Juli 1903

VII. Kunstausstellung

Eintritt 1 Mark. Sonntags 50 Pf.

Täglich von 9–7 Uhr

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

[illegible]

[illegible] Jahrgang

Nr. [illegible]

[illegible]

Inhalt.

[illegible]

Fr. Wilh. Grimow
Leipzig.

Maschinenfabrik Sack.

Rath bei **Düsseldorf.**

Hütten- u. Walzwerkseinric

Universal-, Blech-, Block-, Profil-, Draht- und alle an
Scheren, Pressen, hydraulische Anlagen, Blechricht-,
und Adjustage-Maschinen
sowie Bearbeitung von Maschinenteilen bis zu den größ

Hoflieferant Sr. Maj. des Kaisers.

A. Benver

Vollständige Einrichtung

von

Pferdeställen und Geschirr

jeder Art

Quantmeyer & Eicke

Hoflieferanten Sr. Maj. des Kaisers

Linoleum

die erstklassige Hansa-Marke

Berlin, Wilhelmstr. 55

Hoflieferant Sr Maj. des Kaisers und Königs. K. u. K.

Pariser Weltausstellung 1900 „Grand Prix"

Düsseldorfer Ausstellung 1902 „Grosse goldene Medaille".

J. A. Henckels

Zwillingswerk in Solingen

Messer und Gabeln für Küche und Haus — Messer für alle Gewerbe und Ämter — Taschen- und Tischmesser — Rasiermesser und Rasierapparate — Hirsch-Fänger und Jagdmesser — Scheren für alle Zwecke — Korkzieher Nussknacker etc.

BERLIN W., [illegible]

Frankfurt a. M., [illegible] — Hamburg, [illegible] — Köln, [illegible]

Dresden, [illegible] — Wien I, [illegible]

LILIPUT-BOGEN

der

SIEMENS & HALSKE

Problem gelöst: **Elektrisches Bogen**

in Innenräumen, an Stellen, die bisher [illegible]

Elektrisches Bogenlicht über

× × andere künstliche Lichtque

Die Liliput-Bogenlampe wirkt wegen [illegible]

in Form von Wandarmen, Hängearmen, Ständer-Lampen [illegible]

[illegible] umgeben.

So stabil, daß gegen stärkste Erschütterung [illegible]

Verbraucht nur so viel Strom wie 4 [illegible]

16 Kerzen — und leuchtet doppelt [illegible]

Alabasterglocken gedämpft auch 1[illegible]

Brenndauer eines Kohlenpaares bis 20 [illegible]

Kohlenwechsel von jedermann leicht [illegible]

Anzuschließen an [illegible]

[illegible] Alpenländer, [illegible], Gletscher, waldreiche [illegible]

[illegible] Restaurants, [illegible]

überall [illegible]

Direkte Schnellzugsverbindungen nach allen [illegible]

Österreich Salzkammerg

[illegible] nach [illegible]

Gmunden [illegible]

Goisern [illegible]

St. Wolfgang [illegible]

Ischl [illegible]

Hallstatt [illegible]

Mondsee [illegible]

Gosau [illegible]

Aussee [illegible]

[illegible]

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

42. Jahrgang
Nr. 23

Inhalt

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig.

Lebensversicherungs- und Ersparnis-Bank

Alte Stuttgarter Gegr. 1854

in Stuttgart

Versicherungsbestand Ende 1902	Mark	[illegible]
Bankvermögen „ „	„	[illegible]
darunter Extra- u. Dividenden-Reserven	„	[illegible]
Überschuss im Jahre 1902	„	[illegible]

Niederl. Landkämien [illegible]

Herrmann Hoffmann

[illegible]

BERLIN SW, Friedrichstrasse 60 [illegible]

Abteilung für

Jagd- und Reit-Sport

Breeches — Fox-Puttees — [illegible]

[illegible]

Gardinen, Stores u. Vorhangstoffe

Vorjährige Muster, besonders preiswert!

Schles. Tüll-Gardinen, d. Fenst. v. Mk. [illegible]		Schles. Tüll-Stores [illegible]	
Spachtel	1[illegible]	Spachtel	[illegible]
Erbstüll	17,50	Erbstüll	[illegible]

Einzelne Fenster und Reste bedeutend unter Preis

Eiserne Bettstellen, Matratzen für Kinder und Erwachsene

Bettfedern. • Fertige Betten • Daunen.

Bettdecken, Steppdecken, [illegible]

Anfertigung ganzer Wäsche-Braut-Ausstattungen.

Berlin W., [illegible]

S. B. Grünfeld

[illegible]

Emil Schopf, Flügel- u. Piano-Fabrik

BERLIN O. 27.

[illegible]

ENGROS. [illegible] EXPORT.

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

[illegible]

[illegible] Jahrgang

Nr. [illegible]

[illegible]

Inhalt:

[illegible]

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Fortwährender Bestand
ca. 500 Pferde

Grosse Transporte Holsteiner
und Russischer Wagen- und Arbeitspferde, Ungarischer und
Amerikan. Arbeitspferde, sowie Ponies treffen täglich ein und

S. Neuberg, Berlin NW, Leb

Douro-Portw

Direkter Import von der
Königl. Nord-Portugiesischen Weinbau-Gesell

Original-Abzüge garantiert

R. Hausburg Nachf. Inh.
Berlin C.

Portland-Cementwerke Aktien
in Heidelberg Heidelberg & N

Produktionsfähigkeit über 2 000

Fabriken i. Leipzig, Wetzlar b. Hamburg

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Wilh. Grunow
Leipzig

Berliner Handels-Gese

Commandit-Gesellschaft auf Ak

Behrenstrasse 32 und Französische Strasse 42 * Berlin W. *

Errichtet 1856

Carl Fürstenberg * Gustav Ahrens *
Rathenau * Hans Winterfe

Commandit-Kapital Mk. 10
Bilanzmässige Reserven
am 1. Januar 1903 Mk. 2

Güter-Parzellierung

Landbank zu Berlin

Hauptgüter, Vorwerke, Bauernstellen, Ziegelei-, Wald-, Mühlen- und Seegrundstücke

Bureau der Landbank,
Berlin W. 64, Behrenstr. 14–16.

Berliner M

L. Schwa

Wasserf

Dampfm

Dyn

Die Grenzboten
Zeitschrift
Politik, Literatur und

Eberhardt's Möbelfabrik

Holzmarktstr. 21. **BERLIN O.** [illegible]

Spe[illegible]alität.

Komplette Wohnungs-Einrichtungen

[illegible] Wohn[illegible] baum oder [illegible]kel Mah[illegible] [illegible] [illegible] modern [illegible] [illegible] F[illegible]

Mark 1500.

Katalog gratis und franko. [illegible]

Franko-Lieferung durch ganz Deutschland. Sonnt[illegible] von 8 [illegible]

Das wertvollste Kapital ist der Mensch.

[illegible] aus den Augen lasse[illegible] [illegible] schöne[illegible] [illegible] durch [illegible] zu erhalten [illegible] [illegible] D.R.P. 50751 her[illegible] [illegible] in billigen

Reichardt-Kakao.

[illegible]

Kakao-Compagnie
Chr[illegible]or Reichardt,
[illegible] Hamburg [illegible]beck.

[illegible]

Güter-Parzellier[illegible]

Landbank zu [illegible]

Bu[illegible]eau der [illegible]
[illegible] n W. [illegible]

Königliches Bad Oeynhausen

Kgl. Badeverwaltung.

Oberrheinische Versicherungs-Gesellschaft

in Mannheim.

See-, Fluss- und Land-Transport-Versicherung.

Unfall-Versicherung

Reise-Unfall-Versicherung

Lebenszeit,

Spezial-Radfahrer

Einbruch- und Diebstahl-

Bremer Ausschuss-Zigarren

Mark 20.

Eigene Werkstätten.

Fig. 315
...ien, Photographien, ...ien, ...mmlungen, Autographen, Zeitungen etc. etc.
Mk. 115.— bis Mk. 140.

Shannon-Registrator.

Erster und bester Briefordner der Welt

20 Jahre Garantie!

No. 1	mit Reg	Mk	5.00
„ 2	„	„	3.50
„ 3	„	„	3.00
„ 4	„	„	1.25

20 Jahre Garantie!

Eigene Werkstätten

Fig. 316
...

Shannon-Zeiss' zusammenstellbare
Bureau- und Bücherschränke

Filialen in:

Köln a. Rh.
Schilder-Gasse 65.
Dresden,
Wallenhaus-Strasse 10.
Frankfurt a. M.
...sel-Strasse 35.
Wien,
Spiegelgasse 3.
Mailand,
via Velasca 1.
Zürich,
Sonnenquai 24.
Brüssel,
17 Rue St. Jean.

Goldene Medaille * Weltausstellung Paris 1900

Shannon-Registrator-Co. Hoffstrasse

Berlin W. 66, Leipzigerstr. 126.

Aug. Zeiss & Co.

Man verlange unsere neuen illustrierten Kataloge!

Digitized by Google

Digitized by Google

DEC 2 1937

Digitized by Google

Google